HN X6C3 8

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

SIEBEN UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1834.

~~EX. 250~~
BP 368.1

1879, June 24
Minot Lund.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

25
53-114
1-52

N°. 1. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Die christliche Gemeinde zu Philippi. Ein exeget. Versuch von W. H. Schinz, V. D. M. in Zürich. Zürich, bei Orell u. Comp.* 1833. 83 *S.* 8.

2) *Quaestiunculae Philippenses. Von Dr. Henr. Chr. Mich. Rettig, S. Theol. Lic., Semin. philol. collaborator, Gymnasii academici collega (nunmehr Prof. d. Theol. zu Zürich). Giefsen, bei Heyer.* 1833. 47 *S.*

Der Verf. der ersten Abhandlung hat mit vieler Sagacität und gewifs sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, dafs in dem Briefe an die Philipper nicht, wie in manchen andern paulinischen Lehrbriefen, die damals so leicht mögliche Trennung zwischen Judenchristen und Heidenchristen und die pharisäische Forderung, dafs die Heiden nur durch Uebergang in die jüdische Gesetzlichkeit sich der Theilnahme an dem Messiasreich würdig machen könnten, als ein Fehler der Philippischen Gemeinde gerügt worden sey. Die Gemeindeglieder zu Ph. werden im Brief immer als ein vereintes Ganzes betrachtet. Wie nachdrücklich wiederholt P. immerfort sein παντες (1, 1. πασι, 1, 4. παντων ὑμων, 1, 7. ὑπερ πάντων und so fort, bis zum Schlufs 4, 21. παντα ἁγιον). Ungetrennt, nicht in Heiden- und Juden-Christen geschieden, waren sie; und als ein solcher Verein sollten und würden sie um um so gewisser wider ihre Feinde bestehen, 1, 28, da diese theils Heiden, theils Juden, und daher unter sich selbst uneins seyen. Nur sollten sie sich nicht durch ein Rivalisiren, 2, 3. 4, gegeneinander trennen und nicht durch Unfolgsamkeit gegen die römische Magistratur sich Feinde machen. (2, 12. 13.)

Juden waren zu Philippi ohnehin nur tolerirt. Sie hatten nach Apostg. 16, 13. nicht einmal eine Synagoge in der Stadt, sondern nur aufserhalb bei einem Flufs (Gangrites) einen Gebetsplatz (προσευχη) wo auch Paulus sich mit ihnen besprach. Dennoch waren die Juden in jener Gegend am meisten gegen die Neumessianer verfolgungssüchtig (Apostg. 17, 5. 13.) und den Pöbel aufregend. Die heidnischen Einwohner dagegen liefsen sich am meisten dadurch aufbringen, dafs die Lebensweise, welche die jüdischen Neuerer einführen wollten, ihnen als Römern, ῥωμαιοις οὐσι 16, 21. herabwürdigend wäre. Eine römische Colonie

mit Lateinerrecht zu seyn, war ihr höchster Stolz. Vgl. Rosini Antiq. rom. ed. Schotti. 1662. p. 1602. 1607—9.

Ein Hauptpunkt zur Erklärung des Philipperbriefs hängt, wie Rec. schon mehrmals andeutete, davon ab, dafs dieser Ort (vgl. Dio Cassius 51, 4.) von Augustus zu einer militärischen Colonie gemacht und auch ihm das *jus Latii* gewährt worden war. Digestt. legg. VIII, N. 8. Deswegen ist auch im 16. Cap. der Apostg. alles, was den Paulus zu Philippi betraf, ganz in der römisch militärischen Behandlungsart. Der Proceſs wird sehr summarisch abgethan, V. 22. Aber nachher, da das Kriegsgericht (*οἱ στρατηγοι*) ein Unrecht ausgeübt zu haben überzeugt wurde, sind eben dieselben Kriegsobersten, auch wieder ohne alle juristische Umwege, viel leichter geneigt, das Verfehlte gut zu machen und sogar dem Verletzten eine ehrenvolle Genugthuung zu gewähren.

Nur wenn wir diesen Charakter der Philipper festhalten, versetzen wir uns auch richtig genug in ihr gerades, biederes und grofsmüthiges Betragen gegen Paulus und in den Geist seines Antwortschreibens, worin er diesen seltenen Charakter so herzlich hochschätzt. Ordnung nämlich und folgsame Anhänglichkeit und eine unverkünstelte Achtung der paulinischen, gottandächtigen Rechtschaffenheitslehre konnten diese Menschen um so eher in sich hervorbringen, weil ihr streng geregelter militärischer Stand ihnen manches von diesen guten Eigenschaften als soldatische Ordnungsliebe, Rechtlichkeit, Ehrgefühl u. s. w. angewöhnt und schon zur zweiten Natur gemacht hatte. Daher nahm auch Paulus nur von diesen biederen, wenn gleich nicht reichen, Leuten mehrmals Unterstützungen an, während er andern Gemeinden, die ihn dadurch in einige Verbindlichkeit zu setzen, die vornehme Meinung gehegt hätten, diese Ehre nicht erwies.

Und so wird nun, wenn uns der Charakter der Philippergemeinde historisch klar ist, auch das, was der Verf. sehr gut bemerkte, um so begreiflicher, dafs 1, 27. 2, 2—4. Paulus diese Christen nur gegen den Charakter-Fehler, in welchen Rechtlichdenkende leicht verfallen können, nämlich gegen die Uneinigkeit verwarnt, welche aus dem Bestreben, dafs es Einer dem Andern zuvorgethan haben und dafür desto geschätzter seyn wollte, entstehen kann. Dagegen macht sie jene sich hervorhebende Stelle 2, 5—11. auf das Musterbild Jesu aufmerksam, welcher so vielerlei Zeichen eines Ἰσοθεος = eines gottgleichen (als messianischer König Gott den Oberregenten theokratisch repräsentirenden) im An-

sehen, und so eigenthümliche Mittel, Andere zu übertreffen, gehabt habe, aber doch nur um so mehr der sich herablassende Diener Aller (*omnibus inserviendo princeps*, Matth. 20, 27.) und ein williges Opfer für das Gute als die Sache Gottes, zum Besten der Uebrigen geworden sey, wofür ihn aber auch die Gottheit durch die grofse wohlverdiente Erhebung belohne, dafs Er, Jesus, als Messiasgeist über diese Menschenwelt zur Verherrlichung der Gottheit zu regieren habe (κύριος = βασιλευς, εις δοξαν θεου πατρος).

Der Gegensatz in diesem Briefe besteht nach all diesem nicht so, wie anderwärts, in einem nöthigen Kämpfen für die Freiheit des christlichen Geistes oder der religiösen Moralität gegen das jüdische Vorurtheil, wie wenn der Religiöse durch gesetzliche Handlungen (εργα), ohne Rücksicht auf Absicht und geistige Gesinnung (πνευμα und πιστις) dennoch der Gottheit Genüge leisten oder rechtschaffen genug = δικαιος, seyn könnte. Den Philippern macht Paulus nur dies klar, dafs sie, ohne Selbsterhebung und Eifersucht, in allem Guten mit einander zusammenhalten und dadurch für ihre an der evangelischen Heilslehre festhaltenden Ueberzeugungstreue unerschröckbar (μη πτυρομενοι) kämpfen sollten = τη πιστει του ευαγγ. συναθλειν, 1, 27, weil gerade diese ihre Eintracht für das Geistiggute ihren Gegnern (ἀντικειμενοις V. 28, nämlich den jüdischen sowohl, als den heidnischen Feinden des Urchristenthums) ein Zeichen werde, dafs diese es gegen die Christen verlieren, die Christen aber das heilsamste Bestehen gewinnen müfsten.

Geschichtlich zeigt uns dann Lukas, wie gerade in jenen Gegenden von Philippi, Beröa, Thessalonich, hauptsächlich die Juden betriebsam waren, um die neuen Christen bei den römisch-heidnischen Obrigkeiten als ungehorsame Neuerer verdächtig zu machen, Apostg. 17, 6. Wer nämlich ein »Messiasreich« verkündigte (βασιλεα λεγων ἑτερον als den Καισαρ, 17, 7.), ein Reich, welchem das Heidnische und Jüdische weichen müfste, konnte nur gar zu leicht (besonders nach dem Aufbrausen der jüdischen und jüdisch-christlichen Apokalyptik) in den Verdacht gebracht werden, zu denen, »welche die Römerwelt in Aufruhr bringen wollten« = οι την οικουμενην ἀναστατώσαντες, zu gehören. Vgl. 2 Thess. 2, 3. ff.

Daher erklärt sich dann auch die Ermahnung 2, 12: »Meine Lieben, wie Ihr immer gehorsam gewesen seyd (ὑπηκουσατε = ὑπηκοοι εγενηθητε Vs 8.), so bewirket auch jetzt euer

wahres Heil und Wohl mit Furcht und Zittern, nicht nur wie damals bei meiner Anwesenheit, sondern jetzt nur um so mehr, während ich abwesend bin.« Sollte denn nicht die gewöhnliche Erklärung dieser Worte, wie wenn Paulus in Beziehung auf Gott zu einem Erarbeiten des Heils »mit Furcht und Zittern« aufgefordert hätte, längst jedem paulinischen Geistesverwandten auffallend und unglaublich geworden seyn? In dieses Apostels Geist ist es undenkbar, dafs er Furcht und Zittern vor Gott wie vor einem morgenländischen Gebieter verlangt hätte. Und noch sonderbarer und widersprechender hätten es doch christlich besonnene Exegeten längst finden sollen, dafs Paulus in diesen Zeilen die Seinigen aufgefordert habe, mit Furcht und Zittern »ihr eigen Heil zu bewirken,« während er sogleich in den nächsten Zeilen — nach der gewöhnlichen Erklärung — gesagt haben soll, dafs nicht die Menschen, sondern Gott Alles in Allem, sowohl das Wollen als das Vollbringen bewirke. Nur das Versenken in die immer noch von Vielen angestaunte Tiefe der Augustinischen Theorie und die geheime Uebermacht des Angewohnten machen es begreiflich, dafs so mancher gute Exegete, und so auch noch der Verf., den Apostel nicht von dem Vorwurf, in 4 Zeilen hinter einander sich selbst auf das sonderbarste widersprochen zu haben, zu befreien weifs. Erst soll P. angelegentlichst von den Menschen zu Philippi gefordert haben, dafs sie, sie selbst ihr Heil, *την ἑαυτων σωτηριαν*, bewirken sollten, und dann soll der Apostel doch, man möchte sagen, in Einem Athem behaupten, dafs die Gottheit Alles, nicht nur das Vollbringen, sondern selbst das Wollen bewirke?? Zugleich aber soll Er die Gottheit so schildern, wie wenn der Mensch vor ihr nur mit Furcht und Zittern an seinem Heil und Wohl arbeiten könnte? *Quae — qualia?!*

Ich weifs es wohl, dafs solche Widersprüche und Widersinnigkeiten gerade deswegen den Allzuglaubigen gefallen und noch als das Tiefe der Religion angegeben werden, weil dadurch aller Menschenverstand gedemüthigt und verwirrt werden müsse. Solchen Bewunderern contradiktorischer Geheimnifslehren erscheint alsdann (in ihrer *tristis arrogantia* — *Tacit.*) nichts »fader, und gemeiner und niedriger,« als eine historische (= den Geschichtumständen angemessene) und verständige Deutung einer Stelle, die man längst nur buchstäblich aus dem Context herauszureifsen und als (pantheistische?) Offenbarung, dafs Gott alles

und alles, sogar all das menschliche Rechtwollen bewirke, hoch zu preisen eingelernt hat. Dennoch kann des paulinischen Geistes nur eine solche Auslegung würdig seyn, wie sie dem Zusammenhang des Textes und der Umstände gemäfs ist und die sonst unvermeidliche Folgerung abwendet, dafs, wenn selbst das Wollen nur von Gott bewirkt werde, es also auch nur auf die Gottheit ankommen müfste, in dem Menschengeist das Gute nicht oder aber kräftig genug zu bewirken.

Der historisch-psychologische und (leider?) verständige Gedankenzusammenhang ist: Die Philippischen Christen sollten nach 1, 27. 2, 4. durchaus nicht unter einander eifersüchtig seyn, vielmehr Einer den Andern vorziehend, wider die Gegner der Gemeinde durch einträchtige Thätigkeit um so gewisser siegend werden, indem sie das göttlich belohnte Beispiel Jesu 2, 6—11. sich zum Muster machten. Sie sollten also (fährt V. 12. fort) nur um so folgsamer, nämlich gegen ihre römische Obrigkeit (die Decurionen u. s. w der Colonie) sich betragen und mit ängstlicher Ehrfurcht, μετα φοβου και τρομου, wie es jene militärische Macht zu fordern gewohnt war, sich ihr eigenes Heil und Wohl, nämlich die ungestörte Erhaltung des Urchristenthums in ihrer Umgebung, zu erarbeiten suchen.

Natürlich konnten jene (durch allzu heftige und irdische Messiashoffnungen leicht erregte) Vorwürfe der Aufrührigkeit, Apg. 16, 20. 22. 17, 6. 7. nicht besser widerlegt, und die römische Obrigkeit der Christengemeinde nicht anders günstig gemacht werden, als wenn die Christen zu Philippi, in der zur militärischen Ordnungsstrenge gewöhnten Colonie, nur um so sorgfältiger ihren Sinn für bürgerlichen Gehorsam bewiesen. Dafür aber, dafs sie in dieser Folgsamkeit, wodurch allein sie das Heil des Christenthums sich zu sichern vermöchten, das Aeufserste und also eher zu viel, als zu wenig thun sollten, giebt ihnen P. in V. 13. einen religiös entscheidenden Grund. Wenn nämlich sie sich selber jenes Heil mit Mühe zu bewirken suchten, so sey es zugleich die Sache Gottes, welche sie dadurch förderten. Denn es sey ja die Gottheit, die das Christenthum unter ihnen zur Wirksamkeit bringe; es sey die Gottheit, welche ihr Wollen für das Christenthum aufgeregt habe und welche fortdauernd unter ihnen das Christenthum verwirkliche. Für das, was Gott beginne und betreibe, soll der Mensch alle seine Wirksamkeit aufbieten. Der zusammenhängende Sinn demnach ist: Wenn sie durch die sorgfältigste Folgsamkeit gegen ihre Obern das Christenthum sicher

zu stellen, und im Gegensatz gegen den Vorwurf aufrührerischer Neuerungssucht in guten Credit zu bringen suchten, so würden sie dadurch nicht nur ihr eigenes Heil und Bestes bewirken, sondern zugleich für die Sache der Gottheit arbeiten, da es ja die Gottheit sey, durch welche sie (vermittelst so vieler das Gute fördernder Umstände) für das Christenthum willig geworden seyen, und indefs darin thätig erhalten würden. Wie hingegen hätte P. (nach der gewöhnlichen Erklärung) daraus, dafs Gott Alles bewirke, ein Motiv nehmen können zu der Aufforderung, dafs die Philipper, als Menschen, ihr Heil selbst bewirken sollten mit Furcht und Zittern?

Mag es nun gleich ziemlich lange dauern, bis eine solche historische und nicht verstandeswidrige Deutung des Contextes gegen die mystische, auf eingebildete Einweihung stolze Begriffsverwirrung überwiegend werden kann. Denn nur das Angewohnte ist es, was man so häufig den natürlichen Sinn zu nennen pflegt! Dennoch, wenn nur einmal der Zusammenhang gezeigt ist, werden sich die Weniger-eingenommenen, wie ich in 40 Jahren es vielfach erlebte, allmählich hineindenken und das Nichtcontradictorische endlich auch für das Natürliche und des Apostels Würdige anerkennen, wenn gleich dadurch die Augustinische Meinungslehre um einen *locus classicus* oder eine hauptsächlich mifsverstandene Stelle ärmer wird, während die Ueberzeugung, dafs die Bibel weit mehr mit der Vernunft als mit der patristischen Dogmatik übereinstimme, immer mehr Entschiedenheit gewinnt.

Der Verf. der zweiten Abhandlung, als anerkannt scharfsinniger gelehrter Forscher, zeigt zuerst, dafs man sonsther keinen Beweis habe, den Ausdruck, welcher Apostg. 16, 12. von Philippi gebraucht wird = ἥτις ἐστὶ πρώτη τῆς μερίδος τῆς Μακεδονίας, πόλις Κολώνια von einem Vorrang der Stadt Philippi vor andern Städten zu erklären. Er zeigt dagegen, dafs Philippi der Lage nach die erste nächste Stadt von Macedonien war, da Paulus von Neapolis, als einer damaligen Grenzstadt Thraciens, in jenen Theil Macedoniens überging. Die Genauigkeit dieser Forschung, wodurch die Ortsverhältnisse bestimmter werden, ist auf jeden Fall rühmlich. Dafs der Ausdruck πρωτη die vom Verf. angenommene Bedeutung haben könne, wird durch Parallelstellen hinreichend bewiesen. Nur scheint es mir, Lukas würde, wenn er hätte sagen wollen, dafs Paulus von Neapolis her zunächst nach Philippi gekommen sey, weil diese Stadt

die erste von jenem Theil Macedoniens sey, eher das Imperfectum = ἥτις ἦν ἡ πρώτη, mit dem Artikel, als das Präsens = ἥτις ἐστὶ πρώτη ohne Artikel, geschrieben haben würde.

Zur Vervollständigung einer Einleitung in den Brief an die Philipper möchte ich sehr wünschen, dafs Prof. R. mit eben dieser seiner genauen- und umfassenden Gelehrsamkeit alles das zusammenstellen möchte, was zur Erklärung und Anwendung des Prädikats »πόλις Κολώνια« für diesen Brief dienen kann. Denn, wie oben schon angemerkt wurde, ist das Eigenthümliche, eine römisch-militärische Colonie gewesen zu seyn, zur Erklärung des Briefs und der verwandten Stellen aus der Apostelgeschichte von vieler Bedeutsamkeit.

Mehrere andere Bemerkungen des Verfs. sind wegen ihrer ausgezeichneten Akribie aller Aufmerksamkeit werth.

Das wichtigste ist in der 5. Quästion. Er sucht zu bestimmen, wann Paulus nach Rom gekommen seyn könne? da er die Unterschrift: ἐγραφη ἀπὸ Ῥώμης für entschieden richtig hält. Dergleichen Untersuchungen können nicht, soviel möglich, beendigt werden, so lange man der herkömmlichen Meinung, blos weil sie die gewöhnliche geworden ist, eine Art von Vorrecht, gleichsam ein Besitzrecht, einräumt und eine abweichende Ansicht, wie eine Neuerung, deswegen abweist, weil das Recipirte sich doch dagegen einigermafsen vertheidigen läfst. Sehr gerne habe ich deswegen auch die gedrängte, reichhaltige und bedachtsam urtheilende Bemerkungen der Dr. Schottischen Isagoge (1830.) §. 68—70. und zugleich die Feilmoserische Einleitung nach der II. Ausg. 1830. berücksichtigt, dessen Bemerkungen S. 433. meist nur aus der angenommenen Stellung entstanden, wie wenn die gangbar gewordene Ansicht dadurch schon begründet würde, wenn gegen eine andere einige Einwendungen gemacht werden können. Die bessere Untersuchungsmethode mufs vielmehr von der herkömmlichen Meinung eben so streng ihre Beweisgründe fordern, als diese allerdings auch der andern neuern Ansicht abgefordert werden müssen. Nur durch die gegen einander tretenden Gründe und nicht durch die Herkömmlichkeit, kann und soll der Ausschlag gegeben werden.

Der einzige scheinbar überwiegende Grund, dafs der Brief von Rom aus geschrieben sey, liegt in den Worten 4, 22: »Euch grüfsen alle die Gottgeweihte, am meisten aber die aus dem Hause des Cäsars = οἱ ἐκ της Καισαρος οἰκιας« u. s. w. Die *domus Caesaris*, denkt man, ist der Pallast des

Imperators, und dieser war nirgends, als zu Rom. Aber schwerlich hätte P. zu Nero's Zeit den Pallast und die Hofhaltung des Imperators mit dem unbedeutenden Wort οἰκία benannt. Viel eher schickt sich dies für die Amtswohnung eines Cäsarischen Prätors oder Procurators in einer Provinz. Ist diese Erklärung wenigstens eben so leicht möglich, oder noch schicklicher, als die herkömmliche Deutung, wie wenn unter Nero schon manche christliche Gottgeweihte in dem Cäsarischen Pallast zu Rom gewesen wären, so ist ferner die Stelle 1, 13, dafs die Gefangenschaft des Paulus, als eine christliche, »in dem ganzen Prätorium« auf eine ausgezeichnete Weise bekannt geworden sey, in der That — gar nicht auf den Aufenthalt zu Rom anwendbar, wenn man sich von diesem einen historisch-juridischen richtigen Begriff macht. Paulus hatte als römischer Bürger sein Recht benutzt, von dem Provinzialgericht an den Cäsar zu appelliren. (Nach der Lex Valeria von a. U. C. 243. war *adversus omnes magistratus provocatio (civis rom.) ad populum* erlaubt. Unter den Imperatoren verwandelte sich dies in Adpellation an den Imperator. Denn Lex Valeria Horatia vom J. 304. bestimmte: *Ne quis ullum magistratum sine provocatione* (nämlich für römische Bürger) *crearet.* Und geschützt war ein solches Gesetz durch die allein entschiedene Garantie: *Qui creasset, cum jus fasque esse occidi, nec ea caedes capitalis noxae haberetur.* Liv. III.) Daraus ist aber die gewöhnliche Vorstellung entstanden, wie wenn ein jeder solcher Appellant alsdann von dem Cäsar selbst gerichtet worden wäre. Allerdings erschienen auch die Imperatoren bisweilen als Rechtsprechend. Selbst Domitian, nach Sueton. C. 11. Aber welch eine unendliche Menge von Gerichtssitzungen würde alsdann der Imperator sich haben gefallen lassen müssen, wenn er sich persönlich um die überallher möglichen Appellationen der *civium Romanorum* hätte bekümmern sollen! Der Sinn war vielmehr, dafs »der römische Bürger« dadurch genug geehrt wurde, wenn er von den Statthaltern, welche gegen die »*Provinciales*« im Namen des Cäsars ganz abzuurtheilen das Recht hatten, sich an ein Obergericht in der Hauptstadt wenden durfte, welches im Namen des Cäsars nach dem römischen Rechtsgang durch *judices lecti et jurati* entschied, nachdem unter Augustus die *judicandi potestas* des *populus rom.* aufgehört hatte.

Ein solcher Appellant wurde dann als Gefangener nach Rom geliefert. So auch Paulus. Zu Rom aber gab es sodann nicht, wie.

man voraussetzt, auch ein solches *Praetorium* als Staatsgebäude, wovon ein Theil, wie zu Cäsarea, für die Verhaftungen eingerichtet war. An die prätorianische Besatzung wurde wohl der gefangene Appellant zur Verwahrung abgeliefert, wie Apg. 26, 16. es ausdrückt. Aber Diese war in einem στρατοπέδον = Heerlager. Die Prätorianer, d. h. die vom Praefectus Praetorio commandirten, waren nämlich seit Tiberius Zeit nicht etwa in prätorischen Gebäuden. Suet. Cap. 37. sagt: *Tiberius Romae castra constituit, quibus praetorianae cohortes vagae ante id tempus et per hospitia diversae, continerentur.* Das Prätorium zu Rom war das *tabernaculum* dieses στρατοπεδάρχης. Wäre Paulus nicht mit einem günstigen Bericht des Festus und von dem Officier, der ihn dahin gebracht hatte, empfohlen, an den prätorianischen Legionarius abgeliefert worden, so wären die *castra stativa* der Prätorianer der Platz gewesen, wo er unter einem Zelt für die weitere Aburtheilung hätte aufbewahrt werden müssen. Jetzt aber, weil man zum Voraus über ihn eine gute Meinung erhalten hatte, bekam er die Erlaubnifs, ein paar Jahre lang in einer eigens gemietheten Wohnung zu bleiben, wo man sich Seiner zur Citation nur dadurch versicherte, dafs er immer an einen einzelnen Soldaten durch eine Kette angeschlossen war.

Gesetzt nun, dafs durch diesen Einzelnen, da derselbe öfters abgelöst wurde, nach und nach mehrere Prätorianer von Paulus etwas erfahren konnten, so gab es dann doch überhaupt kein Prätorium, von welchem Paulus den Philippern die vielsagende Nachricht hätte schreiben können, dafs Er »in dem ganzen Prätorium« (der Hauptstadt) vortheilhaft bekannt geworden sey, Nicht einmal Kasernen den Prätorianern (mit Feilmoser) einzuräumen, wäre der Sachkunde gemäfs.

Wer demnach nach der traditionellen, aber an sich nichts entscheidenden Unterschrift des Briefs durchaus an Rom denkt, der müfste zuvörderst zeigen, dafs es damals zu Rom ein ὅλον πραιτώριον gegeben habe, in welchem Paulus so viel Aufsehen hätte erwecken können. In der Provinz hingegen gab es wohl zu Jerusalem, wie zu Cäsarea (s. Matth. 27, 27. Joh. 18, 28. dergleichen prätorische Amtsgebäude, die natürlich Cäsarische Häuser hiefsen, weil sie dem öffentlichen Gebrauch und der Disposition des Cäsarischen Provinzstatthalters überlassen seyn mufsten, auch wenn sie, wie das zu Cäsarea, Apostg. 23, 25. zum Theil, zum Besten gefangener Juden, von Juden erbaut waren.

Andere Gründe, durch welche die Entstehung des Briefs an die Philipper mit Rom in Verbindung gebracht werden könnte, sind nirgendsher anzuführen. Noch ein bedeutender Gegengrund aber liegt in 1, 14—17. Dort, wo Paulus gefangen war, sagt Er, seyen Manche, die aus Streitsucht den Messias, aber nicht aus reiner Absicht verkündigten, sondern deswegen, weil sie auf Ihn, den Gefangenen, mehr Noth bringen, = θλιψιν επιφερειν, zu können meinten. Wie wäre dies zu Rom vor dem *Praetor peregrinus* und seinem Oberappellationstribunal von *judicibus sorte lectis*, welche über *crimina majestatis* und *perduellionis* nach der *quaestio perpetua* zu richten bekamen, denkbar? Dort hatten nach Apostg. 28, 22. noch nicht einmal die Juden widrige Botschaften gegen P. aus Judäa bekommen. Welche aber unter den römischen Christen hätten dann so zelotisch seyn und es wagen können, die Gefangenschaft des Apostels dadurch beschwerlicher zu machen, dafs sie Christus, jedoch auf eine dem Paulus entgegengesetzte Weise, verkündigten. Nur viele von den Judenchristen waren nach Apostg. 21, 20. solche ζηλωται του νομου und folglich so sehr εξ εριθειας, dafs sie Paulus als einen »Apostaten,« nämlich als einen vom Judenchristenthum Abtrünnigen, anfeindeten. Diese nun konnten allerdings in Palästina auch dem, um die Ruhe in der Provinz besorgten, römischen Provinzstatthalter zu verstehen geben, dafs sie selbst zwar allerdings auch Jesus als den Messias verehrten, zugleich aber das Judenthum, wie es von den Römern zugegeben sey, festhielten, der Apostat Paulus hingegen eine antijüdische neue Sekte überall zu verbreiten suche, die auch den Römern als eine Neuerung gefährlich und gesetzwidrig erscheinen müsse. Wer aber kann glaublich machen, dafs dergleichen Verdächtigungen gegen Paulus in der römischen Hauptstadt aufgetreten waren? Dort würde der Römerstolz solchen jüdischen Eiferern so wie der Proconsul Gallio zu Korinth, Apostg. 18, 15. geantwortet haben. Ueberhaupt konnte wohl unter Juden und Judenchristen, wie sie in Palästina waren, ein einzelner Mann, wie der dort erzogene und den Synedristen bekannte Paulus, Aufsehen und vielen Widerspruch erregen. Aber dafs dies in der damaligen Welthauptstadt auch auf ähnliche Weise hätte erfolgen können, möchte nur Der sich vorstellen, welcher allenfalls in der Studierstube nicht lebhaft genug daran denkt, dafs, was in einer Provinzstadt vieles Gerede erwecken könnte, zu Paris, wie in einem allgemeinen Strudel, verschwindet.

Uebrigens erhellt auch hier von selbst, wie dergleichen Untersuchungen äufserer Verhältnisse, auf welche von unsern tiefsinnächtigen, aber oberflächlich gelehrten exegetischen Zeitgenossen aus ihrer Höhe mit Verachtung herabgeschaut wird, zur Erklärung des Sachinhalts selbst öfters unentbehrlich sind. Nur allzu leicht begnügt sich, halb vornehm halb dürftig, die mystische Gemüthlichkeit mit dem Trost, dafs — Christum lieb haben besser als alles Wissen sey.

Mit den weiteren Untersuchungen des Hrn. Dr. Rettig über die Zeit, wann Paulus zu Cäsarea gefangen und alsdann nach Rom gebracht worden sey, kann ich nach meinen sonstigen Untersuchungen (worüber ich für jetzt Mein Handbuch über die 3 Evangelien und Meine Erklärung des Hebräerbriefs zu vergleichen bitte) fast ganz übereinstimmen. Der Verf. nämlich hat sehr richtig gezeigt, dafs Felix nicht erst um die Zeit, da Nero seinen Bruder Pallas durch Gift wegschaffen liefs, sondern weit früher von der Provinz-Procuratur abgerufen worden seyn müsse. Tacitus nämlich macht, wie auch Hr. R. zeigt, darauf aufmerksam, dafs Nero gleich Anfangs des anmafslichen Pallas überdrüssig war. Annal. 13, 2. Schon in seinem ersten Regierungsjahr schob er ihn deswegen von der grofsen Finanzverwaltung weg, durch welche Pallas unter Claudius »*arbiter regni*« gewesen war. Annal. 13, 14. Dennoch schonte er diesen Günstling der Agrippina, seiner Mutter, bis er endlich selbst Muttermörder zu werden, sich nicht mehr verboten hatte. Kurz vor dieser Zeit rechtfertigte sich Pallas gegen den Argwohn einer mit Burrus zugleich beabsichtigten Regierungsveränderung. Ein solches Faktum beweist, dafs Manche Delatoren bereits gegen Pallas viel wagen zu dürfen glaubten, dafs aber doch, wie es bei dergleichen lange geltend gewesenen Höflingen der Fall zu seyn pflegt, Pallas noch immer etwas von seinem alten Uebergewicht geltend zu machen wufste. Nichts ist nun historisch natürlicher, als dafs Nero nicht allzu lange nach der Zeit, wo er dem Pallas selbst die Finanzlast abgenommen hatte, dabei aber gegen den Halbgefürchteten immer noch eine gute Miene machte und den Schein des τιμην εχειν öffentlich beibehielt, auch dem Bruder Felix blos, insofern er lange genug in der Provinz abwesend gewesen sey, einen ablösenden Nachfolger schickte. Dies geschah noch nicht in Form einer Ungnade, eines = *dejici gradu dignitatis.* Nero hatte nicht den Grundsatz des Tibers, selten die Fliegen von dem wunden Bein wegzujagen. Nach der Archäologie 20, 8. 9. wurde Festus

von Nero geschickt, ohne dafs zum Voraus auf Vorwürfe gegen Felix gedeutet wird. Eben diesen gleichsam unschuldigen Sinn drückt auch Lukas aus Apostg. 24, 27, indem er schreibt: da 2 Jahre (der Verhaftung des Apostels) voll waren, bekam = ελαβε, Felix den Festus zum Nachfolger. Erst nachher suchten Juden von Cäsarea den nach Rom zurückgekehrten Felix dort anzuklagen. Aber auch dies gelang noch nicht, weil Nero wenigstens äufserlich damals noch gegen Pallas ein δια τιμης εχων war = Ihm Ehre bewies (wenn man gleich nicht, mit S. 43, sagen möchte: *Neroni Pallantem cum maxime illo tempore in deliciis fuisse.*)

Beiläufig bemerke ich zu der angeführten Stelle der Archäologie, dafs der Βουρρος, welcher dort als παιδαγωγος του Νερωνος angegeben ist, doch wohl ein anderer, als der *praefectus praetorio* Burrus gewesen seyn müsse, da er zugleich als Chef im Departement für die griechischen Ausschreiben charakterisirt wird = τάξιν τὴν ἐπὶ τῶν Ἑλληνικῶν ἐπιστολῶν πεπιστευμένος, während der bekanntere Afranius Burrus *militaribus curis* (*et morum severitate*) ausgezeichnet war. Tacit. Ann. 13, 2.

Noch Ein Datum, weswegen der Abgang des Felix aus der Provinz eher in den annus Dion. 57, als 55. zu setzen seyn wird, will ich nicht übergehen. Nach Josephus unterdrückte und zerstreute Felix die Horde eines ägyptischen falschen Propheten, welcher selbst aber sich glücklich flüchtete. Daher ohne Zweifel kam es, dafs, da so eben Paulus im Tempel verhaftet worden war, der römische Commandant der Burg Antonia, weil er ihn griechisch reden (und wohl mehr ausländisch als galiläisch das Griechische aussprechen) hörte, schnell auf den Gedanken kam: Bist Du nicht etwa jener Aegyptier, welcher vor diesen Tagen Aufstand erregt und 4000 Sicarier in die Wüste hinaus geführt hatte? Apostg. 21, 38. — Wir sehen also hier, dafs die Zerstreuung dieses von einem Alexandrinischen Juden schwärmerisch versuchten Unfugs schon über 2 Jahre, ehe Felix von seinem Amte abgehen mufste, geschehen war. Deswegen, und zugleich wegen der übrigen Wahrscheinlichkeiten in der Chronologie des Lebens Pauli, nehme ich an, dafs der Apostel im ersten Regierungsjahre Nero's = a. Dion. 55. verhaftet wurde, dafs aber die διετια seiner Verhaftung erst im Laufe des dritten Neronischen Regierungsjahrs, nämlich um Pfingsten 57. endigte und um diese Zeit Felix seinen Nachfolger erhielt. Da-

durch wird dann der Brief an die Philipper in die Zeit zwischen 55. und 57. versetzt, während welcher Paulus ohne Zweifel noch viel eher durch einen von dem einzelnen Provinzprocurator Felix abhängigen Ausspruch in Palästina, als durch ein mit ihm weniger bekanntes Obergericht zu Rom eine schnelle Loslassung hoffen konnte. Dafs er dieselbe durch Geld bei Felix leicht hätte bewirken können, hat Lukas Apostg. 24, 26. ausdrücklich angegeben. Daher übersetze ich mir Phil. 1, 22. so: »Wenn aber ein längeres körperliches Leben für mich die Frucht einer Bemühung seyn soll, so weifs ich nicht, was ich nicht, was ich wählen soll.« Paulus wufste wohl das ἔργον, von welchem seine Loslassung bei Felix die Frucht hätte werden können; aber er entschliefst sich nicht, auf diesem Wege sich um dieselbe zu bemühen.

Nicht ganz unberührt will ich lassen, dafs auch jetzt noch der Theil des Philipperbriefs von den Worten: Ἀδελφοί μου, χαίρετε ἐν Κυρίῳ 3, 1. 4, 1. in einem gnnz anderen Ton, als das Uebrige geschrieben scheint. Das τὸ λοιπὸν rechne ich noch zu dem vorhergehenden Vers (2, 30.). Alsdann überlasse ich Jedem, besonders wenn er das Folgende laut lesen will, kritisch zu empfinden, ob der folgende Aufruf 3, 2: »Blicket auf die Hunde, *) blicket auf die bösen Arbeiter, blicket auf die verkehrte Beschneidung! Denn Wir sind die ächte Beschneidung, die wir dem Geiste Gottes dienen, uns Jesus, des Messias, rühmen und nicht auf etwas Körperliches uns verlassen!« — mit dem milden gemüthlichen Ton des eigentlichen Gemeindebriefs gleichstimmig sey.

Eben so wenig ist der weitere Inhalt 3, 4—14. mit dem, was Paulus der Gemeinde zu Philippi zu sagen hatte, gleichartig. Denn wie konnte es nöthig seyn, die ihm ohnehin so ergebenen Philipper ausführlich daran zu erinnern, dafs Er selbst unter den Juden, wenn er gewollt hätte, alle Vortheile und grofse Vorzüge hätte benutzen können, dafs er aber jene blos legale jüdische

*) Dr. Schott schreibt S. 238: „*Concedimus, orationem Pauli* 3, 2. 18. *vehementius insurgere contra doctores vanos.*" Aber in der That ist das βλέπετε τους κύνας so heftig, dafs ich es mir in Paulus's Mund nicht erklären kann, aufser durch die Voraussetzung, dafs der Brief der Gemeindevorsteher in Makedonien dieses Schimpfwort gebraucht und Data eines hündischen Betragens angegeben hatten. — Selbst das Härteste, was sonst P. sagt: 2 Kor. 11, 13. 15. ist doch nicht so hart, als — „die Hunde!"

Rechtschaffenheit = die δικαιοσύνη ἡ ἐκ νόμου nicht als die seinige festhalte (μὴ ἔχων ἐμὴν). Die Aufforderung: »Blicket auf die schlechten Arbeiter« deutet darauf, dafs dieses Fragment für die Vorstände geschrieben war, die alsdann auch das kurze Wort: »Blicket auf die Hunde,« sich eher deuten mochten, während es einer Gemeinde wohl zu sehr aufgefallen wäre.

Ein zweites Fragment scheint mir 4, 1. mit dem Worte Αγαπητοι anzufangen, welches zum Folgenden gehört. Dieses Billet betrifft wohl das Verhältnifs einiger Diakonissinen und ihres Vorstandes, welchen Paulus auffordert, als ein ächter Syzygos *nomen et omen* zu haben. Der Ton des Gemeindebriefs beginnt dagegen, von 4, 10. an, wieder ganz so, dafs wenn wir uns diese beiden Billete dazwischen heraus wegdenken, die Gleichartigkeit des Ganzen unverkennbar wird. Schon in der Aufschrift 1, 1. sind die Worte: σὺν ἐπισκόποις καὶ διακόνοις ganz unpassend, denn da Paulus an alle die Gottgeweihte zu Philippi zu schreiben andeutet, so wäre es unbegreiflich, warum er die von der Gemeinde nicht getrennte ἐπισκοποι und διακονοι besonders genannt haben sollte. Erst, als man das Billet an die Vorsteher 3, 1. — 4, 1. und das zweite Billet an die Diakonen mitten in den Gemeindebrief einrückte, scheint der Redaktor etwa bei der Aufnahme dieser Reliquien in den Kanon) d. h. zu Gemeindevorlesungen seit dem zweiten Jahrhundert) für gut gehalten zu haben, dieses auch in der Ueberschrift anzudeuten.

Der Gemeinde zu Philippi sagt 4, 10, P. habe sich sehr gefreut, dafs sie auf's Neue wie aufgeblühet seyen, um für ihn zu sorgen. (ανεθαλετε = הֶפְרִיחַ Ezech. 17, 42.) Feilmoser folgert: Dieses Geschenkgeben müsse länger unterbrochen gewesen, also eher zu Rom, als etwa ein Paar Jahre früher zu Cäsarea erneuert worden seyn. — Nach 4, 15. hatten die Philipper Geldunterstützung (damit P. nicht durch Handarbeiten und Selbsterwerben Zeit verlieren müfste) an ihn nach Thessalonich geschickt. (2 Kor. 11, 9) Dies war im J. 49. 50. Also weit genug vom J. 56. entfernt. Gerade in Palästina aber hatte P. als Gefangener weniger Freunde (Apostg. 21, 24.), als nach Apostg. 28, 15. zu Rom. — — Bei Prüfung mancher Schrifterklärung habe ich mir schon die Bemerkung machen müssen, dafs bisweilen eine vom unbegründeten Traditionellen abweichende Berichtigung leicht und vielleicht allzu schnell Eingang findet, dafs aber auch bei manchem andern neuen Erklärungsversuch alle nur ersinnliche Ein-

wendungen dagegen aufgeboten werden, um das Recipirte irgend noch an einem Fädchen festzuhalten. Gut und nöthig ist's unstreitig, dafs der Gelehrtprüfende an alle mögliche Einwendungen denke. Aber die, welche jeder Sachkundige sich selbst auflösen oder widerlegen kann, sollte man denn doch — um zum gemeinschaftlichen Ziel entweder der Ueberzeugung oder des fortdauernden *Non Liquet* bälder und einträchtiger zu gelangen — wenigstens nicht ohne die Lösung zugleich zu geben, blos als Gegensatz aufstellen. Auch das Leichtere vermögen doch nicht Alle leicht genug wegzuräumen. Wenigstens wäre Vielen Mühe zu ersparen. Auch ist es gewifs wichtig, die Exegese nicht durch unendliche Kritteleien in eben den Verdacht zu bringen, durch welchen die philosophische Speculation gegenwärtig so bedenklich leidet, — in den Verdacht, dafs sich am Ende alles in lauter *Pro* und *Contra*, in endlose sich selbst zerstörende Reihen von Einfällen und Widersprüchen auflöse und daher über alles Geschichtliche nichts als das Gewölk des traditionellen Glaubens übrig bleibe.

Dr. *Paulus*.

---

1) **Lettres de *Napoléon* à *Joséphine* pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire et lettres de *Joséphine* à *Napoléon* et à sa fille. 2 *Volumes*. 8. *Paris*. *Firmin Didot*.**

2) **Mémoires de *Mademoiselle Avrillon*, première femme de chambre de l'impératrice sur la vie privée de *Joséphine*, sa famille et sa cour. 2 *Vol.* 8. *Paris*, *chez Ladvocat*, 1833.**

Wir verbinden die Anzeige beider Bücher, weil sie gewissermaafsen zusammengehören, so dafs das Eine aus dem Andern ergänzt werden kann und mufs. Beide Bücher sind wichtiger für das Leben der Kaiserin Josephine, als für die Kenntnifs der Begebenheiten der Jahre 1799 — 1815, obgleich das Erste ausdrücklich in der Absicht herausgegeben ist, um den Charakter des französischen Feldherrn im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen und zu beweisen, dafs er der schönsten und zartesten Empfindungen fähig gewesen sey. Ref., durch den Raum und durch die wissenschaftliche Bestimmung dieser Jahrbücher beschränkt, begnügt sich, eine blofse Anzeige des Inhalts nebst einigen wenigen Andeutungen zu geben, auf eine genauere Prüfung der beiden Bücher darf er sich aus vielen Gründen nicht einlassen. Der Inhalt beider Bücher geht das Leben einer edeln, oft verkannten und

verläumdeten Frau an, deren Fehler nur Schwächen der Weiblichkeit oder Folgen des früheren Aufenthalts in einem heifseren Klima waren. Ref. kann beide Bücher den Damen seiner Nation mit gutem Gewissen empfehlen, er darf (so weit er darüber competent ist, was allerdings nicht sehr weit geht) versichern, dafs die Denkwürdigkeiten der Avrillon besonders den Damen eine sehr unterhaltende Lectüre gewähren werden, dafs sie den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich tragen und nicht wie die vielgelesenen Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes Albernheiten und Lügen in das Gewand der wahren Erzählung kleiden und ganz bekannte Geschichten plaudernd und klatschend entstellen.

Die Briefe (No. 1.) sind von der Herzogin von St. Leu herausgegeben, in deren Besitz, wie Ref. bezeugen kann, und auch hier durch Fac Simile's bewiesen ist, sich die Originale befinden. Es scheint uns allerdings, dafs die dankbare und kindliche Absicht der Herausgeberin eher durch diese Briefe als durch ihre Denkwürdigkeiten, so viel wir davon gesehen haben, erreicht werden kann, wenn sie überhaupt zu erreichen ist. Was den letzten Zusatz oder die beigefügte Beschränkung der völligen Rechtfertigung aller Schritte Napoleons betrifft, so bezieht sich diese nur auf das eigentlich Historische, worüber Ref. sich kurz erklären will. Der Privatcharakter, das Herz, die Gefühle historischer Personen gehören vor den öffentlichen Richterstuhl gar nicht, historische Personen haben einen öffentlichen Charakter, dieser allein kann von dem Historiker beurtheilt werden, der Privatcharakter geht die Familie und die Umgebungen an. Es scheint uns sogar möglich, dafs der öffentliche und der Privatcharakter ganz verschieden wären, dafs ein vortrefflicher Mensch wegen des Erfolgs seiner Thaten in der Geschichte schlecht, ein schlechter vortrefflich erschiene. Der öffentliche Charakter wird aus den allgemein bekannten Handlungen und aus den öffentlichen Rathschlägen geschlossen, die geheimen Nachrichten können den Historiker leiten, warnen, vorsichtig machen, bestimmen dürfen sie ihn nicht.

(Der Beschluſs folgt.)

№. 2. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lettres de Napoléon à Josephine et *Memoires de Madem. Avrillon.*

(Beschlufs.)

Der ernste Forscher folgert nur aus Thatsachen und öffentlichen Beschlüsen, deren Urheber er verantwortlich machen mufs, wenn nicht Geschichte zum Geklatsch werden soll. Es ist daher sehr ehrenvoll für die Verwandten, Schützlinge und Diener des grofsen Mannes, der Frankreich aus der Anarchie errettet und auf kurze Zeit zur herrschenden Macht in ganz Europa gemacht hat, dafs sie Alles aufbieten, den Schmähungen kleiner Seelen Lobeserhebungen und Documente seiner Gröfse, seiner edlen Empfindungen und seiner vortrefflichen Regierungsmafsregeln entgegen zu setzen; die Thatsachen stehen indessen fest. Er selbst hat seinen historischen Charakter mit eisernem Griffel in eine Tafel eingegraben, welche, um mit Ovid zu reden, dem Zorne des Zeus, wie dem Feuer und der Alles verzehrenden Zeit, auch dann noch trotzen wird, wenn die Sybillenblätter eines Savary und Constant, die Briefe an Josephine und die Denkwürdigkeiten der Avrillon, Las Cases Memorial und Norvins vier Bände mit Kupfern längst vom Herbstwinde der Jahrhunderte verweht sind.

Wir wenden uns zur Anzeige. Der erste Theil enthält die Briefe oder eigentlich die Billets an seine Gemahlin oder ihre Tochter vom Juli 1796 bis Juli 1807; lauter unmittelbare und augenblickliche Ergiefsungen oder freundliche Worte an ein geliebtes und liebendes Weib. Wir wüfsten durchaus keinen einzigen Brief anzudeuten, der die geringste historische Bedeutung hätte. In der Vorrede heifst es S. 10 davon: *Cette correspondance prouvera, nous le croyons fermement, que le conquérant était humain, le maître du monde bon époux, le grand homme enfin, homme excellent.* Diese Behauptung müssen wir sehr beschränken. Die Briefe mögen allerdings beweisen, dafs Napoleon ein guter Ehemann und Vater war; dagegen darf die Geschichte nichts einwenden, wenn Gattin und Töchter es bezeugen, — sie können auch beweisen, dafs er in gewissen Momenten, wo er sich zarten Empfindungen hingab, edler Bewegung fähig war — mehr kön-

nen sie aber nicht beweisen. Wenn jemand unvernünftig und beschränkt genug wäre, mit Walter Scott und einigen Teutschen der Jahre 1814 — 15 eine Karikatur für ein Bild des grofsen Mannes auszugeben, gegen den könnte man diese Documente gebrauchen; Andere werden immer einwenden dürfen, dafs wir ganze Archive voll Actenstücke, ganze Massen von Briefen und Zeitungsartikeln haben, die von ihm selbst dictirt oder unterschrieben, eine ganz andere Sprache führen, und auf ein ganz anderes Resultat leiten, als diese freundlichen Billets und Briefe. Der zweite Band beginnt mit dem April 1808, man würde sich aber sehr irren, wenn man Nachrichten über die Verhältnisse in Spanien, über die Empfindungen während des Aufenthalts in diesem Lande oder hernach in Oesterreich darin suchen wollte. Es ist immer dieselbe Manier, dieselbe Allgemeinheit, die man im ersten Theile wahrgenommen hat; kurz Artigkeit und französische Galanterie. Ehrenvoll ist es übrigens für den grofsen Mann, dafs die Correspondenz nach der erklärten Trennung von seiner ersten Gemahlin immer noch etwas vom vorigen Ton beibehält, da doch schon zwischen dem Ton von 1796 und dem von 1807 ein grofser Unterschied war. In diesem Theile stofsen wir (Vol. II. Lettre CXCVI. p. 118.) auf die bekannte kleinliche Empfindlichkeit des grofsen Mannes über das Geschwätz der Salons und auf die empörende Ungerechtigkeit, mit welcher er dies Geschwätz verfolgte. Er schreibt seiner Gemahlin von einer vornehmen Dame du faubourg: »Er hätte ihr Geplauder (*caquet*) schon lange geduldet, es langweile ihn aber endlich, er habe ihr befehlen lassen, nicht mehr nach Paris zurück zu kommen.« Er fügt hinzu: »Es sind noch fünf oder sechs alte Weiber der Art in Paris, die will ich auch fortschicken, sie verderben die jungen durch ihr dummes Geschwätz.« Wie wenig übrigens die Briefe des zweiten Theils Napoleons wahre Gefühle und Gesinnungen aussprechen, wie sie vielmehr aus einem ihn ehrenden Gefühl dessen, was er seiner Gemahlin schuldig war, aus einer Dankbarkeit, die er, seit er Kaiser war, der Politik glaubte opfern zu müssen, hervorgingen, wird man aus der ganzen Correspondenz des Jahres 1810 sehen. Wir führen als Beweis nur den 216ten Brief p. 164 — 165 an, wo er von der Abdankung seines Bruders in Holland spricht. Der Brief lautet ganz wie ein Zeitungsartikel. Von dem eigentlichen Zusammenhange der Sache auch kein Wort, und doch wufste Josephine recht gut, wie es damit sich verhielt! Anziehend sind hernach die Nachrichten

über die geäufserte Absicht, Josephine aus Frankreich auf eine freundliche und liebevolle Art zu verbannen, worüber man den S. 172 — 179 abgedruckten Brief der Frau Vergennes Remüsat nachlesen mufs. Auch die ökonomischen Bemerkungen Napoleons, sein Rath, wie seine Gemahlin es anzufangen habe, um mit ihrem Gelde auszureichen und allenfalls etwas zu ersparen, sind anziehend, das Andere hat nur für die Familie und nächsten Freunde ein Interesse. Uebrigens wollen wir bemerken, dafs im Jahr 1810 die Zahl der Billets noch ziemlich bedeutend ist, vom Jahr 1811 finden sich nur zwei kleine Zettel, jeder von fünf Zeilen, vom Jahr 1812 ebenfalls zwei Zettel, jeder von sechs Zeilen, dann Stillschweigen bis zum August 1813, dann folgen zwei Zettel, wie es scheint, auf Zureden der Herzogin von St. Leu geschrieben.

Anziehender als die Briefe Napoleons haben wir die von S. 199 und 400 angehängten *Lettres de l'impératrice Josephine à sa fille* gefunden. In diesen Briefen stirbt der Ausdruck wahrer Empfindung nicht ab, und wenn sie auch freilich keine wichtige politische Nachrichten enthalten, sind sie doch auch nicht ganz leer. Wir gehen zu den Denkwürdigkeiten der Mademoiselle Avrillon über.

Die Avrillon ist viel bescheidener als Herr Constant, sie bleibt des alten Wahlspruchs vom Leisten stets eingedenk, spricht sich ganz in ihrer Eigenthümlichkeit aus und zeigt uns, wie sich die Welt und ihre Gröfse ausnimmt, wenn man sie mit den Augen einer Pariser Kammerjungfer betrachtet. Sie liefert uns von dem, was ihr wichtig scheint, eine sehr lebendige und wahrhafte Darstellung, sie lebt und webt in der Sphäre, worin sie sich befindet, und hat bei der Geburt eine Seele erhalten, die für ihren irdischen Beruf erschaffen war. Wir werden durch keine Dissonanz gestört. Diese Dissonanz ist oft in den Selbstbekenntnissen tüchtiger Männer dem denkenden Leser sehr peinigend, wie es denn Referenten immer sehr unangenehm aufgefallen ist, wenn er die Denkwürdigkeiten Gaudins (des Herzogs von Gaëta) las, dafs dieser vortreffliche Rechner und Finanzminister mit einer Kammerjungferseele geboren war. Die Denkwürdigkeiten der Avrillon empfehlen wir übrigens dringend allen denen, welche höchst ungern sehen, dafs die Schattenseite der Dinge berührt werde, und über den unglücklichen Hang klagen, alle Sachen schwarz zu sehen, da doch Alles in der Welt und an den Höfen schneeweifs und ganz vortrefflich sey, und in voriger Zeit noch

viel besser gewesen, als alle Sinecuren und Pfründen, alle Klöster und Bastillen noch bestanden hätten. Hier finden sie alles gelobt, was die vornehmen Leute und die Herrschaften thun und denken. Solche Lebensart und Ton hatte die gute Mademoiselle Avrillon bei den Condés und Bourbons in Chantilly gelernt, wo ihr Vater in Diensten war. Welchen Dienst ihr Vater versah, hat sie nicht erwähnt, doch sagt sie, dafs er fünfzehn Kinder hatte. Sie schildert uns in ihrem ersten Capitel Chantilly, den Prinzen von Condé von der Lichtseite; die andere Seite (die übrigens keine schwarze ist) findet man am besten im zweiten Bande der *Histoire de la restauration* (Paris 1831 — 33. 10 Bände 8.). Dort heifst es unter andern (p. 79) vom Prinzen Condé: »Er verachtete Ludwig XVIII, weil er nur erst den dritten oder vierten überrheinischen Zug mitgemacht hatte, und nicht den Eifer des Auswanderns hatte, der im Juli 1789 die auswandernden Adlichen ergriff. Der Prinz von Condé nannte Ludwig XVIII nur Monsieur de Provence und sagte beständig: »Monsieur de Provence ist ein Mann von Geist, ein Philosoph, aber falsch wie eine Spielmarke.« Vom Herzog von Bourbon heifst es dort: »Seine Lebensweise war rauh, ganz nach der Weise der Landjunker; sein Tagewerk begann mit dem Hundegebell und endete mit dem Schmettern des Jagdhorns.« Nun lese man einmal Fräulein Avrillon und man wird die Sache ganz anders finden! Sie hat auch der Scene der Auswanderung des Grafen von Artois und der Prinzen von Condé einige Worte gewidmet. Die Avrillon erscheint als ein Juwel der alten Zeit, das in Staub und Trümmern unbrauchbar vergessen liegt, bis der neue Hof des ersten Consuls sich mit den Edelsteinen der Condés und Artois zu schmücken anfängt, sie hervorsucht und das Verdienst einer grofsen Schule an Kammerherren, Hofdamen und Kammermädchen ehrt. Sie schildert uns im zweiten Capitel die Schwierigkeit und die Cabalen, die ihr im Wege standen; schildert uns, wie Frankreich in Gefahr war, sie zu verlieren, wie Rufsland das vom undankbaren Vaterlande verkannte Verdienst in den fernen Norden berief. Sie ist schon auf der Reise, als endlich der Einflufs ihrer Beschützer durchdringt. Diese Beschützer sind: der Herr Vetter, *Chef de la bouche dans la maison du premier Consul* (dieser geniefst einer *considération réelle*), ferner seine Frau, eine Freundin der Avrillon, endlich Frère, erster Kammerdiener der Madame Bonaparte, der denn eigentlich die Sache durchsetzt. Im dritten Abschnitt unterhält sie uns von dem Fräu-

lein Tascher de la Pagerie, ihrem Eigensinn, ihrer Vorliebe für Rapp und ihrer Abneigung gegen den Gemahl, den ihr die Politik gab, gegen den Herzog von Aremberg. Von dem Dienst bei dem Fräulein Tascher kommt sie zur Kaiserin Josephine selbst und erzählt uns von den Reisen, die sie mit ihr macht. Die erste dieser Reisen geht nach Belgien und in das Rheinland, sie ist reich an mancherlei interessanten Bemerkungen. Sie erlebt z. B. einen schrecklichen Sturm auf dem Rhein; auf dem Wege von Coblenz nach Bingen macht man sie auf einen Thurm im Rhein aufmerksam, sie meint, er heifse das Mäuseschlofs, da wären die Pfalzgräfinnen niedergekommen; in Mainz sprächen die meisten Leute Teutsch. Unterhaltung sey für die Dienerschaft wenig gewesen, gar kein Schauspiel, und nun gar die Oefen! Eiserne Oefen und ein Ofenheizer, der kein Französisch versteht, also verzehrende Glut, oder erstarrende Kälte! Arme Dienerschaft! Die vornehmen teutschen Damen kommen auch schlecht weg. Sie wollen sich durchaus in prächtige Pariser Lappen hüllen, sie kaufen getragene Kleider. Die Kaiserin schenkt ihre Kleider der Dienerschaft, die sie nicht tragen kann, weil sie zu prächtig sind, diese verkauft sie an die Juden, die Juden an die teutsche Noblesse. Ob das Folgende wahr ist, wird die Noblesse besser wissen, als Referent, er will die Avrillon selbst reden lassen: »*il y eut tel bal où l'impératrice put voir une partie de sa garderobe de réforme former toute une quadrille à la même contredanse; j'en ai vu porter à des princesses Allemandes.*«

Schon seit der Abreise von Paris und die ganze Zeit, die man auf der Reise zubrachte, so wie in Mainz war nur die Rede von den Krönungsfeierlichkeiten. Was das für eine Herrlichkeit war!! Die Avrillon schildert die Bewegung am neuen Hofe im fünften Capitel des ersten Theils ausführlich, sie unterhält uns von der nach der Krönung veränderten Lebensweise im sechsten Capitel. Dort begegnen wir auch der Fontenay-Cabarrus (der berüchtigten Gemahlin des berüchtigten Tallien), und Bonaparte mufs sein ganzes Ansehn gebrauchen, um ihren gefährlichen Einflufs auf seine Gemahlin zu bekämpfen. An Talma sehen wir den Einflufs der Pariser Sitten, und lernen, was man sich in Frankreich zu Schulden kommen lassen darf, ohne den Namen eines rechtlichen Mannes zu verlieren. Im siebenten Capitel ist von den Anstalten zur Krönungsreise nach Mailand die Rede und von der Heirath zwischen Louis Bonaparte und Hortense Beauharnais. Wenn auch nicht die ganze Wahrheit sich dort findet,

so ist doch das, was gesagt wird, durchaus zuverlässig. Was den Pabst angeht, so sagt das vertraute Kammermädchen in dieser Beziehung: *ce que je sais c'est la profonde vénération que l'impératrice avait pour sa Sainteté.* Im achten Capitel folgt die Reise selbst. Da lesen wir von Festen und Feierlichkeiten, von Entzücken und Anhänglichkeit; doch macht die Kammerfrau bei der Gelegenheit mit aller Bescheidenheit eine Bemerkung über die Verbindung und Wahlverwandtschaft zwischen dem eigentlichen Hofgesinde und den vornehmen Hofherren und Hofprälaten, die wir unsern Lesern nicht entziehen dürfen. Es war damals noch keine fahrbare Straſse aus Frankreich direct nach Turin, die Wagen muſsten also von Susa nach La Novalese geschickt werden, und reichten nicht für das ganze Gefolge aus. Der erste Wagen, welcher fertig gemacht wurde, war für Kaiser und Kaiserin, der zweite für den Herrn de Pradt, den neulich ernannten Almosenier des Kaisers, Erzbischof von Mecheln, für Herrn von Tournon, Kammerherrn Sr. Majestät, für Herrn von Bausset, Palastpräfect; dazu setzt sie hinzu: Da ein Platz übrig war, hatten die Herren die Artigkeit, mir ihn anzubieten, und ich nahm ihn um so bereitwilliger an, als ich wuſste, daſs die Kaiserin meiner sehr bedürfe; denn aus der Gewohnheit, von andern bedient zu werden, entspringt die Unmöglichkeit, sich selbst zu helfen. Das geht die Wichtigkeit der Kammerjungfer an; jetzt folgt die Bemerkung über die Artigkeit der vornehmen Herren. Die drei Herren waren ungemein artig und aufgeräumt, sagt sie, *et je ne saurais dire combien ils eurent d'égards pour moi.* Dazu setzt sie hinzu: Unstreitig war dies nur eine Aeuſserung der ihnen zur Natur gewordenen Artigkeit, doch kann ich nicht umhin, bei der Gelegenheit zu bemerken, ohne das gerade auf den besonderen Fall anwenden zu wollen, daſs die Personen, die hohe Hofämter bei regierenden Herrschaften bekleiden, ganz ungemein zuvorkommend gegen alle diejenigen sind, welche, sey es auch nur in den niedrigsten Geschäften, sich diesen Herrschaften vertraulich nähern. In den folgenden Capiteln folgt der Aufenthalt in Mailand, und die Verfasserin berichtet, daſs auch sie das blaue Mahl, das Zeichen jener Galanterie des Kaisers, die seiner Gemahlin manchmal Thränen entlockte, an sich getragen habe. Im vierzehnten Capitel giebt sie uns Nachrichten über Carlsruhe und Stuttgart, die manchmal ein wenig sonderbar herauskommen. So hat sie über unsere Groſsherzogin läuten hören, Ref. bittet aber das Publicum, ihm zu

glauben, dafs sie nicht weifs, wo die Glocken hängen. Eine Anekdote aus Stuttgart, die den dicken König angeht, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, weil sie einen charakteristischen Zug der teutschen Gutmüthigkeit oder auch der Servilität eines sonst despotischen Geistes enthält. »Der letzte Churfürst (bald nachher König) von Würtemberg, sagt sie, trieb seine Aufmerksamkeit für das kaiserliche Hofgesinde so weit, dafs nicht allein unsere Tafel mit einer ganz aufserordentlichen Kostbarkeit bedient ward, denn dieses, um die Wahrheit zu sagen, war weniger überraschend in Teutschland, wo das eigentliche Hofgesinde der Regenten mit mehr Aufmerksamkeit behandelt wird, und mehr Achtung genieſst, als in Frankreich; aber der Churfürst hatte die zarte Berücksichtigung so weit getrieben, dafs er hatte verbieten lassen, irgend eine Geldvergütung von den Franzosen im Dienste ihrer Majestät in den Kaffeehäusern oder an andern Plätzen, wo sie Erfrischungen fordern würden, anzunehmen.« Wir brechen hier in der Mitte des ersten Bandes ab, und fügen nur noch hinzu, dafs in psychologischer Hinsicht und besonders in Rücksicht auf den Privatcharakter Napoleons (mit dem die eigentliche Geschichte nichts zu thun hat) die ausführlichen Nachrichten über das Verhältnifs, in dem die Kaiserin Josephine nach der Scheidung zu ihm stand, welche den zweiten Theil füllen, nicht unbedeutend sind, da man ohne allen Anspruch auf Urtheil blofse Beobachtungen erhält.

Schlosser.

Geschichte des Preussischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Theil, 1191 — 1640. *Hamburg* 1830. *Perthes.*

Referent glaubt sich verpflichtet, das Publicum auf eine in ihrer Art ganz vortreffliche Arbeit aufmerksam zu machen, auf ein Buch, worin man viel Materie in einen kleinen Raum zusammengefafst findet, so dafs der Anfänger und blofse Liebhaber der Geschichte unterrichtet wird und zugleich dem Gelehrten brauchbare und nützliche Winke und Fingerzeige gegeben werden. Wir rechnen diese Preussische Geschichte des Herrn Stenzel nebst der unten anzuführenden Arbeit von Gejier unter die gelungensten Theile der bei Perthes erschienenen Bände Europäischer Geschichten. Nicht als wollte Ref. die andern Theile im Allgemeinen tadeln oder verwerfen, sie mögen in ihrer Art vor-

trefflich seyn; nur haben viele Verfasser den Gesichtspunkt und Zweck der ganzen Sammlung, wie es ihm scheint, zu sehr aus den Augen verloren. Aus der Vergleichung anderer Theile dieser Sammlung Europäischer Geschichten mit Stenzels und Gejiers Arbeit wird die kleine Zahl der Kenner leicht abnehmen, was dieser Tadel bedeuten soll; zur Belehrung des gröfseren Publicums würde nur dann nöthig seyn, in eine nähere Prüfung einzugehen, wenn ganz schlechte Waare darunter wäre. Dies ist indessen nicht der Fall, einen Theil etwa ausgenommen. Herr Stenzel hat mit Recht die Geschichte des eigentlichen Preussens kurz behandelt, bei welcher Gelegenheit wir nicht umhin können, zu bemerken, dafs es uns fast scheinen will, als wenn Herr Voigt, von dessen Werk jetzt fünf Bände, und zwar recht starke Bände, erschienen sind, in eine ermüdende Ausführlichkeit verfallen wäre. Auch über die Urgeschichte von Brandenburg und Schlesien, welche beiden Länder Herr Stenzel besonders ins Auge fafst, führt er uns schnell hinweg. Er giebt die Resultate gedrängt und ohne alle glänzende Redensarten, in einer edeln Sprache, mit steter Rücksicht auf Verwaltung und Verfassung und Sitten, so dafs wir aufser Spittler's Büchern wenige neuere Specialgeschichten kennen, die so viel Belehrung in einem kleinen Raum zusammenfassen. Auf den ersten hundert Seiten führt der Verfasser die Geschichte bis zum vierzehnten Jahrhundert, und zwar ohne die ganze allgemeine Geschichte in sein Buch hereinzuziehen, und dennoch ist sein Bericht nicht dürr oder ohne Interesse für Geist und Gemüth. Was das vierzehnte Jahrhundert angeht, so erscheinen hier nach einander die teutschen Kaiser des Luxemburgischen Hauses, Kaiser Heinrich ausgenommen, der in Schlesien und Böhmen nie regiert hat. Wir finden die Schilderung von König Johann und den Abrifs seines Lebens ganz mit unsern Vorstellungen übereinstimmend; dagegen würden wir über Kaiser Karl IV nicht so vortheilhaft urtheilen, als Herr Stenzel S. 109 urtheilt, obgleich Karl als Regent von Böhmen und Schlesien weniger Vorwürfe verdienen mag, als er als teutscher Kaiser auf sich gezogen hat. Ueber Siegmund wollen wir Herrn Stenzels Urtheil mittheilen, theils als Probe seines Styls und seiner Behandlung der Geschichte, theils aber auch, weil wir die Charakteristik selbst für gelungen halten. »Siegmund, heifst es S. 111, fast ein Weltmann der neuesten Zeit, gebildet, witzig, geistreich, genufsliebend bei schönen Frauen und gutem Weine, prächtig und glän-

send, also immer arm; das Geld hat keine Ruhe bei ihm, er verpfändet und verkauft, was so schwer errungen wurde. Er ist ohne dauernde Empfindung für die Hoheit seines Urgrofsvaters Heinrich, es mangelt ihm die Kraft seines Grofsvaters Johann und der Sinn für das Nützliche seines Vaters Karl. Er lebt für den Tag, für sich.« Vortrefflich ist S 153 die Schilderung des Zustandes der Mark Brandenburg im vierzehnten Jahrhundert, welche mit wenigen Veränderungen auf ganz Teutschland pafst. Wir empfehlen unsern Lesern, die gut geschriebene Stelle am angeführten Ort aufzusuchen, sie werden finden, dafs dort auch Ursprung und Wachsthum der Städte vortrefflich angedeutet wird. Wenn man diese Stelle gelesen hat, wird man sich die Wuth der Sickingen und Götz von Berlichingen und ihrer Genossen über die Kaufleute, welche Ulrich von Hutten in manchen seiner Dialogen so bitter und heftig ausspricht, leicht erklären können. Welches Wesen trieben nicht die Quitzow, die Putlitz und Genossen, während Kaiser Wenzels Vetter Jobst dem Namen nach Beherrscher der Mark war! Besser konnte Herr Stenzel die Hohenzollern nicht einführen, als durch die Schilderung des Zustandes der Mark unter den Luxemburgern, welche man im fünften Hauptstücke S. 151 — 162 findet.

Was die Hohenzollern, oder das siebente Capitel angeht, so würde Referent (der übrigens sehr wohl weifs, dafs in solchen Dingen jeder nur seinem eigenen Urtheil folgen darf) über die kirchlichen Angelegenheiten, über Pabst und Kaiser, über Hufs und die Hussiten, über den Hussitenkrieg und das Concilium sich kürzer gefafst haben, um für die eigentliche Landesgeschichte mehr Raum zu gewinnen. Das achte Hauptstück giebt einen Abrifs der Geschichte des eigentlichen Preussens vom Jahre 1411 — 1466, und im neunten mufs der Verf. wieder zu Schlesien zurückkehren. Die Geschichte dieser Länder hängt mit der Geschichte der Hohenzollern in der Periode nicht zusammen, erst das zehnte Capitel kommt auf diese zurück. Man fühlt recht peinlich den Mangel der Einheit des Preussischen Staats, wenn ein Geschichtschreiber, dem es gewifs nicht an Talent fehlt, vergebens einen Faden sucht, an den er die Geschichten knüpfen soll, die auf eine gewisse Zeit nur neben einander fortlaufen, keineswegs aber in einander verschlungen sind. Man sollte fast denken, Preussens Interesse müfste das teutsche seyn, obgleich man dies in Südteutschland bestreitet; denn nur die Intelligenz allein hat das Band geknüpft, welches dieses

Reich zusammenhält, nicht Gewohnheit oder Natur oder Zeit, und wir Teutsche rühmen uns ja, dafs Bildung und Wissenschaft ein Lebensbedürfnifs unter uns sey!! Wir hätten übrigens in der Geschichte Albrechts erwartet, dafs etwas ausführlicher von seiner Verbindung mit dem Kaiser und seinen Verhältnissen zu dem Baierischen und Pfälzischen Kriege gehandelt wäre; Herr Stenzel hat sich mehr an der innern Geschichte gehalten. Den Contrast der königlichen Pracht bei Festen und der Armseligkeit der Unterthanen und des häuslichen Lebens hat Herr Stenzel durch einige recht auffallende Züge bezeichnet. Als z. B. Kurfürst Friedrich II die Regierung seinem Bruder Albrecht abtritt, behält er sich nur sechstausend Goldgulden von der Mark Brandenburg vor, das deutet auf Armuth des Landes; nichtsdestoweniger heifst es S. 235: »Die Kurfürsten sah man bei festlichen Gelegenheiten im vergoldeten Wagen im seidenen Gewande, mit Perlen und Juwelen an demselben, wie am Kopfputze, die Reitpferde mit rothem Sammet bedeckt, neben ihnen Pagen in rothseidenen Kleidern. Mit einem Gefolge von dreizehnhundert Pferden und siebenundzwanzig Wagen erschien der Kurfürst (1475) auf dem Beilager Herzogs Georg von Baiern in Landshut.« Damit contrastirt dann das Folgende wieder recht auffallend: »Das arme Land (heifst es S. 236) empfing den an ungemeine Pracht gewöhnten Fürsten nach Landesgewohnheit sehr festlich in der damals reichen Stadt Salzwedel. — — — — Der Magistrat beschenkte ihn mit Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier, was sehr geringschätzig aufgenommen wurde. Nach der Huldigung liefs ihm die Stadt beim Mittagsmahle auf dem Rathhause zwei grofse Mulden voll Gewürz (Eingemachtem), ferner Klaretwein und eimbeckisches Bier reichen; darauf zwei grofse Mulden voll Bohnenkuchen mit Mandeln und Ingwer« u. s. w. Der Contrast bedarf keines Commentars. Wenn man das Folgende dazu nimmt, sieht man, dafs das treuherzige Volk seinen Achilles oder Ulysses theuer bezahlen mufste. Dieses zehnte Capitel ist vortrefflich geschrieben, die Thatsachen sind passend ausgewählt und der Vortrag ist gedrängt. Die Zeit und ihre Sitten werden durch diese Abrisse weit besser, als durch die Schilderungen der breiten Romane eines Walter Scott und Consorten vor die Augen des Lesers gebracht, und der Verständige wird gewifs lieber einige Anstrengung anwenden wollen, als halb träumend sich an Darstellungen ergötzen, in denen durch Wahrheit die Dichtung und wiederum durch Dichtung die Wahrheit zerstört, und auf

diese Weise das verwirrte Leben unserer Tage noch mehr verwirrt wird. Wir deuten dies nur im Vorbeigehen an, weil uns neulich der Gebrauch, den Wirth von Jean Paul Richter und von Herder macht, sehr aufgefallen ist. Halbwisserei ist das Uebel der Zeit. Herr Stenzel hat, ohne darum prunkender Gelehrsamkeit zu Gefallen, dem Vergnügen zu entsagen, Ungelehrte zu unterrichten, einen ernsten und würdigen Ton behauptet. Er befördert keine Oberflächlichkeit, und noch viel weniger huldigt er ihr selbst. Uebrigens würden wir die Bemerkung, welche Herr Stenzel S. 249 aus einer handschriftlichen Nachricht giebt, in einem kurzen Abrifs der Preussischen Geschichte, welche die Jugend und ihre Lehrer in die Hand nehmen sollen, lieber weggelassen haben, da sie nicht gerade wichtig oder wesentlich ist. Sie ist von der Art, dafs wir sie hier nicht anführen mögen. Im Folgenden, d. h. in der Geschichte des sechszehnten und des siebzehnten Jahrhunderts bis 1640, scheint es uns, als wenn Herr Stenzel, um uns über die traurige Rolle, welche die Kurfürsten von Brandenburg den ganzen Zeitraum durch spielten, zu täuschen und zu trösten, zu viel von der allgemeinen Geschichte in sein Werk gezogen hätte. Gestehen mufs man indessen, dafs man bei ihm eine Fülle höchst anziehender, aus den Quellen gezogener Nachrichten über die Verhältnisse der Mark und Preussens, über Religionsverbesserung und Religionsstreitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts antrifft; aber Preussen erliegt unter Schweden und gehorcht Polen, Brandenburg wird von den Kaiserlichen ausgesogen, was läfst sich da erzählen? Wir sind sehr begierig auf den folgenden Band, der die Gröfse Preussens darstellen wird. Was der Verfasser jetzt noch zu schreiben hat, schreibt jeder Teutsche leicht und gern. Wer lobt nicht gern, wo etwas zu loben ist? Wer schildert nicht gern, durch welche Mittel das Kleine grofs wird, und auf welche Weise ein Regent sein Volk hebt? Mit den ekelhaften und leeren Phrasen, deren hochtrabende und vornehme Nichtigkeit viel beiträgt, Preussen und die Berliner am Rhein und in Süddeutschland verhafst oder lächerlich zu machen, wird uns Herr Stenzel verschonen; er ist zu verständig, um das Publicum mit gewissen Auditorien oder Salons zu verwechseln, das beweist dieser erste Theil.

Schlosser.

1) *Geschichte Schwedens von Erik Gustav Gejier, aus der schwedischen Handschrift des Verfassers von Swen P. Leffler. Erster Band.* 1832.

2) *Geschichte des Schwedischen Volkes und Reichs von D. G. von Ekendahl. Weimar* 1827. *Erster Band.*

Wir freuen uns, in No. 1. ein neues Muster passender Behandlung der Specialgeschichte eines Europäischen Staats empfehlen zu können, obgleich wir gestehen müssen, dafs uns das vierte Capitel von den Folkungern und das fünfte von den fremden Königen während der Calmarischen Union durchaus nicht befriedigt haben. Herr von Ekendahl, von dessen Werke blos der erste Theil vor uns liegt, hat die Geschichte nur bis auf die Zeit der Calmarischen Union fortgeführt. Was den königlich schwedischen Historiographen angeht, den Ref. persönlich als einen sehr geistreichen, der teutschen Sprache völlig mächtigen Gelehrten kennt, so werden die Leser dieser Blätter wissen, dafs er der Verfasser einer auch ins Teutsche übersetzten Urgeschichte von Schweden (Sulzbach 1826. 8.) ist, welche einen starken Octavband von fünfhundert und zwei Seiten ausmacht und nur bis auf Regnar Lodbroks Zeiten geht; auch hat Herr Gejier die teutsche Transcendental-Philosophie in Schweden einführen helfen. Um desto verdienstlicher ist die Selbstentäusserung, welche die Leser in dem vortrefflichen Buche finden werden, denn weder auf Urtraum noch Ideologie wird darin angespielt. Die Urgeschichte hält nur acht und vierzig Seiten, oder das erste Capitel. Desto reichhaltiger ist das zweite, oder die Uebersicht des Landes und seines Culturganges, der Verfassung und der Sitten; eine sehr geistreiche, zugleich gründliche und eigenthümliche Darstellung des nordischen Lebens und Landes vor der Einführung des Christenthums. Münter in seiner Norwegischen Kirchengeschichte hat ebenfalls eine solche Darstellung versucht; aber Münter war zu vielseitig und zu mythologisch, um auf die historische Eigenthümlichkeit Anspruch zu machen, die Gejier auszeichnet. Darin steht auch Herr von Ekendahl, der dies übrigens sehr bescheiden anerkennt, weit zurück. Er hat deshalb auch in der ersten Hälfte seines Buchs Gejiers Urgeschichte fast wörtlich eingerückt, was eben kein Beweis von Tact war, wie man daraus sehen kann, dafs Herr Gejier selbst in No. 1. nur gewisse Resultate seiner Forschungen in sein neues Buch aufnimmt. Im dritten Capitel von

No. 1. sind die unbedeutenden Händel einer barbarischen Zeit sehr wenig anziehend; desto anziehender ist die Geschichte der Einführung des Christenthums. Um zu zeigen, wie meisterhaft der Geschichtschreiber die Resultate zusammenzudrängen und den Leser von Zeit zu Zeit auf das Wesentliche hinzuleiten versteht, wollen wir die Stelle S. 139 anführen, wo er einen allgemeinen Ueberblick giebt. Er sagt, nachdem er berichtet hat, wie König Swerker von seinem Stallknecht auf dem Wege zur Kirche am Weihnachtstage 1155 ermordet ward: »Wir sind zu der Zeit Erichs des Heiligen gelangt, der zuerst im obern Schweden das Christenthum befestigt sah, und werfen nun einen Blick auf dessen langsames Fortschreiten zurück. Ordentliche Lehrer bekam zuerst das gothische Reich, woselbst Skara und Linköping schon früh bischöffliche Sitze wurden. Was noch früher im Schwedischen Reiche für Verbreitung des Christenthums geschah, war auf Birka und dessen Umgegend beschränkt. Während unter den Gothen das Christenthum herrschend ward, wurden noch lange die alten Opfer zu Upsala fortgesetzt, und die ersten Christen mufsten sich von der Verpflichtung, dieselben zu besuchen und zu unterhalten, loskaufen. Durch einen öffentlichen Beschlufs waren seit Olofs des Schoofskönigs Zeit beide Religionen gesetzlich anerkannt; dieser Beschlufs blieb unter seinen Söhnen gültig, und auch noch Stenkil mufste denselben bestätigen. Bei dem bürgerlichen Kriege nach seinem Tode hörte dieser Friede oder langdauernde Stillstand auf, und wie sehr das Verhältnifs sich verändert hatte, ersieht man am deutlichsten aus Inges des Aelteren Versuch, die Opfer auszurotten, dem darauf folgenden Aufruhr der Schweden und dem Hervortreten heidnischer Gegenkönige.« Wir sehen übrigens Schweden im dreizehnten Jahrhundert in einer ganz andern Stellung gegen die römische Hierarchie als alle andere Reiche von Europa. An den Bischoffswahlen nahmen unter dem Titel von Domherren auch weltliche Herren Theil; und wie es sich in Rücksicht des Cölibats verhielt, darüber giebt uns eine kurze Bemerkung des Herrn Gejier S. 151 — 152 Aufschlufs. Es heifst dort beim Jahr 1248: »Wie das Verbot der Priesterehen beobachtet wurde, ergieht sich daraus, dafs noch lange nach der Versammlung zu Skenninge die Landschaftsgesetze ihre Verordnungen betreffend das Erbe der Priester und Bischoffssöhne beihehielten. Eine Folge dieses Verbots war es übrigens, dafs auch die Bestrafung der ordnungswi-

drigen Verbindungen der Priester gemildert werden mufste. Im vierten Capitel folgt die Geschichte der Folkunger, die Ekendahl im fünften Capitel seines Buchs behandelt hat. Da wir uns auf eine Kritik des Einzelnen nicht einlassen können und wollen, so ersuchen wir unsere Leser, die beiden Capitel, das fünfte bei v. Ekendahl und das vierte bei Gejier nachzulesen, wenn sie lernen wollen, dafs man noch etwas anderes, als Fleifs und Kenntnisse und Verstand besitzen mufs, um eine gute historische Arbeit zu liefern. Wenn S. 180 von dem letzten Schicksale des Königs Waldemar (1273 — 1279) die Rede ist, so hätten wir gewünscht, Herr Gejier hätte des edlen Königs von Norwegen (Magnus Lagabäter) wenigstens einige Erwähnung gethan. Herr v. Ekendahl S. 500 — 503 hat das Nöthige aus Torfäus beigebracht, Ref. würde indessen Torfäus ganz anders gebraucht haben, als Herr v. Ekendahl gethan hat; Herr Gejier dagegen ist gar zu kurz über die Sache hinausgegangen. Uebrigens haben sowohl Herr v. Ekendahl als Herr Gejier in der Geschichte der ganzen Periode von der Regierung Birgers bis auf die Zeit der Calmarischen Union einen Hauptpunkt übersehen, den wir (in einer allgemeinen Geschichte wenigstens) besonders ins Auge fassen würden. Wir meinen den Faden, der Schwedens und Norwegens und sogar Dänemarks Geschichte an die Entwicklungsgeschichte des neuern Europa knüpft. Dieser Faden ist die Verbindung mit der teutschen Hanse, sind die Niederlassungen der Teutschen auf Gotland. Dadurch ward das Band mit Italien, dem Sitze jeder Cultur, geknüpft. Wir wollen in einem der folgenden Hefte dieser Jahrbücher durch eine das Einzelne berührende Erläuterung unsere Meinung deutlicher machen und enthalten uns daher hier einer weiteren Auseinandersetzung. Gelegenheit zu der versprochenen Erläuterung wird uns die Anzeige der neuen Ausgabe von Sartorius Urkundlicher Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse geben, weil wir die Verdienste des Herrn Archivar Lappenberg um den zweiten Band, der die Urkunden enthält, genauer nachzuweisen, uns vorgesetzt haben.

Wenn uns Herr Gejier in der Geschichte bis auf die Zeit der Sturen weniger genügt, so hat dagegen Herr v. Ekendahl in dem sechsten Capitel über den Culturzustand Schwedens in der Zeit der Folkunger (1250 — 1321) einige sehr gute Bemerkungen gemacht und hat nicht ohne Einsicht das Brauchbarste

aus seinen Vorgängern zusammengestellt. Er zeigt sich dabei als einen verständigen und klaren Mann, der von der Nebelei der Verkünder der Herrlichkeit des Mittelalters, wie sie es sich in ihren Systemen erschaffen oder in ihrer poetischen Begeisterung denken, wie es aber niemals war, eben so weit entfernt ist, als von der anmafsenden Beschränktheit derer, welche das Leben einer jeden Zeit nur mit dem Maafsstabe der ihrigen zu messen pflegen. Er berichtet, wie in Schweden gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, Feudalismus und Hierarchie endlich eindrangen, nachdem der Norden, aus dem freilich der Feudalismus stammte, die drückendsten Formen der Adelsherrschaft vorher standhaft verschmäht hatte. Herr v. Ekendahl drückt sich darüber S. 575 folgendermafsen aus: »Gewalt galt für Recht. Die Herrlichkeit des Europäischen Mittelalters hatte sich endlich in einem gewissen Grade bis nach Skandinavien verpflanzt: schon drückte ein dreifacher Despotismus die arbeitende Klasse des Volks, die fast allein alle Lasten trug, der theokratische, aristokratische und königliche. Man unterwarf sich dem ersteren, um der Seelen Heil und die ewige Seligkeit zu verdienen; dem zweiten, weil die Vorrechte des neu gebildeten Adels durch gewisse Pflichten bedingt waren; dem dritten aus Nothwendigkeit, weil die menschliche Gesellschaft nicht ohne Regierung bestehen kann.« Interessanter, als die beiden Abschnitte über Folkunger und fremde Könige nach der Calmarischen Union, ist der Abschnitt (das sechste Capitel) über die Sturen in Herrn Gejiers Werk. Da ist Zusammenhang und Bewegung, und die Katastrophe, welche diesen Theil schliefst, das Stockholmer Blutbad durch Christian II, ist sehr gut herbeigeführt und vortrefflich dargestellt. — Am Ende folgt von S. 252 — 302 ein Abschnitt über Land und Volk während der katholischen Zeit. Der Zeitraum scheint uns etwas zu lang, der Unterschied ist zu bedeutend zwischen den Sitten des dreizehnten und des sechszehnten Jahrhunderts, wenn wir gleich zugeben, dafs die Civilisation in Schweden sehr langsam vorwärts schritt. Für den Geschäftsmann und den Gesetzgelehrten ist es anziehend, dafs der Verfasser mit so grofser Ausführlichkeit von Gesetz, Gericht und Verwaltung handelt; für die gröfsere Zahl der Leser wäre eine Andeutung und eine Nachweisung über die Bücher, wo man weitere Belehrung findet, hinreichend gewesen, da die ganze schwedische Geschichte von Odin bis Chri-

stian II auf dreihundert Seiten abgehandelt werden soll. Dreissig Seiten über Gesetze und Verwaltung eines einzigen Zeitraumes scheint uns nicht an und für sich, wohl aber verhältnifsmäfsig zu viel zu seyn. In dieser Abtheilung findet man übrigens einige anziehende Nachrichten über Getreide- und Obstbau im südlichen Schweden; doch scheint es uns, als wenn der Verfasser etwas genauer die allmählige Ausbreitung des Getreidebaues hätte angeben sollen, die theils mit der Ausbreitung des Christenthums, theils mit dem Handel der teutschen Städte zusammenhing. Merkwürdig ist es immer, dafs schon in einem upländischen Gesetz von 1295 der Zehnte, sowohl vom Weizen wie vom Roggen vorgeschrieben wird, wie es alte Sitte gewesen, und dafs zu Olaus Magnus Zeiten der Roggen des eigentlichen Schwedens als der beste des Reichs angesehen ward. In diesem Abschnitt berührt dann auch Herr Gejier die Verhältnisse der Insel Gothland und die Hanse; aber bei weitem zu kurz und unvollständig. Der Verfasser dieser Anzeige ist sehr begierig auf den zweiten Theil von Gejiers Buch, besonders in Beziehung auf das achtzehnte Jahrhundert; denn was Gustav Adolph, Christian, Carl den Zehnten und Eilften angeht, so hat Rühs sehr gut vorgearbeitet, so wunderlich auch seine Urtheile, so sonderbar seine Ansichten sind. Wenn ein tüchtiger Gelehrter eine Geschichte gearbeitet hat, kann man mit seinen Urtheilen leicht fertig werden; von einem Declamator oder Politiker bleibt aber nichts übrig, wenn man von der individuellen Ansicht des Verfassers oder von seinem philosophischen oder politischen Dogmatismus abstrahirt.

Schlosser.

N°. 3. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theorie und Politik des Handels. Ein Handbuch für Staatsgelehrte und Geschäftsmänner. Von Dr. Karl Murhard. Erster Band (Nebentitel: Theorie des Handels) XVIII und 396 S. Zweiter Band (Nebentitel: Politik des Handels) X und 460 S. Göttingen, Dieterich, 1831.

Wenn der Unterzeichnete die, zu seinem Bedauern durch unvermeidliche Abhaltungen verspätete Anzeige dieses Werkes mit der Bemerkung beginnt, dafs dasselbe zunächst mehr zur Verbreitung, als zur Förderung der Wissenschaft bestimmt und geeignet sey, so denkt er hiermit weder dem Verdienste des Verf., noch der Nützlichkeit seiner Arbeit zu nahe zu treten, sondern nur die Absicht zu bezeichnen, welche denselben leitete. Es ist bisher, besonders in Deutschland, für die Popularisirung der Lehren der politischen Oekonomie noch zu wenig geschehen. An dieser Vernachlässigung war weniger die Natur des Gegenstandes Schuld, der so anziehend und anregend ist, als irgend einer und auch dem Gesichtskreise der nicht förmlich gelehrten Lesewelt füglich, wenigstens theilweise, nahe gebracht werden kann. Mehr rührt jene Erscheinung her von dem jugendlichen Alter der Wissenschaft, deren Erhellung und tiefere Begründung anhaltenden Kraftaufwand erheischte und viele Gelehrte ausschliefslich beschäftigte, und neben diesem Umstande vielleicht auch von der geringen Meinung, die viele Menschen über den Werth einer populären Darstellung hegen. Man darf in dieser Hinsicht die verschiedenen Wissenschaften nicht in gleiche Linie setzen. Manche derselben können fast ganz als esoterisch gelten, und erfordern so beharrliches und systematisches Nachdenken, dafs die Versuche, sie der grofsen Anzahl der Gebildeten zugänglich zu machen, nur Oberflächlichkeit und Mifsverständnisse erzeugen. Andere, den Gegenständen des thätigen Lebens zugewendete Wissenschaften können einem grofsen Theile ihres Inhaltes nach als exoterisch behandelt werden, und dies ist bei der politischen Oekonomie darum Bedürfnifs, weil der Einzelne vielfältig in der Lage ist, nach einer gewissen Ansicht von volkswirthschaftlichen Verhältnissen zu handeln, und weil er nur dann unfehlbar im Sinn und Interesse der ganzen bürgerlichen Gesellschaft handeln wird, wenn er sich richtig in den Standpunkt derselben zu den-

ken weifs. Sind auch nicht alle Beweise und Deductionen, nicht alle Folgen und Anwendungen nationalökonomischer Lehrsätze geeignet, leicht aufgefafst zu werden, so kann man dies doch von den meisten Grundsätzen behaupten, und es ist bekannt, dafs manche derselben bereits Gemeingut vieler denkender Staatsbürger geworden sind. Die günstigen Wirkungen einer solchen zunehmenden Aufklärung können nicht bezweifelt werden. Sie werden sich bald in einer gemeinnützigeren Richtung vieler Privathestrebungen, ohne Nachtheil, ja selbst oft zum Vortheil der Unternehmer, bald in einer zweckmäfsigen Mitwirkung zu öffentlichen Anstalten und Einrichtungen äufsern. Die Gewerbsleute werden die Ursachen der Störungen, die sich in ihren Nahrungsgeschäften ereignen, nicht in Umständen suchen, die darauf keinen Einflufs haben, sie werden von den Regierungen keine Mafsregeln begehren, die ihnen nichts nützen können, vielmehr durch richtige Beurtheilung der Zeiterscheinungen sich vor Schaden zu hüten lernen. Wie wohlthätig wird es für die arbeitende Classe seyn, die Naturgesetze des Arbeitslohns, für die Landwirthe, die Natur der Grundrente, die Wirkungen einer Vergröfserung oder Verkleinerung der Landgüter u. s. w. zu kennen! Wenn die Wissenschaft auf diese Weise mehr und mehr Gewalt über die Geschäfte des wirklichen Lebens zu üben anfängt, so verhält sie sich nicht blos gebend, sie empfängt auch ihrerseits wieder die Früchte vielfältiger Erfahrungen, von denen sie geläutert und erweitert wird. Nach diesen Betrachtungen erscheint es in hohem Grade dankeswerth, wenn gründliche Kenner der Wissenschaft einzelne Theile derselben so einzukleiden und darzustellen bemüht sind, dafs Leser ohne besondere Vorkenntnifs und ohne anstrengendes Nachdenken sich darin einheimisch machen können. Die Ausarbeitung solcher Bücher darf man sich nicht als leicht vorstellen, weil die Schärfe und Tiefe des Gedankens mit einer anziehenden, gefälligen Form verbunden werden mufs, weil der Verfasser es verstehen mufs, Goldkörner zu spenden, ohne die mühsame Zurüstung blicken zu lassen, mit der sie zu Tage gefördert worden sind. Halbunterrichtete wähnen sich nicht selten berufen, diejenigen zu belehren, die noch weniger wissen, als sie; aber man mufs gerade sehr tief eingeweiht seyn, um gut für das gröfsere Publikum schreiben zu können. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat seine Aufgabe sehr gut gelöst und ein, dem heutigen Stande des Wissens entsprechendes, von reifen Studien zeugendes, für jede Classe

von Lesern belehrendes, zugleich aber durch schöne und lichtvolle Darstellung fesselndes Buch geliefert, für welches ihm vielseitiger Dank nicht entgehen wird. Man erwarte aber nicht etwa, im ersten Bande unter der Ueberschrift: Theorie des Handels, die Regeln des Handelsbetriebes methodisch vorgetragen zu finden; es ist nicht die Handelslehre, was der Verf. zu bearbeiten unternahm, sondern die nationalökonomische Betrachtung des Handels, die Untersuchung seiner Wirkungen in der Volkswirthschaft und der Bedingungen seines Gedeihens sowohl im Allgemeinen, als in seinen verschiedenen Zweigen, soferne sie in den genannten Punkten von einander abweichen; es ist, mit einem Worte, ein Capitel der Nationalökonomie, welches zu dieser monographischen Behandlung sich wohl eignet, und Gegenstände von allgemeinem Interesse berührt. Der zweite Band beschäftigt sich mit den Regierungsmafsregeln, die auf die Beförderung des Handels hinzielen. Das ganze Buch schliefst sich an ein älteres an, die Charakteristik des Handels von Prof. Geier, Würzb. 1825, worin, nur mehr in compendiarischer Kürze, ungefähr derselbe Umfang von Gegenständen, und ebenfalls in sehr lobenswerther Weise, abgehandelt worden ist. Der Lieblingsgedanke unseres Verf. ist der hohe Werth der Handelsfreiheit, auf die bei allen Gelegenheiten, selbst mit manchen Anticipationen und Wiederholungen, hingewiesen wird. Der Unterzeichnete hat sich hierüber mehrmals öffentlich ausgesprochen, namentlich in den Artikeln Handelsbilanz, Handelsfreiheit und Handelspolitik der Hallischen Encyklopädie, er hat also keine Mifsdeutung zu besorgen, wenn er den Wunsch äufsert, dafs der Verf. bei der Entwicklung eines in thesi unumstöfslichen Lehrsatzes auch die Schwierigkeiten genauer angeführt haben möchte, welche der unbedingten und plötzlichen Befolgung desselben in den wirklichen Staaten im Wege stehen können. Denn das ist die Hauptaufgabe der Staatsklugheit, dasjenige, was im Allgemeinen als gut und nothwendig erkannt wird, mit vorsichtiger Hand in die Wirklichkeit zu pflanzen, ohne dafs es mit den, vielleicht mangelhaften Einrichtungen, die schon länger eingewurzelt sind, in einen, der Wohlfahrt verderblichen Kampf gerathen müfste. In Hinsicht der Ausführung ist noch zu bemerken, dafs der Verf. häufig die Schriftsteller, deren Werke er benutzt hat, redend einführt, was man nicht blos billigen, sondern als ein Zeichen von Bescheidenheit anerkennen mufs. Eben so kann es nur als eine Empfehlung des Buches gelten,

dafs der Verf. sich am meisten an die Grundsätze des hochgeachteten Lotz anschliefst.

Wir wenden uns nun zu einer näheren Betrachtung des Inhaltes, ohne jedoch einen fortlaufenden Auszug geben zu wollen, der bei einem Buche, wie das genannte, am allerwenigsten von Nutzen seyn würde. Vielmehr beschränkt sich Ref., indem er darauf verzichtet, alles Gute namhaft zu machen, auf die Berührung einiger Punkte, in denen er anderer Meinung ist.

Erster Band. Einleitung. I. Begriff des Handels. Hier treffen wir sogleich auf S. 4. einen der Grundgedanken, die durch das ganze Werk laufen. Der Verf. versteht nämlich unter Handel im weiteren Sinne sämmtliche Tauschgeschäfte, sie mögen mit oder ohne Hülfe von Kaufleuten zu Stande kommen; Handel im engeren Sinne ist die Betreibung von Tauschgeschäften des Tauschgewinnes willen, — also als ein besonderes Gewerbe. Es läfst sich nicht verkennen, dafs das Wort Handel in diesem doppelten Sinne gebraucht wird, weshalb auch zur Verhütung von Mifsverständnissen die Unterscheidung beider Bedeutungen durchaus nöthig ist. Die Bewandnifs der Sache läfst sich dadurch verdeutlichen, dafs man unter Handel in subjectivem Sinne, in Bezug auf die, welche ihn betreiben, nur jenes abgesonderte Tauschbesorgungsgewerbe versteht, im Gegensatze derjenigen Tauschverrichtungen, welche die Erzeuger von Waaren des Absatzes, die Zehrer der Anschaffung ihres Bedarfes willen vornehmen, dafs aber Handel in objectivem Sinne, in Hinsicht auf die Waaren, welche erkauft und verkauft werden, alle Tauschverhandlungen in sich begreift, wie man z. E. von den Erscheinungen im Woll-, Getreide-, Weinhandel spricht und dabei die Preise, die Quantitäten, die Absatzrichtungen u. s. w. im Auge hat. Es würde die Deutlichkeit befördern, wenn man statt Handel im weiteren Sinne lieber Tauschverkehr, oder in den Zusammensetzungen blos Woll-, Seiden-Verkehr sagte. Der Verf. macht den Handel im weiteren Sinne zum Gegenstande seiner Betrachtung und sieht sich dadurch genöthigt, die handelnden Subjecte in producirende und commercirende zu theilen, wozu man mit gleichem Rechte auch die consumirenden zählen dürfte. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, dafs ein grofser Theil der folgenden Betrachtungen sich nur auf das eigentliche Handelsgewerbe bezieht, und in der That wird man nur an einigen Stellen an die weitere Bedeutung des Wortes Handel erinnert. Doch läfst sich im zweiten Bande eine Folge

dieser Ausdehnung vermuthen, indem nämlich Regierungsmafsregeln, welche keine unmittelbare Beziehung zu dem eigentlichen Handel haben, mit in die Betrachtung eingeschlossen worden sind.

II. Geschichte des Handels; eigentlich mehr eine Schilderung der allmäligen Entstehung und Ausbildung des Handels im Allgemeinen, die man durch mehr historische Thatsachen bereichert wünschen möchte.

III. Zweck des Handels, sehr kurz. IV. Gegenstände des Handels. Die hier eingereihte Lehre von Werth und Preis ist die einzige Stelle des Buches, die nach der Ansicht des Ref. dem Zwecke des Verf. nicht entspricht, da sie durch unnöthige Eintheilungen und Kunstausdrücke verwickelt und überhaupt nicht klar genug ist. Die Soden'sche Unterscheidung des positiven und des verglichenen Werthes, welcher letztere wieder in den absoluten und relativen zerfallen soll, ist unfruchtbar, auch betrifft die Entgegensetzung des mittelbaren und unmittelbaren Werthes nicht sowohl den Werth selbst, als vielmehr die Art des Gebrauches. Der sogenannte Sachpreis wird S. 31. als positiver, der Nennpreis als verglichener dargestellt. Wenn aber der positive Preis der von dem Verf. gegebenen Erklärung zufolge derjenige seyn soll, bei dem die für eine Sache hingegebenen Güter nach ihrem positiven Werthe geschätzt werden, d. h. nach ihrer Tauglichkeit für menschliche Zwecke überhaupt, ohne Rücksicht auf den Grad der Brauchbarkeit, so kann man hierin keineswegs die Merkmale des Sachpreises erkennen, bei dem man sich denkt, dafs der im Tausche hingegebene Gegenwerth in einer Art von Gütern ausgedrückt wird, die ihren Werth und Preis nicht ändert, z. B., wie man vorgeschlagen hat, in Getreide oder Arbeit; hier findet also immer eine Vergleichung mehrerer Güter, ein so benannter verglichener Werth Statt. Setzt der Begriff des Preises, wie S. 30. richtig bemerkt wird, einen Tausch voraus, so kann man den Betrag der Hervorbringungskosten nicht Kostenpreis nennen, denn es hängt erst noch von den Umständen ab, ob der wirkliche Preis mit diesem vorausgegangenen Kostenaufwande übereintreffen wird oder nicht, und der dem Kostenpreise entgegengesetzte Tauschpreis ist allein ein wahrer Preis. Auch die Definitionen von theuer und wohlfeil, obschon sie nach den Lehren vorzüglicher Schriftsteller aufgestellt sind, kann Ref. nicht gut heifsen. Alle Kaufleute werden die rohe Baumwolle eben so wohl als den Twist und das

Blei heutiges Tages wohlfeil, sie werden dagegen das Leder theuer nennen, wenn es wegen eines Krieges im Preise aufschlägt, ohne dabei auf das Verhältnifs der Preise zu den Productionskosten irgend zu achten; sie werden das Gold für theuer achten, wenn es über dem 16fachen des Silbers, für wohlfeil, wenn es unter dem 15fachen des Silbers steht. Dieser ganze Abschnitt wird bei einer zweiten Auflage um so leichter vereinfacht werden können, als die darin vorgetragene Terminologie im Verlaufe des Werkes nicht weiter gebraucht wird.

V. Personen, die beim Handel in Betracht kommen. Es sind unter dieser Ueberschrift auch solche Bemerkungen enthalten, welche eigentlich dem folgenden Abschnitte vorbehalten bleiben sollten. So wird schon hier die Frage untersucht, ob der Handel productiv sey, und zwar wird sie, nach dem Vorgange von Lotz, verneint; der Kaufmann erschaffe keine Güter, sondern verbreite und vertheile nur die bereits vorhandenen dahin, wo man ihnen den gröfsten Werth beilegt; auch der auswärtige Verbrauchs- (Aus- und Einfuhr-) Handel sey nicht von anderer Wirksamkeit, weil der Gewinn des Kaufmanns immer auf Kosten anderer Volksclassen gehe; nur der Zwischenhandel sey in Beziehung auf das einzelne Land wirklich productiv, da er einen selbstständigen Zuschufs zum Nationaleinkommen liefere. Unterzeichneter ist nicht geneigt, diese oft und fast zu oft besprochene Streitfrage hier nochmals abzuhandeln, und bemerkt nur in Ansehung des letzten Satzes, dafs der Tauschgewinn aus dem Zwischenhandel darum, weil er das Volkseinkommen vergröfsert, nicht nothwendig unter den Begriff der Production, d. h. der Gütererzeugung, fallen mufs. Es giebt mancherlei Gewinnste, die der Einzelne aus dem Vermögen Anderer bezieht, wenn er denselben einen Nutzen geleistet hat, ohne dafs die Erwerbung solcher Einnahmen gerade productiv seyn müfste.

VI. Werth und Nutzen des Handels, und zwar sowohl im Verhältnifs zur Volkswirthschaft, als in Bezug auf Cultur und Gesittung. Was das erstere betrifft, so wird ausführlich geschildert, wie der Handel nicht allein die Vermehrung der bereits als Güter anerkannten Dinge, sondern auch, indem er die Menschen mit neuen Gebrauchszwecken bekannt macht, die Erhebung vieler Dinge zu Gütern befördert. Was die moralischen und intellectuellen Wirkungen des Handels betrifft, so hätte die Widerlegung mancher Vorwürfe, welche demselben

bisweilen gemacht werden, eine nähere Untersuchung verdient.

VII. Umfang des Handels und Bedingungen seiner Gröfse; ein ausführlicher, vorzüglich lesenswerther Abschnitt. Besonders wird die Widerlegung der Klagen und Besorgnisse vieler Menschen über das Uebergewicht der Engländer im Gewerkswesen und Handel zur Berichtigung der Meinungen einen nützlichen Beitrag darbieten. Es wird gezeigt, wie der Handel von der Bevölkerung, der Productionskunst, dem Capitale und der Ausdehnung des Marktes abhängig ist und wie eine Entkräftung von England auf ganz Europa nachtheilig wirken würde. Bei der neuerlich mehrfach angeregten Frage, ob wir in der That eine allgemeine Ueberfülle der Producte im Vergleich zum möglichen Absatze vor uns haben, macht sich der Verf. die Ansicht von Dunoyer zu eigen, nach der jene von Sismondi behauptete Ueberproduction zwar vorhanden seyn soll, aber nicht aus der Gröfse des Capitales, den Maschinen u. s. w., sondern aus der unvortheilhaften Vertheilung des Volkseinkommens, welche den unteren Ständen zu wenige Genüsse gestatte, herzuleiten ist. Jedoch auch die Annahme einer übergrofsen Production aller Arten von Gütern ist unstatthaft und erfahrungswidrig. Wenn ein solches Mifsverhältnifs zwischen Erzeugung und Verbrauch nur einige Jahre fortdauerte, wo würde man, von der Unklugheit eines solchen Verfahrens ganz abgesehen, Räume hernehmen, um alle unverkauften Reste aufzuspeichern, wie sollten die Unternehmer das Capital auftreiben, um die Production noch immer fortzusetzen?

VIII. Von der Eintheilung des Handels. Es ist zu billigen, dafs der Verf. die nach verschiedenen Theilungsgründen sich richtenden Eintheilungen nicht, wie man öfters gethan hat, auf einander pfropft, sondern neben einander stellt. Ref. kann übrigens den Effectenhandel nicht als einen Theil des Geldhandels anerkennen, wie denn auch unser Verf S. 162. richtig von den Effecten bemerkt, dafs sie ihrer Natur nach kein eigentliches Geld seyen. S. 165. ist in dem Beispiel von der Stockjobberei, welches aus des Unterzeichneten Lehrbuch I. §. 440. genommen worden ist, auch der Druckfehler der ersten Ausgabe (94 statt 92 fl.) stehen geblieben, was jedoch ganz unbedeutend ist, da jeder nachrechnende Leser den Fehler finden kann. Die schon von Büsch aufgestellte Unterscheidung des directen und indirecten Handels könnte füglich weggelassen werden. Es ist

zwar in den Speculationen des Kaufmanns nicht gleichgültig, ob er aus erster, zweiter oder dritter Hand einkauft, aber eine Verschiedenheit in der Art der Geschäfte liegt doch hierin so wenig, als etwa in dem Umstande, dafs der Absatz bald an den Consumenten unmittelbar, bald an einen andern Kaufmann geschieht. — Die Erklärung über den Eigenhandel S. 180. könnte zu einem Mifsverständnifs führen. Wenn der Frankfurter Weinhändler, um seine Rheinweine in London desto vortheilhafter abzusetzen, dort einen Verkaufscommissair zu Hülfe nimmt, so ist dessen Mitwirkung allerdings Commissionshandel, aber die Verrichtung des Frankfurters hört darum nicht auf, Eigenhandel zu seyn; beide Arten von Thätigkeiten treffen in solchen Fällen nothwendig zusammen, und der Eigenhandel erfordert keineswegs die persönliche Gegenwart des Verkäufers am Absatzorte, wie aus den Worten des Verf. geschlossen werden könnte: »Es findet daher auch in unseren Zeiten der Eigenhandel im Grofsen fast nur noch Statt beim Verkehre auf den Messen und nach fernen Weltgegenden.« Das Gegentheil ist schon von dem Schöpfer der handelswissenschaftlichen Kunstsprache, Büsch, deutlich ausgesprochen worden, s. dessen Darstellung der Handlung I. 198. der 3. Ausg. von Normann. — Die Darstellung des Nutzens, den der Aus- und Einfuhrhandel bringt, und die hier angehängte Lehre von der Handelsbilanz ist klar und überzeugend.

IX. Werkzeuge des Handels. Zu denselben werden gezählt: Maafs und Gewicht, Geld, Credit. Letzteren würde Ref. nicht als ein Werkzeug ansehen. Bei dem Begriff des Geldes geht der Verf., um für seinen gegenwärtigen Zweck die Sache zu vereinfachen, von seiner früheren Terminologie in so ferne ab, als er unter jenem Ausdrucke das edle Metall in seiner doppelten Eigenschaft eines Werth- (lieber Preis-) Maafses und Preisausgleichungsmittels versteht. Die Sonderung dieser beiden Eigenschaften ist in der Theorie allerdings von Wichtigkeit, sie liegt jedoch den Vorstellungen des gemeinen Lebens so fern, dafs sie auf die Bezeichnungen keinen Einfluss gehabt hat, und die beiden Ausdrücke im allgemeinen Sprachgebrauche nicht diese beiden Begriffe, sondern vielmehr *genus* und *species* anzeigen, weshalb in obiger Erklärung des Geldes das Merkmal, dafs es aus edlem Metall bestehen müsse, den Umfang des Begriffes zu sehr verengert, zumal da auch die Kupfermünze unzweifelhaft als eine Art des Geldes angesehen werden mufs. Die ganze ausführliche Abhandlung von den Wirkungen, vom Umlaufe, Bedarfe

und Ueberflusse des Geldes, welche über ¼ des ersten Bandes einnimmt, wird zur Verbannung manches herrschenden Vorurtheiles gute Dienste leisten.

X. Hülfsanstalten des Handels, wie Messen, Börsen u. dgl., sämmtlich ziemlich kurz behandelt.

Zweiter Band. I. Geschichte der Handels-Politik. Die alte Zeit wird nur flüchtig berührt, ausführlicher das Aufblühen des Handels in den freien Städten im Mittelalter, die Entstehung des Handelssystems und der demselben entgegenstehenden Theorien.

II. Freiheit als Grundprincip der Handels-Politik. Der Verf. sucht diesen Gedanken mit theoretischen Gründen und Belegen aus der Erfahrung zu befestigen, und dies ist ihm wohlgelungen. Da es indefs in der Natur der menschlichen Angelegenheiten liegt, dafs man zu dem, was an und für sich das Beste ist, nicht immer sogleich und unbedingt übergehen kann, so hätten, wie schon im Eingange dieser Anzeige angedeutet worden, die Gründe, welche der vollkommnen Herstellung der Handelsfreiheit unter gegebenen Verhältnissen entgegenstehen können, eine sorgfältigere Untersuchung verdient, indem, so lange sie nicht beleuchtet sind, das oft wiederkehrende Lob der Freiheit doch nicht alle Bedenklichkeiten der Leser zerstreuen kann. Der Verf. giebt nach Storch einen Fall zu, in welchem eine Zollretorsion rathsam seyn kann.

III. Leitung des Handels und der Industrie durch die Regierung. »Die Sorge der Staatsgewalt hat sich lediglich darauf zu beschränken, Hindernisse zu heben, welche der freien Benutzung von Fleifs und Capital im Wege stehen.« Dem Ref. scheint dieser Satz eben sowohl ein Extrem, als die Sucht des Vielregierens, dessen nachtheilige Folgen so deutlich zu erkennen sind, dafs durch ihren Anblick viele Schriftsteller dahin gebracht wurden, alle positive Einmischung in volkswirthschaftliche Angelegenheiten zu mifsbilligen. *Maneat usus, tollatur abusus.* Soll man es tadeln, dafs die preufsische Regierung sich Mühe gab, den Jacquart-Stuhl in den inländischen Seidenfabriken einzuführen, dafs viele Regierungen sächsische Schaafe kauften, um die Veredlung der einheimischen Landrace zu befördern, und dafs allenthalben Gewerbschulen angelegt werden? Oder soll man diese Mafsregeln ebenfalls für blos negativ, für eine Hinwegräumung von Hindernissen, ausgeben? Jener Grundsatz möchte sich also, näher betrachtet, theils als zu eng, theils als zu unbestimmt

erweisen. In dem besonderen Theile dieses Abschnittes (S. 90 ff.) entfernt sich der Verf. von seinem eigentlichen Thema, indem er, blos das Princip der Gewerbefreiheit verfolgend, die Einmischung der Regierung in die sogenannte Ur- und industrielle Production ausführlich, bis S. 215, abhandelt, und dabei von den Nachtheilen der gesetzlichen Gebundenheit der Landgüter, der gewaltsamen Einwirkung auf die Art der Bodenbenutzung, der Beschränkungen im Absatz der Bodenerzeugnisse, von Gewerbsmonopolen, Prämien und dergl. spricht. Dieser Excurs, da er lichtvoll und anziehend ist, bildet nichts desto weniger gewifs für jeden Leser eine willkommene Zugabe. Bei den Bemerkungen über den natürlichen Preis des Holzes, der nämlich dem Waldgrunde gleiche Rente, wie sie sie das Getreideland giebt, gewähren soll, ist auf manche neuere Untersuchungen, insbesondere auch auf die verschiedene Bodenbeschaffenheit nicht Rücksicht genommen worden. In jedem gröfseren Lande giebt es Stellen, die zum Feldbau wenig taugen und schon bei ziemlich niedrigem Holzpreise sich am besten zur Holzzucht eignen; bis aber das beste Getreideland ohne Nachtheil für die Rente mit Wald bedeckt werden kann, mufs das Holz einen unerschwinglich hohen Preis erhalten. Der Unterschied ist so grofs, dafs man deshalb, in der Ungewifsheit, welche Bodenclasse zum Mafsstabe dienen solle, kaum von einem bestimmten natürlichen Preise sprechen kann. Auch ist die künstliche Waldanlage selbst bei ansehnlichen Holzpreisen doch so häufig, als unser Verf. es erwartet, nicht zu hoffen, weil sämmtliche kleine Gutsbesitzer eine Verwendungsart ihrer Ländereien vorziehen, welche mehr Arbeit beschäftiget, und sich schneller rentirt. Uebrigens sind die praktischen Regeln, die von dem Verf. aufgestellt werden, unabhängig von diesen Ansichten zu billigen. — Getreide-, Holzausfuhr. Die Freiheit beider wird als Regel mit Wärme in Schutz genommen, doch werden, besonders beim Holze, Ausnahmsfälle eingeräumt. — In Ansehung des Fabrikwesens finden wir S. 155. die Behauptung: »Die meisten anderen Länder (aufser Grofsbritannien) sind nicht reich, weil ihre Fabriken blühen, sondern es blühen ihre Fabriken, weil sie reich sind.« Dies wird sich aus der Geschichte der Betriebsamkeit kaum beweisen lassen. Man darf sich nicht vorstellen, als ob der Betrieb von Gewerken immer erst spät, wenn schon ein grofses Capital im Landbau gesammelt worden ist, beginne, vielmehr greifen beide Hauptgewerbe in einander, fördern sich wechselseitig und beschleunigen die Anhäufung der Capitale. —

Eine Gesetzgebung, welche die einheimische Fabrication monopolistisch begünstigt, wird S. 157. für ungerecht und unpolitisch erklärt. Werden durch die Freigebung des Handels Fabrikarbeiter brodlos, so soll der Staat sie beschäftigen, mit Hülfe von Anleihen, oder, in sofern dies nicht angeht, ihnen Unterhalt verschaffen. Dies wäre doch eine zu schwierige Aufgabe, und die Staatsbürger möchten sich leicht bei der kleineren Last eines wenigstens temporär noch fortbestehenden Zolles besser befinden. Dagegen ist es eine gute Regel, S. 168, dafs man keinen Productionszweig aufrecht zu halten suchen soll, der seine Existenz nur gewissen, nicht mehr vorhandenen Umständen verdankt habe. Die Zünfte unter die Monopole rechnen, wie hier geschieht, ist nur in sehr beschränktem Sinne zulässig, überhaupt wird dies Institut, dessen Mängel allerdings unverkennbar sind, auf eine Weise geschildert, die nur bei dem grellsten, längst verschwundenen Zunftzwange Wahrheit seyn konnte. Dahin gehört z. B. der Satz, dafs den zünftigen Arbeitern der Wetteifer fast unbekannt geblieben sey. Auch kann man die rascheren Fortschritte der Fabrik- und Manufakturanstalten nicht gerade aus ihrer Unzünftigkeit herleiten, sie liegen schon in der Natur des grofsen Betriebes und würden auch in Vergleichung mit zunftfreien Handwerken wahrgenommen worden seyn. — Erfindungen sollen nicht durch Patente, sondern aus der Staatscasse belohnt werden. So wünschenswerth dies wäre, um die lästige Hemmung zu verhüten, welche die Patente dem Kunstfleifse in den Weg legen, so schwer ist es doch ausführbar. Woher soll man den Mafsstab dieser Belohnung und das Kennzeichen, dafs sie überhaupt verdient worden ist, hernehmen? — Bei den, der kaufmännischen Thätigkeit (dem eigentlichen Handel) gewidmeten Mafsregeln kehrt der Verf. nochmals auf den Gegenstand zurück, den er mit vorzüglichem Interesse wiederholt zur Sprache bringt, auf die Nachtheile des Zollwesens. Er sagt darüber viel Wahres und Beherzigenswerthes, nur erschöpft er dieses überaus reichhaltige und wichtige Thema nicht. Den Beschlufs machen die Handelsgesellschaften, das Colonialwesen, die Schifffahrtsgesetze und die gesetzlichen Taxen gewisser Waaren; alle diese Gegenstände werden nur flüchtig vor dem Auge des Lesers vorübergeführt, um die Anwendung des Grundsatzes der Freiheit auf sie zu zeigen.

IV. Hindernisse des Handels und Mittel zu deren Entfernung. Sie werden in natürliche und politische getheilt, diese wieder in äufsere und innere. Bei den äufseren erwähnt

der Verf. nur im Allgemeinen die Handelsverträge, als eine Mafsregel, welche viel Nutzen stiften könne, es aber gewöhnlich nicht thue, — ohne seine Ansicht von den in Deutschland geschlossenen Zollverträgen insbesondere auszusprechen. Diese haben das Eigenthümliche, dafs sowohl die Vertheidiger der Handelsfreiheit als des Prohibitivsystems sich mit ihnen mehr oder minder befreunden können. — Die inneren Hindernisse des Handels geben dem Verf. Anlafs, die verschiedenen Zweige des Staatseinkommens nach ihrem Einflufs auf Industrie und Verkehr der Völker durchzugehen. Schwerlich läfst sich die Entwicklung eines, den Forderungen der Nationalökonomie entsprechenden Steuersystems in einer Politik des Handels rechtfertigen, auch wenn man diesen in dem vorhin erwähnten Sinne als den Tauschverkehr überhaupt betrachtet. Hiervon abgesehen ist Ref. mit diesen gemeinverständlichen Anfangsgründen der Steuertheorie in den meisten Punkten einverstanden und fügt, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur einige Anmerkungen bei. Der Umstand, dafs Grundstücke gegen Hingabe eines Capitales erkauft werden, bestimmt den Verf., die Grundrenten der angekauften Ländereien als Capitalrenten anzusehen und daraus zu folgern, die Grundsteuer, wenigstens ihr Naturalbetrag, müsse auf alle Zeiten unverändert bleiben. Wer den Vordersatz nicht zugiebt, vielmehr die Grundrente fortwährend als eine eigenthümliche Art von Einkünften ansieht und auf sie mehr Gewicht legt, als auf den, unter zufälligen Umständen, nach der Schätzung in einem einzelnen Zeitpunkte dafür entrichteten Kaufpreis, der wird natürlich auch jener Folgerung nicht beistimmen. — Die Unterscheidung des ursprünglich- und des individuell-reinen Einkommens in Beziehung auf die Besteurung verdient weiter verfolgt zu werden. Die mittelbare (indirecte) Besteurung wird als Belegung des wahrscheinlichen, muthmafslichen reinen Einkommens dargestellt und als unentbehrlich geschildert, was auch vollkommen richtig ist.

V. Stockung des Verkehrs und Mittel zu ihrer Abhülfe. Diese Mittel laufen hauptsächlich darauf hinaus, den nahrungslos gewordenen Arbeitern anderweitige Beschäftigungen zuzuwenden.

Ref. schliefst mit dem Wunsche, das angezeigte Buch bald in den Händen vieler Geschäftsleute zu sehen.

K. H. Rau.

Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Karl Friedrich Weber, Professor am Gymnasium zu Darmstadt. Erster Band. Literatur des Jahres 1826. Essen. Im Verlag von J. D. Bädeker. 1832. XXXVIII und 331 S.

Bei dem von Tag zu Tag wachsenden Umfang unserer Literatur, welche dem Einzelnen es kaum möglich macht, Alles, was in den verschiedenen Zweigen derselben im In- und Ausland Bemerkenswerthes erscheint, näher kennen zu lernen, werden Bücher von der Art, wie vorliegendes, nicht blos sehr nützlich, sondern fast nothwendig erscheinen, zumal wenn eine zweckmäfsige Anordnung des Stoffs und eine bequeme Einrichtung den Gebrauch erleichtert. Der Verf. vorliegenden Buchs beabsichtigt nämlich, von Jahr zu Jahr eine vollständige Uebersicht der in einem jeden Jahr erschienenen Schriften, nach den einzelnen Disciplinen geordnet, herauszugeben, eben in der Absicht, einem jeden Einzelnen es möglich zu machen, die gesammte Literatur zu überschauen. Vorliegender Band macht den Anfang mit dem Jahre 1826, indem er die in diesem Jahr erschienenen in das Fach der Alterthumskunde und der gelehrten (classischen) Schulbildung einschlägigen Schriften, nach den einzelnen Fächern, wie bemerkt, geordnet, enthält; wird freilich in der Art fortgefahren, dafs jedes Jahr mit einem solchen Bande bedacht wird, so werden wir dann nach und nach eine Anzahl von Bänden erhalten, die dann wieder einer Gesammtübersicht bedürfen, auch abgesehen von den Nachträgen, die zu den einzelnen Bänden (wie solches kaum zu vermeiden ist) nach und nach erscheinen müssen. Dieser Umstand hat in uns den Wunsch erregt, die Erscheinungen mehrerer Jahre in Einen Band zusammengestellt zu sehen, der bequemeren Uebersicht wegen; es müfste dann auch freilich, auf dafs nicht die Masse des Stoffs zu sehr anschwelle und die einzelnen Bände über Gebühr vergröfsert würden, Manches abgekürzt werden, Manches auch ganz wegfallen, wie Ref. später zu zeigen bemüht seyn wird.

Der Verf. beabsichtigte mit seiner eben so mühevollen als verdienstlichen Arbeit, ein Doppeltes: »Erstens, soviel als möglich vollständige Angabe des zum Gebiet der Philologie gehörigen, was in den verschiedensten Ländern Europa's von Jahr zu Jahr erschienen ist;« wobei natürlich auf Deutschland eine Hauptrücksicht genommen, jedoch das Ausland, soweit als möglich, ebenfalls beachtet wurde, namentlich die in England, Frankreich und Italien erschienene Literatur, obwohl hier eine auch nur re-

lative Vollständigkeit zu erreichen doppelt schwierig ist. „Es ist daher,« fährt der Verf. S. IV. der Vorrede fort, »in diesen ersten Band Alles, Wichtiges und Unwichtiges aufgenommen worden, was im Jahre 1826 an Büchern, selbstständigen Abhandlungen darin, Programmen, Aufsätzen und einzelnen Bemerkungen in Journalen und kritischen Zeitschriften, sowie an Kunstwerken und Landkarten herausgekommen ist.« Der Verf. suchte demnach — und das mufste allerdings sein wenn auch kaum zu erreichendes Ziel seyn — eine Vollständigkeit in der Literatur zu erreichen; und dafs er auch dieselbe, soweit nur immer möglich, erreicht hat, wird kein billiger Richter in Abrede stellen, am wenigsten Ref., obschon es auch ihm bei gewissen, weiter unten zu berührenden Punkten, nicht an einzelnen Nachträgen fehlt. In dieser Beziehung wird gewifs nur mit Dank anerkannt werden können, dafs der Verf. auch auf Alles, was in periodischen Blättern, Zeitschriften und dergl. enthalten ist, Rücksicht genommen, und die in ihnen enthaltenen Notizen und Bemerkungen, sowie gröfsere Aufsätze, verzeichnet hat; sonst umfafst sein Kreis die gesammte griechische Literatur bis zum Jahr 1453 und die römische bis 476. Die Kirchenväter sind ausgeschlossen; sie gehören allerdings mehr der theologischen Literatur zu und sind daher auch in Zimmermann's Jahrbuch der theologischen Literatur berücksichtigt. Eben so blieb das ägyptische und orientalische Alterthum ausgeschlossen nebst der Geographie dieser Länder. Um jedoch den daraus allerdings hervorgehenden Inconvenienzen vorzubeugen, soll im nächsten Jahrgang die gesammte alte Geographie und die geschichtliche Berührung anderer Völker mit den Griechen und Römern beachtet werden. Dafs bei jedem Buch Titel und Verfasser auf das genaueste angegeben sind, konnte man erwarten. Auch die Preise sind beigefügt.

Der andere Zweck des Verfs. bei Herausgabe dieses Repertoriums war nach S. VI: »demjenigen, der es braucht, eine Uebersicht der Anzeige und Urtheile zu verschaffen, welche über Bücher und Aufsätze in kritischen und ähnlichen Blättern bekannt geworden sind.« Es findet sich daher bei jedem einzelnen Buche aus den darüber erschienenen Beurtheilungen (namentlich so weit solches zur Kenntnifs des Herausgebers gelangte), das Wesentliche des Urtheils entweder in einigen bezeichnenden Worten angegeben, oder es ist das Urtheil durch gewisse festgesetzte Zeichen, der Kürze wegen, bemerkt. Eigenes Urtheil hat sich der Herausgeber nur da erlaubt, wo ihm bei eigener Kenntnifs des

Buchs in der Beurtheilung entweder einseitig entschieden oder unwürdig verfahren zu seyn schien. Indessen hat dies der Verf. im Ganzen doch seltener, als wir wünschten, gethan, wie selbst aus einigen weiter unten anzuführenden Proben erhellen wird. Es kann gewifs nur mit Dank anerkannt werden, welche Mühe und Sorgfalt hier auf vollständige Sammlung der über ein Buch erschienenen Anzeigen verwendet ist; allein Ref. fürchtet, dafs der Erfolg keineswegs der darauf verwendeten Mühe entspreche; ja er glaubt vielmehr, dafs durch solche Anführung von Lob oder Tadel, wie sie in den Zeitschriften gespendet werden, Wenig oder Nichts gewonnen, ja oft mehr Schaden gestiftet wird, indem leicht auf diese Weise irrige Urtheile verbreitet und so zu sagen fast stereotyp werden. Wer mit dem Wesen der periodischen Literatur im In- und Ausland näher bekannt ist, weifs leider nur zu gut, wie oft einseitige Beurtheilungen ausgehen, von individuellen und subjectiven Standpunkten aus gefafst, oder durch Parteihafs bestimmt und geleitet, wie oft in solchen Kritiken gerade das Wesentliche eines Buchs übergangen wird, und die Recensenten theils aus den eben bemerkten Gründen, theils aus Bequemlichkeit oder Unwissenheit sich lieber an Nebenpunkte halten und dann doch ein Gesammturtheil über den Werth des Ganzen, das sie oft gar nicht einmal kennen oder zu beurtheilen im Stande sind, abzugeben sich erdreisten. So kommt es denn, dafs manchmal die Urtheile, die wir in den Zeitschriften (die ohnehin meistentheils weder nach einem bestimmten Plan, noch nach einem bestimmten System verfahren, sondern vom Zufall und andern äufsern Rücksichten in der Wahl der aufzunehmenden Recensionen bestimmt werden) über einzelne Bücher lesen, gerade das Gegentheil von dem enthalten, was das Urtheil der Mehrzahl der Gebildeten und Gelehrten, insbesondere der Männer vom Fach, über ein solches Buch zu denken und zu urtheilen pflegt. Und wer, der als Schriftsteller aufgetreten ist, hat nicht an sich selber schon solche Erfahrungen gemacht, auf die wir nur aus dem Grunde hinweisen wollen, um zu zeigen, wie wenig Werth im Allgemeinen solchen in allgemeinem Tone abgefafsten Kritiken zu schenken ist, wo weder Tadel noch Lob gehörig motivirt und durch gründliche Belege unterstützt ist, oder wo eine bestimmte Absicht, es sey im Guten oder Bösen, sichtbarlich hervortritt, oder die Bequemlichkeit des Beurtheilers, der lieber ein allgemeines Urtheil fällen, als sich der mühevollen Untersu-

chung und Prüfung des Einzelnen unterziehen will, diesen Mangel aber durch apodiktisch ausgesprochene Entscheidungen zu verdecken sucht. Darum wäre nach des Ref. Ermessen hier eine Auswahl vor Allem nöthig, es wären nur diejenigen Anzeigen anzuführen (und damit, glauben wir, würde Vielen ein wesentlicher Dienst geleistet werden), welche einen sorgfältigen Bericht über ein Werk erstatteten, den Inhalt genau nachwiesen und so uns in den Stand setzen, von dem Buch selber einen Begriff uns zu bilden und Inhalt und Charakter nach Verdienst zu würdigen; oder diejenigen, welche durch eine Anzahl eigener Bemerkungen, bei tieferem Eingehen in den Inhalt des Buchs, für den Gelehrten einen bleibenden Werth haben. Wenn z. B. S. 26. bei G. Hermann's Abhandlung *De Aeschyli Heliadibus* das (leidenschaftliche — wie hier beigefügt ist) Urtheil von Welcker angeführt wird, wornach »in der Schrift überhaupt wenig sey, was zu billigen,« so werden Andere, wenn sie das Urtheil zu geben hätten, dies eben so auf die Welcker'sche Gegenschrift anwenden wollen. Daher sind solche Urtheile leicht geeignet, den, der die Sache nicht näher kennt, irre zu leiten und falsche Ansichten zu verbreiten. Das sollte man aber doch vor Allem zu verhüten suchen. Ein anderes, noch frappanteres Beispiel bietet sich S. 80. (vergl. mit S. 20. No. 129. und S. 87. No. 745.) dar, und wir verwundern uns hier, dafs der Verf. nach seinem oben ausgesprochenen Grundsatz, nicht eingetreten ist. Die Uebersetzung des Thucydides von Osiander (anerkannt ein Meisterstück und zu den gelungensten Uebersetzungen griechischer Autoren zu zählen) wird hier »als ein elendes Machwerk, unverständlich, undeutsch, schleppend und unbeholfen« bezeichnet, und zwar nach dem Urtheil von zwei Männern, wovon der eine selbst später eine Uebersetzung des Thucydides geliefert, auf welche eben diese Prädicate am besten angewendet werden können, mit denen er so freigebig gegen den ist, aus dem er das wenige Gute, das sein eignes Machwerk enthält, entlehnt hat. Das Urtheil in den Heidelb. Jahrbb. 1828. No. 10. p. 153 ff. ist hier übersehen. Eben daraus 1829. No. 19. p. 301 ff. hätte auch das Urtheil über die No. 871. p. 100. 101. angeführte Preisschrift des Holländers Van der Chys, die nicht viel Neues, sondern das Gewöhnliche und Bekannte in einer Zusammenstellung enthält, bemerkt werden können.

(Der Beschluss folgt.)

N°. 4. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. F. Weber, Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft. Erster Band.

(Beschlufs.)

Wer die No. 413. S. 49. angeführte Abhandlung von Krebs: *Quaedam ex familiari interpretatione Herodoti* I, 6 ff. auch nur oberflächlich kennt, weifs, dafs sie durchaus nur für die Schüler der mittleren Klassen eines Gymnasiums bestimmt ist; es mag daher befremden, wenn man hier die Worte liest: »mit einzelnen feinen Sprachbemerkungen — die Methodik ist scharfsinnig erörtert und zeigt einen denkenden, erfahrenen Schulmann« u. s. w. Ganz entgegengesetzte Urtheile über ein und dasselbe Buch finden sich daher mehrmals neben einander aufgeführt. Was soll nun der, der das Buch nicht kennt, und für diesen sollen ja diese Nachweisungen dienen, denken? Man vergleiche z. B. nur No. 1187. S. 126. über die von Golbéry besorgte Ausgabe des Tibull, oder S. 195. No. 1488. die angeführten Urtheile über die Leipziger Literaturzeitung, der zuerst »eine gewisse charakterlose Liberalität, Mangel an Schärfe und Strenge« schuld gegeben wird. und darauf unmittelbar folgen die Worte: »gediegene Beiträge von Hermann geben ihr einen vorzüglichen Werth«. Oder S. 89. No. 760, wo eine Schrift von Philippi zuerst mit dem Urtheil »unnütz« und unmittelbar darauf mit dem Urtheil: »ein verdienstlicher correcter Abdruck mit unbedeutenden, seichten Anmerkungen und einem überflüssigen Wörterbuch« abgefertigt wird. Freilich hat das Buch in der That wenig Werth. Andere einseitige Urtheile wollen wir übergehen; denn wo z. B. nur Eine Zeitschrift ein Buch recensirte, so ist auch natürlich nur diese angeführt. So wird, um auch hier ein Beispiel anzuführen, die Schrift des Herrn Wendel in Koburg: »Einige Gedanken über das Wesen der Griechischen Mythologie« gerühmt (nach einer einseitigen Anzeige in Seebode's Archiv) als »offenes und kräftiges Urtheil, welches von gediegenen Kenntnissen und gesundem Urtheil zeugt«!

Wir führen diese Beispiele, die sich leicht noch vermehren liefsen, nur an, um zu zeigen, wie wenig erspriefslich ein solches

Anführen von Kritiken und eine solche Berufung auf deren Autorität ist, wie schädlich und nachtheilig vielmehr ein solches erscheint, und wie wenig daher die grofse Mühe des Verf., die wir gern erleichtert sehen möchten, belohnt wird, da sie im Gegentheil zur Verbreitung von Irrthümern und irrigen Ansichten behülflich seyn kann. Wir wünschten die Mühe des Verf. in diesem Punkt auf die beiden oben bemerkten Ausnahmen zu beschränken; dann würde sein Werk an äufserem Umfang abnehmen, ohne von seiner Brauchbarkeit Etwas zu verlieren. Auf ähnliche Weise würde der Umfang des Ganzen beschränkt und die Mühe des Verf. erleichtert werden, wenn Anderes weggelassen wäre, was, wie wir wenigstens zu glauben geneigt sind, nach dem Plane des Ganzen nicht einmal vom Verf. verlangt werden könnte. So z. B. S. 49. bei dem Abschnitt Einzelnes (von Herodot nämlich) werden eine Reihe Stellen angeführt, die in dem Classic. Journal Vol. 34. sich behandelt finden. Dort aber steht Hermann's Abhandlung über die Partikel ἄν (die seitdem bekanntlich auch in Deutschland vermehrt und verbessert erschienen ist) abgedruckt, in welcher allerdings diese Stellen des Herodot (aber auch noch manche andere) angeführt sind. Wollte aber der Verf. darauf Rücksicht nehmen, so mufste er mit gleichem Rechte dann auch alle Stellen, welche in verschiedenen Commentaren gelegentlich hier und dort behandelt werden, anführen; wer wird aber vom Verf. so Etwas verlangen wollen? wer überhaupt so Etwas nur für ausführbar halten? Eben darum aber würden wir auch solche Anführungen gänzlich weggelassen haben. Dasselbe glauben wir auch anwenden zu müssen auf mehreres Andere, was wir in dieses Buch aufgenommen sehen, so schätzbar es auch in anderer Hinsicht seyn mag und so mühevoll die Arbeit des Sammelns. Unter dem Abschnitt: Sprachkunde, Wörterbücher, wo die Griechischen Lexica und Aehnliches der Art aufgeführt sind, giebt der Verf. S. 151 ff. eine Reihe von Nachträgen zu den Griechischen Lexicis, theils von einzelnen darin gänzlich fehlenden Wörtern, theils von Bemerkungen über deren Bedeutungen, ferner S. 159. ähnliche Beiträge über Synonymik, S. 161 ff. über Etymologie einzelner Wörter, S. 163 ff. über Syntaxis, S. 168 ff. über Paläographie und Orthographie einzelner Wörter, desgleichen S. 172 ff. die Beiträge zu Lateinischen Wörterbüchern, S. 183 ff. zur Lateinischen Syntaxis, S. 289. über Prosodie u. dergl. m. Auch würden wir in mehreren Abschnitten Werke ausgelassen haben, die einen zu

allgemeinen Charakter haben, als dafs sie eigentlich in ein Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft gehörten. So z. B. namentlich in dem Abschnitt von den Zeitschriften und Gesammtwerken, wo alle allgemeineren, das ganze Gebiet der Literatur umfassenden Schriften und kritischen Blätter, die bekannten Literaturzeitungen und Anderes der Art aufgeführt sind, wo man aber schwerlich die Blätter für literarische Unterhaltung (No. 1473.), oder die kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft, welche zu Tübingen erscheint (No. 1487.) (mit gleichem Rechte müfsten denn auch Schunk's Jahrbücher der juristischen Literatur angeführt seyn), oder die verschiedenen Conversationslexica (S. 202.) oder Meyer's British Chronicle (No. 1502.), die Revue encyclopédique (No. 1516.), die Revue Européenne (No. 1517.) und Aehnliches der Art erwartet. Wir würden eher vorschlagen, wenn Etwas von Belang in diesen Blättern vorkommt, was in das Gebiet der classischen Alterthumskunde einschlägt, solches aus diesen Zeitschriften hier anzuführen, wie wir denn, um auch hier die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, z. B. in diesem Jahr in den Blättern für literarische Unterhaltung von einem in Griechenland reisenden Gelehrten Berichte und Aufschlüsse über mehrere der denkwürdigsten Gegenden Griechenlands erhalten haben, welche über viele Stellen des Herodotus, Thucydides, Strabo, Pausanias u. A. ein ganz neues Licht verbreiten; solche und ähnliche Aufsätze würden wir immerhin rathen, in ein Repertorium der Art zu enregistriren; desgleichen würden wir bei Aufführung von Gelegenheitsschriften, Akademieschriften u. dgl., deren Inhalt oft weniger zur allgemeinen Kunde kommt, weil die Bücher selbst nicht Jedermann zugänglich sind, die einzelnen darin enthaltenen Abhandlungen, welche in die Philologie mehr oder minder gehören, genau anführen; es würde damit gewifs ein Vielen sehr erwünschter Dienst geschehen. So glauben wir auch, dafs z. B. No. 1572. Bory de St. Vincent's Werk über Spanien nicht in dies Repertorium gehöre, oder No. 1602. Walckenaer Histoire générale des voyages ou nouvelle collection des relations de voyages etc. etc. oder No. 2005. Aufschlager's Werk über den Elsafs, obwohl der Umstand, dafs in diesem Werke Manches über die Römischen Niederlassungen im Elsafs enthalten ist, als entschuldigend angeführt werden könnte. Auch bei der Geschichte liefse sich vielleicht mehreres zu Allgemeine ausscheiden, obwohl hinwiederum die S. 295. über Ausgrabungen, oder die S. 8. über Inschriften gegebenen Notizen oder die S. 225 ff.

über einzelne Orte der alten Geographie gesammelten Nachweisungen und Anderes der Art höchst schätzbar und dankenswerth sind. — Ueber die Schrift von Henrichsen De Phoenicis fabula (No. 2091.) kann noch verglichen werden Heidelb. Jahrbb. 1826. No. 57. p. 904; über (No. 2286.) Inghirami's Monumenti etruschi s. besonders die ausführliche Anzeige von Rink in den Heidelb. Jahrbb. 1826. No. 9 ff. Ueber (No. 2311.) Stackelberg Der Apollotempel von Bassä s. Creuzer in der Schulzeitung 1832. No. 1 ff. [Dies konnte wohl schwerlich der Verfasser anführen.] Ueber (No. 1668.) Gail Atlas s. Heidelb. Jahrbb. 1828. No. 51. Die No. 1194. angeführte Schrift von Golbéry: Discussion philologique sur la vie de Tibulle, ist, wie auch der Verf. glaubt, allerdings dieselbe Schrift mit No. 1193. Défense de Tibulle contre quelques savans, qui veulent le vieillir de 15 ans. Dieselbe ist zunächst gegen eine Recension von Passow in der Hallischen Lit.Zeit. 1825. No. 131 — 134. gerichtet, wie Rec. aus Autopsie der Schrift versichern kann. — Die Schrift von Donckermann (No. 32.) De hodierno linguae latinae usu etc. ist auch in den Heidelb. Jahrbb. 1828. S. 727 ff. angezeigt.

Ref. glaubt, dafs, wenn der von ihm hier vorgeschlagene Weg befolgt werden sollte, der Umfang der einzelnen Jahrgänge zwar vermindert, aber die Uebersicht erleichtert und der Gehalt des Repertoriums eher zu- als abnehmen würde. Noch ist aber die Einrichtung des Ganzen und die Anordnung näher zu bezeichnen. Hier gieng der Verf. von der ganz richtigen Ansicht aus, das Nachschlagen möglichst zu erleichtern; er befolgte daher überall eine systematisch-alphabetische Ordnung, welche das Verwandte im Ueberblick vorführe und das Einzelne ohne Mühe finden liefse. So beginnt das Ganze mit der Literatur der Alterthumswissenschaft; zuerst kommt die allgemeine Literatur (die hier verzeichneten Werke stehen freilich nicht in näherer Beziehung auf die classische Alterthumskunde oder Philologie), dann die classische, nach ihren Unterabtheilungen; dann folgt II. die Kunde der schriftlichen Ueberreste, und hier erst Inschriften (Griechische, Etruscische und Lateinische), dann Papyrus, und Manuscripte; die vierte Unterabtheilung enthält Ausgaben, Uebersetzungen und Auszüge nebst deren Catalogen, also Bibliographie im Allgemeinen und Besondern, also auch die einzelnen Schriftsteller, Griechische wie Römische. Dann III. Sprachkunde, und zwar allgemeine wie besondere; IV. Kritik, Hermeneutik und Uebersetzungskunst (hier auch von den Zeitschriften und Ge-

sammtwerken); V. Sachkunde, und zwar A. Literatur, Geschichte der Künste und Wissenschaften, Encyclopädien, Reallexica (im Allgemeinen wie im Besondern), B. Geographie und Ethnographie, C. Chronologie, D. Politische Geschichte, E. Alterthümer, F. Mythologie und Symbolik, G. Naturkunde (Astronomie und Mathematik, Naturgeschichte und Physik, Arzneikunde), H. Philosophie, I. Rhetorik und Stylistik, K. Musik und als Unterabtheilungen: Poetik, Prosodik, Metrik, Rhythmik, Harmonik und Mechanik, Hypokritik, Rhapsodik, Orchestik und Mimik, L. Archäologie, wobei auch Baukunst, Bildnerei, Malerei, Münzkunde, Gemmenkunde. Brauchbare Register beschliefsen das Ganze.

Am Schlusse dieses müssen wir noch der dem Buch vorausgeschickten Einleitung gedenken, welche auf etwa sechszehn Seiten eine nicht vollendete Abhandlung über den Gang der Bildung und Literatur seit dem Untergang des Römischen Reichs die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch bis zu dem Wiederaufblühen der Wissenschaften enthält und mit dem fünfzehnten Jahrhundert schliefst. Natürlich werden hier nur einzelne fragmentarische Nachrichten mitgetheilt und in mehr oder minder allgemeinen Zügen der Gang, den die Literatur genommen, gezeichnet, indefs doch überall die bedeutenderen und einflufsreichen Männer hervorgehoben und namhaft gemacht. — Wir haben uns länger bei diesem Werk verweilt und insbesondere auf die Anordnung und Einrichtung desselben in unserer Beurtheilung Rücksicht genommen, eben um damit dem Verfasser, der so viel Fleifs und Sorgfalt auf sein Werk verwendet, den Beweis zu geben, dafs wir dies anerkennend sein Werk einer sorgfältigen Prüfung unterworfen haben, die uns zu den oben dargelegten Ansichten führte, welche wir allerdings bei den folgenden, die nächsten Jahre umfassenden Bänden, deren baldiges Erscheinen wir sehnlichst wünschen, berücksichtigt sehen möchten. Ein so mühsam ausgearbeitetes Werk kann, auch bei einzelnen etwaigen Gebrechen oder Mängeln, die ihm ankleben, nur allgemeine Anerkennung und Dankbarkeit finden. Wir wünschen dem Verf. auch für die Folge die Theilnahme und Unterstützung gelehrter Freunde, ohne die kaum ein so vielseitiges Werk zu einiger Vollkommenheit gelangen kann; wie er denn auch für diesen Band die Unterstützung seines gelehrten Freundes und Collegen, des Herrn Dr. Wagner, welcher namentlich die ausländischen Zeitschriften durchgangen, dankbar rühmt.

Chr. Bähr.

Dr. James Hope, von den Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse Uebersetzung aus dem Englischen; mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Fd. W. Becker. Berlin, Enslin, 1833. *gr.* 8. (4 fl. 30 kr.)

Je seltener man viel dazu beitragen kann, dafs Herzkrankheiten geheilt werden, je gewöhnlicher man sich damit begnügen mufs, die wichtigern Zufälle auf einige Zeit zu erleichtern und das Leben auf eine längere Zeit zu fristen, als es ohne die Kunsthülfe andauern würde; desto mehr möchte man sich über den grofsen Antheil wundern, den gerade diese Krankheiten in der neuesten Zeit erregt haben. Denn es giebt kein Organ, dessen Krankheiten von so vielen ausgezeichneten Aerzten in Monographien abgehandelt worden wären, als eben das Herz. In Frankreich Senac, Corvisart, Lännec, Bertin und Bouillaud, in Italien Testa, in Deutschland Kreysig, in England Burns und jetzt unser Verfasser geben umfassende Darstellungen aller Krankheiten desselben, und viele einzelne werden in besondern Abhandlungen, Krankengeschichten u. s. w. betrachtet. Ueberdies ist manchen Schriftstellern und praktischen Aerzten der wunderliche Vorwurf gemacht worden, dafs sie eine besondre Neigung hätten, gerade diese Krankheiten zu sehen, und dafs sie dieselben manchmal auch da zu finden glaubten, wo sie nicht vorhanden seyen. Wodurch mag dieser Antheil erklärt werden? Ich glaube dadurch, dafs die Krankheiten dieses wichtigen Organs (freilich auch manches anderen) vorher allzuwenig beachtet worden waren, sich durch grofse Mannigfaltigkeit in der Art und Form auszeichnen, früher höchst selten, jetzt aber häufiger im Leben erkannt und in der Leiche nachgewiesen werden. Eben dieser Antheil, den wir weder loben noch tadeln können, sondern der eben ein historisches Ereignifs ist, hat Hope's Werk hervorgerufen, von welchem hier eine gute Uebersetzung von H. Meyer, mit geistreichen Zusätzen von Fd. Becker vorliegt.

Der Verf. erklärt sich in der Vorrede selbst über diejenigen Puncte, deren Kenntnifs bisher vorzüglich mangelhaft zu seyn schien und in welchen er von den bisherigen Schriftstellern abweicht. Er ist bescheiden genug, seine Meinungen nicht als feststehende Thatsachen darzubieten, sondern sie der weitern Prüfung zu unterwerfen, welche ohnehin nicht ausbleiben kann. Als den ersten und hauptsächlichsten Irrthum bezeichnet er Lännec's Ansicht von dem Rhythmus der Herzthätigkeit, welcher sich in den Schulen erhalten hat, und er hofft, dafs seine Ansicht genü-

gender erscheinen wird. Zur Begründung derselben hat der Verf. zahlreiche Vivisectionen gemacht, welche im ersten Theil der Schrift (zur Anatomie und Physiologie des Herzens) mitgetheilt werden. Er ist dadurch zu der Ueberzeugung gekommen, dafs das erste Geräusch während der Kammersystole im Blute, welches durcheinander gedrängt werde, entsteht, das zweite aber dadurch, dafs nach vollendeter Diastole die Wandungen der Kammer gegen die Theilchen des Blutes reagiren. Diese Erklärung ist aber ganz mifslungen. Denn die Physik lehrt, dafs in einer eingeschlossenen Flüssigkeit, ohne Daseyn von Luft keine Schallschwingung entstehen kann. Ueberdies mufs zwischen dem Ende der Systole und der Vollendung der Diastole einige Zeit verfliefsen, die sich, wenn die Vorstellung des Verfs. gegründet wäre, durch eine Pause zwischen dem ersten und zweiten Geräusch bemerkbar machen müfste, und es könnte sich das zweite Geräusch nicht so unmittelbar an das erste anschliefsen, als es der Fall ist. Auch die Aftergeräusche (Blasebalg-, Feilen-, oder Raspel-, Sägegeräusch und das pfeifende) sollen, dem Verf. zu Folge, durch das Anstofsen der Theilchen des Blutes veranlafst werden, wenn dasselbe bei seinem Durchgange durch die Mündung einer Höhle irgend ein Hindernifs in seiner freien Fortbewegung findet. Dafs das Blasebalg-, Feilen- und Sägegeräusch in den Wänden der Communicationsöffnungen entsteht, dürfte nicht zu bezweifeln seyn. Unmöglich ist es aber, dafs die Vibrationen, wie der Verf. glaubt, im Blute entstehen, und man begreift kaum, wie der Verf. zu dieser, den Gesetzen der Physik zuwiderlaufenden Meinung kommen konnte, noch weniger, dafs er so wenig Notiz von andern, viel wahrscheinlichern Ansichten nimmt. — Müssen wir aber auch die Theorie von der Entstehung der Herz- und Aftergeräusche für ganz falsch erklären, so wollen wir dagegen nicht unerwähnt lassen, dafs dieser Mangel keinen erheblichen Einfluls auf die Benutzung derselben zum Behuf der Diagnose hat. Diese scheint uns in der That durch den Verf. gewonnen zu haben. Denn er hat nicht nur überall die akustischen Zeichen mit Sorgfalt und Genauigkeit angegebgn, sondern auch einige weitere aufgefunden, welche zu beachten sind. Dahin rechnen wir aber freilich nicht seine Lehre vom Rückstofs (Lännec's Choc beim zweiten Geräusch) und von der Regurgitation des Blutes aus der Kammer in die Vorkammer, welche bei Fehlern der Mitral- und Tricuspidalklappen Blasebalg- und Sägegeräusch in Begleitung des ersten Geräusches veranlassen soll. Diese

Erscheinung und der Choc in Begleitung des zweiten Geräusches erklären sich viel einfacher und ungezwungner nach einer Theorie, welche wir neulichst in den Heidelberger klinischen Annalen (Bd. 9. H. 4.) auseinandergesetzt haben. Wenn aber der Verf. behauptet, dafs Fehler der *tricuspidalis* und *mitralis* Blasebalg- und Sägegeräusch in Begleitung des zweiten Geräusches erregen, so ist zu bemerken, dafs er für diese Behauptung unter seinen Beobachtungen keinen Beleg hat. Denn er erzählt nur einen Fall, wo blos die *mitralis* krank war (die 21ste Krankengeschichte), und in diesem wurde kein Aftergeräusch bemerkt. Die Fälle, wo zugleich auch die *semilunares* krank sind, können nichts beweisen. Unsrer Theorie zu Folge müssen wir zweifeln, dafs Fehler der *mitralis* Aftergeräusche in Begleitung des zweiten Geräusches erregen, sondern diese finden sich, wie auch die Beobachtungen des Verfs. selbst lehren, in Begleitung des ersten ein. Sollte es ja einmal ausnahmsweise vorkommen, so dürfte dann an eine Regurgitation des Blutes aus der Kammer in die Vorkammer zu denken seyn, und man wird dann das Aftergeräusch in Begleitung von beiden Geräuschen vernehmen. Auf 11 Seiten handelt der Verf. von dem Aftergeräusch ohne organische Krankheit, interessant aber nicht befriedigend. Da kämpft er vorzüglich gegen Lännec, der diese Lehre freilich nicht ganz vollendet hat und das zurücknahm, was er früher behauptet hatte. Dafs Blasebalggeräusch nach Blutverlusten und bei nervös krampfhaften Zuständen im Herzen und in den Arterien vorkommt, scheint richtig (obwohl einige Aerzte daran zweifeln), und hängt wahrscheinlich davon ab, dafs einzelne Parthien des Herzens und der Arterien auf unregelmäfsige Weise contrahirt werden. Der Verf. leitet auch dieses Ereignifs von der Reibung der Bluttheilchen unter sich ab, indessen erwähnt er doch auch der Reibung des Blutes an den Wänden der Arterien, die gewifs bei wenigem Blute nicht gröfser seyn kann, als bei der normalen Menge desselben. Aus allem geht hervor, dafs der Verf. zwar eine andre, aber keineswegs eine wahrscheinlichere Theorie von den Herzgeräuschen aufgestellt hat, als Lännec. Indessen hat er Scharfsinn genug, um sie den vorhandenen Beobachtungen anzupassen.

Ferner hebt der Verf. die Lehre von dem Aneurysma der Aorta hervor, von welchem er 40 Fälle, in denen die Diagnose durch die Leichenöffnung bewährt wurde, beobachtet hat. Und es ist nicht zu leugnen, dafs er diese Lehre recht gut bearbeitet und namentlich der Diagnose eine grofse Aufmerksamkeit geschenkt

hat. Indessen ist uns gerade Nichts aufgestofsen, was uns als neu erschiene.

Weitläuftig hebt der Verf. in der Vorrede die unmittelbaren und mittelbaren praktischen Vortheile hervor, welche eine genaue Kenntnifs der Herzkrankheiten und eine richtige Diagnose derselben verspricht, und er ist im Werke selbst eifrigst bemüht gewesen, die Behandlung dieser Krankheiten genau anzugeben. Es liegt in der Natur der Sache, dafs es sich hierbei nicht um neue Mittel, die etwa specifisch wirken, handelt. Sondern es kommt alles darauf an, dafs die bekannten Mittel und Methoden mit Sinn und Verstand ausgewählt und combinirt werden, da wird aber eine jede Belehrung bald den Punkt erreichen, wo die Kunst nicht gelehrt werden kann. Was der Verf. darüber giebt, ist sehr zu beachten und wohl zu benutzen. Aber wir zweifeln, dafs es sobald dahin kommen wird, dafs »das Wort Herzkrankheit, welches jetzt, wenn es von einem Arzte ausgesprochen wird, schier wie ein Todesurtheil klingt, in Zukunft eben nicht beunruhigender seyn wird, als die Ausdrücke Engbrüstigkeit und Asthma, welche noch so häufig seine Stelle vertreten.« Wenn man Herzkrankheiten geheilt zu haben glaubt, so wird wohl bei Jedem ein Zweifel entstehen, ob eine vorhanden war; wenn man es dahin bringt, dafs Herzkranke noch eine längere Zeit leben, oft lange Zeit von ihren Beschwerden frei sind, so entsteht die Frage, was die Kunst dazu wirklich beigetragen hat, und es möchte schwer seyn, einen unumstöfslichen Beweis des grofsen Nutzens, den sie hatte, zu führen, denn die bekannten Anfälle gehen oft auch ohne Kunsthülfe wieder vorüber. Ganz gewifs ist es aber leider, dafs Herzkranke fürchterliche Qualen aushalten und am Ende in das Grab sinken, ohne dafs die Kunst dies verhindern kann. So sehr uns aber auch eine solche Betrachtung niederschlagen mag, eben so wenig soll sie uns lähmen. Denn durch Nichtsthun kann nichts besser werden. Aber auch das Zuvielthun schadet oft. Vorsicht im Endurtheil ziemt sich.

Hr. Becker bezeichnet Hope's Verdienste folgendermafsen: 1) dafs er die pathologische Anatomie des Herzens nicht nur mit grofser Genauigkeit darstellt, sondern auch unmittelbar an die Semiotik und Diagnostik anknüpft. (Dies ist allerdings', auch nach unserer Ueberzeugung, vollkommen gegründet); 2) dafs er die durch die akustische Exploration gewonnenen (oder wie er vielmehr Lännec) sie nennt: physikalischen) Zeichen nicht wie Lännec auf Kosten der übrigen Symptome hervorhebt, sondern

die nothwendige Verbindung von beiden Quellen diagnostischer Erkenntnifs erörtert. (Auch dies Verdienst erkennen wir dem Verf. mit desto gröfserer Freude und Bereitwilligkeit zu, je mehr noch heut zu Tage eben diese Zeichen von den mehrsten Aerzten vernachlässigt werden; wird doch selbst ihr Werth noch bestritten. Zur Rechtfertigung von Lännec, der allerdings die physiologischen Zeichen (wie er sie nennt) nicht immer in aller Breite abhandelt, müssen wir aber doch bemerken, dafs ebenderselbe ja die Auscultation zum Thema seines Werkes gemacht hat, und erst in der zweiten Auflage eine umfassende Darstellung der Krankheiten der Lunge und des Herzens hinzufügte. Da ist es ja ganz natürlich und recht, dafs das Hauptthema besonders hervorgehoben und das Neue weiter ausgeführt wird, als das Bekannte) 3) Dafs er jene akustischen Zeichen mit richtigen physiologischen Ansichten über die Bewegungen des Herzens und mit physikalischen Gesetzen (?) in Einklang bringt und genügend (?) erklärt. (Hiergegen haben wir widersprechen zu müssen geglaubt.) 4) Dafs er auf die ursächlichen Beziehungen der Krankheiten des Herzens zu denen anderer Organe aufmerksam macht. (Allerdings recht lobenswerth und interessant, aber weder neu noch erschöpfend.) 5) und endlich, dafs er die Therapie dieser Krankheiten nicht nur in ihren spätern fast unheilbaren Stadien, sondern in den früheren Zeiten, wo sie wohl (alle?) unter dem Einflusse ärztlichen Handelns sind, auf eine der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemefsne Weise würdigt. — Dagegen ist Becker mit der Aetiologie der Herzkrankheiten selbst nicht einverstanden und sucht dieselbe in den Zusätzen nach seinen (Becker's) Ansichten zu begründen. Diese Zusätze sind zwar geistreich und zeugen von hoher Ausbildung ihres Verfassers. Indessen kommen auch manche Behauptungen vor, denen wir unsrerseits nicht beistimmen können. Insbesondere zieht sich eine teleologische Ansicht hindurch, die uns ganz falsch aufgefafst zu seyn scheint, und aus der die wunderliche Lehre von dem Blutbedarfe, durch den die Herzthätigkeit nicht vermehrt, sondern angestrengt werden soll, hervorgegangen ist. Der Zweck, weshalb etwas geschieht, kann über die Mittel zu Erreichung des Zweckes keine Auskunft geben. Der Physiolog, ja jeder Naturforscher sucht diese vorerst kennen zu lernen und schliefst aus ihnen auf den Zweck, den sie etwa haben mögen. Aufserdem müssen wir uns hüten, der bewufstlosen Natur gar zu viel von Zwecken, Absichten, Bestrebungen u. s. w.,

die ja nur dem Kreis des Bewufstseyns angehören, zuzutheilen. Sonst werden wir uns entschliefsen müssen, zuzugeben, dafs das Herz, der Magen u. s. w. wissen, was sie thun und warum sie es thun. — Wir bedauern, diesen Gegenstand hier nicht weiter verfolgen zu können. Eben so wenig sind wir im Stande, in das Detail der Schrift einzugehen; einen magern Ueberblick über das Ganze derselben zu geben halten wir nicht für nöthig, und schliefsen diese Bemerkungen mit der Hoffnung, welche der Herausgeber ausspricht und die wir mit ihm theilen, »dafs dieses Werk auch bei dem deutschen ärztlichen Publikum eine günstige Aufnahme finden und wesentlich dazu beitragen werde, eine genauere Diagnostik und eine rationelle Therapeutik der Herzkrankheiten zum Gemeingut unserer praktischen Aerzte zu machen.«

P u c h e l t.

De influentia morbo anni CIↃIↃCCCXXXIII. *Commentatio qua viro excellentissimo experientissimo Car. Gottlobo Kuehn, P. p. o. doctoratus in medicina impetrati semi-secularia gratulatur interprete Justo Radius Societas medica Lipsiensis. Lipsiae die* XXIX *mensis Augusti anno* 1833. 22 *S. in* 4to.

Erst seitdem die Cholera alle Welttheile heimgesucht, hat man wieder angefangen, den Epidemien eine gröfsere Aufmerksamkeit zu schenken, und es nicht verschmäht, den Seuchen entfernter Jahrhunderte ein gründliches Studium zu widmen, wie namentlich die gediegenen Schriften des um die Geschichte der Heilkunde hochverdienten Professors Hecker über den schwarzen Tod, die Tanzwuth und den englischen Schweifs, zur Genüge beweisen. Hätten die durch den Willen des Schicksals an die Spitze des Medicinalwesens in den verschiedenen Staaten gestellten Aerzte die Geschichte der Epidemieen besser gekannt und zu würdigen verstanden, so würde man grofse Summen gespart und viele menschliche Kräfte besser benutzt haben, welche die Aufstellung der Gesundheitscordons und sonstigen Sperrmafsregeln absorbirt und gekostet haben.

Der berühmte Verf. der vorliegenden Schrift verdient für die lichtvolle, gelehrte und dabei doch höchst practische Zusammenstellung über den *Catarrhus epidemicus*, welcher binnen wenigen Monden alle Länder Europa's durchzuckte, den Dank des ärztlichen Publicums um so mehr, als bis jetzt noch kein ärzt-

licher Schriftsteller seine eigenen Beobachtungen über diese Krankheit mit den Wahrnehmungen anderer in ganz verschiedenen Klimaten und Gegenden vergleichend zusammengefafst, wie dies Hr. R. in den vorliegenden Blättern gethan, welchen dadurch ein unvergänglicher historischer Werth aufgedrückt worden ist.

Der Verf. unterscheidet beim *Catarrhus epidemicus* drei Grade und zwei Formen, die entzündliche und die gastrische, das Vorkommen einer rheumatischen durchaus in Abrede stellend. Hierin geht er indessen offenbar zu weit, wenigstens hatte Ref. mehrere Grippekranke zu behandeln Gelegenheit, welche aufser andern rheumatischen Beschwerden auch an einer ausgesprochenen rheumatischen (keiner catarrhalischen oder rheumatisch-catarrhalischen) Augenentzündung litten. Dafs Reconvalescenten noch lange einen eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte tragen, habe ich ebenfalls beobachtet, was mehr oder weniger nach allen Krankheiten wahrgenommen wird, welche grofse Neigung zu einer nervösen Richtung haben, wie dies bei der Grippe der Fall ist. Wirkliche Krisen bei der Influenza will der Verf. nicht gelten lassen und glaubt vielmehr, dafs die Krankheit sich immer auf dem Wege der Lysis entscheide. Indessen mag in den verschiedenen Gegenden, wo die Grippe in diesem Jahre geherrscht, dies verschieden gewesen seyn, wenigstens hat Rec. nach einer reichlichen Epistaxis hin und wieder eine rasche Genesung gesehen, was freilich im Ganzen selten war. Cosmische und tellurische Verhältnisse scheinen nach R. diese Krankheit zu erzeugen, welche einmal entstanden unter begünstigenden Umständen auch per Contagium sich fortpflanzen könne. Unbedingt wichtig ist die Bemerkung des Verfs., dafs ein passives Verhalten von Seiten des Arztes günstigere Resultate bringt, als ein unzeitiges Eingreifen, und dafs namentlich schweifstreibende Mittel sich eher schädlich als nützlich erwiesen, was Ref. um so eher unterschreiben kann, als er beobachtet, dafs unter dem Gebrauche der *Sudorifera* die Krankheit eher eine nervöse Richtung anzunehmen pflegte.

Interessant und lehrreich ist der zweite Abschnitt, in welchem R. den Gang und die Verbreitung des epidemischen Catarrhs beschreibt. Der dritte enthält die Literatur. In einem Anhange stehen die Namen der Mitglieder der Leipziger medicinischen Gesellschaft, die sich vor ihren Mitschwestern durch Thätigkeit und wissenschaftliches Streben rühmlichst auszeichnet.

Heyfelder.

Digitized by Google

1) *Uebersichtliche Darstellung des gegen den Stand Basel beobachteten Verfahrens der Eidgenossenschaft, ausgezogen aus den officiellen Tagsatzungsabschieden und den Rathsprotokollen des Kantons Basel. (Unter der Vorrede nennt sich als den Verf. dieser Schrift Dr. K. Liechtenhahn.) Basel; in der Schweighaus. Buchhandl.* 1833. 125 *S.* 8.

2) *Politische Betrachtungen über die Stiftung einer neuen Hochschule zu Zürich und den Bildungszustand der Schweiz überhaupt. Von Dr. Jos. Schauberg, Privatdocenten (auf der Univ. in Z.) Zürich, b. Orell, Füßli u. Comp.* 1834. 120 *S.* 8.

Die Schrift No. I. leistet vollkommen das, was ihr Titel verspricht. Die Verhandlungen werden in chronologischer Ordnung, meist mit den Worten der Urkunden, dargestellt. Nur selten erinnert eine Aeufserung an das Urtheil des Verfs. über die Begebenheiten, die er erzählt. Rect. kann daher die Schrift einem Jeden empfehlen, der sich mit Basels neuesten Schicksalen im Zusammenhange bekannt machen will.

Die in der Schrift enthaltenen Nachrichten gehen nur bis zum 11ten August 1833. (Wir hoffen und wünschen eine Fortsetzung von dem Verf. zu erhalten. Der Theilungsproceſs liefert des Stoffes genug.) Sie erstrecken sich also namentlich nicht auf den schiedsrichterlichen Spruch des Obmannes Dr. S. L. Keller vom 9ten des Wintermonats 1833, durch welchen die Theilung des der Universität Basel gewidmeten Vermögens zwischen Stadtbasel und Basellandschaft verfügt worden ist. Da dieser Spruch so viele Sensation, auch in Deutschland, erregt hat, so darf sich Rft. wohl erlauben, einige Bemerkungen über diese Entscheidung beizufügen.

Sie werden blos rechtlicher Art seyn. Auch glaubt Rft. die Vorerinnerung hinzusetzen zu müssen, daſs ihm der Spruch in den ihm vorausgeschickten ausführlichen Entscheidungsgründen — nach Maſsgabe der Rechtsbegriffe, von welchen er ausgeht, — sehr gut motivirt zu seyn scheine, daſs es daher, nach Rfts. Urtheile, mehr als unbillig seyn würde, die gefällte Entscheidung mit den politischen Ansichten des Obmannes in irgend eine Verbindung zu setzen.

Der Spruch stellt die zu entscheidende Rechtsfrage so: Gehört das Universitätsgut zu dem in Theilung fallenden Staatsvermögen, oder ist dasselbe als ein unabhängiges Corporationsgut [sollte wohl heiſsen: als das Gut einer unabhängigen Corporation] zu betrachten? — also der Kanton Basellandschaft von einer jeden Theilnahme auszuschlieſsen?

Rft. läfst die Frage einstweilen so, wie sie Hr. K. gestellt hat. Was er über die Stellung der Frage zu bemerken hat, wird weiter unten folgen.

So wie die Frage in dem Spruche gestellt ist, hing die Entscheidung des Streites lediglich und allein von der Bestimmung des Begriffs einer unabhängigen Corporation und von der Anwendbarkeit dieses Begriffs auf die Universität Basel ab. Das hat auch Hr. K. sehr wohl erkannt. Er sagt daher in den Erwägungen oder in den Entscheidungsgründen (No. 4.):

> »dafs eine selbstständige von dem Staate unterschiedene Corporation als ein besonderes Rechtssubject und Inhaber eines eigenen Vermögens nur durch die Anerkennung von Seiten des Staates bestehen und nur durch diese ihre künstliche Existenz erhalten und rechtfertigen kann.«

Und er sucht hierauf ausführlich zu zeigen, dafs die Universität Basel »in diesem Sinne« nicht als eine Corporation zu betrachten sey.

Nun erlauben wir uns die Frage: Giebt es denn, ja darf es in irgend einem Staate irgend eine Körperschaft geben, welche selbstständig oder von dem Staate unabhängig wäre? Wir glauben diese Frage getrost verneinen zu können. Eine jede Körperschaft oder *universitas*, die im Staate besteht, besteht durch den Staat, steht unter der Staatsgewalt. Sie hat ein Vermögen nicht in dem Sinne, wie der einzelne Bürger, sondern ihr Vermögen, die Quellen desselben mögen seyn welche sie wollen, ist »mittelbares,« d. i. zu einem besondern Zweck bestimmtes Staatsgut. Gäbe es in einem Staate eine von dem Staate unabhängige Körperschaft, so würde in diesem Staate ein Staat im Staate bestehn. — Allerdings können von den in einem Staate bestehenden Gemeinheiten, dem positiven Rechte nach, die einen mehr, die andern weniger vom Staate abhängig seyn, die einen ihr Vermögen ganz, die andern nur einen Theil ihres Vermögens u. s. w. vom Staate erhalten haben. Aber alles dieses begründet keinen wesentlichen rechtlichen Unterschied unter ihnen. Sie sind und bleiben dennoch Geschöpfe des Staates; über alle kann der Staat, im äufsersten Falle, dasselbe Schicksal verhängen. Wie konnte also wohl dem in Frage stehenden Spruche ein Unterschied zum Grunde gelegt werden, der sich blos auf den Grad der Abhängigkeit bezieht? Eine solche Scheidelinie konnte nur zu Folge eines bestimmten positiven Gesetzes

gezogen werden, welches den Punkt bezeichnen mufste, wo die selbstständigen Körperschaften anfingen, die unselbstständigen aufhörten. Von einem solchen Gesetze aber ist in dem vorliegenden Falle nicht die Rede.

Und wie definirt Hr. K. eine s. g. selbstständige Korporation? — als ein Subjekt, welches kraft einer Anerkennung von Seiten des Staates ein besonderes Rechtssubjekt und Inhaber eines eigenen Vermögens ist. — Das Merkmal, dafs keine Körperschaft ohne eine Anerkennung von Seiten des Staates bestehen könne, wird Niemand bestreiten. Aber eben so wenig läfst sich, nach den in die Sache einschlagenden Rechten behaupten, dafs eine ausdrückliche Anerkennung, und noch weniger, dafs eine Anerkennung erforderlich wäre, welche die Worte: »besonderes Rechtssubjekt« u. s. w. enthielte. — Desto mehr läfst sich gegen die andern beiden Merkmale der Definition: Besonderes Rechtssubjekt, Inhaber eines eigenen Vermögens, — einwenden. In einem gewissen Sinne ist jede Körperschaft ein besonderes Rechtssubjekt; denn sonst wäre sie überall nicht ein Rechtssubjekt. In einem gewissen Sinne hat eine jede Körperschaft ein eigenes Vermögen; denn sie besitzt gewisse Güter oder Einkünfte, welche zur Erreichung des Zwecks der Körperschaft bestimmt sind. Aber in einem andern Sinne gehen diese Merkmale den Begriff einer selbstständigen Körperschaft nur mit andern Worten wieder; steht ihnen also alles das entgegen, was schon oben über diesen Begriff bemerkt worden ist.

Mit einem Worte also, nicht von dem Unterschiede zwischen selbstständigen und nicht selbstständigen Körperschaften, sondern von dem Begriffe einer Körperschaft überhaupt, hätte, wie uns scheint, der Spruch ausgehn sollen. Die Frage war, unserem unmafsgeblichen Dafürhalten nach, die: Ist die Universität Basel überhaupt eine Körperschaft, d. i. ein Subjekt, (man mag dieses Subjekt eine Anstalt oder einen Verein nennen,) welches nach den Gesetzen, unter denen dieses Subjekt bisher gestanden hat, ein Vermögen, z. B. durch Schenkungen oder Vermächtnisse, erwerben konnte? Die gröfsere oder geringere Abhängigkeit der Anstalt vom Staate, der Ursprung ihres Vermögens gehörte nicht zur Sache. Aber gerade über diese Frage findet sich in den Erwägungen keine Auskunft, oder, was in den Erwägungen auf diese Frage bezogen werden kann, gereicht zum Vortheile der Universität. Das gilt namentlich von dem Vorbehalte, von welchem weiter unten die Rede seyn wird. Mit den Gründen, auf

welche der Spruch gestützt ist, dürfte sich eben so wohl die Theilung des Vermögens der sämmtlichen in Basel bestehenden Körperschaften rechtfertigen lassen. *(Quod Deus avertat!)* Einer solchen Ausdehnung des in dem Beschlusse der Tagsatzung (vom 26. August 1833.) aufgestellten Grundsatzes, dafs das gesammte Staatseigenthum des Kantons Basel getheilt werden solle, steht der schiedsrichterliche Spruch selbst entgegen. Schwerlich also dürfte es gelingen, diesen gegen den Vorwurf der Inconsequenz zu retten.

Uebrigens, auch vorausgesetzt, dafs die Erwägungen, auf welchen der Spruch beruht, vollkommen fest ständen, so würde es doch einen Ausweg gegeben haben, wie die Universität in ihrem bisherigen Bestande, unbeschadet der Rechte beider Theile, hätte erhalten werden können. Man konnte sie ja für eine gemeinschaftliche Anstalt erklären. Vielleicht wäre ihr so das schöne Loos geworden, über kurz oder über lang zu einer Wiedervereinigung der »feindlichen Brüder« zu führen. Doch man kann überzeugt seyn, dafs dem Obmanne entweder die Lage der Sache oder seine Vollmacht nicht gestattete, diesen Ausweg einzuschlagen.

Noch enthält der Spruch einen (sehr umfassenden) Vorbehalt in den Worten:

> »dafs auf die einzelnen Bestandtheile des Universitätsstaatsgutes, in Folge des von Basel Stadttheil gemachten Vorbehaltes, wegen der sowohl diesem Kantonstheile als der Landschaft Basel an solchen allfällig zustehenden besondern Rechte, gegenwärtig noch nicht eingetreten werden kann.«

Der in dieser Stelle erwähnte von Basel Stadttheil gemachte Vorbehalt lautet in der (in öffentlichen Blättern abgedruckten) Eingabe der Abgeordneten der Stadt Basel so: »Sollte wider alles Erwarten von einem hochver. Schiedsgerichte in das jenseitige Begehren, [das Universitätsgut zu theilen,] eingetreten werden wollen, so müssen die Ausschüsse von Basel Stadttheil sich auf das Bestimmteste vorbehalten, die auf den besonderen Stiftungen und Vermächtnissen beruhenden speciellen Rechtsansprüche des Stadttheiles oder seiner Angehörigen nachzuweisen und zu begründen.«

Die Verhandlungen über diesen Vorbehalt stehen noch bevor oder haben vielleicht bereits begonnen. Man sieht also, dafs das Schiff noch an einem Anker liegt, welcher Rettung verspricht, wenn auch eine Erleichterung der Fracht unabwendbar seyn möchte.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 5. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lichtenhahn, Uebersichtl. Darstellung des gegen Basel beobachteten Verfahrens und *Schauberg, Betrachtungen über die Stiftung einer Hochschule zu Zürich.*

(Beschlufs.)

Die Schrift No. II, welche in einem Style geschrieben ist, der ehrenvolle Erwähnung verdient, verbreitet sich über mehrere, überhaupt und für die Schweiz, hochwichtige Gegenstände. — Der Verf., der überall eine gute Bekanntschaft mit der neueren staatswissenschaftlichen Literatur zeigt, wirft zuvörderst einen Blick auf die Geschichte der europäischen Menschheit seit den Zeiten der Reformation; — sodann spricht er von dem dermaligen Culturzustande der Schweiz und bemerkt, dafs seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts die Schweiz in der Entwickelung eines höhern Volks- und Staatslebens hinter vielen europäischen Staaten sehr zurückgeblieben sey. — Gleichwohl, fährt der Verf. fort, wird die Schweiz in gleicher Weise durch das Princip ihrer Staatsverfassungen, d. i. durch das Princip der Demokratie, so wie durch die höhere Bestimmung der Menschheit darauf hingewiesen, die Bildung im weitesten und edelsten Sinne des Wortes, zum Mittelpunkte ihres Staats- und Volkslebens zu machen. — Man kann die Anstalten, welche für die Entwickelung der gesammten geistigen Anlagen eines Volkes zu stiften sind, in Ständebildungsanstalten und in Volksbildungsanstalten eintheilen. Von der letzteren Art sind die Kirche, die Universitäten und die Akademien der Wissenschaften; sie haben den Zweck, auf die Aus- und Fortbildung aller Stände hinzuarbeiten, die Allheit und Allgemeinheit der Menschenbildung sich zu ihrem Anliegen zu machen. — Das führt den Verf. zu der neuerlich in Zürich gestifteten Universität. Er betrachtet diese Universität ins Besondere in der Beziehung, in welcher sie mit der Einheit und überhaupt mit dem gesammten politischen Zustande der Schweiz steht oder in welche sie mit dem Gesammtinteresse des Schweizervolkes gesetzt werden kann; er giebt zugleich die Bedingungen an, unter welchen sie ihrer Bestimmung, im Geiste des 19ten Jahrhunderts und nach ihren be-

sondern Verhältnissen, entsprechen wird. Am Schlusse Bemerkungen über die deutschen Universitäten und über die Ungunst, in welcher die neue Universität in Zürich bei einigen deutschen Regierungen steht.

Wir haben (»in Mangel Platzes,« wie man in B. sagt,) den Ideengang des Verfs. nur andeuten können. Aus demselben Grunde müssen wir uns das Vergnügen versagen, über die Art, wie der Verf. die verschiedenen Aufgaben, welche die Schrift umfafst, gelöst hat, oder über einzelne Behauptungen des Verfs. unsere Meinung zu äufsern. Sie könnte übrigens nur zum Vortheile des Verfs. ausfallen.

Jedoch, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher wir die Schrift gelesen haben, wollen wir wenigstens bei einer von dem Verf. berührten Frage verweilen. — Der Verf. nimmt, (S. 41.) und, wie uns scheint, mit gutem Grunde an, dafs in einer Demokratie die Bürger, so wie sie dem Rechte nach einander gleich sind, so auch der Macht nach einander ohngefähr gleich seyn müssen. Er macht sich hierauf selbst den Einwurf, dafs, nach der Beschaffenheit der heutigen europäischen Cultur, denn doch nicht alle Bürger der Geistesbildung nach einander ohngefähr gleich stehen können, dafs vielmehr die Wissenschaften das Sondergut eines Standes seyn müssen, dafs mithin, (denn auch das Wissen ist eine Macht,) die Demokratie sich nicht für den heutigen Zustand der europäischen Menschheit zu eignen scheine. — Der Verf. beantwortet diese Einwendung so: »Die Demokratie verlangt Gleichheit der Bildung, die Menschheit und die Gottheit leiten uns zur Ungleichheit der Bildung hin. Sehr natürlich drängen sich daher die Fragen auf: besteht hier ein wirklicher, oder nur ein scheinbarer Widerspruch? Wenn ein wahrer Widerspruch vorhanden ist, wie wird er gelöset, denn der Mensch d. i. die Vernunft darf nie sich selbst widersprechen, sondern soll stets mit sich in der vollkommensten Uebereinstimmung, in der reinsten Identität verharren? Wäre vielleicht gar eine demokratische Staatsverfassung der Vernunft zuwider, und ein Hindernifs der Entwickelung der Menschheit? Müfsten wir am Ende die so hart angefeindete Monarchie mit ihren Ungleichheiten und Privilegien in Freiheit, Recht und Bildung als die höchste menschliche Einrichtung preisen, und als das Ideal aller Staatsverfassungen verehren? — Doch unsere Besorgnifs wird schwinden; die Demokratie und Monarchie werden bleiben, was sie sind; die Vernunft wird in ihren Gesetzen die

Harmonie und Einheit bewahren: denn der Widerspruch ist nur ein scheinbarer, der vor dem eindringenden Blicke zurückweicht und in Nichts dahinfällt. Erstlich verlangt die Demokratie nur in dem Grade der Bildung Gleichheit, keineswegs in der Art der Bildung; dann ist keine absolute Gleichheit, sondern eine relative gemeint, und wenn wir uns ganz scharf ausdrücken wollen, mufs das Gesetz negativ gefafst werden: die Demokratie soll die Hindernisse der gleichen Ausbildung entfernen, sie darf keine Einrichtung dulden oder treffen, welche die Ungleichheit der Bildung bezweckt, oder doch als eine nothwendige Folge nach sich ziehen würde. Mit andern Worten, wie die Demokratie allen Bürgern den gleichen rechtlichen Schutz, die gleiche Freiheit verleihen soll, eben so soll sie auch allen Bürgern die gleichen Mittel zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung reichen, damit Bildung und Kenntnisse nicht etwa das Vorrecht einzelner Stände bilden, und durch eine erbliche geistige Aristokratie nicht die erbliche politische Aristokratie gegründet werde. Nach denselben Grundsätzen mufs und soll jeder Staat verfahren, dem die Erfüllung seines letzten Zwecks — die Fortbildung der Menschheit — am Herzen liegt. Das Volk dem Ziele der Menschheit zuführen, den Staat in unserm Sinne demokratisiren, bezeichnet in seiner Ausführung ein und dasselbe Streben; beides kann einzig in der Weise gelingen, dafs das ganze Volk gebildeter und eben dadurch sich geistig gleicher werde. Je unbedingter und allgemeiner das Princip der Theilung der Bildung bei einem Volke herrscht, mithin je ungleichartiger die Einzelnen gebildet sind: unter eine um so gröfsere Anzahl des Volkes wird ein gleicher Grad der Bildung vertheilt seyn; um so stärker wird der Staat zur Demokratie sich hinneigen, und um so weiter wird auf der Bahn der Menschheit das Volk vorangeschritten seyn. Man blicke umher, ob nicht in allen Staaten der Vor- und Mitwelt, welche die Geschichte der Menschheit als wahrhaft menschliche Staaten nennt, aus der getheilten, ungleichartigen Bildung die allgemeine gleichmäfsige Bildung, die Freiheitsliebe und der Rechtlichkeitssinn emporgeblühet sind. Bildung, Freiheit, Recht, Gleichheit und Humanität sind das schöne Fünfgestirn, das mit ewigen Strahlen das Leben der griechischen Freistaaten überglänzet; sein mächtiges Licht hat mühsam, doch siegreich in den letzten drei Jahrhunderten die feudalistische Monarchennacht durchbrochen und durchdämmert, dafs unsere Zeit vielleicht den reinen, vollen Aufgang des theuren Fünfge-

stirns hoffen darf.« — Wir zweifeln, ob diese Beantwortung des Einwurfes Allen genügen werde; und um so mehr, da wir mit dem Verf. nicht in der Behauptung (S. 48.) übereinstimmen können, dafs die Blüthezeit der griechischen Kultur genau in die Periode der griechischen Freiheit falle, dafs beide, Kultur und Freiheit, gleichzeitig den verderblichen Folgen des peloponnesischen Krieges erlagen. (In dem Jahre, in welchem Pericles starb, wurde Plato geboren. Aristoteles war bekanntlich Alexander's Zeitgenosse u. s. w.) Wenn sich jener Einwurf beseitigen läfst, was wir an seinen Ort gestellt seyn lassen, — so dürfte die Widerlegung hauptsächlich von dem Unterschiede zwischen einer Demokratie im Sinne der Griechen und einer repräsentativen Demokratie zu entlehnen seyn. In dieser wählt das Volk nur diejenigen, welche regieren sollen; in den griechischen Demokratien nahm das Volk zugleich unmittelbar Theil am Regieren. Die Frage, welche wir hier herausgehoben haben, ist nicht blos für die Schweiz, sondern für ganz Europa von grofser Wichtigkeit.

Zachariä.

Voyage dans la Macédoine, contenant des Recherches sur l'histoire, la géographie et les antiquités de ce pays. Par M. E. M. Cousinéry, ancien consul général à Salonique, chevalier de la legion d'honneur, membre de l'institut de France, mémbre honoraire de l'Academie royale de Munich, de celle de Morseille et de la société royale des Antiquaires de France. Paris, imprimerie royale, MDCCCXXXI. *2 Tomm. in 4to nebst 24 planches und einer Charte.* 270 *u.* 202 *S.* (Preis 40 Francs.)

Während durch zahlreiche Reisende in neuer und neuester Zeit die verschiedenen Theile des alten Hellas uns nach und nach bekannter zu werden anfangen, war Macedonien uns bisher fast ganz fremd geblieben und Danville's Ausspruch noch immer in gewisser Hinsicht anwendbar, dafs wir nämlich über die Geographie von Indien und China im Ganzen besser unterrichtet seyen, als über die Gegenden, in welchen ein Philipp und ein Alexander geherrscht. Dafs daher bei allen denen, die mit der Geographie dieses Landes sich beschäftigt, öfters Verirrungen und Mifsverständnisse entstehen mufsten, ist begreiflich, und auch verzeihlich; war doch selbst Danville von solchen Fehlern nicht frei geblieben! Um so erfreulicher mufste es für uns seyn, endlich einmal nähere Aufschlüsse über die alte und neue Geographie Macedoniens von einem Manne zu erhalten, der in diesem

Lande, und zwar in amtlicher Stellung, den gröfsesten Theil seines Lebens zugebracht, der schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution als Consul daselbst angestellt, und später abgesetzt, bei der Restauration der Bourbons diese Stelle wieder erhielt und erst vor wenigen Jahren als Greis in sein Vaterland zurückkehrte, wo er uns nun die Resultate vieljähriger Erfahrungen und Forschungen mittheilt, nachdem er schon früher als Numismatiker sich einen rühmlichen Platz unter den Alterthumsforschern gewonnen hatte. So darf es nicht befremden, wenn wir auch in diesem Werke das Fach der Münzkunde besonders berücksichtigt und mit manchen neuen Entdeckungen bereichert sehen, deren nähere Untersuchung jedoch Ref. andern, mit diesem Fach vertrauteren Gelehrten überlassen will; eben so will er auch hier nicht weiter in das eingeben, was für die Bereicherung der Länder- und Völkerkunde oder für die nähere Kenntnifs der politischen Verhältnisse des Landes in der neuern und neuesten Zeit in dem Werke enthalten ist, und allerdings für diesen Zweck von nicht geringer Wichtigkeit ist (was hiermit einmal für allemal bemerkt werden soll); er will sich lieber auf den dritten Punkt beschränken — denn unter diese drei Gesichtspunkte läfst sich der ganze Inhalt des Buchs stellen — und anzugeben versuchen, welchen Gewinn die Alterthumskunde, zunächst alte Geographie und Geschichte aus diesem Werke ziehen kann und welche Bereicherung sie diesem Werke zu verdanken hat. So wird sich dann bei näherer Prüfung herausstellen, ob wir in unsern Erwartungen befriedigt oder getäuscht worden sind. Herodotus, Thucydides und Livius sind besonders diejenigen Autoren, welche unser Verf. in seinen Darstellungen berücksichtigt, obwohl auch andere Autoren nicht übergangen oder vernachlässigt werden. Unter diesen finden — und mit Recht — die Angaben des Thucydides, als genau und wahr, insbesondere bei dem Verf. Gnade; weniger die des Herodotus, der, wie sich der Verf. ausdrückt, in seinen Angaben über macedonische Völker und Gegenden, »*des memoires quelquefois inexacts*« gefolgt sey; dann — heifst es weiter, »*il vint à la vérité y sejourner à la fin de sa carrière; mais il ne se trouvait plus en mesure de corriger les erreurs où il était tombé dans le cours de son récit.*« (p. 4.). Woher weifs denn der Verf., dafs Herodot am Ende seiner Laufbahn in Macedonien sich aufgehalten? Ref. weifs nur so viel, dafs Herodot auf seinen Reisen auch Macedonien, insbesondere die Seeküste, besucht; denn mehr läfst sich aus den Stellen, in

welchen dieses Umstandes erwähnt wird, nicht herausbringen, man mag sich anstellen, wie man will, somit auch über die Zeit, in welche dieser Aufenthalt fällt und über die Dauer desselben, nichts Näheres bestimmen. Vgl. Heyse De Herodoti Vit. et Itin. pag. 125. 126. Es ist dies gerade kein Beweis von Genauigkeit, wie man sie doch billig von dem verlangen kann, der Andere der Irrthümer und des Mangels an Genauigkeit und historischer Treue beschuldigt. Wenn an allen andern Orten die Beschreibungen des Herodotus von Gegenden, je mehr dieselben näher untersucht und bekannt werden, als treu und wahr bis ins geringste Detail erfunden werden, warum sollte es hier, in Macedonien, anders seyn? Und Ref. bekennt offen, dafs er in geographischen Dingen immerhin einem Herodotus mehr Glauben schenken möchte, als dem französischen Generalconsul von Salonichi. Einzelne Beweise, die Ref. in der Folge vorzulegen gedenkt, mögen ihn in den Augen der Leser rechtfertigen, obwohl er selbst die Schwierigkeit und das Mifsliche nicht verkennt, ohne Autopsie in solchen Dingen ein festes Urtheil zu geben.

Der Verf. hatte anfangs die Absicht, das Land nach der älteren, von den Römern gemachten Eintheilung in vier Provinzen zu bereisen und darnach dann auch die Resultate seiner Forschungen, welche auf diese Weise eine vollständige Geographie des alten Macedoniens liefern sollten, nach vier Abtheilungen mitzutheilen; aber unerwartete Hindernisse machten die Ausführung dieses Plans in seinem ganzen Umfang nicht möglich, und wir erhalten in diesem Werke, aufser der allgemeinen, das Ganze einleitenden Betrachtung über Macedonien und aufser der Beschreibung von Salonichi, die Beschreibung einer gedoppelten Reise, welche der Verf. von dem genannten Salonichi aus unternahm, die eine über die grofse nördlich und westlich davon gelegene Ebene in die Gegenden, wo die beiden alten Hauptstädte des macedonischen Reichs, Edessa und Pella, lagen; Gegenstand der andern Reise war besonders die jetzt noch durch Handel und Industrie blühende, im Thale des Strymon gelegene Stadt Serres (das alte Siris), welches nach Salonichi jetzt gewifs als die erste Stadt des heutigen Macedoniens zu betrachten ist, woran sich ein Besuch der Gegenden des alten Philippi und des Bergs Pangeus knüpft, sowie einiges Andere, das wir noch weiter unten namhaft machen werden. Wie grofs die Veränderungen sind, welche dies Land im Laufe der Zeit erlitten, wie gewaltig die Zerstörungen, kann schon der eine Umstand beweisen, dafs von den

zahlreichen und blühenden Städten, welche dieses Land — eine der wichtigsten und einträglichsten Provinzen Roms — in der römischen Herrschaft oder auch noch früher enthielt, nur noch fünf — und auch diese noch in schwachen Resten — vorhanden sind: Édessa oder Ajä, jetzt Vodina; Beröa, jetzt Caraveria; Siris, jetzt Serres; Thessalonich, jetzt Salonichi und Cavala, wenn anders der Verf. hierin mit Recht das alte Galepsus erkennt!

Die jetzige Bevölkerung Macedoniens ist, wie wir im zweiten Kap. lesen, sehr gemischt. Und setzen wir hinzu, im Alterthume war es auch wohl nicht anders nach allem dem, was von der Geographie und der Geschichte des Landes zu unserer näheren Kunde gelangt ist. Einen Haupttheil der jetzigen Bevölkerung bilden Griechen, in denen der Verf. die Nachkommen der alten Pelasger (?!) sieht, und Bulgaren, welche aus der Tartarei über Thracien hereingekommen und meistens auf den Ebenen als fleissige Ackersleute leben, während die von ihnen streng geschiedenen Griechen mehr in Wäldern oder auf den Bergen leben; nur in Städten ist die Trennung nicht so scharf; als Sprache herrscht im Ganzen die Bulgarische vor. Aufserdem ist auch die Wallachische Bevölkerung zahlreich. Sie ist nach dem Verf. durchaus Römisch (*purement Romaine*, S. 16.), entstanden aus den Nachkommen der Bewohner der römischen Colonialstädte, in welchen die römischen Legionen, kurz eine römische Bevölkerung, die nach römischen Gesetzen lebte, angesiedelt war, deren Bewohner aber bei den gewaltsamen Erschütterungen des eilften Jahrhunderts aus angebornem Freiheitssinn sich in die Gebirge, welche Epirus von Thessalien und Macedonien trennen, geflüchtet; daher sie noch jetzt ganz besonders auf dem Pindus angetroffen werden, wo ihre Sprache sie bald erkennen läfst, indem sie beständig Latein reden und auf die Frage, welcher Nation sie angehörten, stolz die Antwort geben: *Ruman*. Uebrigens versichert der Verf., dafs die Wallachen, die in Macedonien wohnen, sehr verschieden seyen von denen, welche die Ufer der Donau bewohnen, obschon beide, die einen wie die andern, ein sehr verdorbenes Latein reden. Erstere nämlich, versichert uns der Verf. weiter, haben nicht nur ihren Nationalcharakter erhalten, sondern auch den Namen der Römer, so wie den Stolz und den Muth ihrer Vorfahren; sie werden daher auch immer an die Spitze der Caravanen gestellt, besonders an gefährlichen Orten, und zeichnen sich durch ein martialisches

Wesen aus. Man wird diesen Angaben, die aus Autopsie geflossen sind, um so weniger mifstrauen dürfen, als sie mit dem übereinstimmen, was namentlich hinsichtlich der Sprache Kopitar und Andere bereits dargethan haben. S. meine Röm. Lit. Gesch. §. 3. 6. pag. 10. 11. der zweiten Ausg. Eine nähere Untersuchung und Vergleichung beider Sprachen, die uns bis jetzt noch fehlt, wo wir im Ganzen nur auf allgemeine Angaben uns berufen und verlassen müssen, wäre freilich sehr zu wünschen; sie würde gewifs manche interessante Aufschlüsse bringen.

Das zweite Capitel beschäftigt sich hauptsächlich mit Salonichi und enthält auch über den jetzigen Zustand dieses Ortes nicht wenig Interessantes und Wichtiges, dessen nähere Würdigung wir jedoch andern Blättern und andern Gelehrten überlassen wollen. Was noch von Resten des Alterthums vorhanden ist, beschränkt sich auf einige Denkmale der römischen Kaiserzeit; dahin gehört ein Triumphbogen des Augustus und Antonius, sowie ein anderer Constantin's des Grofsen (wie nämlich der Verf. annimmt), dann Reste eines Circus, ferner ein später in eine Moschee umgewandelter alter Tempel in der Form einer Rotonda, ähnlich dem Pantheon Agrippa's zu Rom, welcher auf Pl. 4. abgebildet ist. Hr. Cousinéry glaubt, es sey ein Tempel der Kabiren gewesen, deren Cultus sich jedoch erst aus der Zeit des Kaiser Claudius herleite, was insbesondere aus einer Münze zu beweisen versucht wird. — Am Schlusse des Capitels kommt der Verf. auch auf den von Herodot V, 17. (nicht, wie hier S. 55. steht, IV, 7.) genannten Berg Δίσωρον, in der Nähe der an den See Prasias stofsenden Silberminen. Er meint, der wahre Name des Berges sey Disoron gewesen, zusammengesetzt aus δίς und ὄρος: ein Gebirge mit zwei Gipfeln, wie dies wirklich bei dem hinter Salonichi gelegenen Berge Corthiat der Fall sey. Derselbe wäre denn nach der Karte südöstlich von Salonichi zu finden, nicht aber, wie wir hier im Texte S. 55. lesen, nordwestlich von der genannten Stadt. Wir überlassen es dem denkenden Leser, was von dieser Ansicht des Verfs. und von dieser Etymologie zu halten sey; und fügen nur das bei, dafs der Verf. mit mehr Grund, wie uns scheint, die Verwechslung rügt, welche Danville und Andere (auch Ref. in der Note zu Herodot V, 16. pag. 23 f.) sich zu Schulden kommen liefsen, indem sie den See Prasias und den See Bolbe für einen und denselben hielten. Jener heifst jetzt Doiran, bei der gleichnamigen Stadt an den Grenzen Macedoniens gegen Norden zu; der See Bolbe ist jetzt unter

dem Namen Bechic bekannt. Ein Mehreres darüber findet sich im vierten Capitel S. 113 ff., wo aber S. 114. statt Prasias steht Practias.

Das dritte Capitel enthält die Reise von Salonichi durch die südliche, von den ins Meer sich hier ergiefsenden Flüssen: Echedorus, Axius, Lydias und Haliacmon durchströmte Küstenebene, nach Beröa oder Caravéria, nebst einem Besuch zu Edessa (Vodina) und Pella. Wir machen hier gleich auf eine Behauptung aufmerksam, welche allerdings manche Schwierigkeiten, die namentlich hinsichtlich des Laufs der genannten Flüsse bei den alten Geographen hervortreten, zu erklären geeignet ist, dafs nämlich der Lauf dieser Flüsse sich mehr oder minder im Laufe der Zeit verändert hat, durch das an ihrer Mündung angeschwemmte Land; so dafs also die Lokalität, wie sie z. B. Herodotus beschreibt, jetzt nicht ganz mehr so angetroffen wird. Uebrigens hat der Verf. diesem Gegenstande viele Aufmerksamkeit geschenkt und den Lauf der genannten Flüsse genau zu bestimmen gesucht. Das ganze Gestade ist von der Art, dafs man leicht erkennt, wie vor Alters ein grofser Theil desselben vom Meere bedeckt war, und wie durch die aus den Gebirgen herabströmenden Flüsse viel Land angeschwemmt worden, wie wir dies bei dem Axius oder Verdar, bei dem Haliacmon, der sein Bett fast ganz verändert hat, und bei dem Lydias ersehen; so dafs also das ganze Land grofse Veränderungen erlitten hat. Was uns vom Echedorus S. 60 ff. berichtet wird, der an seiner Mündung nichts weiter ist als »*un composé de sable et de boue*,« weshalb ihn die Türken Batac nennen, d. h. *lieu où l'on s'enfonce* (eine nach unserm Verf. sehr wahre Benennung), kann wenigstens dazu dienen, die Möglichkeit dessen zu beweisen, was Herodot berichtet, dafs nämlich das Perserheer den Strom ausgetrunken. Die Stadt Beröa (Caravéria), die jetzt für die zweite in Macedonien gilt, enthält höchst wenige Reste des Alterthums; Stücke alter Mauern und ein grofser Thurm aus dem Mittelalter ist fast das Einzige, was der Verf. bemerkte. Die Lage von Edessa (Vodina) wird sehr genau beschrieben und durch eine beigefügte Abbildung noch anschaulicher gemacht. Auch hier ergab sich eine sehr geringe Ausbeute von Alterthümern. Der Verf. fand unter Andern den Torso eines Pferdes von weifsem Marmor (das Pferd erscheint bekanntlich auch auf den Münzen der macedonischen Könige), dann einige griechische Inschriften an dem Hause des Bischofs, welche aber nachher wieder verloren

gingen; sie waren aus der ersten Zeit des römischen Kaiserreichs, ohne sonderliche Bedeutung, wie uns versichert wird. In der Kirche des Erzbischofs stehen noch einige zehn alte Säulen, die wahrscheinlich aus einem heidnischen Tempel hierher gebracht worden sind. Von Edessa wandte sich der Verf. wieder rückwärts zu dem tiefer liegenden, durch die Türken, wahrscheinlich aus den Trümmern des alten Pella erbauten Yénidgé, an dem See gleichen Namens, in welchem während des Sommers, wie man den Verf. versicherte, versenkte Ruinen (die also wohl zu dem nahen Pella gehört haben müfsten) hervortreten sollen (vgl. S. 65.); ein Umstand, der auch darum einige Beachtung verdient, weil fast gar keine Baudenkmale mehr von der alten Hauptstadt des macedonischen Reichs vorhanden sind; grofse Hügel in der Nähe von Yénidge bezeichnen den Platz, wo das alte Pella lag; einige Meierhöfe erscheinen daselbst an einer Stelle, die noch jetzt den Namen Pella führt; weshalb die Angabe des Meletius, als wenn Pella in Palatia zu suchen, durchaus falsch ist. Reste des Alterthums war der Verf. nicht so glücklich hier zu entdecken; ein einziges Basrelief, vorstellend einen Löwen, der einen Ochsen verschlingt, ward vom Verf. angetroffen und erscheint auch hier abgebildet. Auf die Aehnlichkeit, die sich noch jetzt mit einer von Herodot V, 6. erzählten Sitte darbietet, wird S. 93 ff. aufmerksam gemacht; Ref. hat dies auch bereits in einer Note zu der angeführten Stelle Herodot's bemerkt. Ehe wir weiter gehen, bemerken wir noch, dafs das, was S. 63 ff. gegen Thucydides hinsichtlich der Landschaft Bottiäa und deren Einwohner bemerkt wird, uns wenigstens nicht sonderlich überzeugt hat, hier billigerweise übergangen werden kann.

Das vierte Capitel führt uns nach Amphipolis, über welche Stadt wir bekanntlich in neuester Zeit durch Hrn. Vömel in den Prolegomenen zur ersten Philippischen Rede des Demosthenes eben so genaue als umfassende Belehrung erhalten haben; unser Verf., nachdem er im Allgemeinen einige Hauptmomente aus der Geschichte dieses Ortes angeführt, sucht dann eine genaue Beschreibung der Lage des alten Amphipolis und der noch vorhandenen Ruinen zu geben, und liefert damit allerdings einen schätzbaren Beitrag zur Erläuterung des Thucydides; auch ist zu diesem Zweck eine Ansicht der Gegend und ein eigener Plan beigefügt. Der Ort, wo die Ruinen liegen, führt jetzt den Namen Jeni-Kievi, ein Name, welcher (wie Yénidgé) andeutet, dafs das Land neu bewohnt ist. Der Verf. verfolgt den Umfang der

Mauern und die einzelnen Theile der Stadt; er will sogar den Grabhügel des Brasidas aufgefunden haben (S. 125.). S. 128. wird eine hier entdeckte Inschrift, auf eine Stelle in des Demosthenes dritter olympischer Rede bezüglich, mitgetheilt; darin kommt unter Andern der Fluſs Strymon als Gott vor: was auch durch Münzen bestätigt wird. — Der den Alten unter dem Namen Cercine bekannte See führt jetzt nach einem dabei liegenden Orte den Namen Takinos.

Das fünfte Capitel beschäftigt sich hauptsächlich mit der Beschreibung von Serres, dem alten Siris, nach seinem gegenwärtigen Zustande; doch wird auch das Alterthum berücksichtigt. So sucht der Verf. S. 141. unter andern die Lage der Stadt Anthemus, die bei Herodot. V, 94. (nicht, wie es hier heiſst V, 97.) genannt wird, zu bestimmen. Er glaubt ihre Spur in den freilich nicht sehr bedeutenden Ruinen gefunden zu haben, welche unweit Salonichi, an der groſsen, von da nach Serres führenden Landstraſse liegen, zumal da in der Nähe jener Ruinen viele Münzen, sowohl aus der Zeit der macedonischen Könige, als aus der späteren Zeit aufgefunden worden sind. Eben so sucht er (S. 143.) die Lage der alten Stadt Creston bei Herodot I, 57. zu bestimmen. Er glaubt in gewaltigen Steintrümmern und Bauresten, die auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes Lahana, welches so ziemlich in dem Mittelpunkt der von Salonichi nach Serres führenden Straſse liegt, sich befinden, den Ort ausgemittelt zu haben. Bestimmtere Kriterien fehlen gänzlich, und so muſs das Ganze zum mindesten etwas problematisch erscheinen. Uebrigens gewährt jener Hügel eine herrliche Aussicht über einen groſsen Theil des alten Macedoniens.

Das sechste Capitel beschäftigt sich zunächst mit dem Berg Cercine der Alten, welchen unser Verf. in dem Berge Jaila, an dessen südlichen Abhang die Stadt Serres liegt, gefunden zu haben glaubt, dann mit den Ebenen, welche der Strymon durchströmt, und mit den alten Bewohnern dieses Thals. Die Gegend von Démir-Issar bezeichnet der Verf. als das Land der Sintier, und die Gegenden um Serres als den Aufenthalt der Siropäonier; die Päonier selbst wohnten, wie unser Verf. zu beweisen versucht, zu beiden Seiten des Strymon von dessen Quellen an bis zu seinem Einfluſs in's Meer, am Pangäischen Gebirge. — S. 175. ist statt Herodot V, 112. zu setzen V, 12. vergl. V, 15. Wenn aber der Verf. die von Herodot V, 16. gegebene Nachricht von den Fischen des See Prasias, welche in so groſser

Menge vorhanden, dafs man sie als Futter für Pferde und Zugvieh gebraucht, bezweifelt, so hat er wohl Unrecht. Er hätte nur nachsehen können, was Wesseling zur Bestätigung dieser Nachricht Aehnliches beibringt, insbesondere aus Aelian. N. A. XVII, 30; ähnliche Beispiele von einer Fisch-Fütterung der Rinder in England, Norwegen und andern Orten finden sich im Ausland 1833. No. 152. angeführt.

Das siebente Capitel handelt von den Yaïlas, womit sowohl die Landsitze der Reichen, als die Aufenthaltsorte der Hirten im Sommer bezeichnet werden. Es findet sich hier ein Abstecher auf den Berg Tmolus und die Umgebungen von Sardes.

Das achte Capitel beschäftigt sich wieder mit den Umgebungen von Serres. Der Verf. giebt sich insbesondere Mühe, den Irrthum derjenigen Geographen zu widerlegen, welche, wie Danville und Barbié du Bocage, den grofsen Flufs, welcher die Ebene von Serres durchströmt, für den Pontus hielten, da es doch der Strymon ist, dessen Quellen mehr als vierzig Stunden nördlich in den Gebirgen zu suchen sind, während der angebliche Pontus in den die Stadt Serres zunächst umgebenden Bergen seine Quelle hat. Es ist nämlich dieser Pontus nach dem Verf. als der Name aufzufassen, welcher den vereinigten Gewässern des Doutli-Tchai gegeben wird, d. i. dem Flufs, der durch die verschiedenen von dem nahen Berg Cercine (jetzt Jaïla) herabstürzenden und in der Ebene zu einem Strom sich vereinigenden Wasser hervorgebracht wird, und zumal in der winterlichen Regenzeit oft die ganze Umgegend unter Wasser setzt. Mit diesem Pontus darf aber nicht der Bach Vistrizza verwechselt werden; denn dieser vereinigt sich mit dem Strymon, oder wie ihn noch heut zu Tage die Bulgaren nennen, Struma. So weit werden wir wohl ohne Anstand mit dem Verf. gehen können, selbst ohne Autopsie der Gegenden, die uns ein Recht geben könnte, die Angaben des Verfs. zu bezweifeln oder zu berichtigen. Wenn er aber S. 207. und 208. eine Ableitung des Wortes Pontus versucht, so ist diese gänzlich verunglückt. Dieses Wort nämlich, meint er, erinnere an Furcht und Unruhe, weshalb es herkommen soll von πονέω, wovon das Adjectiv πονητικός, und daraus abgekürzt Πόντος als Bezeichnung eines Schaden verursachenden Gewässers, wie dies bei diesem durch seine Ueberschwemmungen der Gegend allerdings manchen Nachtheil bringenden Gebirgsstrom der Fall ist. S. dagegen G. Hermann und Fr. Creuzer Briefe über Homer und Hesiod S. 18.

Wir wollen statt solcher Etymologien lieber die Bemerkung des Verfs. anführen, dafs die Griechen solchen verheerenden Flüssen oder Bächen den Namen λύκος (Wolf) gegeben, und dafs die Türken, dies nachahmend, dieselben *Cara-sou*, d. i. schwarze Wasser, genannt haben: ein Name, unter dem bekanntlich mehrere Flüsse in dem neuen Griechenland vorkommen.

Das neunte Capitel beschreibt den Besuch, den der Verf. auf dem in der Nähe von Serres im Gebirg gelegenen Kloster St. Johannes Prodomus machte, wo freilich nur einige unbedeutende Alterthümer anzutreffen waren; von der Stadt Volisso auf der Insel Scio werden einige Nachrichten mitgetheilt. In dem Anhang dieses Capitels, welcher grofsentheils numismatischen Inhalts ist, werden zuvörderst zwei Inschriften behandelt, welche der Verf. im Hause des Bischofs von Serres fand und hier treu copirte, und die beide aus der römischen Zeit stammen; die erste war bereits durch Choiseul-Gouffier in seiner Voyage II. p. 168. bekannt geworden; die andere ist neu. Da in derselben ein Priester τοῦ κοινοῦ Μακεδόνων genannt wird, so sucht der Verf. zu bestimmen, welche Gottheit unter diesem κοινὸν Μακεδόνων gemeint sey, und dies führt ihn nun auf eine zu Thessalonich unter der Römerherrschaft geschlagene Münze, welche auf die Gründung des Tempels dieser Gottheit sich zu beziehen scheint. Mit besonderer Vorliebe ist die nun folgende Untersuchung über die mit dem Bilde Alexander's des Grofsen versehenen Münzen geführt; da sich des grofsen Königs Bild auf den Münzen bis in die späteste Zeit herab verfolgen läfst, so sieht man, dafs die Römer den Cult des vergötterten Königs beibehielten und, wie auch in andern Orten und Ländern, an dem Hergebrachten nichts änderten. Immerhin erhalten wir hier eine auch mit zahlreichen Abbildungen begleitete Uebersicht der macedonischen Münzen, wie sie bisher nicht geliefert war.

Mit dem zweiten Theile oder mit Cap. X. verlassen wir Serres und eilen nach Zighna und dessen Umgebungen, von da nach Drama; drei Stunden davon liegen die in der Oede wenig bemerkbaren Ruinen von Philippi, wo einst das Schicksal der Welt entschieden wurde. Der Verf. hat sowohl den Ort der Schlacht als der Stadt selber näher untersucht. Auch hier bieten sich im Ganzen doch nur wenige Ueberreste dar; von dem Theater, dessen Ueberbleibsel, wenn man wie bisher fortfährt, bald ganz verschwinden werden, waren kaum noch so viele Spuren

übrig, um Anlage und Umfang desselben einigermafsen zu bestimmen; ein in der Nähe befindliches Gebäude war gänzlich zerstört; die in den nahen Felsen gehauenen Inschriften beziehen sich auch nicht auf Gräber, sondern sie enthalten Schenkungen an Tempel u. dgl. m., Namen von Priestern, Magistraten u. s. w., die hier in Betracht kommen. Der Verf. wollte von einer der gröfseren eine Copie geben; allein während er die Inschrift abschrieb, ward er durch einen auf seine Person aus der Nähe gerichteten Schufs verhindert, die ganze Abschrift zu vollenden; es ist dies dieselbe Inschrift, die auch bei Gruter II. p. 129. No. 10, aber ebenfalls nur zum Theile steht, nach einer Abschrift, die der im sechszehnten Jahrhundert den Orient bereisende Arzt Belon gemacht hatte. Hoffentlich werden spätere Forschungen uns die ganze Inschrift bringen. Hier kommt nun auch der Verf. S. 27 ff. auf die Angaben des Herodotus über den Marsch der Perser (unter Xerxes) durch diese Gegenden im siebenten Buch Cap. 110 ff. zu sprechen. Nach seiner Ansicht enthalten dieselben einen Widerspruch, der nur aus Verdorbenheit des Textes oder, und dies hält der Verf. für das Richtige, aus Mangel an näherer Kenntnifs der Gegenden erklärt werden könne. Wenn nämlich Herodot den Xerxes längs der Küste an den Kastellen der Pierier vorbei, den Berg Pangäus zur Rechten, d. i. nördlich lassend, marschiren und dann doch weiter durch das Land der (nördlich von Pangäus) wohnenden Päonier ziehen läfst, so liegt darin allerdings ein bisher nicht beachteter Widerspruch, wenn man nicht die betreffende Stelle des Herodot VII, 112. und 113. so auffassen will, dafs Xerxes allerdings zuerst das pangäische Gebirge rechts gelassen, dann über dasselbe (d. h. einen bis an das Meer etwa sich hinziehenden Arm) geschritten und nun an den von diesem Gebirg in nördlicher Richtung wohnenden Päonen vorbeigegangen sey in westlicher Direction, bis er den Flufs Strymon erreicht. Auf diese Weise glauben wir wenigstens, die Stelle, auf eine mit der Lokalität selbst in keinem Widerspruch stehende Weise auffassen zu können, am wenigsten aber glauben wir genügenden Grund zu haben, den in der Beschreibung von Gegenden sonst so genauen Vater der Geschichte einer Ungenauigkeit oder eines Irrthums zu bezüchtigen, und bemerken nur noch das, dafs auch nach Hrn. Cousinéry's Urtheil die Route, welche Xerxes mit seiner Armee nach den Angaben Herodots nahm, längs dem Meere, der natürlichste

Weg gewesen! Auch in dem, was Herodot über die Theilung, welche Xerxes in seinem Heere vornahm (VII, 121 ff.) und über den Marsch des persischen Heeres, berichtet, findet der Verf. Manches auszusetzen, indem Herodot nicht mit der gehörigen Genauigkeit in diesen geographischen Angaben verfahren, wenn anders nicht (zu welcher Annahme aber specielle Gründe fehlen) der Text frühzeitig verdorben worden. Schon Rücksichten der Subsistenz machten, meint unser Verf., es nothwendig, die Armee zu theilen, aber weit früher, als Herodot angieht; nämlich gleich nach dem Eintritt in Macedonien und in die Ebenen von Philippi, durch die Schluchten der Sapäer, habe Xerxes sein Heer in zwei Abtheilungen spalten müssen; die eine sey auf der grofsen Route dem Strymon zu gezogen, die andere sey, dem Angitas folgend, nördlich vom Berg Pangäus, in der Richtung nach Amphipolis gezogen; in der Ebene des Axius hätten sich beide Abtheilungen wieder vereinigt. Von der ersten Abtheilung habe sich dann noch ein besonderes Corps getrennt, da, wo der See Bolbe mit dem Meere sich verbindet, und sey, südlich die Berge der chalcidischen Halbinsel, nördlich die von Basaltia lassend, durch Gegenden, in welchen das Heer sich leichter mit Lebensmitteln versorgen konnte, gezogen; der Weg aber, den nach Herodotus Xerxes von Akanthos genommen, sey kaum möglich, indem er dann in die Wälder der chalcidischen Halbinsel gerathen, wo sein Marsch aufgehalten und er überdies nicht wohl mit den erforderlichen Lebensmitteln hätte versehen werden können. Ob durch alle diese Behauptungen mehr Klarheit in den ganzen Verhalt der Sache gebracht und die Schwierigkeiten, welche in der Beschreibung des Weges liegen, gehoben sind, bezweifeln wir; wir finden wenigstens eben so wenig hier, wie vorher, einen genügenden Grund, von der einfachen Erzählung des Vaters der Geschichte abzugehen, den wir hier zugleich noch einmal in Schutz nehmen müssen hinsichtlich dessen, was er von dem Kanal berichtet, welchen die Perser über den Isthmos des Berges Athos gegraben, V, 21 ff. Schon Isaac Vossius hatte auf diese Erzählung, die keineswegs den Fabeln beizuzählen sey, aufmerksam gemacht, zumal da noch zu Aelian's Zeiten Spuren dieses Kanals vorhanden gewesen. In neuern Zeiten glaubte Choiseul-Gouffier die deutlichen Spuren dieses Kanals entdeckt zu haben, dessen Richtung er auf einem eigenen Plan näher anzugeben suchte. Hr. Cousinéry (s. II. p. 153 ff.), begleitet von

einem Janitscharen, begab sich zu näherer Untersuchung selbst, und zwar zu Fuſs, an Ort und Stelle; er erzählte seinem Janitscharen von einem Kanal; was dieser aber ganz unmöglich fand, indem das eine Ufer viel zu hoch sey, um einen Kanal anlegen zu können, und das Terrain durchaus keine solche Operation zulasse. »*Je conviens,*« fügt Hr. Cousinéry hinzu; »*avec lui de la justesse de son observation.*« Da er übrigens bald an den beiden Küsten Moräste wahrnahm, die einander beinahe gleich und ziemlich bedeutend an Umfang waren, so ward er, wie es scheint, etwas hedelicher; er meint daher, es könnte doch etwas an der Sache seyn, was zu der immerhin übertriebenen Erzählung Herodot's die Veranlassung gegeben. Man hätte nämlich die Höhen des Ufers etwas niedriger gemacht und dann auf Walzen oder Rollen (wozu die nahen Waldungen die gehörige Masse Holz geliefert) die Schiffe von dem einen Ufer an das andere über die Landstrecke gebracht. Als Beleg für seine Vermuthung führt er noch folgenden Umstand an. Ein Seeräuberschiff von sechzig Mann, verfolgt von einem Schiffe des Grofssultans, hatte sich, begünstigt durch die Nacht, in den Golf von Stilar geflüchtet; die Mannschaft, um sich zu retten, zog das Schiff an's Land, dann über den Isthmus hinüber auf Rollen, an die entgegengesetzte Küste, und beendigte diese Operation noch vor dem anbrechenden Tage. Mit diesen Gründen soll nun die ganze Erzählung Herodots, beglaubigt durch andere Forscher der älteren und neueren Zeit, entkräftet werden! Man sieht aber daraus, mit welcher Vorsicht man dem Verf. folgen muſs, da wo er die Angaben alter Schriftsteller kritisch beleuchten will! Wir gestehen offen, kein sonderliches Vertrauen in die Genauigkeit mancher Untersuchungen, in der Art und Weise, wie es wenigstens hier geschieht, setzen zu können. Doch wir wollen davon absehen, da uns der Verf. auf andere Weise vielfach entschädigt, namentlich auch durch das, was er uns zur Bereicherung der alten Münzkunde, oder zur näheren Kenntniſs des jetzigen Zustandes dieser Gegenden und ihrer Bevölkerung mittheilt; welche Punkte wir in unserer Anzeige wenig oder gar nicht berührt haben.

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 6. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cousinéry, Voyage dans la Macédoine.

(Beschluſs.)

Wir beeilen uns, noch kurz den Inhalt der übrigen Abschnitte anzudeuten. Das eilfte Capitel enthält die Rückreise von Salonichi über die vom Verf. wieder aufgefundenen Quellen des Angitas (s. Herod. VII, 113.) oder, wie ihn jetzt noch die Bulgaren nennen, des Anghista; sie liegen bei dem Dorfe Prostotchéni, auf dem Berg Cercine, etwa viertehalb Stunden von dem heutigen Drama entfernt. Auf die Entdeckung einer alten Stadt Lete, auf deren Ruinen jetzt das Dorf Soho erbaut ist, im Lande der Bisalten, scheint der Verf. gröſseren Werth zu legen, als nach unserem Ermessen dieser Entdeckung zukommt. — Das zwölfte Capitel giebt die Reise nach Cavala, welches der Verf. für das Galepsus der Alten (Herod. VII, 122.) hält; auch hier vermissen wir eigentlich specielle Gründe; der in der Nähe der Stadt flieſsende Flufs soll der Lissus des Herodotus VII, 108. seyn, der hier zu einem Lyssus gemacht ist. Die Ruinen von Abdera fand der Verf. etwas oberhalb des jetzigen Oertchens Gumergnia. Die Satren des Herodotus (VII, 118.) findet der Verf. in dem wilden, in den Gebirgen Thraciens und Macedoniens herumschweifenden Volksstamm wieder, der, obwohl der türkischen Religion zugethan, doch dem türkischen Scepter so gut wie nicht unterworfen sey, und wahrscheinlich von den alten Eingebornen des Landes abstamme, auch eine diesen in Vielem ganz ähnliche Lebensweise führe, die sich selbst in der Aufführung ähnlicher Tänze, wie sie aus dem Alterthum berichtet werden, kund giebt. Bei den Türken heiſsen diese freien Bewohner der Gebirge Guvendégis. Den bei den Satren nach Herodot's Angabe herrschenden Cultus des Bacchus ist der Verf. geneigt, von der Insel Thasus abzuleiten, deren Beschreibung das dreizehnte Capitel gewidmet ist; das vierzehnte beschäftigt sich mit der Stadt Neapolis, jetzt Eski-Cavala, d. i. Alt-Cavala genannt, und mit dem Beweis, dafs diese Stadt eine Colonie von Athen gewesen; daher auch zahlreiche Münzen beider Städte angeführt und mit einander verglichen werden. — Das fünfzehnte

Capitel enthält die Reise in die chalcidische Halbinsel. Die darin enthaltene Ansicht des Verfs. über den Canal quer durch den Isthmus des Athos haben wir bereits angeführt. S. 161. wird auch die Lage von Olynth untersucht. Ein von etwa zweihundert Familien bewohnter Ort Oio-Mamma, in fruchtbaren und freundlichen Umgebungen, ist jetzt an dessen Stelle getreten. Den Rest des Ganzen füllen wieder numismatische Untersuchungen, welche mit den am Schlusse des ersten Bandes über die mit Alexanders Bild versehenen macedonischen Münzen ein Ganzes über die alte Münzkunde Macedoniens bilden und in dieser Hinsicht alle Beachtung verdienen. Die dem Werke beigefügte Karte ist von Hrn. Lapie im Jahre 1826. nach den Angaben des Hrn. Cousinéry gefertigt worden.

Chr. Bähr.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Kurzer übersichtlicher Bericht über die neuesten zur Recension eingesandten geschichtlichen Werke.

Um die Leser der Jahrbücher mit den neu erschienenen Werken schneller bekannt zu machen, wird die Redaction von Zeit zu Zeit, oder auch, wenn es nöthig ist, alle Monat einen kurzen Bericht über die ihr mitgetheilten Bücher geben, und zugleich bemerken, welche von den angezeigten Schriften später genauer geprüft oder ausführlicher erwähnt werden sollen. Referent will, um seinen Theil des Geschäfts der Anzeige zu erfüllen, zuerst diejenigen Schriften kurz aufzählen, mit denen er entweder auf Ersuchen der Verleger oder der Verfasser das Publicum anzeigend bekannt machen soll, am Ende will er die Titel der Bücher anführen, die er im nächsten Heft der Jahrbücher ausführlicher zu prüfen gedenkt. Sollte er bei der Andeutung seiner Meinung irren, so wird er gern nach genauerer Einsicht der Bücher sein Urtheil ändern. Er beginnt mit der alten Geschichte, und erwähnt zuerst zweier Werke über Griechenland. Das Erste ist

Die Geschichte Griechenlands von der Entstehung des achäischen und ätolischen Bundes bis auf die Zerstörung von Korinth, von Dr. Wilhelm Schorn. Bonn 1833.

Der Verf. dieses Buchs ist aus einer vortrefflichen philologischen Schule hervorgegangen und tritt eben so bescheiden als würdig

auf. Er hat treu und sorgfältig geforscht, hat die Quellen immer angeführt und geprüft, er hat die oft dunkeln und verworrenen Händel in einen klaren und zusammenhängenden Bericht zu bringen versucht; dabei fehlt es ihm nicht an eignem Urtheil, ohne dafs er jedoch den scharfen und anmafsenden Ton vieler jüngeren Schriftsteller annähme. Neben Hrn. Schorn nennen wir billig Hrn. Zinkeisen, der die ganze griechische Geschichte behandelt. Das Buch führt den Titel:

Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsre Tage. 1832. *Leipzig.*

Dies Buch entspricht dem Bedürfnifs derjenigen Leser, die einen zusammenhängenden, klaren und dabei gründlichen Bericht über die Schicksale eines Volks wünschen, welches nach langer Unterdrückung zu einem neuen Leben erwacht ist. Des Verfs. Vortrag ist eben so weit entfernt von der Seichtigkeit der für den Haufen gemeiner Leser berechneten historischen Schriften, als von dem Ton trockner Compendien. Er geht rasch fort und schöpft entweder unmittelbar aus den Quellen oder zieht wenigstens immer die Quellen zu Rath. An einigen Stellen, besonders in der Kaisergeschichte, zeigt er uns die Früchte seiner philologischen Studien, seine Benutzung von Quellen, die nicht jedem Historiker zugänglich sind, die Tillemont nicht erschöpft und Gibbon nur im Fluge benutzt hat. Dabei wird Hr. Zinkeisen seinem Zwecke nicht ungetreu, er verliert sich nicht in gelehrte Untersuchungen. Drei andere Werke über alte Geschichte will der Ref. den Philologen oder Theologen überlassen, tadeln mag er sie nicht; aber er weifs auch nichts damit anzufangen. Das erste ist:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche der obern Klassen der Gymnasien und höhern Lehranstalten, von Dr. E. J. Grysar Cöln 1833. *Ersten Bandes 1ste Abtheil.*

Der Verf. mag ein recht gelehrter Mann seyn, er soll, wie man uns sagt, gute philologische Schriften geschrieben haben, aber warum schreibt er doch gleich eine allgemeine Geschichte und Geographie, ohne auch nur zu wissen oder zu bedenken, worauf es in der Historie ankommt? Die arme Jugend! Es soll Alles hineingepreſst werden, da ist kein Wunder, dafs am Ende vor lauter Gelehrsamkeit aller gesunde Verstand herausgepreſst und der grundgelehrte Tropf überall verlacht wird. Schon der Druck des Buchs ist so eingerichtet, dafs an keine Uebersicht des Ganzen oder der Theile zu denken ist, und der enge Druck erlaubt es dem Verf., alle mögliche Bücher zu excerpiren und die Quintessenz mitzutheilen. Wenn doch die gelehrten Herrn, besonders wenn sie noch jung sind, an Hesiods Vers denken wollten: »Ihr Thoren, die ihr nicht wisset, um wie viel die Hälfte besser sey als das Ganze.« Das zweite Buch ist dasjenige, welches wir den Theologen überlassen:

Umrisse einer allgemeinen Geschichte der Völker für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. von Braunschweig. Leipzig 1833. *Lehnhold.*

Dies Buch, wenn es anders für irgend Jemand passend ist, scheint uns eher für fromme Schulen und Schüler, als für Staats- und Geschäftsmänner geschrieben, denn es ist nichts anders als ein Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte nach altem Zuschnitt mit einer sonderbaren neuen Verbrämung. Da der Verf. gegen einen Beurtheiler protestirt, der nicht das enggedruckte Buch von beinahe achthundert Seiten ganz gelesen hat, so enthält sich Ref. alles Urtheils und führt lieber den Verf. selbst redend ein, um mit dessen eigenen Worten anzudeuten, welche Art Geschichte man in unsern Tagen wieder in die Mode bringen möchte. Es heifst in der Vorrede: Die Geschichte der Menschheit sey nicht ein Gewirre in einander geschlungener Begebenheiten — — — es sey vielmehr das göttliche Weltreich, so weit es sichtbar sey, Gegenstand der Geschichte. — — — Die Geschichte des göttlichen Weltreichs auf Erden sey der Kern der Geschichte aller Völker auf Erden, um den sich Alles lagere, der alle Geschichte stütze und trage — und der die Geschichte wahrhaft zur Wissenschaft erhebe. Die Geschichte, fährt hernach Hr. v. Braunschweig fort, von diesem Gesichtspunct aufzufassen und darzustellen, war der Zweck dieser Umrisse. Damit verbinden wir des Verfs. Jubel über den Erfolg der Missionen und über die wachsende Kirche des neuen Jerusalem, S. 749. Dort heifst es neben vielem andern: Die Geschichte (die des Hrn. v. Braunschweig), da sie den Geist eines neuen beginnenden Zeitraums des göttlichen Weltreichs erkannt hat, wird sich begnügen und in Demuth vor dem Einzigen beugen, der in den Himmeln die sieben Siegel des Buchs der Zukunft und des Lebens zu lösen vermag. Sie wird sich begnügen, das Geschehene zu erzählen, die Spuren des Herrn und ewigen Königs durch die Menschheit zu verfolgen u. s. w. Das wäre Alles ganz gut, wenn nur nicht noch Leute aufserhalb dem russischen und österreichischen Bereich wohnten, die uns mit einer solchen Geschichte auslachten! Von demselben Verf. wurde uns schon vor zwei Jahren ein Buch mitgetheilt, das wir nicht erwähnten, weil schon der Titel incorrect war, welches uns aber zu gut gemeint schien, als dafs wir einen Dilettanten durch Tadel hätten kränken mögen. Dies war die

Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthume für Staats- und Geschäftsmänner. Erster Theil. Meroe. Aegypten. Hamburg, Perthes. 1830.

In der Vorrede seines neuen Werks sagt Hr. v. Br., Er habe S. 12. und 13. seines ersten Buchs ein grofses Werk von vielen Theilen verheifsen, die dem Ersten folgen sollten, die Zeitverhältnisse seyen aber von der Art, dafs er billig keinem Verleger eine so grofse Auslage zumuthen könne, bevor sich nicht die Stimme des Publicums zu Gunsten des Buchs ausgesprochen habe,

er gebe daher eine Uebersicht des Ganzen als Probe. Diese Uebersicht wird indessen grofs genug ausfallen, da die Vorrede mit einer Reihe Bände und Karten und Planen droht. Die

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht worden, von Hrn. Flathe.

deren erster Theil die Geschichte von der Urzeit bis auf den Untergang des persisch-macedonischen Reichs begreift (1832. Leipzig, bei Barth), können wir erst dann beurtheilen, wenn der zweite Theil vor uns liegt. Ref. gesteht indessen, dafs er kein günstiges Vorurtheil für den Verf. fassen konnte, als ihm um dieselbe Zeit der erste Theil eines andern Werks desselben Verfs. zukam, welches Studien und Erfahrungen voraussetzt, die nur das reifere Alter geben kann; er legte daher beide Bücher um so schneller aus der Hand, je mehr Leichtigkeit, über Vieles zu reden und zu schreiben, der leichte Strom der Rede, je mehr Sicherheit des Urtheils, der jugendliche Ton besonders des anzuführenden Buchs über die französische Revolution, das zu einer artigen Zahl von Bänden anwachsen kann, ihm zu verrathen schien. Der Titel ist:

Geschichte des Kampfs zwischen dem alten und neuen Verfassungsprincip der Staaten der neuesten Zeit. Erster Theil, **1789 — 1791.** *Von Dr. Ludwig Flathe, aufserordentl. Prof. der Philosophie in Leipzig.* **1833.**

Ref. kann das Buch weder loben noch tadeln, denn er hat nur wenig darin gelesen.

Zur Geschichte des Mittelalters erhielt Ref. zuerst des Hrn.

G. W. von Raumer Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus u. s. w. Berlin **1831.** *Nicolaische Buchhandlung. 4to.*

Dies Werk, so wie Stenzel und Tzschoppe Urkundensammlung zur Geschichte der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonien und Rechte in Schlesien und Oberlausitz, 1832. 4to. bei Perthes, hält Ref. für bedeutende Erscheinungen, weil dadurch der Geschichte neue Materialien geliefert werden. Der 2te Band des Raumer'schen Werks, welcher die Urkunden bis auf die Reformation enthalten sollte, hat die Nicolaische Buchhandlung noch nicht drucken lassen; auch hat sie (was bei einem solchen Buch bedeutend ist) die Urkunden auf sehr grauem Papier geliefert. Hr. Perthes hat Stenzels Sammlung in würdigerem Gewande vorgeführt. An diese Sammlungen von Urkunden reiht sich ein Versuch, die brandenburgische und preufsische Geschichte aus den Quellen neu zu behandeln. Wir reden von des

Dr. Ernst Helwing Geschichte der Mark Brandenburg. Ersten Theils erste Abtheil., von Begründung derselben bis zum Aussterben der ballenstädtischen Dynastie. Lemgo **1833.**

Der Verf. will kein unterhaltendes, sondern ein belehrendes und gründliches Buch schreiben, und Ref, freut sich ungemein auf

die Fortsetzung. Auf diese Weise werden wir endlich zu einer guten allgemeinen deutschen Geschichte gelangen können. Ref. war, als er das Buch erhielt, gerade mit dem Kriege der Fürsten (1312. und 1316.) gegen Rostock und Stralsund beschäftigt, er las daher sogleich S. 166. und fand, dafs Hr. Helwing Vieles zur Geschichte des Zugs gegen Stralsund beigebracht, was Pauli nicht kannte. So war es Ref. interessant (S. 166. in der Note), die Namen der Glieder der Ritterschaft zu finden, die König Erich ihre Burgen öffneten und gegen Waldemar conspirirten, weil er ihr Raubwesen nicht duldete. Es hätte indessen Hr. Helwing, dessen Buch wir bei Erscheinung des zweiten Theils genau durchgehen wollen, die dänischen Schriftsteller und Ernst von Kirchberg im 4ten Bande von *Westphalen Scriptt. rer. Germ. praecipue Cimbr.* mit Nutzen zu Rath ziehen können. Mit der

Geschichte der Grafen von Everstein und ihrer Besitzungen, von Burchard Christian von Spilker. Arolsen 1838.

weifs Ref. nichts anzufangen. Das Buch ist mit schlechten Lettern auf Löschpapier gedruckt und geht in solche Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten ein, dafs Ref. den Juristen überlassen mufs, einen Gebrauch davon zu machen. Form, Styl und Manier erinnern an die staatsrechtlichen Deductionen der guten alten Zeit, von denen wir leider in Deutschland, wo es der Acten und Schreiberei so viel giebt, ganze Bibliotheken haben. Schätzbar dagegen and der Aufmerksamkeit historischer Forscher in mehr als einer Beziehung würdig ist die

Geschichte der Grafschaft Toggenburg von Karl Wegelin. Sct. Gallen 1830. *1ster Th.* 339 *S.*

Zu wünschen wäre, dafs Styl und Form dieser anziehenden Local-Geschichte mehr dem heutigen Geschmack, die Sprache mehr den Regeln der deutschen Grammatik angemessen wäre. Dieser erste Theil führt die Geschichte bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. — Was zwei Schriften politischen Inhalts angeht, die ihm mitgetheilt worden sind, so erwähnt Ref. der Einen, um den Freunden der Legitimität Kunde zu geben, dafs die Schrift

De l'origine et du progrès de l'esprit révolutionnaire par un ancien ministre du roi de France

im Haag bei Frank in einer deutschen Uebersetzung erschienen sey, auf die andere will er ein anderes Mal zurückkommen. Dieses ist die Flugschrift:

Sur la necessité du rétablissement du royaume des Pays-Bas. La Haye. Frank. 75.

Auf diese Schrift wird er zurückkommen, wenn er ein Buch, das ihm Hr. Nothomb hat schicken lassen, anzeigt. Er meint des belgischen Deputirten

Nothomb Essai historique et politique sur la revolution Belge. Bruxelles 1833. 332 *S.* 8.

Unter den kirchenhistorischen Werken erwähnt Ref. mit Vergnügen einer vortrefflichen Zeitschrift, welche Gründlichkeit und ernstes Studium fördern mufs, und deren raschen Fortgang gewifs mit ihm alle Freunde der historischen Wissenschaft wünschen werden. Dies ist die

Zeitschrift für historische Theologie. 1sten Bds 1stes u. 2tes Stück. 2ter Band. 3ten Bds 1stes Stück. Von C. F. Illgen. 1832—1833.

Zwei Aufsätze in diesen Bänden sind eigne gründliche Werke, die Ref. angezogen und belehrt haben, nämlich des Hrn. Uhlemann in Berlin zwei Untersuchungen über Ephraïm den Syrer, die fast das ganze erste Stück des ersten Bandes und einen grofsen Theil vom ersten Stück des dritten Bandes einnehmen, und Estrups Leben des dänischen Erzbischofs Absalon. Dieses Leben, von Hrn. Mohnicke übersetzt, füllt fast das ganze erste Stück des zweiten Bandes. — Weniger sieht Ref. den Zweck und den Nutzen eines andern, 1832. in Leipzig herausgekommenen Buchs:

Compendium historiae ecclesiasticae ac sacrorum Christianorum, von M. F. A. A. Naebe.

Dies Buch gehört unter die blos gelehrten. Es enthält eine Masse von überallher zusammengebrachten Nachrichten, und mufs daher nothwendig auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig enthalten. Es mag indessen für Theologen und Schulgelehrte vielleicht ein nützliches Werk seyn. — Von den folgenden Büchern unter den ihm mitgetheilten wird Ref. im nächsten Heft der Jahrbücher ausführliche Anzeigen liefern:

1) *Mémoires du Comte de Dohna.*

2) *Le mie prigioni memorie di Silvio Pellico, bei Gelegenheit des neuen Abdrucks in Leipzig bei Baumgärtner;* 1833.

3) *Ausflug über Constantinopel nach Taurien von Samuel Brunner, M. D. Sct. Gallen,* 1833.

4) *Archiv für Staatsgeschichte und Kirchengeschichte der Herzogthümer, Schleswig, Holstein, Lauenburg u. s. w., von Michelsen und Assmussen. Altona* 1833.

Durch die Anzeige hofft Ref. der königl. dänischen Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, die ihn und seinen Collegen Mittermaier zu Mitgliedern aufzunehmen die Güte gehabt hat, seinen Dank zu beweisen.

5) *des Geheimerath Schultz in Bonn Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Köln* 1833,

die ihm so eben durch Güte des Verfs. zugekommen ist. Endlich

6) *Thiersch, Sur l'état actuel de la Grèce. Leipzig* 1834.

Schlosser.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) *M. Tulli Ciceronis Oratio pro A. Licinio Archiâ poeta. Recensuit Rudolphus Stuerenberg. Accedunt Annotationes. Lipsiae sumtibus Baumgaertneri, MDCCCXXXII. XXII u. 192 S. in gr. 8.*

Diese Ausgabe verdient nicht blos wegen des berichtigten Textes, den sie liefert, Beachtung, sondern auch und hauptsächlich wegen der *Annotationes*, die den gröfsesten Theil des Buchs einnehmen (von S. 17—192.), und von Keinem unbeachtet bleiben dürfen, welcher mit Cicero, dessen Kritik und Sprache sich näher beschäftigt, und dem es insbesondere um gründliche Kenntnifs des Ciceronischen Sprachgebrauchs zu thun ist, indem für diesen Zweck der Herausg. mit besonderer Vorliebe gearbeitet hat. Es findet sich nämlich in diesem Commentar eine Masse von sprachlichen Bemerkungen, entstanden zunächst durch das Bestreben, durch richtige Auffassung einzelner Stellen der Rede *pro Archia* und Erörterung des Sprachgebrauchs zugleich die bekannte Streitfrage über Aechtheit oder Unächtheit der Rede mittelst sprachlicher Beweise, so weit als möglich, zur näheren Entscheidung zu bringen. Wir können hier nur das Resultat des Ganzen anführen, wonach wenigstens von grammatischer und sprachlicher Seite in dieser Rede sich Nichts findet, was Cicero's Sprache und Ausdrucksweise auch nur einigermafsen entgegen wäre. Wenn nun aber in einzelnen Gedanken und in der ganzen Bildung der Rede Cicero's Geist und Wesen vermifst wird, so glaubt der Herausg. dies daraus erklären zu können, dafs Cicero nur ungern die Vertheidigung des Archias übernommen, dafs er sie vielmehr abgelehnt haben würde, wenn er nicht dem Archias sich hätte dankbar beweisen wollen; denn hier fand sich keine Gelegenheit, die Kraft der Rede in ihrem ganzen Glanze zu entwickeln. Vielleicht hatte (wie Matthiä zum Theil vermuthet) Cicero diese Rede gar nicht, oder wohl nur zum Theil niedergeschrieben, das Uebrige extemporirt; ohne später die Rede, wie er dies wohl in andern Fällen that, vor der Herausgabe noch einmal zu überarbeiten, so dafs wir die Rede also in der Gestalt besäfsen, wie sie etwa die Schnellschreiber aufgefafst hätten. Dann würde freilich diese Rede nicht unter die Meisterwerke des Cicero zu zählen seyn, wie man früher insbesondre geglaubt hat, sondern unter die mittelmäfsigen Productionen des grofsen Redners; eine Ansicht, der auch unser Herausgeber beitritt und wofür er auch in Tacitus (Dialog. de Oratt. 37.) eine Bestätigung zu finden glaubt. Bekanntlich existiren von unserer Rede zahlreichere Abschriften, eben wegen des grofsen Ansehens, dessen sie früher genofs und der vervielfältigten Lectüre derselben, und dieser Umstand macht diese Rede in Absicht auf Kritik zu einer der schwierigsten. Unser Herausgeber legt mit Recht viel Werth auf den Erfurter Codex, den auch Ref. aus Autopsie kennt, und den er ebenfalls den übrigen Handschriften gern vorzieht, so wie auf die Ambrosianische Handschrift. Der Verf. hat die Gründe seiner An-

sicht, so wie die ihn leitenden Grundsätze in der Vorrede näher entwickelt, auf die wir hiermit verweisen wollen, da auch noch manche andere kritische Bemerkungen darin enthalten sind. Gut finden wir es auch, dafs unter dem Text die Abweichungen von Orelli's Texte bemerkt sind. Die Anmerkungen nehmen, wie gesagt, den gröfsten Platz ein; wir sind aber weit entfernt, die gröfsere Ausführlichkeit derselben zu tadeln, da sie so viel Berücksichtigungswerthes enthalten. Ein Register, das fehlt, würde selbst oberflächliche Leser von dem Reichthum dieser Bemerkungen überzeugen können.

---

2) *Novam Academiam Turici Helvetiorum juventuti literarum studiosae Kalendis Majis MDCCCXXXIII. aperiundam ex decreto Quindecimvirorum scholis regundis indicit Jo. Casp. Orellius, literarum antiquarum professor. Inest M. Tulli Ciceronis De provinciis consularibus oratio e codd. emendata. Turici, typis Orellii, Fuefslini et Sociorum, MDCCCXXXII.* 28 S. in 4to.

Wir haben dieses durch Benutzung mehrerer Codd. verbesserten Abdruckes der auf dem Titel genannten Rede des Cicero um so mehr zu gedenken, als derselbe zugleich eine Probe einer neuen Ausgabe des Cicero seyn soll, welche, durch neue Hülfsmittel unterstützt, Hr. Prof. Orelli im Verein mit seinem Freunde Baiter, zu liefern beabsichtigt. Der Text soll nach wiederholter Durchsicht berichtigt geliefert werden, es soll unter dem Texte blos die *Varietas Ernestiana* gegeben werden, jedoch mit Angabe der bedeutenden Autoritäten, auf welche hin eine Abweichung von dem Ernesti'schen Texte statt gefunden, dann eine Auswahl der bedeutenderen Varianten, wie wir dies bei diesem Abdruck sehen; die vollständige Collation der Handschriften und alten Ausgaben soll einem besondern Bande vorbehalten seyn und später nachfolgen. In dieser Rede sind zur Berichtigung des Textes zwei Berner Handschriften aus dem zehnten und fünfzehnten Jahrhundert benutzt, die Hr. Orelli weit über die Erfurter und Dresdener Handschrift stellt. In der Orthographie hält sich der Herausgeber ganz an Wunder; er schreibt daher *quom, maxume, optume, nequissumus, existumo, set, quoius, quattuor, caussae, intellego, numquam, inperi* (für *imperii*), *emptus, extat, relicua, civis* (für *cives*), *conlega*, und dergl. mehr; bei manchem möchten indefs noch einige Zweifel obwalten, worüber uns wohl der um Cicero so hoch verdiente und eben so besonnene als scharfsinnige Herausgeber näher dereinst belehren wird. Wir wünschen dies sehnlichst.

---

3) *M. Tullii Ciceronis Orationes XII selectae, pro Roscio Amerino, In L. Catilinam, Pro Archia Poeta, Pro lege Manilia etc. Des M. Tullius Cicero zwölf auserlesene Reden, mit Anmerkungen für studirende Jünglinge und Freunde der Römischen Literatur, von Anton Möbius. Zweiter Band. Dritte vermehrte und berichtigte Auflage. Hannover 1833, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhdl. XXII u. 483 S. in gr. 8.*

Auch mit dem besondern Titel:

M. Tullii Ciceronis Orationes Pro Lege Manilia, Pro Q. Ligario, Pro Rege Dejotaro, Pro M. Marcello, Pro L. Murena et T. Annio Milone. Des M. Tullius Cicero auserlesene Reden für die Manilische Bill, für Q. Ligarius, den König Dejotarus, M. Marcellus, L. Murena und T. Annius Milo. Mit historischen, kritischen und erklärenden Anmerkungen von Anton Möbius. Dritte vermehrte und berichtigte Auflage u. s. w.

Indem wir auf die frühere Anzeige des ersten Bandes in diesen Jahrbb. 1832. Heft IX. S. 892. verweisen, können wir nur wiederholt bemerken, dafs der nun auch in der dritten Gestalt vorliegende zweite Band einer Auswahl Ciceronianischer Reden gleichförmig dem ersten Bande ausgearbeitet ist und durch dieselben Eigenschaften sich empfiehlt, welche auch dem ersten Bande allgemeinen Eingang verschafft und schon so bald eine dritte Auflage hervorgerufen haben; auch können wir versichern, dafs der Herausgeber seinerseits keine Mühe gescheut hat, um seinem Buche möglichste Vollendung zu geben und durch sorgfältige Revision, durch genaue Benutzung aller seit dem Erscheinen der zweiten Auflage herausgekommenen Bearbeitungen des Cicero, das Ganze zu berichtigen und zu vervollständigen. Ueber das zu Viel oder zu Wenig in den mitgetheilten Bemerkungen, wollen wir hier nicht mit dem verdienten Herausgeber rechten, der vor Allem auch verlangen kann, dafs man bei Beurtheilung seiner Ausgabe nie Plan und Tendenz derselben aus den Augen verliere. Was wir schon früher wünschten, ist jetzt erfüllt worden; sorgfältige Register über die in den Noten enthaltenen grammatischen, sprachlichen und sachlichen Bemerkungen sind am Schlufs beigefügt, und am Anfang auch in der Erklärung der Abkürzungen biographische Notizen über die verschiedenen Gelehrten, die in diesem Buch oftmals angeführt werden, beigegeben. So wird auch diese Auflage einer gleichen Theilnahme wie die früheren sich erfreuen können.

---

4) *M. Tullii Ciceronis Laelius sive de Amicitia Dialogus. Emendavit Reinholdus Klotz. Accedunt Annotationes criticae. Lipsiae, sumtumfecit libraria Baumgaertneri, MDCCCXXXIII. 244 S. in gr. 8.*

Diese dem oben erwähnten Hrn. Prof. Orelli dedicirte neue Ausgabe einer mit Recht vielgelesenen Schrift des Cicero kann sich in Absicht auf den kritischen Gehalt, sowie den Reichthum an sprachlichen Bemerkungen füglich neben die früheren Bear-

beitungen dieses Dialogs von Beier, Gernhard u. A. stellen, zumal da sie Manches, was dem Scharfblicke der genannten Kritiker entgangen, zu berichtigen, Anderes zu ergänzen bestimmt war; was theils durch Benutzung neuer kritischer Hülfsmittel, die keiner der Vorgänger benutzen konnte, theils und wohl noch mehr durch den eignen kritischen Scharfsinn des Herausgebers möglich geworden ist. Unter dem so berichtigten Texte stehen die abweichenden Lesarten, dann folgt die Collation von drei Handschriften mit dem Orelli'schen Texte, nämlich von zwei Wiener und einer andern des Hrn. Prof. Hänel in Leipzig; unter welchen die zweite Wiener besondere Beachtung verdient, indem sie selbst über dem Erfurter Codex, mit dem sie übrigens meistens übereinstimmt, zu stehen scheint. Dann folgen S. 84 ff. bis S. 209. die *Annotationes criticae*, in denen man nirgends die Gewandtheit und den kritischen Takt des Herausgebers, durch die erforderliche Sprachkenntnifs unterstützt, vermissen wird, und welche auch schätzbare Beiträge zur Kenntnifs des feineren Sprachgebrauchs enthalten: was wir hier nicht verschweigen dürfen, da wir hier nicht näher in das Einzelne dieser Bemerkungen eingehen und so unser Urtheil durch Belege im Einzelnen näher begründen können. Die *Appendix critica* p. 210 sqq. ward veranlafst durch die dem Herausgeber, als bereits der Druck fast vollendet war, von Hrn. Schneidewin mitgetheilte Collation von vier Handschriften, unter denen besonders ein *Codex Gudianus* aus dem zehnten Jahrhundert, der auch mit dem Erfurter und zweiten Wiener meistens übereinstimmt, hervorragt; dann zwei *Codd. Augustani* aus dem zwölften Jahrhundert und ein Göttinger Codex aus dem fünfzehnten Jahrhundert In dem kleineren Textesabdrucke für Schüler, der erst nach Vollendung der gröfseren Ausgabe erschien, sind diese neuen Hülfsmittel zur Verbesserung des Textes, was hier noch nicht anging, benutzt worden. — Druck und Papier sind vorzüglich.

---

5) *Marci Tullii Ciceronis Epistolae selectae, quas in usum lectionum edidit B. A. Pflanz, gymnasii Rotevillani professor. Rotevillae in libraria Herderiana.* 1831. 328 *S. in* 8.

Die Wichtigkeit der Ciceronianischen Briefe für die Kenntnifs der römischen Geschichte, der römischen Sitten und Einrichtungen (»*nec non ad ediscendum verum latinitatis genium*,« heifst es in der Vorrede, aus der wir noch einige ähnliche Proben des Lateins anführen könnten), so wie auch der Vorgang Anderer, veranlafste den Herausgeber, diesen für Schulen zunächst bestimmten und darum auch (was wir billigen) mit keinen Noten versehenen Abdruck einer Anzahl von ausgewählten Briefen, die in chronologischer Ordnung von dem Jahr 685 u. a. bis 710. aufeinanderfolgen, zu veranstalten. Er folgte dabei ganz der Ernesti'schen Recension; was uns wundert. Warum wählte der Herausg. nicht die bessere von Orelli?

---

6) *Symbolorum criticarum ad Ciceronem Specimen tertium. Quo sacra natalitia augustissimi regis Würtembergiae Guilielmi etc. et examina publica — rite instituenda indicit G. H. Moser, philos. Dr. gymnasii regii rector, classis supremae prof. P. O. scholarum superiorum in praefectura Danubina praefectus. Ulmae MDCCCXXXIII. ex officina Jo. Dan. Wagneri.* 26 *S. in gr.* 4.

Hr. Rector Moser fährt in diesem dritten Beitrag fort, einzelne schwierige Stellen des Cicero kritisch zu behandeln, in derselben Weise, wie dies in den beiden früheren Programmen bereits geschehen ist. Bei dem Interesse, das jeder Freund des Cicero an diesen aus der Feder eines um Cicero so viel verdienten Mannes geflossenen Bemerkungen nehmen wird, glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die in diesem Programm, das, so viel wir wissen, nicht in den Buchhandel gekommen ist, behandelten Stellen hier in der Kürze bemerklich machen: De orator. II, 9. §. 36. (wo vorgeschlagen wird, »*lux ut veritatis ita memoriae*« statt der Vulgata *lux veritatis, vita memoriae)*; Tusc. I, 13. §. 30. (wo der Verf. vorschlägt: »*nemo enim mueret ut suo incommodo*, also ein *ut* einschiebt); Cat. maj. VII, §. 23. 24. (wo die Worte *in suis studiis* für ein Glossem erklärt werden); Lael. XXIV., wo sich der Verf. für die Lesart *in obsequio* (oder auch blos *obsequio* ohne *in)* — *autem comes veritas adsit* erklärt; Tusc. I, 22. §. 50. (wo der Verf. für das anstöfsige *in homine uno* vorschlägt: »*in homine una cerni omnia*;« De republ. VI, 9. (oder Somn. Scip. I.), wo die Worte: *Grates tibi Ago summe Sol vobisque reliqui Caelites* als Worte eines Dichters aufgefafst werden; De republ. VI, 12. (Somn. Scip. 2.), wo statt: »*et parum rebus: audita cetera*« vorgeschlagen wird: »*date operam parumper et audite cetera*;« De republ. I, 12, wo statt *uno an altero spatio* verbessert wird: *uno alterove spatio*; Pro Milone XIII, 83, wo vor die Worte *laudare non possum* ein *quamquam* eingeschaltet wird; De Rep. I, 3, wo vorgeschlagen wird: *neque futile solum in tantis rebus, sed etc.*; De Nat. Deorr. II, 64. §. 162, wo der Verf. vermuthet: »*totam licet animi tanquam oculis lustrare terram mariaque omnia*;« Pro leg. Manil. XVI, 49, wo der Verf. vor *ei imperatorem praefuere*, ein *eum* nach *cum* einschalten will; De republ. II, 3, wo statt des fehlerhaften *caecitatis* verbessert wird *caecis*; De orat. I, 46. §. 202, wo der Verf. mit veränderter Interpunction vorschlägt: »*sed eum virum, qui primum sit ejus artis antistes, cujus (artis), quum ipsa natura magnam homini (ejus) facultatem daret, tamen esse (proprius aliqui) deus putatur (Mercurius), ut etc.* Möchte uns der Verf. noch öfters mit solchen Beiträgen erfreuen, und möchte er insbesondere in den Stand gesetzt seyn, die schon längst vorbereitete gröfsere Ausgabe der Tusculanen recht bald zu liefern!

7) *Ciceronische Chrestomathie für mittlere Gymnasialclassen, enthaltend kurze Aussprüche, Erzählungen, Schilderungen, Gespräche, leichte Briefe, rednerische und philosophische Bruchstücke, zur Vorbereitung auf vollständige Schriften Cicero's herausgegeben von Friedr. Traug. Friedemann, d. Theol. u. Phil. Dr., Herzogl. Nass. Oberschulrath und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig* 1838. *Verlag von G. C. E. Meyer sen. XXII u.* 212 8. *in* 8.

Mit Recht hat der Herausgeber dieser Chrestomathie in Absicht auf Plan und Anlage des Ganzen nichts verändert, wohl aber die Nützlichkeit derselben durch Vermehrung des Stoffs und correcten Textesabdruck erhöht. So zweifeln wir nicht, dafs auch diese neue Ausgabe, die nach kurzer Zeit schon nothwendig geworden ist, gleichen Beifall finden und immer weiter verbreitet und auf Schulen eingeführt werde: was im Interesse des Gymnasial-Unterrichts nur gewünscht werden kann. Wir gehen kein Verzeichnifs der getroffenen Auswahl, indem darüber ein genaues Verzeichnifs am Schlusse beigefügt ist und bei jedem Stück die Stelle, aus der es entlehnt ist, bemerkt ist.

---

8) *C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Excursen von Karl Ludwig Roth. Nürnberg, bei J. L. Schrag.* 1833. *VIII u.* 286 *S. in gr.* 8.

Diese Ausgabe gehört gewifs zu den ausgezeichneteren Erscheinungen unserer Tage und verdient darum besondere Aufmerksamkeit. Es war aber der Zweck des Herausgebers selber ein gedoppelter. Denn aufser der eigentlichen Erklärung des Textes dieser Schrift, die, wie wohl bekannt ist, besonders in sprachlicher Hinsicht zu den schwierigeren des Tacitus gehört, wollte der Verf. zugleich durch Art und Weise der Behandlung eine grammatische Einleitung in den Sprachgebrauch des Tacitus liefern. Auf Erreichung dieses Zweckes ist nicht blos in den unter dem Text stehenden Noten die erforderliche Rücksicht genommen worden, sondern es ist auch dieser Gegenstand wegen der vielen Stellen, wo eine ausführlichere Erörterung nöthig schien, in eigenen Excursen behandelt, deren in Allem drei und dreifsig beigefügt sind, und welche sich, mit einziger Ausnahme der beiden ersten, sämmtlich über die verschiedenen wesentlichsten Punkte und Eigenthümlichkeiten des Taciteischen Sprachgebrauchs verbreiten, und durch die Gediegenheit und Gründlichkeit der Forschung unser Interesse in jeder Hinsicht in Anspruch nehmen. Aber irren würde man sich, wenn man glauben würde, hier eine Erörterung aller und jeder grammatischen Eigenthümlichkeit des Tacitus zu finden; es sollen vielmehr die hier mitgetheilten Bemerkungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf dieselben lenken und schärfen: ein Umstand, den wir um so mehr glauben hervorheben zu müssen, weil wir auf das die

Kraft des Schülers wie des Lehrers Anregende mehr Gewicht leger., als auf allen Citatenprunk und alles Anhäufen einer Masse von gelehrten, aus hundert Büchern zusammengeschrappten Bemerkungen, die am Ende Jeder liefern kann, wenu man ihm die dazu nöthigen Bücher in die Hand giebt und überhaupt eine gute Bibliothek ihm zu Gebot steht. Man gewöhne sich und lerne, selbst das aufzufinden, was der Herausgeber blos andeuten, oder worauf mit einem bloſsen Wink aufmerksam gemacht werden soll. Wir sind daher auch mit dem Herausgeber vollkommen einverstanden, wenn er es verschmähte, eine Einleitung über Geist, Charakter der Schrift wie des Schriftstellers, und was dergleichen Dinge mehr sind, zu liefern, und darum vorzog, eine grammatische Einleitung zu liefern, zu der freilich ein mühsames und sorgfältiges Studium gehört, wo man auch nicht, wie im erstern Fall so leicht geschieht, durch bloſse, gewöhnlich, wenn man es näher heim Lichte besieht, seichte und oberflächliche Räsonnements, durch vornehm klingende, gedrechselte Tiraden sich ein gewisses Ansehen und einen Schein geben kann, der nur zu leicht vergeht, wenn man der Sache näher auf den Grund kommt. — »Betrachtungen über den Geist des Schriftstellers finden da mit Recht aufmerksames Gehör, wo man ihn schon kennt: wogegen sie für den, der ihn erst kennen lernen soll, todte Worte bleiben. Dagegen gewährt die Darlegung grammatischer Eigenthümlichkeiten die natürlichen Mittel, den Geist des Mannes selbst zu fassen.« So spricht der Verf. S. V. der Vorrede, und wer würde nicht gern diese Worte unterschreiben? So nehmen wir denn keinen Anstand, zu behaupten, daſs durch diese Bearbeitung das Verständniſs des Agricola, auch nach den zahlreichen Vorgängern, wesentlich gefördert worden, und zugleich durch die oben bemerkten Excurse jener Zweck einer grammatischen Einleitung in die sämmtlichen Schriften des Tacitus auf eine sehr befriedigende Weise erreicht worden ist. Was die Constituirung des Textes betrifft, so erkennt auch der Verf. und wir glauben mit Recht, den Cod. Vatican. No. 3429. als Grundlage des Textes an, wie solches auch Droncke und J. Becker gethan haben. Den vierten Band der Walther'schen Ausgabe konnte der Verf. noch nicht benutzen. — Als einen Abdruck des Textes mit Angabe einiger Varianten unter dem Texte, woran auch mehrere grammatisch-sprachliche Bemerkungen sich knüpfen, erscheint folgende Ausgabe:

9) *C. Cornelii Taciti Vita Julii Agricolae. Ex recensione Francisci Ritteri, Westfali. In usum lectionum academicarum et gymnasiorum. Bonnae ad Rhenum. Impensis T. Habichti. MDCCCXXXII.* 60 *S. in gr.* 8.

10) De Cornelii *Nepotis Alcibiade Quaestiones criticae et historicae. Scripsit Julius Wiggert, stud. theol. et phil. Commentatio de sententia decanorum Academiae Rostochiensis maxime spectabilium a. d. X. Decembris A. MDCCCXXXII. praemio ornata. Lipsiae, apud Augustum Lehnholdum. MDCCCXXXIII.* VIII u. 114 S. in gr. 8.

Diese Schrift zerfällt in zwei Theile; der erste ist rein kritisch, er enthält Bemerkungen zu einzelnen Stellen der *Vita Alcibiadis* nach eilf Kapiteln. Der zweite behandelt in eben so vielen Kapiteln einige historische Punkte, welche bei dieser Biographie in Betracht kommen, und zum Theil auch in die höhere Kritik einschlagen. So sucht gleich das erste Kapitel die schwierige Frage über den Grad der Glaubwürdigkeit, welchen die Nachrichten des Cornelius verdienen, zu beantworten, und zwar in einer von den frühern Bearbeitern dieses Gegenstandes zum Theil verschiedenen Weise, in sofern diese nämlich einen gröfseren Grad von Vertrauen in die Angaben des Cornelius im Ganzen setzen zu können glaubten, als dies nach der Ansicht unseres Verfs. angeht. Nach ihm dürfte Cornelius Nepos keine volle *fides* verdienen und in historischen Dingen nur mit vieler Vorsicht und Klugheit zu gebrauchen seyn, indem er seine Feldherrn zu sehr lobe und erhebe, dabei ein Streben verrathe, durch die Erzählung von neuen, aufserordentlichen, insbesondere anziehenden Gegenständen die Leser zu ergreifen, dafs er überdem in Benutzung seiner Quellen mit Eilfertigkeit verfahren und daher oft anders berichte, als nach den Quellen, aus denen er schöpfte, zu thun war. Doch vergifst er auch nicht zu bemerken, dafs Manches der Art, worin Cornelius abweiche, nicht schlechthin für erdichtet zu halten sey, dafs vielmehr Widersprüche der Art sich oft erklären oder entschuldigen lassen. Wir können hier nicht in eine nähere Prüfung der vom Verf. aufgestellten Ansicht eingehen, glauben aber doch die eine Bemerkung hinzufügen zu müssen, dafs auch Manches, das wir bei Cornelius anstöfsig finden, nicht sowohl auf seine Rechnung gesetzt werden darf, sondern in der späteren Bearbeitung des Werks oder in dem Auszug (wie man es nun nennen mag), den wir allein besitzen, liegt; da wir doch nun einmal, auch angenommen, Cornelius Nepos ist der wirkliche Verfasser jener *Vitae*, letztere keineswegs in der Gestalt besitzen, in welcher dieser Zeitgenosse eines Cicero, Atticus, Catullus u. A. sie in das Publikum gebracht hatte. Vergl. des Ref. Röm. Lit. Gesch. §. 185. An die in dem ersten Kapitel geführte allgemeine Untersuchung knüpft sich nun eine specielle im zweiten Kapitel, über die Quellen, woraus Cornelius seine Biographie des Alcibiades entnommen. Sie ist mit vieler Genauigkeit geführt und läfst ähnliche Untersuchungen auch über die andern *Vitae* wünschen, weil aus solchen Specialforschungen sich am besten ein Gesammtresultat über das Ganze gewinnen läfst. Unser Verf. glaubt nicht, dafs Cornelius alle Quellen, die er hätte benutzen können, auch benutzt habe, dafs

er im Gegentheil sich die Sache etwas leicht gemacht, daher wir weder tiefes, allseitiges Quellenstudium, noch Lectüre einer grofsen Anzahl Schriftsteller bei ihm erwarten dürfen. Aber auch hier möchte Ref. seine obige Bemerkung wiederholen: Haben wir denn die Biographien unverändert, in der Gestalt, wie sie Cornelius schrieb? Wissen wir genau anzugeben, was der spätere Umarbeiter sich erlaubte, was er wegliefs, was er umänderte oder vielleicht auch gar zusetzte. Diese Rücksicht erschwert allerdings die Untersuchung. — Das dritte Kapitel sucht die Genealogie des Alcibiades — ein bei den Widersprüchen der Alten nicht leichter Gegenstand, in's Reine zu bringen; natürlich kommt hier auch die Frage nach der Verwandtschaft zwischen Pericles und Alcibiades zur Sprache (§. 5.), wobei des Ref. früher in seinem Commentar zu Plutarch's Alcibiades aufgestellte Vermuthung bestritten wird. Wir können auch hier nicht näher in die Prüfung des Ganzen, die einem andern Orte vorbehalten seyn mufs, eingehen, und beschränken uns darauf, nur des Verfs. eigene Ansicht mit dessen Worten hier kurz niederzulegen. Ob sie genügend befunden wird, mag die Folge lehren. »*Illud vero plane crediderim*,« sagt der Verf. S. 53, »*Periclem amasse Dinomachen cum eaque rem habuisse. Fuit enim et ipsa matrona, satis pulchra et Pericles non osor mulierum sed mirificus quidam amator. Ita vero Pericles non ille quidem publice, verum tamen privatim, omnino Alcibiadi fuit vitricus.*« Darin soll nun die Quelle der Angabe liegen, dafs Alcibiades des Pericles Stiefsohn gewesen! — Das vierte Kapitel verbreitet sich über die Zeit des Alcibiades und besonders sein Geburtsjahr, das auf Olymp. LXXXII, 4. muthmafslich bestimmt wird. — Das fünfte Kapitel sucht die Uebereinstimmung zwischen Vit. Alcib. IV. §. 3. mit Justinus nachzuweisen und über die Reisen des Alcibiades vor seiner Ankunft in Sparta Einiges beizufügen. — Das sechste Kapitel betrifft des Alcibiades Zurückberufung nach Athen und seine späteren Handlungen bis auf die Zeit seiner Rückkehr nach Athen; — das siebente desselben Handlungsweise bei Cyme, von Cornelius als Grund seines Sturtzes bezeichnet. — Das achte Kapitel handelt von der Anlage der Castelle und dem Krieg mit den Thraciern, — das neunte nimmt die in zwei Stellen (VII, 4. VIII, 4.) mit Unrecht bestrittene *fides* des Cornelius in Schutz; — das zehnte giebt eine Erklärung der Stelle IX, 1; — das eilfte verbreitet sich über die verschiedenen Angaben des Todes des Alcibiades und die Ursachen desselben. — Man sieht aus dem Wenigen, was wir angeführt haben, dafs der Verf. seinen Gegenstand mit Liebe und Sorgfalt, aber auch mit Gründlichkeit behandelt hat, welcher wir die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten wollen. — Druck und Papier sind sehr gut ausgefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 7. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Fortsetzung.)

11) ***Mémoire sur les campagnes de César dans la Belgique et particulièrement sur la position du Camp de Q. Cicéron chez les Nerviens, suivi d'une notice historique sur les Nerviens et de recherches sur Samarobriva, par P. J. B.... publié par J. E. G. Roulez, Docteur des Lettres. Avec un plan du Camp de Cicéron et cinq Cartes géographiques. Louvain, chez Vanlinthout et Vandenzande, 1833. 90 S. in gr. 4to.***

Je seltener uns in den letzten Zeiten aus Belgien Schriften philologischen Inhalts zugekommen sind, um so weniger glauben wir die Erwähnung dieser Schrift unterlassen zu dürfen, deren Herausgabe sich der auch durch andere eigene Leistungen im Gebiete der griechischen Literatur rühmlichst bekannte Hr. Roulez (jetzt, soviel wir wissen, zu Gent angestellt) unterzogen hat, und der er durch zahlreiche eigene Bemerkungen, welche bald berichtigend, bald erläuternd unter dem Texte abgedruckt sind, noch einen besondern Werth verliehen hat. Man kann dieses in einzelnen Parthien selbst etwas weitschweifige Memoire betrachten, als eine Art von geographisch-strategetischen Commentar zu den Theilen von Cäsars Werk, welche sich auf die nordwestlichen Theile des alten Galliens, also zum Theil wenigstens auf das heutige Königreich Belgien und die benachbarten Gegenden Frankreichs, beziehen und die dort geführten Kriege erzählen, welches darum die Herausgeber und Leser von Cäsars Commentarien des Gallischen Kriegs wohl zu beachten haben, zumal da gerade das Lokale jener Gegenden bisher so wenig näher untersucht und beschrieben war. So finden wir, um wenigstens Einiges anzuführen, hier nähere Untersuchungen über die Lage von Samarobriva, welches der Verf. dieses Memoire nicht, wie die gewöhnliche Meinung bisher war, an die Stelle des heutigen Amiens, sondern an die von Cambrai setzt; ferner über die Wohnsitze der Atuatiken, bei welchem Volke Cimbern und Teutonen das vorherrschende Element bilden, an den Ufern des Démer (ihre Feste wird nicht nach Namur, sondern in die Gegenden von Montaigu verlegt), über die Sitze der Nervier (Nivelles wird als Residenz der Häupter dieses Volkes bezeichnet), der Centronen (zu Thorembais St. Trond), der Grudier zu Tirlemont u. s. w., über das Lager des Fabius bei dem heutigen Cassel, das des Q. Cicero zu Castres, das des Labienus zu Rocroi, das des Crassus zu Brantuspante, bei Breteuil, des Sa-

binus und Cotta zu Voroux, die Niederlage dieser beiden Feldherrn zwischen Remicourt und Lamine und a. d. Art. In dieser Hinsicht bilden auch die beigefügten netten Kärtchen über dieses Terrain eine schätzbare, die Einsicht erleichternde Zugabe. — Von demselben Hrn. Roulez ist noch erschienen:

12) *Sur une inscription Latine, conservé à l'hospice du Mont Saint-Bernard. (Auszug aus dem Messager des Sciences et des Arts de la Belgique. Gand* 1833.)

Es ist dies eine mit Gründlichkeit und genauer Kenntnifs der Literatur, auch der Deutschen, geführte Untersuchung über eine Inschrift, die zuletzt noch bei J. C. Orelli Inscriptt. Latt. collectio T. I. p. 103. abgedruckt steht und ihre eigenen Schwierigkeiten hat, die der Verf., durch gründliche Kenntnifs der römischen Antiquitäten unterstützt, mit Glück zu lösen versucht hat. Wir wünschen ihm noch öfters auf diesem Felde zu begegnen.

---

18) *P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini Epistolae. Ex veterum librorum fide et virorum doctorum Annotationibus recensuit, varias lectiones codicum et nonnullarum editionum apposuit, commentariis, in quibus etiam annotationes Nicolai Heinsii, Petri Burmanni, Davidis Jacobi van Lennep aliorumque virorum doctorum partim integrae partim expletae atque emendatae continentur, instruxit, de his carminibus praefatus est et indices addidit Vitus Loers, Glodbacensis. Insunt variae lectiones XII codicum separatim excusae. Pars II. Coloniae, apud M. Dumont-Schauberg, MDCCCXXX.* 704 S. *in gr.* 8.

Der erste Band ist in No. 6. Jahrgg. 1832. von einem andern Rec. beurtheilt worden; wir können versichern, dafs der zweite, mit dem die Ausgabe geschlossen ist, mit gleicher Sorgfalt und auch mit gleicher Vollständigkeit, die schon bei dem ersten Bande rühmliche Anerkennung gefunden hat, behandelt worden. Es enthält dieser zweite Band die Epist. XIII bis XXI, dann folgen die drei Episteln des Sabinus, ähnlich den Ovidischen in Geist und Form, und daher auch hier billig wieder mit abgedruckt und einer eben so sorgfältigen Behandlung unterworfen. In der vorausgehenden Einleitung wird aufser dem, was über die Person des Sabinus und über die früheren Bearbeitungen seiner Poesien sich sagen läfst, natürlich auch die Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit dieser drei Episteln wieder besprochen; die von Jahn für die Aechtheit angeführten Gründe sind hier nicht blos wiederholt, sondern auch wo möglich noch mit neuen verstärkt, die uns auf das Resultat führen, dafs diese Briefe in Absicht auf Anlage, Inhalt und Darstellung zwar keinen sonderlichen Werth haben, dafs sie aber (und darauf kommt es hier vor Allem an, mag jener uns wenig bekannte Sabinus oder irgend ein anderer Unbekannter der Verfasser seyn) in Absicht auf Sprache und Ausdruck durchaus Nichts enthalten, was auf eine andere Zeit der Abfassung, als die des goldenen Zeitalters führen dürfte.

Um so auffallender mufs es bei näherer Betrachtung erscheinen, wie man, und zwar noch ganz neuerdings die frühere Behauptung, als wenn diese drei Heroiden ein Machwerk des Mittelalters seyen, wieder aufzunehmen und den Verfasser als einen Zeitgenossen des Pomponius Lätus, einen Verwandten des Maximianus und Gallus, darzustellen versucht hat. — Als Anhang folgen von S. 632. an die Collationen der auf dem Titel genannten und in der Vorrede zum ersten Theil erwähnten zwölf Handschriften, vermehrt mit einer dreizehnten Strafsburger, über welche, so wie über eine Frankfurter, hier der nähere Bericht nachgeholt wird. Ausführliche Register beschliefsen diesen Band und damit ein Werk, dem allgemeine Anerkennung gewifs nicht fehlen wird.

---

14) *P. Terentii Andria ex recensione Francisci Ritteri, Westphali. Accedit annotatio critica et exegetica. Berolini, impensis Fr. Nicolai. MDCCCXXXIII.* 89 *S. in gr.* 8.

Auch mit dem besondern Titel:

P. Terentii Comoediae ex recensione Francisci Ritteri, Westphali etc.

Wir können über diesen erneuerten Abdruck der Andria uns füglich erst dann näher erklären, wenn, wie der Herausgeber verspricht, nach Vollendung des Ganzen, also nach Herausgabe der übrigen sechs Komödien, die nöthigen Erörterungen über die Stellung und den Gebrauch der Handschriften, sowie über die des Herausg. Kritik leitenden Grundsätze gegeben sind. Derselbe bezeichnet hier blos in der Kürze die Handschriften, welche er als die Grundlage des Textes betrachtet, worunter der Codex Bembinus, als der älteste und trefflichste, mit Recht die erste Stelle einnimmt. Die Anmerkungen, die unter dem mit Accenten versehenen Text stehen, sind fast rein kritisch und geben für die Erklärung meist nur da Etwas, wo solche mit der Kritik des Textes zusammenhängt und durch diese hervorgerufen ist.

---

15) *Joannis Frederici Gronovii notae in Terentium. In usum scholarum accurate edidit Carolus Henr. Frotscher, prof. Lips. Accedunt indices copiosissimi. Lipsiae* 1833. *Sumptus fecit et venumdat Christian. Ernestus Kollmann. VI u.* 144 *S. in* 8.

Die hier aus einem 1750. zu Oxford erschienenen und in Deutschland wenig bekannten Buch abgedruckten Noten des Johann Friedrich Gronov zu Terentius lassen sich den ähnlichen Bemerkungen, die wir nach einander in neuerer Zeit über verschiedene Römische Autoren aus dem Nachlasse eines Ruhnkenius, Drakenborch u. A. erhalten haben, an die Seite stellen; auch sie sind meist sprachlicher Art und enthalten in dieser Beziehung recht schätzbare Bemerkungen über Gebrauch und Bedeutung einzelner Wörter, wie man sie von einem so feinen Kenner der Latinität,

als Gronovius war, zu erwarten gewohnt ist. Darum verdient der Herausgeber Dank, da er nicht blos mit redlicher Sorgfalt einen correcten Abdruck, sondern auch eigene Nachträge und Zusätze geliefert hat, und überdem die Citate überall genau zu berichtigen bemüht war. Höchst sorgfältige Indices, durch einen jüngeren Freund des Herausgebers, Hrn. F. E. Jenicke besorgt, sind am Schlusse beigefügt. So lassen wir gern dem Herausgeber die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren, und machen gern die Worte seiner Vorrede auch zu den unseren. Dort nämlich lesen wir: »*Inertes autem et malevolos censores (anonymos esse et sine nomine nunquam minor) quorum (magno sane literarum damno magna item ipsorum qui ephemerides edunt ignominia) major in dies erumpit numerus atque importunitas* [wir sollten zur Ehre unserer Nation billig das Gegentheil erwarten], *ut nihil curavi unquam neque posthac spectabo, ita rumpantur omnes per me facile licebit.*« Durch solche Rücksichten bestimmt, haben auch die Herausgeber der Heidelberger Jahrbücher es sich zum Grundsatz gemacht, nur solche Kritiken und Berichte zu liefern, die von ihren Verfassern unterzeichnet sind.

---

16) *M. A. Plauti quae supersunt Comoediae. Textum recognovit, virorum eruditorum notas collegit, suasque adjecit Ernestus Julius Richter, AA. LL. Mag. philos. Dr. in univers. Erlang. D. pr. Volumen primum. Amphitruo. Norimbergae, impensis atque typis Riedelianis. NDCCCXXXIII. XII u. 195 S. in gr. 8.*

Auch mit dem besondern Titel:

M. A. Plauti Amphitruo, textum recognovit etc.

Es ist hiermit der Anfang einer Gesammtausgabe des Plautus gemacht, welche nach der Ankündigung des Verlegers in zwei und zwanzig einzelnen Lieferungen, von denen wenigstens zwei alle drei Monate versendet werden sollen, erscheinen soll, in der Art, dafs jede Lieferung ein Stück des Plautus enthalte, die ein und zwanzigste die Register, und die zwei und zwanzigste die erforderlichen Einleitungen, die Fragmente der verlorenen Stücke u. dgl. m. Auf diese Weise glaubt Derselbe einem längst gefühlten Bedürfnifs zeitgemäfs zu begegnen, der Herausgeber aber, dem wenige Monate zuvor der Auftrag zu einem solchen Riesenwerke geworden, und der, wie er versichert, sich auf diese Weise genöthigt sah, „*protrudere in lucem opus fere immaturum*,“ hofft in Erwägung des Mangels an brauchbaren Abdrücken zu Vorlesungen, so wie in der Art und Weise der Ausführung seines Unternehmens eine Entschuldigung für diese Eile zu finden, die freilich kaum zu entschuldigen seyn wird, da die Noth, correcte Textesabdrücke des Plautus zu erhalten, doch so grofs wahrlich nicht ist. Neue kritische Hülfsmittel scheinen bei dieser Ausgabe keineswegs benutzt worden zu seyn, wir finden wenigstens darüber so wenig, wie über andere Punkte Etwas be-

merkt; und wie wäre auch eine sorgfältige Benutzung möglich bei einer so kurzen Zeit? Vielleicht entschliefsen sich Verleger und Herausgeber, das Ganze nicht so sehr, als es doch in dem oben angedeuteten Plane liegt, zu übereilen; es kann dies nur ersprieſslich für die Ausführung seyn, die hinsichtlich des Typographischen, was Druck und Papier betrifft, Lob verdient. Auf den Text folgt zuerst die *Varietas lectionis* und dann, getrennt davon, die *Annotatio*, in der wir wohl bequemere Anordnung des hier zusammengetragenen Materials zur leichteren Uebersicht wünschen möchten.

---

17) *Joannis Henrici Vossii Commentarii Virgiliani. In Latinam sermonem convertit Dr. Theod. Frid. Godofr. Reinhardt. Pars I. sive Eclogae I—V. cum commentario. Rudolphopoli, in bibliopolio Aulico. MDCCCXXXII.* 244 *S. in* 8.

Die lateinische Uebertragung, die das deutsche Original auch zur Kunde des Auslandes bringen soll, liest sich im Ganzen gut; auch verdient die typographische Ausstattung alles Lob. Vor dem Commentar jeder Ecloge ist auch der lateinische Text wieder mit abgedruckt, was wir billigen. Eigene Zusätze oder Berichtigungen hat sich der Uebersetzer, so weit wir bemerkt haben, nirgends erlaubt. — Wir verbinden damit zugleich die Anzeige einer andern wohlgelungenen Uebersetzung des Commentars der neunten Ecloge, welche als Probe und Vorläufer einer lateinischen Uebersetzung des Ganzen ausgegeben worden ist:

18) *J. H. Vossii Commentarius nonae Eclogae Virgilianae in sermonem latinum speciminis loco conversus a P. Peterseno, Dr. phil., professore Crucenacensi et J. Freudenbergio, cand. phil. Crucenaci MDCCCXXXI, typis J. F. Kehrianis.* 18 *S. in gr.* 4.

---

19) *Auli Persi Flacci Satirarum liber cum ejus vita, vetere scholiaste et Isaaci Casauboni notis, qui eum recensuit et commentario libro illustravit, und cum ejusdem Persiana Horatii imitatione. Editio novissima, auctior et emendatior ex ipsius auctoris codice: cura et opera Merici Casauboni, Is. F. Typis repetendum curavit et recentiorum interpretum observationibus selectis auxit Fridericus Duebner, ph. Dr. Saxo-Gothanus. Lipsiae MDCCCXXXIII. sumtibus Aug. Lehnholdi. LIV u.* 392 *S. in gr.* 8.

Ein sehr correcter Abdruck des noch immer unentbehrlichen Commentars von Casaubonus zum Persius, und zwar nach der Ausgabe von 1605; wobei aber nicht blos alle Citate, mit wenig Ausnahmen (»*si voluminosa fere patrum et chronographorum scripta excipias*«) genau berichtigt, sondern auch aus den Bearbeitungen der Satyren des Persius, welche die neuere Zeit geliefert hat, überall Bemerkungen und Berichtigungen zu dem Commentar des Casaubonus von dem Herausgeber eingestreut sind, der auf diese

Weise den Werth dieses Abdrucks wesentlich zu erhöhen gewufst hat. Die Scholien sollen demnächst in einem eignen Bande folgen, auch einiges Andere hat sich der Herausgeber auf spätere Zeit vorbehalten; es betrifft zunächst die Widerlegung einiger ungünstigen Urtheile, die in neuerer Zeit über Persius gefällt worden sind, und zwar von solchen, die den Persius selbst schwerlich gelesen haben und lieber in sogenannt geistreicher Manier faseln und mit gelehrtem Dünkel absprechen, als Zeit und Mühe auf ein gründliches Studium verwenden wollen, das sie bald eines Bessern belehren müfste. Uebrigens ist unser Publikum nicht mehr von der Art, dafs es sich durch solche Tiraden und Prunkreden täuschen läfst.

---

20) *Thesaurus eroticus linguae Latinae sive Theogoniae, legum et morum nuptialium apud Romanos Explanatio nova. Ex interpretatione propria et impropria et differentiis in significatu fere duorum millium sermonum. Ad intelligentiam poetarum et ethologorum tam antiquae quam integrae infimaeque latinitatis; edidit Carolus Rambach. Stuttgartiae MDCCCXXXIII, typis Hasselbrinckianis. Apud Paulum Neff, bibliopolam, in Commissione. VI u. 312 S. in gr. 8.*

Dieses Buch enthält eine in alphabetischer Ordnung gemachte Sammlung und Erklärung aller auf die Liebe (im weitesten Sinne des Wortes) sich beziehenden Ausdrücke, welche bei den Römischen Autoren, deren einzelne Stellen bei jedem Worte angegeben sind, vorkommen, und zwar nicht blos etwa der anständigen Wörter und Redensarten, sondern insbesondere der unanständigen, die sich bekanntlich in nicht geringer Anzahl aus den Römischen Dichtern zusammenlesen lassen. Ein Liebhaber von Zoten wird sich daher gern an dieses Schatzkästlein halten, das Andere mit gerechtem Unwillen von sich weisen werden, während der Philolog vom Fach an dem unlateinischen Ausdruck gerechten Anstofs nehmen wird. Der Verf. entschuldigt sich zwar am Schlufs der Vorrede über sein Unternehmen in folgenden Worten, die wir zugleich als Probe der Latinität hierher setzen wollen: »*Nunc esto mihi judex benevolus, candide lector; sed illud praecipue persuasum habeas velim, hoc libro, unice literas adjuvare in animo fuisse mihi, et respectis morum innocentiae infestissimis Meursii aliorumque recentiorum obscenitatis, inter praetextata verba caste semper scribere caste legentibus;*« dem Ref. aber mag man es erlassen, näher in das Detail einzugehen, zumal wenn das Ganze, wie behauptet wird, wirklich nur ein Abdruck eines zu Paris 1826. erschienenen, von Pierhugues unter dem Titel: *Glossarium eroticum linguae Latinae* herausgegebenen Werkes ist, das übrigens Ref. nicht kennt! *) Wollen wir doch unsern schamlosen Nachbarn die Ehre solcher Productionen nicht verkümmern, dadurch dafs wir sie sogar auf deutschen Boden verpflanzen!!

*) s. Bibliographie de la France 1833. No. 35. Feuillet No. 29.

21) *Neue Beiträge zur antiken, heidnischen und christlichen Epigraphik von Joh. Hugo Wyttenbach, Prof. u. Director des Gymnasiums zu Trier. Als Anhang zum Gymnasialprogramm vom Jahr 1838. Trier, gedruckt mit Blattau'schen Schriften.* 24 *S. in* 4. (Mit dem Motto von Jean Paul: *„Da stehen die heiligen Gedächtnifssäulen und Leuchtthürme voriger Gröfse, leer und ausgelöscht, neben der ewig jungen Schönheit der alten Natur.")*

Nach einer auf den Gegenstand selbst sich beziehenden lesenswerthen Einleitung, worin zugleich mehrere Nachrichten und neue Aufschlüsse über die verschiedenen früher oder später in Trier gefundenen lateinischen Inschriften, und über die Lokalitäten des alten Trier sich finden, folgen zwölf in Trier aufgefundene und noch nicht bekannt gewordene Inschriften, zum Theil aus der heidnischen, zum Theil aus der christlichen Zeit, meistens Dedicationen oder Grabschriften, von denen der um die Alterthümer seiner Vaterstadt so vielfach verdiente Verf. eine genaue Erklärung liefert, die auch zugleich manche schätzbare antiquarische Bemerkung enthält. Wir wünschen, dafs der Verf. die sich ihm darbietende Gelegenheit noch öfters zu solchen Mitsheilungen benutzen möge!

Chr. Bähr.

PÄDAGOGIK.

Die höhere Bürgerschule Mit besonderer Rücksicht auf die von dem Kön. Preufs. Minist. der Geistl. u. s. w. Angelegenheiten unterm 8. *März* 1832. *erlassene vorläufige Instruction für die an den höheren Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungs-Prüfungen. Von A. L. J. Ohlert, Dr. d. Philos., Privatdoc. an der Univers., Prorect. u. erster Oberlehrer am Domgymn., Mitgl. der Kön. deutsch. Gesellsch. zu Königsb. Königsberg, bei A. W. Unzer,* 1833. *kl.* 8. *(XXIV und* 118 *S.)*

Diese kleine Schrift enthält viel Belehrendes, und das nicht blos hinsichtlich der Kön. Preufsischen Schuleinrichtung, wohin die mitgetheilten Auszüge aus jener Instruction gehören, sondern überhaupt für das pädagogische Publicum. Der als Schriftsteller in diesem Fache schon länger her rühmlichst bekannte Verfasser spricht als erfahrner und denkender Schulmann für die Errichtung höherer Bürgerschulen als für ein Zeitbedürfnifs. Er versteht darunter diejenigen Volksschulen, »welche die Jünglinge, die sich in den höheren Verhältnissen des Lebens bewegen wollen, ohne sich dem gelehrten Stande zu widmen, für alle Forderungen der Gegenwart zu entwickeln, folglich die Auffassung des wirklichen Lebens u. s. w. vorzubereiten, die Empfänglichkeit derselben für wissenschaftliche und überhaupt geistige Bewegungen des Zeitalters zu wecken, und die Anwendung derselben für

die künftigen Lebensjahre zu sichern suchen.« Diese Schule »soll die Bildung ihrer Zöglinge abschliefsen, während die Gelehrtenschule zu der Universitäts-Bildung als Ergänzung führt. Daher will der Verf. nicht die Gymnasien in jenes Zwitterwesen verunstaltet sehen, wo sie zugleich als höhere Bürgerschulen dienen sollen; er will vielmehr, dafs sie das ganz seyen, wozu sie bestimmt sind, dafs aber ihre Zahl vermindert, und manches in eine Bürgerschule verwandelt werde! (Oeffentliche Blätter sprechen auch wirklich von einem solchen Plane für das dortige Schulwesen.)

Das 2te Cap. giebt den »Lehrplan für eine vollständige höhere Bürger- oder Realschule« an, wenn gleich kurz, doch einleuchtend genug auch für den minder belehrten Schulmann. — Das 3te Cap. enthält Vorschläge in Bezug auf die höheren Bürgerschulen; meist für jene örtliche und dermalige Verhältnisse, doch immer die Hauptpuncte hervorhebend, und also auch hierdurch gemeinnützig. Ein kurzer Anhang führt vorerst den Religionsunterricht, wie ihn dieser Lehrplan verlangt, etwas aus, mit Probestücken; ebenso den Geschichtsunterricht. — Diese wenigen Bogen sind manchen in's Breite gedehnten Anweisungen vorzuziehen.

Ref. freut sich, fast durchaus mit diesem Schulmanne zusammen zu stimmen — weniger zwar über den Religionsunterricht — wie die Vergleichung dessen, was Ref. in seinem Buche: die Schulen (1832.) S. 88 fgg. im Cap.: »die Oberschule, als höhere Volksschule« gesagt hat. Das Ziel derselben wird dort angegeben: »dafs diejenigen jungen Leute, welche die allgemeine Bildung vollständig suchen, in allen denjenigen Kenntnissen begründet werden, welche den gebildeten Mann, wes Standes und Geschäfts er auch übrigens sey, auszeichnen, und dafs sie soweit in dieselben eingeleitet werden, um sie dann im Leben selbst zu erweitern, oder um in die Schule für das specielle Fach, das mancher etwa erwählt, mit völliger Begründung einzutreten.«

Der Hr. Verf. wünscht mit Recht, dafs auf der Universität Collegien für die künftigen Lehrer, sowohl der Gymnasien als höheren Bürgerschulen gelesen würden. Zu Heidelberg würde er diese nicht vermissen, und die auf dieser Universität bestehenden Seminarien, das philologische und pädagogische, könnten ihm zugleich durch ihre nicht erfolglose Wirksamkeit seit einem vollen Vierteljahrhundert manches, was er wünscht, als längst verwirklicht zeigen.

Wir fügen zu der Anzeige von obiger Schrift die von einem neuerlich im Druck erschienenen Actenstück hinzu, welches einen Beleg giebt, wie in den Kön. Preufs. Staaten auch die Gymnasien in ihrem neuen Aufblühen zugleich die Volksbildung nicht unberücksichtigt lassen:

***Protocoll von der Conferenz der Directoren der 8 Gymnasien in Westphalen. Actum Bielefeld vom 25. bis 27. Juni 1832. mit Beilagen,* auf 20 Fol.-Seiten gedruckt; wie auch: *der Erlafs von dem Königl. Provinzial-Schul-Collegium, Münster den 5. Jan.* 1833, gedruckt auf 5 Fol.-Seiten,**

mit welcher jenes Protocoll begleitet ist, und welches auch von einem Königsberger Conferenz Protocoll spricht. Er ist belehrend zugleich für das Publicum, welches sich für das Schulwesen interessirt, und macht auf jene dringende Anforderung der Zeit aufmerksam, dafs die Gymnasiallehrer die Methodik und Pädagogik gründlich verstehen und üben sollen, dafs ihre Schulen auf die geistige und sittliche Richtung der künftigen Führer des Volks für Kirche und Staat, und somit für die ganze künftige Generation den wesentlichsten Einfluſs habe, und dafs »ihr Werk Festigkeit und wahre Weihe nur durch die Religion erhalten könne.« Es wird weiter erinnert, dafs alle Disciplinar-Ordnungen u. s. w. nichts vermögen, wenn nicht alle Lehrer von dem rechten Geiste durchdrungen, übereinstimmend und zugleich durch ihr Beispiel wirkend, die Jünglinge dahin zu leiten wissen, »dafs sie allmählig zu einer geistigen und sittlich-religiösen Selbstständigkeit heranreifen;« — grade »die jetzige Zeit seltner Aufregung und Bewegung, die man als eine Durchgangsperiode betrachten mag, erfordere eine innige Vereinigung Aller zu Einem grofsen pädagogischen Zwecke.« Die einzelnen Puncte jenes Protocolls werden von dieser Behörde beurtheilt und zum Theil, z. B. die Disciplinar-Ordnung, genehmigt.

Es ist hier nicht der Ort, diese Vorschläge nebst den andern Verhandlungen, welche diese Druckschrift enthält, weiter anzugeben oder gar zu beurtheilen, Ref. aber findet sie so eindringend und belehrend, dafs er dieses Protocoll als eine der pädagogischen Literatur zugehörige Schrift zu den besten in diesem speciellen Zweige über höhere Schulen rechnen könnte. Besonders verdienen auch die darin aufgestellten Grundsätze über das Verhältnifs der allgemeinen höheren Bildung, also der höheren Bürgerschulen mit der Einrichtung der Gelehrtenschulen gehört zu werden. Man vernimmt hier Meinungen, welche in der noch immer nicht ganz entschiedenen Abwägung ihr Gewicht behaupten.

Auch als ein historischer Beleg von einem neuen und wichtigen Fortschritt in dem Schulwesen ist dieses Actenstück zu bemerken. Es besteht derselbe in einer jährlichen Conferenz der Directoren an den Gymnasien in der ganzen Provinz, welche seit einiger Zeit dort eingeführt ist, früher unter Kohlrausch, diesem hochverdienten Schulmanne, und nun, nachdem derselbe als O.S.Rath nach Hannover abgegangen, unter dem würdigen C.Rath Wagner als Vorstand. Wir glauben, dafs solche Conferenzen als eine Stufe weiter zu den so nützlichen Schulconferenzen hinzukommen, und einen günstigen Einfluſs auf das ganze Schulwesen eines Landes entwickeln werden.

De l'Éducation publique considerée dans ses rapports avec le developpement des facultés, la marche progressive de la civilisation, et les besoins actuels de la France; par F. M. L. Naville, Ministre de St Evangile, Membre de la Compagnie des Pasteurs et Professeurs de Genève, etc. de la Société de la Morale chretienne etc. IIde Edition, revue, corrigée, et considerablement augmentée. à Paris, chez P. Dupart, — à St. Petersbourg, chez J. F. Hauer et C. 1833. 8. (*XVI et* 328 *p.*)

Dieses Werk erhielt die goldene Preismedaille von der Société des methodes d'enseignement zu Paris im J. 1828, welche übrigens im J. 1831. ihre Aufgabe wiederholte, ohne dafs, wie der Verf. in der Vorrede sagt, er nachmals Ursache gefunden, sein vor den Verhandlungen in den Kammern gedrucktes Werk für unnütz zu halten. Für die gegenwärtige immer noch niedere Stufe, über welche die Ehrenmänner in Frankreich das Schulwesen noch nicht zu erheben vermocht haben, enthält auch wirklich dieses Buch sehr anwendbare Grundsätze, welche aus einer besseren Idee, als die früheren waren, hervorgehn. Dahin gehört gleich vorn herein der Gedanke, dafs diejenigen Nationen glücklich sind, „deren Obcren die Initiative für ihr Zeitalter zu ihrer Bildung ergreifen.“ Der Deutsche, welcher dieses Glück von früheren Zeitaltern ererbt hat, sieht mit froher Theilnahme auf Frankreich hin, welchem dieses Glück von seiner Regierung eben jetzt zugeführt werden soll. Auch schon der Anfang erfreut. So interessiren denn solche Vorschläge, wie sie das vorliegende Buch enthält, auch den deutschen Leser, wenn sie gleich für ihn weniger Belehrung enthalten. Denn dieser Belehrungen bedarf unser Publicum kaum, weil sie sich theils schon längerher bei uns im Umlauf befinden, theils besonders, was die Methoden und Einrichtungen des Schulwesens betrifft, für eine mehr niedrige Stufe der Volkserziehung, als wir sie kennen und haben, berechnet sind, theils auch mit Grundsätzen, die sich bei uns bewährt bewiesen, mehr oder weniger in Widerspruch stehen, z B. was die Universitäten und überhaupt die Gelehrtenbildung betrifft. Es ist zu bedauern, dafs der Verf. nicht besser die (sogenannte) öffentliche Erziehung in Deutschland kennt. Das, was wir in unsern Elementarschulen haben, würde er doch als etwas viel Besseres finden, wie der von ihm, nicht blos für den Anfang der neuen Aera, sondern auch für die ganze Folgezeit der Volksschulen, hoch gerühmte wechselseitige Unterricht. Es würden ihm dann die Bedingungen klar vorliegen, unter welchen allerdings auch in den musterhaften Schulen einiger Gebrauch davon gemacht werden kann.

Hiermit wollen wir aber den Werth des vorliegenden Buches nicht herabsetzen; es hat seinen relativen und für die Verhältnisse seines Kreises sehr grofsen Werth. Auch erfüllt es den Leser mit steigender Hochachtung gegen den ehrwürdigen Verf., da überall der wärmste, menschenfreundlichste Eifer für die so wichtige Angelegenheit hindurchspricht.

Das Werk zerfällt in 5 Parthien, und in diesen in mehrere Sectionen: Ueber das gegenwärtige Bedürfnifs des öffentlichen Unterrichts, — über die Principien für dessen Organisation, — über die Anwendung derselben in Primär-, Secondär-, Tertiär-, wie auch in Mädchen- und in Landschulen, ferner in den beiden höheren Stufen, welche die „*Université du royaume*" bilden sollen, — weiter über Lehrer-Besoldungen, und einige andere Puncte. Die angefügten Noten enthalten Manches, das für die Ausführung der Vorschläge nicht unbedeutend ist, und auch interessante Züge aus der Geschichte, welche die Anstalt des ehrwürdigen und verdienstvollen Schulmannes, des Pere Girard zu Fribourg erfahren mufste.

Schwarz.

JURISPRUDENZ und STAATSWISSENSCHAFTEN.

Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. Herausg. in Verbindung mit vielen Gelehrten, von Dr. Heinr. Ludw. Lippert, Prof. des Kirchenrechts an der Univ. Würzburg. 4tes Heft. Frankf. a. M. Verlag v Andreä. 1833. 219 S. 8.

Dieses Heft zeichnet sich eben so, wie seine Vorgänger, durch die Mannigfaltigkeit und durch das Interesse seines Inhaltes aus. Es enthält:

I. Abhandlungen. — Ueber die gemischten Ehen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. (Sehr interessant! Die neueste Lage des Streites ist in Baiern die, dafs ein an die Bischöffe des Reichs gerichtetes Schreiben des Pabstes Gregor XVI. v. 27. Mai 1832. verboten hat, bei gemischten Ehen, die Proclamation *nisi Servatis certis clausulis*, vorzunehmen oder Dimissorien zu ertheilen, und noch mehr die Copulation zu verrichten.) — Das Territorial-Kirchenrecht des K Hannover. Von Spangenberg. Fortsetzung und Beschlufs. — Der Streit zwischen Staat und Kirche. Von Zachariä in H. (Er wird dargestellt als ein Streit zwischen der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Macht und beziehungsweise als die Folge von einem Streite auf dem Gebiete der erstern.) — Rechtsfälle, mitgetheilt von dem Herausgeber. — Kann ein katholisches geistliches Gericht bei gemischten Ehen den protestantischen Gatten dem Bande nach scheiden? Von Dems. (Die Frage wird bejahend beantwortet. Zugleich führt der Verf. die in die Frage einschlagenden Bestimmungen der Landesgesetze an. — Das Interesse beider Kirchen scheint dringend zu fordern, die bürgerliche Gültigkeit und Auflösbarkeit der Ehe von der kirchlichen, gänzlich unabhängig zu machen. Dieses Resultat kann man auch aus der vorliegenden Abh. ableiten.)

II. Literatur. — Becker's wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern. — Jacobson's kirchen-

rechtliche Versuche. — Die Pflicht der baulichen Unterhaltung und Wiedererhauung der Cultus-Gebäude. Vom Freiherrn von Sainte-Marie-Eglise. — Münch's vollständige Sammlung aller älteren und neueren Concordate. — Walter's Lehrbuch des Kirchenrechts. 6te Aufl.

III. Gesetzgebung. — Oesterreich. — Baden und Erzhisthum Freiburg. — Sachsen-Coburg und S.-Gotha. — Anhalt-Dessau.

IV. Nekrolog — des Frhrn. v. Droste-Hülshoff, geb. den 2. Febr. 1793. gest. den 13. Aug. 1832.

Annalen für Geschichte und Politik. In Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. Leipzig u Stuttgart; Verlag von J. Schüble. I. *Bd.* 3 *Hfte.* II. *Bd.* 1. *u.* 2. *Hft.*

Diese neue Zeitschrift kündiget sich eben so vortheilhaft durch die Mannigfaltigkeit als durch den Werth der in ihr enthaltenen Abhandlungen an. Die Aufsätze sind theils politischen, theils geschichtlichen, theils statistischen Inhalts; auch in das Gebiet der Rechtswissenschaft gehören einige dieser Aufsätze. — Rft. will beispielsweise die Aufschriften einiger Abhandlungen dieser Zeitschrift anführen, da eine neue Erscheinung dieser Art nicht so leicht Eingang findet, und wir gleichwohl besonders an guten politischen Zeitschriften nicht eben einen Ueberfluſs haben. — Politik: Die politischen Zeichen in Deutschland. Von E. Münch. Phantasien eines aufgeklärten Katholiken. Das Recht und die Forderungan des Zeitgeistes. Was waren wir ohne Universitäten und was würden wir ohne dieselben wieder werden? — Geschichte: Steyermark unter Ksrl VI. und Maria Theresia. Von Schneller. Zur Charakteristik Wilhelms I., König der Niederlande. Die Verhandlungen über Preſsfreiheit auf dem neuesten Landtage im GH. Hessen. Von Bopp. Die Fortschritte zur reinen Repräsentativverfassung unter dem Einflusse der Kulturgeschichte. Ideen über die menschliche Gesellschaft und die Geschichte derselben. — Statistik: Die Productiv- und Streitkräfte der europäischen Stasten im J. 1833. Von Bickes. — Rechtswissenschaft: Ueber allgemeines deutsches Staatshürgerrecht. Von Hoffmann. Erstes Beispiel einer landständischen Anklage gegen einen Minister. (Churhessen.) Ueber Todesstrafen. Von Paulus. — Wir wünschen dem Unternehmen einen guten Fortgang. Und diesen scheint ihr die Zahl und der Ruf der auf dem Umschlage genannten Mitarbeiter, (die übrigens nicht von derselben politischen Farbe sind,) zu verbürgen. — Mit Bedauern haben wir in dem einen Aufsatze einige Censur-Lücken hemerkt. An denen, welche Schriften lesen, die, wie diese Zeitschrift, mit lateinischen Lettern gedruckt sind, ist, um mit Göthe's schöner Müllerin zu sprechen, nichts zu verderben.

Das staatsrechtliche Verhältnifs der deutschen constitutionellen Staaten zum deutschen Bunde, mit besonderer Beziehung auf Würtemberg, und unter Rücksichtnahme auf abweichende Meinungen ausführlich entwickelt von Joh. Heinr. Zirkler, Oberjustizrathe an dem K. Gerichtshofe zu Tübingen. Leipz. u. Stuttgart, Verlag von J. Scheible. 1833. 103 *S.* 8.

Der Verf., welcher zu den seltnen Geschäftsmännern gehört, die mit der Literatur fortschreiten und noch überdies ihre Feierstunden schriftstellerischen Arbeiten widmen, hat den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung schon in einer früher erschienenen (auch in diesen Jahrbüchern angezeigten) Schrift behandelt. Aber die neue Schrift ist weit ausführlicher, erstreckt sich auch auf eine gröfsere Anzahl besonderer Aufgaben, als die ältere. — Die Veranlassung zu beiden Arbeiten waren die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28sten Juni 1832. Die vorliegende Abhandlung ist insbesondere gegen die Einwendungen gerichtet, welche auf dem Landtage des K. Würtemberg (von Pfizer und A.) gegen diese Beschlüsse erhoben worden sind. — Der Streit dreht sich hauptsächlich um folgende drei Fragen: 1) Der §. 3. der Verfassungsurkunde des K. Würtemberg lautet so: »Das K. Würtemberg ist ein Theil des deutschen Bundes; daher haben alle organische Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäfsigen Verhältnisse Deutschlands oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie von dem Könige verkündet worden sind, auch für Würtemberg verbindende Kraft.« Was sind nun organische Beschlüsse? Offenbar kann man diese Frage auf eine doppelte Weise beantworten. Entweder kann man bei der Auslegung jener Stelle, (die fast mit denselben Worten auch in der Verfassungsurkunde Badens vorkommt,) von der engeren Bedeutung des Worts: organisch, ausgehn, welche schon in der Bundesakte Art. 7. angedeutet wird und dann in der Schlufsakte der Wiener Ministerialconferenzen Art. 13. genauer bestimmt worden ist; oder man kann, indem man jenes Wort in seiner weiteren Bedeutung nimmt, die Stelle ihrem ganzen Zusammenhange nach und *ex ratione legis* so deuten: Alle die Beschlüsse, welche der deutsche Bund in Verfolgung seiner Zwecke fafst und welche ihrem Inhalte nach die Unterthanen der Krone W. als Gesetze oder Verordnungen verpflichten können, erhalten für diese Unterthanen durch die Publikation des Königs verbindende Kraft. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, dafs sich der Verf. für die letztere Auslegung erkläre. (Der Streit ist ein neuer Beweis, dafs man bei der Redaktion eines Gesetzes, insbesondere eines Verfassungsgesetzes, nicht genau oder ängstlich genug verfahren kann.) — 2) Was sind *jura singulorum?* Vgl. die d. BA. Art. 7. die Schlufsakte Art. 15. »Sie sind,« antwortet der Verf., (S. 51.) „in dem Rechte des deutschen Bundes dasselbe, was man der Staatsgewalt gegenüber erworbene Rechte nennt, nur mit dem Unterschiede, dafs im Staate diese erworbenen Rechte

einem sogenannten *Jus eminens* unterworfen sind, während in einer gleichen Gesellschaft, als welche die blos völkerrechtliche Vereinigung mehrerer Staaten zu einem politischen Körper zu betrachten ist, der Einzelne, hier die moralische Persönlichkeit des Gliederstaats mit allen denen, welche nach seiner Verfassung zu einer solchen Verfügung zu consentiren haben, selbst darüber zu cognosciren hat, ob der Nothfall eintritt, in welchem das gemeine Beste ihr Opfer verlangt. — 3) Sind die Beschlüsse des deutschen Bundes, welche nur mit Stimmeneinhelligkeit gefafst werden können, schlechthin oder nur dann als Verträge zu betrachten, wenn sie *jura singulorum* zum Gegenstande haben? Der Verf. erklärt sich für diese Beschränkung. — Vielleicht hätte die Schrift, so schätzbar sie auch ist, noch gewonnen, wenn die Untersuchung selbstständiger d. i. weniger polemisch geführt worden wäre.

Ein Anhang enthält Bemerkungen über Eichhorn's bekannte Schrift von der Competenz des bundesgesetzlichen Austrägalgerichts.

Ueber den schweizerischen Bundesverein. Geschrieben im J. 1831. *(Vom Herrn Reg. Rath Rengger.) Aarau, b. J. J. Christen.* 1833. 23 *S* 8.

Der Aufsatz, der mit einigen andern desselben Verfs. zuerst in der Aarauer Zeitung erschien, verdient, obwohl v. J. 1831, auch jetzt noch gelesen zu werden. Er rügt, mit Einsicht und Mäfsigung, die Mängel der bisherigen Bundesverfassung und deutet die Mittel an, diesen Mängeln abzuhelfen. Mehrere Vorschläge des Verfs. waren in dem neuesten amtlichen Entwurf einer verbesserten Bundesverfassung beachtet worden.

Zachariä.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von Dr. Karl Heinr. Rau, Grofsherzogl. Bad. Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. 1ster Bd. Die Volkswirthschaftslehre. Zweite vermehrte und verbess. Auflage. Heidelberg, bei Winter, 1833. *XIV u.* 456 *S.*

Der Unterzeichnete hat, indem er das Erscheinen dieser, um 88 Seiten stärkeren zweiten Ausgabe anzeigt, nur wenige Worte beizufügen. Aufser der Durchsicht aller §§., die eine Verbesserung des Ausdruckes und vielfältige Vervollständigungen des Inhaltes hervorbrachte, sind zwei Veränderungen als die wichtigsten zu nennen; nämlich: 1) die neue Bearbeitung einiger Materien, hauptsächlich der Lehre von Werth und Preis und von der Grundrente. Die neu hinzugekommenen 8 §§. sind, um die Zahlen nicht verändern zu müssen, mit Buchstaben bezeichnet worden; 2) die Fortführung und Vermehrung der in den Noten hinter den §§. enthaltenen Mittheilungen von literarischem, historischem, statistischem und technischem Inhalte. Die Grenzen

eines Lehrbuches gestatteten es nicht, die ganze Ausbeute der seit 1826. erschienenen volkswirthschaftlichen Schriften aufzunehmen, am wenigsten liefsen sie eine häufige Polemik zu, doch ist an vielen Stellen auf neuere Arbeiten anderer Forscher hingewiesen worden. Die zur Erläuterung und zum Belege der allgemeinen Sätze angeführten Thatsachen zu vermehren, liefs sich der Verf. besonders angelegen seyn. Die Volkswirthschaftslehre ruht auf Thatsachen, und die genauere Ergründung dieser zieht nicht selten eine Berichtigung der ersteren nach sich. — Dafs S. 161. zweimal Medinnos für Medimnos steht, wird der geneigte Leser auch wohl ohne die ausdrückliche Berichtigung nur dem Setzer zur Last legen.

K. H. Rau.

LITERÄRGESCHICHTE.

Encyclopédie des gens du Monde. Tome premier. Seconde partie. Paris. Treuttel et Würtz, rue de Lille. No. 17. Strasbourg, grand rue No. 15. Londres, 30. Soho-Square. 1833. *(pag.* 400—800.) *gr.* 8. *Tom. second. Première Partie.* 400 *S gr.* 8.

Wir können bei der zweiten Abtheilung dieses ersten Bandes, welcher mit dem Worte *Anquetil* endet, uns auf die Anzeige in No. 51. p. 808. Jahrgg. 1833. berufen, und dem dort aufgestellten Urtheile nur das beifügen, dafs die dort hervorgehobenen Eigenschaften auch diesem Theile und wohl noch in höherem Grade zukommen, indem dieser Theil weit mehr selbstständige, von den namhaftesten Gelehrten Frankreichs abgefafste Artikel enthält, die dem Werke einen selbstständigen Charakter geben und den Werth des Ganzen gewifs wesentlich in den Augen aller derer erhöhen, die das Buch mit Rücksicht auf den Standpunkt, von dem es aus unternommen und mit Rücksicht auf das Publikum, für das es bestimmt ist, betrachten. Als Beleg unseres Urtheils verweisen wir nur auf eine Reihe von Artikeln, die unser gelehrter Landsmann Depping im Fach der Geographie und Geschichte geliefert hat (z. B. *Algier*, *Alpes* u. s. w., ersterer begleitet von einem merkwürdigen Nachwort des Grafen Mathieu Dumas über die beabsichtigte Colonisation von Algier und die von der französischen Regierung beobachteten Mafsregeln); ähnliche Aufmerksamkeit verdienen Artikel, wie *Alfieri* von Thiébault, *Ali-Bey* von Reinaud, *Ambrosius* (der heilige) von Villemain, *Anacreon* von Guigniaut (dem bekannten Uebersetzer der Creuzer'schen Symbolik), einige Artikel über die ionischen Philosophen *Anaxagoras*, *Anaximenes*, *Anaximander* von Tanski, *Amerique* in geographisch-statistischer Hinsicht von Balbi, u. A. der Art. Zahlreiche Artikel über historische Gegenstände und andere von allgemeinerem Inhalt hat auch hier wieder Hr. Schnitzler geliefert. Am Schlusse ist ein die Uebersicht des Ganzen sehr erleichterndes Register über die einzelnen Artikel beigefügt.

So weit hatte Ref. geschrieben, als ihm die erste Abtheilung des zweiten Theiles zukam, die bei gleicher Ausdehnung des Bandes bis zum Artikel *Assaisonnements* reicht. Auch hier sind der aus dem deutschen Werke entlehnten Artikel noch weniger, der gröfsere Theil eigene, von denselben eben bezeichneten und andern namhaften Gelehrten Frankreichs ausgearbeitete Artikel, die dem Werke selbst einen eigenen Werth und Reiz geben, den die klare, faſsliche Darstellung nicht wenig erhöht. Der Artikel *Antik* ist aus Ersch und Gruber's Encyklopädie entlehnt. Mit besonderem Interesse wird man mehrere der gröfseren Artikel lesen, z. B. *Apostoliques, Arrianisme* von dem Bischof Guillon, *Arabes* und mehrere andere den Orient betreffende von Reinaud, *Architecture* von Hittorf, *Armeniens* von Klaproth, *Archives* von Champollion-Figeac, *Archéologie* von Dümercan; andere Artikel von Depping, Golbéry, Guerin, Gingniaut, Michelet, Fortia d'Urban u. A., die durch ihre Leistungen auch im Auslande sich mit Recht einen Namen gewonnen haben. Ein Werk, das auf diese Weise fortschreitet, wird seinen Zweck nicht verfehlen und kann dem Kreise von Lesern, für die es bestimmt ist, als ein nützliches, Belehrung förderndes, und durch seinen gefälligen, bündigen Styl zugleich anziehendes Werk empfohlen werden. Wir werden daher nicht unterlassen, die Fortsetzungen dieses Werkes, so wie sie erscheinen, anzuzeigen.

Aperçu des entreprises des Mongols, en Géorgie et en Arménie dans le XIIIe siècle, traduit de l'Arménien. Publié et accompagné des notes, par M. Klaproth. Paris. Imprim. royale, MDCCCXXXIII. 56 *S.* 8.

Den Inhalt dieser Schrift bilden Mittheilungen oder Auszüge aus der armenischen Geschichte von Tchamtchean, durch Joseph Tutulov, einen Armenier aus Tiflis, welche Hr. Klaproth während seines Aufenthalts in Georgien wörtlich in's Russische übersetzen lieſs und die er hier in einer getreuen französischen Uebersetzung mittheilt, welche zugleich mit zahlreichen Noten des Hrn. Kl. ausgestattet ist, die theils auf die Sprache und den Inhalt, theils auf einzelne in dem Text berührte geschichtliche oder locale Puncte sich beziehen, und natürlich dieser Uebersicht der Geschichte Armeniens im 13. Jahrh. einen eigenen Werth geben. So erst wird es möglich werden, das grofse Dunkel, das noch über diesem Theil der Geschichte liegt, nach und nach zu lüften, und eine vollständige Uebersicht dieser wichtigen Periode zu gewinnen. Möge der um die Geschichte und Sprachkunde Asiens hoch verdiente Verf. uns noch öfters durch solche Mittheilungen erfreuen. — Die S. 38 und 39. erwähnten Erzählungen von der Nation, wo die Männer Hundsgestalt haben u. s. w., erinnert an ähnliche Erzählungen, die wir schon bei Ctesias Indd. Cap. 20. 23. finden, so daſs der Ursprung solcher Fabeln gewiſs in das hohe Alterthum hinaufreicht.

Chr. Bähr.

N°. 8. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amts. Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1833. 526 S. 8.

Ritual bedeutet in der Episkopalisch-katholischen Kirche eben das, was in der protestantisch-evangelischen, besonders in der neuesten Zeit unter dem Namen: »Agende« neues Aufsehen erregt hat. Eigentlich sollte eine Agende sich nur beziehen auf Vorzeichnungen für *actus*, wie sie der Geistliche vorzunehmen habe, damit sie theils kirchlich, theils bürgerlich gültig sind. Dieser Theil der öffentlichen Amtshandlungen des Geistlichen mufs bestimmt vorgeschrieben werden, in soweit für die rechtliche Gültigkeit der Handlung, z. B. bei Aufnahme durch die Taufe in die Kirche, bei Einsegnung der Ehen, bei der Ordination und Investitur der Kirchenlehrer u. s. w. gewisse Formalien unentbehrlich sind. Davon aber sollten sehr unterschieden werden alle die Anreden, Gebete, Gesänge u. s. w. und auch diejenigen sinnbildliche Handlungen, welche nicht zur äufseren Gültigkeit, sondern zu Erweckung der Andacht und der religiösen Pflichtbefolgung wirken sollen. Auch für diese Zwecke stehende und mehr als stereotypische Vorschriften zu geben, gereicht aufserdem, dafs alles Stagnirende der Sache selbst, der Bewegung und Selbstbestimmung des Gemüths schadet, auch zur Unehre der Geistlichkeit. Wem die obersten Behörden nach überzeugenden Prüfungen zutrauten, dafs er durch selbstgedachtes Predigen, Katechisiren und Religionsunterricht in Schulen und für Confirmanden, die Pflichten eines selbstständigen Seelsorgers ausüben könne, dem mufs nicht dadurch ein öffentliches Mifstrauen und eine unverschuldete Herabwürdigung bewiesen werden, dafs man ihn an Gebete und Ermahnungen bindet, die allein er mit seinen Amtshandlungen verknüpfen müsse. Luther schrieb seinen »grofsen Katechismus« laut der Vorrede, »deswegen, weil leider viele Pfarrherren sehr säumig hierin waren, etliche aus grofser hoher Kunst, etliche aber aus lauter Faulheit und Bauchsorge, als

wären sie um ihres Bauchs willen Pfarrherren oder Prediger, wie sie unter dem Pabstthum gewohnet.« Dreihundert Jahre nach der Reformation kann und soll es anders seyn. Soll, wer ohne einen vorgeschriebenen Predigttypus predigen, also als selbstständiger Lehrer gelten darf, nicht auch fähig seyn, vor seiner Gemeinde aus dem Herzen zu beten? Und wird nicht sein Gebet, wenn es aus seiner Empfindung fliefst, und unmittelbar den Umständen entspricht, mehr Aufmerksamkeit erwecken und mehr auf gute Entschliefsungen wirken, als wenn, Jahr aus und ein, das nämliche, das als Vorschrift in einer gewissen Allgemeinheit gehalten seyn mufs, immer so wiederholt wird, dafs jeder Zuhörer schon zum Voraus die Worte zwischen den Lippen murmeln kann, und etwa nur dann einen Augenblick zu denken anfängt, wenn irgend ein anderes Wörtchen, als das angewohnte (Ein.: Unser Vater! statt: Vater Unser!), ausgesprochen wird. Oder besteht in diesem gedankenarmen Mitmurmeln etwa die andächtige Theilnahme der Christglaubigen? Wer sich irgend über den Schlendrian wegsetzen kann und wem das Selbstständigseyn nicht allzu unbequem, etwa auch genirend ist, der wird unstreitig auf dem Unterschied bestehen, dafs für die Liturgie oder die öffentliche Gottesdienstlichkeit überhaupt nicht „befohlene" Formeln, wohl aber mehrere gute Beispiele, an denen es, wie zu Predigten, so auch zu Kirchengebeten und Gesängen, nicht fehlt, durch Empfehlung der Sachkundigen zur freien, klugen Auswahl in Umlauf gesetzt werden sollten.

Als wahrhaft gute Beispiele dieser Art verdienen bei weitem die meisten Aufsätze dieses Rituals eine vorzügliche Auszeichnung, bei welcher der protestantisch-evangelische Recensent so, wie der Apostel Röm. 11, 13. 14. denken mufs, — dafs er nämlich, indem er sie nach der Wahrheit rühmt, auch alle Vorsteher unsrer Kirche, wo nicht zur Eifersucht, doch zur eifrigen Nachahmung, sowohl den Hauptinhalt als besonders die Sprache betreffend, reizen möchte. Wie erfreut würde ich seyn, wenn mir viele Agenden bekannt wären, an denen ich die praktisch-religiösen und ästhetischen Vorzüge dieses Rituals gewissenhaft preisen könnte. Und doch mufste es offenbar in derjenigen Kirche, wo die Ritus und Ceremonien leicht mehr Uebergewicht haben, und mehr Mifsverständnissen bei dem Volk ausgesetzt sind, weit schwerer seyn, ein durchaus erbauliches, von Neuerungssucht reines, dennoch auch das viele Sinnbildliche trefflich zu wahrer Andacht benutzendes, und in der reinen, kräf-

tigen, nichtmodischen, nicht durch geruchlose Bilderblüthen betäubenden Musterbuch zu verschaffen.

Unstreitig aber ist dasselbe auch ein Beispiel, wie Schriften dieser Art nicht etwa gleichsam in Einem Zuge, wie ein Kanzleigeschäft, hervorgebracht werden können. Man weifs und die mehr dankbare Nachwelt wird es endlich erkennen, wie durch mehrere Decennien hindurch die Geistlichkeit des Bisthums Constanz zu vielen gemeinschaftlichen Berathungen und Bearbeitungen dieser Art erwärmt und begeistert worden ist, wovon das »Archiv für die Pastoral-Conferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Constanz« seit 1807. so viele der Nacheiferung würdige Mittheilungen veröffentlicht hat. Und wie lebhaft und motivirt war dafür der Dank, welchen diese selbstständige Geistlichkeit zu einer Zeit ausgesprochen hat, wo der gewöhnliche Weltundank sie wenigstens zu einem allerunterthänigsten Stillschweigen über den curialistisch mifskannten Generalvicar hätte verführen können.

Manche Agenden scheinen keinen andern Zweck zu haben, als dafs sie etliche (unbiblische) Glaubensartikel, welche höchstens die Phantasie zu speculativen Fehlgeburten und zum Anstaunen, am wenigsten aber den Willen zu Pflichterfüllungen und zum Besserwerden erwecken können, auch vollends durch Gebete und Litaneien dogmatisch den Laien einprägen zu wollen. Dagegen macht dieses Ritual z. B. bei der Taufhandlung nicht aus einem dunklen Glauben an geheime Wirkungen der Taufe, wohl aber in jedem der mitgetheilten Formulare daraus eine Hauptsache, dafs die Herzen der Eltern und Pathen dringendst aufgefordert werden, für die Erziehung des der »christlichen« Kirche dargebrachten Kindes auf eine würdige Weise im Geistigen und Leiblichen Sorge zu tragen. Auch alle in der traditionalen Kirche fortdauernden Gebräuche der Salbung, der weifsen Kleidung, der brennenden Kerze u. dergl. werden benutzt, nicht um mystische, sondern wahrhaft andächtige Gedanken und Willenserregungen anschaulicher, eindringlicher zu machen.

Noch eine kleine Umänderung würde S. 19. und in mehreren ähnlichen Stellen ein gewöhnliches Mifsverständnifs der Laien vermeiden und aufser Gewohnheit bringen, wenn nämlich nicht die Wörtchen um und damit gebraucht wären. Der Priester sagt zu viel, wenn Er spricht: Ich salbe Dich auf der Brust, *um* Dein Herz zu stärken .... und zwischen den Schultern, *damit* Dir das Joch des Glaubens sanft und leicht werde. Er wird aber das Richtige anschaulich machen, wenn Er sagt: Ich salbe Dich

mit dem heilsamen Oele im glaubigen Andenken an Jesus Christus, auf der Brust; denn Dein Herz soll gestärkt werden, damit es nicht dem Geiste entgegen nach sinnlichen Dingen gelüste ... und zwischen den Schultern; denn der feste Vorsatz für Christenpflichten und heilige Ueberzeugungstreue, der von dem Getauften gefafst werden soll, ist zwar ein Joch, aber wie das Wort der Wahrheit (Matth. 11, 29.) aussprach: es ist sanft und leicht, und Du sollst es Dein ganzes Leben hindurch starkmüthig und gerne tragen.

Bei allen Taufhandlungen unserer späteren Zeiten ist es immer noch eine zweckwidrige Aufgabe, dafs das Kind, so wie wenn es sein Widersagen gegen die Sünde und sein Glauben und Geloben selbstglaubend aussprechen könnte und müfste, angeredet und behandelt werden soll. Offenbar ist diese Wendung aller Taufritualien aus dem allerersten Zustand der Gemeinden entstanden, wo, vielleicht Ein ganzes Jahrhundert hindurch, nach der Natur der Sache nur die selbstständig übertretenden Erwachsenen als Täuflinge eigentlich beachtet wurden und man, wenn mit ganzen Familien ohne Zweifel auch Kinder zugleich in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen waren, die Gebräuchlichkeit in dem Taufformular auf diese, gleichsam als auf einen Appendix, nicht besondere Rücksicht nahm. Sprach doch eben deswegen die ursprüngliche Taufformel auch von dem Zweck, getauft (oder durch das Reinigungssymbol, als Bekenntnifs der Reue und des Besserungsvorsatzes, in dies Messiasreich aufgenommen) zu werden, »zu Vergebung der Sünden« = εἰς ἄφεσιν των ἁμαρτιων,« weil sich immer noch meist solche, die über ihre Sünden Reue hatten, in das Reich der μετανοια aufnehmen liefsen. Wie es aber mit Formularien zu gehen pflegt, dafs man sie immer und immer nur wiederholend erschallen läfst, so blieb das, was leider nur allzubald bei allen Heranwachsenden, wegen wirklicher Sünden, einen richtigen Sinn hatte, auch bei dem späteren Taufen der Unmündigsten ein Herkommen, welches unbedenklich beibehalten wurde, bis endlich der, mehr scharf folgernde als Grund erforschende, mehr consequente als begründende, also mehr falsch räsonnirende als rationale Augustinus in seinem antipelagianischen Eifer den Schlufs daraus machte, dafs die Kirche in ihrer „*regula fidei*," wozu allerdings die Taufformel gehörte, schon Sünden der Neugebornen geglaubt habe, indem sie allen Täuflingen die Taufe mit der Beziehung »auf Vergebung der Sünden« zu ertheilen gewohnt gewesen sey.

Ein ähnlicher Fall, dafs eine ehemals gewesene Sitte ein kirchliches Ritual hervorbrachte, welches jetzt noch fortdauert, ohngeachtet jene Sitte längst aus der Wirklichkeit verschwunden ist, und daher etwas weniger pafst, tritt auch ein (S. §367.) bei dem Ritus der Einäscherung am Aschermittwoch. Dieses Sinnbild wird richtig und rührend ausgelegt als Erinnerung an die Sterblichkeit. Dafs aber hierzu ein Bestreuen mit Asche von der älteren Kirche gewählt wurde, kommt doch nur daher, weil damals die Todten noch auf dem *rogus* verbrannt wurden. Seit das orientalische Begraben durch die christliche Verfassung allgemeiner geworden ist, kann eigentlich Niemand, ohne eine besondere Ausdeutung erhalten zu haben, bei dem Bestreuen des Haupts mit Asche an den Tod erinnert werden.

Doch, bei diesem Ritus hat es wohl keinen bedeutenden Einfluss, dafs das symbolische Beäschern nicht mehr mit seinem ursprünglichen Zweck leicht in Gedankenverbindung kommt. Bei dem Taufen der Unmündigen hingegen ist es (in allen christlichen Kirchen, aufser der anabaptistischen und mennonitischen) allerdings immer etwas Sinnwidriges, dafs der Täufling, wie wenn er selbst der Sünde widersagen und zum Christusglauben sich bekennen könnte, nur deswegen noch feierlich angeredet wird, weil dieses ursprünglich bei den gewöhnlich schon herangewachsenen Täuflingen anwendbar und nöthig gewesen ist. Für die, welche bei jeder Taufhandlung, wie wir alle sollten, von selbst nachdenken, kann es doch nicht ohne Anstöfsigkeit seyn, dafs der Geistliche so handeln soll, wie wenn er in dem Täufling bereits einen deutlichen Glauben, der etwas verneinen und bejahen könne, voraussetzen dürfte. Auch genährt wird dadurch das oft schädliche Vorurtheil, wie wenn das Glauben, welches doch eine unkörperliche, geistige Sache seyn mufs, in ein Kind, das noch gar nicht zum Bewufstseyn gekommen ist, geheimnifsvoll von dem lieben Gott (trotz der Erbsünde?) hineingegeben seyn könnte, und dann erst wieder verloren würde.

Wo es historisch so klar gemacht werden kann, dafs ein Ritus ehedem eine ganz richtige Entstehung hatte, diese Beziehung aber durch andere Zeitumstände eine andere geworden ist, sollte da nicht endlich das, was jetzt passend ist, an die Stelle des Nichtpassenden, ohne Bedenken in denkenden Kirchen eingesetzt werden dürfen, wenn dieses nur in der früheren Zeit das Zweckmäfsige gewesen war?

Das christ-katholische Ritual nähert sich dieser verständigen Abänderung S. 10. dadurch, dafs zuerst die Taufpathen gefragt werden, ob sie an Gott den Vater, und an den Sohn und an den heiligen Geist glauben und in diesem Glauben zu leben, zu sterben entschlossen seyen. Bald nach diesen Zeilen aber möchte wohl statt der Worte: »dafs sie für die Standhaftigkeit des Glaubens des Täuflings die Bürgschaft übernehmen,« richtiger zu setzen seyn: »dafs sie für die gewissenhafte Erziehung des Täuflings in jenem Gottesglauben Bürge werden.« Auch wäre wohl S. 12. die Erinnerung an den unmündigen Täufling zu ändern: »dafs sein alter Mensch mit Christo gekreuzigt ward.« Der neugeborne Täufling hat, Gottlob, noch keinen »alten Menschen.« Die Bibel unterscheidet nur bei jedem Menschen, der schon gesündigt hat, einen alten Menschen, welcher durch den Besserungsentschlufs als Gesinnungs-Umänderung = μετανοια, ein neuer Mensch werde. Der alte und der neue Mensch aber sind eben dieselbe Persönlichkeit, so dafs nicht etwa unter jenem der alte Adam als sündigender Urvater oder Stifter der Erbsünde, apostolisch verstanden ist.

S. 16. möchte Rec. kaum annehmen: die Kirche könne noch wünschen, dafs auf die vielen einzelnen Bitten des Priesters von der Gemeinde eilf- oder zwölfmal mit den Worten: »Wir bitten dich (o Gott), erhöre uns!« antiphonirt werden solle.

Da in beiden Kirchen, besonders von Seiten Derer her, die ohne den Teufel keinen Gott zu haben meinen, oder bei jeder Schaafheerde einen Schäferhund zu bedürfen versichern, schon so oft über die Unentbehrlichkeit, dem Teufel und all seinem Pomp ausdrücklich abzusagen, gestritten worden ist, so läfst Rec. nicht unbemerkt, dafs S. 17. der Priester nicht nur fragt: Widersagst Du dem Satan und der Dienstbarkeit der Sünde? sondern dafs alsdann, indem die Pathen ihre Hände auf das Haupt des Kindes legen, sie ausdrücklich daran zu denken veranlafst werden, dafs das Widersagen gegen die Sünde, gegen Hoffart, Eitelkeit, Begierlichkeit und alle böse Neigungen gerichtet seyn müsse.

Bei dem S. 18. folgenden Glaubensbekenntnifs wäre besonders zweierlei zu wünschen: 1) dafs der Priester statt der Worte: Lege nun öffentlich das Bekenntnifs Deines Glaubens ab! feierlich sprechen dürfte: Leget das Bekenntnifs des Glaubens ab, worinn Ihr das gottgeweihte Kind erziehen zu lassen gelobet. 2) Dafs der Satz: »abgestiegen zu der Hölle,« hier und in allen

Christenkirchen nicht mehr gehört werden sollte, weil er entschieden gegen den Bibelsinn streitet (denn zur Zeit des Neuen Testaments wurde selbst vom Teufel noch nicht gedacht, dafs er in der Hölle sey, sondern dafs er erst durch das jüngste Gericht dahin kommen werde. Apok. 20, 13. 14. Matth. 25, 21.) — und weil es nur spät und unabsichtlich in das Symbol gekommen ist. Sehr löblich dagegen ist, dafs sogleich nach dem Glaubensbekenntnifs auch ein Geloben gefordert wird, diesen Glauben durch gute Werke (Handlungen) zu beweisen, worauf noch Erklärungen des christlichen Rechtwollens folgen.

Ein etwa noch zu mildernder Ueberrest von Exorkismus zeigt sich S. 12, wo der Priester, die Hand über das Kind ausstreckend, sprechen soll: und der böse Geist, der Mörder und Lügner von Anbeginn (Joh. 8, 44.) wage in Zukunft nicht, in Dir zu herrschen. Nach des Rec. exegetischer Ueberzeugung ist zwar der Glaube von einem persönlich in menschliche Körper und Geister einwirkenden Teufel eine (transcendente) Voraussezzung dieser und vieler anderen Bibelstellen. Dennoch, da das ganze A. T. einen solchen satanischen Antimessias noch in der Geisterwelt nicht voraussetzt, und also die Meinung von einem solchen ahrimanischen Dualismus erst in der unprophetischen Zeit zwischen dem A. und N. T. (etwa nach Zoroaster und Darius Hystaspis) in die jüdische Theologie gekommen ist, sich aber der unmittelbare Einfluſs bösartiger Geister, wenn sie gleich existiren mögen, in unsrer Menschenerfahrung während der verflossenen christlichen Jahrhunderte durch nichts entscheidend nachweisen läſst, so würde es ja wohl das Bessere seyn, bei dem, was auch das Ritual sogleich sagt, tröstvoll stehen zu bleiben: der Sohn Gottes habe dadurch seine Erscheinung unter den Menschen verherrlicht, dafs er nach 1 Joh. 3, 8. die Werke des Teufels zernichtete. Worin diese bestehen, wird im Ritual selbst sehr richtig und biblisch erklärt.

Bei der eigentlichen Taufhandlung hält sich S. 19. der Priester genau an die Worte Matth. 28, 19, ohne den Ausdruck: Gott (nach Athanasius und den Concilien dreimal) einzurücken. Doch sollte nicht sowohl im Namen, als auf den Namen (εἰς τὸ ὄνομα) getauft werden. Der Christ wird in Beziehung auf diese drei höchst bedeutsame »Prädikate«: Gott als Vater gegen Kinder, Jesus als dieses Gottes Sohn und des geistig messianischen Gottesreichs Regenten, drittens aber (im Neutrum) die heiligende Geisteskraft im göttlichen und menschlichen

Wesen mit andächtiger Anwendung auf Geist und Herz zu denken) — in die Gemeinschaft des Christus und der Christen aufgenommen. — —

Schon bei S. 9 und 22, auf gleiche Weise aber fast bei allen, reichlich folgenden Liedern und Psalm-Nachahmungen, mufs Rec. ganz vorzüglich das Würdige im Inhalt und in der Sprache dieser Andachterweckungen rühmen, ungeachtet er dabei nicht ohne Erröthen an viele in unsern Gesangbüchern theils wiederholte, theils unglücklich abgeänderte Lieder zu denken nicht vermeiden kann. Ein wahrer Reichthum solcher — in der Sprache nie anstöfsiger, vielmehr dem guten Geschmack gemäfser, wahr und leicht verständlicher, nicht mit Bildern überladener, aber das Gemüth ansprechender — Gesänge ist durch das ganze Buch zerstreut und bei jeder sacramentlichen Handlung oder sonstigen andächtigen Ceremonie wahrhaft erbaulich gemacht. Streiten wir hier nicht über das Wort »Sacrament.« Denn der Begriff, auf welchen diese Formularien hinleiten, ist meistentheils der reinere, dafs nämlich eine Andacht erweckende, den heiligen Gott vergegenwärtigende Handlung Rührung, Empfindung und gottgetreue Entschlüsse hervorbringe, ohne dafs mit der blofsen Handlung (dem *opus operatum)* eine gleichsam gewaltsame, bei denkend-wollenden Geistern pneumatisch unmögliche, Einwirkung herbeigezogen werde, welche Gott in einen Aufnöthiger des Guten verwandeln und die Frage, warum es Andern nicht eben so hinreichend eingeflöfst werde, veranlassen würde.

Schon durch die Gesänge, Litaneien, Psalmen und Beispiele von homiletischen Anreden wird dieses Ritual auch für den Privatgebrauch zu einem wahren Erbauungsbuch. Ueberdies können die Christglaubigen, auch so lange ein solches Ritual noch nicht zum öffentlichen Gebrauch durch die bischöfliche, dazu berechtigte und verpflichtete, Synoden eingeführt seyn wird, doch wenigstens in ihrer häuslichen Andacht tiefer und richtiger erkennen lernen, was jede der öffentlichen Ceremonien, auch wenn sie nicht erklärt und vielleicht noch nur lateinisch zu hören oder wie eine blofse Repräsentation anzuschauen ist, nach dem ursprünglichen heiligen Kirchenzweck zu bedeuten habe.

Ich erlaube mir nun noch zerstreute Bemerkungen.

Nachahmungswürdig ist, dafs das Vater Unser nicht allzuoft, dafs es aber S. 37. zugleich mit einer sehr passenden Anwendung auf den Täufling eingeflochten wird. Vergl. noch vollständiger S. 223 — 227. die anwendenden Auslegungen in den schönen

„Worten des geistigen Lebens für Kranke und Sterbende.“ S. 38. wird über den Unmündigen gesagt: »Du 'bist' wiedergeboren durch unsern Herrn Jesus Christus.« Nikodemus Joh. 3. und jeder Herangewachsene war freilich, wenn er sich aus heiligender Gesinnungsänderung taufen liefs, wegen des schon gefafsten Entschlusses unmittelbar, als aus dem Wasser kommend, auch aus dem heiligen Geiste wiedergeboren oder ein geistig neugeschaffner Mensch; aber bei dem Kinde müfste doch: das »Wiedergeboren bist« Du! in ein »Wiedergeboren 'wirst'« Du! verändert werden.

In den Kirchengesängen des ganzen Deutschlands stört eine kleine, ungeschickte, aber gar zu oft wiederkehrende Formel, dafs wir nämlich den Imperativ durch das Wörtchen: lafs! mit einem Infinitiv zu verbinden pflegen und die Infinitive gar zu häufig für den Reim als ein Bedürfnifs gesucht werden. Die Gesänge des Rituals vermeiden dies oft glücklich. Doch fielen mir einige Stellen auf, wo es sehr oft wiederschallt, wie S. 285. 286. Wer auch nur einmal mit Ueberlegung S. 66. nachsingen soll: „Gott! lafs dein frommes Kind mich seyn,“ der wird wohl im Augenblick still halten und sich selber sagen: Gott läfst mich dieses gewifs seyn, wenn nur ich es seyn will. Ebenso S. 67: Gott lafs sie dem Gelübde — getreu seyn bis in's Grab. Wie können wir Christen ernstlich bitten wollen, dafs Gott uns das erst seyn »lasse,« was wir nach seinem ewigen Willen seyn sollen? Ich weifs recht wohl, dafs nur der Reim diese ungeschickte Wendung hervorbringt und dafs sie in den Kirchenliedern unsrer Gemeinden viel häufiger ist, als in diesem, Sinn und Geschmack vereinigenden Erbauungsbuch; aber das Unpassende mufs angemerkt werden, bis der Bessere sowohl, als der Nachlässigere es ganz überwindet und Jener dadurch sich selbst immer gleich bleibt.

In den Litaneien z. B., S. 102. 403, wird nach: „Gott Vater im Himmel“ „Gott Sohn, Erlöser der Welt“ angerufen. Die Bibel sagt dies niemals, sondern Sohn Gottes (wie S. 209.), besonders wo von der Erlösung die Rede ist. Eine heilige Dreieinigkeit bleibt dennoch zwischen Gott als Vater, dem Sohne dieses Gottes, und dem heiligen Pneuma, wenn gleich auch das letzte Wort als ein Neutrum ursprünglich nicht, wie das lateinische Wort *spiritus*, an eine Person zu denken veranlafste. Diese Drei sind Eines, wenn gleich nicht Einer; was sie auch nach dem *Symbolum apostolicum* kirchlich nicht seyn sollen.

Die Ausspendung des Altar-Sacraments wird mit grofser

Sorgfalt für die verschiedenen Festtage erbaulich gemacht, ohne die Erbauung auf das Wunderbare zu gründen. Wie rührend wahr ist S. 210. die Strophe:

Als der Herr mit seinen Jüngern
Bei dem Abendmahle sass,
Und nach Vorschrift des Gesetzes
Von dem Osterlamme ass;
Macht Er eine Liebesstiftung.
Da das Mahl geendigt war,
Gab Er sich, vor seinem Leiden,
Ihnen selbst zur Speise dar.

Wo das Lamm Gottes genannt wird, folgt gewöhnlich die richtige Uebersetzung des Johanneischen αἴρει = das wahre Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt „hinwegnimmt." Nur S. 153. steht: Du, den hier die Gestalten des Brodes verbergen, bist der eingeborne Sohn des ewigen Vaters. Darum beten wir dich an. Die deutsche Sprache erlaubt einen sehr schicklichen Ausdruck: Du, dessen leibliches Daseyn auf Erden uns diese geweiheten Brode immer neu vergegenwärtigen.

S. 155. wird gezeigt, wie besonders die erste Communion der Kinder erwecklich zu machen sey. Während der priesterlich sich absondernden Messhandlung am Altar singen die Kinder (und auch sonst die Gemeinde, s. S. 482.) erbauliche Lieder, deren Sinn das Herz erhebt. Ueberhaupt ist nachahmungswerth, dass die nämliche Haupthandlung nach verschiedenen Beziehungen auf das Leben lieber manchfaltig anwendbar, als monotonisch gemacht worden ist. Nachgiebigkeit ist es S. 187, dass bei den drei Sterbsacramenten und der Salbung mehrerer Glieder nach einander immer der Ausdruck gebraucht wird: „Durch diese heilige Salbung vergebe Dir der Herr, was Du (zum Beispiel mit dem Geruche) gesündigt hast. Der Sinn ist unstreitig: diese heilige Salbung will Dich versichern, dass . . .

Nur in der dritten Litanei S. 217. fällt auf, dass der heilige Michael, Gabriel und sogar der ganz apokryphische Raphael mit einem oft wiederholten „Bittet für uns" namentlich aufgefordert werden. Vgl. auch S. 465. —

Auch die Ehe wird als ein heiliges Sacrament, nämlich als Gegenstand religiöser Verpflichtungen angelegentlich behandelt, aber in jenen Agenden-Fehler, dass eine fast unbedingte Unauflöslichkeit der Ehe sogleich bei der Trauung angekündigt und beschworen werden sollte, verfällt dieses Ritual nicht, ungeachtet es weit eher, als die protestantischen Agenden, zu einem solchen

Mangel an Zartgefühl hätte veranlafst seyn können. Ist es denn aber nicht der gröfste Verstofs gegen alle Delikatesse und moralische Empfindung, wenn man einem Paar, das jetzt mit Liebe, wenigstens mit Zutrauen, in einen wechselseitigen Vertrag tritt, sogleich darauf hindeutet, dafs es auch wortbrüchig werden könnte, aber nicht sollte, und dafs es entweder gar nicht oder nur bei gewissenlosen und ehrwidrigen Verhältnissen an eine Scheidung denken dürfte. Desto rührender ermahnt S. 280. die beiden, dafs sie jetzt in der gottgetreuen Gesinnung sich vereinigen sollen, „einander nie zu verlassen, wenn sie auch von der ganzen übrigen Welt verlassen würden, und treu gegen einander zu verharren, bis beide trenne der Tod."

Zu dem, was in diesem Ritual ungewöhnlich ist, gehören zwei Punkte: S. 244. der Satz, dafs jede Ehe entweder von dem eigenen Pfarrer der Brautleute oder nur mit dessen oder des Bischofs schriftlicher Bewilligung von einem andern Priester in Gegenwart zweier Zeugen eingesegnet und geschlossen werden dürfe, weil ohne dieses nach Verordnung des allgemeinen Kirchenraths von Trient jede Ehe nichtig und kraftlos wäre. Dies ist auffallend. Denn sonst vermeidet dieses Ritual immer den Vorwurf, dafs eine Kirche, weil sie nur moralisch-religiös zu wirken hat, ihre Macht nie auf Nichtigkeitserklärungen, die das bürgerliche Leben angehen, ausdehnen sollte. Nahe an diese Anmafsung, sich über die Grenze der Kirche in das Gebiet einer andern Kirche und in die Verfassung der Staaten auszudehnen, grenzt S. 245. der Satz: Obwohl Ehen zwischen katholischen und nichtkatholischen Christen nicht ungültig sind, so sind sie doch wegen der möglichen nachtheiligen Folgen in Absicht auf Religionsübung oder auf dauerhafte Liebe und Einigkeit oder auch auf die Erziehung der Kinder sorgfältig zu mifsrathen und zu vermeiden. Ein Ueberrest aus der Meinung vom alleinseligmachenden Glauben als Glaubensinhalt. Wir denken aufserdem, wenn von einem natürlichen Recht Nachtheile im Gebrauch als möglich vorauszusehen sind, so ist es nur Pflicht des Seelsorgers, vor den möglichen Ausartungen zu warnen, nicht aber den Gebrauch des natürlichen und moralischen Rechts durch Abrathen zu erschweren. Beiläufig bemerke ich bei S. 249, weil der Unterschied bei andern Schriften dieser Art viel weniger beobachtet wird, dafs immer sollen und müssen genau unterschieden werden sollte, z. B. die Eltern sollen (nicht: sie müssen) das Seelenheil der Kinder befördern.

Die bekannte Formel, dafs der Bräutigam seiner Gattin die Achtung zu erweisen habe, die ihr als dem schwächeren Theile gebühre, ist als ein Verstofs gegen das Zartgefühl gewifs S. 258. nur übersehen worden, ebenso S. 259. das Wort vom Eheherrn. Was S. 261. nur einmal vorkommt: Es ist billig, dafs wir dich, o Gott, dankbar preisen, das ist bekanntlich in neuere Agenden mehrfältig übergegangen. Wer, wenn er beim Beten auch denkt, kann dies nachsprechen: Es ist billig, o Gott, dafs wir dir danken?

Bei S. 273. werden wir auf einen Gebrauch aufmerksam, der in andern Stellen das Priesterliche auf eine nicht unanstöfsige Weise allzuweit auszudehnen scheint. Dafs der Priester nach der Taufe die Stola, S. 27, als Amtskleid über den Täufling ausbreitet, ist zuzugeben, weil es den Sinn hat: der Täufling werde unter den Kirchenschutz aufgenommen. In ähnlichem Sinn mag nach S. 273. der Priester die Stola um die Hände der gelobenden Brautleute wickeln, als Bevollmächtigter der Kirche. Aber allzupriesterlich scheint es uns, wenn nach S. 351. 355. 358. und 361. der Wöchnerin bei der sogenannten Aussegnung jenes Amtskleid mehrmals zum Küssen dargereicht werden soll.

Die Liturgien bei Begräbnissen sind von S. 300. an wahrhaft rührend und zum Guten erweckend. Wie schön ist die Antiphone aus Buch der Weish. 5, 15: »Selig sind, die in dem Herrn schlafen. Sie werden ewig leben. Der Herr ist ihr Lohn und der Höchste sorget für sie!« Gerade deswegen wünschte ich S. 316. die Stelle geändert vom ewigen Herrschen mit Jesus. Möchte doch alles *Herrschen* auf der Erde sich in ein edles, kluges Regieren verwandeln. Im nicht mehr orientalischen Religionswörterbuch sollte der Ausdruck herrschen ganz fehlen. Auch sollte kein Geistlicher nach S. 326. das Unglaubliche und Unbiblische aussprechen: Dies ist der Staub, der künftig aufersteht.

S. 378. zeichne ich die Zeilen:

Singt mit den Engeln: Heilig,
Bist du Gott Sabaoth!

nur deswegen aus, weil sonst das Ritual alle dergleichen orientalische Klangworte richtig vermeidet, die dem Volke nur wie Zauberton schallen.

S. 425. bemerken wir eine Stelle von der Verwandlung; doch vermeidet der Dichter auch hier, wie überall, alle dogma-

tische Metaphysik. Er legt Jesu, mehr auf sentimentale Weise, die Worte in den Mund:

Dies ist mein Leib, den will ich schenken;
Nehmt ihn zu meinem Angedenken!
So oft ihr, Freunde, dieses thut,
So oft ihr dies Geheimnifs handelt,
Wird Brod und Wein, wie jetzt, verwandelt
In eures Meisters Fleisch und Blut.

Poetisch ausgesprochen erklären die ersteren Zeilen das, was nachfolgt, und die Andeutung, dafs die Verwandlung zu denken sey, wie damals, wo Jesus mit Leib und Blut gegenwärtig am Tische war, kann jede Uebertreibung verhüten. S. 426. folgt noch eine ähnliche Darstellung:

Er läfst bis an den Schlufs der Zeiten
Bei uns sich einen Sitz bereiten,
Uns seine Leitung darzuthun;
Der Gottheit Schimmer einzuhalten,
Verhüllt er sich in Brodsgestalten -
Und will in unsern Herzen ruh'n.

Das Deutliche beruht auf der dritten und sechsten Zeile. Was aber wird mehr wirken, das Deutliche dieser, oder das Mystische der übrigen Zeilen?

Ausnehmend lieblich hat mich das Lied S. 357 und 358, für eine einfache Glockenweihe bestimmt, angesprochen. So kann, was mechanischer Schlendrian widrig machen müfste, für das Geistige erhebend werden.

Bei der feierlichen Investitur eines Pfarrers ist fast alles berührt, was auf den Geistlichen und die Gemeinde Eindruck machen kann. Wie wahr und gedrängt ist dort, wo vom Beichtstuhl als dem geistlichen Richterstuhl zu sprechen war, alles ausgesprochen durch die Hinweisungen auf Jesu Leben: ‚Hier seyen Sie Ihren Pfarrkindern ganz das, was Jesus am Brunnen Jakobs der Samariterin, im Hause Simons der weinenden Maria, im Tempel der verurtheilten Ehebrecherin und am Kreuze dem in sich gehenden Schächer war.‘ Auch eine Eidesleistung wird S. 478. gefordert, aber so wie sie in die Kirche gehört, ohne Beimischung weltlicher Beziehungen und Beschwörungen der äufserlichen Staatsunterthänigkeit. Dafs auch der Geistliche Mensch, Bürger und Unterthan sey, ist vorauszusetzen und anderswo zu berücksichtigen. Passend hingegen ist hier das Gelöbnifs, dafs er auch für die Erhaltung aller Kirchengüter in seiner Pfarre, so viel an ihm liege, mit wachsamer Treue Sorge zu tragen habe. Wer den Zweck wollen soll, darf man diesem eine Beschränkung setzen, dafs er nicht auch die

ihm zunächst bekannten Mittel rette? Wenn sich die obern kirchlichen Behörden dieses allein zuschreiben, so ist es, wie wenn eine Pyramidenspitze ohne ihre breite Unterlage doch fest stehen wollte.

Für die Profefs-Ablegung eines Mitglieds bei einer (klösterlichen) weiblichen Lehranstalt wird ausdrücklich bemerkt S. 482, dafs sie sich mit der übrigen besonderen Gemeinde durch das Gelübde der Armuth, Enthaltsamkeit und des Gehorsams in der Absicht verbinde, damit sie mit ungestörtem und reinem Eifer alle ihre Kräfte dem Beruf widmen könne, die Jugend auf eine solche Weise zu bilden, die den Vorschriften des göttlichen Jugendfreundes, Jesus Christus, angemessen sey. S. 484. aber wird eben so bestimmt ausgesprochen, dafs die in das Institut Eingetretene ihre Entschliefsung nach der durch die Gesetze ihr zukommenden Befugnifs zurücknehmen könne. Bei dieser vorläufigen Zusicherung würde der Schleier nie Thränen bedecken, und die Blumenkrone nie eine Dornenkrone werden. Nur das unwiderbringlich Hingegebene mufs dem freiwollenden Menschen (nach der klösterlichen Einkleidung und nach dem priesterlichen Schwur gegen die Priesterehe) in manchen Stunden des Nachdenkens sich desto unerträglicher machen. Wenn man weifs, dafs man dürfte und könnte, versagt man sich, was man aufzuopfern Gründe hat. Aber zum Voraus auf die ganze Lebenszeit sich für gebunden erkennen müssen, mag oft zur Verzweiflung und Gemüthsempörung treiben.

Zum Beschlufs folgen gute Anweisungen für die Vorbereitung zu Ablegung eines Eides. Alles nicht aus herkömmlicher Aberglaubigkeit, desto sicherer aber aus der Natur der Sache geschöpft. Auch in den angehängten Kirchengebeten für verschiedene Veranlassungen, z. B. für den Landesfürsten und die Seinigen bei verschiedenen Lebensereignissen, ist Würde und Wahrhaftigkeit vorherrschend, rein von kriechenden Schmeicheleien.

Wir bemerken noch, dafs bei mehreren dieser Kirchen-Ceremonien die besseren Schriften nachgewiesen sind, durch welche ihr symbolischer Sinn zu erkennen ist, wie S. VI. vom Bischof Gall zu Linz und S. 518. von Sailer und Stapf wegen der Priesterweihe. Dies erinnert mich an eine geistreiche und empfindungsvolle Rede zur Feier der christlichen Primitien eines

Priesters, abgedruckt in den theologischen Abhandlungen von Dr. von Reichlin-Meldegg, Leipzig 1809.

Da der Charakter dieser ganzen Schrift den Wunsch erfüllt, dafs die Religiosität immer mehr mit allen Lebensereignissen, ohne Frömmelei, verbunden, das Feierliche herzlich, aber nicht pomphaft gemacht, und das an-sich Gute immer auch als das wahrhaft Nützliche gezeigt werde, vornämlich aber, wo gemeinschaftliche Erbauung verschiedentlich gebildeter Gemüther beabsichtigt wird, aller Lehrzwang und jede metaphysische Subtilität verbannt bleibe, so schliefse ich diese deswegen so ausführliche Anzeige mit einer hoffnungsvollen Stelle aus S. 411:

Das Saamkorn ward in Deinem Namen
Voll Hoffnung in das Feld gestreut;
O gieb, Allgütiger, dem Saamen
Den Segen jetzt zur Fruchtbarkeit.
Zur Aussaat gabst auch Du allein [gab des Lichtes Schein]
Uns Zeit und Kraft und das Gedeihn.

Ein ähnlich wirksames Werk, welches der Begleiter des angezeigten immer zu werden verdient, unter dem Titel:

Die Kraft des Christenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels. Ein homiletisches Handbuch für den Kirchen- und Hausgebrauch während der vierzigtägigen Fastenzeit von J. H. v. Wessenberg. Constanz, bei C Glükher, 1838. 320 *S.*

wird für religiöse, mit den Bibeltexten verbundene Belehrung ebenso, wie das obige, für die Erbauung trefflich wirken können. Nichts berichtigt besser irgend ein später entstandenes Vorurtheil, als die wahre Benutzung richtig verstandener Bibelgeschichten. Zu Luk. 11, 27. 28. und Matth. 12, 48. wird S. 48. die wahrhaft praktische Bemerkung gemacht: „Nicht sowohl deswegen, weil Maria die Mutter des Herrn war, steht sie am höchsten unter den Weibern, als weil sie wegen dem reinen Glanz ihrer Tugend, wegen dem Einklang ihres Willens mit dem Willen Gottes (Luk. 1, 38.) würdig befunden ward, die Mutter des Herrn zu seyn. Nach Jesu Lehre soll daher unsre Verehrung seiner Mutter darin bestehen, dafs wir gleich ihr den Willen des himmlischen Vaters thun.“ — Am Schlufs findet sich das Verzeichnifs einer ganzen Reihe ähnlicher Mittheilungen des Verfs. für Geist und Gemüth.

Heidelb. 12. Sept. 1833.

Dr. *Paulus.*

Bulla reformationis Pauli, papae, tertii ad historiam concilii tridentini pertinens, concepta non vulgata. Ex codice mscr. neapolitano descriptam nunc primum edidit adnotationibusque illustravit Dr. H. N. Clausen, theol. in univ. Havn. P. P. O. Hauniae 1830, *bei Schultz.* 58 *S* 4.

Der vielseitig gelehrte Verf. giebt gleich anfangs einen Ueberblick der allmählig sehr vermehrten Vorarbeiten und Mittel zu einer beurtheilenden Geschichte des immer noch so viel geltenden Conciliums von Trident. „Concilium hoc celeberrimos scriptores nactum est Paulum Sarpium, Venetum, magnum ingenii, artis et animi libertatis exemplum, et Pallavicinum Cardinalem, fidelem curiae Romanae ministrum, cujus historia ex copia documentorum, quorum usus liberior ipsi concessus est, pretium singulare habet. Accedit ex numero Protestantium C. A. Salig, diligenti ac solerti fontium historicorum usu bene meritus. Symbolas deinde multi attulerunt, quorum opera recensuit crisi adjuncta Salig in lib. XV. cap. Xto (inscripto „historia literaria et polemica Synodi Trident.“) Supplementa et continuationem addidit Jac. Siegm. Baumgarten. Prodiit deinde »Monumentorum ad historiam Concilii Trident. potissimum illustrandam pertinentium amplissima collectio auct. Jodoco Le Plat, Lovani, 1781 — 1787,“ quae ex voluminibus septem in 4to composita monumenta circiter mille et centum continet; denique „Anecdota quaedam ad historiam Concil. Trident. pertinentia,“ edidit s. v. G. J. Planck (24 fascic. Gött. 1791 — 1815.), collectio autem declarationum s. congregat. Cardinalium Conc. Trident. Rom. 1821. (8 Voll. in 4to) debetur operae et studio J. F. Zamboni.«

Hr. Dr. Clausen hatte 1820. auf der kön. Bibliothek zu Neapel die Erlaubnifs, den Codex 459: „Varia ad concilium Tridentinum pertinentia“ zu benutzen und daraus diesen Plan von Reformationen, welche aber blos Nebendinge betroffen und auch diese nur sehr ungenügend verbessert haben würden, zu kopiren. Allerdings zeigen, wie auch der Verf. bemerkt, dergleichen die Zeit schildernde Acten, dafs eine durchgreifendere Kirchenverbesserung unentbehrlich war. Wie wenig nämlich würde gewonnen worden seyn, wenn auch wirklich diese und mehrere Tridentinische, äufserliche Abstellungen von Mifsbräuchen wahrhaft zur Vollziehung gekommen wären!

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 9. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. *Clausen, Bulla reform. Pauli* III.

(Beschlufs.)

Luthers Opposition begann bekanntlich von den ungeheuren Mifsbräuchen des Ablasses, also von einem unmittelbar sittenverderblichen, aber, leider, sehr einträglichen, Uebelstand. Gerade dadurch verdient sein Eifer eine unablässige Dankbarkeit, weil er nur durch die lebendigste Empfindung gegen das Unsittliche zu seinen ernsten Forderungen, dafs die päbstliche Autorität selbst die nöthige Besserung hervorbringen sollte, aufgeregt worden war. Diese Mifsbräuche veranlafsten ihn erst, weil sie durch scholastische Dialektik vertheidigt wurden, auch die Dogmen strenger zu prüfen, auf denen sie beruhen sollten. Endlich aber mufste er an der Autorität des Kirchenoberhaupts selbst zweifeln und verzweifeln, weil er von Demselben die der Sittlichkeit unentbehrliche Verbesserungen zu erlangen umsonst versucht hatte. Eben diesen Gang müfste die wahre Kirchenreformation auch jetzt noch nehmen, wenn die Geistlichkeit von einem gleichen Eifer gegen das Unsittliche (z. B. des Eheverbots für die Priester) und gegen alles der Religiosität des Volks Verderbliche ganz durchdrungen und dadurch über alle Nebenrücksichten erhoben wäre.

Auch die Protestanten haben nichts nöthiger, als immer an jenen wahren, sittlichen Ursprung ihrer Reformation zu denken. Nicht auf gelehrte Dogmenbestimmungen kam es an. Das in unsrer Augsburger Confession Unentbehrlich-bleibende und Unabänderlich-symbolische (oder Kirchlich-unterscheidende) besteht in den Artikeln gegen die Mifsbräuche. Um diesen die Wurzel abzuschneiden, mufsten auch Lehrsätze verbessert werden. War aber gleich die Antithesis nöthig und richtig, so war es doch bei manchem Lehrpunkt noch allzuschwer, ihn sogleich als Thesis vollständig zu berichtigen und in's Reine zu bringen. Deswegen besteht unsre Kirche auf jenen Dogmen nur, in sofern sie im Gegensatz gegen die Mifsbräuche wahrhaft verbessert wurden, wenn sie gleich in andern Rücksichten nach Schrift und Vernunft noch mehrere Berichtigungen

nöthig hatten, für welche nicht alles mit einem Mal vollbracht werden konnte.

Gerade der Artikel vom Ablafs ist in diesem Reformationsprojekt gegen das Ende hin kaum (unter No. 60.) berührt. Was würde dadurch gewonnen worden seyn, dafs die kirchlichen Oberbehörden zwischen einer ganzen Reihe von andern Unziemlichkeiten auch aufgefordert waren, *quaestuandi exercitium ac abusum facultatum suarum* zu verbieten! Fast alles Uebrige betrifft noch vielmehr blofse Aeufserlichkeiten.

Der freimüthig gelehrte Herausgeber verdient nicht nur wegen Bekanntmachung dieses von 1546. datirten Reformationsprojekts, sondern vornämlich auch wegen der vielen, historisch genau untersuchenden und treffenden Bemerkungen den besten Dank derer, die, sich gründlich in diese grofsentheils noch fortdauernde Uebel hineinzustudieren, Ursache haben. Das ganze Projekt hatte die Absicht, nicht einmal dem Concilium, dessen Beisitzer doch manches Schädliche mehr aus der Nähe kennen konnten, die Reformen zu überlassen, vielmehr dieses Praktische an die Curie nach Rom zu ziehen; dort aber, wie S. 28. ausspricht, »ultra verba res nunquam progressa est;« denn nach S. 24: „mira semper fuit Romanorum (Romanensium) in severitate canonum illudenda dexteritas.«

Wie man dort über Nothwendigkeit gelehrter Studien zur Erwerbung der Kirchenwürden dachte, zeigt das Projekt bei No. 20. fast gar zu deutlich. Es sagt nämlich, das Gesetz über die Würden bei Kathedralkirchen: ut juxta ea literarum studiis vacare et postea *graduati* ad illos assumi *valeant* (nur valeant?) soll wenigstens nicht aufgehoben seyn! Darin ging doch das Concilium Sessione 24. de reform. c. 10. 12. mehr zum Bessern über: dafs „dignitates omnes et saltem dimidia pars canonicatuum in cathedralibus ecclesiis et collegiatis insignibus conferantur tantum magistris vel doctoribus, aut etiam licentiatis in theologia vel jure canonico.« Nicht nur aber steht dennoch der bedenkliche Zusatz dabei: „in provinciis, ubi id *commode* fieri potest;« sondern das Concilium hat auch, bei all seiner Weisheit, kein Mittel vorgeschrieben, zu verhindern, damit man nicht, ohne gelehrt zu seyn, *magister* und *doctor* werden könnte.

Zum Lächeln ist es, wie hie und da Bibelstellen benutzt werden. Pfründen aus verschiedenen Diöcesen oder auch von

Weltgeistlichen und Mönchen sollen nicht vereinigt werden, quum (nach Mose) *non sit arandum in bove et asino.* Auch sollen Mönche (religiosi) nicht Pfründen der Weltgeistlichen erhalten, *ne vestem lino lanaque contextam induant.* Unerschöpflich ist doch die scholastische Kunst, Alles aus Allem zu machen.

Dr. *Paulus.*

Mémoires originaux sur le regne et la cour de Frédéric I. *roi de Prusse, ecrits par Christophe de Dohna, ministre d'état et lieutenant-général. Berlin* 1833. 342 *S.* 8.

Diese Denkwürdigkeiten bilden ein merkwürdiges Gegenstück zu den im vorigen Monatsstück angezeigten Denkwürdigkeiten der Avrillon, sowohl in Rücksicht der bei ganz verschiedenem Charakter der Zeiten vollkommnen Gleichheit der höhern Menschenclassen, als in Rücksicht der ähnlichen Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse. Sollten wir dies Verhältnifs näher bestimmen, so würden wir sagen, in dem einen Fall weiht uns das kaiserliche Kammermädchen in die Ansicht der Hofdienerschaft, in dem andern der gnädige Herr in die Ansicht der Cavaliere und Damen des Hofs ein. Die Beurtheilung von Leben, Staat, Regierung in beiden Büchern würde sich also etwa so zu einander verhalten, wie ein Kammermädchen zu einem Hofmarschall. Wir müssen jedoch bemerken, dafs das eigentliche Ceremonienwesen, welches bekanntlich bei Friedrich dem Ersten zu Hause war, Dohna's Sache nicht gewesen zu seyn scheint. Er erklärt wenigstens, dafs er, als Kolbe oder der Graf von Wartenberg, wie er hernach hiefs, gestürzt war, die angebotene Stelle eines Oberhofmarschalls ausschlug. Als Grund führt er an p. 304: »Je lui dis, que j'étois trop mal adroit, trop inappliqué et trop paresseux pour m'acquitter de cette charge à sa satisfaction, et pour le seconder dans ce gout qui faisoit l'admiration de tous les étrangers qui venoient à Berlin.« Sollten wir den Inhalt des Buchs kurz angeben, wir würden sagen, ein rechtlicher Cavalier, dem es auch nicht einmal einfällt, daran zu zweifeln, dafs die Menschen und die Welt nur für die gnädigen Herrn erschaffen seyen, der dabei aber vernünftiger und einfacher und aufrichtiger ist, als hunderte seines Gleichen, zeigt hier seinem edlen Geschlecht, was man thun und was man unterlassen müsse, wenn man durch Glück am Hofe die Familie aufrecht erhalten wolle. Wer die

Regierung Friedrichs des Ersten, einen von Kolbe und Wittgenstein sogar, und die Ueppigkeit und Schwelgerei dieser Blutsauger eines armen, gedrückten Landes nicht aus andern Nachrichten kennte, der würde es aus diesen Denkwürdigkeiten vergeblich kennen zu lernen suchen. Der Graf von Dohna übt hier schriftlich die Kunst, die er im Leben mündlich geübt hat, er ist unterhaltend und mitunter scherzend, er schlüpft aber über alles Wesentliche weg und ist sogar so vorsichtig, uns von seinen Gesandtschaften nur das Triviale zu berichten, und von seinem Regenten auch nicht eine Schwäche an's Licht zu bringen. Hie und da findet man ganz leise Andeutungen, welche aber sogleich wieder verschwinden. Friedrich erscheint überall als Halbgott; nicht einmal als gekränkter Hofmann läfst der Verf. einen Laut der Klage hören. Da kann man denn freilich lernen, wie man der häfslichen Sucht, immer die schwarze Seite der Dinge zu sehen, entgehen kann und die Weisheit sich eigen machen, dafs Regierung, Leben und Welt überall vortrefflich sind, wo es uns und den Unsrigen gut geht. Wenn man indessen weifs, welche Summen Friedrichs Lieblinge verschwendeten, welches Vermögen sie zusammenbrachten und wie sie mit ihren Untergebenen und mit dem Volke umgingen, so wird man ganz gewifs einen gnädigen Herrn, wie dieser Dohna ist, einem Wittgenstein und seines Gleichen unendlich vorziehen. Was waren das für Zeiten!! Wem fällt, wenn er an Wittgenstein denkt, nicht das deutsche Reich ein, wo das ganze Reichsgrafencollegium, als ein Reichsgraf in Brandenburg durch seine Verbrechen ganz Deutschland empörte, stille schwieg, als aber Brandenburg den Verbrecher bestraft hatte, sich über Verletzung seiner Vorrechte beschweren wollte? Was Dohna und seine Zeit angeht, so wollen wir Einiges aus dem Buche ausheben, theils um den Charakter jener Zeiten unsern Lesern in's Gedächtnifs zu rufen, theils um anzudeuten, wie die Menschenclasse, zu der der wackere Dohna gehört, die Dinge ansieht, und zugleich, wie man es macht, wenn man recht vorsichtig und loyal schreibt.

Der Graf von Dohna, dessen Denkwürdigkeiten wir anzeigen, gehörte zu einer Familie, die in Holland, in Preufsen, in der Schweiz, und sogar in Frankreich zu Hause war; er sollte die Familiengüter in Preufsen erhalten, also auch brandenburgische Dienste suchen. Das Forthommen am Hofe konnte ihm nicht fehlen, weil man damals als Halbfranzose in Deutschland am besten sein Glück machte. Selbst der grofse Churfürst, unter

dessen Regierung er seine Laufbahn begann, hatte in dieser Rücksicht Schwächen, wie die Errichtung der grauen Musketiere aus französischen Adlichen aller Provinzen Frankreichs mit Offiziersrang und zu Offizieren bestimmt, hinreichend beweiset. Er ist noch kaum zwanzig Jahr, und steht schon an der Spitze des adlichen Corps, und schon als ganz jungen Offizier finden wir ihn unter dem grofsen Churfürsten in Streitigkeit mit dem General Schöning, dessen schmutzige Gesinnung und Handlungsweise er nach seiner Art witzig andeutet. In der Folge sieht man, dafs er nicht blos mit diesem Befehlshaber des Heeres, in dem er dient, sondern auch nach einander mit den beiden allmächtigen Ministern, die nach einander Friedrich den Ersten und sein Land regieren, in offner Fehde bleibt, weil er Niemand über sich dulden kann als den Herrn. Als der grofse Churfürst starb, war unter Friedrich III. Dankelmann und seine Familie allmächtig, dieser ist den Dohna's und andern gnädigen Herrn, die den Churfürsten schmeicheln und ihn in seiner Verschwendung bestärken, nicht gewogen, der junge, galante Offizier weifs aber die Churfürstin zu gewinnen, und diese verschafft ihm eine Kammerherrn-Stelle. Welche ausdauernde Demuth, und wir möchten fast sagen hündische Dienstfertigkeit der sonst so stolze gnädige Herr hier dem jungen Herrn beweiset, um die Gunst des Regenten zu gewinnen, wie dringend er seinen Nachkommen anempfiehlt, seinem Beispiel zu folgen, das mögen unsere Leser von ihm selbst erfahren; wir bemerken nur, dafs er seinen Zweck erreichte, und dem verhafsten Schöning einen Streich spielen konnte. Wir wollen der Anekdote erwähnen, weil sie bezeichnet, wie wenig damals derselbe Regent, der das Volk als sein unbedingtes Eigenthum ansah, über die gnädigen Herrn vermochte. Bekanntlich war der ehemalige französische Marschall Schomberg in brandenburgischen Diensten, bis ihn Friedrich an König Wilhelm überliefs, als dieser nach England übergegangen war und Krieg in Irland zu führen hatte. Zwischen Schöning und Schomberg bestand eine Todtfeindschaft und jeder hatte seinen Anhang; Friedrich wufste das und hatte seinen Spafs daran. Schöning verbot seinem Neffen, der ein Garde-Regiment commandirte, dem Marschall, wenn er vor dem Regiment vorbeigehe, militärische Ehren zu erzeigen, Schomberg dagegen befahl Dohna, der die grauen Musketiers commandirte, wenn Schöning an der Spitze seines Regiments vorbeiziehe, seinen Leuten zu befehlen, die dem General gebührenden Ehren ebenfalls nicht zu leisten, so sehr dieser auch tobte. Der Ober-

befehlshaber beschwert sich vergeblich beim Churfürsten, bis Schomberg nach England gegangen und Schöning an den Rhein bestimmt ist, dann wird eine geflickte Aussöhnung zu Stande gebracht, weil der Churfürst dazu räth. Hier giebt der Graf, als Resultat der Philosophie seines im Hofwesen sehr erfahrnen Herrn und als seine eigne Meinung seinen Kindern folgenden Satz, S. 76. „Diese Aussöhnung betrachtete mein Herr selbst nur als eine Nachgiebigkeit gegen seinen Willen, er wufste wohl, dafs wenn die Sache unter Hofleuten bis auf einen gewissen Punkt gekommen ist," — für das Folgende wollen wir seine bemerkenswerthen Worte anführen: „toute cordialité cesse et ne se rétablit que fort imparfaitement, *à moins que des intérêts de la dernière conséquence ne s'en mêlent.*" Schöning benutzt den Augenblick, wo er mit Dohna ausgesöhnt ist, sogleich zu seinem Vortheil. Dohna mufs die Churfürstin bewegen, dem General einige Aufmerksamkeit zu schenken, und dieser weifs sich ihr so freundlich zu nähern, dafs gleich hernach Grumbkow und selbst Dohna, der auf kurze Zeit auf seine Güter gereiset war, die Sache bedenklich finden. Jetzt folgt wieder eine Andeutung, wie man am Hofe einem Andern mit guter Manier ein Bein unterschlägt, wenn er einem im Wege steht. Wir wollen den Herrn von Dohna selbst reden lassen. Er sagt S. 77: Schöning hatte sich zu sehr in Gunst gesetzt: „heureusement cette faveur ne dura guère, *une petite cabale à la quelle j'avoue que je ne fus pas nuisible l'ayant fait évanouir en peu de tems.*"

Schöning ist übrigens als sächsischer Feldmarschall erst recht berüchtigt geworden, Dohna sagt nur im Vorbeigehen Böses von ihm; doch geht aus den hier gegebenen Nachrichten deutlich hervor, dafs ihm Geld mehr war, als Ehre und Vaterland. Wie wenig man nach der alten Verfassung Deutschlands, wo kleine Fürsten mit kleinen Gesinnungen, ein hoher Adel, nur auf den Glanz der Familie bedacht, Städte voll Krämergeist das Regiment hatten, für Nationalehre sorgen konnte und wollte, lernen wir auch aus diesem Buch. Ein Abgeordneter Ludwigs XIV. in Berlin und ein französischer General erlauben sich dieselbe Sprache, wie Bonaparte's Gesandten und Generale. S. 79—80. ruft Hr. Gravelles die Hofleute Friedrichs I. zu sich und lieset ihnen einen Brief des Hrn. von Sourdis vor, der das französische Heer im Cölnischen commandirt. Es heifst darin: Der General habe zu seinem Erstaunen erfahren, dafs der Markis von Brandenburg sich unterstanden habe, sich mit den Feinden Frankreichs zu ver-

binden, ohne daran zu denken, in welche Bedrängnisse ein ähnlicher Schritt seinen verstorbenen Vater gebracht habe. Er wäre im Stande, mit den Truppen, an deren Spitze er stehe, ihm noch einmal fühlen zu lassen, dafs man sich mit einem solchen Monarchen, wie sein Herr sey, nicht ungestraft messe. Die Franzosen wären im letzten Kriege bis Minden gekommen, sie könnten dieses Mal leicht in Berlin einen Besuch machen. Der Churfürst würde besser thun, eine kluge Neutralität zu beobachten und die bedeutenden Summen anzunehmen, die ihm Frankreich anböte, als sich in einen (Reichs-) Streit zu mischen, der ihn (den deutschen Reichsfürsten) nichts angehe u. s. w. Was sollten aber die Frenzosen von uns denken, wenn sie sahen, wie es die Fürstenberge und Schöning und hundert andere machten? Oder wenn die adlichen Damen redeten und dachten, wie uns Dohna erzählt, dafs die Stiftsdamen in Essen gedacht und laut geredet haben? Er berichtet, bei Gelegenheit seines ersten Feldzugs am Rhein, er habe, nachdem die Franzosen aus Essen abgezogen seyen, seine Verwandtin, die Aebtissin, besuchen wollen, sey aber übel angekommen. Die Damen seyen im höchsten Zorn gewesen über den Abzug der Franzosen, eine Gräfin habe das Wort genommen und habe ihm und seinen Offizieren gesagt: ‚Freuen Sie sich nur nicht, dafs Sie die Herrn gezwungen haben, ihnen das Feld zu räumen, sie werden bald Wiedervergeltung üben und wir hoffen, sie in Kurzem siegend und mit Ruhm bedeckt wieder kommen zu sehen.“ Was konnte aufserdem Grofses geschehen, wenn die Generale Hofleute oder die Hofleute Generale waren? Dohna erzählt uns unter andern von seiner ersten Sendung nach München. Welche Armseligkeiten!! Er kommt nach Augsburg, wo man, des Kriegs wegen, Josephs I. Wahl hält, er findet dort zwei von den Brüdern des Ministers Dankelmann als brandenburgische Wahlgesandte. Was tadelt er höhnisch? Man vernehme ihn selbst S. 122: „Je ne sais s'ils remplissoient mieux leurs autres devoirs; mais je sais bien que leur table ne répondoit pas à la magnificence toute royale dont s'est toujours piqué notre commun maitre.“ Wenn die Leser etwa nicht wissen sollten, was er von einem Gesandten seines Churfürsten in dieser Art erwarten durfte, und was er selbst leistete, so bemerken wir, dafs bei des Lieblings (von Kolbe oder Wartenberg) Hochzeit fünfhundert Gerichte auf die Tafel kamen und sechs und achtzig Tische für die Hofleute gedeckt waren. Davon kommt freilich in diesem Buche gar nichts vor, noch weniger

von der grausamen Bedrückung der blutarmen Unterthanen Friedrichs, wohl aber von den edlen Scherzen, denen sich auch die gnädigen Herrn am Hofe nicht entziehen konnten, wenn sie in Gunst bleiben wollten. Der Graf ermahnt daher seine Nachkommen, ja kein sauer Gesicht zu machen, man möge ihnen auch zumuthen, was man wolle. Dohna erzählt uns darüber S. 131. eine recht erbauliche Geschichte, in der Friedrich der Erste erscheint, wie er leibt und lebt. Er spielte, heifst es, eines Tages mit seinem spanischen Rohr (man sieht, der Herr Graf will mit der Sprache nicht ganz heraus) und that mir sehr weh an einem Bein. Ich hatte die Unvorsichtigkeit, mich ein wenig zu laut zu beklagen. Ich setzte freilich den Respect nicht ganz aus den Augen, doch ward ich zorniger, als ich hätte werden sollen. Er ward darüber so böse, dafs er mich auf der Stelle von allen meinen Aemtern suspendirte, und er hatte Recht. Ich unterliefs jedoch nicht, ihm am folgenden Tage meine Aufwartung zu machen; aber in Schuhen und Strümpfen, als einer, der nichts mehr sey. Dies rührte den Churfürsten (in der That, eine bewegende Scene!), und er liefs sich herab, mit mir zu einer Erklärung zu kommen. Ich warf mich ihm zu Füfsen, ich bat ihn tausend Mal um Verzeihung, und er begnadigte mich; doch, sagte er, weil ich so empfindlich sey, wolle er nie mehr mit mir scherzen. Jetzt fleht der Herr Graf erst recht kläglich, diese handgreiflichen Späfse ja nicht einzustellen, und die Scene endet höchst zärtlich. Wir wollen unsern Lesern den Rath nicht entziehen, der bei dieser Gelegenheit den hochadeligen Nachkommen gegeben wird: „qu'il est dangereux de s'exposer au courroux de ceux qui nous gouvernent, ne fût ce que pour de simples badineries.“ Dieselbe Gesinnung und Handlungsweise (blos persönliche und egoistische Rücksichten in allen Staatssachen) findet man hernach S. 157. bei einem andern Anlafs ausgesprochen. Der Minister Dankelmann verfährt nach Staatsrücksichten, er denkt an das Beste des Landes, er will der Churfürstin Creaturen nicht gebrauchen; sie schliefst sich daher an den Bund der Hofleute gegen ihn an. Dohna will mit der Sprache nicht heraus, er hüllt sich in Hofnebel, doch sagt er a. a. O.: Alles, was ich von diesen Händeln *(démêlés)* habe erfahren können, ist, dafs Dankelmann den Creaturen der Churfürstin nicht dienstwillig war *(les désobligeoit)*. Jetzt kommt die Lehre: Unvorsichtiger Trotz! den er in der Folge Ursache genug hatte, zu bereuen! Damals söhnten sie sich freilich aus, wenn

es erlaubt ist, sich dieses Ausdrucks zu bedienen beim Zwist einer grofsen Fürstin mit einem ganz kleinen Privatmann. Man wird sich unter diesen Umständen gar nicht wundern, dafs der Graf im fünf und zwanzigsten Jahr es weiter gebracht hat, als andere es in ihrem ganzen Leben bringen, wenn sie auch Nacht und Tag für das Land arbeiten. Er sagt ganz rund heraus, wie er mit dem saubern Herrn von Kolbe in engem Bund war, und Alles that, was in seiner Macht stand, um Dankelmann zu verderben. Wir werden unten anführen, wie er sich rühmt, dafs er es war, der durch ein Bubenstück, das er im scherzhaften Ton zu erzählen sich nicht schämt, den wackern Mann in's Unglück brachte. Man wird es daher auch ganz natürlich finden, dafs der berüchtigte Herr von Flemming, der über Sachsen und Polen durch seine Cavalier-Eigenschaften unsägliches Elend brachte, sein bester Freund war, und dafs es nicht an ihm lag, wenn dieser nicht in Brandenburg die Rolle spielte, die er in Sachsen gespielt hat. Dohna berichtet uns S. 175: „Ce gentilhomme plein de fen, et que mourroit d'envie *de se pousser dans le monde* avoit employé le vert et le sec pour devenir mon lieutenant-colonel dans les mousquetaires. J'appuyai sa demande de tout mon crédit; mais celui des ennemis de son oncle prévalut, et ce réfus le détermina à aller chercher en Saxe une fortune éclatante.« Dohna ist auch der Einzige unter den brandenburgischen Generalen, der sich hernach gefallen lassen will, unter dem gnädigen Emporkömmling zu dienen, wenn Brandenburger zu den Sachsen stofsen. Eine Freude ist es, mitten unter der vornehmen Niederträchtigkeit auf einen Hofgeistlichen zu stofsen, der sein Prophetenamt mit aller Derbheit eines Bürgerlichen verwaltet, und dessen sich Dohna, vielleicht weil seine Gemahlin Pietistin war, doch einigermafsen annimmt. Dies ist der Hofprediger Kochius. Dieser ärgert sich über die Maskeraden, er sucht mehrere Mal Audienz, um Vorstellungen zu thun. Die Hofleute merken seine Absicht und lassen ihn nie vor; er donnert daher von der Kanzel und der Churfürst, wie der ganze Hof bezeugen ihren Unwillen, er läfst sich das aber nicht anfechten, sondern fährt muthig fort. Der Churfürst besinnt sich hernach, er wird ihm wieder gut und läfst ihm einen Beutel mit sechshundert Thalern und die schriftliche Anwartschaft auf eine gute Stelle für seinen Sohn zustellen. Der dienstfertige Hofmann, der den Auftrag hat, ihm dies zu übergeben, fügt hinzu: Er hoffe, er werde jetzt künftig nachsichtiger und in seinen Predigten

behutsamer seyn. Was? erwiedert der Geistliche, Herr, behaltet euer Geld und eure Anwartschaft, ich will kein Pflichtvergessener oder stummer Hund seyn; da ist euer Geldsack und euer Papier! Ueber den eigentlichen Grund, warum Dohna plötzlich alle Aemter aufgiebt und den Hof verläfst, bleiben wir im Dunkel, so viel ist indessen klar, dafs er gegen Dankelmann mit dem Herrn von Kolbe verbunden war, und dafs eine Cabale zweier zu ernsten Geschäften ganz untauglicher Hofcavaliers gegen den verdienten Geschäftsmann angesponnen war, aber lange ohne Erfolg blieb. Während Dohna auf seinen Gütern bei Morungen in Preufsen ist, gewinnt endlich von Kolbe, der bekannte Pfälzer, welcher hernach als Graf von Wartenberg die bedeutende Rolle in Berlin spielt, den Einfluſs, den er vorher nicht gehabt hatte, und dieser zieht Dohna wieder an den Hof, um ihn gegen Dankelmann zu gebrauchen. Vorher, heifst es S. 183, war Dankelmann „toujours sur le pinacle. Colb assez en grâce, mais sans credit, le premier ne perdant aucune occasion de me tracasser malgré la protection déclarée du maitre.« Wohl hatte Dohna Recht, wenn er seiner Gemahlin sagte, er wolle aufpacken, es sey ja nichts als „intrigues, fourberies et cabales.« Sobald indessen nur ein Strahl der Hoffnung glänzt, so kommt er wieder und hilft ein Bubenstück gegen Dankelmann ausführen. Man hatte eine Medaille schlagen lassen, worauf der Minister als die Sonne von Berlin, seine sechs Brüder als Sterne vorgestellt waren, nebst einer prahlenden Inschrift; man beschuldigte ihn, dafs er diese Medaille habe verfertigen lassen (was er immer standhaft abgeleugnet hat), doch fragte man sich: »Wer hängt der Katze die Schelle an?« Dohna erbietet sich dazu, wir wollen ihn selbst reden lassen. S. 191: »Kolbe zeigte mir eine der Medaillen und fragte mich um Rath, wie man es wohl anfangen könnte, sie dem Churfürsten in die Hand zu bringen, ohne dafs es absichtlich veranstaltet schiene. Geben Sie sie mir, es wird sich schon machen lassen, sagte ich. Er zeigt dem Hofnarren die Medaille, dieser greift darnach und während sie darum streiten, kommt der Churfürst. Ich sagte ihm, fährt er fort, Wilhelm hätte mir meine Medaille genommen, die er nicht wieder herausgeben wolle. — Er verlangte sie zu sehen. — Ew. Churfürstl. Gnaden hat sie ja selbst schlagen lassen. — Ich, erwiederte er, ich, diese Medaille schlagen lassen? Ich weifs nicht, was das bedeutet.« Da war es denn vorbei mit Dankelmann, der nach Spandau und dann nach Peiz gebracht wurde, und Wittgenstein und von Kolbe kommen an seine Stelle. Wenn man so mit Dan-

helmann umging, so denkt man leicht, wie man mit andern Leuten verfuhr. Auch davon kommen hier Beispiele vor, die Dohna mit der Kaltblütigkeit eines Cavaliers erzählt. Dahin gehört die Anekdote von der saubern Gemahlin des neuen Günstlings; und besonders die Geschichte von Dohna's Kammerdiener, Johann Giscard, der sich betrunken hat, zum Spafs des Churfürsten durchgeprügelt wird und dadurch die Belustigung des Prügelns am Hofe in die Mode bringt. Wir wollen des gnädigen Herrn eigne Worte hersetzen, S. 190: »sur quoi il (der Churfürst) me demanda si je voulois qu'il le fit étriller; j'y toppai de bon coeur, et maître Jean Giscard fut raisonnablement bien fustigé. Cette fustigation devint à la mode et on fouetta depuis à la cour que c'étoit une bénédiction.« Eine Gesandtschaft nach England ist der Lohn für die Bemühung für Kolbe, mit dem er doch gleich wieder gespannt ist. Wie grofs erscheint hier Wilhelm III. von England, selbst in dem Berichte eines blofsen Hofmanns, der für Verdienste und Ernst gar keinen Sinn von der Natur empfangen hat! Welche richtige Würdigung Dankelmanns, welche Verachtung gegen Kolbe, welcher ruhige und ernste Gang, welche Abneigung gegen eiteln Pomp! Wie Dohna zurückkehrt, zeigt sich, dafs Kolbe sich fürchtet, dafs er ihm gefährlich werde, weil er eben so leer und eben so glatt und eben so glänzend ist; er sucht ihn zu entfernen. Er wird aber auf einmal Minister (ohne Geschäft) und bewirthet den Churfürsten in seinem Hause, worüber man ihn selbst S. 267. hören mufs. Jetzt darf er nicht verschmähen, der Gräfin von Wartenberg zu dienen, und in der That schämt sich der gnädige Herr nicht, bei jeder Angelegenheit den gehorsamen Diener der Gräfin zu machen, und sogar bei der Königskrönung im Namen ihres Gemahls mit ihr darüber zu unterhandeln, dafs sie nicht darauf bestehe, der neuen Königin Schleppe tragen zu wollen, sondern diese Ehre einer Prinzessin von Holstein überlasse. Doch unsere Leser wissen vielleicht nicht, wer diese Frau von Kolbe oder Gräfin von Wartenberg war. Die Tochter eines Schiffers und Weinschenken in Emmerich, die Biederkop, Kolbe's Kammerdiener, geheirathet hatte; Kolbe lebte erst lange mit ihr in verbotnem Umgang, dann heirathete er sie, und der gnädige Herr von Dohna erzählt uns hier ganz trocken, S. 268—69, wie er die schwierige Negotiation leitete, dafs dies Weib am Hofe erscheinen könne. Dies erzählt er auf folgende Weise: „Madame de Wartenberg me chargea donc de parler à l'électrice, si elle ne voudroit pas l'admettre à lui baiser la

main. J'acceptois la proposition assez à contre coeur, *mais il n'y avoit pas moyen de la rejetter sans s'attirer une puissante ennemie.*« Er hütet sich wohl, zu sagen, wer diese Dame war, von der er weiter unten S. 306. erzählt, dafs man ihr nachgesagt, sie habe eine ihrer Kammerfrauen vom Büttel mit Ruthen peitschen lassen, weil sie sie schlecht aufgesetzt, und eine andre fast todtgeschlagen, weil sie sich in ihrem Spiegel besehen, da es ihr doch nicht zukomme, ihr Gesicht mit dem ihrer Gebieterin zusammenzubringen. Dergleichen Anekdoten bezweifelt er, doch sind die, in denen er selbst sich eine Rolle giebt, nicht ehrenvoller für die Dame, deren eigentliche Verhältnisse er anzugeben nicht für rathsam findet. Er, der Staatsminister, berichtet uns ganz ausführlich, welche Negotiationen er für und gegen dieses Weib geführt, und welchen Antheil das ganze diplomatische Corps daran genommen, dieser Schifferstochter entweder in ihren Einfällen behülflich zu seyn oder ihr entgegen zu wirken. Während der Graf von Dohna aber auf der einen Seite Alles für die Wartenbergische sauhere Familie thut, macht er auf der andern einen Bund gegen sie und mufs zum zweiten Mal nach Morungen wandern. Dieses Mal sagt er gerade heraus, dafs er wegen einer Intrigue fortgehen müssen. Der Liebling und seine theure Ehehälfte hatten nämlich endlich ihre Sache so weit getrieben, dafs eine förmliche Verbindung der bedeutenden Familien, ein ordentlicher Bund geschlossen und endlich sogar durch eine Ehe, die der Graf von Wartenberg vergeblich zu hindern suchte, besiegelt ward. Jetzt mufs Dohna weichen, er wird aber bald wieder herbeigeholt, um dem Grafen von Wartenberg den letzten Stofs zu geben, oder ihm zu thun, wie er Dankelmann gethan hatte. Man sieht deutlich, dafs er sich des Letztern jetzt sowohl aus Politik, als aus Menschlichkeit annahm, er rühmt sich indessen, dafs er es gewesen sey, der endlich bewirkt habe, dafs die strenge Haft des tüchtigen Mannes erleichtert ward. Man würde sich übrigens sehr betrügen, wenn man von einem Eingeweihten, wie Dohna, auch nur das Geringste von dem Innern der Verwaltung oder auch vom Charakter der Personen zu erfahren gedächte; darüber läfst er uns indessen gar nicht in Zweifel, dafs er und seines Gleichen vor allem ihren Kindern einprägen, jede Rücksicht, sich selbst, geschweige den Staat dem Familieninteresse und der Eitelkeit zu opfern. Davon finden wir hier das Beispiel an einem noch nicht funfzehnjährigen Fräulein. Der Graf erzählt, die Dönhoffs und die Barfufs hätten sich gegen den Liebling verbunden

gehabt, durch Heirath hätten die Dohna's an diesen Bund geknüpft werden sollen, ein Mädchen von vierzehn Jahren hätte einen bejahrten Mann heirathen müssen, um dies Bündniſs zu befestigen. Davon heiſst es S. 287: „Les Denhoffs et les Barfuss s'étoient alliés exprès pour opposer une digue à ce torrent en cas de besoin, il ne manquoit plus que mon frère et moi, et c'est ce que Colb et sa femme craignoient mortellement, s'imaginant avec quelque fondement que le cadet ayant un peu l'oreille du maître et l'ainé celle de l'electrice par rapport au prince royal qui d'ailleurs commençoit à grandir nous trouverions moyen de les perdre un jour etc.« Dann heiſst es, von Kolbe habe dem Fräulein Amalie von Dohna, die zum Opfer bestimmt war, Vorstellungen gethan, wie unpassend die Verbindung sey. Sie antwortet nicht, daſs sie passend sey (das läugnet selbst Dohna), nicht, daſs sie ihren künftigen Gemahl entweder liebe oder achte, sondern S. 289. heiſst es: »Cette jeune personne qui n'avoit encore 15 ans lui ferma la bouche en lui disant, qu'elle n'auroit jamais d'autre volonté que celle de ses proches.«

Einige Anekdoten über England, und einige über den Feldzug von 1693. in der Pfalz trifft man in dem Buche an, obgleich wir die Anekdoten nicht immer verbürgen möchten. In einer dieser Anekdoten ist von der Correspondenz des Pabstes Innocenz XI. mit Wilhelm III. von England die Rede, und die Sache läſst sich wohl schwerlich bezweifeln. Dohna berichtet, daſs der Pabst seine Briefe der Königin Christina von Schweden (die bekanntlich in Rom lebte) anvertraute, daſs diese sie an Dohna's Schwager, den Grafen von der Lippe schickte, der einen französischen Abbe, der schlechte Streiche gemacht und den Namen geändert hatte, zum Vertrauten machte. Dieser brachte die Briefe nach dem Haag zu Wilhelm. Weniger glaublich scheint uns, was S. 229. aus dem Munde des bekannten holländischen Generals Ouwerkerke erzählt wird. Dieser sey eines Tags finster und ernst gewesen, und Dohna habe ihn gefragt, ob etwas Verdrieſsliches vorgefallen sey? Ja, allerdings, der General der Jesuiten ist gestorben. Dohna habe das als Scherz nehmen wollen, Ouwerkerke habe aber geantwortet: Es sey kein Spaſs, dieser Jesuit sey des Königs Wilhelm bester Freund gewesen, sie hätten regelmäſsig correspondirt und der Jesuit hätte dem Könige manche Nachrichten mitgetheilt, die ihm für seine persönliche Sicherheit und manche, die ihm für das Beste seines Reichs wichtig gewesen wären. Eine andere bekannte Anekdote wird hier bestätigt, daſs

nämlich die Anerkennung des neuen Königs von Preufsen von Seiten des Kaisers dadurch besonders befördert ward, dafs ein Brief, der an den Grafen Harrach bestimmt war, durch ein Versehen an den kaiserlichen Beichtvater, Pater Wolf kam, der sich so sehr geschmeichelt fand, dafs sich Friedrich an ihn gewendet, dafs er Alles aufbot, um die Sache durchzusetzen. Ueber diese Geschichte sollte man in diesen Denkwürdiggeiten eigentlich Aufschlufs erwarten, denn es heifst gewöhnlich, Dohna habe die Chiffre des Grafen von Harrach für die des Pater Wolf angesehen, und so dem für den Minister in Wien bestimmten Briefe die Addresse des Beichtvaters gegeben. Die Sache selbst giebt er hier zu, S. 272, wo er sagt, es sey ihm unbekannt, durch welchen Irrthum die Verwechselung Statt gefunden, doch wisse er, dafs diese Verwechselung vorgefallen und dafs, als der Jesuit günstig geantwortet habe, der Berliner Hof rathsam gefunden habe, den Canal zu benutzen, auch wisse er, dafs der Beichtvater sehr gute Dienste in der Sache gethan habe.

Schlosser.

Ausflug über Constantinopel nach Taurien im Sommer 1831. *von Samuel Brunner, Med. Dr. Sct. Gallen und Bern, bei Huber u. Comp.,* 1833. 353 *S.* 8

Es war Ref. anziehend, die Ansicht von Menschen, Wissenschaft, Regierung, Leben, welche die in unsern Tagen fast ausschliefslich überall unterstützten Naturstudien, das blos empirische und praktische Wissen hervorbringen oder doch begünstigen, einmal ganz laut und mit tiefer Verachtung jeder andern Betrachtung menschlicher Dinge von einem recht verständigen, recht tüchtigen Mann ausgesprochen zu sehen. Der Verf. ist Botaniker und scheint die Reise nach der Krimm zu botanischen Zwecken unternommen zu haben, da er uns aber mehrentheils nur von seiner Person und den Bemerkungen, die er über Personen und Sachen macht, die er antrifft, redet, so übergeht Ref. das Botanische ganz, um den Verf. der Reise im Auge zu behalten. In unsern Zeiten, wo die Extreme sich berühren, wo die grübelnde Metaphysik und der Pietismus auf der einen, Verachtung alles nicht mit Händen zu greifenden oder mit Zahlen und Linien zu berechnenden Wissens auf der andern herrschend zu werden drohen, ist es gewifs anziehend, die empirische und praktische

Philosophie eines Berners, der sich für einen Feind der Philosophie erklärt, die er sentimental nennt, sich über ganz verschiedene Gegenden, Menschen, Regierungen naïv erklären zu hören. Man verzeiht gern die Nachlässigkeit des Styls, die Uebereilung des Drucks (es liegen eine ganze Anzahl umgedruckter Blätter dem Buche bei), man verzeiht die nicht reiflich überlegten Urtheile über Personen und Sachen, weil nichts abgeschrieben, nichts compilirt wird, und Originalität und eigne Beobachtung nicht zu verkennen sind. Auf der andern Seite sollte es den Verf. nicht so sehr befremden, dafs seine Schweizer von dem 1828. erschienenen Streifzuge durch Elba, Sicilien, Malta keine Notiz genommen haben, obgleich dies Buch in den deutschen Blättern, die er in der Vorrede anführt, sehr gelobt worden. Es kann ja den Schweizern gegangen seyn wie dem Referenten, sie können so wenig das Buch als die lobenden Blätter gesehen haben. Uebrigens spricht sich der Verf. über alle mögliche Dinge mit der Zuversicht, dem Selbstvertrauen, dem Gefühl der Ueberlegenheit aus, welches den ganz abstracten Philosophen und den mit einer empirischen Wissenschaft innig vertrauten Männern auf gleiche Weise eigen zu seyn pflegt.

Wir wollen jetzt den Inhalt kurz andeuten.

Die Reise von Bern bis Wien enthält nichts Bemerkenswerthes, es möchte denn etwa seyn, was der Verf. S. 10—11. von München, der Bibliothek und den Kunstschätzen sagt, weil man daraus beurtheilen kann, was man von dem Doctor zu erwarten hat. In Wien (S. 30.) beschäftigt er sich zunächst mit seiner Wissenschaft, für welche die Regierung und reiche Privatleute dort sehr viel gethan haben. Dies müssen wir übergehen, dagegen dürfen wir nicht übergehen, dafs dieser Berner Naturforscher mit einem französischen Karlisten, den er antrifft, den Grundsätzen nach, wie er selbst sagt, ganz übereinstimmt, und also über Oesterreich, Rufsland, die Türkei in Rücksicht der Form der Verwaltung ein unpartheiischer Richter ist; was Jemand, der auf freie Meinungsäufserung, als wesentliches Bedürfnifs ächter und reiner Humanität mehr Werth legte, als Hr. Br. und seines Gleichen vielleicht nicht in dem Mafse seyn würde. S. 41. erwähnt er das berühmte Wiener polytechnische Institut und scheint höchst ungern etwas Nachtheiliges davon zu sagen, da er nichts Gutes davon sagen kann. Er redet erst von dem Gebäude, das über eine Million Gulden gekostet haben soll, dann

von den vier und zwanzig Professoren, die dabei angestellt sind, schweigt aber bedächtig von der Hauptsache — dem Unterricht. In Rücksicht dieses Unterrichts macht er eine Bemerkung, welche in Beziehung auf gewisse Vorschläge, die man neulich für unsere Universitäten gemacht hat, wohl zu beherzigen sind. Er sagt nämlich, und über so derb praktische Dinge ist er gewifs competent: alle Vorlesungen werden gratis gehalten, was dann freilich in der Theorie schön klingt, in der Erfahrung sich immer als schlecht ausweiset. Ueber die Wiener Oper, die Stücke, die er dort sah und über die Musik urtheilt er hernach mit derselben Zuversichtlichkeit, wie über die Münchner Bibliothek. Wenn er erwähnt, dafs unter den Hauptstädten Europa's Rom und Wien sich durch die grofse Sterblichkeit auszeichnen, so scheint er uns S. 47. Unrecht zu haben, wenn er ganz allein dem Winde Schuld giebt. Wenn er der Anlagen, sowohl der Gebäude als Spaziergänge gedenkt, so kann er einen kleinen Unmuth über das, was er republikanische Kleinstädterei nennt, nicht zurückhalten, er giebt der militärischen Energie, vermöge deren der Beamte durchsetzt, was er will, den Vorzug. Er sagt S. 49. mit Bitterkeit: Die Arbeit wurde angefangen und unterlag, einmal genehmigt und gut geheifsen, nicht, wie in freien Republiken von spiefsbürgerlichem Sinn, noch tausend kleinlichen persönlichen Chikanen und retrograden Mafsnehmungen. — Die Leitung ging, wie ich höre, vom Geniestab aus. In Wien überlegt er, auf welchem Wege er die Krimm erreichen soll, und bei Gelegenheit der uns der Länge und Breite nach vorgetragenen Berathschlagung erfahren wir, wie sehr die gerühmten Wiener Reisegelegenheiten hinter den preufsischen zurückstehen. Nur einmal geht wöchentlich ein Eilwagen nach Galizien und dieser hat nur vier Plätze, ohne dafs die Post verbunden wäre, wenn sich eine gröfsere Zahl Reisender meldet, diese zu befördern. Auch der Eilwagen nach Triest bietet nach des Verfs. Beschreibung keine grofse Bequemlichkeit.

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 10. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sam. Brunner, Ausflug über Constantinopel nach Taurien.

(Beschlufs.)

Hr. Brunner geht nach Triest, um sich von dort nach Constantinopel und weiter nach Odessa einzuschiffen. Mit seinem Capitän und seiner Reisegellschaft auf dem Schiffe von Triest nach Constantinopel ist er höchst unzufrieden, und unterhält uns von ihren kleinen Streitigkeiten bis zum Ueberdrufs. Sie scheinen indessen eben soviel Ursache gehabt zu haben, mit ihm unzufrieden zu seyn, als er mit ihnen. Sie wurden übrigens durch widrige Winde aufgehalten, und die Fahrt von Triest bis Constantinopel dauerte drei Wochen. Bei dem Bericht über die Schifffahrt stofsen wir wieder auf einen jener Aussprüche und entscheidenden Behauptungen, die uns am anziehendsten in dem Buche sind, weil sie den Verf. und die Classe von Gelehrten, zu denen er gehört, charakterisiren. Kant äufsert in den Vorlesungen über physische Geographie, die nach seinem Tode, ganz gegen seinen Willen gedruckt sind, gelegentlich, wie man im Vortrage zu thun pflegt, den Gedanken, dafs das schwarze Meer höher liege, als das mittelländische. Darüber fährt Hr. Br. S. 69. folgendermafsen heraus: Man wird sich nicht wundern, dafs der Nebelphilosoph Kant aus seiner Königsberger Studierstube auf fremde Autorität fufsend ausgerufen u. s. w. Ein solcher Ton, in Büchern und vom Katheder, macht der deutschen Lebensart wenig Ehre, so gern ihn auch die Jugend hört und so gern sie in denselben einstimmt. Der Verf. der Reisebeschreibung kann übrigens kein junger Mann mehr seyn, da er schon 1798. in Schaffhausen sich aufgehalten hat, und zwar nicht als Kind. Bei dem Bericht über Constantinopel kommt dem Leser die Keckheit des Reisebeschreibers, seine Individualität und sein Urtheil hart und schroff geltend zu machen, sehr zu Statten, denn man wird aus ihm manche Declamation und poetische Erfindung anderer Reisenden, die ihre Empfindungen oder Phantasien für Thatsachen ausgeben, berichtigen können. So macht er einleuchtend, dafs die Beschreibung der Schönheit der Lage Constantinopels übertrieben werde. Um dies

zu beweisen, zeigt er, dafs die Schönheit entweder bestehen könne in der Ansicht von der Seite der sieben Thürme her oder von der Seite des Bosporus. Ueber die erste Ansicht erklärt er sich denn nicht ganz günstig, und wie es scheint mit Recht, dann kommt er auf die Fahrt im Bosporus, und sagt S. 87. ausdrücklich: »Lieblich ist diese Fahrt von etwa 4 Stunden unstreitig, dafs sie aber einer Rheinschifffahrt von Mainz bis Bonn oder einer Seepartbie längs den Ufern unserer meisten Schweizerseen, geschweige denn der lombardischen oder unserer Parallele näher zu kommen, einer Schifffahrt durch den Meerbusen von Bajä oder Neapel vorzuziehen sey, ist meines Erachtens gawaltiger Irrthum.« Die Vergleichung zwischen Neapel und Constantinopel, welche hernach durch alles Einzelne durchgeführt wird, ist recht anziehend und belehrend, und zeigt den gesunden und richtigen Verstand des Verfs., der sich freilich manchmal sehr derb ausspricht, von einer sehr vortheilhaften Seite. Von der Art Polizei, die auf unserm Festlande ordentliche Leute plagt und plackt, während die Schurken und Spitzbuben ihr leicht entgehen, ist man nach dem Verf. in der Türkei wie in Nordamerika frei. Er sagt S. 92: »Von der Polizei ungehudelt, kann der Fremde in Constantinopel Jahre lang wohnen, ohne seinen Pafs vorzuweisen, mufs keine Art von Auflagen bezahlen (denn diese lasten alle auf den angesehenen Einwohnern), und bei seiner Abreise blos den Gesandten des Landes, wohin er geht, oder seinen eignen (wenn er einen hat) darum begrüfsen. In Neapel dagegen giebt es der Polizei- und Pafsquälereien und Prellereien ohne Ende.« In Rücksicht des Klima's setzt der Verf. Constantinopel, was Mäfsigkeit der Wärme und Kälte und die Milde der Luft angehe, weit hinter Neapel zurück. Er habe weder Phoenix noch Chamaerops im Freien angetroffen, noch auch Agrumen, welches letztere er immer hochgezogen wie Hopfenstangen in den schlecht gehaltenen Glashäusern gefunden habe. Nur in einem Punkt, in der Bewunderung der Mannigfaltigkeit von Menschen und Trachten, die man dort erblickt, stimmt der Verf. dieser Reisebeschreibung mit dem Chor der Entzückten überein. Er sagt, man treffe stets ein Gewimmel der verschiedensten Costüme von Franken, Griechen, Armeniern, Türken, Tataren, Russen u. s. w. — ausdrucksvolle Gesichter und andere, worauf sich starrer Stumpfsinn abspiegelt u. s. w. — In Rücksicht des gewöhnlichen Getränks, des Kaffee und seiner Bereitung im Orient, sagt er S. 97: „Der Kaffee, wie er in Constantinopel und im ganzen Orient getrunken wird,

ist ein für mich ungenieſsbares, dickbraunes, arzneiartiges Getränk und das Beste daran, daſs, kann man einmal Anstands wegen nicht ausschlagen, die Portion, welche die kleine Tasse faſst, mit einem Zuge geleert werden kann.“ Bei Gelegenheit des Bazars können wir nicht umhin, von Nachlässigkeit der Schreibart und von der Härte des Urtheils ein Beispiel anzuführen. Es heiſst S. 98: „Eine andere Eigenheit Constantinopels, welche der nomenclaturselige Franzose übertragen und zu einem eignen Industriezweige erhoben hat, stellen die Bazars oder Detailhandlungsgewölbe dar u. s. w.“ Mit derselben originellen Heftigkeit, wie hier gegen das neue französische Wort Bazar, fährt er gegen die neuen türkischen Soldaten heraus. Er vergleicht des Sultans Europäisch exercirte Soldaten mit den neapolitanischen und sagt S. 99: »Ein Held ist freilich der Neapolitaner auch nicht und, wie der Italiener überhaupt, unter dem Gewehr ein unmännlicher Patron. Doch das Affenartige der krummhucklichten, in ihren kurzgestaltigen blauen europäischen Uniformen mit hohen Schaafpelzmützen, aber ohne Halsbinden eingezwängten osmanischen Krieger, deren bester ungefähr jenen lithographirten Carricaturen französischer Conscribirten ähnlich sieht, und welche alle sagen zu wollen scheinen: wer wird mich aus dieser Folter erlösen? hat er doch nicht, und sieht einem Manne, ist er's gleich nicht, doch wenigstens ähnlich.« Von seinen Spaziergängen nach Bujukdere und auf der asiatischen Küste gieht der Verf. einen recht artigen Bericht. Bei Gelegenheit des ersten zeigt er uns, daſs der Mangel der quälenden Polizei in der Türkei mit dem Mangel aller Sorgfalt für Reinlichkeit und Ordnung verbunden ist, und daſs der Sultan nicht besser daran ist, als die andern Türken.« Hr. Brunner erzählt S. 1061 »Wir näherten uns Tarapia, wo der Groſssultan abermals ein vergittertes Landhaus für seine Weiber besitzt. Einige Schritte von der Straſse zwar liegt (ächt türkisch) ein Schindanger, von welchem ein ganz nahe neben mir auffliegender Geier ein fürchterlich stinkendes Aas in die Lüfte entführte.« Bei der Wanderung nach Asien machte er die Erfahrung, daſs der Brantewein den Mohamedanern der Gegend so unbekannt nicht ist, als man nach ihrem Gesetze denken sollte. Ein griechischer Knabe reicht ihm S. 112. Wasser, dessen Schädlichkeit er durch mitgeführten (sic) Cognac zu brechen sucht, wie er hinzufügt: zum groſsen Beifall der Jünger Mahomeds, welche noch dazu bemerkten, in Thee schmecke der Brantewein besonders gut. Sein dringendes Anerbieten eines

Schlucks zum bloſsen Kosten, fügt er hinzu, hätten sie gleichwohl abgelehnt. Von Constantinopel geht er mit dem Dampfschiff, welches erst kurz vorher seine Fahrten zwischen Constantinopel und Odessa begonnen hat, nach dem letztgenannten Orte. Er findet die Quarantaine-Anstalten so schlecht, als nur immer möglich ist, und die ganze durch höheren Willen und Regierungsmaſsregeln erschaffene Stadt den Anstalten zur Abhaltung der Pest ganz ähnlich. Ungeheuer breite Straſsen, Prachtgebäude, die, kaum erbaut, Ruinen ähnlich sehen, neben ihnen elende Strohhütten, kein einziger ordentlicher Gasthof, ungepflasterte Straſsen, erstickender Staub, wenn das Wetter trocken ist, grundloser Schlamm, wenn es regnet, das ist allerdings keine anlokkende Beschreibung. Er geht noch näher ein und sagt, die Preise der Bedürfnisse zur Annehmlichkeit des Lebens seyen dort höher hinauf geschraubt, als man sie selbst in dem lebensfrohen Wien oder Paris bezahlen müsse. Häuser, Parks, Spaziergänge, Quais, sagt er, tragen den Charakter nicht sowohl dessen, was da war und ist, als dessen, was werden soll. Der Verf., so höchst unzufrieden er mit einem Manne ist, den er nicht nennt, den er aber einen Dämagogen schilt, weil er den Bewohnern des westlichen Europa vor den slavischen Nationen des östlichen den Vorzug gegeben hat, muſs doch über die Schöpfungen eines Autokraten und den Einfluſs russischer Groſsen auf die Gegenden, wo sie sich einnisten, der Wahrheit die Ehre geben. Was die Straſsen und Plätze der prächtigen Stadt Odessa, die durch ihren Schöpfer Richelieu lebendig ward, bei seiner Entfernung starb, angeht, so giebt er uns davon S. 143. eine gute Vorstellung, wenn er sagt: „Im groſsen Bazar am südlichen Ende der Stadt trug sich sogar im Winter 1830 — 1831. der fast unglaubliche, aber doch unläugbare Fall zu, daſs mehrere Wagen mit Menschen und Pferden buchstäblich im Schlamme untergingen, letztere beide erstickten, und die Polizei sah sich genöthigt, den Zugang dahin streng zu bewachen.« Dabei ist ein Ueberfluſs an prächtigen Gebäuden und Colonnaden! Wer erkennt hier nicht den Charakter des Landes und seiner Regierung? Wie ungern entschlieſst sich Hr. Br., ein Bewundrer des russischen Kaisers und Freund der Russen, indem er die Oberbeamten rühmt, S. 147 bis 148, Bericht von den Mängeln der Verwaltung und von der Bestechlichkeit aller der Beamten zu geben, mit denen das Volk zunächst zu thun hat; freilich äuſsert er die Hoffnung, der edle Nikolaus, wenn einmal das Schicksal aufgehört habe,

seine Standhaftigkeit zu prüfen, werde gewifs die unzureichende Besoldung seiner Leute verbessern und dadurch die unmoralischen Menschen moralisch machen. Schade übrigens um den Verf., dafs er in einer Republik leben mufs, seine Ansicht von Gerechtigkeit und Gesetz scheint uns ziemlich türkisch. Er erzählt S. 149. eine Anekdote, deren Wahrheit wir dahingestellt seyn lassen, merkwürdig ist es aber, dafs ein Schweizer die Justiz, welche dort geübt wird, und die Manier, die Untersuchung mit der Strafe anzufangen, mit folgender Bemerkung begleiten darf: »Ein besseres Heilmittel (als die Leute gleich nach Sibirien zu schicken) giebt es schwerlich, man macht sich dadurch vielleicht gefürchtet, den Damen und Doctrinärs weniger angenehm, erhebt sich aber mit gröfserer Humanität, mehr zum Riesengeist Peters.« Uebrigens giebt der Doctor dabei die Thatsachen getreu an und man lernt die Sache um desto besser kennen, je weniger der Verf. des Buchs den Contrast der Thatsachen und seiner Grundsätze merkt. So erhalten wir gelegentlich einen Wink über die Post, als er uns berichtet, dafs er in einer Judenbritschka von Odessa nach Sympheropolis gereiset sey. Er sagt: »Wo es irgend thunlich ist, da weiche man diesem abscheulichen Folterkarren doch ja aus und greife eher zur Post, einem freilich noch schlechtern offnen, hölzernen Mistkarren ohne Rücklehne noch weitere Verpolsterung, denn mit einem Bündel Stroh mit alleinigem queer überspanntem Seile, woran sich der Reisende halten mufs, um nicht gelegentlich über Bord zu fliegen.“ Dagegen rühmt er die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Extrapostanstalten. Der Judenkarren brachte ihn über Cherson in die Krimm, und Cherson erscheint bei der Gelegenheit als ein Bild von allen jenen Schöpfungen, die nicht auf ein wahres Bedürfnifs gegründet sind, und nicht aus dem Volke hervorgehen, sondern ihm aufgedrungen werden. Grofse Anlagen, ungeheuere Gebäude, Strafsen ohne Pflaster, Schmutz, Staub, Elend, Schufterei, armselige von Juden bewohnte Häuser. Der Verf. der Reise hat übrigens nur einen Theil der Krimm gesehen, er sagt in dieser Beziehung S. 187: „Leider unterblieb ein vorgehabter Besuch der Halbinsel Kertsch oder des östlichen Theils der Krimm. Ich sah weder das weinreiche Sudak, noch Kaffa (Theodosia), noch Kertsch, noch Karasubasar, Starakrimm und die Schweizerkolonien in dessen Nähe, worüber Schlatter (den er einen Naturmenschen nennt, der aber doch Strafsenpflaster findet, wo keins ist) S. 351. Bericht erstattet.“ Ueber das, was er in der westli-

chen Krimm sah, giebt er indessen einen recht getreuen, einfachen und ungeschminkten Bericht, der das Kennzeichen der Wahrhaftigkeit an sich trägt. Die Schilderung der Tataren ist sehr vortheilhaft, sie sind aber schon untergegangen oder gehen sie jetzt unter, und was an ihre Stelle kommt, mag der für militärische und aristokratische Regierung sehr günstig gesinnte Verf. selbst sagen. S. 217. ist die Rede von der Sorge der russischen Regierung für neue Ansiedlungen und Weinbau, da heifst es dann a. a. O.: „Soll dieses Bestreben Frucht bringen, so mufs es auch zweckmäfsig ausgeführt werden. Dieser Fall tritt leider nicht immer ein, denn, wo die russischen Grofsen den Herrn spielen zu können glauben, lassen sie es weder an Anmafsung, noch an Willkühr, noch an Gewaltthätigkeit fehlen, um zu ihrem Zweck zu gelangen und sich in Besitz von Ländereien auf eine Weise zu setzen, die man wohl eher verschweigen möchte.“ Dann folgen schauderhafte Beispiele, wie man mit dem Landmann und seinem Vieh umgeht, wenn es einen Schritt aufserhalb der Weide gefunden wird. Unter den russischen Grofsen, die in der Krimm ihr Wesen treiben, finden wir auch die Fürstin Galitzin, die nach Hrn. Brunners Bericht dort eben so abentheuerlich ihr Wesen treibt, als einst die berühmte Freundin unserer Hamann, Jacobi, Stollberg, eines Hemsterhuys und Andrer in Deutschland that. Uebrigens giebt uns der Verf. der Reisebeschreibung bei Gelegenheit der Beschreibung einer Residenz der alten Chane der Krimm einen Beweis, wie wenig man es in der Schweiz mit der deutschen Sprache genau nimmt. Den folgenden Satz würde man in Deutschland kaum in einer Todesanzeige im Wochenblatte erträglich finden. Er schreibt S. 218: „Sehr sinnreich ist die Idee, das Grabmal der von einem der letzten Chane Cherim Gherai geraubten und als dessen Favoritin sich zu Tode gegrämten polnischen Prinzessin mit einem Brünnchen im Vorsaale des Harems zu versehen.“ Derselbe Mann, der so schreibt, tritt (so grofs ist das Selbstvertrauen dieser Herrn, die aufser sich und ihrer Empirie durchaus nichts gelten lassen) hernach als Dichter auf und rückt nicht weniger als zwei und vierzig herzbrechende Stanzen ein. Freilich sieht die Poesie der angeführten prosaischen Periode sehr ähnlich! Diese Poesie, S. 291, ist überschrieben: Sehnsucht nach Taurien.

Die Rückreise des Verfs. über Odessa, Lemberg, Wien, Salzburg führte ihn durch wenig bekannte Gegenden, er hat aber nur von seinem Wagen aus und im eilenden Fluge etwas davon

gesehen, und beschränkt sich mehrentheils auf seine persönlichen, nicht eben sehr merkwürdigen Geschichten. Bei Gelegenheit seiner Abreise von Odessa sagt er S. 247: »Wer irgend eine russische Stadt verläfst, mufs sich ziemlich lästigen Formalitäten unterwerfen. Denn, um einen Pafs zu erhalten, ist vorerst nöthig, sich durch irgend einen Hauseigenthümer des Orts vercautioniren zu lassen. Hernach sagt ihm der Polizeidirector von Odessa selbst: »Ja, nach Rufsland kömmt man leichter hinein als wieder heraus.« Soviel sieht man aus der Beschreibung der Reise durch Podolien und Volhynien bis an die Grenze von Gallizien, wo der Verf. oft in seinem Wagen die Nacht bleibt, und wenn er es recht gut trifft, in einer Judenschenke, dafs man in Rücksicht der Gegenden, der Landstrafsen, der Wirthshäuser, der Menschen, mit denen man zu thun hat, bequemer, angenehmer, reinlicher von der Capstadt in's Kaffernland, als von Odessa nach Lemberg reiset. Nach des Verfs. Bericht nahmen indessen die Juden der von ihm durchreiseten Gegenden lebhaft Parthei für die Polen gegen die Russen, und wollten durchaus der Nachricht von Warschaus Fall keinen Glauben beimessen.

Wir brechen hier ab, weil wir unsern Zweck erfüllt zu haben glauben, nämlich, dem Leser anzudeuten, was er in dem Buche suchen mufs und was er findet.

Schlosser.

Leben und Studien Friedrich August Wolf's, des Philologen. Von Dr. Wilhelm Körte. Essen, bei G. D. Bädeker, 1833. *2 Bde in gr.* 8., *von* 363 *und* 313 *Seiten*

Hr. Dr. Körte, Wolf's Schwiegersohn und im Besitz seines literarischen Nachlasses, eignete sich schon in diesen Beziehungen vorzüglich zum Biographen des merkwürdigen Mannes; jedoch sein Geist, seine Laune, die grofse Aehnlichkeit mit der Wolfischen hat, seine schon rühmlich bekannte Darstellungsgabe, und — nicht der unbedeutendste Punkt — seine Unabhängigkeit, die ihm den furchtlosesten Freimuth erlaubt, vollenden erst völlig befriedigend diesen Beruf.

Wolf hatte in spätern Jahren an eine Autobiographie gedacht, und es fanden sich deutsche und lateinische Bruchstücke davon, die Hr. K. nach der eigenen Anweisung des Verstorbenen benutzte. Die übrigen Materialien seines Werks mufste

er theils aus Wolf's Druckschriften, theils aus dem Chaos seiner nachgelassenen Papiere, mühsam zusammensuchen; und besonders, dies ist der Grund, warum die Schrift erst 8 Jahre nach W.'s Tode erscheint. Freilich hatte Hr. K. auch gehofft, W. werde einen Lebensbeschreiber seines Fachs finden, wie Hemsterhuys seinen Ruhnkenius, dieser seinen Wyttenbach, und Wyttenbach selbst Mahne und van Heusde fand. Allein noch blieb diese Hoffnung unerfüllt; und bedenkt man sowohl die literarische Stellung W.'s, als seine bürgerlichen Verhältnisse, besonders in der letzten Zeit, so wird man vielleicht die Scheu begreifen, die manchen seiner zahlreichen Schüler, Freunde und Bekannten abhielt, ihre Stimme zu erheben. Auch in dieser Hinsicht war vielmehr Hr. K. der rechte Mann, und so können wir nicht umhin, sowohl ihm als dem Publikum zu der endlich vollendeten Arbeit Glück zu wünschen.

Indem wir uns nun zu dem Buche selbst wenden, bemerken wir im Voraus, dafs es nicht unsere Absicht ist, eine eigentliche Recension desselben zu liefern. Hierzu würde theils ein gröfserer Raum erfordert, als diese Blätter gewähren; theils würden wir genöthigt seyn, schlafende Löwen zu wecken, und von neuem Streitpunkte aufzufassen, die man nach W.'s und seiner Anhänger und Gegner Untersuchungen als erledigt ansehen kann. Nur einen Umrifs, eine Uebersicht des Ganzen nach seinen Haupttheilen erwarte man, und weniger einen Kunstrichterspruch als die unbefangene Stimme eines der vielen Leser, die das Werk finden wird.

W.'s, wie so mancher ausgezeichneten Männer, Anfänge waren klein. Johann Gotthold Wolf, ein armer Schulmeister und Organist im Dorf Hainrode bei Nordhausen, war sein Vater; seine Mutter war die Tochter des Cantors und Stadtschreibers Henrici im Flecken Neustadt unterm Hohenstein. *) Der Vater, ein nicht unwürdiger Schüler des als Uebersetzer Herodots und anderer alten Schriftsteller bekannten Goldhagen, der 1772. als Rector der Domschule zu Magdeburg starb, hatte den ärmlichen Dienst nur angenommen, um bald seine Braut heimzuführen, und mehrte die beschränkten Einkünfte durch Pensionen auswärtiger Zöglinge, die ihm von Zeit zu Zeit, seines pädagogischen Rufs wegen, anvertraut wurden, um sie für das Nordhauser Gymnasium auszurüsten. Beide Eltern waren kräftig, bieder, voll Mutterwitz, der zwar bei dem Vater öfters in Höh-

*) Wolf ward geboren am 15. Februar 1759.

nerei ausartete, nicht arm er an klassischen Denksprüchen, besonders aus Horaz, sie an Bibelweisheit und Sprüchwörterlehren; so lebten sie beisammen in sorgsamer Häuslichkeit, frohsinnig, und nach ihrem Mafs glücklich. Besonders die Mutter wollte nie etwas von Armuth wissen. »Nur der Teufel ist arm,« pflegte sie zu sagen. »Daher heifst es ein armer Teufel.« Den kindlichen Geist des Sohns richtete sie immer auf Hohes, und küfste ihn einst herzlich, als er auf ihre Frage, was er werden wolle, sehr ernsthaft antwortete: »ein Superdent!« Er hatte an den Superintendenten zu Nordhausen, den angesehensten Geistlichen jener Gegend, gedacht. Ueberhaupt war sie es hauptsächlich, die sein Herz und seinen Charakter bildete, ja vielleicht überhaupt seinem Geiste die eigenthümliche Richtung gab, nach Buffon's Ausspruche, „qu'en général les enfants tiennent de leurs méres leurs qualités intellectuelles et morales.“ Der Vater dagegen sorgte für das Materielle der Bildung mit strengem Eifer, und übte, in Goldhagens Manier, seinen Erstgeborenen, da er kaum 2 Jahre alt war, nicht allein in Wissenschaftlichem durch deutliche Aussprache und Auswendiglernen deutscher, lateinischer und französischer Wörter, Sätze und Verse, lautes Lesen und lautes Denken ohne die Feder, und durch Kopfrechnen, sondern mit dem 5ten Jahre mufste er auch anfangen, Gesang und Klavierspiel zu lernen; wozu späterhin noch anderer Instrumental-Unterricht kam. Schreiben lernte er schon im 4ten Jahr, aber nie eine Feder schneiden; weil damals der Vater ihm immer die nöthigen Federn schnitt, ohne ihn selbst diese Kunst zu lehren. Eben so wenig lernte er zeichnen, was der ehrliche Organist selber nicht verstand, und vor aller Gymnastik hatten beide Abscheu; ja der Kleine verstand nicht einmal ein Jugendspiel. Musik war die Hauptliebhaberei des Alten. Sowohl dieser Sohn, als seinen 1761. gebornen Bruder, Georg Friedrich Theodor, wollte er zu gelehrten Tonkünstlern bilden; was ihm jedoch nur bei Diesem gelang, einem heitern und anspruchlosen Mann, der 1814. als Musikdirector und Lehrer an der Oberpfarrschule zu Wernigerode gestorben ist.

1765. zog die Familie nach der vormaligen freien Reichsstadt Nordhausen, wo der Vater ein einträglicheres Schulamt erhalten hatte, das er indefs in der Folge mit dem Organistendienst zu St. Jakob im Altendorfe vertauschte. Hier starb er 1808, als Emeritus, im 82sten Lebensjahr, und hinterliefs den Ruf eines originalen Mannes, der sich nur in späterer Zeit viel Feinde zuzog

durch seine übermäfsige Lust zu sarkastischen Zerrbildern und Stachelreimen, womit er sogar den *Consul dirigens* nicht verschonte.

Wir kehren nach Nordhausen zurück, wo der sechsjährige Christian Wilhelm Friedrich August W. (so hiefs er vollständig, nannte sich aber abgekürzt anfangs Christian August, dann Christian Friedrich, und seit Göttingen Friedrich August W.) seine Studien im dortigen Gymnasium, anfangs unter dem Rectorat des Polyhistors Joh. Andr. Fabricius fortsetzte. Dieser abgelebte Grämling, in einer schlechtgekämmten Allongeperücke, und angethan mit einem graustreifigen Kaftan, an welchem eine lange Peitsche hing, durchwanderte, ein wahrer Popanz, die Gänge und 7 Klassen des klösterlichen Schulgebäudes, unaufhörlich warnend vor den *nefandis libidinibus* und den *linguis novitiis*. Im 9ten Jahr Mitglied der 2ten Klasse, die mehrere Lectionen gemeinschaftlich mit der ersten hatte, genofs W. noch den Unterricht dieses greulich-gelehrten Mannes, der sich leider so wenig darauf verstand, als auf Schulzucht. Zum Glück für W. und die Anstalt überhaupt starb er bald, und ward durch Joh. Conrad Hake ersetzt, einen vortrefflichen Lehrer, voll von Jugendkraft und Kenntnissen, der den vielversprechenden Knaben nicht allein gründlich in das Studium der alten Sprachen einleitete, sondern ihn auch die Muttersprache einigermafsen kennen und achten lehrte, und durch ungehinderten Zutritt zu ihm aufser den Lehrstunden den unermüdlichen Privatfleifs, der ihn bisher fast ganz beschäftigt hatte, regelte und unterstützte. Fast völlig Autodidakt, lenkte Hake auch W. unvermerkt auf diesen Studienweg, der dem Knaben bald wieder allein übrig blieb, da auch Hake schon nach 9 Monaten seit dem Antritt des Rectorats starb, ein Opfer aufserordentlicher Nachtwachen. Jetzt, in der Schule durch ungeschickte Lehrer nur hingehalten und gelangweilt, studirte W. oft ganze Tage daheim, nach einem gewissen Plan, safs halbe Nächte hindurch bei seinen Büchern, und schritt, geleitet durch natürliches Talent und Hake's Hindeutungen, unaufhaltsam fort auf der Bahn, die er bereits im 11ten Lebensjahr unwiderruflich gewählt hatte. Nur im 12. und 13ten machte sich das Naturgefühl einmal Luft; der durch geistige Anstrengung geschwächte Körper suchte Erholung, und so ward W. anderthalb Jahre lang einer der wildesten Buben, der die Studien liegen liefs, und, trotz aller Ermahnungen der Eltern, und trotz des bösen Rufs in der Stadt, seine Zeit mit Ballspielen und

Herumlaufen hinbrachte. Endlich bekam der Vater wieder Gewalt über ihn, und ein Lehrer, der Musikdirector Frankenstein, ein roher Diamant, dessen Jugendkraft nur durch Armuth niedergedrückt worden war, gab seiner Wifsbegier neuen Stoff durch die Kenntnifs moderner Sprachen, wozu er ihn, so gut er dessen fähig war, einleitete. So lernte W. zu Hause Französisch, Italienisch, Spanisch, dann auch Englisch und Holländisch. Frankenstein lud ihn auch zu sich ein; aber da fand der potenzirte Gymnasiast Horazens *cantor Tigellius*, einen epigrammatischen Trunkenbold und Wüstling, der alle Stadtgeschichten in Reimen aus dem Stegreif durchhechelte, und selbst die Väter der Stadt zittern machte. Dieser Mann ward unserem W. für neuere Literatur Das, was ihm Hake für die klassische gewesen war. Im Französischen las er am liebsten Voltaire, soviel sich von ihm auftreiben liefs; dann kamen Molière's Avare, Misanthrope, Tartuffe und Femmes savantes an die Reihe. Mehr noch aber zog das Italienische an, besonders als von Bianca Capello der Uebergang zu Tasso gemacht wurde. Aus diesem mufste Wolf ganze Canti auswendig lernen und deklamiren. Auch that er es mit Freuden, und ward von der lieblichen Sprache so angeregt, dafs er seine ersten Verse in ihr machte; eine Beschäftigung, die er in der Folge, wie es scheint, ganz aufgab, wenn man die metrischen Uebersetzungen aus Aristophanes, Horaz und Homer ausnimmt.

So studierte er zurückgezogen 4 Jahre lang fort, und, diesem Hange sich, seiner Gewohnheit nach, ganz hingebend, nahm er unterdefs weder ein griechisches noch ein lateinisches Buch in die Hand. Nicht nur in der warmen Jahreszeit, sondern auch Winters in einer meist ungeheizten niedrigen Kammer, die sein Museum und zugleich das Schlafzimmer der ganzen Familie war, durchwachte er studierend fast eine Nacht um die andere, stellte, um munter zu bleiben, die Füfse in kaltes Wasser, und verband ein ermattendes Auge, um indefs wenigstens mit dem andern fortzulesen. Seinem eisernen Fleifse kam ein, von Jugend auf geübtes, vortreffliches Gedächtnifs zu Statten; man erzählte sich unter Anderem in Nordhausen, er habe ein ganzes griechisches Wörterbuch auswendig gewufst. Musik trieb er fort, besonders auf Antrieb des Vaters, spielte Flöte, Harfe und andere Instrumente, blieb aber zuletzt bei dem Klavier, auf welchem er grofse Fertigkeit erlangte; auch sang er dazu, erfand selbst Neues, und ging sogar zu dem ersten Organisten Nordhausens, Christoph

Gottlieb Schröter, einem grofsen Contrapunktisten, mit welchem Graun und alle bedeutende Tonkünstler Deutschlands in Briefwechsel standen. Dieser damals schon 70jährige Mann von altdeutscher Art und Sitte plagte den jungen Literator mit Zahlen und musikalischen Rechnungen: denn W. war, wie Gibbon, ganz unempfänglich für Mathematik, die er neben dem klassischen Alterthum zu trocken und schwierig fand; ja, uneingedenk Plato's, der keinen ἀγεωμέτρητος in der Akademie duldete, fafste er sogar das Vorurtheil, je fähiger ein Kopf für diese Wissenschaft sey, desto unfähiger sey er für alles andre, auch das Herrlichste. Dagegen hörte er den alten Meister gern über alte Griechenmusik; auch sah er bei ihm zuerst Meibom's *Musici graeci*. Aufser diesen 2 Lehrern hatte er damals nur noch einen im Hebräischen, einen nicht ungeschickten Juden, der ihm die Anfangsgründe dieser Sprache beibrachte, von der kaum halb so viel übrig ist, als von dem einzigen Cicero. Die Zeit, die eigenes Studieren ihm übrig liefs, benutzte er dazu, selbst einige Mitschüler in den vo Frankenstein wie im Fluge erlernten Sprachen zu unterrichten und verwandte das dafür eingehende geringe Honorar zu Bücherkauf.

Bald jedoch nahm sein Geist wieder die ursprüngliche Richtung, besonders seit einige verdienstvolle Prediger Nordhausens und der Arzt Dr. Pezold ihm ihre Bibliotheken eröffneten, die meist aus einigen tausend Klassikern bestanden. In diesen Schätzen schwelgte er nun, las, excerpirte, machte Register, arbeitete zugleich oft, mit Erlaubnifs des Vorstehers, in der Schulbibliothek, und versäumte keine Gelegenheit, auch zu andern Sammlungen sich Zutritt zu verschaffen, um seine Bücherkenntnifs zu vermehren. Besonders gehörte dahin die reiche Bibliothek Leopolds, damaligen Collaborators am Pädagogium in Ilfeld, wo eine Pathe W.'s wohnte, die ihm dessen Bekanntschaft erwarb. Leopold, späterhin sein College, gewann den hoffnungsvollen Jüngling lieb, und erlaubte ihm auf Wochen und Monate alle vorzügliche Ausgaben der Griechen und Römer, die er irgend entbehren konnte. So wanderte denn mit ihm regelmäfsig ein Paar Mal monatlich bald der Vater, meist aber die Mutter, von der Hausmagd begleitet, die einen Korb trug, nach Ilfeld, um Bücher zu holen, deren sie oft an 20 heimbrachten, und darunter voluminöse, wie Barne's Euripides, den W. hier zuerst kennen lernte und sich durch den Augenschein überzeugte, dafs man nicht 3 Stücke, wie der Nordhauser Conrector behauptete, son-

dern noch 19 von diesem Tragiker besitze. Die Unwissenheit solcher Lehrer, die eigentlich zur Kanzel hinarbeiteten, und den Schuldienst nur als eine beschwerliche Stufe dazu ansahen, verleitete ihm und den bessern Primanern die Schule, aus der W. endlich ganz wegblieb.

Um diese Zeit ward er bei Gelegenheit einer Tanzgesellschaft mit einer deutschen Aspasia bekannt, einer jungen Wittwe, die sowohl durch körperliche Reize, als durch ihre Kenntniſs der Musik und neuerer Literatur die Neigung des Jünglings fesselte, und ihm gegenseitig ihre Gunst schenkte. Durch sie lernte er zuerst Wielands Musarion kennen, die einst der besorgte Hake ihm confiscirt hatte; desgleichen Klopstocks Oden, die sie theils deklamirte, theils nach Gluck's Musik zum Klaviere sang; auch die Messiade lernte er näher kennen durch diese treffliche Frau, die leider schon nach anderthalb Jahren an der Auszehrung starb.

Endlich fand man W. reif, ja überreif, zur Universität, und voll der schönsten Hoffnungen eilte er nach Göttingen, um zu den Füſsen des berühmten Heyne philologische Weisheit zu lernen. Ein Brief Leopold's führte ihn bei ihm ein; aber Heyne war erstaunt, ihn in dem Schulzeugniſs blos als Studiosus Philologiae bezeichnet zu sehn. Die Philologie, bemerkte er mit grämlicher Miene, sey bis jetzt noch kein eigentlich akademisches Studium; Theolog, Jurist oder Mediciner müsse man seyn, und von diesen *litterulis vulgo sordentibus* nur, wenn man Lust habe, *nonnihil* dazuthun. Komme günstige Gelegenheit oder Beruf, so könne man mehr Zeit darauf wenden. So habe er selbst es gemacht, und ein anderer Weg sey hier nicht. Ja sogar die meisten philologischen Aemter seyen Hungerstellen. Da lägen Briefe von Rectoren und Conrectoren, die an den Strang dächten *ob curas culinarias.* Von Magistraten und Scholarchen sey nichts herauszupochen. W. bemerkte dagegen die Wohlbeleihtheit wenigstens einiger Rectoren, die er kenne. Allein der ehrliche Heyne gab nicht nach. Sogar den Professoren gehe es ja wenig besser. Und als nun W. die groſse Geistesfreiheit des Philologen rühmte, den niemand um abweichende Meinung verketzere, wie den Theologen, fuhr er mit der Frage heraus: *ubi in hac vita est libertas? obruitur ea quotidie a plurimis et stultis, quorum in nos potestas est.* Ueberall müsse man erst gehorchen lernen, ehe man von Freiheit spreche. Jedoch unser Studiosus lieſs sich nicht irre machen, sondern antwortete, er sey zwar arm, wolle

aber doch bei diesem angenehmen Fach bleiben, wo wohl noch mancher Lorbeer zu brechen sey. „Aber Brod, Brod!“ rief H. „Das geben höchstens sogar 4 oder 6 Professuren in ganz Deutschland.“ „„Nun,““ versetzte Wolf, „„um eine von diesen Professuren will ich mich bewerben.““ Da lachte H., und versicherte ihn jetzt, Alles, was er gesagt, sey wohlgemeint; freute sich, aus Leopold's Brief einen so vorbereiteten Jüngling kennen zu lernen, und erkundigte sich nach seiner bisherigen klassischen Lectüre. W. nannte eine gute Anzahl von Schriftstellern. Das war Jenem wieder ein Stein des Anstofses. »Viel zu viel,« hiefs es; „*praestat perpauca, sed multo cum labore, perlegere.*“ Doch befriedigte ihn der Unterschied, den unser Student zwischen statarischem und cursorischem Lesen machte, und so entliefs er ihn denn ohne weitere Prüfung mit dem Troste, Fleifs unterstütze er gern; W. dürfe sich nur zu einem Collegium bei ihm melden; kosten solle es ihm nichts.

Unter solchen Auspicien begann der Achtzehnjährige, vom Nordhauser Senat mit guten Stipendien bedacht, im April 1777. sein akademisches Studium, das indefs eigentlich nur Fortsetzung seiner bisherigen Weise war. Denn auch hier fand er kaum 2 oder 3 Männer, deren Vorlesungen er nicht über eine anziehende Arbeit oder ein neues Buch völlig vergessen hätte. Er war und blieb eigentlich Autodidakt, hielt sich meist in der Universitätsbibliothek auf, und hörte selbst Heyne's Collegium über die Ilias, die er cursorisch in Einem Semester las, nur bis in die fünfte Woche. Natürlich befremdete Dies den von aller Welt gepriesenen Lehrer, und er liefs den selbstgenügsamen Studiosus seine Empfindlichkeit fühlen, indem er ihn im nächsten Semester von einem Privatissimum über Pindar ausschlofs, unter dem Vorwande, dazu hätten nur *longe provectissimi* den Zutritt. Zwar erbot sich W. zu einer Prüfung im Griechischen; allein Jener erwiederte darauf so gut als nichts, und so entstand schon damals zwischen diesen zwei verdienstvollen, aber höchst verschiedenartigen Männern jene Spannung, die, bald stärker bald schwächer, ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Doch es ist Zeit, diese charakteristischen Bemerkungen und Auszüge abzukürzen. Festen Schrittes hatte jetzt Wolf den Weg gefafst, den er Zeitlebens verfolgen sollte. Die einzelnen Stationen dieser glänzenden Laufbahn sind bekannt. So ward er, zum Theil durch Heyne's Empfehlung, zuerst 1779. aufserordentlicher Lehrer in Ilfeld; 2 Jahre darauf Rector in Osterode,

wohin er seine Braut, die schöne Tochter des Justizamtmanns Hüpeden im benachbarten Neustadt, führte; und, neben seinem Lehrertalent, durch die geschmackvolle Ausgabe von Platon's Symposion mit deutschen Einleitungen und Erklärungen dem preussischen Minister von Zedlitz durch Dr. Biester und andere gescheidte Rathgeber noch ungleich mehr als durch die frühere schulgerechte der hesiodeischen Theogonie empfohlen, trat er schon 1783. eine Professur in Halle an. Hier hatte er endlich Gelegenheit, seine grofsartige Uebersicht der philologischen Wissenschaften und die ausgebreitete Kenntnifs ihrer einzelnen Theile, belebt durch anziehende Darstellung, vor einem grofsen Auditorium zu zeigen. Dieses Fach hob sich durch ihn aus der bisherigen Unbedeutsamkeit; bald setzten die Studenten, die gewohnt waren, nur ein Biennium auf ihre Brodstudien zu wenden, das 3te Jahr hinzu, um auch W. zu hören; aufser Inländern strömten Schweizer, Franzmänner, Britten herbei, und der Ruf der Universität überhaupt hob sich augenscheinlich.

Der Anmuth seines mündlichen Vortrages vielleicht etwas zu sehr vertrauend, dachte W. im Ganzen wenig an Schriftstellerei, ja *κύδεϊ γαίων*, wie Homer sagt, schätzte er sie gering, und fand sich daher durch die Unterbrechung seiner akademischen Thätigkeit nach der französischen Besitznahme Preufsens 1806. höchst unglücklich. Er klagte Dies seinem Freunde Göthe, und führte Quintilians bekannte Aeufserung im 10. Buch an: *Excitat, qui dicit, spiritu ipso; vivunt omnia et moventur; excipimusque nova illa, velut nascentia, cum favore ac sollicitudine.* Der grofse Dichter sang ja auch selber:

„Ach wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf Weifs, das Lied mich an!"

Dennoch munterte er jetzt W. unbedingt zum Schreiben, ja zum Vielschreiben, auf. »Neue Betrachtungen treten ein,« schrieb er ihm am 28. Nov. des verhängnifsvollen Jahrs; »wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wohl natürlich, dafs wir uns, wenigstens einigermafsen, neu bedingen lassen. — Fassen Sie nun den Entschlufs, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch werkhafter seyn als manches andere. Warum wollen Sie nicht sogleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein Paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirkt, und

diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie Sich noch recht entschlossen. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, dafs aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist: denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. — Sie haben die Leichtigkeit, sich mitzutheilen, es sey mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen gröfsern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bei der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch ist die beste Vorlesung oft ein glückliches Inpromptu, eben weil der Mund kühner ist, als die Feder. Aber es tritt eine andere Betrachtung ein: die schriftliche Mittheilung hat das grofse Verdienst, dafs sie weiter und länger wirkt, als die mündliche, und dafs der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Modell umzubilden, als der Zuhörer das Gesagte. Da Ihnen nun jetzt, mein Werthester, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, versagt ist, warum wollen Sie nicht sogleich die andere ergreifen, zu der Sie eben so grofses Talent und einen beinah reicheren Stoff haben?« — So tröstete und lenkte der Geistreiche den Geistreichen, der gleichsam aus seinem Elemente gerissen war, indem er ihm einen noch gröfseren Wirkungskreis zeigte. Auch fand sich W. bald nicht unbehaglich darin; und Dies um so mehr, da er ihm schon bisher nicht fremd gewesen war. Denn, seine frühern Schriften nicht zu erwähnen, unter welchen sich aufser den bereits angeführten die Bearbeitung der demosthenischen Leptinea auszeichnet, haben ja seine lang vorbereiteten *Prolegomena ad Homerum* europäischen Ruf erlangt, und alle Freunde von Wissenschaft und Kunst zur Theilnahme und zu gegenseitigen Bestrebungen aufgeregt. Dennoch waren es vielleicht eben diese *Prolegomena*, die ihm das Schreiben verleiteten.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 11. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wolf's Leben und Studien von Körte.

(Beschlufs.)

Denn so allgemeinen Eindruck diese Schrift machte, so war er doch zu ungleich, um den Erwartungen Wolf's, wiewohl sie nie allzuhoch gespannt waren, zu entsprechen. Zwar verkannte Niemand den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit und die Combinationsgabe des Verfassers; auch gaben die Meisten einen Hauptpunkt der Untersuchung zu, nämlich den spätern Gebrauch der Schreibkunst. Aber was W. eben so sicher hingestellt zu haben sich schmeichelte, die Nichteinheit Homer's (er nahm wenigstens vier Verfasser der homerischen Gedichte an. W.'s Leben, 1. Bd. S. 307.), wie grofsen und verschiedenartigen Widerspruch fand sie nicht von Kennern, besonders ältern, während jüngere und vor allen W.'s zahlreiche Schüler, geblendet von des Meisters glänzender Dialektik, die auffallende Hypothese wie ein Evangelium aufnahmen! Nur Weniger, z. B. Herder's, Aeufserungen darüber waren zweideutig. Alle Andern sprachen höchst bestimmt, und manche leidenschaftlich, dafür oder dagegen. Launig rief Göthe:

„Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerrifs, nehme sich jede ihr Stück."

Aber wie ernst eiferte Kästner:

„Homer, den Liebling des Apoll,
Las man Jahrhunderte hindurch bewundrungsvoll;
Kaltkritisch wird nunmehr gelesen,
Was darthut, er sey nie gewesen."

Schiller gar fand den Gedanken an rhapsodische Aneinanderreihung und verschiedenen Ursprung der homerischen Gedichte barbarisch. Wieland ironisirte gegen W. selbst am 26. April 1795. (Wolfs Leben, 2. Bd. S. 220.): »diese Kritik mufs uns armen Spätlingen in der epischen Dichtkunst sehr schmeicheln, weil doch nun der alte Sänger auf einmal seinen Heiligenschein verliert, und wird wie unser Einer.« Trocken aber setzte er hinzu: »Psychologisch zwar kann ich es mir sehr gut denken, dafs Homer progressiv und nach und nach die 2 Epopeen nach

dem vorhandenen Plane zusammengesetzt habe. So entstand mir Oberon. Ich hatte die ihm zum Grunde liegende Fabel als faktische Ueberlieferung im Kopf. Nun war Dies in meiner Seele wie ein organischer Keim, der nach und nach immer mehr Sprossen und Blüthen aus sich hervortrieb. Ich habe nie einen eigentlichen Plan dazu entworfen, wie etwa Maler sich eine Skizze zu einem historischen Gemälde vorzeichnen. Ein dunkles Gefühl leitete mich von Einem zum Andern, und die genetische Dichterkraft wirkte so lange fort, bis Alles in einander griff und zu einem Ganzen verschmolz. Warum sollt' es mit dem homerischen Erzeugniſs nicht ebenso gegangen seyn?« Wolf erwiederte, jeder Schöpfer eines Kunstwerks müsse sich nach der Empfänglichkeit seines Zeitalters richten, und das Homer's habe durchaus eine so künstlich durchflochtene Composition nicht gefaſst. Aber der Dichter-Veteran gerieth über diese Aeuſserung fast in Zorn, und sagte nicht ohne jenen Stolz der Künstler, die nur ihres Gleichen als Richter anerkennen, »es scheine ihm doch erstlich sehr anmaſsend, einen Genie-Messer, wie einen Nil-Messer, bestimmen und die trefflich organisirten Ionier da hinein zwängen zu wollen. Dann habe es zu jeder Zeit privilegirte Köpfe gegeben, die ihren Zeitgenossen vorangeeilt und erst von der folgenden Generation ganz gefaſst worden. Zum Beweise führte er Hallers Gedichte an, die bei ihrer ersten Erscheinung den Gottschedischen Wasserschluckern unverständliche Dithyramben geschienen, 20 Jahre nachher aber das Lieblingsbuch jedes Gebildeten gewesen wäre« u. s. w. Auch Göthe, der gerade an der Achillaïs arbeitete, schrieb dem kühnen Kritiker, bei Zusendung des Wilhelm Meister, mit groſser Feinheit: »Vielleicht sende ich Ihnen bald mit mehrerem Muthe die Ankündigung eines epischen Gedichts, in der ich nicht verschweige, wie viel ich jener Ueberzeugung (er meinte die Wolfische in den Prolegomenen) schuldig bin, die Sie mir fest eingeprägt haben. Schon lange war ich geneigt, mich in diesem Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, ist die Kühnheit geringer, sich in gröſsere Gesellschaft zu wagen, und den Weg zu verfolgen, den uns Voſs in seiner Luise so schön gezeigt hat.« Alles theoretischen Urtheils enthielt er sich; kehrte aber auch gar oft ganz zu seinem alten Glauben zurück (m. s. Göthe's Briefwechsel mit Schiller, die Briefe vom 27. April, 2. Mai und

16. Mai 1798.), und begeisterte sogar den jugendlich rüstigen K. E. Schuharth zu den »Ideen über Homer und sein Zeitalter,« die keinen unwürdigen Platz gegenüber von Wilh. Müller's »homerischer Vorschule« einnehmen. W. ertrug mit vieler Ruhe diesen Streit und Widerstreit des Dichter und Kunstfreunde, die kaum im Stande waren, seine Gründe, wenigstens in ihrer Gesammtheit, wovon er die Hauptwirkung erwartete, zu wägen: er hatte Dies vorausgesehn. Kränkender war der Widerspruch einiger Wissenschafter und Männer vom Fach, wie des Homeriden Vofs, der sich jedoch mehr zu jener ersten Klasse hielt; besonders aber Heyne's, der überdies, wie Herder, seine Originalität zu benagen schien; Payne Knight's und der englischen Reisenden mit ihrer modernen Autopsie, woraus sie Homers Lebenszeit zur Zeit der Eroberung Troja's beweisen wollten; Mongé's, der 1811. W.'s Aufnahme in das *Institut de France* verhinderte, als eines Mannes, „qui n'à écrit que des paradoxes, qui a douté de l'existence d'Homère (W.'s Leben, B. 2. p. 127.);" Villoison's, der die Venetianer Scholien wegen dieses ihm unverhofften Ergebnisses verwünschte; und besonders Dessen, dem das controverse Buch so zutraulich gewidmet war, des „*principis Criticorum*" *Ruhnkenii*, der sogar über Wolf's Disputation gegen das Alter der Schrift ihm Dieses schrieb: *dum lego librum, assentior; cum posui librum, omnis illa assentio elabitur.* Wie wenig tröstete ihn dafür Fichte's Versicherung, dafs er auf dem Wege philosophischer Construction zu demselben Resultat über Homers Dichtungen gelangt sey! (Daselbst, S. 309, 310.) W. nahm diese Zustimmung und Anerkennung für einen „artigen Scherz," und scherzte wiederum in seiner Weise. „Es habe Völker gegeben," sagte er, „von welchen nur noch die Namen in alten Lexicographen vorkämen. Wie schön werde es seyn, wenn Fichte die Geschichte dieser Völker liefere, da er doch dergleichen a priori zu finden wisse."

So schwankte die Sache lange Zeit hin und her, und bis auf diesen Tag ist sie nicht entschieden, wie es von ihrer Schwierigkeit zu erwarten war. Sogar hat man neuerlich Ruhnkenius's hingeworfenen Zweifel aufgefafst, und mit vieler Belesenheit den Ursprung der Schreibkunst höher hinaufzurücken versucht. Allein diesen Forschern können wir des Hrn. Dugas Montbel Worte am Schlufs seiner Anmerkungen über die Iliade entgegensetzen. »Knight," sagt er p. 401, »termine ses notes sur l'Iliade par les observations suivantes: „„Il doit paraître étonnant à ceux qui

nous apportent et nous recommandent si positivement des inscriptions qui auraient précédé les temps homériques et ceux de la guerre de Troie,*) que dans les funérailles de Patrocle et d'Hector, traitées avec tant de soins, tant de détails et de magnificence, que parmi les nombreuses cérémonies consacrées à apaiser leurs ames, et tout les monuments destinés à conserver leur mémoire à la postérité, il n'y ait pas un seul passage qui nous dise que les noms et les actions de ceux qui sont morts, ou les voeux de leurs parents, ont été inscrits sur des pierres sépulcrales, ni même qui fasse allusion à cet usage. C'était pourtant en pareille circonstance qu'on aurait naturellement employé ces sortes d'inscriptions, si elles n'eussent pas été totalement ignorées.“ **) „Cette objection contre l'écriture à l'époque des premiers chants homériques me paraît être d'un grand poids. En effet, l'écriture lapidaire n'est-elle pas le meilleur moyen de protéger la mémoire de ceux qui nous furent chers, au lieu de placer sur leur tombe un instrument pour désigner quelle fut leur occupation ou leur emploi, comme fait Ulysse dans l'Odyssée,***) qui place une rame sur le tombeau d'Elpénor? D'un autre côté, si l'on veut qu'un tel usage ait existé du temps d'Homère, comment admettre que le poète, historien si fidèle dans les moindres détails, n'en ait pas dit un mot? Cette observation n'est point échappée à Wolf, qui dit dans ses Prolégomènes:†) „Il n'existe dans Homère aucun vestige de l'art d'écrire, aucun indice des plus legers commencements de la véritable écriture .... aucun mot, ni de *livres*, ni de *lettres*. Dans tant de milliers de vers, il n'y a rien qui ait rapport à la lecture; tout se rapporte à l'audition. Aucun pacte, aucun traité, si ce n'est devant témoins; aucune tradition des choses anciennes, si ce n'est par la mémoire, la renomée ou d'autres monuments non écrits ... aucun titre sur les cippes ni sur les tombeaux dont il est parlé de temps en temps; aucune sorte d'inscription, aucune médaille, aucune monnaie, aucun usage de l'écriture, soit dans les affaires domestiques, soit dans les relations sociales.“ „Voilà, ce me semble, une réponse assez satisfaisante à l'observation de Clavier,

---

*) Ceci a rapport aux inscriptions de Fourmont.

**) Knight, Not. ult. in Iliad. ω'.

***) Odyss. μ', 15.

†) Proleg. ad Hom. p. 88 — 89.

qui pense que le silence d'Hom. ne prouve rien contre l'écriture à cette époque si l'on n'établit pas qu'il ait eu l'occasion d'en parler.« *)

Wenn dieses Werk früherer Zeit, da W.'s Rede in voller Kraft wirkte, vereinzelt dasteht, so häuften sich dagegen nun, da er verstummt war, seine Schriften. Wer das von Hrn. Dr. Körte gelieferte, höchst genaue Verzeichnifs derselben, sowie der hinterlassenen Handschriften W.'s, welche, mit Ausnahme der Briefe, käuflich bei ihm zu erhalten sind, durchläuft, mufs über die geniale Beweglichkeit dieses Geistes erstaunen. Neben- und hintereinander bearbeitete er, bald deutsch, bald lateinisch, klassische Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Grammatiker, Philosophen, und erläuterte, aufser einzelnen Lieblingsschriftstellern, Archäologie, griechische und römische Länderkunde, Chronologie und andere Theile der Alterthumswissenschaft, deren Bild ein von ihm gegründetes Journal in grofsen Umrissen entwarf. Zugleich wirkte er nach hergestelltem Frieden, zur Würde eines königl. geh. Raths erhoben, auch als Schulaufseher, sowie als Mitglied der neugestifteten Universität und der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Der Umfang seiner Unternehmungen und Arbeiten, besonders der schriftstellerischen, war in der That zu grofs für Eines Mannes Kraft. Daher vereinigte er sich zu manchen derselben, z. B. zu Ausgaben Platon's, wie der Stand der Wissenschaft sie forderte, mit jüngern Talenten, besonders aus dem vormals unter seiner Aufsicht so schön blühenden philologischen Seminarium zu Halle, dessen Mitglieder ihm schon früher zur Hand gegangen waren, wie unter andern der, ehrenvoll von ihm erwähnte, Bredow bei den Prolegomenen. Dieser Faust bedurfte nothwendig seines Wagner: denn so geschickt er Bahnen vorzeichnete, so verdrossen war er, sie selber Schritt vor Schritt zu durchwandern. Dazu brauchte er, wie er wohl scherzhaft zu sagen pflegte, sanftwandelnde Genossen. W. hatte jetzt den Culminationspunkt seiner Gröfse erreicht; er sah hinter sich eine lange, ruhmvoll durchlaufene, Bahn. Wäre es ein Wunder, ein Verbrechen gewesen, wenn auch dieser rüstige Geist auf so ungewöhnlicher Höhe geschwankt, und, den

*) Hist. des prem. temps de la Grèce, t. 3. p. 5. 2e édit. Consultez les observations sur le vers 175. du 7. ch. de l'Iliade, dans lequel il est question d'une circonstance où l'usage de l'écriture était indispensable, si elle avait été connue.

den Grund, auf welchem er stand, verschmähend, in die Wolken gegriffen hätte? Jeder schlage an seine Brust! Wir wenigstens verdammen W. nicht, wenn er vielleicht manchmal jene Genossen unter ihrem Werth schätzte. Solche Ausbrüche des innigsten Selbstgefühls mufsten die Erinnerung an grofse Verdienste, theils um die Wissenschaft, theils um die ihrer Meinung nach Heruntergesetzten selbst, nicht vertilgen. Auch hätten sie wohlgethan, den über ihnen schwebenden Adler immer zu fürchten. Dr. Goldsmith pflegte zu sagen: »Mit Jedermann Streit, nur mit *dem Doctor* nicht!« So nannte er vorzugsweise den Doctor Johnson, dessen Gelehrsamkeit, Witz und Sprachkraft er fürchtete. W.'s, zum Theil an seinem Busen erwärmte, Nebenbuhler erhoben sich keck wider ihn, Schwer- und Leichtbewaffnete; aber wie kamen sie heim? Meist wie der arme Deïphobus, *laceri crudeliter ora.* Einige erlegte er selbst, und Dr. Hörte hat ihre Leichen auf W.'s, wie eines homerischen Heros, Holzstofs geworfen. Auch einige Lebende hat er *à la Achille* mitgefafst zu Todtenopfern, und sie ringen noch um ihr Leben.

Lafst den Vorhang vor dieser Scene fallen, und schreibt, welcher Farbe ihr auch seyd, ohne Hafs, ohne Neid an W.'s Ehrensäule: *Quaesitam meritis sume superbiam!*

F. H. Bothe.

Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen und mit besonderer Rücksicht auf die polytechnische Schule zu Karlsruhe; von Dr. C. F. Nebenius, Grofsh. badischer Staatsrath, Director des Ministeriums des Innern, Vorstand der Gesetzgebungs-Commission und Curator der Universität Heidelberg; Commandeur des Grofsh. bad. Löwenordens und des Grofsh. Hess. Ludwigsordens. Karlsruhe 1833. *XV und* 204 *S.* 8.

Nach den Gesetzen unseres literärischen Insitutes sollen inländische Schriften nicht kritisch beurtheilt, sondern blos angezeigt werden. Bei dem vorliegenden Werke, welches wir nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen dürften, ohne gegründete Beschwerden unserer Leser zu veranlassen, würde Ref. sich streng an diese Vorschrift halten, wenn er nicht bereits in dieser Zeitschrift mehrmals seine Ansichten über diesen nämlichen Gegenstand bei ungleich minder wichtigen Veranlassungen ausgesprochen hätte, und daher eine Aenderung dieses bisher beobachteten Verfahrens bei dem vorliegenden Werke und den eigenthümlichen

Verhältnissen seines Hrn. Verfs. zur hiesigen Lehranstalt wohl gar Mifsdeutungen veranlassen könnte. Um so weniger aber trägt Ref. Bedenken, in einigen Puncten, wo ihm die vorliegenden Gegengründe keineswegs genügend scheinen, auch jetzt noch seiner früheren Ueberzeugung getreu zu bleiben, obgleich er dem höheren Standpuncte, aus welchem der Hr. Verf. das Ganze der vorliegenden wichtigen Aufgabe zu überblicken vermag, nur eine individuelle 36jährige Erfahrung des philologischen und physikalischen Unterrichts an einer höheren Schule und an Universitäten, und eine durch Autopsie erlangte Kenntnifs der gröfsten und berühmtesten technischen und gelehrten Hochschulen entgegensetzen kann.

Das Werk handelt vorzugsweise von den technischen Schulen, enthält jedoch zugleich über alle Lehranstalten, nicht sowohl die gelehrten und noch weniger die Hochschulen, als vielmehr über die zur Bildung des Volks im Allgemeinen bestimmten, sehr viel Wichtiges, was allen denen zu empfehlen ist, denen die Sorge hierfür obliegt. Dahin ist unter andern die sehr zu beherzigende, in der gegenwärtigen Zeit höchst wichtige, Aeufserung zu rechnen, wenn es S. VII. von einer Reform der Elementarschulen heifst: »sie wird sich vor Allem hüten, die Elementarschule von ihrer treuesten und ältesten Pflegerin, der Kirche, loszureifsen, sie wird, den Religionsunterricht als die Hauptgrundlage der Menschenerziehung betrachtend, das religiöse Princip die ganze allgemeine Schulbildung durchwalten lassen.« Dafs aber dieser Zweck nur durch wohlgeprüfte und in jeder Hinsicht tüchtig befundene Lehrer erreichbar sey, die zugleich nicht durch Nahrungssorgen zu anderweitigen störenden und mit ihren wichtigen Berufspflichten nicht wohl verträglichen Beschäftigungen getrieben werden, kann nicht oft genug gesagt werden. Unter den Bürgschaften, die die erforderliche Sicherheit gewähren, dafs die Schulen das Verlangte wirklich leisten, werden öffentliche Prüfungen und wiederholte (unerwartete, setzt Ref. hinzu) Visitationen mehrmals genannt, was mit der Erfahrung auf das Genaueste übereinstimmt; denn je weniger die Schulen beachtet werden, desto mehr gewinnt es den Schein, als seyen sie nur dazu bestimmt, die Eltern für gewisse Zeitabschnitte von der Unruhe ihrer Kinder zu befreien. Ref. knüpft hieran sogleich eine Bemerkung, die sich zunächst auf die sogenannten gelehrten Gymnasien und Lyceen bezieht, aber auch eine allgemeine Anwendung leidet. Es wird jetzt allgemein sehr viel von der Ver-

besserung der Hochschulen geredet, allein es scheinen dabei nur diejenigen den rechten Weg nicht zu verfehlen, welche die Verbesserung der Vorbereitungsschulen damit verbinden, oder jener vorausschicken wollen. Im Allgemeinen darf dabei nicht übersehen werden, was S. 96. in folgenden gewichtigen Worten ausgedrückt ist: »Im Schulwesen läfst sich nicht, wie in manchen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so leicht und rasch organisiren; man mufs an das bestehende Gute das neue Bessere planmäfsig allmählig anzuknüpfen suchen.« Aufserdem ist Einheit und planmäfsiges Zusammenwirken überall zu empfehlen, und da es kein besseres Mittel giebt, zur thätigen und beharrlichen Anstrengung zu ermuntern, als die Aussicht auf selbsterworbene Verbesserung der äufseren Verhältnisse und Erweiterung des Wirkungskreises, so dürfte es auch für die Schulen von gröfstem Nutzen seyn, wenn überall nach früher und noch zum Theil bestehender Einrichtung jede solche Anstalt unter einen einzigen, für das Ganze verantwortlichen Director gestellt würde, dem nicht blos dem Namen, sondern auch der Sache nach die Leitung obläge, und dessen Stelle auch in der Art eine höhere wäre, dafs man zu derselben nur in Folge bewährter Leistungen im Dienste von unten auf durch bevorzugte Versetzungen von einer Lehranstalt an andere gelangen könnte. Ref. zweifelt nicht, dafs hierdurch zugleich einem gewifs nachtheiligen, obgleich ziemlich allgemein herrschenden, Vorurtheile begegnet würde, wonach man einen gelehrten Philologen, als solchen, auch für einen guten Schulmann zu halten pflegt, welches jedoch keineswegs der Fall ist, obgleich ein Schulmann von höherem Range geübter Philologe und allseitig wissenschaftlich gebildet seyn mufs.

Es würde zu weitläuftig seyn, die einzelnen in Menge vorkommenden wichtigen Stellen des reichhaltigen Werkes herauszuheben, und es ist daher zweckgemäfser, den Inhalt desselben im Allgemeinen zu bezeichnen. Die Schrift ist, aufser einer detaillirten Beschreibung der zu Carlsruhe bestehenden polytechnischen Schule und der vielen in der Vorrede enthaltenen lehrreichen Bemerkungen über das Unterrichtswesen im Allgemeinen, in fünf Abschnitte getheilt, deren erster historische Notizen über die Fortschritte des technischen Unterrichts enthalten soll, genauer genommen aber eine verhältnifsmäfsig sehr vollständige Beschreibung der bedeutendsten polytechnischen Schulen rücksichtlich ihrer Einrichtungen und der Lehrgegenstände giebt, woraus Ref., ohngeachtet seiner blos durch den Augenschein und

ohne Benutzung der darüber vorhandenen Statuten von ihm erworbenen Kenntnifs, manche Belehrung entnommen hat, zugleich aber bemerken mufs, dafs Einiges des Mitgetheilten vor der Hand nur noch auf dem Papiere existirt. Der zweite Abschnitt handelt von dem Bedürfnifs technischer Unterrichts-Anstalten und dem Nutzen derselben. Hierin findet der Leser nicht blofse Declamationen, sondern vollständige, auf genaue statistische Thatsachen gegründete, Beweise, dafs die stets zunehmende Bevölkerung, verbunden mit dem fortwährend reger werdenden Verlangen nach Bequemlichkeiten des Lebens eine nicht blos fortschreitende, sondern zugleich auch eine nützliche und durch zweckmäfsigen Unterricht sowohl geregelte, als auch gegen Mifsbrauch gesicherte Erhöhung der Indüstrie nothwendig macht. Man übersieht aus dem Gesagten deutlich, wie der Hr. Verf. von seinem höheren Standpuncte aus das Einzelne wie das Ganze übersieht, und mit warmem Eifer sich für dasjenige interessirt, was am meisten Noth thut. Unverkennbar ist die Sorge hierfür eine wichtige Obliegenheit der Regierung; denn wenn gleich in England Alles nur durch Privaten geschieht und blos die grofsen Unternehmungen im Ganzen unter der Controle des Parlaments stehen, so läfst sich doch die dortige Einrichtung nicht auf das Continent übertragen, weil neben dem dort herrschenden Glanze und Reichthume auch vielseitige Beschränkung und drückende Armuth statt finden, denen ein erleichternder Ausweg in den vielen entfernten Colonieen dargeboten ist, welche dem Continente mangeln. Mit Recht wird es daher S. 61. eine schreiende Ungerechtigkeit genannt, wenn man »die Sorge für die Bildung der productiven Classe vernachlässigen, und mit freigebiger Hand blos die gelehrten Unterrichtsanstalten ausstatten wollte.« Aber auch in dieser Beziehung mufs man sich bei der jetzt herrschenden Ansicht vor einem leicht möglichen Mifsgriffe hüten. Die genauere Kenntnifs der Naturkräfte und ihrer Gesetze, die gegenwärtig eine sichere Grundlage der Gewerbthätigkeit bildet, ist im Ganzen ohne Widerrede das Resultat ruhiger und streng wissenschaftlicher Forschungen; der hohe Nutzen aber, welchen ihre praktische Anwendung gewährt, verleitet manche zu dem Vorurtheile, als habe die Wissenschaft jetzt das Erforderliche geleistet, und komme es blos auf die Anwendung an. Dieser Schlufs ist offenbar falsch, und würde, wäre er früher herrschend geworden, schon jetzt empfindlichen Nachtheil bringen; vielmehr mufs die wissenschaftliche Forschung sowohl im Ganzen, als auch

die des eigentlichen Gelehrten, ununterbrochen und ohne Rücksicht auf den unmittelbar zu erzielenden Nutzen fortgesetzt werden, wie denn der Hr. Verf. selbst p. 52. sehr richtig nachweiset, von welchem unermefslichen Einflusse oft eine anscheinend unbedeutende Entdeckung später wurde.

Die Hauptfrage, wie diesemnach der Unterricht im Allgemeinen zweckmäfsig einzurichten sey, wird in den drei folgenden Abschnitten erörtert, die in systematischer Ordnung zuerst von dem Zusammenhange der technischen Unterrichts-Anstalten mit dem gesammten Unterrichtswesen, dann von den niederen technischen Lehranstalten oder Handwerksschulen, und endlich von den höheren technischen Lehranstalten (den sogenannten polytechnischen Schulen) handeln. Wegen der bündigen Klarheit des Vortrags ist es leicht, eine kurze Uebersicht der aufgestellten Grundsätze zu erhalten, die wir unsern Lesern mittheilen wollen.

Für die ackerbauende Volks-Classe soll sich der Unterricht aufser der Religion blos auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstrecken, die Verbreitung besserer agronomischer Kenntnisse aber durch landwirthschaftliche Vereine geschehen; eine Ansicht, die jeder Sachverständige als richtig anerkennen wird, wobei es jedoch den in guten Seminarien gebildeten Schullehrern unbenommen bleibt, den Kindern der vermögenden Landwirthe besonderen Unterricht in gemeinnützigen Kenntnissen zu ertheilen. Dafs solche niedere Elementarschulen auch in den Städten, und selbst in den gröfsten, vorhanden seyn müssen, versteht sich von selbst; aufser diesen aber sollen dort auch höhere Bürgerschulen, neben den sogenannten gelehrten, bestehen, bestimmt zur höheren Bildung der Bürger oder der gebildeten Mittelclasse, die nicht eigentliche Fachschulen sind, in denen aber alles dasjenige vorgetragen wird, was allgemein wissenswürdig ist, namentlich (S. 71.) Religion, deutsche, französische und lateinische Sprache, allgemeine und Landesgeschichte, Mathematik, populäre Mechanik, Naturgeschichte, elementare Naturlehre, Technologie, Kalligraphie, Gesang. Man gewahrt bald, dafs die Anstalten dieser Art, neben den Gymnasien bestehend, die allgemeine Bildung für Zöglinge, die blos einer solchen bedürfen, vollenden und zugleich für das Studium irgend eines, nicht zu den gelehrten gerechneten, Faches auf gleiche Weise vorbereiten sollen, als die Lyceen für das academische Studium.

Neben den bereits genannten, den elementaren, gelehrten und höheren Bürgerschulen fällt dem Staate noch die Sorge für

die Vervollkommnung der niederen Gewerbe anheim, in Gemäfsheit dessen jede Stadt eine Gewerbsschule haben mufs, welche zunächst für Lehrlinge, namentlich der Baugewerbe, bestimmt ist, und der Natur der Sache nach in sehr engen Grenzen gehalten werden kann. Die Unterrichtszeit beschränkt sich meistens auf den Sonntag und einige wenige Stunden in der Woche, die für die verschiedenen Handwerke so gewählt werden können, dafs sie dem eigentlichen Erlernen des blos Mechanischen den geringsten Abbruch thun. Die Lehrgegenstände sind sehr sachgemäfs elementare Geometrie und Mechanik, Zeichnen, Modelliren und Anleitung zur industriellen Geschäftsführung. Was weiter über die Wahl tüchtiger Lehrer und geeigneter Bücher gesagt wird, verdient sehr berücksichtigt zu werden, auch wird man den triftigen Gründen beipflichten, wonach die Erhaltung dieser Schulen den Communen desjenigen Ortes anheimfällt, wo sie sich befinden, einige Unterstützung aus Staatsmitteln in geeigneten Fällen abgerechnet. Werden solche Anstalten durch die Communen unterhalten, und stehen sie zugleich unter einer aus dieser gewählten Commission, so wird es ihnen an den geeigneten literärischen und technischen Hülfsmitteln nicht leicht fehlen, auch wird dann mehr darauf gesehen werden, dafs an den verschiedenen Orten gerade diejenigen technischen Gegenstände gelehrt werden, die den örtlichen Bedürfnissen am meisten angemessen sind.

Die höheren technischen Lehranstalten können in derjenigen Ausdehnung, die ihnen im vorliegenden Werke vorgezeichnet wird, keine Privatunternehmungen seyn, sondern Staatsanstalten, zu denen jedoch einem Jeden der Zutritt offen steht, ohne dadurch gewisse Bevorrechtungen zuzusichern. In wiefern Letzteres selbst bei den französischen Anstalten im Ganzen nicht ohne Nachtheil ist, wird mit genauer Kenntnifs des Thatsächlichen genügend nachgewiesen. Sowohl die allgemeine technische Vorbereitungsschule, als auch die einzelnen höheren Fachschulen in einer und derselben Anstalt zu vereinigen, ist aus triftigen Gründen sehr rathsam, insbesondere aber sind die letzteren nicht zu vereinzeln, da im Ganzen die Lehrgegenstände die nämlichen sind, und im Wesentlichen bei allen auf Mathematik und Naturwissenschaften zurückkommen; dagegen aber kann die gemeinschaftliche Anstalt eine klassenweise Eintheilung der Zöglinge haben, und diesen einen ihrem Hauptberufe möglichst angemessenen Bildungsplan vorzeichnen, je nachdem sie sich dem Inge-

nieurwesen, der Baukunst, dem Berg- und Hüttenwesen, dem Forstfach, der Landwirthschaft und dem Handelsstande widmen wollen, mit einer besonderen Abtheilung für Pharmaceuten. Wenn gewisse Fächer in ihren höheren Stufen der Kunst angehören, so darf auch diese nicht als Nebensache behandelt werden, da sie obendrein Gelegenheit zur Entwickelung vorzüglicher Naturanlagen darbietet. »Für alle« (heifst es S. 117.), »die neben diesem Unterrichte eine höhere humane Bildung zu erstreben suchen, wird der Lehrplan durch eine Reihe allgemein bildender Curse, namentlich durch einen höheren Sprachunterricht, und durch Vorlesungen über Geschichte, so wie etwa über Psychologie, Ethik und Aesthetik zu sorgen haben. Auch darf es nicht an einem Unterrichte fehlen, der die Zöglinge diejenigen Rechtskenntnisse zu erwerben in den Stand setzt, welche keinem Staatsbürger, der zu den gebildeten Ständen gehört, fehlen sollen. Nicht minder sollte an der höheren technischen Lehranstalt für einen, den Bedürfnissen des gebildeten Gewerbsmannes angemessenen Vortrag über Nationalökonomie gesorgt werden.« Die Wahl der Lehrcurse soll für diejenigen nicht völlig frei seyn, die sich dem Staatsdienste widmen, doch können zur Nachhülfe auch Hospitanten zu einzelnen Cursen zugelassen werden; die Disciplin soll strenger seyn, als auf den Universitäten, jedoch ohne eigentlichen Schulzwang und ohne das Zusammenwohnen der Schüler in einem gemeinschaftlichen Gebäude.

Endlich findet man noch die wichtigen Fragen aufgeworfen, ob die polytechnischen Schulen mit den Universitäten vereinigt, oder die zur philosophischen Facultät gehörigen Lehrfächer von letzteren als besondere Fachschulen getrennt werden sollen. Beides wird jedoch verneint, und zwar Ersteres deswegen, weil ein so frühzeitiger Unterricht und seine fortwährende Richtung auf das Praktische mit der akademischen Einrichtung nicht vereinbar sey, Letzteres, weil dadurch den übrigen Facultäten ihre gemeinschaftliche Vermittlerin entzogen würde. Von grofser Wichtigkeit ist aber eine am Schlufs dieses Abschnittes geäufserte Idee, dafs die polytechnische Schule an junge Männer, welche als Werkmeister, Architekten, bürgerliche Ingenieure, Wasserbaumeister, Maschinisten oder Mechaniker Anstellung suchen, Diplome ertheilen könne, mit dem Zusatze: „dafs eine besondere, strenge und öffentliche Prüfung, welche der Ertheilung solcher Diplome vorausgehen mufs, eine bessere Garantie darbiete, als die Prüfung

der Zünfte, unter dem Einfluſs bald der Gunst einer zahlreichen Verwandtschaft, bald der Chikane, welche die Besorgniſs einer lästigen Concurrenz in Bewegung setzt.«

Ref. hat die Ansichten des Hrn. Verfs. genau, wo es möglich war selbst wörtlich, mitgetheilt, und zweifelt keinen Augenblick, daſs sie in der gegenwärtigen Zeit, wo die Sorge für die Verbesserung des Unterrichts die höheren und höchsten Behörden ernstlich beschäftigt, eine sehr allgemeine Beachtung finden werden; um so nöthiger aber scheint es, ihnen einige Bemerkungen hinzuzufügen, die Ref. nach seiner individuellen Ansicht und in Folge vieljähriger Beobachtungen gerne den Sachverständigen zur Prüfung empfehlen möchte.

Vor allen Dingen gehört hierher ein Ueberblick dessen, was Deutschland bisher rücksichtlich der Wissenschaften geleistet hat, und des Standpunctes der Gelehrsamkeit im Allgemeinen. Aus mehreren Gründen, die Ref. schon früher (Jahrb. 1833. No. 34.) entwickelt hat, verdankt unser Vaterland die ihm vom Auslande willig dargebrachten Beweise der Achtung hauptsächlich der anhaltend stattgefundenen Vereinigung aller wissenschaftlichen Disciplinen auf seinen Hochschulen, die mit Recht wegen der eigentlichen *universitas literarum et artium* Universitäten genannt werden. Je gewisser dieses ist, um so sorgfältiger muſs erwogen werden, ob dieser Zustand noch fortdauern wird, wenn sie dieses zu seyn aufhören, indem neben ihnen Lehranstalten bestehen, auf denen gleich tiefe und für die Staatsdienste nicht minder bedeutende wissenschaftliche Disciplinen gelehrt werden. Der Hr. Verf. sagt S. 71: »Kein Gebildeter sollte die übersichtliche Kenntniſs der verschiedenen Gewerbe, ihrer Verrichtungen, ihrer Bedürfnisse an Rohstoffen und ihres Ineinandergreifens u. s. w. entbehren.« Woher sollen aber alle diejenigen, die sich als Juristen oder Kameralisten dem Staatsdienste widmen, diese jetzt allerdings nothwendige Erweiterung ihrer Kenntnisse erhalten? Sollen sie auſser der Universität noch eine polytechnische Schule besuchen, und entsteht hieraus nicht statt einer *universitas literarum* eine *diversitas?* Wir wollen aufrichtig seyn, und offen bekennen, was sich doch einmal nicht in Abrede stellen läſst, denn nur auf diesem Wege ist eine zweckmäſsige und sichere Vertauschung des Schlechteren mit dem Besseren zu erwarten.

Die Universitäten haben viel geleistet, denn sie sind die Pflanzschule nicht blos der Gelehrsamkeit, sondern der geistigen Bildung überhaupt, die allezeit sogar bei rohen, wie viel mehr

also bei cultivirten, Völkern im hohen Ansehn standen. Eben wegen dieser mit Recht erworbenen hohen Achtung wagt man sie nicht anzutasten, fühlt aber dennoch, dafs sie nicht mehr das sind, was sie früher waren, und will daher Surrogat-Anstalten einrichten, die den Mangel ergänzen sollen, und dieses sind die höheren polytechnischen Schulen. Hierbei ist es aber hochwichtig, in Voraus die Frage aufzuwerfen, ob sich auf diesen nicht gleich im Beginnen eben diejenigen Fehler einschleichen werden, die man den Hochschulen zum Vorwurfe macht. Ref. ist entschieden dieser Meinung, und will zu ihrer Unterstützung blos die Frage aufwerfen, ob die Schüler der École polytechnique zu Paris trotz ihrer Casernirung ruhiger waren, und namentlich weniger an der Politik Theil nahmen, als die der deutschen Hochschulen? Die Frage kann nur auf eine einzige Weise beantwortet werden, und es findet blos der Unterschied statt, dafs jene öffentlich dafür gelobt, diese aber bitter getadelt wurden. Weitere Beweise beizubringen dürfte aus mehrfachen Gründen nicht räthlich seyn; besser scheint es dagegen, die Universitäten nach ihrer eigentlichen Wesenheit näher zu beleuchten.

Ursprünglich und eine geraume Reihe von Jahren hindurch waren die Hochschulen der einzige Sitz der höheren wissenschaftlichen Bildung, die angestellten Lehrer hatten durch anhaltenden Fleifs und fortdauernde hohe geistige Anstrengung die in den wenig zugänglichen Quellen enthaltenen Wahrheiten in ihren Heften gesammelt, und dictirten diese ihren Schulern, die sie auf keine andere, oder mindestens auf keine leichtere Weise zu erhalten vermochten, als durch den Besuch der Vorlesungen und das Nachschreiben in denselben, weswegen die Collegienhefte ein grofser Schatz waren. Wer Bildung suchte, konnte sie nur auf den Universitäten finden, wo die Fülle der Wissenschaft und das Beisammenseyn junger Männer gebildeter Familien aus den entferntesten Ländern, die zu besuchen damals überall die Mittel fehlten, diese höhere Bildung auch denen gaben, die nichts weniger als mit grofser Anstrengung sich darum bemühten; und so ragte jeder Studierte der Idee und meistens auch der Wirklichkeit nach über die Mitglieder aller übrigen Stände hervor. Aber die Verhältnisse änderten sich, theils indem die Mittel der geistigen Bildung durch allgemeine Verbreitung der Literatur und erleichtertes Reisen Jedermann zugänglich wurden, theils weil die neue Gestaltung der Dinge überall das Streben nach praktischem Nutzen herbeiführte. Allerdings lag von jeher das Prak-

tische im Kreise der akademischen Studien, nur nicht das technisch Praktische, das Bestreben, jede Wissenschaft möglichst tief zu erforschen, verleitete zur Beibehaltung der ererbten Sitte, mit dem Alten anzufangen, und darüber manches Neue zu vernachlässigen, und so wurde allmählig das Vorurtheil begründet, dafs Gelehrsamkeit mit Mangel an praktischer Gewandtheit nothwendig verbunden seyn müsse, welches alles in den S. 83. angeführten Worten Brougham's liegt: „dafs in unsern Zeiten die Gelehrsamkeit nicht mehr, wie sonst, verächtlich auf die Menge herabblickt, und allein das Vorrecht der Unsterblichkeit zu gewähren glaubt.“ — Umgekehrt; die Menge mit ihren, oft sogar durch leichte Praxis gewonnenen, materiellen Vortheilen blickt verächtlich auf die Gelehrten, die gewinnlos ihr ganzes Leben hindurch sich abmühen. Dennoch aber wollen wir wünschen und hoffen, dafs gründliche Gelehrsamkeit, möge sie gerichtet seyn auf welchen Zweig man wolle, stets an sich und um ihrer selbst willen die gehörige Achtung finde.

Ein zweiter Umstand hat neuerdings den deutschen Universitäten bedeutenden Nachtheil gebracht. Diese edlen, von jedem Unkraut sorgfältig rein zu haltenden, zwar kräftigen, aber zarten, nur bei milder Pflege und im Schatten gedeihenden Pflanzungen sollen im hellen Sonnenlichte schimmern; und welchen Glanz sollen sie zurückstrahlen? — den der gröfstmöglichen Frequenz. Ref. hat schon bei einer anderen Gelegenheit (Jahrb. 1831. Hft. 6. S. 594.) seine Meinung über den Nachtheil dieses Vorurtheils ausgesprochen, und trägt kein Bedenken, diese hier zu wiederholen. Zum Beweise, dafs es ehemals anders, und besser war, möge nur Göttingen dienen. Wie oft wurde in früheren Zeiten diese Hochschule gepriesen, aber niemand dachte dabei an ihre Frequenz, wohl aber an ihre Gelehrten, an Haller, Michaelis, Böhmer, Pütter, Heyne, Spittler, Tob. Mayer, Gatterer, Köstner, Lichtenberg und Andere, viele erhielten das ehrende Prädicat: der alte, weil sie, im anhaltenden Studium ergraut, in einem hinfälligen Körper eine jugendlich athletische Geisteskraft, gestützt auf tiefe Gelehrsamkeit, bewahrten, die das Selbstvertrauen der Anfänger durch Hochachtung in angemessenen Schranken hielt. Von diesen Männern und ihren gelehrten Forschungen war die Rede, wenn öffentlich und im gesellschaftlichen Kreise der jugendlichen Anstalt Lob und Bewunderung gespendet wurden, von ihrer Bibliothek, der Sternwarte, dem (damals noch seltenen)

physikalischen Cabinette, u. s. w. Damals betrachtete man die Wissenschaft einer höheren Lehranstalt als einen geistigen Schatz von eigenen innerem Werthe, aber nicht als ein Mittel äufseren Gewinnes, und so sollte es überall und allezeit seyn.

Im auffallenden Widerspruche mit dem öffentlichen Rühmen der Frequenz stehen die eben so lauten, auch im vorliegenden Werke mehrmals vorkommenden, Klagen über den allzugrofsen Andrang zu Staatsdiensten; wird dieses aber besser werden, wenn neben den Universitäten noch andere hohe Lehranstalten hinzukommen, deren Schüler gleiche Ansprüche auf Versorgung haben?

Alle früher unbekannte, erst neuerdings versuchte Mittel, durch Maturitäts-Zeugnisse, Studienplane und Zwangs-Vorlesungen diesem angeblichen Uebel abzuhelfen, haben ihren Zweck nicht nur verfehlt, sondern dasselbe vergröfsert; denn Jedermann fühlt, dafs die Gültigkeit der Ansprüche um so mehr wächst, je vollständiger eine lange Reihe von Jahren hindurch dem Buchstaben des Gesetzes Genüge geleistet ist, und der Zudrang zu Staatsdiensten, nicht aber die Menge der allseitig gründlich gebildeten Subjecte wird noch vermehrt werden, wenn man neben den bestehenden Hochschulen noch andere mit gleichen oder gröfseren Ansprüchen gründet, deren jede nur halb-universelle Bildung geben kann, und wenn man noch strenger die geistige Entwickelung jedes Einzelnen nach allgemeinen Vorschriften zu leiten strebt.

Nicht der Besuch einer Hochschule giebt Anwartschaft auf öffentliche Anstellung, sondern die daselbst erworbene Befähigung, und während die Staaten aus rein wissenschaftlichem Interesse und des höheren unverwelklichen Ruhmes wegen mit einander wetteifern sollten, ihren Bildungsanstalten den höchsten Grad der Vollendung zu geben, müssen sie zugleich darauf bedacht seyn, dafs alles, was zur höheren Bildung nicht gehört, oder dieselbe wohl gar hindert, davon entfernt werde.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 12. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nebenius, über technische Lehranstalten.

(Beschluſs.)

Eben in der veränderten Gestaltung der Dinge, in sofern die Mittel zur höheren Bildung überall nicht fehlen und an Bewerbern um Staatsdienste nirgend Mangel herrscht, liegt das einfachste Mittel, zu verhüten, daſs Mangel an zweckmäſsiger Benutzung der Lehranstalt überhaupt deren wohlthätigen Einfluſs hindere, indem man überall und ohne Rücksicht auf eingewurzelte Vorurtheile den jetzigen Verhältnissen, dem eigentlichen Wesen der höheren geistigen und, genau genommen, auch dem allgemeinen Wunsche gemäſs, alle diejenigen unnachsichtlich auf keiner höheren Schule duldet, die nicht nach der Erlangung geistiger Ausbildung ernstlich streben. Sachverständige wissen sehr wohl, daſs deren Zahl allezeit nur geringe ist, und daſs es gar keiner möglicher Weise gefährlichen Aenderungen in der polizeilichen Verwaltung der deutschen Hochschulen bedarf, um dieses unfehlbare Mittel in Anwendung zu bringen, sobald nur die Behörden unnachsichtlich zur wirklichen Vollführung ernstlich angehalten werden.

Ref. hat oben die Lehrgegenstände angegeben, die der Hr. Verf. des vorliegenden Werkes für eine polytechnische Schule verlangt, indem zugleich die Schwierigkeiten nicht unerwähnt bleiben, die der Erhaltung brauchbarer Lehrer und der Anschaffung der literärischen Subsidien entgegenstehen. Insbesondere sind die Letzteren in den neuesten Zeiten zu einem übermäſsigen Umfange angewachsen. Die Astronomie, wofür es früher zu Helmstädt, Altorf und Erfurt berühmte Anstalten gab, ist bereits selbst auf gröſseren Universitäten (leider!) aus der *universitas literarum* gestrichen. Im Gebiete der Physik, Chemie und praktischen Mechanik sollen die Professoren deutscher Hochschulen mit den Ausländern gleichen Schritt halten, ja sie sollen es ihnen an Entdeckungen zuvorthun, und dennoch haben sie für die nöthigen Apparate meistens kaum so viele Groschen, als jene Louisd'ore zu verwenden, die Bibliotheken bieten dem Unkundigen eine unübersehbare Bändezahl dar, aber der fleiſsige deutsche Gelehrte fühlt überall die drückende Beschränkung der vorhandenen Sub-

sidien, deren er zu seinen tieferen Forschungen bedarf. Eben diese stets wachsenden Bedürfnisse haben sonst blühenden Hochschulen in Deutschland den Untergang gebracht, weil es den Staaten unmöglich fiel, sie in der erforderlichen Ausdehnung anzuschaffen, und an dieser gefährlichen Klippe dürften noch andere künftig scheitern. Grofse Staaten haben allerdings genügende Mittel, mehrere einzelne Fachschulen hinreichend auszustatten, dennoch aber findet man sie in Wien, Paris, Berlin an dem nämlichen Orte vereint, und auch in München wird eine solche Vereinigung beabsichtigt, damit die verschiedenen Lehranstalten von den vorhandenen Hülfsmitteln gemeinschaftlichen Gebrauch machen können, und die Wissenschaften durch weiteiferndes Zusammenwirken vereinter Gelehrten gefördert werden. Aus eben diesem Grunde herrscht das Vorurtheil, dafs die Hochschulen nur in grofsen Residenzstädten gedeihen, obgleich ältere und neuere Erfahrungen darthun, dafs ächte Gelehrsamkeit ein ernstes, anhaltendes und geränschloses Studium erfordert.

Sollen aus allen bisher angegebenen Gründen die Kräfte und Hülfsmittel nicht zersplittert werden, will man namentlich für Deutschland die bisher mit so überwiegendem Nutzen angewandte Allgemeinheit der Bildung im ganzen Gebiete der Wissenschaft und Kunst auch künftig beibehalten, so müssen die wenigen Hochschulen, die man mit den erforderlichee Subsidien auszustatten vermag, alle theoretische und praktische Zweige des menschlichen Wissens enthalten, und den Studierenden die Möglichkeit darbieten, alle diese Gegenstände so vollständig kennen zu lernen, als ihr künftiger Beruf dieses fordert; dort müssen unter Leitung und Mitwirkung der Gelehrten sowohl als auch der Praktiker die Versuche zur Erprobung neuer Entdeckungen im Gebiete der Naturforschung und Technik angestellt werden, ebendaselbst müssen die Modelle, Werkzeuge und Rohstoffe vereint und insbesondere in kleineren Staaten sowohl einheimischen als auch auswärtigen Liebhabern und Gewerbtreibenden zur erforderlichen Kenntnifsnahme zugänglich seyn; der Besuch dieser höheren, wie der mittleren, Lehranstalten steht einem jeden frei, denn der Staat sorgt für alle gleichmäfsig, Ansprüche auf Staatsdienste hat aber nur derjenige, welcher nachweisen kann, dafs er durch zweckmäfsige Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel hinlänglich dazu befähigt ist. Allerdings bedürfen jetzt nicht Alle der blofsen Bildung in alten Sprachen und Philologie, sondern eben so viel auch der in Naturwissenschaften

und Mathematik, die Vorbereitungsschulen müssen daher beides umfassen, aber es ist deswegen nicht unbedingt erforderlich, gelehrte und Bürgerschulen gänzlich zu trennen, wodurch leicht die eine sich einen nachtheiligen Vorzug vor der andern anzumafsen veranlafst werden könnte, vielmehr dürfte es genügen, den nämlichen Anstalten eine solche Einrichtung zu geben, und namentlich in den höheren Classen für den Unterricht in beiden der genannten Hauptzweige so zu sorgen, dafs die Schüler je nach ihrer eigenen Neigung oder der Bestimmung ihrer Verwandten und ihren künftigen Lebensplanen darin für die Benutzung der Hochschulen hinreichende Vorbereitung erhielten. Eigentliche praktische Fertigkeit in Handarbeiten ist für die höher Gebildeten nach der Ansicht des Ref. nicht erforderlich, wenigstens kann sich der Staat der Sorge hierfür überheben, indem ein jeder, der es wünscht, sich dieselbe leicht erwerben kann, insbesondere wenn mit den Hochschulen die wesentlichsten, mit wenigen Mitteln sich selbst erhaltenden Muster-Werkstätte, wie mit dem polytechnischen Institute zu Wien, verbunden sind. Ueber die Elementarschulen, und die niederen Handwerksschulen theilt Ref. ganz und ohne Einschränkung die Ansichten, die der Hr. Verf. im Werke ausführlich dargelegt hat.

Muncke.

Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789. *bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Von Karl Heinr. Ludw. Pölitz, K. Sächs. Hofrathe, Ritter des K. S. Civil-Verdienst-Ordens, und ord. öff. Lehrer der Staatswissenschaften an der Univ. zu Leipzig. Zweite neugeordn., bericht. und verb. Auflage. — Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. Erste Abth. Lpz. b. F. A. Brockhaus.* 1832. *Zweite Abth.* 1832. *Beide Abth. zusammen* 1226 *S. — Zweiter Band, die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln enthaltend. Lpz.* 1833. 481 *S. — Dritter Band, die Verfassungen Polens, der freien Stadt Cracau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands enthaltend. Nebst einer Tabelle, welche die sämmtlichen neuen Constitutionen in chronologischer Ordnung aufführt. Lpz.* 1833. 625 *S.* 8.

Die erste Auflage dieser Sammlung erschien 1816 — 1824. Die neue Auflage verdient vollkommen die Prädikate, welche ihr auf dem Titel beigelegt werden. Schon dem Sammler gebührt

Achtung und Dank. Denn es ist in der That kein kleines Unternehmen, eine solche Menge von Urkunden zusammenzubringen, Urkunden, welche aus so vielen und so verschiedenartigen Quellen zu entlehnen sind. Man vergifst nur zu leicht der Mühe, die es Anderen gekostet hat, uns Mühe zu ersparen. Zugleich aber wird der Werth des vorliegenden Werkes durch die auf dem Titel erwähnten geschichtlichen Einleitungen erhöht.

Wenn man die Forderungen, welche man an eine Urkundensammlung machen kann, auf das vorliegende Werk in ihrer ganzen Strenge anwendet, so kann man dem Herausgeber allerdings zwei Vorwürfe machen. Erstens: Die Verfassungsurkunden und Gesetze, welche in einer fremden Sprache ursprünglich erschienen sind, giebt das Werk nur in einer Uebersetzung. Kann die Uebersetzung immer treu seyn? zumal da in den Urschriften nicht selten Worte vorkommen, welche, da sie sich auf eigenthümliche Einrichtungen beziehen, da sie gleichsam Kunstworte sind, kaum übersetzt werden können? Jedoch, auch hiervon abgesehen, (und wir würden ungerecht gegen den Herausgeber handeln, wenn wir diese Bedenklichkeit weiter verfolgen wollten,) allemal giebt es Fälle, in welchen man nicht von einer Uebersetzung, sondern nur von der Urschrift Gebrauch machen kann. Zweitens: Bei den Urkunden und Gesetzen, deren Ursprache die deutsche ist, wird nirgends angegeben, ob sie in dem Werke nach einer amtlichen Ausgabe oder nach einer gehörig beglaubigten Abschrift abgedruckt worden sind.

Jedoch wir sind überzeugt, dafs sich der Herausgeber gegen diese Vorwürfe vollkommen vertheidigen kann. Denn die Franzosen sagen mit gutem Grunde: *Le mieux est l'ennemie du bien;* der Bessere ist der Feind des Guten. Hätte der Herausgeber jenen Forderungen Genüge leisten wollen, so würde er sich genöthiget gesehn haben, andere und dringendere Ansprüche unberücksichtiget zu lassen. Eine Sammlung dieser Art soll möglichst wohlfeil seyn; die vorliegende Sammlung aber wäre nicht wenig vertheuert worden, wenn sie die ausländischen Gesetze zugleich in der Urschrift gegeben hätte. Sie sollte überdies einem Zeitbedürfnisse abhelfen; ihr Erscheinen war daher möglichst zu beschleunigen. Endlich, wenn auch Fälle vorkommen werden, in welchen man die Urschrift der Urkunden vermissen wird, so ist doch der Hauptzweck der Sammlung der, ein Werk zu liefern, in welchem Geschäftsmänner und Publicisten die Resultate finden

könnten, zu welchen man in den verschiedenen europäischen Staaten bei der Lösung derselben Aufgaben gelangt ist.

Mit der Vollständigkeit der Sammlung dürfte man alle Ursache haben zufrieden zu seyn. Das Werk giebt sogar hin und wieder mehr, als der Titel verheifst, d. i. nicht blos die Verfassungsurkunden, sondern auch die mit ihnen in Verbindung stehenden Gesetze. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dafs der Herausgeber auch die wieder untergegangenen Constitutionen der auf dem Titel bezeichneten Periode (aus sehr guten Gründen) aufgenommen hat. — Freilich war es dem Herausg. nicht möglich, bei allen Staaten gleich vollständig zu seyn. Besonders klagt er über Mangel an Nachrichten von den Verfassungsgesetzen Italiens. Doch, wer das ihm Mögliche gethan hat, hat Alles gethan. — Da der Herausg. noch einen Ergänzungsband versprochen hat, so erlaubt sich Rec. noch einige Wünsche hinzuzufügen. Die Geschäftsordnungen der Kammern fehlen fast überall, und doch sind sie in mehr als einer Hinsicht für eine Verfassung von besonderer Wichtigkeit. Auch die Verfassungsgesetze Grofsbritanniens fehlen gänzlich. Nun wissen wir zwar recht wohl, dafs die Verfassung dieses Reichs längst vor dem Jahre 1789. ihre dermalige Gestalt erhielt. Da sie aber die Mutter und das Vorbild aller der Verfassungen geworden ist, welche auf den Grundsätzen des Repräsentativsystemes beruhen, so würde eine kurze Geschichte dieser Verfassung (für welche es nicht an Vorarbeiten fehlt,) gewifs Vielen sehr willkommen gewesen seyn. Ueberdies aber fällt die berühmte Reform-Bill allerdings in die Periode, deren Verfassungsgesetze die Sammlung enthalten soll. — Endlich noch ein Wunsch! Ein Sachregister würde die Brauchbarkeit des Werkes nicht wenig erhöhn.

Einem Jeden, der die Sammlung auch nur durchblättert, werden sich eine Menge Betrachtungen aufdringen. Welche Masse neuer Verfassungen! Wie viele Veränderungen hat oft die Verfassung eines und desselben Staates erlitten? Wie Manches ist versucht, dann wieder aufgegeben oder gewaltsam zerstört worden! Aber der todte Buchstabe, der uns in dem Werke anstarrt, sagt nichts von dem Einflusse, welchen diese Veränderungen auf das Wohl und Wehe der Menschen hatten, nichts von den Tausenden, welche in dem Kampfe für und wider diese Neuerungen untergingen oder emporstiegen. Und welcher Grundgedanke war es, der die europäische Menschheit in diese grofse

und anhaltende Bewegung versetzte? War es der, willkührlicher Gewalt Ziel und Mafs zu setzen? oder der, die Idee eines Gemeinwesens in den europäischen Staaten wiederherzustellen?

Dieselbe Bewegung wiederholt sich in der neuesten Geschichte der Südamerikanischen Staaten. Aber dort bietet sie wieder eigenthümliche Erscheinungen dar; dort ist sie vielleicht auf ein anderes Ziel gerichtet. Auf jeden Fall ist eine Vergleichung der Versuche, welche man in dem einen und in dem andern Welttheile macht und gemacht hat, die Verfassungen zu vervollkommnen oder umzugestalten, in einem hohen Grade anziehend. Desto willkommner wird dem Publicum das Versprechen des Hrn. HR. Pölitz seyn, auch die Verfassungsgesetze der amerikanischen Staaten in einem vierten Bande herauszugeben.

Bei dem Drucke der vorliegenden Sammlung ist die gebührende Sparsamkeit beobachtet worden. Auch das Papier ist auf Wohlfeilheit berechnet.

Zachariä.

Uebersicht der Strafrechtspflege im Grofsherzogthume Baden während des Jahres 1832. *Vorgelegt Sr. K. H. dem Grofsherzoge von Höchst Ihrem Justizministerium. Karlsruhe, bei Ch. Th. Groos.* 1833. 139 *S.* 4.

Wir Badener haben alle Ursache, auf die amtliche Uebersicht der Strafrechtspflege im Grofsherzogthume, welche von Jahr zu Jahr erscheint, stolz zu seyn. Zwar ist sie nicht unser Werk; aber sie ist das Werk unserer Regierung; sie ist eine Arbeit, welcher keine andere deutsche Regierung eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit entgegenstellen kann. — Bekanntlich war die Uebersicht der Strafrechtspflege in Frankreich, welche von der Regierung dieses Landes alljährlich bekannt gemacht wird, das Musterbild, welches man in Baden bei derselben Arbeit ursprünglich vor Augen hatte. Aber, unsere Straftabellen sind von Jahr zu Jahr in dem Grade vervollkommnet worden, (indem sie auf immer neue Beziehungen und Vergleichungspunkte ausgedehnt worden sind,) dafs sie nicht blos mit den Straftabellen Frankreichs Schritt gehalten, sondern diese selbst überholt haben. Auch die vorliegende Fortsetzung enthält wieder einige neue Tabellen, in welchen die Zahl der Verbrechen u. s w. in neuen Verhältnissen berechnet und dargestellt wird. So wird namentlich in der Tabelle XXII. die Zahl der Verbrechen u. s. w. mit der Dichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Amtsbezirken und mit

der Höhenlage dieser Bezirke zusammengestellt. Eben so enthalten die Tabellen XXXIV bis XXXVI. mehrere mit der Strafrechtspflege mittelbar in Zusammenhang stehende statistische Data. Es wird schwer seyn, noch andere und neue Gesichtspuncte aufzufinden, nach welchen die Resultate der Strafrechtspflege tabellarisch dargestellt werden könnten.

In Werken dieser Art können die Tabellen nur Thatsachen und Zahlen geben. Der Nutzen für die Wissenschaft und für das Leben, den man aus solchen Tabellen ziehen kann, setzt Folgerungen voraus, welche man aus den zusammengestellten Thatsachen ableiten kann und abzuleiten hat. Auch in sofern enthält das vorliegende Werk, sowohl in dieser Fortsetzung als in den früheren Bänden, eine treffliche Vorarbeit. In dem an Se. K. H. den Grofsherzog erstatteten Berichte, welcher gleich als die Vorrede zu Anfang des Werkes abgedruckt ist, werden die Hauptresultate angeführt, die sich aus den Tabellen ergeben. Der ganze Bericht verdiente hier abgedruckt zu werden, so anziehend ist sein Inhalt. Doch das gestattet nicht der Raum, auf welchen diese Anzeige beschränkt ist. Auch darf vorausgesetzt werden, dafs das Werk in den Händen aller derer ist, welche sich für die Statistik der Strafrechtspflege interessiren. — Mit Freuden wird man aus dem Werke ersehn, dafs in Baden die Zahl der Vergehen keinesweges im Zunehmen ist, dafs namentlich wegen Tumults und Aufruhrs im J. 1832. 48 Personen weniger, als im J. 1831, in Untersuchung genommen worden sind. Eben so enthält das Werk einige Thatsachen, welche das Fortschreiten des Wohlstandes der Landeseinwohner auf eine erfreuliche Weise beurkunden. Z. B. Die Zahl der Gante, welche eröffnet wurden, betrug im J. 1829. 1447, im J. 1832. aber nur 741. — Rft. kann den Wunsch nicht bergen, (wenn er auch vielleicht unbescheiden ist,) dafs uns nach einer Reihe von Jahren, z. B. nach Ablauf eines Decenniums, von denselben Männern, welche diese Tabellen Jahr für Jahr herausgeben, eine Arbeit werden möchte, in welchen die sämmtlichen aus den Tabellen dieses Zeitraumes sich ergebenden Resultate zusammengestellt wären.

Noch erlaubt sich Rft. die Hoffnung zu äufsern, dafs die vorliegende Arbeit, auch in andern Verwaltungszweigen, nicht ohne Nachfolge bleiben werde. Namentlich sind gute Tabellen über den Stand der Bevölkerung und über die Veränderungen in der Volkszahl *(sur le mouvement de la population)* ein sehr dringendes Bedürfnifs. Freilich ist die Arbeit nicht leicht, wenn

anders die Tabellen dem dermaligen Stande der Wissenschaft entsprechen sollen. Mit der Zahl der Geborenen, der Gestorbenen, der Lebenden, der Heirathen ist es noch nicht gethan. Aber desto bedeutender sind die Resultate, die sich aus guten Bevölkerungstabellen ziehen lassen. Auch von der Staatswissenschaft möchte der Satz gelten, dafs in ihr nur so viel Wissenschaft als Mathematik sey.

Zachariä.

Andeutungen über den Entwurf eines Rheinischen Provinzial-Gesetzbuches. Von einem Rheinländer. Köln a. Rh. bei J. P. Bachem. 1833. 18 S. 8.

Diese mit Verstand und Mäfsigung geschriebene Abhandlung beschäftiget sich mit der Aufgabe: Wie kann die Gesetzgebung der preufsischen Monarchie auf Rheinpreufsen ausgedehnt werden, ohne dafs die Rheinländer diejenigen Rechte und Rechtsinstitute verlören, welche ihnen besonders werth sind? — Der Verf. geht (mit gutem Grunde) von der Ansicht aus, dafs es wünschenswerth, ja nothwendig sey, Rheinpreufsen in Beziehung auf seinen Rechtszustand den übrigen Provinzen der preufsischen Monarchie gleichzustellen. Er stützt diese Ansicht auch auf den Grund, dafs, so lange das französische Recht in Rheinpreufsen bestehe, die Rechtswissenschaft, der Theilnahme eines gröfseren Publicums ermangelnd, nicht die Fortschritte machen könne, welche sie in dem Interesse der Gerechtigkeitspflege machen soll. Andererseits aber bezieht er sich auf die bekannten Wünsche der Rheinländer, ihr bisheriges Recht, also namentlich das französische Recht, wenigstens theilweise beizubehalten. Die Frage sey also die, welche besondere Rechte den Rheinpreufsen billig zu lassen und in welcher Form diese Rechte beizubehalten und für die Zukunft zu bekräftigen seyn möchten. Der Vorschlag des Verfs. geht nun in der Hauptsache dahin, vorzugsweise das bisherige Privat- (oder Civil-) Recht und zwar in denjenigen Bestimmungen bei Kraft zu erhalten, welche sich theils durch ihre Eigenthümlichkeiten, theils durch ihren unmittelbaren Zusammenhang mit den Familien- und Eigenthumsverhältnissen auszeichnen, diese Bestimmungen aber in ein Provinzialgesetzbuch zu vereinigen, welches mit Rücksicht auf das allgemeine Preufsische Landrecht auszuarbeiten seyn würde. Der Verf. erklärt sich über diesen Plan näher so:

»Als Haupttheile eines rheinischen Provinzialgesetzbuches würden erscheinen:

1. besondere Rechtsinstitute, die als der Provinz eigenthümlich aus dem bisherigen Rechte derselben völlig oder mit zweckmäfsig befundenen Modificationen beizubehalten wären. Für diese dürfte wegen Verschiedenheit der Grundlage auch eine subsidiäre Anwendbarkeit des Landrechtes nicht eintreten. Hiernach möchte dieser Theil nicht ungeeignet sich als der exclusive bezeichnen lassen;
2. der andere am passendsten als der correctorische zu bezeichnende Haupttheil hätte diejenigen einzelnen Rechtssätze des Provinzialrechtes in sich aufzunehmen, welche entsprechende Sätze des Landrechtes modificiren, ergänzen oder vertreten sollen, während im übrigen die Bestimmungen desselben für die Materie eine unmittelbare Anwendbarkeit behaupten.«

»Dafs beide Theile in der äufseren Form gesondert gehalten werden, ist nützlich, damit um so weniger die Verschiedenartigkeit ihres Verhältnisses zu dem gemeinen Rechte des Staates für die Anwendung übersehen werden könne. Es ergiebt sich indefs auch von selbst aus dem Gegenstande, der für den ersten Theil eine freie Anordnung in selbstständiger Paragraphenfolge auf der Grundlage der beizubehaltenden Gesetzgebung erfordert, während der zweite Theil nur in Form von Zusatzparagraphen dem Hauptrechte, dessen provinzielle Anwendbarkeit er vermittelt, sich anschliefsen kann.«

»Besonders neben dem Provinzialrechtsbuche selbst aber dürfte auch das Publicationspatent für dieses und das gemeine Recht von Wichtigkeit seyn. Zwischen ihm und dem ersteren scheint eine derartige Vertheilung des Stoffes angemessen, dafs in das Gesetzbuch der positive Inhalt, also diejenigen Bestimmungen, welche substituirend wirken sollen, gelangten, während es in der Bestimmung des Publicationspatentes liegt, alles dasjenige zu bezeichnen, was von allgemeinen Rechtssätzen durch die Abweichungen des Provinzialrechtes als ausgeschlossen zu betrachten ist. Eine solche Angabe darf aber nicht bei Kategorien und Titeln stehen bleiben, die selbst bei dem Rechtskundigen in der besonderen Anwendung oft schwer zu beseitigende Zweifel veranlassen, sondern es ist notbwendig, speciell die Paragraphen des Landrechtes zu bezeichnen, deren Anwendbarkeit ganz oder stellenweise wegfällt.«

Der Verf. geht hierauf die Quellen des dermaligen Civilrechts einzeln durch und zeigt, in wie weit diese Quellen in das Provinzialgesetzbuch aufzunehmen seyn dürften. Die Hauptquelle würde das französische bürgerliche Gesetzbuch oder der Code Napoléon seyn. Als die (wenn auch mit einigen Veränderungen) aufzunehmenden Theile des Gesetzbuchs bezeichnet der Verf. im ersten Buche die Titel II—VII. IX—XI; das ganze zweite Buch; im dritten Buche die Titel II. V. XVI. (Die Titel von den Verbindlichkeiten, von den Verträgen und von den Hypotheken würden also herausfallen.)

Es könnte befremden, dafs der Plan nicht auch des gerichtlichen Verfahrens gedenkt. Doch der Verf. bemerkt, dafs die Aufgabe in dieser Beziehung mit der Frage zusammenhänge, ob oder in wie fern die dermalige Organisation der Gerichte beibehalten oder abgeändert werden solle.

Rec. erlaubt sich nicht, über den Plan des Verfs. irgend ein Urtheil zu äufsern, wenn er auch nicht bergen will, dafs in ihm wegen des Vorschlages, den Code civil zu zerstückeln, Zweifel aufgestiegen sind. Der Grund, warum sich Rec. eines Urtheiles enthält, ist der, dafs das Erscheinen des neuen allgemeinen Landrechts für die preufsischen Staaten, an welchem dermalen gearbeitet wird, abzuwarten ist, wenn es möglich seyn soll, den Plan des Verfs. oder irgend einen ähnlichen Plan mit einiger Sicherheit zu prüfen. Allemal behält die vorliegende Schrift, als ein bei dieser Arbeit zu berücksichtigender Vorschlag, ihren Werth.

Zachariä.

Ferienschriften von Karl Zell, Dr. der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg. Dritte Sammlung. Freiburg im Breisgau. Druck und Verlag von Friedrich Wagner. 1833. 210 *S. in* 8.

Wir zweifeln nicht, dafs diese dritte Sammlung einer gleichen Theilnahme sich erfreuen werde, wie sie den beiden ersten Sammlungen zu Theil geworden ist, und hoffen durch eine nähere Angabe der darin behandelten Gegenstände, wie sie bei diesem Producte des Inlandes allein hier erlaubt ist, den Charakter und Werth des Ganzen hinreichend zu bezeichnen, um so mehr, da der Standpunkt des Verfs. im Ganzen derselbe ist, den wir auch bei der Anzeige des zweiten Bändchens in diesen Jahrbb.

1829. S. 1240 ff. hervorgehoben haben, Aufsätze zu liefern, die durch Inhalt und Darstellungsweise, durch eine geschmackvolle Form zugleich für ein gröfseres, gebildetes Publikum sich eignen, ohne dadurch ihren wissenschaftlichen Charakter zu verlieren; durch den sie auch für den Gelehrten von Werth sind. Vorliegende Sammlung enthält, aufser einigen Gelegenheitsgedichten, vier solcher Aufsätze.

Der erste Aufsatz ist im Ganzen physiologisch-zoologischen Inhalts, obwohl auch hier mehr der literarhistorische als der naturwissenschaftliche Standpunkt festgehalten ist; er betrifft nämlich die Ansichten des Aristoteles über den Sinn des Geschmacks, und verdankt seine Entstehung dem Wunsche des Verfs., nachdem er längere Zeit mit den metaphysischen und ethischen Schriften des Aristoteles sich beschäftigt hatte (wir brauchen wohl kaum an des Verfs. Bearbeitung der Ethica ad Nicomachum, welche 1820. in zwei Bänden in Heidelberg erschien, zu erinnern), auch mit den naturwissenschaftlichen Werken näher bekannt zu werden. Der Verf. hat seinen Gegenstand nach drei Gesichtspunkten behandelt; zuvörderst sucht er des Aristoteles Lehren über das Organ des Geschmacks zu entwickeln, dann spricht er über die Art, wie das Schmecken geschieht, und drittens, über die durch den Sinn des Geschmacks wahrzunehmenden Gegenstände, woran sich am Schlusse noch eine Classification der Geschmacksempfindungen anreiht sowie einige Vergleichungspunkte des Geschmacksinns mit den übrigen Sinnen, und eine Vergleichung dieses Sinnes bei Menschen und Thieren.

Der zweite Aufsatz S. 32 ff. betrifft eine auf der Insel Chios entdeckte griechische Inschrift, dieselbe, welche auch Boeckh nach einer vom Verf. dieses Aufsatzes ihm mitgetheilten Copie, welche Hr. von Prokesch aus dem Orient mitgebracht hatte, in dem Corpus Inscriptionum Vol. II. Fasc. I. p. 201. berichtigter (als solches früher in dem Bulletino Archeologico 1831. p. 69. geschehen war) geliefert hat, und wovon dann auch hier S. 61 ff. ein genauer Abdruck mitgetheilt wird, welchen mehrere sehr annehmbare Verbesserungsvorschläge in der zum Theil verstümmelt auf uns gekommenen Inschrift begleiten, sowie Erörterungen über einzelne Punkte, wie z. B. (um ein Beispiel daraus anzuführen) der Unterschied zwischen Κιθαριστής und Κιθαρωδός. Da die Inschrift, von der Boeckh vermuthet, sie gehöre in die Zeit des Augustus oder Sylla, obwohl Einiges darin vorkommt, was vielleicht auf spätere Zeiten hinweisen dürfte, ein genaues und voll-

ständiges Verzeichniſs der verschiedenen in Griechenland üblichen Wettkämpfe enthält und demnach als eine Art von Protokoll zu betrachten ist über solche gymnischen und musikalischen Kämpfe, wie sie, der Sitte des Alterthums gemäſs, in Erz oder Stein eingegraben wurden, so durchgeht nun der Verf. dieses Aufsatzes die verschiedenen in der Inschrift selbst genannten Wettkämpfe, um so ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild von dieser unserer Zeit so fremdartigen Erscheinung aufzustellen, die aber mit dem ganzen griechischen Volksleben so innig verbunden war.

Der dritte Aufsatz verbreitet sich über: *Tacitus*, als Staatsmann, in seinem praktischen Leben. Nicht sowohl die auch von Andern bereits behandelte Frage, welches die politischen Grundsätze, Ansichten und Gesinnungen des Tacitus gewesen, sondern die bis jetzt von keinem der zahlreichen Biographen des groſsen römischen Geschichtschreibers behandelte Frage: was Tacitus als Staatsmann in seinem Amte, also im praktischen Leben selber geleistet, nach welchen Grundsätzen er hier verfahren und welche Rolle er dabei gespielt, kommt hier in Betracht. Die Beantwortung dieser Frage erheischte vor Allem eine Darlegung der politischen Verhältnisse der Zeiten, in welchen Tacitus Staatsämter bekleidete, insbesondere der damals herrschenden politischen Richtungen und Partheien, die freilich blos in dem Senat, als dem einzigen Organ politischer Thätigkeit, sich bemerklich machen konnten, weshalb das bald steigende bald fallende Ansehen des Senats während der Kaiserzeit nicht ohne Grund als der sicherste Maſsstab der öffentlichen Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt bezeichnet wird; namentlich scheint damals (unser Verf. sucht dies weiter im Einzelnen auszuführen) im Senat eine Art von Oppositionsparthei, wenn man es anders mit diesem Namen bezeichnen darf, sich gebildet zu haben von solchen, welche, ohne klare Anschauung der Gegenwart, welche sie doch, so gut wie einen Tacitus, von der Nothwendigkeit des Principats hätte überzeugen können, wo möglich die Zeit der freien Republik wieder zurückführen wollten, namentlich Philosophen, und zwar von der stoischen Sekte; in welcher Hinsicht der Senator Helvidius Priscus als Repräsentant dieser Parthei unter Vespasianus hervorgehoben wird. Unter einem Domitianus muſste freilich eine solche republikanische Oppositionsparthei verstummen, und wenn es auffallend scheinen könnte, daſs ein Mann, wie Domitian, funfzehn Jahre lang eine solche Regierung führen

konnte, so wird dies doch erklärlich, wenn man die Art und Weise des Regiments, den Geist der Zeit und den persönlichen Charakter des Fürsten näher betrachtet, wie solches der Verf. S. 81 ff. gethan hat. Nun fällt aber gerade in diese Zeit des Tacitus kräftiges Mannsalter, sowie seine praktische Wirksamkeit im Staatsdienste. Wie er sich während dieser Zeit im Staatsdienste und in seiner Amtsführung benommen, darüber fehlen uns freilich alle bestimmten Angaben; es läfst sich daher dies nur indirekt ausmitteln dadurch, dafs wir nachforschen, welche Art von politischer und amtlicher Thätigkeit Tacitus in seinen Schriften billigt und hervorhebt, und dadurch gewissermafsen auch als die seinige uns erkennen läfst. In dieser Hinsicht wendet sich der Verf. mit Recht an den Agricola, und glaubt demnach nicht in der Annahme zu irren, dafs der Schwiegersohn dieselbe Handlungsweise unter Domitian und aus denselben Gründen beobachtet, die er in der Lebensgeschichte des Schwiegervaters so sehr hervortreten läfst (S. 99.), dafs also Tacitus, in seiner Stellung als Staats- und Geschäftsmann eben so sehr entfernt war von knechtischer Schmeichelei, als von den enthusiastischen Träumereien derer, die voll von den Erinnerungen der alten Zeit, eine Republik wieder einzuführen dachten, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Unding war, dafs er vielmehr mit sorgfältiger Schonung der ihn umgebenden Verhältnisse und Personen, so viel zu wirken suchte, als in einer solchen Lage zu wirken möglich war, und dafs er dabei den Boden der Wirklichkeit nie verliefs (S. 101.). Ein ähnliches Resultat wird sich herausstellen, wenn man einen andern Weg einschlägt, nämlich wenn man solche allgemeine in des Tacitus Werken enthaltene politische Grundsätze und Ansichten aufsucht, welche mit Grund zugleich als Richtschnur seines eigenen Handelns betrachtet werden können, oder wenn wir die Urtheile über einzelne Begebnisse oder über den Geist seiner Zeit betrachten. Wenn auch in den Werken des Tacitus die Anschauung der alten, kräftigen, edlen Zeit in starken Zügen hervortritt, wenn Tacitus gerne aus jener Zeit einzelne Züge und Bilder hervorhebt, um sie mit der seinigen in Vergleich zu stellen, so würde man sich doch sehr irren, wenn man in ihm einen unbedingten Lobredner und Bewunderer der alten Zeit, so wie einen Verächter seiner Zeit suchen oder ein unbedingtes Lob des Republikanismus in ihm finden wollte, als habe Tacitus für Wiederherstellung der alten republikanischen Formen wirken wollen, da er vielmehr seine Ueberzeugung von

der Nothwendigkeit des Principats offen ausspricht, aber nach Möglichkeit zur Entwicklung der guten und würdigen Seiten desselben beizutragen sucht: ein Umstand, der ihn jener philosophischen Oppositionsparthei, obwohl er ihre sittliche Kraft und Würde nirgends verkennt, sondern sogar bewundert, entfremden mufste und uns mit hinreichender Sicherheit einen Schlufs machen läfst auf die Art und Weise, wie Tacitus im Staatsdienste gesinnt war und wie er in demselben handeln mochte.

Der letzte Aufsatz ist eigentlich eine akademische Gelegenheitsschrift, bei Gründung des philologischen Seminariums zu Freiburg 1830. abgefafst: Betrachtungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unsrer Zeit. S. 130 ff. Auch nach dem Vielen, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, wird man doch diese durch die anziehende Darstellungsweise ansprechenden Betrachtungen nicht ohne Interesse und Befriedigung durchgehen; um zu der Ueberzeugung zu gelangen, wie wir, wenn wir nicht in furchtbare Barbarei von dem Grad sittlicher und wissenschaftlicher Bildung, den unser Zeitalter erreicht hat, herabsinken wollen, das Studium der alten Sprachen fortwährend als die Grundlage alles gelehrten und wissenschaftlichen Unterrichts betrachten müssen, wie auch keineswegs damit der nationellen, selbstständigen Entwicklung (was man so gern geltend zu machen versucht) Eintrag geschieht, da vielmehr unsere ganze Bildung das gemeinschaftliche Product zweier Factoren ist: der antiken Bildung und der germanischen Individualität, wie wir endlich gerade dadurch, dafs wir die Vorzüge der durch unsern Volkscharakter, durch das Christenthum und ein umfassenderes Wissen bewirkten Bildung mit den Vorzügen der antiken Bildung, auf welcher unser ganzer religiöser und rechtlicher Zustand begründet ist, vereinen, dem Ideale unserer Bildung uns nähern können. Wir wollen die Frucht; aber die Grundlage, den Boden, aus dem sie allein anfzukeimen vermag, verschmähen wir? Und doch werden wir dieses Bodens nimmer entbehren können, so lange wir noch wissenschaftliche Bildung in uns erhalten, fördern und belehen wollen, so lange wir noch nicht die Vorzüge uns angeeignet haben, welche das classische Alterthum in so hohem Grade besitzt. In dieser Beziehung lesen wir S. 161. unter Andern Folgendes: »Statt jener (im classischen Alterthum nämlich hervortretenden) Harmonie zwischen leiblicher und geistiger Ausbildung und zwischen den

verschiedenen Theilen der geistigen Bildung, sehen wir in der jetzigen Welt nur zu oft Einseitigkeit und Disharmonie; statt jener Form und Einfachheit der Bildung sehen wir, und vornämlich bei uns Deutschen, Mangel an rechter Form in Kunst und Literatur, durcheinander laufende, widersprechende, unsichere Richtungen, und Trennung der Wissenschaft vom Leben, statt jener Energie endlich sehr oft unbestimmte Schwäche, Charakterlosigkeit und Scheu vor ernster Anstrengung. Wie kann aber die Betrachtung der griechischen und römischen Vorwelt zur Verbesserung dieser Mängel unserer Bildung dienen? u. s. w.“ Diese und ähnliche Betrachtungen rechtfertigen allerdings die Errichtung einer Anstalt, welche zu Beförderung der classischen Studien des Alterthums, als der Grundlage aller gelehrten Bildung, gestiftet ist. Möge sie noch lange recht segensreich fortwirken!

Chr. Bähr.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Kurze Nachrichten von neu erschienenen historischen Werken.

Wir beginnen dieses Mal unsere Anzeige mit zwei englischen Büchern, von denen das Eine jedoch nur in einer französischen Uebersetzung vor uns liegt. Das Erste dieser beiden Werke würde Ref. ausführlich anzeigen und prüfen, wenn er nicht aus sichern Nachrichten wüfste, dafs an einer deutschen Uebersetzung gearbeitet wird, und dafs man sich auch alle erdenkliche Mühe giebt, das Original in Deutschland zu verbreiten, so dafs man Exemplare desselben in den bedeutendsten Städten Deutschlands niedergelegt hat. Es mag daher eine blofse Notiz des Inhalts dieses von mehreren mit Amerika bekannten oder dort gebornen und erzogenen Männern verfafsten Werks um so mehr hinreichen, als für eine ausführliche Prüfung in diesen Blättern kein Raum wäre, und sich auch, um diese anzustellen, Männer von verschiedenen Fächern vereinigen müfsten, wie sich mehrere zur Abfassung des Buches selbst vereinigt hatten. Der Titel ist:

The history and topography of the united States by John Howard Hinton. A. M. assisted by several litterary gentlemen in America and England. Ith Vol. 1830. *IIth Vol.* 1832. *4to. London*

Der erste Theil, von hundert und sechs und siebzig Seiten in Quart, behandelt die Geschichte, und zwar vorzugsweise aus

nordamerikanischen Quellen. Ramsay wird von dem Verf. gar nicht genannt, was undankbar scheinen könnte, wenn man es ihm auch wohl verzeihen kann, dafs er auf Botta keine Rücksicht nahm; dagegen läfst er Steadman Gerechtigkeit wiederfahren. Er gesteht ein, dafs dieser nicht blos öffentliche Nachrichten und Engländer, sondern auch handschriftliche Quellen eines Gates, Greene, Lincoln und Washington benutzt habe, doch meint er, und das mit Recht, es sey schon so lange Zeit seit der Erscheinung jenes Werks verflossen, dafs eine neue Bearbeitung der Geschichte nöthig geworden. Im ersten Buche giebt der Verf. eine kurze, aber sehr verständige und gedrängte Uebersicht der älteren Geschichte der Cantons, welche die erste Conföderation bildeten, und zwar in zwölf Capiteln bis auf die Zeit des siebenjährigen Kriegs, der in Europa und in Amerika von 1756 — 1763. geführt ward. Das erste Capitel des zweiten Buchs behandelt die Geschichte dieses Krieges selbst, und führt diese bis zum Pariser Frieden fort. Im folgenden Capitel werden die Streitigkeiten mit der Regierung, die Versuche der Besteuerung bis auf die Zurücknahme der Verordnung wegen der Stempeltaxe erzählt. Das dritte Capitel enthält die Geschichte der Erneuerung des Streits zwischen dem englischen Parlament und den Amerikanern bis auf das Strafgesetz gegen Massachusets oder bis auf die Bill wegen Schliefsung des Hafens von Boston. Das folgende dritte Buch beginnt von der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Staaten und führt in sechs Capiteln, welche eben so viele Zeitabschnitte bilden, die Geschichte bis zum funfzigsten Jahr der Republik oder bis 1825. Das erste Capitel geht bis zum Jahr 1779; das zweite von 1780. bis zum Ende des Revolutionskriegs; das dritte behandelt die Zeit von Washingtons Verwaltung; im vierten ist von Adams und Jeffersons Zeit die Rede; im fünften von Madisons Verwaltung; im sechsten von Monroe und John Quincy Adams. Die Nordamerikaner, die bekanntlich, gleich den Kindern und Naturmenschen (Wilden), für ihre Einrichtungen, Sitten, Literatur, so wie für ihre Personen und für die Advokaten, von denen sie geleitet werden, übertrieben eingenommen sind, können mit dem Verfasser zufrieden seyn, wir Andere müssen uns trösten, dafs, wie die Amerikaner ihre Tugenden, Vorzüge, Freuden einseitig darstellen, wir unsere Leiden und unsere Uebel oft nicht genug dadurch erleichtern, dafs wir sie aus der Natur einer Art Civilisation herleiten, die in Nordamerika ganz unbekannt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 13. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Nachrichten von neu erschienenen historischen Werken.

Hinton, the history and topography of the United States.

(Fortsetzung.)

Der zweite Band ist ebenfalls in verschiedene Bücher getheilt, deren jedes einen oder auch mehrere Verff. hat. Zuverlässig sind die mitgetheilten Nachrichten unstreitig, aber auch einseitig. Das erste Buch des zweiten Bandes enthält eine vollständige physische Geographie, das zweite Buch eine Naturgeschichte, die mit der Geologie anfängt. Das dritte Buch giebt eine ganz vollständige Statistik, welche natürlich mit dem Artikel vom Landbau beginnt. Das vierte Buch ist überschrieben: Zustand der Gesellschaft. Die einzelnen Capitel desselben sind von besondern Verfassern. Diese Manier führt bekanntlich zu zuverlässigen Notizen, zu einer eigentlichen Erkenntnifs kann sie nicht verhelfen, so wie der Mann, der auf Notizen und Büchertiteljagd ausgeht, unmöglich sein Wissen verdauen kann. Das scheint uns auch auf das erste Capitel, über politische Einrichtungen und Rechtswissenschaft anwendbar, dessen wackern Verf., einen englischen Rechtsgelehrten, Ref. zufällig genauer kennt. Dieser gelehrte und ungemein fleifsige Jurist möchte alles umfassen, in allen Zeitungen und Journalen arbeiten, über alles von der Staude Hyssop bis zur Ceder des Libanons Notizen sammeln und geben, er bedenkt aber nicht, dafs ein kleines durchdachtes Büchlein über einen Gegenstand, den man sich ganz angeeignet hat, besser ist, als hundert in der Eile zusammengeschriebene Werke. Ref. fällt bei diesen Leuten von unseliger Geschäftigkeit immer das schöne Lob ein, das Wolf Reiz ertheilt, qui multum *verae* laudis meruit paucis libellis. Der Hr. Banister hätte recht lange in Amerika seyn müssen, um über eine so schwierige Materie, als Gesetzgebung und Rechtspflege und ihr Verhältnifs zu Leben und Glück ist, richtig zu urtheilen. Den Verf. des Capitels über Religion kennt Ref. nicht; es ist sehr kurz, enthält einige anziehende Thatsachen, sonst mehr Worte als Gedanken. Das dritte Capitel, über Literatur, Künste, Sitten ist so eingerichtet, dafs man darin die Materialien vereinigt findet, um die zum Theil einseitigen, zum Theil abgeschmackten Vorwürfe der Engländer gegen Amerikaner abzulehnen. Das vierte Capitel ist den Indianern und Negern gewidmet. Im fünften Buch wird in sechs Capiteln die eigentliche Topographie behandelt, nnd es wird am Verf. dieses Buchs nicht liegen, wenn nicht Amerika (den Staat Ohio, Missisippi und Arkansas eingerechnet) als das Eldorado der Welt erscheint; er hat nichts fehlen lassen, ihm die beste Seite abzugewinnen.

Das zweite Buch, welches nur in einer französischen Uebersetzung vor uns liegt, ist die

Histoire de la guerre de 1813 — 1814. *en Allemagne et en France. Par le Marquis de Londonderry, lieutenant général au service d'Angleterre, et commissaire de S. M. Britannique près les armées confédérées. Paris* 1833. 2 *Voll.* 8.

Der Verf., Bruder des berüchtigten Lord Castlereagh, wurde als Sir Charles Stewart in dem Kriege, dessen Geschichte er erzählt, nicht blos im Felde, sondern auch in diplomatischen Geschäften gebraucht. Das Letztere wird man kaum glauben, wenn man an die Rolle denkt, die er neulich bei Gelegenheit der Reformbill und bei andern Anlässen als Gegner der Minister gespielt und wie lächerlich er sich gemacht hat. Gerade aus dieser Ursache mufs man um so aufmerksamer aufsuchen, was ihm vielleicht in seinem Unmuth entfahren könnte, und sonst verschwiegen wäre. Was das ist, wird Ref. ein anderes Mal andeuten, für diese Anzeige mag es hinreichend seyn, die Worte des französischen Herausgebers anzuführen. Dieser sagt:

»Lord Stewart zeigt uns die Ursachen und die eigentlichen Beweggründe von Oesterreichs Beitritt zur Coalition. Wir lernen aus seinen Berichten, warum der Prinz Schwarzenberg den Titel Generalissimus erhielt, auf welchen Kaiser Alexander Anspruch machte. Man findet in dieser Geschichte die eigentlichen Beweggründe des Einfalls in Frankreich um 1814, der Unterhandlungen in Chatillon, des Tractats von Chaumont, und man lernt aus dem Buche die Ursachen der Wiedereinsetzung der Bourbons im Jahre 1814. kennen, so wie alle Discussionen, welche dem Pariser Tractat vorausgingen. Lord Stewart deutet uns an, mit welchen Ansprüchen das russische Cabinet damals in Paris und hernach beim Wiener Congrefs, wohin er sich in seiner vorigen Eigenschaft begab, hervorkam. Die Geschichte ist fast ganz aus vertrauten Briefen, die der Verf. an seinen Bruder, Lord Castlereagh schrieb, gezogen.« — Wir legen nicht dieselbe Bedeutung auf das Buch, die der Herausgeber darauf zu legen scheint, doch ist es wichtig genug, weil der heftige Tory jetzt Manches sagt, was er vor zwanzig Jahren gewifs sorgfältig verschwiegen oder unterdrückt hätte.

Unter den deutschen ihm mitgetheilten Büchern griff Ref. zuerst nach einem, welches den Namen des Verfs. des österreichischen Plutarch auf dem Titel trägt; er warf es aber sogleich unmuthig wieder aus der Hand, weil er nichts als Mittelalter- und Vademecums-Geschichten darin fand. Der Titel ist:

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. München, bei Franz. 1834.

Wie das Taschenbuch zu den Materialien kommt, die man darin findet, oder wie der Mischmasch zu dem Titel Taschenbuch

und zu dem Bilde des Königs Otto von Griechenland kommt, weifs Ref. nicht zu sagen, da er die früheren Jahrgänge dieses sonderbaren Taschenbuchs, das er lieber eine Plunderkammer nennen würde, nicht gesehen hat, es mufs indessen sein Publicum gefunden haben, und es kann wohl seyn, dafs Vieles in Baiern Bedeutung und Werth hat, was in andern Gegenden unbedeutend oder auch unbrauchbar scheint. Ref., wenn er Damen und das grofse lesende Publicum durch den Titel Taschenbuch zu locken für gut fände, würde sie und die Baiern von dem unterhalten, was für den Augenblick nützlich ist und sie belehren, verständig mit der Zeit fortzuschreiten und die Reste des Mittelalters, deren es noch gar viele in Baiern giebt, abzuschaffen, dagegen wird ihnen hier von Spiefsbürgerei, Albernheit und Abgeschmacktheit vergangener Zeit allerhand im Chronikenstyl vorerzählt und gedichtet. Dafs aus der vielen Spreu einige Körner können gesammelt werden, will Ref. übrigens gern glauben.

So wenig das angeführte Buch ihm den Titel Taschenbuch zu entsprechen scheint, so zweckmäfsig findet der Ref., nach dem einzigen vor ihm liegenden Heft (dem eilften) zu urtheilen, die

Steiermärkische Zeitschrift. Gräz 1833.

Schon aus der Redaction (dem Ausschusse des Lesevereins am Joanneum), aus dem Verlage (Direction des Lesevereins am Joanneum) und dem wohlfeilen Preise, wird man den edeln und uneigennützigen Zweck, Verbreitung nützlicher Bildung und Belehrung erkennen. Diesem Zweck entspricht der Inhalt dieses eilften Hefts, bis auf das Drama, welches Ref. lieber nicht darin gesehen hätte, ganz vollkommen. Es möchte wohl das übrige Deutschland (wenn man anders bei dem Begriff der Oesterreicher von Ausland, Steiermark zu Deutschland rechnen darf) wenige provinzielle Blätter aufzählen können, die so viel allgemeines Interesse hätten. Man findet in dem eilften Stück zuerst Beiträge zu einer urkundlichen Geschichte der altnorischen Berg- und Salzwerke vom Herrn von Muchar. Diese Beiträge sind nicht blos der Sache wegen wichtig, weil darin von den ältesten deutschen Werken dieser Art gehandelt wird, sondern auch durch die Behandlung der Materie anziehend. Es sind nicht trockene Notizen, es ist ein anziehender und unterrichtender Bericht, der die Geschichte bis auf den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fortführt. Der zweite Aufsatz enthält eine kurze Uebersicht der steiermärkischen Gebirgsverhältnisse, vom Prof. Anker. Der dritte enthält eine strenge Kritik einer in Wien herausgekommenen, in einem albernen und geschmacklosen Styl verfafsten Reisebeschreibung durch Oesterreich u. s. w. Dann folgt ein Trauerspiel, das uns vom poetischen Geschmack und den Talenten der Gräzer Dichter keinen so vortheilhaften Begriff giebt, als die übrigen Aufsätze von den durch das Joanneum verbreiteten gründlichen historischen und technischen Kenntnissen und von dem gesunden Verstande und der Urtheilskraft der Redactoren der Zeitschrift.

Was die vom Prof. Buſs in Freiburg übersetzte Schrift des Hrn. Matter angeht, so wäre es sehr anmaſsend, Erinnerungen dagegen zu machen, da die Pariser Akademie ihr einen Preis von zehntausend Franken zuerkannt hat. Die Ertheilung dieses Preises war um so erfreulicher, da man sonst in unsern Tagen nur Entdeckungen und Verdienste baar belohnt, die sich unmittelbar auf das äuſsere Leben anwenden, oder im Concert oder Schauspiel brauchen lassen. Der Titel der Preisschrift ist:

Ueber den Einfluſs der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten, von J. Matter, Generalinspector der königlichen Universität, übersetzt u. s. w. von Dr. F. J. Buſs, Professor der Rechts- and Staatswissenschaften zu Freiburg. Freiburg. Herder. 492 *S.* 8.

Ref. und der gröſste Theil deutscher Gelehrten legen freilich auf die geistreiche Auffassung und Darstellung gewisser Resultate der Geschichte weniger Werth, als die Franzosen, die selbst ihren Montesquieu überschätzen, doch ist es immer ein Glück, wenn der Ruhm geistreicher Reflexion einem Montesquieu, oder der Lohn moralischer Betrachtung einem Manne, wie Matter, zu Theil wird. Mag immerhin der nur aus Thatsachen auf Thatsachen schlieſsende Historiker zu der Doctrin den Kopf schütteln und auch den Besten der Doctrinärs als schwachen Historiker in seinem Selbstvertrauen belächeln; die Welt wird anders urtheilen, und einem seichten Schwätzer glauben, wenn man nicht einen gründlichen Rhetor aufstellt. Läugnen läſst sich nicht, auch in der trefflichen und im Ganzen wahrhaften Schrift des Hrn. Matter ist gar viel Rhetorik Man weiſs ja, es ist das Geschäft der deutschen und französischen Doctrinärs, ihrem Publicum immer von dem Gedankendinge Mensch viel Schönes zu erzählen und von seinen Verhältnissen viel vorzuschwatzen, da wir Andern wissen wollen, was gewisse bestimmte Menschen und Völker zu gewissen bestimmten Zeiten, unter gewissen bestimmten Umständen gethan haben, und dies Geschichte, das Andere aber geistreiche Divination nennen. Man wird übrigens Hrn. Matters Buch gewiſs den besten der doctrinären Art beizählen, wenn man auch sich auf andere herausgehobene Thatsachen, andere historische Grundlagen beziehend, ein anderes Räsonnement aufzustellen nicht so schwer finden sollte.

Von zwei andern Büchern kann Ref. nur die beiden letzten Theile anzeigen, er behält sich deshalb vor, von dem zweiten nächstens ausführlicher zu reden, und die Anzeige der beiden Theile mit der von Lord Stewarts Nachrichten zu verbinden.

Das Erste ist:

Das Synchronistische Handbuch der neuesten Zeitgeschichte von Friedr. M. E. Menck. Hamburg, beim Verfasser. 2r Theil, enthaltend die Jahre 1811—1816. 1834. 528 *S. in* 8.

Nach der Stärke der Bogenzahl des Buchs zu urtheilen, scheint der Verf. das Buch dem Volke als eine Chronik, oder als Zeitung

in Form eines Buchs bestimmt zu haben, und man kann seinen guten Willen, ein unschuldiges Buch zu schreiben, nicht verkennen. Vielleicht hat er es auch in Nachahmung des Hamburger Correspondenten auf recht schwarzem Löschpapier abdrucken lassen; zu gebrauchen ist das Buch indessen immer, und ruft besonders in Beziehung auf Hamburg und Norddeutschland manche Dinge ins Gedächtnifs zurück, die man vergessen würde, deren die gewöhnlichen Geschichtsbücher nicht erwähnen, die aber doch an ihrer Stelle sehr gut gebraucht werden können. Als Register, mitunter als Correctiv der Zeitungen und zu jedem wissenschaftlichen Gebrauch ist unstreitig die vortreffliche Arbeit des Archivrath Hugo in Karlsruhe vorzuziehen, die, so bescheiden der Verf. auftritt und so klein das Büchlein ist, einen sehr richtigen Tact verräth. Wir meinen die Jahrbücher der neuesten Geschichte, enthaltend die Jahre 1815—25. Hamburg bei Perthes. 1826.

Das zweite Buch, dessen wir hier nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir künftig die genauere Prüfung des ersten Theils mit der des zweiten zu verbinden gedenken, führen wir besonders darum an, weil der Verf. es der Mühe werth gehalten hat, sich in der Vorrede gegen die unter Einfluss oder wenigstens mit Unterstützung der preufsischen Regierung erscheinende Zeitschrift von Ranke oder vielmehr gegen den Mann, der den Namen dazu hergiebt, zu erheben. Wir wollen die Puncte andeuten, worauf es ankommt, eine Entscheidung geben zu wollen, wäre Anmafsung; eine Prüfung langweilig und in dieser Uebersicht neuer Bücher und ihres Inhalts nicht angebracht. Das Buch, dessen Verfasser übrigens auf die erste Eigenschaft eines Historikers, Klarheit und Ordnung und strenge Auswahl weniger aber wesentlicher Einzelnheiten nicht genug Bedeutung zu legen scheint, hat den Titel:

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr, Prof. in Berlin. 2r Band. Lemgo, Meyer. 1833. 620 S. 8.

Die Hauptsache, welche Hr. Stuhr gegen Hrn. Ranke vorbringt, kommt darauf hinaus, dafs er beweiset, man habe ihn, wie manchen andern Doctrinär, eher zum Vertheidiger Preufsens und zum allgemeinen politischen Redner erkohren und bestellt, ehe er noch Zeit und Gelegenheit gehabt habe, sich mit dem Factischen recht bekannt zu machen, und ehe er die eigentlichen Urtheilsfähigen überzeugt habe, dafs er die Geschichte wirklich kenne. Dies sucht Hr. Stuhr zuerst darzuthun bei Gelegenheit des Streits über die Auctorität der Mémoires d'un homme d'état, wo dann der Irrthum, den Hr. Ranke könnte begangen haben, nicht bedeutend scheinen würde, wenn er weniger keck vorgebracht wäre; dagegen eine andere Behauptung dem Ref., der die Zeitschrift nicht liest, von einem Professor und offiziellen Vertheidiger der preufsischen Regierung ganz unglaublich vorkommt. Er soll in einer Stelle, die Hr. Stuhr anführt, in Be-

ziehung auf den siebenjährigen Krieg sagen: »Als das Cabinet von Versailles inne wurde, welche Stellung Preufsen in der Welt einnahm und zu behaupten suchte, vergafs es seine amerikanischen Interessen, um diese Macht ich sage nicht herabzubringen, sondern gradhin zu vernichten.« Hr. Stuhr hat mit Recht diesen ganz absurden und durchaus unhistorischen Satz nur angedeutet und auf Flassan und andere bekannte Bücher verwiesen, er verspricht übrigens eine Geschichte des siebenjährigen Kriegs oder doch Betrachtungen über diese Geschichte. Diese sollen bei demselben Verleger erscheinen, der Alles, was er druckt, auf Löschpapier mit häfslichen Lettern drucken läfst. Sonderbarer Weise geht hernach Hr. Stuhr von Ranke zum Minister von Stein über. Dieser Uebergang und diese Zusammenstellung, sowie die Bedeutung, welche er auf die Briefe des Hrn. von Stein legt, die im Augenblick entworfen, auch billig im Augenblick hätten vergessen, nicht aber viele Jahre hernach bekannt gemacht werden sollen, würde uns bewegen, von Hrn. Stuhr so wenig als von dem Professor, den er angreift, eine reife und ruhige, von allen Nebenrücksichten und Vorurtheilen freie Beurtheilung preufsischer Angelegenheiten zu erwarten.

Schlosser.

SCHULWESEN.

1) *Beiträge zur Vermittlung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien, von Friedrich Traugott Friedemann, der Theol. u. Philos. Doctor, Herzogl. Nass. Oberschulrath und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg, Mitgliede der Grofsherzogl. Sächs. Lat. Gesellschaft zu Jena u. s. w. Hadamar und Weilburg* 1833. *Verlag von L. E. Lanz. Erstes Heft.* — Auch mit dem besondern Titel:

Din Einrichtung der höheren Unterrichtsanstalten der Stadt Braunschweig im Jahre 1828, *und das Verhältnifs des Gesammtgymnasiums zu dem Collegium Carolinum, dargestellt von Friedrich Traugott Friedemann u. s. w. VIII u.* 368 *S. in gr.* 8.

Zweites Heft: ebenfalls mit dem besondern Titel:

Das Herzoglich Nassauische Landes-Gymnasium zu Weilburg, nach seiner jetzigen Verfassung und Verwaltung gegen einige Anklagen gerechtfertigt von Friedrich Traugott Friedeman u. s. w. Nebst Beilagen und einer lithographirten Zeichnung (die Stadt Weilburg darstellend). 240 *S. in gr.* 8.

Wir zweifeln nicht, dafs die Erscheinung dieser beiden Hefte insbesondere vielen Schulmännern sehr willkommen und erfreulich seyn wird, weil sie daraus die Einrichtungen sowohl als die leitenden Grundsätze, nach welchen der berühmte Herausgeber bei

diesen Einrichtungen an den verschiedenen Orten seiner Wirksamkeit verfuhr, näher kennen lernen und überhaupt vielfache Belehrung aus so manchen trefflichen Bemerkungen und Winken über höhere, classische Schulbildung und über das gesammte höhere Schulwesen schöpfen können. Das erste Heft beschäftigt sich zunächst mit Braunschweig und den dortigen Anstalten nach den vom Hrn. Verf. daselbst gemachten Einrichtungen; es wird der Lehrplan des Katharineums mitgetheilt, dann eine vollständige Nachricht von der Stiftung des Gesammtgymnasiums im Jahre 1828. gegeben, so wie von allen Einrichtungen daselbst, von den Verhältnissen der Schüler und der Lehrer, sowohl unter einander als gegen Schüler und gegen Obere, es werden die Gesetze mitgetheilt, und das Verhältnifs der Anstalt zu dem Collegium Carolinum weiter entwickelt. Als Beilagen dienen einige daselbst bei besonderen Gelegenheiten gehaltene Festreden.

Das zweite Heft hat zunächst Weilburg und das dortige Gymnasium zu seinem Gegenstand; an der Spitze des Ganzen steht ein schon früher im Hesperus abgedruckter Aufsatz, der allerdings seines Inhalts wegen wohl einen erneuerten Abdruck verdiente, da er gewifs mit zu dem Besten gehört, was in neuerer Zeit gegen unberufene und unbefugte Schreier und Gegner des Unterrichts in den classischen Sprachen des Alterthums geschrieben worden ist. Dabei hat der Verf. eine reiche Nachlese von erweiterten Anmerkungen geliefert, und mehrere ganz neue Beilagen hinzugefügt, die das Interesse an dem Ganzen nicht wenig vermehren und den Werth dieses Aufsatzes erhöhen. Von ähnlicher Art und in ähnlicher Tendenz sind auch die hier folgenden, wohl zu beherzigenden Bemerkungen gegen eine Schrift von Weitzel, an der wir bei ihrem kläglichen Inhalt doch das wenigstens dankend anerkennen wollen, dafs sie die Veranlassuug zu diesen Mittheilungen gab. Die folgenden Abschnitte haben eine specielle Beziehung auf Weilburg und die dortige Anstalt, die man allerdings durch vorliegende Schrift vollkommen kennen lernen kann, und kennen lernen soll, wenn man des Verfs. Verfahren gehörig würdigen und von der rechten Seite auffassen will, oder wenn es sich darum handelt, die Grundsätze, nach welchen solche Anstalten errichtet, so wie die Art und Weise, die Beschaffenheit dieser Einriehtungen selber, kennen zu lernen. Möchten daher nicht blos Schulmänner, sondern auch alle die, welche durch ihre amtliche Stellung zur Aufsicht über höhere Bildungsanstalten berufen sind, sich mit dem Inhalt dieser Hefte näher bekannt machen und denselben wohl beherzigen, namentlich wenn von Verbesserung alter, gesunkener oder von Gründung neuer Lehranstalten die Rede ist. Unsere Zeit scheint vor Allem dringend dazu aufzufordern und zu mahnen, wenn so manchen Verirrungen derselben ernstlich und mit Erfolg vorgebeugt werden soll.

Am Schlusse dieses erhalten wir noch:

Gedächtnifsrede zur Jahresfeier der Stiftung des Herzogl. Nassauischen Landes-Gymnasiums zu Weilburg, am 25. Julius 1833. gehalten von Friedrich Traugott Friedemann, der Theolog. u. Philos. Dr., Herzogl. Nass. Obersehulrathe u. Directer des Londes-Gymnasiums zu Weilburg u. s. w. Weilburg 1833. Druck und Verlag von L. E. Lanz. 32 S. in gr. 8.

Nicht blos die interessante Rede selber, die neben mehreren historischen Notizen über die Stiftung des Gymnasiums und seine früheren Schicksale, den Werth und die Bedeutung, die ein solches Erinnerungsfest für uns haben soll, hervorhebt, sondern auch die beigefügten Anmerkungen, theils historischen, theils pädagogischen Inhalts verdienen einem gröfseren Publikum bekannt zu werden. Am Schlusse theilt uns der Verf. S. 28. ein in Form und Inhalt anziehendes Gedicht eines Primaners (Fr. Spiefs) seiner Anstalt mit; es ist auf das Geburtsfest des Herzogs von Nassau gedichtet und zeigt Geschmack und Talent.

---

2) *Geschichte des Lyceums der Königlichen Residenzstadt Hannöver, während des Zeitraums von 1733 bis 1833. als Einladung zum Redeact bei der dritten Säcularfeier der Reformation am 11. September 1833. von Dr. Georg Friedrich Grotefend, Director des Lyceums, Stifter des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache, Correspondent der königl. Societät der Wissenschaften u. s. w. Hannover. Gedruckt bei den Gebrüdern Jänecke. 86 S. in gr. 4.*

Gewifs ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte des höheren deutschen Schulwesens, der nicht blos durch die ausführlichen Notizen über das Leben der die Anstalt leitenden Personen ein lokales Interesse hat, sondern auch durch so manche Nachrichten über die Anstalt selbst und deren Schicksale, über die verschiedentlich daselbst befolgten Lehrmethoden und Aehnliches der Art einen allgemeineren Werth in den Augen aller derer gewinnt, welche überhaupt für höhere Schulbildung ein warmes Interesse haben. Mit besonderem Vergnügen ist Ref. bei den Biographien des Verfs. und seines nächsten Vorgängers, des Rector Ruhkopf, verweilt.

---

3) *Ueber Nachprüfungen und Ausbildungsmittel der Jünglinge in Mittel- und Hochschulen, mit einigen akademischen Proömien von Fr. Aug. Wolf. Eine Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen im Gymnasium zu Wertheim am 7ten und 8ten October 1833. von Dr. J. G. E. Föhlisch, Director des Gymnasiums. Wertheim, gedruckt bei Hofbuchdrucker Holl. 96 S. in 8.*

Die ersten zwei und dreifsig Seiten enthalten einen Abdruck von sieben Proömien, die F. A. Wolf zu Halle während der

Jahre 1802 — 1805. für die Lectionsverzeichnisse schrieb, und die bei ihrer grofsen Seltenheit allerdings einen erneuerten Abdruck verdienten, zumal da wir keine vollständige Sammlungen der verschiedenen Gelegenheitsschriften des berühmten Philologen, keine Opuscula Academica, wie sie jetzt angelegt und bekannt gemacht zu werden pflegen, besitzen.

Doch hat es der Herausgeber bei dieser gewifs dankenswerthen Mittheilung nicht bewenden lassen; er hat vielmehr noch eine eigene Gabe hinzugefügt, veranlafst durch manche Klagen unserer Zeit über wissenschaftliche und sittliche Ausartung der studierenden Jugend:

»Schon vor der Erscheinung dieser Proömien offenbarte (wir erlauben uns die eigenen Worte des Verfs hier beizufügen) sich in den höheren Schulen ein vorherrschendes Streben nach flacher Gemeinnützigkeit auf Unkosten einer wissenschaftlichen Grundbildung; eine einseitige Trennung der Theorie und Praxis und Verkennung ihres innigen Zusammenhanges; eine Verunreinigung des wissenschaftlichen Inhalts der Hochschulen durch voreilige Einmischung materieller Interessen; ein hastiges Drängen und Eilen oft unreifer Jünglinge auf dieselben, und eine zu enge Begrenzung der akademischen Studien und Jahre. Es wird daher nicht befremden dürfen, wenn die Jugend bei so vieljähriger Treibhauserziehung und ihrer entschiedenen Richtung zu dem äufsern Leben und gemeinen Wesen in der wissenschaftlichen Gemeinde, endlich, wenn sich noch der Schulbildung fremde Elemente von Aufsen einmischen, in einer vielseitig bewegten Zeit in unsittliche und wahnwitzige Ausschweifungen ausartet, welche ihr wissenschaftliches Leben in der Wurzel zu zerstören und ihre edle Bestimmung, wie die gesellschaftliche Ordnung, zu verkehren drohen. Und doch möchte es leichter seyn, eine Apologie der Jugend zu schreiben, als diejenigen immer zu entschuldigen, welchen ihre Erziehung und Bildung anvertraut ist. Wer die Geschichte der Erziehung und Schulen kennt, wird sie nicht besser oder schlimmer finden, als ihre Umgebung und das öffentliche Leben. Die Jugend ist der Affe des Zeitgeistes, dessen Farben sie trägt. Je weniger aber der Erzieher das öffentliche Leben, unter dessen Einflusse sich die Jugend entwickelt, in seiner Gewalt hat, und je weniger er hoffen darf, das Haus und die Schule in Uebereinstimmung zu bringen: desto wichtiger wird die Pflicht, das Schulleben zweckmäfsig zu regeln und äufserlich wie innerlich, zu begrenzen, um das wissenschaftliche und sittliche Ziel, welches dadurch erreicht werden soll, sicher zu stellen. Hierdurch darf man hoffen, wenigstens einige Hauptquellen des Verderbens von der Jugend und den Schulen allmählig abzuleiten. Ist daher vor Allem die Aufgabe einer vorgerückten Zeit, überall das Walten eines göttlichen Geistes und in ihm einen höheren Zusammenhang der Dinge wahrzunehmen, erkannt worden; hat man zuvörderst nur solchen den Zutritt zu gelehrten Schulen ge-

stattet, welche durch die Gottesstimme ihrer Natur zu einer wissenschaftlichen Laufbahn bernfen worden; ist ferner die höhere Schulbildung von Stufe zu Stufe nach wissenschaftlichen und sittlichen Anforderungen naturgemäfs geordnet und begrenzt worden; hat man endlich das Ziel derselben nicht sowohl in der Erwerbung eines gewissen Vorraths von Kenntnissen zn äufseren Berufszwecken gefunden; sondern vielmehr in der selbstständigen Entwicklung des innern Menschen zu jeder Tugend und Vortrefflichkeit des Geistes überhaupt; also in der Stärke der sittlichen Kraft und Gesinnung, in dem regen Sinne für Wissenschaft und Kunst, und in der entschiedenen Richtung des ganzen Gemüths zu einem höheren Geistesleben; dann wird es nur darauf ankommen, diese Aufgabe nnd Gottesstimme im Besondern zu vernehmen, die Bildungsstufen und ihr Endziel in den gelehrten Schulen festzuhalten und demnach, wie alle Unberufene im Anfange der Laufbahn abzuweisen, so in der Folge die zu einer höheren Stufe Unbefähigten so lange noch davon zurückzuhalten, bis sie die erforderliche, sittliche und wissenschaftliche Reife hinreichend bewährt haben."

Ueber diese Reife, welche, obschon so nothwendig, doch so oft übersehen wird, und so nachtheilige Folgen äufsert, verbreiten sich die nun folgenden Bemerkungen, welche den Zweck haben, die Nachtheile anfzuzeigen, welche aus der Vernachlässigung dieser Reife für die Jugend hervorgehen, und nimmermehr durch Nachprüfungen verhütet oder abgewendet werden können; denn letztere, wenn sie die gesetzlichen Abiturientenprüfungen ersetzen sollen, erscheinen bei näherer Betrachtung eben so überflüssig als unzulässig und selbst verderblich für die Schule. Dies ist es, was der Verf. nachzuweisen bemüht ist, und auch für Jeden, der nicht solchen Wahrheiten sein Ohr verschliefsen will, zur Genüge nachgewiesen hat. Möchten seine Bemerkungen insbesondere da Anklang finden, wo man mit gesetzlichen Bestimmungen über die Einrichtung und Anordnung der Studien umgeht, und möchte sie darum vor Allem von Denen beherzigt werden, welchen die Anordnung solcher Bestimmungen obliegt.

Chr. Bähr.

LITERÄRGESCHICHTE.

1) *Vollständige Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg von Heinrich Joachim Jäck, königl. baier. Bibliothekar. Mit Nachrichten über Bambergische Gelehrte, Schriftsteller, Meistersänger, Abschreiber und Miniaturmaler des Mittelalters, über alle Studien-Anstalten und Bibliotheken in dem chemal. Fürstenthum Bamberg vom XI. bis zum XIX., und besonders über die aus ihnen ergänzte öffentliche Bibliothek vom XVII. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Erster Theil. Handschriften auf Pergament.* — Auch mit dem besondern Titel:

Beschreibungen mehr als 1100 *zum Theil noch ungedruckter Handschriften vom VIII. bis XVIII. Jahrhundert auf Pergament in der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg, von welchen mehre aus dem XI. und XII. datirt sind, als in der reichsten Handschriftensammlung zu Paris.* 1831. *Nürnberg, in Commission bei Haubenstricker. LVI u.* 148 *S. in gr.* 8.

Zweiter Theil. Handschriften auf Pergament und Papier. — Auch mit dem besondern Titel:

Beschreibung anderer 1500 *gröfstentheils ungedruckter Handschriften vom XIV. bis zum XVI. Jahrhundert auf Pergament und Papier in der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg.* 1832. *CXXXI und* 90 *S. in gr.* 8. (Subscriptionspreis des Bandes 1 fl. Ladenpreis 2 fl.)

Die Bamberger Bibliothek gehört bekanntlich zu den durch einen Schatz von alten und seltenen Handschriften ausgezeichnetsten Bibliotheken Europa's, welche Kennern und Männern von Fach zwar längst bekannt, doch auch einem gröfseren Kreise bekannt zu werden verdiente, wie dies im vorliegenden, auch durch andere Mittheilungen interessanten, Werke geschieht. Der Verf. nämlich hat sich nicht darauf beschränkt, ein sehr detaillirtes Verzeichnifs der in jener Bibliothek jetzt befindlichen, so wie einiger (höchst seltenen) daraus entführten und bisher vergeblich reclamirten Handschriften zu liefern, und durch gute Zusammenstellung derselben nach Jahren, nach Orten (aus denen sie stammen), so wie nach den einzelnen Wissenschaften, einen bequemen Ueberblick dieses Schatzes zu geben, sondern er hat auch, indem er die Art und Weise, wie diese Bibliothek, deren erste Anlage mit der des Bisthums Bamberg zusammenfällt, entstanden und fortgesetzt, wie namentlich der grofse Handschriftenschatz aus verschiedenen Klöstern, Abteien u. s. w. im Laufe der Zeit zusammengeflossen, darstellt, gewissermafsen eine fortlaufende Literär- und Culturgeschichte Bambergs geliefert, welche den Werth des Buches nicht wenig erhöhet.

Um, so weit es die Grenzen dieses Berichts erlauben, doch Einiges aus dem reichen Inhalt der Schrift anzuführen, bemerken wir, was den einen Theil des Buchs, das Handschriftenverzeichnifs betrifft, dafs dasselbe im ersten Theil 1187 Nummern ent-

bält, und im zweiten von 1188 bis 2650 fortschreitet. Unter den im ersten Theil enthaltenen befindet sich ein Psalterium von 909; fünf andere Handschriften stammen aus dem eilften Jahrhundert (darunter die Evangelien, ein Beda, ein Missale, ein Hieronymus), mehrere aus dem zwölften Jahrhundert u. s. f. Im Ganzen rechnet der Verf. an hundert ein und sechzig Handschriften, welche in das achte, neunte und zehnte Jahrhundert gehören, und, obwohl ohne bestimmte Jahrzahl, doch das unverkennbare Gepräge der Schriftzüge jener Zeit haben, auch meist aus Italien stammen (Th. II S. I. III.). Die meisten der Handschriften gehören der Theologie und Geschichte an und stammen meist aus der Dombibliothek, doch lieferten auch die verschiedenen Klöster Bambergs und die umliegenden Abteien, wie z. B. Banz, Langheim, Michelsberg, das Karmeliter- und Dominikanerkloster u. a. zahlreiche Handschriften. Nachdem der Hr. Verf. Einiges im Allgemeinen über die auf Pergament geschriebenen Bamberger Codd. bemerkt, giebt er dann eine genaue Beschreibung von den durch Alter und Kunst ausgezeichnetsten. Es werden diese sehr genauen Angaben den Fremden, deren Zeit bei Besichtigung der Bibliothek blos auf die bedeutenderen Gegenstände die Aufmerksamkeit zu richten erlaubt, sehr ersprieſslich seyn, für den Gelehrten vom Fach sind sie natürlich von gröſserer Wichtigkeit. Unter den nach München abgesendeten sechs Codd., wovon §. 3. p. XXXVII. gehandelt wird, nimmt natürlich der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, von Heinrich II. bald nach der Stiftung des Bisthums an die Dombibliothek geschenkt, die erste Stelle ein. Bekanntlich hat seitdem Hr. Schmeller eine Ausgabe geliefert; dann ist darunter auch ein von demselben Heinrich geschenktes merkwürdiges Meſsbuch aus dem Jahre 1013—14, eine Handschrift der Evangelien aus dem 9ten Jahrh. Es zeichnen sich überhaupt diese Codd. in jeder Hinsicht aus, namentlich wenn man die Beschaffenheit der Schriftzüge, vor Allem der Anfangsbuchstaben, in Erwägung zieht. Viele sind mit eingemalten Bildern versehen, welche besonders die Anfangsbuchstaben oder einzelne Absätze füllen und vertreten, auch mit Gold, Silber und verschiedenen Farben verziert sind, oder die Gestalt von Thieren, namentlich von Vögeln in den buntesten Farben, zeigen; auch finden sich Anfangsbuchstaben von geschlagenen Goldblättchen, die künstlich aufgelegt sind; bei anderen ist die Decke mit geschliffenen oder ungeschliffenen Edelsteinen besetzt.

Der andre Theil des Buchs enthält, wie bemerkt, interessante literärhistorische Nachrichten. Er beginnt mit Angaben über den freilich ungewissen Stand der Bildung Bambergs im neunten und zehnten Jahrhundert. Heinrich II., der Stifter des Bisthum. am Anfang des eilften Jahrhunderts, legte damals den ersten Grund zu einer Sammlung von Büchern, die er auf seinen verschiedenen Reisen sich gesammelt oder auch zum Geschenk erhalten hatte, und brachte damit die Stiftung einer Schule am

Domstifte in Verbindung, unter Aufsicht eines Scolastikers, wie man ihn damals nannte, oder, wie die spätere Benennung lautet, eines Magisters. Der Verf. giebt ein genaues Verzeichnifs dieser Scolastiker und deren Zöglinge vom XI — XIV. Jahrhundert und geht dann auf die Schreiber- und Maler-Schule über, welche im Kloster Michelsberg vom Anfang des XI Jahrh. an bestand, und diese Verzeichnisse sowohl von diesem Kloster, als auch von den andern, welche Handschriftensammlungen besafsen (die Clarissen, Dominikaner und Dominikanerinnen, Franciskaner, Kapuziner, Karmeliten, die Abtei Langheim, Kloster Neunkirchen u. a.), werden bis auf das achtzehnte Jahrh. fortgeführt. Bei dieser Gelegenheit wird auch Hugo von Trimberg aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts S. XV. erwähnt und sein berühmtes Gedicht Renner; der Verfasser führt die verschiedenen bis jetzt davon bekannten Handschriften — etliche dreifsig der Zahl nach — auf. Durch die unlängst begonnene neue Bearbeitung dieses Gedichts sind wohl die Hindernisse gehoben, die sich bisher diesem Unternehmen entgegenstellten! Auch über den Fabeldichter Boner erhalten wir S. XXIII. sq. nähere Nachrichten. Im folgenden Abschnitt folgt das Verzeichnifs der Scolastiker, Dom- und Stiftsherrn, der Weihbischöfe, Erzdiakone, Generalvikare, Aebte und anderer Männer von Bildung des XIV. und XV. Jahrh. Der Rest der Schrift schildert den Zustand der Dombibliothek seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, giebt eine Uebersicht der fürstbischöflichen Hofbibliothek vom XVI. bis XIX. Jahrh., sowie der öffentlichen Bibliothek in der Mitte der Stadt vom Anfang des XVII. Jahrh bis auf unsere Zeit. Die Schicksale der Bibliothek in den letzten Jahrzehnten sind wenig erfreulich, so erfreulich auch andrerseits die uneigennützige, aufopfernde Thätigkeit ihres Vorstehers ist, je seltner solche Erscheinungen in unsern Tagen überhaupt sind und je mehr man geneigt ist, das Geschäft eines Bibliothekars als ein angenehm-unterhaltendes zu betrachten, ohne der unsäglichen Mühe zu gedenken, die eine gewissenhafte und ersprieſsliche Bibliotheksverwaltung erheischt und die nur der zu schätzen und zu würdigen weifs, der selbst daran sich versucht hat, zumal da äufsere Vortheile selten oder gar nicht eine solche Thätigkeit belohnen, die nur in dem Bewufstseyn, das Möglichste geleistet zu haben, ihren Lohn findet.

Der oben bemerkte Reichthum von seltenen Handschriften so wie die Vorzüglichkeit der Schriftzüge, insbesondere der Anfangsbuchstaben, hatte den Hrn. Verf. schon früher veranlafst, Abdrücke und Nachzeichnungen derselben zu veranstalten, um sie dem Publikum vorzulegen. Das verdienstliche Unternehmen, das am Anfang wenigstens, wie wir aus S. XLVII ff. ersehen, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist inzwischen zur Ausführung gekommen, unter folgendem Titel:

2) *Viele Alphabete und ganze Schriftzüge vom VIII. bis zum XVI. Jahrhunderte, aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg. I. Heft, mit einem Glossar veralteter lateinischer Wörter, welche aus den grofsen Wörterbüchern von Carl du Fresne Sr. du Cange des Jahres 1733 in fünf Bänden und von Robert Stephan des J. 1740. in vier Bänden entweder noch gar nicht, oder wenigstens nicht nach ihrer Bedeutung in Bamberger Handschriften bekannt sind. Herausgegeben von Heinrich Joachim Jäck, königl. baierischer Bibliothekar zu Bamberg. Auf Kosten des Herausgebers, in Comm. bei Julius Baumgärtner in Leipzig.* 1833. *in gr. Folio.*

Die zwei ersten Blätter enthalten grofse Anfangsbuchstaben des neunten Jahrhunderts aus einem Isidorus, in ihrer wirklichen Gröfse, dann folgen auf der dritten Tafel vollständige kleine Alphabete, aus Handschriften der Bamberger Bibliothek zusammengesetzt, von dem neunten, dem zehnten und eilften, dem zwölften, dem dreizehnten Jahrhundert, ein griechisches Alphabet aus dem zehnten und eilften Jahrhundert, vier Alphabete aus dem achten und neunten Jahrhundert. Die vierte Tafel enthält das auf einem Codex, der die Homilien des h. Gregorius über Ezechiel enthält, und aus dem XI. Jahrh. stammt, befindliche colorirte Zueignungsbild (nebst Inschrift), wie ein Benedictiner dem Kaiser Heinrich II. ein Werk des h. Gregor für die Dombibliothek als Geschenk überreicht. Der Glanz der Farben, das herrliche Colorit, die schönen auf himmelblauen Grund gemalten Goldbuchstaben, das Frappante in der Zeichnung der Figuren, machen diese Darstellung höchst interessant. Die fünfte Tafel giebt den Anfang einer Bulle Benedict VIII. (bulla concambii cum Henrico II. Imp.) aus dem Februar 1019. Die sechste Tafel enthält eine Reihe von ganzen Stellen, als Schriftmuster einzelner merkwürdiger Handschriften, den Anfang eines Auctor ad Herennium aus dem XII. Jahrh., eines Boethius zu den Topica des Cicero aus dem XI. Jahrh., eines Dares aus dem zehnten, eines Priscian aus dem IX. Jahrh., u. dgl. m. Diesen sechs auf Zink sehr gut ausgeführten Tafeln folgen zwei Steinplatten, die eine liefert Schriftmuster aus Handschriften des neunten Jahrhunderts, die andere ebenfalls einige merkwürdige Schriftproben des neunten und zehnten Jahrhunderts, deren Wichtigkeit schon der blofse Anblick sattsam lehren kann. — Wir unterlassen nicht, alle Bibliothekare und Freunde der Paläographie auf diese Erscheinung näher aufmerksam zu machen, weil es nach unserm Ermessen auf diesem Wege allein möglich wird, das Zeitalter von Handschriften, denen keine Jahreszahl beigegeben ist, mit Sicherheit aus den Schriftzügen zu bestimmen. Wir wünschen daher dem Unternehmen den besten Fortgang, und bei dem Publikum die Theilnahme und Unterstützung, welche allein die Fortsetzung des Ganzen und das baldige Erscheinen der nächsten Hefte sichern kann. Der Herausgeber besitzt eine unschätzbare Sammlung von solchen Schriftproben, wie solches auch S. 41. des oben angezeigten Buchs zu lesen ist und Ref. aus Autopsie bezeugen kann; eben desbalb wünscht er, dafs die Theilnahme des Publikums zu diesem kostspieligen und mühevollen Unter-

nehmen nicht ausbleiben möge. — Das auf dem Titel erwähnte Glossar führt noch den besondern Titel:

Vocabula exotica latino-barbara, literato mundo incognita, ex codicibus manuscriptis membraneis bibliothecae pristini capituli cathedralis ecclesiae Bambergensis collecta et anno 1746. conscripta a Joanne Graff, ipsius subcustode et bibliothecario Nunc vero ab editore Henrico Joachimo Jaeck, publicae bibliothecae Bambergensis praefecto, ex pluribus manuscriptis ita aucta, ut novum pene opus videri possit. Bambergae, typis Reindlianis. MDCCCXXXIII.

---

8) *Verslag der Naspooringen, omtrent de oorspronkelijke Uitvinding en het vroegste Gebruik der Stereotypische Drukwyze, gedaan, op uitvordiging van het gouvernement, door den Baron van Westreenen van Tiellandt.* Oder mit französischem Titel:

Rapport sur les recherches, relatives à l'invention première et à l'usage le plus ancien de l'imprimerie stéréotype, faites, à la demande du gouvernement, par le Baron de Westreenen de Tielland. La Haye, imprimerie d'état, 1833. 65 *S. in gr.* 8.

Da diese in holländischer und französischer Sprache abgefafste Schrift, welche auf Veranlassung des königl. niederländischen Gouvernements, von welchem der Verf. mit diesen Untersuchungen beauftragt war, erschienen ist, schwerlich in den Buchhandel kommen und so die Verbreitung erhalten dürfte, die sie doch verdient, so glaubt Ref. um so eher hier darauf aufmerksam machen zu müssen. Ihr Gegenstand ist die Frage nach der Erfindung der Stereotypie oder der Knnst, mit festen und stehenden Lettern statt der beweglichen zu drucken. (Vgl. §. 2. p. 13: „*l'objet de l'imprimerie stéréotype est d'assujétir et de rendre fixes des charactères primitivement mobiles.*“ — p. 19: „*l'invention de la stéréotypie consiste proprement dans le procédé de rendre fixes et solides des charactères d'abord mobiles*“), und es hat der Hr. Verf, in dem wir einen der ersten Kenner der Bibliographie und Typographie Europa's verehren, diesen Gegenstand auf eine so erschöpfende und befriedigende Weise behandelt, dafs über die Erfindung selber, über den Ort, wo sie zuerst angewendet, und über den eigentlichen Erfinder derselben, der sie zuerst in Anwendung gebracht, schwerlich ein weiterer Zweifel obwalten dürfte. Bekanntlich ward Didot allgemein als derjenige betrachtet, von dem diese in der neuesten Zeit immer mehr in Aufnahme gekommene, immer mehr verbreitete und auch vervollkommnete Kunst, mit feststehenden, gegossenen Druckformen oder Schriftplatten, mittelst unbeweglicher Lettern zu drucken, ausgegangen; und es wird auch dieses Verdienst des berühmten Buchdruckers nirgends in Zweifel gezogen, am wenigsten von dem Hrn. Verf. dieses Rapports, der im Gegentheil die Verdienste Didot's überall hervorhebt; aber er weist zugleich nach, wie der 1710. verstorbene Johann Müller, Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde zu Leyden diese Kunst bereits erfunden und auch in Anwendung gebracht. Da von einigen seiner Stereotypen-Drucke noch einzelne Platten vorhanden sind, von denen auch auf den beigefügten vier Tafeln Abdrücke mitgetheilt werden, so erhält

die auf unzweideutige Zeugnisse gestützte Angabe, einen Grad von Sicherheit, der jeden Zweifel entwaffnen mufs. Doch Ref. mufs hier die Leser auf die ausführliche Erörterung in dem Rapport selber verweisen, da er hier nur die Resultate der Untersuchung angeben kann. Möchte doch einmal die Frage über die Erfindung der Buchdruckerkunst selber zu ähnlicher Evidenz gebracht werden, als dies in Absicht auf die Kunst der Stereotypie hier geschehen ist.

Chr. Bähr.

GRAMMATIK.

***Friderici Lübkeri Husumensis de participiis graecis latinisque commentatio, ad summos in philosophia honores in academia Kiliensi rite impetrandos scripta. Altonae, sumtibus J. F. Hammerichi,* 1833. 68 *S. in gr.* 8.**

Wenn der enge Raum dieser Blätter es uns nicht erlaubt, in das Einzelne dieser gehaltvollen Schrift einzugehen und der Untersuchung Schritt vor Schritt zu folgen, so mag es uns doch vergönnt seyn, die Freunde höherer Sprachforschung und Grammatik darauf aufmerksam zu machen und zu einem genauen Studium und einer sorgfältigen Prüfung der darin enthaltenen Ansichten zu veranlassen. Der Verf. untersucht hier die Natur des Participiums, zunächst im Lateinischen und Griechischen, und entwickelt die aus der Vergleichung beider Sprachen hervorgehenden Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten. Da im Particip der Begriff eines Verbum und der eines Nomen vereint liegen, so wird zuerst die Verwandtschaft des Particips mit dem Adjectiv, und dann der Verbalbegriff, der im Particip liegt, untersucht, und mit der Entwicklung der Grundbegriffe beider auch zugleich das Wesen und die Natur beider bestimmt, es wird insbesondere der Unterschied des lateinischen Particips, dessen Begriff sich im Ganzen doch mehr an das Adjectiv anschliefst, und des griechischen Particips, welches mehr oder fast ganz an das Verbum sich hält, nachgewiesen; wobei auch näher vom griechischen Verbale die Rede ist, dessen Wesen und Natur näher untersucht, und dessen Beziehungen zum Verbum näher betrachtet werden. Ein Hauptunterschied zwischen dem griechischen und lateinischen Particip liegt im Gebrauch der Casus absoluti, aber eben dieser Unterschied liegt in der eben bemerkten Grundverschiedenheit des mehr an das Adjectiv sich anschliefsenden lateinischen und des mehr dem Verbum sich nähernden griechischen Particip. Mit vieler Genauigkeit und Schärfe sucht der Verf. diesen Unterschied im Einzelnen nachzuweisen, und dabei auch näher das Verhältnifs des Particips zum Infinitiv und seinen Gebrauch in Verbindungen mit demselben zu bestimmen, woran sich dann auch weitere Untersuchungen über Gerundium und Gerundivum, über das Supinum u. A. d. Art anknüpfen, wie die Natur des Gegenstandes es mit sich brachte.

Chr. Bähr.

Sur l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa réstauration par Frédéric Thiersch. Vol. I. 464 p. Vol. II. 325 p. 8. Leipzig Brockhaus. 1833.

Der Verf. des obengenannten Buchs ist als Kenner der Kunst und Wissenschaft, der Sprache und Literatur der alten Griechen so allgemein bekannt und geachtet, dafs man ihn über die Wiedererweckung des griechischen Volks, über Verfassung und Regierung desselben gern hören würde, wenn er auch nicht ganz neulich das Land besucht und nach allen Richtungen durchreiset hätte, nicht innig vertraut mit der Sprache und dem Zustand der gegenwärtigen Griechen wäre, wenn er auch nicht aus eigner Beobachtung und als Eingeweihter in alle ihre Verhältnisse schriebe; man wird also, da das Angeführte hinzukommt, das Buch mit doppeltem Interesse lesen. Ein so reichhaltiges Werk in einer kurzen Anzeige zu prüfen, eine so wichtige Materie, als die Organisation eines ganzen Volks und die Begründung einer neuen Existenz desselben in wenigen Blättern zu behandeln, wagt Ref. nicht, um nicht den Vorwurf der Anmafsung auf sich zu ziehen, er glaubt auch, dafs das Buch, welches für das diplomatische Publicum bestimmt und deshalb in französischer Sprache geschrieben ist, sich schon in den Händen aller derjenigen Personen befinden wird, welche einen Einfluſs auf das Schicksal und auf die Einrichtung des griechischen Staats haben, ihm bleibt daher nichts übrig, als einen andern Theil des Publicums auf den wichtigen Inhalt dieses Werks aufmerksam zu machen.

Ref., durch den Titel des Buchs verführt, griff mit doppelter Begierde darnach, weil er einen directen Aufschluſs über das Benehmen der gegenwärtigen Regentschaft, oder über die pfalzbaierische Organisation der Hellenen hier zu finden erwartete; er hat sich aber getäuscht gefunden, es wird nur eine indirecte Auskunft gegeben. Die Stellung des Verfs. in München und das delicate Verhältnifs dieser Angelegenheit zur Persönlichkeit des Regenten und zu den Hauptmächten von Europa machte ihm Behutsamkeit zur Pflicht, er schweigt daher von der Regentschaft und ihren Mafsregeln gänzlich; da er aber das Gegentheil von dem, was sie gethan hat, überall anräth, da er ein ganzes Register

von Dingen giebt, welche sie unterlassen hat, so wird jeder Verständige leicht die Anwendung machen, und für den Haufen oder für Unverständige schreibt ein Mann, wie Hr. Thiersch ist, nicht.

Die Absicht des Verfs. war, im ersten Theil die ganze Geschichte der innern Verwaltung, der Organisation und der Unruhen von der Zeit an, als Johann Capodistria Präsident ward, bis auf die Anerkennung des baierischen Prinzen als König von Griechenland abzuhandeln, und im zweiten den Entwurf einer neuen Organisation, folglich die indirecte Kritik des Betragens der baierischen Regentschaft und der zahlreichen von ihr angestellten Beamten und Offiziers mitzutheilen; er hat aber schon in der Vorrede bemerkt, dafs man beim Druck das Versehen gemacht habe, Abschnitte, die dem zweiten Theile angehören, in den ersten aufzunehmen. Das ist unwesentlich; unangenehmer ist es, dafs höhere Rücksichten den Verf. nöthigten, französisch zu schreiben. Er wird selbst am besten wissen, dafs es wenig hilft, dafs sprachkundige Franzosen ein Buch durchsehen, die Sprache kann ganz correct seyn, das Buch wird aber durch Correctur nie französisch. Das soll kein Tadel seyn, wir freuen uns vielmehr, dafs es ein deutsches ist, andere Leser werden aber doch hier und da ein Aergernifs nehmen; besonders da Hr Thiersch so vortrefflich deutsch schreibt.

Verhehlen dürfen wir ferner nicht, dafs der Verf. durch seinen Enthusiasmus für die griechische Sache und durch seine Vorliebe für die Griechen oft verleitet wird, zu viel von ihnen zu erwarten, wie Andere zu wenig hoffen. Er sucht zuweilen offenbar und geflissentlich die furchtbare Verdorbenheit und Verwilderung, womit alle bisherigen Verwaltungen zu kämpfen hatten, dem Auge zu entziehen, ja er gesteht uns, dafs ihn seine Vorliebe für die Griechen von dem Wege der Klugheit abgeleitet und zu Schritten gebracht habe, die er in seinem Verhältnifs am mehrsten zu scheuen hatte, um nicht verdächtig oder verhafst zu werden. Wenn uns nämlich der Verf. im I. Th. S. 78. erzählt, wie er ohne Mission eine politische Rolle übernommen, und sein Ansehen unter den Griechen diplomatisch benutzt habe, so hätte ihm doch einfallen müssen, wie höchst zweideutig und mifslich dies sowohl für ihn als für die Griechen, die ihm trauten, werden konnte. Es ist eine schöne Sache um Begeisterung für das Wohl der Menschheit, um Feuereifer für Recht, um edle Freundschaft für Menschen und ein Volk, mit dem man zwanzig Jahr in Verbindung war, wofür man so Vieles that; aber Hr. Th.

wird bei der Gelegenheit erfahren haben und täglich sehen können, dafs nirgends weniger Raum für Enthusiasmus und Philosophie oder Poesie ist, als in der Politik oder in diplomatischen Geschäften. Drei Abgeordnete der Mächte, drei Oberbefehlshaber verschiedner Nationen einem Deutschen ohne Mission gegenüber mufsten wenig geneigt seyn, auf Dinge einzugehen, die dem Zweck ihrer Mission ganz fremd waren, hat daher der Verf. alles das, was er uns berichtet, wirklich geleistet, so preisen wir seine Thätigkeit und seinen Eifer, auch wenn am Ende seine Mühe verschwendet war; auf Dankbarkeit oder Anerkennung durfte er aber niemals rechnen. Noch mehr erschrickt man in des Verfs. Seele, wenn man S. 167. lieset, wie sehr er sich über seine Stellung, seine Befugnifs, sein Verhältnifs zu den Residenten, und zu seinem eignen Könige irren konnte. Es ist dort die Rede von der Verlegenheit und dem Zwist unter den Griechen, ehe noch von München aus irgend etwas geschehen oder nur Nachricht und Auftrag gekommen war, und Hr. Thiersch sagt: „obgleich es mir gelungen war, von den Häuptern der Anführer der unterliegenden Parthei den wohlverdienten Zorn der Sieger abzuwenden, so mufste ich mich doch darin ergeben, den Hafs ihrer Beschützer (der russischen Bevollmächtigten) auf mich zu laden. Es war noch ein Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen. Ich mufste mich an die Spitze der Angelegenheiten stellen und die Regierung des Königs anfangen.« Man ist ganz befremdet, und fragt sich, wie das möglich war? Weder die Abgeordneten der drei Mächte, noch der König von Baiern, noch der neue König der Griechen, hatten einen Auftrag ertheilt. Hr. Thiersch war weder anerkannt, noch auf irgend eine Weise offiziell begrüfst, seine Bekanntschaft mit den Griechen konnte keine Autorisation seyn. Er handelte daher sehr weise, sich nicht von seinen Freunden zu einer Maschine gebrauchen zu lassen, die eine Botschaft aus München sprengen mufste. Doch sagt er: „Ich ward von allen Seiten eingeladen, dafs ich es thun sollte, besonders von den Deputirten, welche zum Congrefs vereinigt waren, und da mich die Residenten eine Richtung nehmen sahen, welche ihrem unseligen Schritte geradezu entgegen war, fingen sie an, etwas von der Art zu fürchten, und ihrer Furcht gemäfs zu handeln. Hätte ich die Regierung in Händen gehabt, so würde ich schon gewufst haben, wie ich die Tücke der Feinde derselben und die nicht eben furchtbare Macht, die sie aufstellen konnten, besiegen sollte; aber um dieses thun

zu können, bedurfte ich zweier Dinge, zuerst irgend einer Vollmacht oder Beauftragung des Königs von Baiern, dann einiger Geldmittel. Zwei Zeilen von S. M. dem Könige und hunderttausend Thaler hätten unter den Griechen die Ruhe erhalten; aber da ich keine Mittheilung von Seiten des Königs erhielt, und als ich mich bemühte (also ungeachtet die erste Bedingung mangelte??), Geld aufzutreiben, um die Truppen zu bezahlen und die Auflösung der Disciplin zu verhindern, so gelang mir dieses nur zum Theil und so weit sich mein persönlicher Credit erstreckte.«

Wir müssen dies anführen, weil der Leser erinnert werden mufs, dafs Hr. Thiersch den Standpunkt des ruhigen Beobachters verlassen hatte, dafs er also dem Capodistrias wohl hie und da Unrecht thun könnte. Wie wenig übrigens Hr. Thiersch (was seinem Herzen Ehre macht) eine diplomatische Natur hatte, wie er sich gebrauchen liefs, ohne dafs er ahndete, dafs er ein Werkzeug war, das man gebrauchen oder wegwerfen konnte, wie die Umstände sich ergaben, das hat er uns verrathen in No. 1. der dem ersten Theil angehängten Pièces justificatives S. 307—326. Sein edler Eifer täuschte ihn offenbar: da er mit dem Fürsten Wrede in halboffizieller Correspondenz stand, mufste er wissen, dafs die griechischen Angelegenheiten nicht nach Grundsätzen, sondern nach der Convenienz entschieden wurden. Der Aufsatz S. 307—326. ist überschrieben: du choix de S. M. le roi Othon pour le trône de la Grèce, und Hr. Thiersch protestirt darin feierlich, dafs er keinen directen Auftrag gehabt habe. Das glauben wir gern, doch sagt er S. 323: — — „une lettre addressée à S. A. le prince de Wrède, *auquel j'avois addressé jusqu'ici mes rapports sur la Grèce.*«

Der erste Abschnitt des ersten Theils, Ueber das Regierungssystem des Grafen Johann Capodistria, hebt die Fehler des Systems absoluter Gewalt grell hervor. Ref. hat viele unterrichtete Griechen befragt, sie redeten alle dieselbe Sprache mit Hrn. Thiersch, der Präsident sey gesunken, sobald man ihn erkannt habe. Ref. erinnert sich aus den Denkwürdigkeiten der Herzogin von St. Leu, dafs dieser Mann auch in Beziehung auf die Angelegenheiten dieser Dame 1814. und 1815. eine sehr gehässige Rolle übernahm. Ganz anders ward er ihm von einem ehemaligen russischen Diplomaten geschildert, der nicht Worte des Lobes genug finden konnte. Mit diesem stimmte Hr. Quinet, freilich weder ein praktischer Mann noch ein Menschenkenner,

ganz überein, als er aus Griechenland zurückkam. Auch Herr d'Eynard ist immer noch für Capodistria eingenommen. Das Letztere sucht Hr. Thiersch zu erklären. Er hat am Ende des ersten Abschnitts die elenden Künste angegeben, welche angewendet wurden. Man gebrauchte Gewalt, um alle unpartheiischen Stimmen zu unterdrücken und ein allgemeines und einstimmiges Lob verkündigen zu lassen. Briefe, Zeitungen, Reden der Freunde stimmten überein, denn alles Nachtheilige ward unterdrückt, die Briefe vernichtet. So war es denn kein Wunder, dafs der Präsident bewirkte, was Hr. Thiersch in Beziehung auf d'Eynard S. 37. berichtet: „In seiner Correspondenz mit den bedeutendsten Männern von Europa, besonders mit d'Eynard, hob er immer besonders hervor, die Reinheit seiner Absichten, das Passende seiner Mafsregeln, die Hindernisse, die er behauptete, bei jedem Schritte zu finden, und welche aus der Verdorbenheit, deren er Griechenland anklagte, und aus den Verläumdungen seiner Feinde in der Fremde entsprängen. Es war ihm gelungen, den achtbaren Mann, an den diese Briefe gerichtet waren, so einzunehmen, dafs noch gegenwärtig Hr. d'Eynard ihn als den gröfsten und tugendhaftesten Bürger betrachtet, den Griechenland jemals gehabt hat.« Hr. Th. zeigt, dafs Johann Capodistria als Corfiotischer Nobile, als glücklicher Abentheurer, als Diplomat, ohne eigentliches Vaterland durchaus nicht der Mann seyn konnte, der die Griechen zur Einfalt und Sittlichkeit zurückführte, obgleich er nicht läugnen kann, dafs er sich durch Mäfsigkeit, Einfachheit des Lebens, durch Arbeitsamkeit und Ausdauer auszeichnete. Ueber Willkühr, Gewaltsamkeit, Verletzung der legalen Ordnung klagten alle Griechen, die Ref. befragt hat, hier erscheint aber der Präsident als Tyrann, als Treuloser, als Wortbrüchiger, als Mörder und Mordstifter. Wir finden die schauderhafte Schilderung allerdings etwas übertrieben, wir würden Zweifel darin setzen, wenn nicht die einzelnen Thatsachen angeführt wären. Wenn auch nur der zehnte Theil der hier erzählten Geschichten wahr ist, so war es unmöglich, dafs irgend eine Grundlage einer andern Verfassung und Regierung, als einer türkischen, von einem solchen Manne und seinen Genossen konnte gelegt werden. Dafs übrigens Hr. Th. nur die eine Seite hervorhebt und die andere entweder gar nicht, oder sehr leise berührt, glauben wir andeuten zu müssen, weil er den anfänglichen Gehorsam, die Bereitwilligkeit der Griechen, das Aufhören der Fehden ganz allein aus innern Gründen, und aus dem gefühlten Bedürfnifs der Ruhe

ableitet. Wir würden neben vielen andern Umständen doch auch angeführt haben — dafs es gut ging, bis die Geldverlegenheit eintrat. Das wiederholt sich hernach immer, und wir sind daher, solange das Geld der sechzig Millionen vorhält, um die baierische Regentschaft gar nicht besorgt. Wie Geld auf die Nation wirkt, hat Hr. Th. selbst einmal, ohne es zu ahnden, verrathen. Es ist die Rede davon, dafs die Nachricht nach Griechenland gekommen sey, man werde den Prinzen Friedrich, den Sohn des Königs von Holland, wählen; da heifst es dann S. 77: »L'espoir de le voir arriver avec une partie des trésors qu'on supposa à son père fit tourner la tête à bien des personnes jusqu'alors attachées à la famille Corfiote.«

Das würde dann freilich darauf führen, auch den frühern bereitwilligen Gehorsam aus andern Ursachen herzuleiten, als der Verf. auf den ersten Seiten des zweiten Abschnitts gethan hat, wo von der Opposition gegen den Präsidenten die Rede ist. Die Widersetzung, wie der frühere Gehorsam, sind nach ihm nur Folgen und Aeufserungen desselben Gefühls; man gehorcht, weil und so lange man eine gesetzliche Ordnung, Zucht, Erziehung, Unterricht durch Hülfe der neuen Regierung erwartet, man widersetzt sich, als man sich nach langem Dulden und Harren getäuscht sieht. Dies führt Hr. Th. im zweiten Abschnitt aus. Wir wollen den ersten Satz hersetzen, der vom Gehorsam handelt, über die Widersetzung und ihren Fortgang mögen unsere Leser das Buch selbst nachlesen.

»Wenn die Griechen,« sagt Hr. Th., »sich mit allgemeiner Uebereinstimmung im Anfang dem Grafen Capodistria unterwarfen, so geschah das, weil sie sich auf den europäischen Ruf des Mannes verliefsen, so wie auf seine Fähigkeit und auf die Tugend, die sie diesem Oberhaupte, das sie sich selbst frei gewählt hatten, zutrauten. Sie erwarteten von ihm die Einrichtung der gesetzlichen Ordnung, unter deren Schutz jeder Einzelne seinen Verlust theilweise zu ersetzen und seine Familie zu ernähren hoffte. Sie glaubten, dafs in dieser neuen Ordnung der Dinge die Hingebung für das Vaterland, die Tugend ihre Belohnung finden, dafs die Betriebsamkeit sich entwickeln und Künste und Wissenschaften in dem Lande wieder blühen würden, wo sie einst entstanden waren.« Dann wird sein System, Begründung einer absoluten Herrschaft für sich und seine Familie, gestützt auf Rufsland und auf eine Classe von Nobili, die er begünstigte, entwickelt und die Unhaltbarkeit desselben gezeigt. Er ward bekanntlich ermordet und

hinterliefs einen sogenannten Senat, ohne Organisation und ohne Wurzel im Volk; alle andre Einrichtungen und Verfügungen, die er gemacht hatte, waren entweder schon längst ohne Wirkung gewesen oder sie gingen auch mit ihm unter. Hr. Th. sagt in dieser Beziehung S. 60: „Ungeschickt oder übel berathen in Allem, was die Finanzen, die Gesetzgebung und Verwaltung angeht, hat er keine einzige Einrichtung hinterlassen, keine Anstalt, kein Gesetz, welches seinem Andenken Ehre verschaffen könnte. — — — Er hat also dem armen Griechenland nur eine Last von Mifsbräuchen, Unordnungen, Jammer hinterlassen, und allen denen, die nach ihm berufen werden, das Land zu regieren, ein schreckliches Beispiel. Dieses Beispiel kann ihnen aber sehr heilsam werden, wenn sie es zu benutzen verstehen.« Die Anklage ist sehr hart, und es ist offenbar dabei nur der eine Theil gehört.

Der dritte Abschnitt handelt von der nach dem Morde des Präsidendenten bestellten provisorischen Regierung, an deren Spitze der Bruder des Ermordeten, Augustin Capodistria und neben ihm Colocotroni und Coletti gestellt wurden. Dieser Regierung wirft der Verf. vor, dafs sie alle vorigen Mifsbräuche fortdauern liefs, auf Gewalt und den Einfluſs der Phönix-Gesellschaft allein traute, dabei aber statt eines tüchtigen, erfahrnen, mäfsigen, arbeitsamen Mannes, wie Johann war, einen ganz unfähigen und verächtlichen, wie Augustin, an der Spitze hatte. Diese Regierung konnte kein Ansehn haben; denn der Senat, der sie bestellt hatte, war ohne Einfluſs und ohne Wurzel. Wir können nicht mit dem Verf. in das Labyrinth der Händel eingehen, welche erfolgten, als ein Nationalcongreſs nach Argos berufen war, als Coletti sich von seinen beiden Collegen trennte, mit der Gegenparthei in Verbindung trat, die sogenannten Roumeliotischen Hauptleute eine bewaffnete Macht gegen die Regierung aufstellten, als endlich der Congreſs selbst sich spaltete und zwei Regierungen, zwei Nationalversammlungen feindlich einander gegenüber standen. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, und Hr. Th. hatte den Muth, neben den Residenten der drei Mächte und ihren Admirälen eine diplomatische Rolle zu übernehmen, als sich eine Regierung im Peloponnes, eine andere in dem Dorfe Perachora unweit Megara festgesetzt hatte. In diese Zeit fiel nämlich die Wahl des Prinzen Otto von Baiern und Hr. Th. müfste allerdings, wenn er Auftrag gehabt hätte, sehr viel haben ausrichten können, wenn wahr ist, was er S. 78. in Beziehung

auf seinen König und das Zutrauen, welches dieser den entferntesten Völkern einflöfst, berichtet:

»Die Hoffnung und das Zutrauen der Parthei, welche sich der Regierung Augustins entgegengesetzt hatte, gründete sich auf dem Gefühl der Anhänglichkeit, welches jeder Grieche für S. M. den König von Baiern nährt und auf der Ueberzeugung, dafs ein Sprölsling seines Hauses nie anders würde in Griechenland regieren wollen, als nach einem weisen System, und nach Gesetzen, die den Bedürfnissen des Landes angepafst sind. Hr. Th. wünschte offenbar Augustin und seine Parthei ganz ausgeschlossen zu sehen, die Residenten und besonders die Russen dachten anders. Es ward der Gewalt Etwas, aber nicht Alles, eingeräumt, oder mit andern Worten, es kam die sogenannte gemischte Regierung oder ein griechisches Juste milieu, reich an Uebeln aller Art, zu Stande. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich leider recht deutlich, wie unglücklich ein entferntes Volk ist, dessen Schicksal von diplomatischen Protokollen und von Rathschlägen oder Befehlen aus der Ferne abhängt. Das kann man aus dem fünften Abschnitt vollständig lernen, welcher überschrieben ist: Ueber die Einrichtung der gemischten Regierung und die Schwierigkeit ihrer Stellung. Wir müssen unsern Lesern überlassen, das Nähere bei Hrn. Thiersch selbst nachzulesen und bemerken nur, dafs der sechste Abschnitt: Von der bewaffneten Widersetzung gegen die gemischte Regierung, nur eine Fortsetzung des fünften ist. In diesem Abschnitt erklärt sich übrigens Hr. Th. etwas stärker als vorher über das Benehmen der diplomatischen Agenten. In dieser Rücksicht ist eine Stelle S. 132. besonders wichtig. Dort berichtet Hr. Th., dafs der Franzose (Baron Rouen) sich gegen ihn auf eine feine Art entschuldigte, dafs er treuherzig genug war, ihm zu glauben, dann fährt er fort:

»Dafs der Baron Rückmann, als russischer Resident, in einem entgegengesetzten Sinn handelte, als der Baron Rouen, das begreift man. Hr. Rückman hat niemals verhehlt, welchen Antheil er an der Regierung der Capodistria nahm, er hat sein Betragen nicht geändert, als er der entgegengesetzten Regierung seine Unterstützung versagte; aber dafs Hr. Dawkins, der englische Resident, von einer Abneigung gegen das, was er französische Parthei nennt, getrieben und durch einen Unwillen geleitet, der sich für ihn als öffentliche Person nicht schickt, sich hat fortreifsen lassen, Mafsregeln zu unterstützen, welche darauf be-

rechnet waren, die Parthei Capodistria bei einander zu halten, und die Griechen noch einmal in eine Richtung zu treiben, die dem wahren Nutzen und der Politik des englischen Cabinets entgegen ist. — Das ist ein Ding, welches sich wohl erklären, nicht aber begreifen läfst.« Daran reiht sich in dem folgenden, siebenten Abschnitt, welcher überschrieben ist: Vom Nationalcongrefs in Pronia und von der Opposition gegen denselben, dasjenige, was dort von der Rolle berichtet wird (S. 147. 181.), die der russische Admiral bei Gelegenheit der Zusammenberufung der Versammlung griechischer Deputirten gespielt haben soll. Es heifst, er habe die Versammelten erst für schlechtes Volk und Gesindel erklärt, habe aber hernach, und zwar schon am andern Tage, Unterhandlungen mit ihnen eingeleitet, weil er bemerkt habe, dafs sie die stärkeren seyen. Sollen wir die Wahrheit sagen, so scheint unter den wilden Stürmen, unter den Klephten und ihren Hauptleuten, den Rumelioten und ihren Genossen, Geld die Hauptsache. Wer Geld hat oder bringt, kann fertig werden, so lang es vorhält (c'est partout comme chez nous). Welche Scenen werden übrigens am Ende des siebenten Abschnitts geschildert, als die Auflösung des Congresses erfolgte! Der achte handelt von der Auflösung der gemischten Regierung, zu diesem ist der neunte, der allgemeine Bemerkungen über diese Regierung enthält, ein nothwendiger Anhang.

Wir dürfen bei diesen Abschnitten nicht verweilen, wir bemerken nur, dafs sie zum folgenden Theile, welcher ausführlich darlegen soll, was die neue Regentschaft hätte thun sollen und nicht gethan hat, nur die Einleitung bilden. Der Verf. des Buchs glaubt, dafs es noch jetzt Zeit ist, den rechten Weg einzuschlagen, er hat deshalb die Erscheinung desselben beschleunigt und empfiehlt sein Buch dringend Allen, denen die Sache der Griechen am Herzen liegt und die einen Einfluss auf ihre öffentlichen Angelegenheiten haben. Eine Hauptsache, welche die baierische Regentschaft nicht genug beachtet zu haben scheint, dafs der griechische Staat nur aus griechischen Elementen durch Griechen kann neu geschaffen werden, und dafs Capodistria und seine Nachfolger in der Regierung Unrecht hatten, wenn sie leugneten, dafs die nöthigen Elemente und tüchtige Männer unter den Griechen zu finden wären, deutet Hr. Th. am Schlufs des achten Abschnitts an. Hier ertheilt er der letzten, schwachen und vorübergehenden Regierung einen Ruhm, den er der vorhergehenden

und besonders den Capodistria's gänzlich versagt. Es heifst S. 189: — „Trotz der Unwissenheit, Selbstsucht, Intriguen vieler Leute, die in dies System der Regierung eingingen, verstanden die aufgeklärten und verständigen Männer, die darin auftraten, den Angelegenheiten eine Leitung zu geben, welche Einsicht bewies und nicht ohne Rechtlichkeit war. Aus dem, was eine Regierung aus verschiedenartigen Bestandtheilen und von vielen Gegnern bestürmt in Tagen der Unordnung und der Aengste hat thun können, darf man schliefsen, was eine gleichartige Verwaltung würde gethan haben, welche über die Mittel des Landes hätte schalten können und ihre eignen Bewegungen in ihrer Macht gehabt hätte, welche also den Patriotismus, die Kenntnisse, die Tugend benutzt hätte, die nie und nirgends unter Menschen und also auch gewifs nicht unter den Griechen mangele, wenn man sie nur zu finden weifs.

Wir gehen jetzt zum zweiten Theile über, und bedauern um so mehr, dafs wir uns ungemein kurz fassen müssen, als dieser Theil sowohl an und für sich und weil der gelehrte Verf. so innig mit Griechenland, seiner Sprache, seinen Sitten, seinen Bedürfnissen und Verhältnissen bekannt ist, als in Beziehung auf die gegenwärtige Regentschaft das gröfste unmittelbare Interesse hat. Gegen jeden Versuch der pfalz-baierischen Regentschaft, alle Weisheit vom deutschen Katheder, jede Verbesserung, gleich dem Bierbrauen und Biertrinken aus München einführen zu wollen, erklärt sich der Verf. gleich im Anfange und zwar sehr bestimmt. Dies geschieht im 1sten Theile S. 195. in der Einleitung. Dort kündigt Hr. Th. an, wie er in einem folgenden Abschnitt zeigen wolle, wie man die Gemeinden und ihre Verfassungen einzurichteu, wie man sie in Eparchien oder Districte zu vereinigen habe, damit sie dem Volksbedürfnifs entsprächen. Bei der Gelegenheit setzt er bedeutend hinzu: »Wir sind weit von dem Gedanken entfernt, in Griechenland Einrichtungen einführen zu wollen, die weder mit seinen Sitten übereinstimmen, noch seinen Bedürfnissen entsprechen; wir wollen vielmehr überall das aufsuchen, was die vergangenen Zeiten der Revolution überliefert haben, und nachweisen, wie man es von Schutt frei machen und den Bedürfnissen der Zeit und der gegenwärtigen Umstände anpassen kann.«

Den ersten Abschnitt, über die auswärtigen Verhältnisse von Griechenland, wollen wir ganz übergehen, da es hier nicht blos auf Griechenland ankommt, sondern auf das

Gleichgewicht der absoluten und freien Staaten von Europa, und auf Geheimnisse der Politik, die weder Hr. Th. genau kennen kann, noch Ref. zu beurtheilen im Stande ist. Dann folgen zwei Blätter, die Ref. nicht Innere Politik von Griechenland würde überschrieben, auch nicht zu einem eignen zweiten Abschnitt würde gemacht haben. Es ist auf diesen fünf Seiten, 212—216. die Rede davon, ob die Griechen einer constitutionellen Regierung fähig seyen oder nicht? Der Verf. glaubt, Rufsland wünsche die Einführung einer freien Verfassung nicht, wenn es gleich einer bekannten Proclamation zu Folge ihr auch nicht gerade entgegen sey. Capodistria habe im Sinn der russischen Regierung gehandelt oder doch geglaubt, in diesem Sinne zu handeln, als er von einer constitutionellen Regierung nicht habe hören wollen. Das sey Ursache gewesen, warum sich das Gebäude, das er errichtet habe, nicht habe halten können, jede absolute Regierung werde aber enden, wie die der Capodistria geendigt habe. Alle Mächte, wie Griechenland selbst, hätten ein Interesse dabei, dafs der revolutionäre Geist, der Europa beunruhige, nicht in Griechenland fortdauere oder dahin dringe, die Anarchie müsse aufhören, wie dies aber geschehen solle, das lasse sich nicht diplomatisch oder politisch ausmachen, es hänge von den Sitten und der historischen Ueberlieferung des Landes, ja vom Boden und Klima ab. Die Natur des Volks und des Landes in Beziehung auf die neuen Einrichtungen nachzuweisen, beginnt der Verf. im dritten Abschnitt mit der Abhandlung über Charakter und Sitten der Völkerschaften, welche Griechenland bewohnen. Hier zeigt Hr. Th. seine Ueberlegenheit über Alle, die bisher über Griechenland geschrieben haben, seine Kenntnifs jedes Winkels vom Lande und jeder Farbe des Charakters seiner Bewohner. Er schildert uns nach der Reihe Rumelioten und Bewohner des Parnafs, Mainoten, Inselgriechen und ihren Luxus, Sulioten, Phanarioten und die von den sieben Inseln her sich verbreitenden Griechen. Es ist ihm sichtbar leid, dafs er von manchen Classen, besonders von den Phanarioten, nicht viel Gutes sagen kann; doch erhebt er auch sogar unter den Phanarioten Demetrius Ypsilanti, Maurocordato, Jakobaky Riso mit einer sichtbaren Vorliebe. — Der vierte Abschnitt lehrt, welche Ansprüche die verschiedenen Classen und Völkerschaften an die Regentschaft und an die Gesetzgebung machen. Der Verf., obgleich er die Uebel, Gebrechen und Laster der gegenwärtigen Generation nicht verhehlt, will viel mehr Zutrauen auf ganze

Classen und auf einzelne Menschen unter den Griechen gesetzt wissen, als die Regentschaft darauf gesetzt hat. Er sagt S. 233: »Statt sich zu verwundern, dafs ganze Classen der Nation durchaus verdorben sind, sollte man vielmehr staunen, dafs noch etwas Gutes übrig geblieben und dafs man noch etwas davon hoffen darf. Mag man auch sagen, was man will, es giebt in Griechenland Vaterlandsliebe, Rechtlichkeit, Geschäftsfähigkeit, und der gröfste Theil der Leute, welche jetzt Räuber und Treulose sind, oder Unterdrücker und Tyrannen zu werden drohen, werden ihr Betragen ändern, sobald nur die Regierung ihre Richtung geändert hat und sobald sie die Begünstiger der Unordnungen zu bewachen und zu bestrafen versteht. Im Ganzen findet man mehr Verwilderung und Verwüstung als Verdorbenheit. Die gute Naturanlage der Griechen ist unzerstörbar, wie die griechische Sonne und der griechische Boden.« Die letzten Sätze darf Ref., mit der byzantinischen Geschichte bekannt, unmöglich unterschreiben; er will indessen dem Verf. nicht widersprechen, da er das Gegentheil nicht beweisen kann. Genauer als bisher bezeichnet der Verf. in dem fünften Abschnitt (S. 236 fg.) die seit Ernennung des baierischen Prinzen zum König von Griechenland gemachten Fehler, und Ref. scheut sich nicht zu gestehen, dafs er hier vollkommen mit ihm übereinstimmt. Er zeigt, dafs Anarchie und Verwüstung allgemein wurden (ces neuf mois d'angoisses et d'abandon ont ruiné la Grèce), weil die Regentschaft statt im Mai oder Juni 1832. erst im Februar 1833. begann. Ferner zeigt er, dafs es ein Mifsgriff war, dafs man, nachdem Griechenland seit dem Tode des Johann Capodistria durch das Vielköpfige seiner Regierung so Vieles gelitten hatte, statt einen festen Mann als Stellvertreter des jungen Königs an die Spitze einer griechischen Verwaltung zu stellen, eine deutsche Commission ernannte, deren Mitglieder jedes in seinem Fache, seinen besondern Ideen folgte. Uebrigens hat Hr. Th. sich nicht so bestimmt ausgesprochen, sondern Ref. hat aus seinen Worten entwickelt, was ihm darin zu liegen scheint. Die Hauptsachen sind S. 237. nur angedeutet; es wird auf einmal und plötzlich abgebrochen. Statt einen Punkt weiter zu verfolgen, der zu keinem Resultat führen kann, weil Geschehenes nicht mehr zu ändern ist, geht Hr. Th. in eine Untersuchung ein, wie man die ihm bekannten Männer und Partheien behandeln, wie man sie fassen müsse. Wir können dem Verf. durch das Einzelne nicht folgen, doch sehen wir, dafs er Rathschläge giebt, welche mit den von der Regentschaft ge-

nommenen Maſsregeln keineswegs übereinstimmen. So sagt er S. 248: »Unter den Hauptleuten in Rumilien und im Peloponnes sind einige dreiſsig, welche wegen ihres Rufs und ihres Einflusses sogleich an den König geknüpft werden sollten. Man müſste also Adjutanten S. M. des Königs daraus machen, oder auch Militär-Gouverneurs der Eparchien, in denen keine wichtigen Festungen sind, und ihnen einen ehrenvollen Platz in der neuen Ordnung der Dinge sichern.« Die Berechnung des zu vertheilenden Geldes, vier Millionen für die Armee; eine Million Schadloshaltung den Hauptleuten, eine Million der Flotte; den Inseln, Hydra und Spezia und Psara, Schadloshaltung auf Abschlag eine Million; den Angestellten anderthalb Millionen; um Soulioten, Candioten, Olympioten zu versorgen, eine Million und zweihunderttausend; den Anführern der Mainoten dreimalhunderttausend Franken; kann unsern Lesern zeigen, wie Hr. Th. 10 Millionen von den sechzig zur Befestigung der neuen Ordnung vertheilt zu sehen wünschte.

Auf diesen Abschnitt folgen einige andere, die, ganz abgesehen von der Beziehung auf die Regentschaft, an und für sich sehr anziehend sind und ihre Bedeutung behalten werden, wenn die Regentschaft längst vergessen ist. Der sechste Abschnitt behandelt die Statistik des jetzigen Griechenlands. Im siebenten ist vom physischen und moralischen Zustande die Rede. In dem letztern Abschnitte giebt der Verf. ein trauriges Bild von dem Zustande der Wälder in allen Gegenden Griechenlands und zeigt das Bedürfnifs einer verständigen Forstwirthschaft, wozu man vor lauter allgemeinen Verfügungen noch nicht hat kommen können. Was hernach über Beschaffenheit des Landes, über Bewässerung und Flüsse, über die Temperatur der Luft und über das Klima gesagt wird, ist dasselbe, was alle Reisende einstimmig bezeugen. In Beziehung auf die Menschen scheint uns Hr. Th. sehr eingenommen und nicht ganz unpartheiisch, doch wird jeder, der mit Griechen in Berührung gekommen ist, darin mit ihm übereinstimmen, dafs ihr Trieb, sich geistig auszubilden, erstaunenswürdig und allgemein ist und sich nicht blos auf das zu einem Fache oder Gewerbe erforderliche Wissen, sondern auf Geistesbildung überhaupt erstreckt. Wie sehr ist zu bedauern, dafs man nicht sogleich den Unterricht ordentlich organisirt hat! Denn bis jetzt sind Schulen sowohl als Flotte und Armee noch sehr vernachlässigt. Lächeln mufs man, wenn Hr. Th. endlich S. 291. auf die Schattenseite kommt. Er redet dort von Neigungen seiner

Griechen, die zu Leidenschaften werden, vom Stande der Unterdrückung und von Anarchie, worin sie so lange gewesen, woraus man die moralische Verdorbenheit, welche er milde Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung nennt, erklären müsse. Wo indessen Kraft, wo Originalität und nach einem weiter unten folgenden Axiom, wo Lustigkeit und unzerstörbare Munterkeit sey, da könne keine Schlechtigkeit seyn. Auch diesem Satze wollen wir nicht widersprechen, weil Hr. Th. es gut meint, obgleich wir im Leben und in der Geschichte leider nur gar zu viele Beweise vom Gegentheil gesehen haben. Es lassen sich solche allgemeine Beschreibungen, Lob und Tadel, gut lesen, es kommt aber sehr wenig dabei heraus. Es ist damit, wie mit dem Streit über Gentilität und Fashionabilität zwischen John Bull in Europa und Jonathan in Amerika, mit dem Streit zwischen den Liberalen und ihren Gegnern und mit dem Schimpfen der französischen Deutschen gegen die deutschen Michel. In Rücksicht des Letztern wollen wir gelegentlich bemerken, dafs die Michelei unleughar ist, dafs es aber zu Nichts führt, dagegen zu Felde zu ziehen; es kommt nur darauf an, dem einzelnen Michel beizukommen, wenn er sich für ein Ideal hält. Uebrigens verhehlt Hr. Th. die Wahrheit nicht, er fügt a. a. O. hinzu: „Wir leugnen nicht, dafs Verdorbenheit aller Art, der Geist des Zwists, Intrigue, der Lüge sich auf eine sehr beunruhigende Weise über die Nation verbreitet haben; aber durch alles dieses hindurch zeigt sich das gute Naturel bei jeder Gelegenheit, und wenn man auch die Laster und manchmal gar zu viel Mängel der Einzelnen anerkennt, so wird man doch immer das Volk lieben müssen.“ Dann ergiefst er sich gleich wieder in eine Lobpreisung.

Der achte Abschnitt beschäftigt sich blos mit der Ackerbautreibenden Classe unter den Griechen, und wir erfahren, dafs Alles noch in der ersten Unvollkommenheit ist, dafs man noch gegenwärtig den Hesiodus verstehen lernt, wenn man die griechische Landwirthschaft betrachtet, was dem Philologen angenehm, dem Staatshaushalt aber sehr nachtheilig seyn mufs. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch, wie verderblich die letzten Unruhen dem Lande gewesen sind und wie viel Geld und Mühe man hätte anwenden sollen, dem Landmann schleunig das nöthige Vieh wieder zu verschaffen, um die Pflüge, die aus Mangel an Zugvieh ungebraucht liegen, wieder in Bewegung zu bringen. In der folgenden vortrefflichen Beschreibung der ganzen Production macht der Verf. recht klar, wie viel mit einer geringen

Mühe und ohne bedeutenden Aufwand für Griechenland kann gethan werden, wenn man die sehr lernbegierige und gewandte Bevölkerung auf Dinge aufmerksam macht, welche unter uns jeder Landwirth beachtet. So sagt er S. 300: „In Griechenland erhält man nur von Ziegen und Schaafen Milch, Butter, Käse, und im Sommer kann man gar keine Milch haben. Die Butter ist nicht fest, wie bei uns, sondern weich wie Gänsefett, man bringt sie daher in Schläuchen von Ziegen- oder Schaafhäuten auf den Markt. Der Käse ist im Allgemeinen eben so schlecht als die Butter, und nur der von Candia gebrachte einigermafsen gesucht." Ein grofses Uebel in Griechenland wie in Spanien müssen die ungeheuern Heerden seyn, wie sie hier beschrieben werden, so dafs man grofse Schwierigkeiten finden wird, die ungeheuern Weiden in Ackerfeld, die faulen und wilden Hirten in tüchtige Arbeiter zu verwandeln. Bei Gelegenheit der Wohnungen der Bauern erhalten wir eine Nachricht, die sehr niederschlagend für die Hoffnung einer baldigen Wiederherstellung der Blüthe des schönen Landes ist. Es heifst S. 301: »Die mehrsten Dörfer sind vereinzelt und liegen zum Theil an sehr steilen Bergabhängen. Dies giebt ihnen eine malerische Lage, es macht aber den Verkehr und das Einbringen der Producte der Erndte sehr schwierig. Die Bauern verliefsen in voriger Zeit die Oerter, wo ihre Dörfer eigentlich gebaut seyn sollten, um den Bedrückungen und Erpressungen der Türken zu entgehen und flüchteten sich auf die Höhen. Nichtsdestoweniger sind wenige Dörfer den Verheerungen des Kriegs entgangen, der gröfste Theil derselben ist sogar gänzlich verlassen oder zerstört. Einige begannen sich wieder zu erheben, aber der letzte bürgerliche Krieg, die Besetzung des Landes durch bewaffnete Banden, haben den Fortgang der Wiedergeburt aufgehalten und Alles gröfstentheils wieder zerstört, was man in drei Jahren der Ruhe erhalten hatte." Dieser Abschnitt beschliefst nach der beim Druck aus Versehen gemachten Abtheilung den ersten Theil, dem alsdann eine Reihe von Aktenstücken angehängt sind, welche theils des Verfs. diplomatische, oder, wenn man lieber will, politische Thätigkeit angehen, theils auf bürgerliche Unruhen in Griechenland vor der Ankunft der Regentschaft Beziehung haben. Ganz am Ende findet man eine chronologische Uebersicht der Begebenheiten in Griechenland und der darauf sich beziehenden Unterhandlungen vom 2. Februar 1828. bis zum 6. Febr. 1833.

Der zweite Theil beginnt mit dem neunten Abschnitt, in welchem Hr. Th. die Mittel angiebt, wie man den Landleuten helfen,

wie man ihre Zahl vermehren, wie man ihnen Eigenthum verschaffen und sie gegen die Habsucht der grofsen Güterbesitzer, die ein kleines Gut nach dem andern ihren Besitzungen einzuverleiben suchen, schützen könne. Der Abschnitt beginnt mit dem traurigen Satze, dafs die Regentschaft finden werde, dafs unter hundert und zwanzigtausend Familien von Bauern sich nur etwa zwanzigtausend Eigenthümer finden, und dafs auch diese durch die Verwüstungen der letzten bürgerlichen Kriege und die Raubsucht der bewaffneten Banden gänzlich zu Grunde gerichtet sind. Bei dieser Gelegenheit fordert der Verf., was wir schon oben als eine Hauptsorge der Regentschaft hervorgehoben haben, ohne welche jede andere fruchtlos seyn würde — die Sorge für die Einfuhr von zehntausend Paar Ochsen. Dies Zugvieh könnte, sagt er, aus Thessalien, aus der Bulgarei, der Wallachei, Kleinasien eingeführt werden. Er meint, dazu müsse man zwei Millionen Franken des Anlehns anwenden, und setzt hinzu: Dieser erste Vorschufs ist durchaus und unerläfslich nöthig; geschieht dies nicht, so liegt der Landbau nieder und der Schatz bleibt leer. Der Verf. geht hernach so weit, dafs er die Einfuhr vermehrt und auf diesen einzigen Artikel im Fortgang der Zeit (freilich auf Wiederzahlung) zwanzig Millionen gewendet haben will. Bei dieser Gelegenheit geht er zugleich in eine genaue Angabe ein, wie man die Zahl der Aecker, über welche der Staat zur Vertheilung schalten kann, ausmitteln solle, damit man Colonisten ansiedeln oder einheimischen Bauern zum Eigenthum verhelfen könne. Wir können dem Verf. hier im Einzelnen nicht folgen, wir wagen nicht zu bestimmen, ob die Vertheilung von Nationalländereien jedes Theil im Werth von dreitausend Franken an hunderttausend Familien ohne Eigenthum, in der Art ausführbar sey, wie er vorgeschlagen hat; aber das ist ganz klar, dafs, wenn die Regentschaft gleich Anfangs einen Plan dieser Art entworfen, oder den von Hrn. Th. entworfenen geprüft und mit den nöthigen Aenderungen angenommen hätte, die Colonisation in einen sichern Gang gekommen wäre, statt dafs man jetzt noch nicht weifs, woran man eigentlich ist. Dem Landbau mufs durch die Mittel, welche der Verf. hier vorschlägt, aufgeholfen werden, oder man mufs andere ähnliche ergreifen, sonst wird es mit der Staatscasse nach Erschöpfung des Anlehns sehr schlecht aussehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Thiersch, sur l'état actuel de la Grèce.

(Beschlufs.)

Der zehnte Abschnitt ist eine Ergänzung des neunten, nur mit dem Unterschied, dafs die in diesem Abschnitt gemachten Vorschläge für eine lange Reihe von Jahren, selbst, wenn eine vollständige Ansiedlung geschehen ist, brauchbar und nützlich bleiben. Es wird nämlich in diesem Abschnitt von allgemeinen Mafsregeln zur Cultur des Bodens in Griechenland gehandelt. Wasserleitungen zur Bewässerung und Canäle, um das stehende Wasser abzuleiten and morastige Gegenden auszutrocknen, nehmen natürlich den ersten Platz ein; der Verf. fügt noch die Sorge für Ableitung oder doch Verminderung der Wassermasse einiger Seen hinzu. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, wie nöthig in manchen Gegenden schleunige Hülfe ist. Von Livadien z. B. heifst es hier, alte Leute in der Stadt bezeugten, dafs seit funfzig Jahren die Sümpfe ihrer Stadt um mehr als eine Stunde näher gekommen. Der Verf. fügt hinzu: „Von zwanzig Abzugscanälen, welche ehemals vorhanden gewesen seyen, wäre nur ein einziger mehr in leidlichem Zustande, und wenn dieser unglücklicherweise verstopft werde, wie die andern, dann werde sich die Ueberschwemmung bis an den Fufs des Parnafs erstrecken und das Wasser werde sich auf der andern Seite über das östliche Böotien ergiefsen, um sich einen Ausgang im Asopus zu suchen. Man könne dann die Zeiten Deucalions wiederkehren sehen. Man werde zu Schiffe vom Helikon zum Parnafs fahren und ganze Provinzen würden mit ihren Städten, Dörfern und Feldern unter dem Wasser begraben werden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dafs Hr. Th. den Lauf des unterirdischen Canals, den Polykrates auf Samos graben liefs, wieder aufgefunden hat, dafs ein andrer auf Tinos wieder gefunden und gereinigt ist, und dafs man in Italien sich jetzt wieder damit beschäftigt, den Emissarius des Lago di Celano (lacus Fucinus) zu reinigen und herzustellen. Sogar die Türken, heifst es, hätten um 1776. arbeiten lassen, um den Ableitungscanal des Stymphalischen Sees herstellen zu lassen. Diese Arbeiten störte der Aberglaube. Der Verf. räth daher, sie wieder

aufzunehmen und den alten Canal wiederherzustellen. Bei Gelegenheit der Bewässerung, welche in Argolis mangelt und in Attica die Gegend am Cephissus jetzt wie in alter Zeit zu einem Garten macht, gieht er uns die Erklärung eines Ausdrucks im Sophokles (Oedip auf Colone), die aus der Ansicht der Gegend hergeleitet ist. Sophokles nennt die Ebene am Cephisus *πεδίον στερνουχον χθονός*, Hermann meint, Sophokles habe *novitatis studio* ein Wort gebildet, das nicht sehr poetisch sey, Hr. Th. sagt: »Il n'y a rien que de poetique et de naturel. Vers l'est la plaine se termine par le cône du Colonos, en face du quel il s'en elève un autre, au sud, dont la forme est la même; ce sont comme deux poitrines (*στέρνα*) dominant la plaine du Céphise, qui s'étend à leurs pieds.« Wer französisch versteht, wird aus den Worten *deux poitrines* sehen, dafs hie und da die Correctoren ihre Pflicht nicht gethan haben.

Nach der Untersuchung über Bewässerung und Abwässerung der verschiedenen Gegenden kommt der Verf. auf Wege und Heerstrafsen. Beide Stücke haben aufser der unmittelbaren Beziehung auf neue Anlagen einen grofsen Werth wegen der klaren Ortbeschreibungen und der von allem lästigen Detail befreiten Darstellung einer auf die Natur des Landes gegründeten Verbindung der einzelnen Eparchien durch Heerstrafsen. Wenn Hr. Th. hernach auf den Zehnten übergeht, so findet er in der Einrichtung desselben, wie sie in Griechenland besteht und in der Art, wie er erhoben wird, ein Haupthindernifs der Blüthe des Ackerbaues. Er verweiset, besonders in Beziehung auf die Erhebung der Staatsabgabe von den Ländereien (1/10 von den Producten der Privatgüter, 1/4 vom öffentlichen Eigenthum), auf das Beispiel dessen, was die Venetianer auf Tinos gethan haben. Diese Insel sey gerade aus dieser Ursache die am besten angebaute und bevölkerte Insel im ganzen Archipelagus. Im eilften Abschnitt geht Hr. Th. die ganze Landwirthschaft durch, und deutet Verbesserungen in allen einzelnen Theilen derselben an. Darüber hat freilich Ref. durchaus kein Urtheil, er hebt daher nur eine Stelle aus diesem Abschnitt aus, wo von den Mafsregeln die Rede ist, welche die Regentschaft zu ergreifen hätte, um die vorgeschlagenen Verbesserungen auszuführen. Es heifst in dieser Beziehung S. 55: »Wenn man gute Landwirthe aus Deutschland, Frankreich, England herbeizieht, welche Capitalien, Erfahrung, Kenntnifs des Landbaues mitbringen, dann wird man der ganzen acker-

bauenden Classe unter den Griechen einen Antrieb geben; denn so sehr das Volk auch an seinen alten Gewohnheiten hängt, ist es doch sehr verständig und sehr geneigt, das nachzuahmen, wovon es sich einigen Vortheil verspricht. Erst wenn dies geschehen ist, kann die Rede von Colonien seyn. Man muſs sich wohl hüten, daran zu denken, Griechenland mit Deutschen, Franzosen, Engländern wie Amerika zu überschwemmen, denn das Land ist ja schon mit Eingehornen bevölkert. Diese findet man, wenn auch in verhältniſsmäſsig kleiner Zahl, in den Ebenen und Thälern, und zwar eine verständige, arbeitsame, rechtliche Gattung von Menschen, die man nicht ins Innere hineindrücken und zurückschieben, oder ins Meer werfen kann, als wären es Irokesen. Griechenland muſs im Allgemeinen nur von Griechen bewohnt und bebaut seyn, diese Griechen sind entweder schon im Lande oder sie werden dahin zurückkehren, sobald die Gesetze ihre Kraft wieder erlangt haben, und die Thermopylen, die Schlüchte von Acarnanien und die Seehäfen ihnen eine Zuflucht gegen Gewalt der Türken, Albanesen, Araber bieten, die um das wankende Reich des Ostens kämpfen.« Einige Districte, meint der Verf., könnte man doch mit Fremden bevölkern, und zwar, um den Griechen zu zeigen, wie in Europa die Landwirthschaft getrieben werde. Solche Colonien müſsten aus ganzen Dörfern bestehen, wo Leute einer Nation und eines Volks beisammen wohnten, so daſs ein Dorf aus Deutschen, ein anderes aus Engländern, eins aus Katholiken, ein anderes aus Protestanten bestehe; jedes mit seiner Kirche, seinem Pfarrer, seiner Schule.

Im zwölften Abschnitt ist die Rede von den Handwerken. Wir wagen nicht, diesen vortrefflichen Abschnitt in einen Auszug zu bringen und nicht einmal dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen, wenn er die Mittel angiebt, wie man die Industrie heben kann; wir wollen dagegen auf eine Stelle aufmerksam machen, aus welcher hervorzugehen scheint, daſs eine nach europäischer Art organisirte Regierung schwierig, wenn nicht unmöglich sey, in einem Lande, wo so viele künstliche Bedürfnisse und so wenig Mittel sind, diese zu befriedigen, wenn diese Regierung keine Anlehen mehr zu vertheilen hat; besonders wenn ein Hof dabei monarchische Ansprüche macht. Es heiſst S. 62. in dieser Beziehung:

»Der Grieche muſs nicht allein vom Fremden das Drittel des Getreides, welches er zur Nahrung braucht, kaufen, nicht

blos die ganz ungeheure Menge von Zucker und Kaffee, die so verschwenderisch in allen Städten gebraucht wird; sondern er mufs auch die feinen Tücher, den Kattun, die Seidenstoffe, alle Leinewand, alles bereitete Leder, das nöthige Eisen, selbst Schlösser, Nägel, Messer, Gabeln, Kessel, Gold- und Silbergeschirr, Waffen, Hausrath, Glaswaaren und Papier, durch Einfuhr erhalten, und man begreift kaum, wie nur noch ein Kreuzer Geld in einem Lande übrig bleiben konnte, welches gewissermafsen nur vom Auslande lebt, und in Verhältnifs zu dem, was es daher bezieht, nur sehr wenig wieder ausführt.« Gegen Einführung der Zünfte und ähnlicher Einrichtungen warnt Hr. Th., er räth dagegen, die deutschen Werbungen für den griechischen Dienst so einzurichten, dafs man viel Handwerker anwerbe, und in den verschiedenen Garnisonen vertheile. Diese Verbindung des Militärdienst mit der Ausübung der Gewerbe scheint uns freilich etwas bedenklich. Auch eine Gewerbsschule möchte Hr. Th. angelegt wissen und schlägt als Muster die Berliner vor, welche er sehr rühmt.

Der dreizehnte Abschnitt handelt von der Schifffahrt und dem Handel der Griechen. Hier scheint uns Hr. Th. ungerecht gegen Capodistria. Es kann seyn, dafs der Widerwille, den er gegen die Begünstigung des Handels, gegen Wuchergeist und Judenthätigkeit äufserte, daher rührte, dafs er, wie es S. 73. heifst, nur ein gehorsames Volk von Bauern haben wollte, dafs er mehr Widersetzung von wohlhabenden und gewandten Handelsleuten erwartete u. s. w.; aber, es sind doch auch Gründe anderer Art, die ihn abhalten konnten, den Handel, der seiner Unterstützung nicht bedurfte (nach dem bekannten *laissez nous faire),* dessen moralische Wirkung aber offenbar verderblich war, in einem Augenblicke zu berücksichtigen, als der Ackerbau und die Gewerbe ganz darnieder lagen. Die sichtbare Vorliebe für Griechen und griechische Angelegenheiten hindert jedoch Hrn. Th. nicht, uns vortreffliche Nachrichten über die ganz eigenthümliche Art zu geben, wie Handel und Schifffahrt auf den Inseln getrieben werden. — In dem folgenden vierzehnten Abschnitt, der von den Mitteln handelt, wie man Handel und Schifffahrt emporbringen könne, giebt er eine sehr anziehende Nachricht von Syra und von dem Wohlstande, den diese Insel in einer kurzen Zeit von acht Jahren erlangte. Er zählt gegen dreitausend Handlungshäuser, alle mit wenigem Capital. Etwa 200, meint er, hätten ein

Capital von 20—50,000 Franken, und nur etwa 50 Häuser besäfsen mehr. Uebergehen dürfen wir hier nicht, dafs der Verf. bei seinen Verbesserungsvorschlägen wenigstens von keinen Handlungs- und Schiffbaukunstschulen redet, und bei der Gelegenheit S. 106—107. die vortreffliche, in unsern Zeiten sehr heilsame Bemerkung macht:

„Nur der deutschen Pedanterey allein sey es vorbehalten, sich einzubilden, man könne durchaus nichts auf eine andere Weise lernen, als aus einem Compendium und durch einen Vortrag vom Katheder."

Die folgenden sehr wichtigen Abschnitte, wo der vollständige Plan einer neuen Organisation des Volks, seiner öffentlichen Anstalten, seiner Hierarchie, seiner Lehranstalten, seiner Gerichte, seiner Finanzen, seiner Verwaltung und Regierung gegeben wird, mufs man im Zusammenhange lesen; Ref. will nur den Gang im Allgemeinen andeuten, und eine einzelne Bemerkung hie und da beifügen oder auch ausheben.

Vom funfzehnten bis zum neunzehnten Abschnitte wird von der Organisation der Schulen, von Elementarschulen, gelehrten Schulen, Universitäten und sogar von Academien gehandelt. Da man Hrn. Th.'s Ideen über Schulen und öffentlichen Unterricht aus andern Schriften kennt, so wird man gewifs mit grofsem Vergnügen lesen, wie er diese auf die Griechen und auf Griechenland anwendet.

Im neunzehnten und zwanzigsten Capitel ist von der Kirche und der Organisation der Hierarchie die Rede. Offenbar wäre es gut gewesen, wenn die Regentschaft in diesem delikaten Punkt sehr bedächtig vorgeschritten wäre, es scheint, als ob die Griechen in kirchlicher Beziehung verletzt wären. — Vielleicht können die Andeutungen des Hrn. Th. noch jetzt nützen; doch fürchten wir fast, dafs sie zu spät kommen. Nach den Worten über die *distinctions sociales en Grèce*, die der Verf. als ein und zwanzigsten Abschnitt, den Abschnitten über Organisation der Gemeinden, Diöcesen, Eparchien vorausschickt, scheint er den höchst unglücklichen Gedanken zu haben, die byzantinischen Würden und Titel beizubehalten und dem neuen Königreich anzupassen. Ref., mit der byzantinischen Geschichte aus den Quellen bekannt, findet in diesen Titeln und Würden und Distinctionen und Ceremonien und Kanzleistyl nicht allein eine Haupturs-

sache der elenden Beschaffenheit des byzantinischen Reichs und seiner Trümmer in den Fürstenthümern, so wie der Erbärmlichkeit der Phanorioten und der Hofgriechen, sondern selbst Deutschland leidet noch immer daran. Wir haben diesen Seelen tödtenden Kram erst von den Griechen, dann seit Karl V. von den Spaniern erhalten. — Die Organisation der Gemeinden, Diöcesen, Eparchien beschäftigt den Verf. im zwei und zwanzigsten, drei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Abschnitt. — Im fünf und zwanzigsten redet er von der Verwaltung im Allgemeinen und zeigt, dafs Griechenland fast noch ärger als Deutschland an einem Uebel leidet, das ganz Europa drückt; dafs nämlich der Angestellten zu viele sind In Griechenland sind sie noch dazu unwissend, bestechlich, faul, sorglos. Wie gefährlich ist es für eine Regentschaft, mit solchen Leuten zu thun zu haben und daneben von Schaaren anderer bestürmt zu werden, die unter der gemischten Regierung aufser Brod gekommen und neue Anstellung suchen!! Das Beispiel von Aegina könnte man dreist neben Frankfurt am Main stellen. Wenn Aegina einen nicht ganz so ansehnlichen Staatskalender hat, als Frankfurt, so hat es dafür auch nur 6—7000 Einwohner. Das Verhältnifs wird aber fast gleich seyn; immer bleibt der Vortheil der Zahl dabei freilich auf deutscher Seite.

Auf die folgenden Abschnitte, Finanzen, Gerichte, bewaffnete Macht, wagt sich Ref. nicht einzulassen, Hr. Thiersch geht auch hier das Einzelne genau durch und giebt seine Vorschläge der Organisation ausführlich. Eine wichtige Frage ist, wie viel die Einnahme des neuen Staats betragen mag? Das läfst sich leider nicht bestimmen, und wenn es heifst, die Einnahme hätte unter der türkischen Regierung fünfzehn Millionen betragen, wovon neun aus dem Peloponnes erhoben wurden, so führt dies zu keinem erfreulichen Resultat, wenn man bedenkt, was nach Hrn. Thiersch's eignem Bericht geschehen mufs, ehe nur die Grundlagen der neuen Monarchie fest stehen.

Schlosser.

Lehrbuch der Mathematik für die obern Classen höherer Lehranstalten von Johann August Grunert, Dr. der Philosophie und Königl. Professor der Mathematik und Physik am Gymnasio zu Brandenburg, Ehrenmitgliede der Königl. Preufs. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. Brandenburg, bei J. J. Wiesike, 1832. Erster Theil: Allgemeine Arithmetik. XVI u. 180 S. — Zweiter Theil: Stereometrie. VI und 139 S. — Dritter Theil: Trigonometrie. VI u. 179 S. — Vierter Theil: Kegelschnitte. VI u. 162 S. 8.

Wie so Manches in neuerer Zeit eine Modification erfahren hat, so ist auch in der früheren Ansicht über die Mathematik, als Gegenstand des Gymnasial-Unterrichts, eine Veränderung vorgegangen. Nachdem oft und vielseitig über die nachtheilige Stellung dieses Unterrichtszweiges gegen die übrigen geklagt, der Nutzen hervorgehoben, der aus einem erweiterten mathematischen Unterrichte hervorgeht, und die Nothwendigkeit dieser Erweiterung eindringlich dargelegt worden, so ist es an vielen Orten wenigstens dahin gekommen, dafs dem mathematischen Unterrichte mehr Zeit als früher gewidmet werden kann. Hierdurch ist eine Regsamkeit entstanden, die sich auf mancherlei Weise kund giebt, und wovon man sich in mancher Rücksicht ersprieſsliche Folgen versprechen darf.

Das vorliegende Lehrbuch gehört in die Reihe jener Erscheinungen, die als eine Folge der Erweiterung des mathematischen Unterrichts zu betrachten sind. Dasselbe ist für die beiden obern Classen eines Gymnasiums bestimmt, worin wenigstens 6 Stunden wöchentlich dem mathematischen Unterrichte in einer Classe gewidmet werden, und wobei der Verf. noch voraussetzt, dafs in den beiden untern Classen ein tüchtiger Grund im Rechnen gelegt, und der geometrische Unterricht durch Uebungen vorbereitet werde; in den beiden mittlern Classen aber der streng wissenschaftliche Unterricht beginne, und die ebene Geometrie so wie die Arithmetik bis zu den Elementen der Buchstabenrechnung umfasse. Um die Anschaffung des Werkes zu erleichtern, ist dasselbe in vier Theile abgetheilt. Hiervon enthält der erste Theil die allgemeine Arithmetik, und zwar in einer ersten Abtheilung: die Combinationslehre, das Binomialtheorem, die Methode der unbestimmten Coefficienten, die allgemeine Theorie der Potenzen und Wurzeln, die Logarithmen und die Kettenbrüche; in einer zweiten Abtheilung: die Lehre von den Gleichungen der drei ersten Grade, arithmetische und geometrische Reihen, allgemeine Sätze von den Gleichungen, Auflösung der

Gleichungen durch Näherung, unbestimmte Aufgaben des ersten Grades. Der zweite Theil handelt die Stereometrie ab; der dritte, in zwei Abtheilungen, die ebene und sphärische Trigonometrie, und der vierte Theil endlich die Kegelschnitte.

Sowohl durch die Voraussetzungen, welche in Bezug auf die Vorkenntnisse der Schüler gemacht werden, als durch die grofse Masse von Gegenständen unterscheidet sich dieses Lehrbuch von vielen ähnlichen, und wenn auch, wie der Verf. selbst sagt, der Vollständigkeit wegen mancher Gegenstand weiter geführt ist, als zunächst der Vortrag verlangt, so ist doch die Masse dessen, was für den Unterricht wirklich bestimmt ist, weit gröfser als sonst. Hierdurch wird das Lehrbuch eine interessante Erscheinung, und wenn man noch berücksichtigt, dafs der Verf. sowohl eigene Erfahrungen im Unterrichte benutzen, als auch über ein vielseitiges mathematisches Wissen verfügen konnte, so wird man wohl geneigt, im Voraus schon eine gute Meinung von dem Werke zu hegen. Fafst man jedoch das Lehrbuch, namentlich von Seiten der Darlegung der Gegenstände, näher ins Auge, so findet man nicht allein zu allerlei Bedenken Veranlassung, sondern es bildet sich ganz entschieden ein, der vorgefafsten Meinung ziemlich entgegengesetztes Urtheil, und man sieht sich genöthigt, die Hoffnung etwas nieder zu halten, wenn man annimmt, dafs eine solche Masse und auf des Verfs. Weise mitgetheilt, Leben erregen und erhalten und Frucht bringen soll.

So tritt gleich der erste Theil des Werkes dem Leser auf eine wenig anziehende Weise entgegen. Der Hauptgegenstand der erstern Abtheilung dieses Theils sind das Binomialtheorem und die Logarithmen, und mit diesem sind alle übrigen Gegenstände, die Kettenbrüche ausgenommen, verwebt. In dieser Verwebung liegt zwar ein Plan, der durch des Verfs. Bestreben, wo möglich die directe Aufgreifung einer Sache zu umgehen, und mit Voraussetzug des zu suchenden, der recurrirenden Methode sich zu bedienen, nothwendig erscheint. Allein um diesen aufzufassen, müfste dem Lernenden das Einzelne mit Klarheit, den Begriffen gemäfs, die er mit der Sache verbinden kann, dargestellt seyn, und das ist nun nicht der Fall. Der Verf. beginnt mit der Combinationslehre, was in jeder Beziehung gut zu heifsen ist; auch mag des Verfs. Anordnung, wornach die Permutationen den geordneten Verbindungen vorangehen, wenn nicht gebilligt, doch nicht mifsbilligt werden. In der Darlegung dieser einfachen

Sache bereitet der Verf. aber ganz unnöthige Schwierigkeiten; statt direct die Bildung der Permutationen in extenso zu zeigen, beginnt er, nach der Worterklärung von Permutation und einigen andern technischen Ausdrücken, sogleich mit dem Lehrsatze, dafs

$$P(abc\ldots) = aP(bcd\ldots) + bP(acd\ldots) + \ldots$$

wodurch die zurücklaufende Bildung der Permutationen fixirt werden soll. Eben so entfernt er sich, bei der Bestimmung der Anzahl der Combinationen mit Wiederholungen, von dem einfachen naheliegenden Wege; indem er nämlich diese Anzahl auf die der Combinationen ohne Wiederholung, welche direct aus der Bildungsweise der Verbindungen abgeleitet wird, zurückführt, wählt er das in jeder Beziehung schwerfällige, für erste Anfänger aber durchaus ungeeignete Mittel, die zurücklaufenden Bildungsweisen der beiderlei Zahlen darzustellen, und aus der Uebereinstimmung auf die Beschaffenheit der gesuchten Zahl zu schliefsen. Dafs der Verf. diesen Weg eingeschlagen, mufs um so mehr auffallen, als man aus einigen im didactischen Tone hinzugefügten Bemerkungen ganz deutlich siebt, dafs er selbst wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hat, wie wenig die Lernenden sich zur Aufnahme seiner Darstellung bereitwillig zeigen.

Die geordneten Verbindungen ohne Wiederholungen sind übrigens verständlich vorgetragen, und dadurch ist das Auffassen der nun folgenden Entwicklung von Producten binomischer Factoren und des Binomialtheorems für positive ganze Exponenten, wobei die Combinationen in Anwendung kommen, nicht schwierig. Nach diesem Eingange sollte man nun eine Erweiterung des Binomialtheorems erwarten; der Verf. macht jedoch eine Digression, wozu er durch seine Methode verleitet wird. Er hat ganz entschieden eine Vorliebe für Entwickelungen mittelst der unbestimmten Coefficienten; um nun diese bei dem allgemeinen Binomialtheorem in Anwendung bringen, und so alles auf ein Mal abthun zu können, schickt er einige andere Gegenstände, Bruchentwickelungen, voraus, bei welchen die unbestimmten Coefficienten mit weniger Schwierigkeiten angewendet werden; dies setzt aber einige Kenntnifs der Gleichungen voraus, daher entsteht die Anordnung: »erste Begriffe von Gleichungen und deren Auflösung; die Entwickelung der Brüche in unendliche Reihen, zur Erläuterung und Anwendung der Methode der unbestimmten

Coefficienten; allgemeine Theorie der Potenzen, Rechnung mit Wurzelgröfsen, imaginäre Gröfsen; das allgemeine Binomialtheorem.« Was der Verf. unter »ersten Begriffen von Gleichungen« versteht, kann unmöglich einen Begriff von Gleichungen, höchstens eine Vorstellnng von dem Aeufseren und dem dabei vorkommenden Mechanismus geben; eben so wenig ist des Verfs. Darstellung der Bruchentwickelung dazu geeignet, den Lernenden mit dem Wesen dieses Gegenstandes bekannt zu machen, wenn auch nicht in Abrede gestellt seyn mag, dafs die gewählten Fälle und ihre Behandlung zur mechanischen Einübung dienlich seyn können. Wo soll auch ein Begriff, d. h. eine klare, die Sache durchdringende Einsicht herkommen, wenn der Verf. gleich zu Anfang des fünften Capitels sich vernehmen läfst: »die Reihe (in welche nach der gestellten Aufgabe der Bruch $\frac{1-x}{1-5x+6x^2}$ entwickelt werden soll) wird erhalten, wenn man mit dem Nenner in den Zähler auf gewöhnliche Weise dividirt. Man kann zu derselben aber auch auf folgende Art, die in jeder Beziehung den Vorzug verdient, gelangen. Man nehme nämlich die gesuchte Reihe als schon gefunden an, ...«, durchweg nur specielle Aufgabe an Aufgabe reiht, und am Schlusse des Capitels in einer Anmerkung hinzufügt: „Die hier gelehrte, sehr vieler Anwendungen fähige, Methode zur Entwickelung der Brüche in Reihen heifst die Methode der unbestimmten Coefficienten, aus leicht zu begreifenden Gründen.« Mit mehr Nutzen wird der Lernende dagegen das sechste Capitel, die allgemeine Theorie der Potenzen, durchgehen, obgleich es auch hier nicht an dumpfen Stellen fehlt. Wendet man sich endlich zu der Darlegung des allgemeinen Binomialtheorems im siebenten Capitel, so wird es schwer, auch nur entfernte Motive zu entdecken, welche diesem Vortrage eine Entstehung geben konnten: denn zum Verstehen für Anfänger ist er durchaus nicht, indem, aufser der eben gezeichneten Methode der unbestimmten Coefficienten, alle nöthigen Vorder- und Mittelsätze fehlen, und der mit der Sache Vertraute kann sich dem Verf. nicht wohl zu Danke verpflichtet fühlen. Dasselbe gilt von der Entwickelung der Logarithmen im achten Capitel, wo dem Leser Tendenz und Ausführung gleich übel entgegen treten.

Den Schlufs dieser Abtheilung bilden die Kettenbrüche, denen noch in einem eigenen Capitel die ersten Begriffe von arithmetischen und geometrischen Reihen angehängt sind.

Gegenstand der zweiten Abtheilung des ersten Theils sind die Gleichungen und die arithmetischen und geometrischen Reihen in weiterer Ausführung. In so fern etwa eine bloſse Einühung beabsichtigt wird, mögen die drei ersten Capitel, worin die Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade mit mehreren Unbekannten, der Gleichungen vom zweiten und dritten Grade gezeigt wird, dem Zwecke heiläufig entsprechen; auch die beiden folgenden Capitel, welche eine weitere Ausführung der arithmetischen und geometrischen Reihen und die Anwendung der letzteren auf Zins- und Rentenrechnung enthalten, wird der Leser zwar nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten, jedoch mit Nutzen durchgehen. Für welche Gattung von Lesern aber das sechzehnte Capitel, das nach der Ueberschrift die Darlegung einiger allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen enthält, bestimmt seyn mag, ist nicht wohl abzusehen. Wer die Art und das Vermögen der Auffassnng bei jungen Leuten nur einigermaſsen kennt, wird gradezu in Abrede stellen, daſs Betrachtungen über eine Gleichung n^{ten} Grades, überdies auf des Verfs. Weise angestellt, für Anfänger geeignet sind, und wollte man annehmen, daſs dieser Gegenstand erst für ein späteres Studium bestimmt sey, so kann man sich die Dürftigkeit dessen, was der Verf. giebt, viel zu wenig verhehlen, als daſs einer solchen Voraussetzung Raum gegeben werden dürfte. Einleuchtender ist die Tendenz des siebenzehnten Capitels, das von der Auflösung der numerischen Gleichungen durch Näherung handelt, obwohl auch hier das Nicht-Maaſshalten des Verfs. mancherlei Hindernisse in den Weg legt; und das achtzehnte Kapitel: von der Auflösung unbestimmter Aufgaben des ersten Grades, bietet mancherlei Einzelnheiten dar, welche zu nützlicher Uebung veranlassen können, wenn auch etwas Höheres nicht zu erreichen seyn möchte. Der Anhang endlich, womit der erste Theil des Werkes geschlossen ist, enthält drei Lehrsätze aus der Theorie der Zahlen, welche den Lernenden vielleicht ähnen lassen, daſs sie Fragmente eines Ganzen seyn mögen.

Bei dem Vortrage der Stereometrie, welcher der zweite Theil des Lehrbuches gewidmet ist, setzt der Verf. die Kreisfunctionen nicht voraus, und nimmt nur solche Gegenstände in Betrachtung, für welche die von der sogenannten Elementargeometrie dargebotenen Mittel ausreichen. Hierdurch erhält das Ganze einen elementaren Charakter; und bietet schon deshalb

in den Einzelnheiten für die Auffassung keine besonderen Schwierigkeiten dar. Das Sachliche nämlich, in so fern es von der Vorstellung durch Hülfe materieller Gegenstände festgehalten wird, stellt sich von selbst so klar dar, dafs der Lernende vielfältig ganz leicht des Beweises entbehrt, indem er schnell das Ganze übersieht, und sich von der Beschaffenheit der Dinge, wenn auch nicht eine gründliche Ueberzeugung, doch eine ihm genügende Vorstellung verschafft. Bei diesem Verhältnifs des Lernenden zum Gegenstande, das dem Vortrage der meisten geometrischen Lehrbücher zu Hülfe kommen mufs, und ohne welches es mit dem geometrischen Wissen gewaltig schlimm stünde, kann dieser Theil des Lehrbuches als zu dem Zwecke, den Lernenden mit einer Auswahl von Sätzen aus der Stereometrie bekannt zu machen, hinreichend genannt werden. Etwas Höheres sucht man vergebens. Wenn auch in den Worten des Verfs. keine ausdrückliche Bezugnahme auf die am Materiellen haftende Vorstellung ist, so wird der Leser dennoch durch des Verfs. Vortrag an dieses Hülfsmittel gewiesen; und wie man die mitgetheilten Lehrsätze weder in der Ordnung noch in der leicht zu erreichenden Vollständigkeit findet, dafs sie zu einem Ganzen vereinigt werden können, so sind auch die sogenannten Beweise nicht selten dem Darzulegenden völlig fremd, wie vom Zufalle herbeigeführt. Zum Beweise mag das fünfte Capitel dienen, das von den allgemeinen Eigenschaften eckiger Körper und von den regulären Körpern handelt. Nachdem der Verf. sich in den vier ersten Capiteln, welche einen eigenen Abschnitt bilden, mit den graden Linien und Ebenen im Raume, körperlichen Winkeln und Projectionen beschäftigt hat, wendet er sich zu den eckigen Körpern, und widmet diesem Gegenstande drei Capitel, unter denen das genannte fünfte das erste ist. Hier wird zuerst erklärt, was geometrischer Körper überhaupt, sodann was ein eckiger Körper oder Polyeder ist, und unmittelbar hieran schliefst der Verf. die vorläufige Bemerkung: „Der folgende, von Euler gefundene, wichtige und merkwürdige Lehrsatz enthält eine allen Polyedern gemeinschaftliche Eigenschaft, und ist als Fundamentalsatz in der ganzen Lehre von den eckigen Körpern anzusehen, weshalb hier besonders auf denselben aufmerksam gemacht wird.« Nun folgt der bekannte Euler'sche Satz: dafs die Summe der Anzahl der Ecken und der der Flächen eines Polyeders um 2 gröfser als die Anzahl der Kanten ist, mit zwei

Beweisen versehen; und hierauf der Satz: dafs die Anzahl aller Flächenwinkel eines Polyeders der zweifachen Anzahl der Kanten gleich ist. Damit ist die Darstellung der allgemeinen Eigenschaften der Polyder beendigt, und zum Beschluſs des Capitels wird noch der Lehrsatz mitgetheilt, dafs es nur fünf reguläre Körper giebt. Der erste Beweis des Euler'schen Satzes ist der vom Verf. in Crelle's Journal gegebene, und enthält zwei Hauptmomente: es wird zuerst ein Netz von zusammenhängenden, aber nicht einen Körper umschlieſsenden ebenen gradlinigen Figuren vorausgesetzt, und von diesem, nach Cauchy's Vorgange, gezeigt, dafs die Summe der Anzahl der Ecken und der der Figuren um 1 gröſser als die Anzahl der Kanten ist; hierauf wird ein Polyeder angenommen, eine Seitenfläche als fehlend betrachtet, und auf den Rest der vorige Satz angewendet. Der zweite Beweis gründet sich auf die Betrachtung sphärischer Polygone. Man denke sich nun in die Lage eines mit aufrichtigem Willen dem Lehrer folgenden jungen Menschen: die oben angeführte vorläufige Bemerkung des Verfs. spannt sein ganzes Wesen; er findet aber zunächst statt des gehofften Lichtes einen Satz, der ihm nicht verständlich ist, weil weder das im Lehrbuche Vorausgegangene, noch der eigene Erfahrungskreis Etwas darbietet, woran sich die Vorstellung halten könnte; er wendet sich nun zum Beweis, und befindet sich wo möglich in noch gröſserer Verlegenheit: was er sich nach des Verfs. Forderung denken (so viel als vorstellen) soll, ist ihm völlig fremd, und das an dieses Fremdartige geknüpfte Räsonnement ist und bleibt für ihn unverständlich Gerede. Unter solchen Umständen kann es dem Lernenden nur wie eine Satire vorkommen, wenn der Verf. seinem Beweise die Bemerkung hinzufügt: „Der so eben geführte sehr einfache Beweis des merkwürdigen und wichtigen Eulerschen Satzes ist von dem Verfasser dieses Lehrbuches zuerst .... gegeben. So einfach und jeder Anforderung genügend der Beweis auch ist, so ist es doch gut, den folgenden, mehrere andere Sätze voraussetzenden, Beweis zu kennen, welcher zugleich als eine gute Uebung der Schüler dienen kann.“ Man kann hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, es hätte dem Verf. gefallen mögen, wenigstens seine drei Capitel über die eckigen Körper völlig zu unterdrücken, und dafür den, denselben Gegenstand betreffenden Theil der Euklidischen Elemente aus irgend einer Uebersetzung aufzunehmen. Er könnte dann der Dank-

barkeit des Lernenden völlig sicher seyn, und zu seiner Rechtfertigung konnte als Einleitung oder als Nachwort die Bemerkung Platz finden: Die Lehre von den eckigen Körpern besser, verständlicher, sinniger und zusammenhängender vorzutragen, als Euklid gethan hat, sind wir nicht im Stande; überhaupt müssen wir, konnte der Verf. fortfahren, die unauslöschliche Schande gestehen, dafs seit Euklids Zeiten, in einem Zeitraume von 2000 Jahren, die Polyedrometrie fast so gut wie um nichts weiter gefördert worden ist, und wenn auch Euler, vor ungefähr 80 Jahren, eine merkwürdige, allen Polyedern zukommende Eigenschaft entdeckt hat, so darf man doch nicht verhehlen, dafs Euler selbst keinen ordentlichen Beweis dafür gegeben hat, und dafs es in der langen Zeit noch Niemanden gelungen ist, etwas aufzustellen, das einem sinnigen Beweise gleicht.

In dem dritten Theile des Werks trägt der Verf. die ebene und sphärische Trigonometrie, jede in einer besondern Abtheilung, vor. Wenn es darauf ankommt, junge Leute in trigonometrischen Rechnungen zu üben, so ist auch dieser Theil nicht völlig unpassend, indem des Verfs. Tendenz ganz sichtlich hierauf gerichtet ist; auf alles Andere aber mufs man verzichten. Denn statt der einfachen klaren Darstellung, der Schärfe der Begriffe, Hervorhebung des Wesentlichen und Ausscheidung der Nebendinge, was das wesentliche Erfordernifs eines Lehrbuches ist, findet man auch in diesem Theile gerade das Gegentheil. So kann man die Kreisfunctionen nicht verworrener darlegen, als der Verf. gethan, und wie sehr seine sonstigen Erklärungen zu falschen Vorstellungen führen müssen, fällt bei der Anwendung der Kreisfunctionen auf's Dreieck in die Augen. Er betrachtet zuerst das rechtwinklige Dreieck, dann das schiefwinklige, und nun fügt er noch ein Capitel hinzu, das, nach der Ueberschrift, die analytische Auflösung der Dreiecke enthalten soll. Hier sollte man erwarten, der Verf. werde die beiden Grundgleichungen der Trigonometrie:

$$a \,.\, \sin : B = b \,.\, \sin : A$$
$$a^2 = b^2 + c^2 - 2 \,.\, b \,.\, c \,.\, \cos : A$$

aufstellen und zeigen, dafs daraus alle übrigen besonderen Sätze abgeleitet werden können. Dagegen steht zuerst die vorläufige Bemerkung: „Obgleich die im vorhergehenden Capitel gege-

benen Regeln zur Auflösung der Dreiecke in allen Fällen hinreichen, so giebt es doch für einige der in jenem Capitel aufgelösten Aufgaben noch andere Auflösungen, die vorzüglich ihrer analytischen Eleganz wegen merkwürdig sind. Dies sind hauptsächlich die beiden Fälle, wenn zwei Seiten und der eingeschlossene Winkel, und wenn alle drei Seiten gegeben sind . . .". Nun folgt die Ableitung des Satzes:

$$a^2 = b^2 + c^2 - 2b \,.\, c \,.\, \cos : A$$

und die Auflösung der Aufgaben, a aus bcA, und A aus abc mittelst Hülfswinkeln zu finden. Und daraus soll der Schüler abnehmen, worin die Analysis liegt! Der Verf. sagt in der Vorrede zu dem dritten Theile: „Der Vortrag der sphärischen Trigonometrie ist hier absichtlich fast ganz analytisch gegeben worden. Der Schüler mufs hier fühlen lernen, was der in der neueren Mathematik oft gebrauchte Ausdruck: Eleganz einer Formel, eigentlich sagen will." Wenn der Schüler aber die analytische Eleganz nicht finden will? Zuverlässig kann des Verfs. Vortrag und Calculiren ihm nicht dazu verhelfen, wenn gleich die Worte: analytisch und elegant, dem Verf. gar häufig entfallen.

Bei dieser Beschaffenheit der drei ersten Theile des Lehrbuches kann man sich nur schwer dazu entschliefsen, dem Verf. in dem vierten Theile, worin die Kegelschnitte abgehandelt werden, zu folgen, insbesondere wenn man im Voraus die Versicherung erhält, dafs er die Kegelschnitte weder nach rein analytischer, noch nach rein synthetischer Methode, sondern nach einer gemischten Methode, welche er für erste Anfänger bei weitem am zweckmäfsigsten halte, dargestellt habe. Die Methode ist wirklich gemischt!

Nimmt man Alles zusammen, so bildet sich über das Lehrbuch das Urtheil: dafs es eine geschwinde, im Einzelnen nicht gehörig durchdachte Arbeit ist, eine Arbeit ferner, der ein höherer durchgreifender Gedanke fehlt, und dafs in Bezug auf den Zweck das Materielle nicht gut gewählt ist. Die Geschwindigkeit und Eile, die keine gründliche Ueberlegung zuläfst, kündigt sich schon gleich im ersten Satze des ersten Theils an, wenigstens mufs man den Verf. damit entschuldigen, wenn er dort sagt: „Permutationen oder Versetzungen gegebener

Dinge, nennt man alle möglichen verschiedenen Stellungen, welche dieselben unter und gegen einander einnehmen können, wobei ihre Anzahl nicht geändert wird.« Deshalb könnte indefs der Leser sich mit dem Verf. versöhnen, da man Schritt für Schritt überzeugt wird, dafs er einen weit gröfseren Vorrath mathematischen Wissens bieten könnte, als er hier spendet, wenn nur nicht das Einzelne wie die Gesammtheit an einer merkbaren Beengtheit litte, und der Leser nicht fühlen müfste, dafs eine höhere Einsicht, die eigenes und fremdes Wissen und Vermögen durchschaut, nicht über dem Ganzen waltet. Dies kann jedoch, genau überlegt, dem Verf. nicht zum besonderen Vorwurfe gereichen: giebt es doch viele Mathematiker, die anerkannt ein ausgedehntes Wissen und eine grofse Fertigkeit im Mechanismus der Mathematik besitzen, aber nicht einmal über das Wesen und Verhalten eines Beweises, geschweige denn über etwas Weiteres im Klaren sind. Eben so wenig dürfte dem Verf. die Wahl des Materiellen zur Last gelegt werden, indem er dabei von der jetzt gangbaren Ansicht abhängig ist, dafs es (angeblich zwar um reelle Bildung, aber) hauptsächlich darum zu thun ist, die Schüler so früh und so weit als möglich in die analytische Kunst einzuführen! Bis an die Stelle dieser Ansicht die Ueberzeugung gekommen seyn wird, dafs die Analysis ein Ergebnifs vollendeter, durch viele Mühe errungener Einsicht ist, und als solches nicht von Aufsen hinein getrieben, sondern durch sorgfältige Entfaltung von Innen heraus gebildet werden kann, mag man die Hoffnung auf einen bessern Erfolg des mathematischen Schulunterrichts, wie viele Zeit auch auf denselben verwendet werden mag, noch etwas fern halten.

Müller.

1) *Annali del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica (Annales de l'Institut de Correspondance Archéologique.) Roma e Parigi* 1829 — 1833. 4 *Bände. gr.* 8*vo. und Volume* V. *primo fascicolo, oder erstes Heft des* 5*ten Bandes.*

2) *Bulletino degli Annali del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica. Roma e Parigi* 1829. *In fortlaufenden Numern bis zu No.* XII. *di Decembre* 1832. *gr.* 8.

3) *Memorie del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica. (Memoires de l'Institut de Correspondance Archéologique.) Fascicolo* I. *et* II. *(Cahier* I. *et* II.) *Ebendaselbst* 1829 — 1832. *gr.* 8.

4) *Monumenti inediti del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica. Ebendaselbst* 1829 — 1833. (Kupfertafeln, lithographische Abbildungen und Karten enthaltend; — wie denn auch die *Annali* und die *Memorie* dergleichen bildliche Darstellungen und mehrere Vignetten enthalten.)

5) *Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Professor am königl. bayer. Gymnasium zu Speyer. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe*, 1833. IV u. 430 *S. gr.* 8*vo.* (Mit dem Umrifs dieser Statue nach einer Zeichnung des Augustinus Venetus.)

Indem ich in dieser Anzeige die Titel der vier Abtheilungen eines grofsartig angelegten und glücklich fortgesetzten Universalwerks mit der Aufschrift einer der gehaltreichsten Monographien, die neulich erschienen, verbinde, finde ich mich durch eben diese Schriften veranlafst, einige Vorbemerkungen über den jetzigen Standpunkt der Archäologie und der Geschichte der Kunst des Alterthums vorauszusenden.

Ueberblicken wir die zunächst verflossenen zehn Jahre, so müssen wir in der That über die Ergebnisse, die sie auf diesem Gebiete hervorgebracht, erstaunen. Ja man darf keinen Anstand nehmen, zu behaupten, dafs seit jener ersten Bewegung, hervorgebracht durch die grofsentheils zufällige Auffindung antiker Bildwerke in Italien, besonders in und um Rom, während des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und dann im 18ten durch die Herkulanischen und Pompejanischen Entdeckungen, keine Periode an den wichtigsten Ausgrabungen so reich und an den gründlichsten und vielseitigsten Forschungen und Aufklärungen

so ergiebig gewesen, als eben dieses letzte Decennium. Ja diese letzte Zeit übertrifft in mehrfacher Hinsicht die beiden vorhergehenden; welche letztere man im Ganzen mehr als glückliche, denn als belohnte, durch einen planmäfsig gewonnenen Erfolg belohnte Epochen bezeichnen mufs. Unsere Zeit, zumal dieses Jahrzehend, hat denn doch vorzugsweise Vereine von Reisenden in jenen classischen Ländern auftreten sehen, die nicht um anderer Zwecke willen und nur beiläufig den Künsten zulieb auf Untersuchungen ausgegangen, sondern von Forschern, die durch die Schriften der Alten genährt und mit den rechten Originalbüchern in der Hand den fruchtbaren Boden Vorderasiens, Aegyptens, Cyrenaika's, Griechenlands und Italiens wegen der unter ihm verborgenen Sculpturwerke, Malereien, Antiken und Anticaglien aller Art planmäfsig durchsucht haben. Unsere Zeit hat nicht nur die kritische Berichtigung der Texte der griechischen und römischen Dichter und andere Classiker und die Auslegung derselben so weit gefördert, sondern auch durch Uebertragungen und mannigfaltige Bearbeitungen Form und Inhalt des antiken Dichtens, Denkens und Redens zu einem Gemeingute aller Gebildeten dergestalt gemacht, dafs einsichtigen und geistreichen Dilettanten die Empfänglichkeit für die Antike aufgegangen; sie mit dem lebendigsten Interesse Forschungen der Art begünstigt, und an den Erklärungen früher bekannter oder neuentdeckter Denkmale den innigsten Antheil genommen haben. Die Archäologen von Profession sind aber eben in dieser neuesten Zeit unermüdet gewesen, nicht nur den Vorrath des archäologischen Stoffes zu vermehren, die vorhandenen Originalbildwerke von allen Seiten zu betrachten, oder sie durch Nachformungen und Abbildungen sich und Andern anschaulich zu machen, sondern auch die gründlichere Erkenntnifs der altclassischen Poësie, und die Ergebnisse der tieferen und umfassenderen Untersuchungen der Mythologie auf die Auslegung der Antiken anzuwenden. Man hat die Zeitalter der übrig gebliebenen Kunstdenkmale, die Werkstätten nach den verschiedenen Oertlichkeiten von Altgriechenland und Italien, die Technik der verschiedenen Sculptoren, Toreuten, Graveurs und Maler, die Kunststyle, die oft archaisirenden Nachahmungen von den ursprünglichen archäischen, und endlich die modernen Fälschungen mit strengerer Kritik gesondert. Endlich sind Alterthums- und Kunstkenner zum Theil mit sichtbarem Erfolg bemühet gewesen, der gesammten Archäologie und Kunstgeschichte eine mehr und mehr wissenschaftliche Grund-

lage zu geben und derselben gemäfs die einzelnen Fachwerke methodisch aufzubauen.

Und dennoch ist gerade in unserm deutschen Vaterlande die Stellung der genannten Alterthumswissenschaften am wenigsten eine günstige zu nennen, sowohl dem gebildeten Publicum als den Philologen gegenüber. Das erstere, durch die Welthändel zerstreut, lässet die Nachrichten oft von den grofsartigsten Entdeckungen eben wie andere Tagesneuigkeiten schnell an sich vorübergehen, und im Allgemeinen ist der Sinn für die Antike unter uns noch zu wenig geweckt, obschon er eine wesentliche Bedingung wahrer Humanität oder der höheren menschlichen Bildung ist. Wir wollen hoffen, dafs die neuerlich sich vermehrenden Kunstvereine und Kunstausstellungen vorerst den Kunstsinn überhaupt mehr verbreiten, und dafs die nun an mehreren Orten Deutschlands geöffneten Sammlungen von Sculpturwerken und Abgüssen denn nachgerade auch die Augen unserer Landsleute für das Auffassen der antiken Formen mehr und mehr schärfen werden. Noch befremdender ist die Gleichgültigkeit der meisten Philologen gegen diese anschaulichen Kunstwerke des Alterthums. Sie entschliefsen sich immer eher zum Ankauf der unzähligen Ausgaben von Classikern, die, bei der zur Ungebühr sich steigernden Sucht junger Leute, Editoren zu seyn und zu heifsen, jede Messe bringt, und welche ihnen, den rechten Philologen, am entbehrlichsten wären, als etwa einmal im Jahre einen etwas beträchtlichern Aufwand auf die Erwerbung eines archäologischen und mit bildlichen Darstellungen ausgestatteten Hauptwerks zu machen. Wenn ein solches auch nicht den unmittelbaren Werth für sie haben kann, wie ein neuaufgefundener Autor oder eine neuentdeckte gute Handschrift eines griechischen und römischen Classikers, so sollten sie doch einerseits bedenken, dafs eine jede Antike in einem gewissen Sinn zugleich eine philologische Urkunde ist, andererseits, dafs das Studium der Antike dem ernstlich Betrachtenden auch den Sinn für die Dichter- und übrigen classischen Werke der Alten öffnet, da ja beide, Bild- wie Schriftwerke, in einem und demselben Geiste empfangen und geboren sind. Die gehaltvolle Erörterung des Verhältnisses der Archäologie und Philologie, welche neuerlich Hr. Eduard Gerhard in einem Aufsatz, Grundzüge der Archäologie betitelt, in den Hyperboreisch-Römischen Studien der Archäologie (Erster Theil. Berlin 1833.) niedergelegt hat, überhebt mich gröfserer Ausführlichkeit über diesen Gegenstand. Ich be-

rühre nur einige Folgen, die diese Unempfänglichkeit des Publicums und diese Gleichgültigkeit der Philologen erst neuerlich gehabt und leider noch fortdauernd haben. Hat doch zuvörderst ein Veteran unter den Archäologen, weil man den Verleger nicht unterstützte, das von jenem umsichtigen Gelehrten so planmäfsig angelegte und so trefflich ausgestattete Werk, denn ein Werk ist es zu nennen, die Amalthea mit dem Jahre 1825. beschliefsen müssen; und hat doch desselben Hrn. Böttigers neue archäologische Sammlung, nachdem im Jahre 1828. unter dem Titel: Archäologie und Kunst, des ersten Bandes erstes Stück erschienen und eben so gut ausgestattet war, aus Mangel an Käufern wieder abgebrochen werden müssen. Die gröfsesten archäologischen Unternehmungen sind aus denselben Ursachen in's Stocken gerathen, wie z. B. die Stackelbergischen über die griechischen Gräber und die Centurien alter Bildwerke des Hrn. E. Gerhard. *)

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der einzelnen Arbeiten, die ohngefähr seit zehen Jahren auf dem Felde der Archäologie und alterthümlichen Kunstgeschichte theils unternommen, theils ausgeführt worden, so kann und will dieser Bericht natürlich auf keine absolute Vollständigkeit Anspruch machen. Es sollen nur einige Hauptmomente ausgehoben werden zum Zwecke der Würdigung des Planes und der bisherigen Leistungen des Archäologischen Instituts in Rom, dessen Werke unter obigen Titeln verzeichnet sind. Die Quellen dieser Wissenschaft sind theils die alten Schriftsteller, theils die alterthümlichen Denkmale selbst. Ob nun gleich, was die ersteren betrifft, vom Homer an bis auf die Byzantiner herab nicht leicht Einer ist, der für die Kunstlehre und Kunstgeschichte nicht Materialien lieferte, so kann doch hier nur von den eigentlich sogenannten Kunstschriftstellern und zunächst von Pausanias, Plinius dem Aelteren und von den beiden Philostraten die Rede seyn. Die letzten, um von ihnen zuerst zu sprechen, hatten in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit Heyne's und Göthe's auf sich gezogen, und dies ist in mehrfacher Hinsicht diesen Werken sehr zu Statten gekommen.

*) Antike Bildwerke, zum erstenmale bekannt gemacht von Eduard Gerhard. Erste Centurie. München, Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. gr. fol.; zur Zeit mit 80 Kupfertafeln mit einem Prodromus mythologischer Kunsterklärung, Lexiconformat, ebendaselbst 1828. XL und 149 S.

Jedoch hat erst die Verbindung zweier höchst berufener Sprach- und Alterthumsforscher, der Hrnn. Jacobs und Fr. G. Welcker im Jahr 1825 eine Ausgabe dieser eleganten Beschreiber griechischer Gemälde zur Reife gebracht, die dem jetzigen Standpunkt der Kritik, Auslegung und der Archäologie gemäfs auf lange hin auch die Kunstkenner befriedigen wird. Es ist eine alte, aber erst in den neuesten Zeiten gehörig beobachtete Regel: die griechischen Länder seyen mit Nutzen nicht anders zu bereisen, als an der Hand des Periegeten Pausanias. Nützliche Vorarbeiten zur Berichtigung und Erklärung dieses Schriftstellers sind von mehreren Seiten schon früher geliefert worden, und eine in allen Beziehungen befriedigende Ausgabe desselben war ein allgemein gefühltes Bedürfnifs. Was Hr. Siebelis in seiner 1822—1828. in Leipzig erschienenen griechisch-lateinischen Ausgabe geleistet hat, ist aller Anerkennung werth, und hat sie auch gefunden. Aber eine erschöpfende Bearbeitung, wie sie jener Führer im alten Griechenlande verdient, könnte nur das Werk eines Vereins von Philologen, Archäologen und Künstlern aller Zweige seyn. Hier fehlt selbst noch die Grundlage. Denn wer sollte dies bezweifeln, wenn er sich überzeugen mufs, dafs bis in die neueste Zeit, da Hr. Imm. Bekker zuerst einen kritischen Abdruck der Pariser Handschrift No. 1410. in seiner Ausgabe: Pausaniae de situ Graeciae libri X. Recognovit Imman. Bekkerus, Berolin. 1826—1827. lieferte, noch nicht ein einziger Codex dieses Autors genau und mit Zuverlässigkeit verglichen war, wie Hr. J. H. Chr. Schubart im 60sten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur S. 159—199. durch eine lange Reihe von Belegen erwiesen. Von diesem Gelehrten haben wir nun eine auf die Autorität der besten Handschriften gegründete Textesausgabe des Pausanias zu erwarten. Der für die Kunstgeschichte noch gar nicht benutzte Libanius ist in dieser Hinsicht neulich von Hrn. F. C. Petersen in einigen gelehrten Abhandlungen berichtigt und erläutert worden. Mit den so viel gelesenen und so viel commentirten Kunstbüchern des Plinius stand es bis in die neueste Zeit nicht besser. Seitdem haben mehrere Philologen ihnen ihre Aufmerksamkeit zugewendet, theils in einzelnen Bemerkungen und Auszügen der handschriftlichen Lesarten, theils im Ganzen. Nämlich Hr. Julius Sillig hat es nun unternommen und bereits den Anfang gemacht, diesen in manchen Zweigen einzigen Gewährsmann der Kunstgeschichte der Alten mit reichen Hülfsmitteln mit kritischem Geiste und mit gründlicher

Kenntnifs des Inhalts in einer Gestalt an's Licht zu stellen, welche der jetzigen Alterthumswissenschaft würdig ist.

Von seinen wichtigen Arbeiten über den älteren Plinius hatte derselbe Gelehrte in seinem Catalogus Artificum. Drêsdae et Lips. 1827. schon einen Vorschmack gegeben. Diesem letzteren Werke hat er mit Recht diesen Titel vorgesetzt, da das ältere des Junius mit demselben die Vergleichung nicht mehr aushält. Einige Jahre später würde Hr. Sillig dieses Künstlerverzeichnifs jedoch viel vollständiger haben geben können, und man mufs jetzt, aufser andern Nachträgen in verschiedenen archäologischen Schriften, damit verbinden: Lettre à M. Schorn sur quelques noms d'artistes omis ou insérés à tort dans le catalogue de M. le docteur Sillig par M. Raoul-Rochette. Paris 1832. und Desselben Lettre à M. le Duc de Luynes. sur les graveurs des Monnaies Grecques. Paris. 1831. mit vier Kupfertafeln und Vignetten. Ich könnte selbst noch einige Künstlernamen nachliefern, wenn ich hier in's Einzelne eingehen wollte, und, bei den heut zu Tage so ergiebigen Nachgrabungen, läfst sich voraussehen, dafs uns bald noch mehrere Meister griechischer und italischer Schulen, Vasenmaler besonders, bekannt werden möchten. Wenn Hr. Sillig dem obengenannten Katalog drei nützliche synchronische Tabellen für die alte Kunstgeschichte beifügte, so haben neben und nach ihm Heinrich Meyer, Fr. Thiersch, K. O. Müller, F. G. Welcker u. A. sehr fruchtbare Untersuchungen über die Perioden der Kunst des Alterthums, die Zeitalter der Künstler und über die Folgen und Verzweigungen der Kunstschulen angestellt, und deren Ergebnisse zum Theil in anschaulichen Uebersichten dargelegt.

Aber der ordnende Geist, vorzüglich der deutschen Archäologen, hat sich seit den letzten Jahrzehenten noch in einem höheren wissenschaftlichen Sinne kund gethan. Mufste auch in der Urgeschichte der Künste, so wie in manchen andern Richtungen derselben die Bahn des grofsen Johannes Winckelmann von ihnen verlassen werden, wie dies bei der aufserordentlichen Erweiterung des archäologischen Gebietes nicht anders zu erwarten war, so hat doch der Sinn und Geist dieses Vorgängers sie nicht verlassen; nur haben die deutschen Nachfolger mit der Fackel der Kritik viele Seiten der antiken Kunstwelt beleuchten müssen, die bisher im gänzlichen Dunkel oder in einem unfröhlichen Halbdunkel liegen geblieben waren. Nachdem Heyne die Chronologie und einzelne Theile der Kunstgeschichte in einer Reihe von Abhandlungen zu berichtigen und aufzuklären gesucht, C. D. Beck

in seinem unvollendet gebliebenen Grundrifs der Archäologie, Leipzig 1816, zwar nützliche Uebersichten und viele Literaturnotizen gegeben, aber in der Abgrenzung der Archäologie sich noch viel zu sehr von der unbestimmten und weitschichtigen Zusammenfassung fremdartiger Disciplinen, nach Christ's und J. A. Ernesti's Ansichten, abhängig gemacht, während doch schon zehn Jahre früher Hr. Böttiger in seinen Andeutungen zu Vorlesungen über die Archäologie (Dresden 1806.) mit sicherer Abscheidung des Materiel-antiquarischen blos Monumentalen und Palāographischen, die rein künstlerische oder ästhetisch-exemplarische Seite der antiken Denkmale hervorgehoben hatte — war ein Verein deutscher Gelehrter bemüht, durch eine neue Bearbeitung und vielseitige Ausstattung die Winckelmannischen Werke mit den bis in's 19te Jahrhundert fortgeschrittenen archäologischen Wissenschaften in Verbindung zu setzen. (Dresden 1808 bis 1820.) Hr. Welcker trat mittlerweile mit seiner Zeitschrift zur Geschichte und Auslegung der alten Kunst (Göttingen 1818.) hervor, worin er die Früchte seiner Reisen und Forschungen, in Verbindung mit Abhandlungen einiger andern Archäologen, niederlegte. Dasselbe Jahr erfreute nicht nur Künstler und Kunstkenner, sondern auch die Kunstfreunde überhaupt durch die mit feinem Kunstsinne abgefafste Schrift des Hrn. Schorn: Ueber die Studien der griechischen Künstler (Heidelberg 1818.). Abgesehen von den encyklopädeutischen und lexikographischen Arbeiten in diesem Felde, zum Theil blos für Dilettanten bestimmt, wie z. B. der auch in's Deutsche übersetzte Abrifs der gesammten Archäologie des Hrn. Champollion-Figeac betrachtet werden mufs, nimmt nun eine Reihe gründlicher Lehr- und Handbücher und Bearbeitungen der Kunstgeschichte von deutschen Alterthumsforschern unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich schliefse davon nicht aus, ob sie gleich in dänischer Sprache abgefafst ist, des Hrn. F. C. Petersen Almindelig Indledning til Archaeologiens Studium. Kiobenhavn 1825. Zu gleicher Zeit war denn endlich auch der Hauptbearbeiter der Winkelmannischen Werke, Heinrich Meyer, mit seiner eigenen Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen (Dresden 1824.) hervorgetreten, welche seit den in Schillers Horen gegebenen Probestücken erwartet war. Wurden auch die besonders durch die Weimarischen Kunstfreunde hochgespannten Erwartungen nicht ganz befriedigt, so haben doch billig denkende Kritiker die Eigenthümlichkeit vieler Beobachtungen aus eigner Anschauung der Antiken in dem Werke

dieses bewanderten Mannes rühmen können. Auch verdient der Vorzug, den es vor allen früheren Kunstgeschichten behauptet, anerkannt zu werden, dafs hier zuerst die antike Münzkunde zur Feststellung und Charakterisirung der verschiedenen Kunststyle auf eine sehr belehrende Weise angewendet worden. Hieran schliefst sich zunächst an der Abrifs der Alterthumskunde des Hrn. A. von Steinbüchel (Wien 1829.) — ein Buch, das weit mehr enthält, als sein bescheidener Titel besagt. Es beurkundet eine umfassende und auf praktische Kenntnifs der Künste und ihrer Werke durchaus gegründete Wissenschaft, verbunden mit einem lebendigen Sinn für die symbolische Sprache des Alterthums, und enthält besonders in der fruchtbaren Uebersicht der Münzen, deren Typen hier lauter bestimmte mythologische Bezeichnungen bekommen, einen Schatz von Belehrungen, wie ihn nur ein solcher Numismatiker mittheilen konnte. Derselbe Alterthumsforscher hat neuerlich angefangen, durch einen Atlas antiker Gegenstände aller Classen (Wien 1833. Fol.) dem Bedürfnifs anschaulicher Belehrung über die Monumente des Alterthums ohne Aufwand zu Hülfe zu kommen. — Von der ganz neuen Bearbeitung der Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen des Hrn. Friedrich Thiersch (München 1829.) habe ich bald nach deren Erscheinung einen ausführlichen Bericht erstattet, worin ich mich auch über die Gründe erklärte, warum ich den Ansichten dieses Gelehrten, in Betreff des Ursprungs, des Ganges und des langen Bestandes der bildenden Künste bei den Griechen, mich selber vor allen andern befreundet fühle. Wird der Verf., wie ich nicht zweifle, ferner veranlafst, auf dieser Grundlage fortzubauen, und die Ergebnisse seiner Forschungen in griechischen Landen, so wie die Betrachtungen, die ihm die reiche Münchner Glyptothek täglich gewährt, zur Begründung und Erweiterung einer förmlichen Kunstgeschichte zu verwenden, so werden wir Deutsche darin ein Werk von bleibendem Werthe besitzen. Das Handbuch der Archäologie der Kunst von Hrn. K. O. Müller (Breslau 1830.) geht zwar zum Theil von andern Principien aus, die aber mit solcher Sprach- und Sachkenntnifs vorgetragen, nicht weniger der gröfsesten Aufmerksamkeit aller Archäologen werth sind. In diesem Werke, möchte man sagen, ist kein Satz ohne Belege aus den griechischen und römischen Schriftstellern so wie aus den bildlichen Denkmalen geblieben. In der gröfsesten Kürze enthält dieses Buch einen ungemeinen Reichthum von Sachen ohne alle stoffartige Anhäufung, sondern

mit der verständigsten Durchbildung nach ächtwissenschaftlicher Methode. Wenn es daher als Lehrbuch zu halbjährigen Vorträgen, seiner umfassenden Fülle wegen, nicht geeignet seyn möchte, so wird es dagegen dem gründlichen Selbststudium der Kunstgeschichte und der Archäologie in ihren verschiedenen Zweigen desto förderlicher und selbst dem geübten Alterthumsforscher dienlich seyn. Endlich hat uns im eben abgelaufenen Jahr ein rühmlich bekannter Veteran, Hr. A. Hirt, mit einer Geschichte der bildenden Künste bei den Alten (Berlin 1833.) beschenkt. In diesem Werke hat er nun seine grofsentheils schon bekannten Ansichten im Zusammenhange vorgetragen, indem er von den Arbeiten der früheren Kunstvölker, der Aegypter und Asiaten ausgehend, den ganzen Gang der Künste bei Griechen, Etruskern, Römern bis zum Verfall im 4ten Jahrhundert n. Chr. verfolgt. Mit der zweckmäfsigsten Kürze hat er die gröfseste Klarheit der Darstellung zu verbinden gewufst, und durch eine Fülle von Erfahrungen und eigenen Ansichten dieser Geschichte einen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt, dessen Gehalt die wahren Kenner am besten zu würdigen wissen.

Die einzelnen Bereicherungen des archäologischen Vorraths und Wissens seit den letzten zehn Jahren können jeden Berichterstatter in Verlegenheit setzen. Mit einem flüchtigen Vorwort über den Zuwachs aus dem Morgenlande her beschränke ich mich demnach auch bezüglich auf Griechenland und Italien nur auf das Bedeutendste. Was jenes betrifft, so sind die persischen, babylonischen, vorderasiatischen und phönicisch-karthagischen Bilddenkmale uns erst hauptsächlich seit dieser Zeit durch Rich, Buckingham, Ker Porter, de la Borde, van Reuvens u. A. in treueren Abbildungen und Beschreibungen zur sichereren Kunde gekommen, und auch bereits von Heeren, Hirt, Böckh, v. Hammer, Münter, Grotefend, K. Ritter, Dorow, Palmblad, Guigniant, Lajard u. A. kritisch beleuchtet und zum Nutzen der Wissenschaft verwendet worden. — Aegypten insbesondere, diese grofse Vorrathskammer der Architektur- und Sculpturwerke wie der Malereien, zuerst durch die französische Expedition in seinem Umfang aufgeschlossen, ist seitdem auch nach allen seinen Denkmalen genauer untersucht und mit schärferer Kritik beschrieben worden, als es in dem grofsen kaiserlichen Werke: Description de l'Egypte, geschehen war. Franzosen, Engländer und Deutsche, Caillaud, Salt, Gau und Andere haben auch die von Pharaonen, Ptolemäern und römischen Kaisern beherrschten südlichen Länder,

Nubien besonders, in den Kreis der Untersuchung gezogen und ihre Denkmale bekannt gemacht, und seitdem die französische, die toskanische und die sardinische Regierungen keinen Aufwand gescheut, um durch gelehrte Männer an Ort und Stelle neue Nachsuchungen machen zu lassen, und einen ungeheuren Schatz monumentaler und bildlicher Antiken und Anticaglien in eigenen Museen ihrer Hauptstädte nach ihren verschiedenen Classen aufgestellt haben, hat ein Werk hervorzutreten anfangen können, das in vierzig Lieferungen oder 10 Bänden mit 400 Bildtafeln den europäischen Alterthumsforschern die ägyptische Vorwelt nach ihren verschiedenen Perioden vor Augen stellt. (Man s. I Monumenti dell' Egitto e della Nubia publicati sotto gli auspici dei Governi di Francia e di Toscana, dai SSri Champollion minore e J. Rosellini. Parigi e Pisa 1833.) Darauf werden sich sofort deutsche Forschungen gründen, wie sie schon jetzt die Ankündigung der Beiträge zur Kenntnifs der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Hrn. G. Seyffarth, Leipzig 1833, verspricht. — Westwärts von Aegypten sind die den Alten so wohl bekannten Küstenländer von Lybien in neuester Zeit gewissermafsen zum zweitenmal entdeckt worden, und diese Entdeckung ist an bildlichen Monumenten nicht unergiebig gewesen, besonders Cyrenaika, woher Bau-Bildhauerwerke, geschnittene Steine und Wandmalereien erst durch die Bemühungen der neuesten Reisenden zur Anschauung und Kenntnifs der Archäologen gekommen sind. Man mufs hierüber mit den Berichten des Hrn. von Minutoli die Einsicht in das Werk von della Cella (Viaggio da Tripoli etc. Genova 1819.) und besonders des folgenden verbinden: Relation d'un voyage dans la Marmarique la Cyrenaique etc. par M. J. R. Pacho, avec des Notes par M. Letronne. Paris 1827. 4to. mit einem Karten- und Kupferband in Folio.

Und hiermit sind wir schon auf griechischem Boden angelangt. Wenn es sich aber vom griechischen Festlande und von den Inseln handelt, so kann man in der That fragen, wo man anfangen und enden soll; so reich und so mannichfaltig sind die Ergebnisse von dorther in diesem Decennium gewesen; und welch' ein Abstand unserer jetzigen Lage von der, worin sich Winckelmann befand und selbst E. Q. Visconti noch, als er die vaticanischen Antiken in seinem Museo Pioclementino zu beschreiben und zu erklären unternahm. Aber dieser Letztere ward in seinen alten Tagen nach Paris versetzt, wo, neben den Meister-

werken der päbstlichen Sammlung, Antiken aus den meisten Museen Europa's in einem Universalmuseum vereinigt waren, das von dem nun gekrönten Eroberer seinen Namen erhielt. Bekanntlich ist dieser seltene Verein von antiken Sculpturwerken zum Theil von jenen grofsen Archäologen selbst theils im Musée Napoléon, theils in einem andern grofsen Kupferwerk von Saint Victor und Bouillon, zum Theil auch in der Description des Antiques du Musée Royal par Visconti et le comte de Clarac. Paris 1820. beschrieben worden. So allgemein und so gerecht die Klagen der Fürsten und Völker über diese seit der Römer Zeiten unerhörte Wegführung von Kunstschätzen damals waren, so kann man doch jetzt, nachdem den Besitzern ihr Eigenthum wieder zurückgegeben worden, die damalige Zusammenstellung so vieler Antiken für die Fügung eines guten Geschickes halten; denn sie hat durch die nun zum ersten Mal möglich gewordene Vergleichung von Antiken an Einem Ort und in derselben Stunde die Kunsterkenntnifs auf wunderbare Weise gefördert. — Aber um die Archäologie und Kunstgeschichte auf den Standpunkt zu erheben, den sie heut zu Tage behauptet — dazu mufste ein seltenes vielseitiges Zusammentreffen höchst günstiger und kaum gehoffter Umstände zusammenwirken. Weil so eben von der Sammlung im Louvre die Rede war, so gedenke ich zuerst des wichtigen Fundes auf der Insel Milo, welcher bald nach der zweiten Restauration jenes Museum mit der Venus von Melos verherrlichte, mit einem Werke des griechischen Meisels, das die Nähe der Versailler Diana und des borghesischen Kämpfers nicht zu scheuen braucht. Mittlerweile hatte eine andere griechische Insel, Aegina, einen Statuenverein geliefert, der von Thorwaldsen restaurirt, nunmehr die Glyptothek in München bereichert hat, und, aufser den eigenthümlichen Verdiensten seiner Bearbeitung, eine vorher schmerzlich gefühlte Lücke in der Geschichte der griechischen Bildhauerei ausfüllt. Auch hat erst die neueste Zeit aus dem Schoose von Griechenland, Sicilien und Italien Bildwerke an's Licht gebracht, welche die Geschichte der Kunst rückwärts und bis zu den frühesten Versuchen des Meisels ergänzen. Aufser einem früher entdeckten Incunabelwerk, dem bekannten samothracischen Basrelief, das durch den Grafen von Choiseul Gouffier in die königl. französische Sammlung gekommen, und was von gleicher Art einige andere Sammlungen, besonders in England, aufgenommen, haben wir durch die zu Selinunt in Sicilien veranstalteten Nachgrabungen eine Zahl von

Metopenbildern erhalten, welche, von Pisani, Inghirami und Hrn. von Klenze beschrieben, als altdorische Bildwerke vor der 5osten Olympiade gefertigt neuerlich auch durch Hrn. Thiersch in seinen Epochen erkannt worden sind. Auch für die nachfolgenden Perioden haben sich neuerlich Belege gefunden, z. B. eine athletische Statue von Bronze, die Hr. Raoul-Rochette in seinem Brief an Hrn. K. O. Müller (Paris 1833.) für ein Werk der sicyonischen Schule, worin zwei Meister Kanachos berühmt waren, zu halten und also der Zeit vor der athenischen Schule des Phidias beizulegen geneigt ist.

Schreiten wir zu den ferneren Stufen der griechischen Künste bis zu den Zeiten ihrer höchsten Blüthe des sogenannten hohen und dann des anmuthigen Styles fort, so war Venedig durch seine Besitznahme griechischer Länder zuerst zur Erwerbung von Sculpturen aus griechischem Grund und Boden gekommen, und nach dem damaligen Standpunkte gab über diese Werke in verschiedenen Sammlungen Paciaudi in seinen Monumenta Peloponnesia im vorigen Jahrhundert Rechenschaft und in ungenügenden Abbildungen Anschauung. Was die hellenischen Küstenländer Kleinasiens und die Inseln enthielten, darüber mufste man die Reisen und die ionischen Alterthümer von Chandler befragen. Für die attischen und athenischen Bau- und Bildnereidenkmale waren lange Zeit die Alterthumer von Athen von Stuart und Revett mit den dazu gehörigen Kupferstichen das Hauptwerk, und sind noch unentbehrlich, zumal wie sie jetzt nach der neuen Ausgabe mit den Berichtigungen Ergänzungen mehrerer Archäologen in der deutschen Bearheitung (Darmstadt 1827 — 1833.) und mit den in Zinkplatten copirten Bildtafeln vor uns liegen. Aber von demselben Athen ging erst ein neues Licht für die gesammte Kunsterkenntnifs auf, als so viele parthenonische Sculpturen, Rundbilder und Reliefs durch Lord Elgin nach England gehracht, und dorten den Künstlern, Kunstkennern und Alterthumsforschern vor Augen gestellt wurden. Jetzt konnte man zum ersten Mal authentische Arbeiten des gröfsesten griechischen Bildhauers und seiner Schule hetrachten, und sie mit den gepriesensten bisher bekannten Statuen und Basreliefs vergleichen. In derselben Sammlung, nämlich im britischen Mnseum, hefinden sich nun auch die derselben Zeit und Schule angehörigen Reliefs und andere Marmorwerke von Phigalia in Arkadien, die, durch planmäfsige Nachgrabungen einer Gesellschaft von Künstlern und Archäologen bald nachher aufgefunden, jene Elginischen Marmorwerke in Kunstwerth errei-

chen, ja sie theilweise übertreffen, nnd deren Abbildung, Beschreibnng und Erläuterung in dem unvergleichlichen Werke des Hrn. v. Stackelberg: Der Apollotempel zu Bassae (Rom und Frankfurt a. M. 1826. fol.) von der hohen Stufe der griechischen Bildhauerei allein schon einen Begriff geben kann, wie ich an einem anderen Orte in einem ausführlichen Bericht über dieses Werk zu zeigen gesucht habe. In demselben Jahre ist Herr Broendsted mit seinen Reisen und Untersuchnngen in Griechenland (Paris und Stuttgart 1826. mit Kupfern. fol.) hervorgetreten, hat in dem ersten Buche das Muster einer erschöpfenden Geschichte und Beschreibung in Behandlung der Insel Ceos nnd ihrer Alterthümer gegeben, im zweiten aber (1830.) eine gründliche und geistreiche Darstellung des athenischen Parthenon nnd seiner Bildwerke; von welchen beiden Büchern ich ebenfalls eine umständliche kritische Anzeige geliefert. Keine Provinz des alten Griechenlandes ist in diesem Zeitraum unbesucht geblieben, und jeder Reisebericht ist auch für die Kunstforschung förderlich gewesen, wie z. B. die Werke von Gell, Dodwell, Pouqueville n. A. beweisen. Selbst die äufsersten Grenzlande sind besucht und beschrieben worden, wie das besonders an Ergebnissen für die griechische Münzkunde reiche Werk von Cousinéry über Macedonien (Paris 1832.) beweist. Ja selbst die Ruinen der altgriechischen Colonialstädte in den Südprovinzen des russischen Reichs haben einen bedeutenden Beitrag an Antiken und Anticaglien, besonders in Bronzen und selbst in Goldarbeiten geliefert, wovon die Schriften der Hrnn. v. Koeler, v. Blaremberg, v. Koeppen, Raoul-Rochette u. A. Abbildungen nnd Erklärungen enthalten. Endlich hat die Expedition scientifique de la Morée, von der französischen Regierung mit grofsen Mitteln ausgestattet, zur näheren Kenntnifs dieser Halbinsel werthvolle Beiträge in jeder Hinsicht geliefert, und einen schon von Winckelmann entworfenen Plan zur Ausführung gebracht, nämlich in der Umgegend von Olympia nachzugraben; und hat dieser panhellenische Ort auch nicht ganz den Erwartungen entsprochen, die man aus Pausanias Angabe der vielen hier ehemals aufgestellten Denkmale schöpfen konnte, so ist dieser Boden gegen die neuesten Bemühungen doch nicht ganz undankbar gewesen, sondern hat Architektur- und Sculpturwerke aus den Werkstätten des Phidias und Alkamenes geliefert, die nun das Pariser Museum zieren. — Vieles und Grofses ist nun von dorther und von andern hellenischen Oertlichkeiten zu erwarten, seitdem eine geordnete Regierung

unter einem König über jene Länder waltet, der, in den Sprachen und Kenntnissen des Alterthums gebildet, seinem Vater in der Förderung und Beschützung der Künste nachzuahmen verspricht. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dafs fast alle Gattungen von Antiken und Anticaglien in der letzten Zeit aus dem eigentlichen Griechenland Zuwachs erhalten haben. Auch Sicilien ist nicht unergiebig gewesen, wie unter andern das Werk des Duca di Serradifalco über architektonische und andere Ueberreste des alten Solunt (Palermo 1831.) und Desselben, Politis und Anderer Monographien über agrigentische und andere sicilische Gefäfse erweisen.

Jedoch hat seit 1827. Italien durch eine Fülle von antiken Kunstwerken aller Art selbst den griechischen Ländern den Vorrang abgewonnen, und nicht blos die Alterthumsforscher, sondern die ganze gebildete Welt in Bewegung gesetzt. Ich werde mich aber hierbei auf die kurzen Angaben von Hauptthatsachen beschränken, weil die oben verzeichneten Schriften des archäologischen Instituts in Rom die Abbildungen, Beschreibungen und Erläuterungen jener Werke enthalten. Hier in Italien hat sich im letzten Decennium eine ganze Kunstwelt aufgeschlossen von mächtigen Cyklopenmauern und weiten Gräbergebäuden, von grofsen Mosaiken bis zu den kleinsten Thongebilden und den niedlichsten Zierathen von Frauenschmuck. Es haben sich alterthümliche Gegenstände ganz neuer Art oder unter neuen Formen dargestellt, wodurch erst jetzt methodische Classifisirung und richtige Bezeichnung ganzer Gattungen möglich geworden. Man denke nur an die in Materie und Form so verschiedenartigen Gefäfse von Kanobenartigen rohen Etruskerkrügen bis zu den feinsten Gefäfsen der griechischen Töpferkunst und Malerei; und man hat erst seit Kurzem angefangen, jene mit Stielen oder Handgriffen versehene tellerartige Scheiben, vorher etrurische Pateren genannt, als Spiegel zu erkennen und zu bezeichnen, worauf man hier und dort die interessantesten Zeichnungen findet, schöner aber wohl keine als die eben im vorigen Jahre von Hrn. E. Gerhard bekannt gemachte und gedeutete, unter dem Titel: Dionysos und Semele, eine Etruskische Spiegelzeichnung (Berlin 1833. mit einer Kupfertafel); nicht zu gedenken der sogenannten mystischen Kistchen mit zum Theil wunderlichen Verzierungen; fast sämmtlich seit Kurzem in um das alte Praeneste gefunden. Insbesondere nehmen jetzt die Wohnsitze der alten Etrusker in Toskana und in einem Theil des heutigen Kirchenstaats die Aufmerksamkeit

der Künstler und Archäologen in Anspruch, und jeder Hauptort wieder für sich durch die vorzugsweise in seinem Gebiete vorkommenden eignen Arbeiten, wie z. B. Perugia durch seine Bronzen, Volterra durch seine Grabesurnen, Corneto mit seinen ausgemalten und mit Inschriften versehenen Grabesgemächern, Chiusi und Volci durch ihre Gefäfse u. s. w. Auch in früher unbeachtet gebliebene Gegenden ist der Forscherblick gedrungen. Man denke nur an Adria und seine Umgegend im Venetianischen, und an die Fictilien daselbst, die man erst seit einigen Jahren zu sammeln angefangen, so wie an Agylla oder das alte Caere. — Ganz über alle Vorstellnng grofs und bewundernswürdig sind die Ergebnisse der Aufgrabungen gewesen, die man in den Todtenstätten des alten Vulcium (Volci) auf den Gütern des Fürsten von Canino (Lucian Bonaparte) und angrenzenden gemacht hat. Aufser Anticaglie verschiedener Art, worunter auch mehrere Kostbarkeiten von Gold, hat man hier auf Etruskergrund und Boden, was Niemand früher geahnet hatte, einen wahren Schatz von vielen Thongefäfsen gehoben, die in Feinheit des Stoffes, Zierlichkeit der Formen, durch den Charakter der Zeichnung und Malerei und durch die mythologischen, heroischen und zum Theil historischen Scenen, die diese Gemälde darstellen, ganz unbezweifelt als griechische Arbeiten verschiedener Zeitalter sich erweisen; und wenn vormals nur das untere Italien, besonders Campanien, die Umgegend von Nola und Neapel nebst Sicilien, griechische gemalte Gefäfse lieferten, so ist jetzt der Ertrag des Etruskerbodens an diesen Gegenständen fast ergiebiger geworden. Man kann sich vorstellen, dafs in Folge dieser Umstände Italien mit seinen neuen Kunstschätzen den Wetteifer der Alterthumsforscher mächtig angeregt habe. In der That haben sich auch Gelehrte verschiedener Nationen angelegentlich mit diesen Gegenständen beschäftigt, wie die Hnn. Gerhard, Panofka, Kestner, Dorow, von Stackelberg, Gell, Millingen, Raoul-Rochette, Vermiglioli, Micali, Inghirami u. A. Der Kupferband zu der neuen Ausgabe des Werks des Vorletzten über das alte Italien und die Monumenti Etruschi so wie die Galleria Omerica des Letzten gewähren in einer ganzen Reihe zum Theil colorirter Kupfertafeln eine lehrreiche Uebersicht sehr vieler dieser neu gewonnenen Bildwerke. Was aber jenen bewundernswerthen Fund von griechischen gemalten Gefäfsen zu Volci und in der Umgegend betrifft, so hat der vorgenannte Fürst von Canino selbst nicht nur ein Verzeichnifs davon geliefert (Catalogo di scelte antichità Etrusche trovate negli scavi del Principe

di Canino, 1828—1829.), sondern er hat auch in einem nachfolgenden Werke (Museo Etruscho) nähere Beschreibungen und eine Anzahl von Abbildungen gegeben. Eine Reihe von kritischen Revisionen und von wissenschaftlichen Erörterungen darüber haben wir seitdem mehreren Archäologen, insbesondere dem Hrn. E. Gerhard im Rapporto intorno i vasi Volcenti. Roma 1831. zu verdanken. Mehrere dieser jüngst bei Chiusi, Volci u. s. w. gefundenen, gemalten und andere Vasen sind seitdem in mehrere öffentliche und Privatsammlungen gekommen, nach Frankreich in die des Hrn. Durand u. A. und ins königliche Museum; worüber das nachher anzuführende Werk des Hrn. Raoul-Rochette eine Menge von Belehrungen giebt; nach England, worüber neuerlich Herr Broendsted eine interessante Schrift herausgegeben (A brief Description of thirty-two ancient Greek painted Vases, lately found in excavations made at Vulci —, by Mr. Campanari. — London 1832.) und nach Deutschland selbst, namentlich nach Berlin, wovon die neueste Schrift des Hrn. Dorow (Einführung in eine Abtheilung der Vasensammlung des königlichen Museums zu Berlin; mit 4 Steindrucktafeln. Berlin 1833.) eine willkommene Nachricht ertheilt. Ueberhaupt scheint die Lehre von den antiken Vasen nachgerade einen der ersten Plätze unter den archäologischen Wissenschaften einnehmen zu wollen, und in richtiger Anerkennung ihrer Wichtigkeit haben sich denn auch die Bemühungen der Techniker und Gelehrten der verschiedensten Fächer mit einander vereinigt, das, was das gute Glück geboten, mehr und mehr nutzbar und lehrreicher zu machen. Die Fortschritte der Chemie und Technologie haben uns in der Kenntnifs der Mittel und des Verfahrens, welche die Alten zum Verfertigen und Ausmalen dieser Gefäfse angewendet, mächtig gefördert. Die Verschiedenheit der Fabricatur in den verschiedenen altgriechischen und italischen Werkstätten ist genauer unterschieden, eben so die Kunstschulen und ihre Style nach der Folge der Zeitalter. Auch nach den Gegenständen der Malerei sind die Vasen in Classen gebracht worden, z. B. Preis- und Panathenaische Gefäfse, worüber in einem und demselben Jahr die Hnn. Broendsted und Boeckh (London, Berlin 1832.) uns zwei gehaltvolle Monographien geliefert haben. Endlich hat man auch angefangen, die griechische, die etruskische und die römische Behandlungsart der Künstlerfabel schärfer zu unterscheiden.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 17. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Archäologische Uebersicht, Röm. Institut, Vatican. Apollo.

(Beschlufs.)

Auch die Münzkunde, welche man schon früher die Leuchte aller Alterthumswissenschaften genannt hat, ist in dieser letzteren Zeit nicht zurückgeblieben. Welch eine Fülle von neuen Entdeckungen und Aufklärungen liegt nicht zwischen dem Todesjahr des grofsen Meisters in diesem Fache, Joseph Eckhel und dem des kürzlich verstorbenen Sestini! Die Ausbeute an Münzen aller Art aus griechischen Ländern von Taurien bis Cilicien und andererseits von Cyrenaika bis nach Sicilien und Unteritalien ist nicht leicht in einem andern Zeitraum gröfser gewesen; und wo irgend Römer und römische Bundesgenossen gewohnt, hat sich auch manch neuer Fund an Münzen ergeben. Oeffentliche und Privatsammlungen sind theils neu entstanden, theils bereichert worden. Man denke nur an die Erwerbungen, die das Wiener und das Münchner Cabinet, das britische Museum und die königl. französische Sammlung gemacht haben; und wenn letztere ein grofser Verlust betroffen, so ist sie dagegen durch bedeutende Ankäufe, z. B. aus den Sammlungen von Gosselin, Cadalvène u. s. w. wieder vermehrt worden. Hr. T. E. Mionnet sorgt durch die Supplémens zu seiner Description de Medailles antiques, wovon so eben der 6te Band (Paris 1833.) erschienen ist, dafs die immer hinzugekommenen neuen oder neubestimmten Griechen- und Römermünzen den Städten und Ländern, denen sie angehören, gehörig zugetheilt und genau charakterisirt werden. Das Jahr zuvor hat uns aus derselben Hauptstadt: Médailles inédites ou nouvellement expliquées publiées par M. du Mersan. Paris 1832. gebracht. Die Fortschritte dieser Wissenschaft, deren antike Hülfsmittel sich auch ein mäfsig bemittelter Privatmann in einer gewissen Anzahl verschaffen kann,*) bestehen hauptsächlich in einer genauern

*) Mit Recht sagt Hr. v. Steinbüchel im oben angeführten Abrifs S. 94. von den antiken Münzen: „Die grofse Anzahl dieser Denkmäler, welche dem Schoose der Erde, in den man sie einst bei

Kenntnifs der verschiedenen Officinen, welche bei Griechen und Römern bestanden, in der Entdeckung einer Anzahl berühmter Stempelschneider, in der wissenschaftlichen Sonderung und Bezeichnung der Style nach der Folge der Zeitalter und in der dadurch gewonnenen sicheren Einsicht in die Geschichte der Kunst bei den Alten, in der Anwendung, die man namentlich von der Münzkunde für die Mythologie und Religionsgeschichte zu machen angefangen, und endlich in der strengeren Aufmerksamkeit auf die Unterschleife, die mehr oder minder geschickte Münzfälscher sich in neueren Zeiten erlaubt haben. In diesen beiden letzten Beziehungen nenne ich bei dieser Gelegenheit die lehrreiche Distributio Numorum familiarum Romanarum ad typos accommodata des Hrn. C. L. Stieglitz (Lipsiae 1830.) und eine der letzten Schriften des Veteranen Sestini, betitelt: Sopra i moderni falsificatori di Medaglie Greche antiche (Firenze 1826.), welches Verzeichnifs von griechischen Münzen moderner Fabriken sich noch mit manchen Stücken vermehren liefse.

Auch der Schatz von antiken geschnittenen Steinen hat in diesem Zeitraum aus Cyrenaika und andern Kunstländern der alten Welt Zuwachs erhalten, und manche Sammlungen derselben sind beschrieben worden, z. B. die königl. niederländische (s. Notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de S. M. le Roi des Pays-Bas, par de Jonge, à la Haye 1823. und Premier Supplément à la Notice, ebendaselbst 1824.); die florentinische (s. Reale Galleria di Firenze illustrata; Serie V. Camei ed Intagli; Firenze 1831.); und die des Fürsten Poniatowski (s. Catalogue des pierres gravées de S. A. le Prince Stanislaus Poniatowski. Rome 1831.) Aber eben durch diese letztere Schrift ist eine fast unglaubliche Betrügerei an den Tag gekommen, womit man diesen Fürsten hintergangen, und wodurch das Mifstrauen, womit Kenner diese Kunstarbeiten, in welchen neuere Lithoglyphen so glücklich den Alten nachgeahmt, zu betrachten pflegen, und die unerbittlich

---

drohenden Gefahren barg, wieder entrissen wurden, und noch täglich entdeckt werden, die Menge und Mannigfaltigkeit der wichtigsten Aufschlüsse, welche sie in Schrift und Bild über das Alterthum enthalten, machen das Studium derselben zu einem der lehrreichsten, und die Leichtigkeit, womit es möglich ist, sich eine kleine Sammlung von solchen Originalstücken aus allen Jahrhunderten anzulegen, trägt nicht wenig zu dem Reize desselben bei."

strenge Kritik, welche neuerlich Hr. v. Köhler insbesondere über die Gemmen mit Künstlernamen ausgeübt hat (in der Abhandlung Discorides und Solon in Böttiger's Archäologie und Kunst I. S. 1—49.) nur allzusehr gerechtfertigt worden.

Endlich hat die Museographie manche neue Beiträge erhalten. Ich erinnere hier nur beispielsweise an L. Voelkels Beschreibung der antiken Sculpturen im Museum zu Cassel (in Welckers Zeitschrift d. a. Kunst I. S. 151 ff.), an Hrn. Welckers Schrift: Das akademische Kunstmuseum zu Bonn (ebendas. 1827.); an Hrn. Levezow's *) Abhandlung über die königl. preufsischen Sammlungen der Denkmäler alter Kunst (in Boettigers Amalthea II. S. 339 ff. und III. S. 213 ff.), an des Hrn. H. Hase Verzeichnifs der Bildwerke der königl. Antikensammlung zu Dresden (2te verbesserte Aufl. 1829.); an Hrn. Th. Panofka's Schrift: Il Museo Bartoldiano. Berlino 1827; an das Musée Royal Bourbon, guide pour la Galerie des Peintures anciennes, par le Chanoine de Jorio. **) 2te Ausgabe (Naples 1830. mit 16 Abbildungen), und endlich an die Beschreibung der Münchner Glyptothek der Hnn. L. v. Klenze und L. Schorn (München 1830.).

Kein Werk der letztern Jahre möchte aber wohl eine so grofse Zahl von bildlichen Darstellungen bis jetzt unbekannter oder vernachlässigter, wie auch jüngst aufgefundener Antiken und Anticaglien enthalten, als folgendes:

Monumens inédits d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile dans les années 1826 et 1827. par M. Raoul-Rochette. Deux volumes in folio avec 200 planches. Paris 1827—1833. Der Cycle heroique, enthaltend: Achilléide, Orestéide und Odysséide ist mit der 4ten Lieferung geschlossen worden. — Da ich an einem andern Orte über dieses Werk, welches zugleich ein Mu-

*) Derselbe hat im vorigen Jahr herausgegeben eine Vorlesung: Ueber die Entwickelung des Gorgonenideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. Berlin 1833. 4. mit vier Kupfertafeln, deren Uebersicht die augenscheinliche Belehrung giebt, wie der Geist der griechischen Kunst selbst häfsliche und furchtbare Gegenstände allmählig zum Schönen umzuwenden wufste.

**) Derselbe Hr. Canonicus A. de Jorio hat zwei Jahre später ein gehaltreiches Werk herausgegeben: La Mimica degli Antichi investigata nel gestire Napolitano, Napoli 1832. mit 21 Bildertafeln.

ster der Typographie, Lithographie und des Kupferstiches darstellt, einen ausführlichen kritischen Bericht gegeben habe, so begnüge ich mich hier zu bemerken: Diese Monumens inedits enthalten Abbildungen und Beschreibungen von Werken aller Perioden der griechischen und italischen Bildnerei und Malerei, von den robesten Incunabeln an durch die verschiedenen Stufen dieser Künste bis zu ihrem endlichen Verfall in späterer römischer Kaiserzeit. Hier findet man auch zum ersten Mal bildliche Vorstellungen und Erläuterungen von Antiken, die ganz kürzlich in Frankreich ausgegraben worden sind. Von einer Statue des Herkules hatte bereits Hr. Quatremère de Quincy in den Schriften des römisch-archäologischen Instituts eine Abbildung und Erklärung gegeben. Hr. Raoul-Rochette hat nun in diesen Monumens Proben von einer ebendort gefundenen Gruppe der Niobiden mitgetheilt, und darüber gesprochen. Besonders merkwürdig sind aber die in eben derselben letzten Lieferung mitgetheilten Abbildungen und Erklärungen von antiken Silberarbeiten mit Bildwerk, die zu Bernay in der Normandie in beträchtlicher Anzahl gefunden, und jetzt der königl. Sammlung der Bibliothek in Paris einverleibt worden. Diese letztern geben, nebst einigen andern erst neuerlich aus Griechenland gekommenen und von Hrn. Millingen bekannt gemachten Denkmalen, zuerst einen anschaulichen Begriff davon, was denn eigentlich die so viel besprochene und zuletzt von Hrn. Quatremère de Quincy in seinem *Jupiter Olympien* auf's Neue untersuchte Toreutik der Alten gewesen.

Dies erinnert noch an zwei Punkte des antiken Kunstverfahrens, welche in diesen letzten Jahren neu besprochen und ihrer Entscheidung näher gebracht worden, nämlich erstens, ob die Malereien der grofsen Meister Griechenlandes, deren die Schriftsteller mit so vielem Lobe gedenken, des Polygnotus u. s. w. (man vergl. des Hrn. Boettiger Ideen zur Archäologie der Malerei. Dresden 1811.) Wandgemälde, Fresko- oder Wachsmalereien auf den Wänden selbst, oder Tafelgemälde gewesen, die man an den Wänden aufgehängt habe. Nachdem in der neueren Zeit Hr. Emeric David, mit Unterscheidung der verschiedenen Arten, sich bestimmt für die Annahme erklärt hatte, dafs die grofsen mit Ruhm genannten Malereien jener griechischen Meister auf den Wänden der Tempel und anderer öffentlichen Gebäude auf eine Art von Stucco aus pulverisirtem Marmor, über mehreren Unterlagen aufgetragen, in Wachs ausgeführt worden, hat im vorigen

Jahr Hr. Raoul-Rochette (in einigen Aufsätzen im Journal des Savans, 1833, betitelt: de la Peinture sur mur chez les anciens) seine Stimme dahin abgegeben, das Bemalen der Wände selbst sey eine seltene Ausnahme und eine untergeordnete Kunst, jene berühmten Gemälde des griechischen Alterthums seyen hingegen transportable, an Tempelwänden und in Gallerien aufgehangene Gemälde gewesen. Sodann haben die neuerlich in Griechenland an architektonischen Ornamenten und an Bildsäulen wiederholten Beobachtungen, namentlich des Hrn Broendsted im zweiten Buche seines Werks, welches ausführlich und gründlich den Parthenon zu Athen behandelt, die Untersuchung über die Färbung und den Wachsfirnifs der alten Statuen erneuert, und unter diesem Titel ist in Völkels archäologischem Nachlafs (Göttingen 1831.) ein interessanter Aufsatz erschienen, wozu der Herausgeber, Hr. K. O. Müller, sehr lesenswerthe Nachträge geliefert hat. Göthe selbst hatte vorher, in Berathung mit Heinrich Meyer u. A., diese Frage erörtert, und mit der Annahme einer wirklichen Färbung der Bildsäulen sich durchaus nicht befreunden können. Dieser Ansicht hat sich neulich in einer angenehmen kleinen Schrift (Heidelberg 1833.) der Hr. Maler Christ. Köster angeschlossen, und auf eine lebhafte und geistreiche Weise die Gesetze der Sculptur und der Malerei auseinandergesetzt.

Die ersten Unternehmer des Archäologischen Instituts in Rom hatten sich früher des Organs italienischer, französischer und deutscher Zeitschriften bedienen müssen, um neue Entdeckungen, in den Kunstländern gemacht, zur Kenntnifs der Alterthumsfreunde zu bringen, und es werden auch ferner in den Heften des Berliner Museums für die Künste, von Hrn. Böttiger im Dresdner artistischen Notizenblatt, und in dem Kunstblatte des Hrn. Schorn dergleichen Nachrichten, Kritiken und Anzeigen mitgetheilt. Was die Hnn. Eduard Gerhard und Th. Panofka derartiges besonders in letzter Zeitschrift selbst bis zum Jahr 1829. beschrieben und abgehandelt hatten, ist jetzt auf eine zweckmäfsige Weise in den Hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie (Berlin 1833.) zusammengestellt worden. Aber immer fehlte noch ein Europäisches Organ und ein allgemeiner Verein, der Alles umfafste, was auf dem grofsen Felde der Alterthumswissenschaft und alten Kunst in und aufser Europa an Denkmalen aller Art aufgefunden; was von Philologen und Archäologen aller Länder über Gegenstände ihrer Wissenschaften

verhandelt würde, zur Kenntnifs des Publikums, und zugleich die bedeutendsten Monumente und Oertlichkeiten durch getreue und würdige Abbildungen, zum Theil auch Abgüsse, den Künstlern, den Kunstfreunden und Alterthumsfreunden baldmöglichst zur Anschauung brächte. Dieser Verein ist in jenem Jahre (1829.) unter dem Schutze Sr. Kön. Hoheit des Kronprinzen von Preufsen, in Rom zusammengetreten. Es wäre anjetzt überflüssig, nach einem Quinquennium seines Bestehens, von der Einrichtung, den Gesetzen, Sammlungen und Leistungen dieses archäologischen Instituts ausführlich sprechen zu wollen, zumal seitdem neuerlich zwei der gelehrtesten und thätigsten Mitglieder desselben in folgenden Schriften den gröfseren Publikum darüber Rechenschaft abgelegt haben; in der

Notice sur l'Institut de Correspondance Archéologique publiée par M. Th. Panofka, Secretaire dirigent de l'Institut. Paris 1833;

in den

Thatsachen des Archäologischen Instituts in Rom, von Dr. Eduard Gerhard, königlich preufsischem Professor, dirig. Secretär des Instituts in Rom. Berlin 1832;

und in dem

Archäologischen Intelligenzblatt der Allgemeinen (Hallischen) Literatur-Zeitung; unter Mitwirkung des archäologischen Instituts in Rom herausgegeben von Ed. Gerhard. 1833. *No.* 1 *u.* 2.

Dorten können unsere Leser genugsame Belehrung finden über die Druckschriften des Instituts, deren Titel ich dieser Anzeige vorgesetzt habe, über die Gemmenabdrücke *(Impronte gemmarie)*, die unter Leitung des Instituts gefertigt und verkauft werden, über die epigraphischen Sammlungen, über die Sammlungen, dem Institute angehörig, von antiken Denkmälern, Handschriften und Handzeichnungen, Bibliothek, über die Zusammenkünfte, die ökonomischen Einrichtungen, endlich über die verschiedenen Classen der Theilnehmer mit Angabe ihrer Namen und Wohnorte. Ich beschliefse daher diesen Bericht mit der kurzen Bemerkung: Wenn die Hauptstadt der Künste unstreitig als der angemessenste Vereinigungspunkt eines solchen europäischen Instituts betrachtet werden mufs, theils wegen der Mittel, welche die Sammlungen Roms nebst dem an Antiken unerschöpflichen Boden der Stadt und ihrer Umgegend, so wie das Zusammen-

strömen der Künstler und Kunstfreunde aller Länder mit den neuen Erscheinungen, die hier zur Beschauung kommen, im reichsten Mafse darbieten, theils weil das hier vorwaltende Kunstelement, vereint mit dem beständigen Anblick der grofsen Denkmale des Alterthums den Männern, welche hier zu diesem Vereine zusammengetreten, eine Stimmung mittheilen mufs, welche uns gegen alle Kleinlichkeit, Neid, Eifersucht und Rechthaberei, gegen das hemmende Monopolienwesen, kurz gegen alle Leidenschaften, die wohl sonst manchen Akademien ankleben, hinlängliche Bürgschaft gewähren; so können wir im Interesse der Künste und Wissenschaften diesem Institute ungestörten Fortbestand und gedeihliches Wachsthum wünschen.

Nicht aus einer grofsen Hauptstadt, sondern aus einer Provinzialstadt, aus dem benachbarten Speyer, ist uns jene Schrift über den Vaticanischen Apollo, deren ganzer Titel oben angegeben worden, zugekommen, aber kein noch so grofser Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften dürfte sich ihrer schämen. Sie ist die gereifte Frucht vieljähriger gründlichen Studien der altclassischen Schriftsteller und einer wiederholten ernsten Betrachtung der Antiken unter der Leitung von Meistern des Faches, besonders in den Sammlungen zu München und zu Dresden. Absichtlich habe ich über diese Arbeit des Hrn. Feuerbach nicht früher sprechen wollen, weil ich besorgen mufste, das Lob, das ich einem ehemaligen Zuhörer und beständigen Freunde spendete, möchte von Vorliebe und Partheilichkeit eingegeben erscheinen. Nun aber ein anderer Lehrer unseres Verfs. und andere berufene Kritiker seine Leistung mit Beifall aufgenommen, darf ich ja auch wohl unbedenklich meine Stimme abgeben. Aber eben weil der Inhalt dieses Buchs, der Plan und Gang der Untersuchung, so wie die Form der Behandlung, durch jene Anzeigen und Kritiken dem deutschen Publikum schon hinlänglich bekannt geworden, kann ich mich einer Darlegung dessen, was hier in siebzehn Kapiteln abgehandelt ist, entschlagen. Ich werde mich hiernach darauf beschränken, zuvörderst mein unmafsgebliches Urtheil über diese Schrift im Allgemeinen auszusprechen, sodann einige Bemerkungen über Einzelnes anzufügen, und endlich einige Data zur Prüfung der Hypothese bei-

zubringen, wodurch der Verf. seine Aufgabe zu lösen versucht hat.

Was das Erste betrifft, so hat diese Schrift bei der ersten Lesung einen Eindruck auf mich gemacht, wie keine andere Monographie eines jungen Archäologen. Es ist aber diese Schrift nur im uneigentlichen Sinn eine Monographie zu nennen, indem ihr Inhalt sich nicht auf die Betrachtung dieser einzigen Statue beschränkt, nicht nur von dem Anfang der griechischen Plastik an die verschiedenen Auffassungs- und Darstellungsarten des Apollo in den Kreis der Erörterung zieht, sondern auch viele andere von den Alten beschriebene oder noch vorhandene Bildsäulen und Relieffiguren von Gottheiten und Heroën bespricht; und weil in diesem Werke eine Menge von allgemeinen Beobachtungen über den Gang der Künste bei den Griechen und über die Gesetze der Kunst selbst niedergelegt sind. Von diesem Standpunkte betrachtet kann dieses Buch ohne Uebertreibung eine Vorschule zum Studium der Antike genannt und allen Gebildeten empfohlen werden; auch des edlen Geistes wegen, der das Ganze beseelet, und der auf die erfreulichste Weise den rein sittlichen Einfluſs beurkundet, den die stille Gröſse und die lautere Schönheit der Musterwerke antiker Sculptur auf empfängliche Gemüther zu äuſsern pflegen. Eine solche Empfänglichkeit ist unserm Freunde vor vielen andern zu Theil geworden. Aber diese reinmenschliche, moralische Wirkung der groſsen Kunstwerke möchten wohl alle Menschen von Geist und Sinn und von gesundem Herzen an sich erfahren. Unser Verf. besitzt noch eigene Gaben, die man sich nicht selbst geben oder durch Aushildung erwerben kann. Ich möchte sie eine eigne Sehkraft nennen, womit er in den inneren Organismus dieser Körper, welche der griechische Meisel bildete, einzudringen weiſs, als oh sie ihm durchsichtig geworden, eine Geistesverwandtschaft mit den Urhehern dieser Werke, welche ihn unbewuſst lehrt, in ihrer Weise zu denken, und ihre Intentionen und Operationen zu errathen vom Beginn der Arbeit an bis zu ihrer Vollendung, ein Assimilationsvermögen, die geistigen Elemente der Antiken in sich aufzunehmen, und sie mit seinen eignen Gedanken und Empfindungen zu verschmelzen. Aus solchen sorgfältig gepflegten Anlagen und Stimmungen ist denn auch eine Form des Vortrags hervorgegangen, welche in der ganzen Haltung und in den Einzelnheiten des Ausdrucks den groſsen Gegenständen, die hier besprochen werden, angemessen

ist. Die Klarheit, jene den antiken Bild- und Schriftwerken eigene Tugend, wird man selten vermissen; hier und dorten, wohl eher die Würde, gegen welche sich die Lebhaftigkeit unseres Schriftstellers in einigen Stellen verfehlt haben möchte. Demgemäfs erwarte ich die Zustimmung der Archäologen, wenn ich behaupte, der Werth dieses Buchs ist von der Haltbarkeit der Hypothese, vermittelst welcher die Idee- oder Künstler-Conception des Vaticanischen Apollo erklärt werden soll, worüber mir, wie ich im Verfolg bemerken werde, selbst Zweifel aufgestiegen sind, durchaus unabhängig. Das Buch ist ein vollgültiges Diplom, welches dem Verf. einen Ehrenplatz unter den Archäologen sichert, und der grofse Winckelmann selbst, wenn er noch lebte, würde unserm Freunde die Weihe nicht versagen.

Der reiche Inhalt dieser Schrift könnte zu einer Menge von Bemerkungen, auch zu manchen Gegenbemerkungen Stoff liefern. Ich beschräuke mich auf eine geringe Anzahl. Wie unser Verf. das Wesen der griechischeu Kunst iu ihrem Ursprung erfafst, daron mögen folgende Stellen als Belege und zugleich als Beispiele seiner Sprache und Darstellung dienen. S. 31 f.: »Vorbild der Plastiker, im griechischen Sinne des Wortes, ist Prometheus. Aus seiner Hand war der Mensch selbst als ein beseeltes Thongebild hervorgegangen, durch das Modell wird die Plastik, nach Pasiteles Ausspruch, Mutter der Statuaria, und so Prometheus in gewissem Sinne auch das beseelende Princip der Bildgiefskunst. Der Feuergott selbst, mit welchem Prometheus die Ehre des gemeinsamen Altars theilt, arbeitet bei Hesiod als Plastiker, und das belebte Werk seiner Hände wird Pandora. Aus Erde hat er es gebildet, und wie später verschiedenartige Stoffe zu einem prunkvollen Ganzen in der Statue sich vereinigt finden, so ward schon hier das neue Wunderbild von Athene selbst (ἐργάνη) mit silbernem Gewand umgürtet, von den Charitinnen mit goldenem Putzwerk, von den Horen mit Frühlingsblumen geschmücht, Pandora ist das beseelte Vorbild ddr toreutischen Pracht-Statue.« — S. 36: „So hatte der griechische Künstler die Statue von der Religion und aus den Händen seiner mythischen Ahnherrn, als ein beseeltes Werk überkommen. Sie bewegte sich, sie schritt einher, sie empfand und wirkte mit dämonischer Kraft. Sollte das athmende Werk nun erst unter seinen Händen zur todten Marmorbüste erkalten? Hatte er nichts zu thun, als die Tempel mit neuen Götter-Petrefakten auzufüllen? Oder gebot nicht schon;

wie wir sahen, der Glaube des Volks, jenes Princip der Beseelung vor allen andern festzuhalten, der ganzen Form gleichsam die Beweglichkeit eines Gewandes zu geben, in welchem die Seele, die es umgeworfen [die sich damit bekleidet], sich ungehindert und frei bewegen, in glücklich überraschenden Momenten sich offenbaren könne? Undenkbar ist es, dafs die Kunst eigenwillig den Weg sollte verlassen haben, den die Religion geboten, und die Sage als die Bahn zum höchsten Ziel bezeichnet hatte. Sage und Religion waren die erste, und lange Zeit hindurch die einzige Theorie der Kunst.«

Aber man glaube nicht, dafs Hr. Feuerbach seine poëtische Einbildungskraft sich nur in solchen allgemeinen Betrachtungen ergehen läfst. Er steigt, wo es darauf ankommt, in die trockene Wirklichkeit herab, entschlägt sich keiner historischen Bedingung zur Lösung aller Räthsel, die diese wunderbare Statue seit ihrer Auffindung ganzen Generationen von Künstlern und Archäologen aufgegeben, geht in die Erörterung aller Notizen ein, die wir von ihrem ursprünglichen Standort, von ihrem Zustand bei ihrer Entdeckung, endlich von den leichten Restaurationen, die sie bei der verhältnifsmäfsig ungemein glücklichen Erhaltung, erfahren, besitzen; und um die problematische Handlung, in der sie der Künstler gedacht und dargestellt hat, zu entdecken, verschmähet er kein mühseliges Detail der anatomischen, optischen und anderer Hülfsmittel. — Um die zweimaligen, zu verschiedenen Zeiten gemachten Versuche zur Wiederherstellung der Statue ins Licht zu setzen, hat er die Mühe nicht gescheut, die älteren Abbildungen und Kupferstiche, die seit dem 16ten Jahrhundert von diesem Sculpturwerk erschienen sind, durchzumustern, von der Marc-Antonischen Zeichnung an und dem darnach gemachten Kupferstich des Agostino Veneto, von welchem letzteren dem Titelblatte gegenüber ein Umrifs gegeben ist, bis zu den nachfolgenden. Was der Verf. S. 115. von der Vorstellung in dem trefflichen Werke des Biscop (Signorum veterum icones, No. 4. 5) sagt: »Es enthält zwei verschiedene Ansichten des Apollo, die eine von der Seite, wie bei Marc-Anton, die andere wie bei Lafreri, beide durch Eleganz der Behandlung ausgezeichnet, nur hie und da etwas zu weichlich gehalten. Die Hand mit dem Bogen ist ergänzt, an der andern aber fehlen statt aller fünf Finger nur vier,« finde ich vollkommen richtig, da ich das Blatt, das die Seitenansicht der Statue zeigt, im Biscopischen Kupfer-

suche vor mir liegen habe. — S. 237. heifst es: »Noch ein Wort über das Beiwerk (so mufs der Druckfehler: Beiwort, verbessert werden) unsrer Statue. Der Stamm an ihrer Seite ist durch Blätter und Frucht deutlich als Oelbaum bezeichnet. Dem Oelbaume fehlt jede nähere Beziehung auf Apollo.« Dies würde unser Verf. wohl nicht behauptet haben, wenn er dabei an Aristaeos, den Erfinder des Oelbaus und Sohn des Apollo (Diodor. IV, 81. Nonni Dionys. V, 215 sqq.) gedacht hätte. Wenn Polyklet seiner Juno zu Argos Weinranken und Löwenfell als Huldigung der beiden Stiefsöhne *(spolia utriusque privigni)* Bacchus und Herkules zu Attributen gab, so konnte auch Apollo von seinem leiblichen Sohne den Oelbaum wohl als Beiwerk annehmen, und wirklich zeigen sich auf unverwerflich antiken Gemmen Spuren, dafs man auch den Oelzweig dem Apollo beigelegt hatte; freilich hauptsächlich als dem Apollo — Päan oder Heilgott. Die besänftigende Kraft des Oels war der alten Arzneikunde wichtig, und auch im Sinn der Weihe und Reinigung war es den Alten gebräuchlich, wie denn der römische Censor bei der Lustration das Volk vermittelst eines Oelzweigs mit Weihwasser besprengte (Winckelmanns Werke II. S. 528. neuest. Dresdn. Ausg.) — Zu S. 244. Anmerk. 47. bei der Erörterung über Pfeile als Symbole der Sonnenstrahlen, auch mit Beziehung auf Krankheit und Pest, würden dem Hrn. Feuerbach die Bemerkungen des Hrn. v. Stackelberg über den Apollotempel zu Bassae, S. 99 ff., gute Dienste geleistet haben; wie man denn überhaupt bedauern mufs, dafs ihm manche neue Hülfsmittel, besonders einige gröfsere Werke mit Abbildungen, nicht zu Gebot gestanden. — S. 245. Anm. 49. mufs bei der Beschreibung der interessanten Münze von Selinunt in Sicilien an die Stelle des Epimenides der Philosoph Empedokles gesetzt werden, denn dieser war es, der die schädlichen Ausdünstungen des Sumpfes Gonusa bei Selinunt vertrieben, und dem zu Ehren die Selinunter aus Dankbarkeit jene Münze hatten prägen lassen (Diogen. Laert. VIII, 70. vergl. Empedocles Agrigentinus ed. Sturz. p. 54. und Thiersch, Epochen der bild. Kunst der Griechen, S. 414 f. mit der Kupfertafel I, No. 6.) — S. 283. Note 32. Der Apollo ἐπιβατήριος konnte füglich auch den Schwan als Attribut haben (Virgil. Aeneid. I, 393. mit Servius).

Indem der Verf. seine Leser auf die Darlegung seiner eignen Erklärung des Vaticanischen Apollo vorbereitet, beginnt er S. 358: »Unter den noch erhaltenen Werken des Aeschylus ist besonders

die Orestie reich an Situationen, welche, je treuer im Sinne des Dichters aufgefafst, um so leichter in der Hand eines Künstlers sich zu plastischen oder malerischen Compositionen gestalten.« Von hier an hätte ein neues Werk dem Hrn. Verf. sehr bedeutende Dienste leisten können. Wir meinen die zweite Abtheilung der Monumens inédits, welche Hr. Raoul-Rochette zu Paris im Jahr 1829. herausgegeben, unter dem Titel: Orésteide (besser Orestie, wie Hr. Feuerbach schreibt, oder Orestee, beides nach dem griechischen Ὀρέστεια), voll von neuen Erörterungen und Aufschlüssen über diesen heroischen Mythenkreis, und mit Anfügung einer Menge von vorher nicht bekannten bildlichen Denkmalen aus diesem Kreise: griechischen, etruskischen, römischen, Statuen, Reliefs, Vasengemälden, Münzen und geschnittenen Steinen. Da ich mich nicht selbst ausschreiben will, so mufs ich unsere Leser und den Hrn. Verf. selbst auf die Bemerkungen verweisen, die ich in der ausführlichen Kritik dieses Werks in den Wiener Jahrbüchern der Literatur zu diesem Mythen- und Bilderkreise gemacht habe. — Aber Hr. Feuerbach mufs S. 364. seines Buchs in der 44sten Anmerkung die Klage führen, dafs ihm selbst Millins früher erschienene Orestéide »leider nie zu Gesicht gekommen.« Das Werk des Hrn. Raoul-Rochette wird ihm über den dort besprochenen Punkt ganz andere Belehrungen gewähren; und namentlich gehören dorthin auch die Additions, die Hr. R.-R. in der dritten so eben erschienenen Abtheilung seiner Monumens inédits, *Odysséide* betitelt, p. 419. hinzugefügt hat. Unser Verf. würde sich gefreut haben, diesem berühmten französischen Archäologen in einem Grundsatze zu begegnen, dafs nämlich mehrere der berühmtesten Statuen und Statuengruppen der Tragödie ihr Daseyn verdanken, d. h. dafs die Künstler des Alterthums nicht selten die erste Conception für ihre Götter- und Heroenbilder aus den Darstellungen der tragischen Bühne geschöpft haben. Dies mufs auch auf manche Auffassungen der Maler ausgedehnt werden, wie so viele Vasengemälde zeigen, die nur zusammengehalten mit den Scenen der griechischen Tragiker Licht bekommen. Wir wollen nur hoffen, dafs hinwiederum die Philologen, die sich in neuerer Zeit so eifrig mit der Verbesserung und Erklärung dieser Dichterclasse beschäftigen, auch von diesen bildlichen Denkmalen zur Auslegung der Werke ihrer Lieblinge Gebrauch machen werden.

Jenem Grundsatze gemäfs hat denn Hr. Feuerbach die ihm

eigenthümliche neue Erklärung der Statue des Vaticanischen Apollo unternommen. Er beginnt den 16ten Abschnitt seines Werkes (S. 396.) mit folgenden Sätzen: »An die Reihe der Bildwerke, deren Grundidee wir auf der griechischen Bühne wurzeln sahen, schliefst sich auch der Vaticanische Apollo. Pathetisch wie Laokoon, wie die Niobiden theatralisch, in Absicht des Kunstwerths keinem dieser Werke untergeordnet, giebt er bei nicht geringerer Freiheit der Behandlung, treuer als irgend ein anderes Werk der bildenden Kunst, das poetische Vorbild zurück. Es ist das sicherste und schönste Denkmal, welches Plastik und Poesie zum Zeichen ihres innigen Wechselverhältnisses hinterlassen haben.« — Man mufs nun bei dem Verf. selbst nachlesen, wie er die genannte Bildsäule aus der Scene der Eumeniden des Aeschylus (vs. 172 ff.) zu erklären versucht, wo der von den Furien verfolgte, ins delphische Heiligthum geflüchtete und an dem Altar des Apollo sich bergende Orestes auch hier noch von den Rachegöttinnen beunruhigt wird, die sich sogar Drohungen gegen den Gott selbst erlauben, bis Apollo erscheint, und mit seinem Geschosse Tod und Verderben drohend, die Furien aus seinem Heiligthume verscheucht. Da nun aber Material (carrarischer Marmor), Fundort (in der Nähe des alten Antium, dem Lieblingssitze römischer Kaiser, besonders des Nero), Behandlung, Styl und alle Umstände für ein römisches Zeitalter sprechen, so sucht Hr. Feuerbach im 17ten Abschnitt die Vermuthung zu begründen, dafs diese Statue das Werk eines griechischen Künstlers, vielleicht unter Nero, sey; und schliefst (S. 429.) mit der Frage: »Stand vielleicht der vaticanische Apollo als unheilwehrender Schirmgott, als Entsühner des Hauses im Palaste des gekrönten Orest (Nero)?«

Ich wende mich zur Darlegung einiger Zweifel, die sich gegen des Verfs. Hypothese erheben möchten, und die mir selbst, ich gestehe es, noch einiges Bedenken machen. Es ist bekannt, wie viele, zum Theil wunderliche Ansichten diese problematische Antike seit ihrer Auffindung hervorgerufen. Es ist unserm Verf. gewifs nicht zu verargen, dafs er manche davon ganz mit Stillschweigen übergangen, um desto gründlicher andere zu beurtheilen, die es zu verdienen schienen. Unter letzteren steht nun die Ansicht des älteren E. Q. Visconti oben an. Hr. Feuerbach schreitet im 10ten Abschnitt zu ihrer Beleuchtung, und eröffnet dieses Capitel mit folgenden Sätzen (S. 218.): »Die Bedeutung

unserer Statue, die Situation, in welcher der Künstler seinen Apollo dachte, ist eben so vielfach in Zweifel gestellt, wie beinahe alles übrige, und von den beliebtesten Deutungen ergeben sich die einen auf den ersten Blick als durchaus verfehlt, während die andern, im Allgemeinen einleuchtend, an den feineren Einzelnheiten der Statue scheitern.« Im Verfolg fährt der Verf. fort (S. 239 f.): »Mit der Hypothese, dafs der vaticanische Apoll ein Pythotödter sey, hängen zwei andere Vermuthungen über die Bedeutung unsrer Statue zusammen. Visconti stellt nämlich die Meinung auf, dafs der Apollo Alexikakos des Kalamis, welchen die Athenienser zur dankbaren Erinnerung an die Beendigung der Pest im zweiten Jahre des peloponnesischen Krieges weiheten (Pausan. I, 3. 4.), in der Stellung und mit den Attributen des vaticanischen Apollo gebildet worden.« Unter den Gegengründen, womit Hr. Feuerbach diese Annahme bestreitet, erklärt er sich (S. 241.) auf folgende Weise: »Hatte der Apollo Alexikakos des Kalamis Stellung und Attribute des vaticanischen Apoll, so mufste Krankheit und Tod entweder durch allgemein verständliche Symbole angedeutet, oder leibhaftig gebildet [?] mit der Apollosstatue zu einer förmlichen Gruppe vereinigt werden. Beides war unnöthig, wo die religiöse Kunsttradition schon das Musterbild eines Apollo Alexikakos gegeben hatte. Es war dies der Apollo, welcher in der einen Hand Pfeil und Bogen, in der andern die Grazien hielt, jene als Symbole des Verderbens, diese des Heils. (In der Anmerk. führt der Verfasser die Stelle des Plutarch de Musica p. 1136, A. [p. 654. Wyttenbach.], Macrob. Saturn. I, 17. an und fügt hinzu: „Später [?] kam noch die Strahlenkrone hinzu.« Philo Jud. legat. ad Cajum. p. 661.) Beide drückten so ziemlich alles aus, was die Athenienser mit der Errichtung ihrer Apollostatue sagen wollten, und es läfst sich kein vernünftiger Grund absehen [?], warum Kalamis den Weg des Uebliche n sollte verlassen haben, besonders da ein Werk, wie jener Apollo, schon durch die Oeffentlichkeit seiner Bestimmung an das, was der Brauch mit sich bringt, und durch das Geschichtliche seiner Bedeutung an die Tradition gewiesen ist.« Wir wollen hier nicht einwenden, dafs die Statue des Apollo mit den Grazien auf der einen Hand uralt war, noch auch, dafs sie in Delos stand. Jene alterthümliche Vorstellung und Form zeigt uns eine Gemme, die Hr. Feuerbach (S 18.) mit Tölken für die Nachbildung des Apollo Alexikakos hält; welche aber Hr.

Müller im Handbuch der Archäol. d. K. S. 463. not. 4. mit Anführung des Pausanias IX, 35. 1. das delische Apollobild des Tektaeos und Angelion nennt. — Wir wollen, wie gesagt, dies nicht einwenden, weil der delische Cultus, wie wir aus der Geschichte des Sokrates wissen, von den Athenern sehr religiös beobachtet wurde, und weil wirklich auf athenischen Münzen das uralte Bild des Apollo mit dem Bogen in der einen Hand und mit den Grazien auf der andern vorkommt. (So, aufser den Anführungen Müller's a. a. O., Sestini Descrizione d'alcune medaglie grecche di Principe di Danimarco. Firenze 1821. tav. II. no. 6.) — Allein jene Gegensätze von Gesundheit und Krankheit, Heil und Verderben, konnten ja nach den Mythen und Symbolen aus der apollinischen Religion auf verschiedene Weise dargestellt werden, und Ueblichkeit und Brauch waren nicht so eingeschränkt, wie uns der Verf. überreden will; ja jene Gegensätze waren wirklich durch andere Beiwerke, welche die Künstler den Bildern des Apollo gaben, dargestellt worden. Tempel und Statue des Apollo Epikurios (des Helfers) zu Phigalia in Arkadien waren ja aus gleichem Anlafs wie das Bild des Apollo Alexikakos zu Athen gestiftet worden, und beide Beinamen dieses Gottes bezeichneten dasselbe, nämlich den Heiland in der Pest (Pausan. VIII, 41. 6.), und dennoch hatte das phigalische Apollobild nicht die Grazien in der Hand, sondern die Leier (von Stackelberg, der Apollotempel zu Bassae, S. 96 ff.), und Hr. Feuerbach hatte ja die Lyra als Symbol der Heilung angeführt. Ich werde bald Gelegenheit haben, eine unbezweifelt altgriechische, vielleicht cyrenäische, Gemme bekannt zu machen, worauf Apollo mit Lorbeer und vermuthlich mit einem Oelzweig und mit einem Schwane, also mit drei andern Attributen der Reinigung, der Besänftigung nud des Gesangs abgebildet ist, nnd damit ja kein Zweifel über den Heilgott übrig bleibe, so ist dieser Apollobüste der Name Päan (ΠΑΙΑΝ) beigeschrieben. Lyra und Schwan bezeichnen beide die Kraft der Töne, denen die Griechen eine so grofse Wirkung auf Heilung von Krankheiten des Leibes wie des Geistes beilegten. Endlich konnten auch jene Gegensätze durch Bogen und Pfeil, als tödtliche Werkzeuge, und durch die Schlange, als das der Minerva Medica, dem Aesculapius und andern Heilgottheiten heilige Thier bezeichnet werden. Und so erscheinen diese Attribute auf eine sehr bedeutsame Weise auf einem unserm Verf. unbekannt gebliebenen Medaillon von Mar-

cianopel mit den Bildnissen des Kaisers Caracalla und der Julia Domna (abgebildet und beschrieben bei Millin Monumens antiques inédits II. p. 99. mit pl. XI. vergl. auch Mionnet Description des Médailles I. p. 385.). Die Kehrseite dieser Grofsmünze zeigt uns den Apollo, seine rechte Hand auf den Kopf legend, ein bekanntes Zeichen der Ruhe; neben ihm eine Schlange, welche einen Baumstamm umringelt, und in des Gottes linker Hand den Bogen; welche Attribute Millin richtig so aufgefafst hat: »Apollon est indiqué ici par son attitude, comme *le dieu qui envoie les maux et les guerit.*« Die Einwohner jener Stadt hatten diese Münze als ein Gelübde geweiht, dafs Apollo den von einer Geisteskrankheit befallenen Kaiser heilen möge. Ist der Baumstamm auf der Münze ein Oelbaum, so wäre die schon oben bemerkte Beziehung des Oels auf die Arzneikunde noch deutlicher. Auf jeden Fall wird der Verf. beim Anblick dieser Grosmünze, leichte Verschiedenheiten in der Stellung des Gottes abgerechnet, die Aehnlichkeit dieser Vorstellung mit der vaticanischen Statue nicht verkennen. — Und so wären denn jene Ideen deutlich bezeichnet, ohne Tod und Krankheit leibhaftig darzustellen. Mit Einem Wort: — Die Viscontische Meinung, dafs die vaticanische Statue eine Nachbildung des Apollo Alexikakos des Kalamis sey, gewinnet eine grofse Stütze an diesem Münzgepräge. Ohne mich geradezu für letztere Meinung erklären zu wollen, gebe ich jedoch dem Verf. diese Zweifelsgründe zur Erwägung anheim.

Der Verleger hat durch Papier und Druck, so wie durch den beigefügten Umrifs, für eine dieser musterhaften Schrift würdige Ausstattung gesorgt, und sie verdient die Aufmerksamkeit aller Gebildeten.

Fr. Creuzer.

Antiquités Mexicaines. Relation des trois expéditions du Cap. Dupaix ordonnées en 1805, 1806 *et* 1807. *pour la recherche des antiquités du pays, notamment celles de Mitla et de Palenque, accompagnée des dessins de Castañeda, membre des trois expéditions et dessinateur du musée de Mexico, et d'une carte du pays exploré; suivie d'un parallèle de ces monuments avec ceux de l'Egypte, de l'Indostan et du reste de l'ancien monde, par M. Alexandre Lenoir, createur du musée des monuments français etc. d'une dissertation sur l'origine de l'ancienne population des deux Amériques et sur les diverses antiquités de ce continent par M. Warden, ancien consul général des états-unis, etc. Avec un discours préliminaire par M. Charles Farey de la société royale des antiquaires de France etc. et des notes explicatives et autres documents, par MM. Baradère, de St. Priest, et plusieurs voyageurs qui ont parcouru l'Amérique. Tom. I. Paris, au bureau des antiquités mexicaines, No. 55. Quai des grands Augustins. Imprimerie de Jules Didot l'ainé, No. 4. Boulevard d'Enfer.* 1834. *Fol.*

Es ist bereits in No. 18. dieser Jahrbb. Jahrgg. 1833. der grofsartigen Monumente gedacht worden, welche in neuern Zeiten in der ehedem zu Mexiko gehörigen Provinz Guatimala bei Palenque entdeckt worden sind, und wovon uns Hr. v. Minutoli in dem dort angezeigten Werke die Aufschlüsse, die ihm zu geben möglich waren, bereits gegeben hat, nebst einigen Bemerkungen über die durch jene Denkmale natürlich aufgeregte Frage nach dem Volk, das diese an Umfang und Gröfse den berühmten Werken alt-indischer und alt-ägyptischer Architektur gleichkommenden Werke errichtet, also nach dem Ursprung der Bevölkerung Amerika's. Indessen war doch im Ganzen die dort aus dem Bericht des im Jahre 1787. dahin geschickten Antonio del Rio mitgetheilte Notiz dürftig, und wir sahen um so begieriger neuen Aufschlüssen und näheren Erörterungen entgegen, als eben durch jene allgemeine Nachricht unser Interesse nicht wenig gesteigert worden, und dabei zugleich zu befürchten war, dafs in den darauf folgenden Unruhen, die jenes Land zum Schauplatz verheerender Bürgerkriege gemacht haben, man die Sorge für Erhaltung dieser so merkwürdigen Reste amerikanischer Vorzeit aus den Augen verlieren würde. Scheint doch selbst die Zeit hier weit zerstörender einzuwirken; indem während des kurzen Zeitraumes von zwanzig Jahren, welcher zwischen der Expedition

des genannten Antonio und des Capit. Dupaix verstrich, von den vierzehn Gebäuden, welche den grofsen Tempel zu Palenque umgeben und welche zu Antonio's Zeit noch alle aufrecht standen, drei bereits eingefallen waren, als Cap. Dupaix diese Gegenden besuchte: ein Umstand, der uns gewifs vorsichtig machen mufs in der Vergleichung dieser amerikanischen Monumente mit den ähnlichen Aegyptens und Indiens, um jenen nicht ein gleich hohes Alter, wie den letzteren, beizulegen.

Es war im J. 1787, als auf Befehl des damaligen spanischen Gouverneurs von Guatimala, Don Jose Estacheria, der mehrmals genannte Cap. Antonio del Rio den Zug unternahm, durch welchen die erste Kunde über die Existenz dieser Werke zu uns gelangte. Sein mit Zeichnungen, welche zunächst Darstellungen der auf jenen Gebäuden befindlichen Idole und Bilder enthielten, begleiteter Bericht („Rapport *superficiel*" heifst er im vorliegenden Werke) ward in Mexiko's Archiven niedergelegt und so der Kenntnifs der gelehrten Welt entzogen, weil diese Entdeckungen die Idee eines *clergé ombrageux et puissant* hätten beleidigen können. Wir haben indefs durch Minutoli jetzt eine Bekanntmachung dieses Berichts erhalten und verweisen deshalb auf unsere frühere Anzeige um so mehr, als den französischen Herausgebern vorliegenden Werkes Minutoli's Werk gänzlich unbekannt geblieben zu seyn scheint, was sich freilich aus der grofsen Unkunde, die im Ganzen über die Erscheinungen der deutschen Literatur mehr oder minder in Frankreich mit wenig Ausnahmen herrscht, sattsam erklären läfst.

Das seinem vollständigen Titel nach oben angezeigte Prachtwerk soll nun nähere Nachrichten über jene höchst merkwürdigen Baureste, begleitet mit den erforderlichen Abbildungen davon, uns mittheilen und damit die weiteren allgemeineren, oben berührten Untersuchungen, zu denen die Betrachtung jener Denkmale unwillkührlich Veranlassung giebt, verbinden. Noch ist in den vor uns liegenden Blättern des Ganzen von diesem Theile der Arbeit, also zunächst von den Forschungen der Hnn. Alexander Lenoir und Warden, Nichts enthalten, so dafs wir uns auch eines Urtheils über den Charakter dieser Arbeit und über die Leistungen der beiden Männer enthalten müssen. Wohl aber möchten wir vor Allem Vorsicht in der Behandlung dieses Gegenstandes anempfehlen, damit man nicht in seinen Combinationen zu weit gehe und Dinge mit einander zu verbinden und dann unmittelbar von einander abzuleiten suche, die ursprünglich in keiner solchen Verbindung mit einander standen und keine unmit-

telbare Ableitung des Einen aus dem Andern erlauben. Denn Ref. kann nicht umhin, sein schon früher abgelegtes Bekenntnifs zu wiederholen, wozu er selbst in der Betrachtung dieses Werks neue Bestätigung glaubt gefunden zu haben, dafs nämlich eine Ableitung der Bevölkerung und Cultur Amerika's von der alten Welt aus unstatthaft sey, und dafs die etwa vorkommenden Aehnlichkeiten in Baukunst, Sculptur, in mythologischen Darstellungen und dergl. mit dem, was wir in Aegypten oder in Indien sehen, nicht von der Art sind, um eine Ableitung der Cultur Amerika's von den genannten Ländern aus anzunehmen, dafs vielmehr diese Aehnlichkeiten aus allgemeineren Principien oder auch aus dem gemeinschaftlichen Mutterlande dieser Völker der alten Welt, so wie der amerikanischen, nämlich aus Mittel- und Ost-Asien, abzuleiten seyn. Amerika's Bevölkerung stammt aus Mittel- und Nord-Asien; an eine Colonisation von Osten her, aus der alten Welt kann, nach dem Ermessen des Ref., durchaus nicht gedacht werden.

Um nun aber näher auf Inhalt und Beschaffenheit unsers Werks zu kommen, so bemerken wir, dafs seit jener, die erste Kunde dieser grofsartigen Baureste bringenden Expedition des Cap. Antonio del Rio, dessen Bericht, wie bemerkt, in Mexiko's Archiven vergraben war, Nichts für die weitere Erforschung geschah, bis König Karl IV. den Befehl zu einer neuen Expedition gab, die dann auch in den Jahren 1805 — 1808. statt fand. Ein wohl unterrichteter Officier, der Cap. Dupaix, ward an die Spitze des Ganzen gestellt, und auch ein Detachement Dragoner zu seiner Verfügung berufen; und so unternahm er dreimal die Reise nach den Ruinen von Palenque, die nach einem mäfsigen Ueberschlag doch immer noch dreihundert und dreifsig französische Lieues von Mexiko entfernt liegen, unter zahllosen Schwierigkeiten, Entbehrungen und selbst Gefahren jeder Art, denen man eben sowohl während der langen Reise als bei den Untersuchungen der Ruinen selbst sich ausgesetzt sah, wo bald das Klima und die Luft oder die Alles wuchernd umrankende Vegetation oder die überall versteckten gefährlichen Schlangen u. A. der Art die gröfsesten Schwierigkeiten auferlegen und zu Aufopferungen und Enthehrungen jeder Art nötbigen. Cap. Dupaix erstattete, als er das Ziel seiner Reisen glücklich erreicht, drei detaillirte Berichte ab, die zugleich mit vielen Zeichnungen, welche die bildlichen Darstellungen jener grofsen Monumente enthalten, begleitet waren, gefertigt von Castaneda, einem ausge-

zeichneten Maler, welcher der Expedition zugesellt war, und vor Allem mit möglichster Genauigkeit die vorgefundenen Denkmale in seinen Zeichnungen wiederzugeben suchte. Diese Berichte nebst den sie begleitenden Zeichnungen sollten nach Madrid geschickt werden; aber der Ausbruch der Revolution in Mexiko verhinderte die Absendung; Alles blieb während der Dauer des Unabhängigkeitskrieges in Castaneda's Händen, welcher später das Ganze in dem naturhistorischen Cabinet zu Mexiko niederlegte, woraus es erst im Jahr 1828. durch den (auf dem Titel des Werkes genannten) Hrn. Baradère an's Tageslicht gezogen wurde. Derselbe war auch so glücklich, bei dem später von dem mexikanischen Gouvernement erlassenen Verbot der Ausführung von Kunstgegenständen und der Nachgrabung nach denselben, eine besondre Concession zu erhalten, die ihn in den Stand setzte, die Untersuchungen seiner Vorgänger weiter fortzusetzen. Er hatte mit dem Gouvernement sich dahin vereinbart, dafs von allen Kunstgegenständen die eine Hälfte, mit der Erlaubnifs ungehinderter Ausfuhr ihm überlassen bleiben sollte; er erhielt ferner die oben berührten Originalzeichnungen Castaneda's, hundert fünf und fünfzig der Zahl nach, nebst einer authentischen Copie des Dupaix'schen Reiseberichts. Beides, die Zeichnungen sowohl als der Reisebericht, zogen mit Recht die Aufmerksamkeit der französischen Gelehrten in Paris, denen dasselbe vorgelegt wurde, auf sich, und gaben so die Veranlassung zur öffentlichen Bekanntmachung in vorliegendem Prachtwerk, in welchem die typographische Ausführung mit der künstlerischen Darstellung in den so vorzüglich ausgeführten Lithographien, welche nach jenen Originalzeichnungen Castaneda's gemacht sind, gleichen Schritt hält. Während Dupaix's Bericht uns das merkwürdige Detail der grofsen von Antonio nur im Allgemeinen beschriebenen Denkmale näher bezeichnen und zugleich zahlreiche Irrthümer in Antonio's Bericht widerlegen soll, so sollen die getreuen Nachzeichnungen Castaneda's eine richtigere Vorstellung uns liefern, als solches nach den bisher bekannt gewordenen, mehr oder minder ungenauen Abbildungen möglich war. Denselben Mangel an Genauigkeit und methodischem Geist hat man auch an dem grofsen englischen Prachtwerke des Lord Kingsborough zu beklagen, dessen Ref. bei dieser Gelegenheit mit einem Worte gedenken will, da der ungeheure Preis desselben — es kostet nicht weniger als sieben hundert Guineen!! die Anschaffung deutschen Bibliotheken fast unmöglich macht. In Dresden und Berlin, an welche

Orte es durch Schenkung des genannten Lords gekommen ist, sah Ref. dieses Werk, das nach einer in diesem Werk enthaltenen Notiz auch auf ähnliche Weise nach Paris in das Institut gekommen ist. Der vollständige Titel lautet:

Antiquities of Mexico, comprising fac similes of ancient mexican paintings and hieroglyphs, preserved in the royal libraries of Paris, Berlin, Dresden etc. together with the monuments of the New-Spain etc.; the whole illustrated by many valuable inedited manuscripts; by Augustine Aglio. Seven Volumes. London 1830. *gr. Folio.*

Die drei ersten Bände enthalten lauter hieroglyphische, an verschiedenen mexikanischen Bauwerken befindliche Darstellungen, ausgeführt auf eine Weise, welche selbst die vorzüglichen Leistungen der französischen Künstler in der *Description de l'Egypte* zu überbieten scheint. Der vierte Band bezieht sich auf die Alterthümer von Palenque; aber hier ist es nun ganz besonders, wo nach der Versicherung der Herausgeber den Zeichnungen Treue abgeht, daher sie in jeder Hinsicht denen weit nachstehen, welche nach Castaneda's Zeichnungen in vorliegendem Werke geliefert werden sollen. Zu einer näheren Prüfung der in den übrigen Foliobänden enthaltenen Abhandlungen, die Neues mit Altem untermischt, darbieten, möchten schwerlich deutsche Gelehrte Muſse und Geduld genug besitzen, obschon es wünschenswerth wäre, die darin enthaltenen Resultate in gedrängten Umrissen wenigstens näher kennen zu lernen, da das ungeheure Prachtwerk selbst so Wenigen zugänglich ist, und zugleich die groſse Ausdehnung Manchen zurückschrecken wird.

Wir kommen nun wieder auf vorliegendes Werk zurück, um wenigstens das näher anzugehen, was in dem erschienenen Texte sammt den dazu gehörigen lithographischen Platten, die allerdings ganz vorzüglich ausgeführt sind, enthalten ist. Es beginnt der eigentliche Text mit dem Bericht der dritten Expedition des Cap. Dupaix, und zwar in spanischer Sprache mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung. Wir übergehen das, was auf die Schicksale und Abentheuer des Reisenden seit seinem Abgang von Madrid am 4. Decbr. 1807. sich bezieht, obwohl interessant in manchen Beziehungen; wir halten uns hier blos an die bedeutenden Alterthümer, auf welche Dupaix stieſs und auf welche sich die dieser ersten Lieferung beigegebenen Tafeln beziehen; das erste von Bedeutung sind die sechzehn Stunden von Puebla, und drei Stunden von dem Dorfe Tepexa an einem Ort, der den Namen Alt-Tepexa führt, entdeckten merkwürdigen

Reste grofser Befestigungen, welche einen grofsen, innen mit Gebäuden angefüllten Raum einschlossen, und von einer ganz eigenthümlichen Art sind, daher auch durchaus keine Vergleichung mit Befestigungen, wie man sie in der alten Welt findet, zulassen. Es sind Bastionen *en talus* (wie es hier heifst) aus harten, viereckig behauenen Steinen aufgeführt, welche durch einen starken Ciment von Kalk, Erde oder Sand verbunden sind, in acht Abstufungen, von denen eine immer nach der andern etwas zurücktritt, wie dies auf der auf Pl. 1. enthaltenen Abbildung deutlich zu erkennen ist. Das Ganze, dessen Umfang nicht wohl bemessen werden konnte, liegt auf einer Erhöhung und ist mit tiefen Wällen umgehen, doch wird durch Schlangen, die in dem Mauerwerk hausen, der Zutritt gefährlich. Die Gebäude im Innern liegen gänzlich in Ruinen; doch erkennt man bald, dafs sie nach einem regelmäfsigen Plane aufgeführt waren, und wahrscheinlich zu Wohnungen dienten. Das Ganze zeigt allerdings einen colossalen Charakter, obschon nicht so imponirend, als die ägyptischen oder indischen Baudenkmale. Ein Gleiches bemerken wir auch bei den pl. 3 und 4. abgebildeten, noch ziemlich wohl erhaltenen Monumenten, die sich in Pyramidalform mitten unter diesen Ruinen erheben. Das eine derselben bildet eine Masse in vier Absätzen, erbaut von Kalk und Stein und mit einem aus Kalk, Sand und Eisenoxyd bestehenden glänzenden Anwurf überzogen. Die Haupttreppe, auf welcher man zu einer Plateforme gelangt, die wahrscheinlich zum Cultus oder zum Opfer bestimmt war, liegt nach Abend; die beiden Seitentreppen sind nach Süd und Nord gerichtet. Das andere auf pl. 4. dargestellte Monument ist zwar nach demselben Muster erbaut und auch aus demselben Material, bietet aber in der Anordnung und in seinen Dimensionen einige Verschiedenheit dar. Es hat nämlich nur zwei grofse Aufsätze; die auf die Plateforme führende Haupttreppe ist nach Osten; die beiden Seitentreppen sind auf der Nord- und Südseite. Die oben befindlichen hieroglyphischen Darstellungen sind grofsentheils zerstört. Ein nicht minder merkwürdiges Monument von konischer Form ist auf pl. 5. abgebildet; es ist aus Stein und Erde erbaut, in acht Absätzen, die eine Art von Wendeltreppe, die um das Ganze herumläuft, bilden. Auch hier geht das Ganze auf eine Plateforme aus, welche wahrscheinlich zu Aufstellung eines Idols diente, wenn nicht das Ganze (was uns annehmbarer scheint) das Grabmal einer ausgezeichneten Person seyn sollte. Uebrigens bleibt es immerhin merkwürdig, dafs

keines dieser Werke von pyramidalischer Form spitz ausgeht, sondern dafs sie alle eine Plateforme von mehr oder weniger Umfang haben, die entweder zum Platz für ein Götterbild oder zu einem Opferaltar gedient haben mochte. Unter den auf pl. 5. abgebildeten Gegenständen erwähnen wir nur den grofsen, ganz einem Mühlstein ähnlichen Stein; vielleicht ward er bei den Menschenopfern gebraucht. Eine alte, aus unförmlichen, cyclopisch zusammengefügten Steinen erbaute Brücke auf pl. 6, so wie einige auf pl. 7 und 8. dargestellte kleine Denkmale scheinen von keinem so hohen Belang; wichtiger aber sind die Darstellungen, welche den Ruinen von Palenque angehören, auf pl. 10. 11. (wo der Plan und Grundrifs des Ganzen) und 12, welche letztere auch Minutoli in seinem Werke über die Ruinen von Palenque geliefert hat.

So weit reicht, was in der ersten Lieferung zu unserer Ansicht gekommen. Grofses steht allerdings noch zu erwarten, da wir hier noch an der Schwelle stehen, über welche weitere Mittheilungen uns erst noch führen sollen. Ref. sieht ihnen mit Verlangen entgegen.

Chr. Bähr.

Die Interessen der Deutschen Fürsten bei dem Wiener Congresse. Von Agricola. — „Principiis obsta, sero medicina paratur." — Heidelberg, bei Karl Groos. 1834. 52 *S.* 8.

Die vorliegende Schrift enthält eine Reihe von Aufsätzen, welche zum Theil schon in den Beilagen zu der Allgemeinen Zeitung erschienen sind. Sie verdienten vollkommen, in eine Sammlung vereiniget und besonders herausgegeben zu werden. Denn in ihnen äufsert sich über eine der wichtigsten Fragen des Tages ein Mann, dessen Meinung, man mag auf ihren Inhalt, oder auf die Art, wie sie vorgetragen ist, Rücksicht nehmen, Achtung und Beachtung verdient. Rectn. ist der Name des pseudonymen Verfassers unbekannt. Aber Rect. irrt sich gewifs nicht, wenn er die Schrift einem erfahrnen und denkenden und redlich gesinnten Geschäftsmanne zuschreibt.

Die Hauptgedanken, welche in der Schrift ausgeführt werden, sind folgende: Der deutsche Bund war seiner ursprünglichen Bestimmung nach oder zu Folge der Bundesacte ein Verein unter selbstständigen Staaten oder ein Staatenbund in der engeren und eigentlichen Bedeutung. Die verbündeten Staaten

sollten im Verhältnisse zu auswärtigen Staaten für einen Mann stehn; sie sollten ihre gegenseitigen Streitigkeiten in der Güte oder im Wege Rechtens ausgleichen. Aber in ihren inneren Angelegenheiten, in Verfassungssachen und in der inneren Verwaltung, sollten sie von einander und vom Bunde (oder von der Mehrheit der Stimmen) unabhängig seyn. In der Schlufsacte der Wiener Ministerialconferenzen ging man schon einige Schritte weiter. Doch, was damals beschlossen wurde, liefs sich um so mehr rechtfertigen, da die Beschlüsse unter aufserordentlichen Zeitumständen gefafst wurden und doch am Ende das Bestehn des Bundes unmittelbar bezweckten. Eben so können durch neue aufserordentliche Zeitläufte neue Beschlüsse ähnlichen Inhalts hervorgerufen werden, wenn es auch immer rathsam seyn wird, Mafsregeln dieser Art nur für eine bestimmte Zeit zu sanctionieren, mit dem Vorbehalte, sie nöthigenfalls abermals auf eine bestimmte Zeit, z. B. auf eine Anzahl Jahre zu erneuern. Aber desto nachtheiliger oder gefährlicher dürfte es seyn, den deutschen Bund seinem Wesen nach umzugestalten, d. i. organische Einrichtungen zu treffen, durch welche die Selbstständigkeit der Bundesstaaten in ihrem Inneren, in ihren Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten, mehr oder weniger beschränkt würde. Die Folgen einer solchen Umgestaltung des Bundes müfsten unausbleiblich die seyn: Die einzelnen deutschen Volksstämme, welche die Eigenthümlichkeiten ihres innern Lebens und Treibens lieben, von welchen ein jeder in seiner eigenen Art und Weise sich zu entwickeln strebt, würden in dem unter den deutschen Staaten bestehenden Vereine nicht mehr einen Gegenstand ihrer freudigen Verehrung und freien Anhänglichkeit erblicken. Einen ähnlichen Einfluſs würde die Neuerung auf die Regierungen der einzelnen deutschen Staaten, oder wenigstens auf die der kleineren haben. Diese, gestört, gehemmt, bedroht, würden veranlafst oder genöthiget seyn, sich in Opposition mit dem Bunde zu setzen oder es könnte selbst die Treue ihrer Diener gefährdet seyn. Nun scheint zwar der Vortheil der mächtigsten deutschen Bundesglieder, oder wenigstens der Vortheil einer deutschen Hauptmacht, für eine mit dem bisherigen deutschen Bundesrechte vorzunehmende wesentliche Veränderung zu sprechen. Aber leicht könnten aus der Ausführung dieses Planes Spannungen oder Verwickelungen unter den europäischen Grofsmächten entstehn, welche den Frieden in Europa bedrohen würden. Uebrigens täusche man sich nicht mit der Hoffnung, dafs man denn doch, ohne sich einer

Gefahr auszusetzen, den bisherigen Rechtszustand theilweise verändern könne. Ein Schritt mufs unausbleiblich zu dem andern führen. Die einzige Schutzwehr der minder mächtigen Staaten ist ihr Recht auf Unabhängigkeit im Innern. — Die wohlgelungene Ausführung dieser Gedanken und Meinungen mufs man in der Schrift selbst nachlesen.

Es kann und wird dem Verf. nicht an Widerspruch fehlen. Der Verf. selbst ahndet, dafs man aus einigen seiner Vordersätze Folgerungen ableiten könne, welche den von ihm vertheidigten Meinungen geradezu entgegengesetzt sind. Allemal aber wird der Verf. Anspruch auf eine Widerlegung haben, welche an Gründlichkeit und Mäfsigung der vorliegenden Schrift nicht nachsteht. Doch schon hat der Verf., wegen der in der Allgemeinen Zeitung erschienenen Aufsätze, einen Gegner (in dem Berliner politischen Wochenblatte) gefunden. Aber befremden mufs, (wenn anders in unserem Zeitalter Erscheinungen dieser Art noch befremdlich seyn können,) der barsche Ton, in welchem diese Widerlegung gefafst ist. Es giebt politische Schriften, gegen welche sich der Zornmuth mit Strafworten oder die Verachtung mit Spott bewaffnen darf und soll. Die vorliegende Schrift ist nicht von dieser Art. Stände der Mensch höher, als das Thier, wenn alle Menschen nur einer Meinung wären, wenn alle Menschen nur einen Ton oder nur einen Gesang anstimmen könnten?

Ref. unterdrückt, um nicht durch seine Anzeige die Grenzen zu überschreiten, welche ihm der Zweck dieser Jahrbücher setzt, die Betrachtungen, zu welchen ihn die vorliegende Schrift veranlafst hat. Doch erlaubt er sich, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher er die Schrift gelesen hat, eine Bemerkung. — Der Verf. sagt S. 12: »Käme es darauf an, eine theoretische Ansicht über die deutschen Constitutionen auszusprechen, so würde der Verfasser sich unbedenklich dafür entscheiden, dafs die älteren ständischen Einrichtungen dem National-Charakter, den Bedürfnissen mittlerer und kleinerer Staaten, ungleich angemessener seyen, als die neueren Verfassungen, deren Formen (wenn sie sich auch, wie nicht zu verkennen ist, den heimischen Verhältnissen mehr und mehr anbequemen und deshalb in ganz wesentlichen Beziehungen von ihren Vorbildern England und Frankreich abweichen) doch immer etwas Fremdartiges behalten, das mit der deutschen Geschäftsbehandlung sich noch nicht in Einklang stellen will. — Allein die Frage über den Werth unserer älteren ständischen Einrichtungen ist von der Frage über die

Räthlichkeit oder auch nur Thunlichkeit einer Rückbildung der dermaligen Verfassungen auf die früheren Grundlagen gewifs weit verschieden. In dieser letzteren Beziehung gewahren wir sogleich, dafs der Grund und Boden verschwunden ist, in welchem unsere älteren ständischen Verfassungen wurzeln und gedeihen konnten. Von den früheren Elementen sind kaum noch einige unzusammenhängende Spuren vorhanden, die Begriffe der damaligen Zeit haben sich gänzlich geändert. Die älteren ständischen Verfassungen standen mit der Reichsverfassung im innigsten Zusammenhang, wie ist aber an die Wiederherstellung dieses Reichs zu denken, das ohne seine wunderbare Mischung und Zusammensetzung nichts Anderes wäre als ein Protektorat, eine Unterordnung des Schwächeren unter den Stärkeren, ein Rheinbund unter verändertem Namen. Die Reichsgerichte, die geistlichen Reichsfürsten, die zahlreichen über das ganze Reich verbreiteten Städte, die Reichsritterschaft, das ganze grofsartige Gebäude des Lehnwesens, die Achtung vor den Freiheiten und Gerechtsamen der kleinsten Reichsstadt, das sind nicht zufällige, sondern wesentlich nothwendige Bestandtheile einer republikanischen Monarchie, in welcher Alle dem Kaiser unterwürfig, und Alle, Kleine und Grofse, Schwache und Starke, in ihren Freiheiten und Rechten gesichert sind. Und gesetzt, wir könnten das Alles wiederherstellen, sind wir im Stande, auch die Begriffe der damaligen Zeit, die Ehrfurcht, welche die nicht theoretisch gemachten, sondern geschichtlich entstandenen alten Formen und Einrichtungen, ungeachtet ihrer nie verkannten, ja oft genug verspotteten Gebrechen, selbst bis zu ihrem letzten Verfall umgab, wieder hervorzurufen?« — Rct. hebt aus dieser Stelle die Aeufserung des Verfs. heraus, dafs die neuen Verfassungen, d. i. die Verfassungen, welche man constitutionelle Monarchien zu nennen pflegt, noch immer etwas Fremdartiges in Deutschland haben. Zu demselben Resultate möchten auch viele andere unpartheiische Beobachter der Begebenheiten unserer Zeit gelangt seyn. Nicht blos mit der deutschen Geschäftsbehandlung wollen sich jene Verfassungen noch nicht recht in Einklang setzen; das Fremdartige erstreckt sich noch weiter, es äufsert sich noch in manchen andern keineswegs erfreulichen Erscheinungen. Es wäre der Mühe werth, die Ursachen aufzusuchen, aus welchen in Deutschland die Verfassungen dieser Art noch nicht alle die Erwartungen befriediget haben, welche man von ihnen hegte. Freilich müfste man, um diese Untersuchung mit Erfolg zu führen, die Partheien nur

hören, nicht selbst einer Parthei angehören. Rectn. hat sich als eine Hauptursache der Unterschied aufgedrungen, welcher, was das Gedeihen der Verfassungen dieser Art betrifft, zwischen grofsen und kleinen Staaten eintritt. Die constitutionelle Monarchie ist eine Huldigung, welche der Fürst, zur Erleichterung seines Gewissens, der öffentlichen Meinung darbringt. Aber, wie steht es mit der öffentlichen Meinung in einem kleinen Staate? also in der grofsen Mehrzahl der deutschen Staaten?

Zu Ende der Schrift hat der Verf. einige Zeitungsartikel abdrucken lassen, in welchen die Zukunft Deutschlands auf eine ähnliche Weise, wie von dem Verf., beurtheilt wird.

Zachariä.

Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel vor der eidgenössischen Theilungscommission, als bestelltem Schiedsgerichte. Nach den Akten herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. Erstes Heft. Aarau, 1834. *Gedruckt bei G. F. Beck.* 169 S. 8.

So wie eine früher in diesen Blättern angezeigte Schrift eine aktenmäfsige Darstellung der Verhandlungen über die Theilung des Cantons Basel überhaupt enthielt, so enthält die vorliegende Schrift einen vollständigen Abdruck der wegen der Theilung der Universität Basel bis jetzt ergangenen Akten. Die in diesem Hefte abgedruckten Aktenstücke sind: A) Tagsatzungsbeschlufs über definitive Regulirung der politischen Verhältnisse im Kanton Basel, in Kraft erwachsen den 26. August 1833. (als constituirende Grundlage des ganzen Theilungsgeschäftes.) S. 3—8. — B) Urkunde der Aussteurung (Dotations-Urkunde) für die Stadt Basel, von der schweizerischen Liquidationscommission in Freiburg in der Schweiz, den 7. Weinmonat 1803. festgesetzt (als Grundlage der damaligen Ausscheidung des Staatsgutes vom Stadtgute). S. 9—21. — C) Rechtsvorträge der Partheien vom 2. Weinmonat 1833. Personal-Verzeichnifs, S. 22—23; Vortrag der Landschaft, S. 24—38; Vortrag des Stadttheils, S. 38—52; Nachweisung angeführter Beweisstellen, aus Geschichtwerken, Urkunden und Gesetzesvorschriften, mit eingestreuten Bemerkungen. S. 53—91. — D) Abstimmungen der beidseitigen Theilungscommissarien, in der Eigenschaft als Schiedsrichter, vom 9. Wintermonat 1833. Erster Antrag, S. 93—97; Zweiter Antrag, S. 97—102;

Dritter Antrag, S. 103 — 139; Nachweisungen und Bemerkungen, S. 140 — 160. — E) Urtheil durch Obmannsspruch vom 9. Wintermonat 1833. S. 161 — 169.

Wie jetzt diese unheimliche Theilungssache steht, d. i. nachdem der Grundsatz, — dafs das Vermögen der Universität Basel in der Regel als Staatsgut zu betrachten und als solches der Theilung unterworfen sey, — rechtskräftig aufgestellt worden ist, kommt es bei der ferneren Behandlung dieser Sache nur noch auf die Ausnahmen von der Regel, d. i. auf diejenigen Bestandtheile des Universitätsgutes an, auf deren ausschliefsliches Eigenthum der Cantonstheil oder die Stadt Basel kraft eines besonderen Rechtsgrundes Anspruch machen kann. Der Beweis, welchen in sofern der Cantonstheil oder die Stadt Basel (oder in deren Namen und Auftrag die Universität) zu führen hat, hängt freilich vor allen Dingen von dem Wortlaute der Stiftungen und Urkunden ab, welche die Rechtstitel des der Universität gewidmeten Vermögens enthalten. Da aber diese Briefe und Urkunden, so weit man sie aus dem vorliegenden Hefte kennen lernt, zum Theil oder sogar gröfstentheils, in Beziehung auf die zu entscheidende Frage, unbestimmt gefafst sind, so werden für die endliche Entscheidung der Sache und mithin für das Schicksal der Universität Basel besonders die Regeln von Wichtigkeit seyn, nach welchen man jene Rechtstitel auszulegen hat. Nun läfst sich zwar die Auslegung der Verträge, der Testamente und anderer Willenserklärungen auf wenige sehr einfache Regeln zurückführen; wie Rec. in seiner »allgemeinen Hermeneutik des Rechts« zu zeigen versucht hat. Desto schwieriger und vielseitiger ist nicht selten die Aufgabe, den gegebenen Fall unter die Regel zu bringen oder die Regel auf den gegebenen Fall anzuwenden. So ist es z. B. keinem Zweifel unterworfen, dafs eine milde Stiftung nach dem vermuthbaren Willen des Stifters auszulegen sey. Aber nun fragt sich's, wie würde sich der Stifter wahrscheinlich erklärt haben, wenn sich ihm die Streitfrage dargeboten hätte, welche gerade jetzt zu entscheiden ist? Um diese Frage noch bestimmter und mit Rücksicht auf den vorliegenden Fall zu stellen, die Universität Basel verdankt ihr Vermögen, (der Spruch des Obmanns gebraucht selbst den Ausdruck: Universitätsgut; also kann er auch hier unbedenklich wiederholt werden;) zu einem bedeutenden Theile Bürgern der *Stadt* Basel. Ist also nicht kraft jener Regel anzunehmen, dafs alle Bestandtheile des Universitätsgutes, welche dieses Ursprunges

sind, der Universität ungeschmälert verbleiben müssen? Eben so hat die Verfassung und die Ausstattung der Universität im Verlaufe der Zeit gar manche Veränderungen erlitten. Wird nicht in sofern die *clausula rebus sic stantibus* bei der ferneren Verhandlung der Sache in Betrachtung zu ziehn seyn? Wenn auch diese Clausel von dem positiven Rechte nicht bekräftiget wird und, als ein allgemeiner Vorbehalt, nicht bekräftiget werden kann, so steht doch in der vorliegenden Rechtssache der Richter auf einem andern Boden, als auf dem des positiven Rechts. Rec. macht diese Bemerkungen auch deswegen, um das Interesse zu beurkunden, mit welchem er der Fortsetzung dieser Aktenstücke entgegensieht.

Wenn dereinst die Theilung des Cantons Basel und die des Königreiches der Niederlande beendiget seyn wird, so wäre zu wünschen, dafs die Verhandlungen über die eine und die andere Theilung als Stoff zu einer Abhandlung über die staats- und völkerrechtlichen Grundsätze, nach welchen bei der Theilung eines Staates zu verfahren ist, benutzt würden. Auch die Begebenheiten einer uns ziemlich naben Vergangenheit würden bei einer solchen Arbeit nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Zachariä.

Predigten und Reden, welche aus Veranlassung des am ersten Weihnachtstage 1833. *zu Darmstadt gefeierten Confessions-Vereinigungsfestes in der Hauptstadtkirche daselbst gehalten worden sind. Nebst einigen Nachrichten von der Feier selbst. Herausg. von Dr. J. F. H. Schwabe, Grofsherzogl. Hessischem Prälaten, Oberconsistorialrath und Provinzial-Superintendenten. Darmstadt, bei Leske.* 1834. 82 *S. in* 8.

Nicht der Umfang, aber desto mehr der Inhalt dieser Schrift verdient vorzügliche Aufmerksamkeit.

Die seit dem Reformationsjubelfest am 31. Oct. 1817. zuerst im preufs. Staat, unter persönlicher Mitwirkung des religiösen Königs, und bald nachher in Anhalt, Baden, Fulda, Hanau, Lippe, Weimar und anderwärts, nur durch das Entgegenkommen der Obern, aber eigentlich nach dem Wunsch der Gemeinden, feierlich vollzogene Kirchenunion der bis dahin in die Reformirte und Lutherische Confession getheilt gewesenen Evangelischen Protestanten ist, je geistiger und nach ihren tieferen Gründen sie betrachtet wird, ein desto

wichtigeres Zeichen der Zeit; ein Beweis der scheinbaren aber bedeutungsvollen Fortschritte der protestantischen Gemeinden im Richtigdenken und Rechtwollen.

Wodurch war die unprotestantische Trennung entstanden? Meist durch die von der Scholastik nur theilweise freier gewordene Theologen, gegen deren exegetische und dogmatische Auctorität damals doch die übrigen Gemeindegenossen noch allzusehr wie Laien sich verhalten mufsten. Aber auch in den Theologen entstund sie keineswegs aus einem Mangel am Wollen des Rechten auf beiden Seiten. Luther und Zwingli wollten von Grund der Seele nichts, als das Wahre richtig denken und befolgen. Nur war Luther bei all seiner natürlichen Sagacität und Energie der Urtheilskraft doch der zum psychologischen Eindringen in unbestimmt überlieferte Gedanken des Alterthums durch Sprachen- und Sittenkenntnifs weniger geübte, und als Augustinischer Mönch an scholastisches Subtilisiren und an ein vorausglaubiges Speculiren über geoffenbart scheinende, kirchlich bewunderte Lehrgeheimnisse sehr gewohnt. Als solcher hatte Er sich, wie Er selbst bekennt, nur mit grofser Sorglichkeit, davon überzeugt, dafs eine wesentliche Verwandlung des Brods und Weins in Jesu Leib und Blut nicht im N. T. geoffenbart und erst spät in der Kirche behauptet worden sey. (s. die Werke XV. 2448.) Aber die längst angewohnte und daher bei dem Genufs des Sacraments auch die Phantasie und das Gefühl mit einem andächtigen Schauder durchdringende Voraussetzung, dafs dennoch irgend eine wesentliche Vergegenwärtigung und eigenthümliche Einwirkung des himmlischen Leibs und Bluts Christi geheimnifsvoll vorgehe, begleitete Ihn, so oft Er jenes „Ist" dachte und erklärte. Nur alsdann, glaubte Er diesem Wörtchen, emphatisch genug sein Recht zu erweisen, wenn Er daran festhielt, dafs es im strengsten Sinn ein reelles, substantielles Seyn, zwar ohne Substanzänderung, aber doch nicht weniger geheimnifsvoll bedeuten und jedem leiblich Geniefsenden gewähren müsse. Im Allgemeinen aber war noch die Besorgnifs vorwaltend, dafs des Uebervernünftigen nicht mehr genug in der Religion geglaubt würde, und leicht das Weglassen Einer Miraculosität auch zur Frage führen könnte, ob denn manches andere Hyperphysische wirklich als Glaubensaufgabe geoffenbart sey. (Werke. XX. 280.)

Diese Gewissenhaftigkeit, als ängstliche Aeufserung des resignirtesten Wollens des Rechten, ist auch im Irrenden, besonders je mehr er sich dabei frei von Leidenschaft erhält, hoher

Achtung würdig. Jeder glaube und handle nach seiner Ueberzeugung; nur sorge er zugleich aus allen Kräften dafür, dafs seine Erkenntnifs auch den so entscheidenden, wichtigen Namen Ueberzeugung verdiene. Ueberzeugung ist nur da, wenn wir uns selbst überwiegend bezeugen können, zu Entdeckung des Wahren alle unsere Vermögen angewendet, alle dazu nöthige Mittel aufgefunden und benutzt zu haben. Hat aber auch der Einzelne diese Fülle von Ueberzeugung, so hat er dennoch dieselbe in geistigen (nicht blos äufserlich gesetzlichen, also durch die Mehrheit der Sachverständigen für die Gegenwart entscheidbaren) Dingen nur sich selbst zur Vorschrift des Wollens und Handelns zu machen; nicht aber darf er, was nur „sein" Krafterzeugnifs ist, andern Ueberzeugungsfähigen aufnöthigen, vielmehr hat er auch sie, als Menschen Seinesgleichen, als solche, die durch Ueberzeugung, also durch die ihnen genügenden Gründe zur Ueberzeugung geleitet werden sollen, zu behandeln.

Schlimm war es, dafs aus dem langen dunklen Zeitraum der — unter Cäsarisch-imperatorischem und hierarchischem Druck und Willkührzwang — immer mehr gesunkenen und vernachlässigten Geschmacks- und Geistesbildung auch auf die Reformatoren unvermeidlich noch zum Theil das Vorurtheil übergehen mufste, wie wenn die Beurtheilung und Beseligung bei Gott nicht blos von unserm freien, redlichen und kraftthätigen Wollen dessen, was nach möglichbester Ueberzeugung das Rechte sey, abhänge, sondern nur dem »Glauben« ertheilt werde, wenn derselbe in einer unbedingten Hingabe [Resignation] an alle religiöse Ueberlieferungen und Wahrscheinlichkeiten bestehe, deren Unrichtigkeit oder Verstandeswidrigkeit nicht unläugbar nachgewiesen werden könne. Statt des Ueberzeugungsglaubens war deswegen noch immer und allzulange dieser Resignationsglaube vorherrschend. Er schien, nach dem schwächsten aller Argumente, dem *à tuto*, dem menschlichen Schwachsinn auf alle Fälle das sicherste; und ein banges, vernunftscheues Mifstrauen gegen Die, welche dem prüfenden Verstand mehr Selbstthätigkeit gestatteten, wurde in Gemüthern, die wie Luther immer nach Gewifsheit des Seligwerdens »durch den Glauben« rangen, nicht aber die vom Wollen abhängige Glaubenstreue für das Glaubwürdige von dem sehr variablen, positiven Glaubensinhalt genau unterschieden, um so heftiger, je kraft- und muthvoller sie oft in dieser Hingebung

an Gott, mit Erfolg gehandelt hatten. Daher wurde die vorausgesetzte Gemüthsstimmung und Gesinnung der Andern beargwohnt; und wo diese Heterogeneität vermuthet wird, ist sogar der ganz verschieden Denkende und Entschiedene weniger verhafst, als der Nähere, dessen Nichtübereinstimmung man gar zu leicht von Eigendünkel und Selbsterhebung oder Weltsinn ableitet.

Auch dem unglücklichen Zwiespalt, ob jenem Wörtchen „ist" ein nach dem Sprachgebrauch begreiflicher, oder vielmehr irgend ein unbegreiflicher, durch Glaubensresignation anzunehmender Sinn zukomme, lag jene Aengstlichkeit zum Grunde, wie wenn der Gottheit nicht auch in den möglichbesten Einsichten über Religion das thätige Rechtwollen genüge, sondern ein glaubiges (d. i. ein auf die Ueberlieferung und Auctorität vertrauendes) Hingeben in das Nicht-verstandene, als das äufserste Gegentheil der Selbstsucht, als unbedingte Selbsterniedrigung, besser gefallen möchte.

Die schlimmsten Folgen dieses Resignationsglaubens aber waren zweierlei; vorerst, dafs man nun mit Denen, welche ihn, wenigstens in diesem Punkte, nicht hatten, wie mit Gegnern des biblisch geoffenbarten, doch unerforschlichen Sinns der Gottheit, nichts auch im Leben gemein haben zu dürfen meinte, und dann, dafs viele für sich selbst dagegen vorzüglicher Gnade Gottes um ihrer, eigentlich doch nur theoretischen, Glaubensergebung willen gewifs zu seyn sich beredeten, dabei aber an das thätige Rechtwollen weniger ernst dachten, weil sie sich im Nothfall abermals dadurch beruhigten, dafs sie, als die Gläubigen, sich durch einen weiteren, ähnlichen Resignationsglauben alles das zueignen könnten, worin Der, welcher Gott durch Geist, das ist, durch das Vorherrschen der Geisteskraft über alles Ungeistige wahrhaft zu verehren lehrte, in seiner Bestimmung Gott, seinem Vater, im Leben, Lehren und Sterben genug gethan hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Ueb. d. Kirchenunionsfest zu Darmstadt. Von Prälat Dr. *Schwabe.*

(Beschluſs.)

Unläugbar ist's, daſs dieses kirchliche Vertrauen auf das Seligwerden durch ein solches sich resignirendes Glauben mancher mysteriösen Unglaublichkeiten dem Erwecken und Befolgen des Rechtwollens bei Vielen nicht förderlich war. Dennoch lieſsen es sich Viele gerne gefallen, daſs der (eigentlich nur intellectuelle, nicht moralisch-praktische) Glaube an die von den Theologen kunstreich ausgebildete stellvertretende Genugthuung den Sünder rechtfertige, oder daſs, wie die frühere Patristik zu meinen angefangen hatte, die mysteriöse Einwirkung des Leibs und Bluts Christi auch auf die Unsterblichkeit der Seele und die Wiedererweckung des Leibes einen groſsen Einfluſs haben könne. Sie folgerten, daſs jedes Zweifeln dagegen mit Gewalt im Gemüth unterdrückt und in der heilsbedürftigen Seele eine volle Hingebung in dieses Glauben des Unglaublichen errungen werden müsse; und da es doch immer dem Menschen etwas schwer wird, Unglaubliches in der That zu glauben, so schien manchem die Hingebung in solches Glauben eine Selbstüberwindung, welche Gott nicht anders, als mit vorzüglichem Wohlgefallen aufnehmen könne. Ohnehin war auf jeden Fall diese gleichsam theoretische Selbstbezwingung Vielen bequemer, als die Forderung des wahren Schriftsinns, daſs nur ein durch Liebe (d. i. durch willliges Pflichterfüllen) thätiger, also rein praktischer Glaube = ein Wahrachtenwollen des Rechten und Guten, als des Gottgefälligen, ohne fremdes Zurechnen wesentlich rechtschaffen vor Gott und beseligt mache.

Kein Wunder also, daſs fast 3 Jahrhunderte darüber vergingen, bis nach und nach der unverkünstelt gerade Verstandesgebrauch der begabteren und durch andere Fächer des Wissens, besonders durch philologische und ästhetische Alterthumskunde im Sinnerforschen geübteren Laien genauer fragte und nachsah, ob denn jene mit Gewissensängstlichkeit beibehaltene und nachher in ihrer systematisirten Künstlichkeit bewunderte mysteriöse Schrift-Auslegungen der Theologen wirklich als geoffenbarte Aufgaben

für den Glauben in den, gewöhnlich kurzen, Bibelworten enthalten seyen? Selbst gelehrte Theologen waren durch Angewöhnung, Zunftgeist, Verpflichtung auf kirchliche Bekenntnifsschriften und die sorgliche Rücksicht, dafs ein Bezweifeln oder Widerrufen irgend eines einzelnen, lange behaupteten Mysterienglaubens in Unglauben gegen alle Grundsätze der Christus-Religion ausarten könnte, mehr noch als die übrigen Gemeindeglieder gebunden. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wagte ein philologisch gebildeter Prof. der Theol., Dr. Heumann zu Göttingen mehr nicht, als dafs er durch eine erst nach seinem Testament bekannt zu machende Abhandlung seine Ueberzeugung darüber, dafs jenes einfache „ist" kein Geheimnifs anzudeuten bestimmt gewesen sey, veröffentlichen liefs. So schlimm ist's, wenn offene Mittheilung irgend einer mit Gründen belegten Ueberzeugung durch Nebenrücksichten und äufsere Verhältnisse zurückgehalten wird. Und so schlimm blieb es selbst im protestantischen Deutschland, bis unter der Selbstständigkeit Friedrichs des Grofsen das Recht und die Nützlichkeit des Gedankenverkehrs anerkannt und auch für die kirchliche Dogmenprüfung geschützt wurde. Nur was nach wechselseitigem Gegeneinandertreten der Gründe und Gegengründe den stillprüfenden Beobachtern fest bleibt, gewährt Ueberzeugung. Nur dieses Regierungsprincip des Selbstdenkenden, aber nicht Alleindenkenwollenden Philosophen auf dem Thron hat auch die Kirchenunion, wie sie ohne alle Machtgebote Selbstentschlufs der Gemeinden geworden ist, möglich gemacht.

Die Nichttheologen in unsern durch niedern und höhern Unterricht sich in Wahrheit auszeichnenden protestantischen Staaten fühlten sich freier, als selbst die Angestellten von der Geistlichkeit, um klar einzusehen und durch ruhig gefafste Ueberzeugung darüber unter sich einverstanden zu werden, dafs, wenn ein solches Wörtchen „ist" ein anderswoher nicht erkennbares Lehrgeheimnifs entdecken sollte, dieses doch wirklich von Dem, der allein das Geheimnifsvolle gewufst haben könnte, klar und bestimmt geoffenbart vorliegen müfste. Ohne Geräusch und Anmafslichkeit verbreitete sich als Verstandesregel die Einsicht, dafs ein Offenbarer unmöglich selbst dunkel und vieldeutig sprechen, die Auslegung aber, die doch das eigentliche Offenbarmachen ist, erst den Künstlichgelehrten und den Concilien späterer Zeiten überlassen dürfte. Man begriff, dafs es ebenso unerlaubt und irreligiös ist, das, was Gott nicht als Mysterium zur Glaubens-

aufgabe gemacht hat, als Glaubensartikel einander anfzunöthigen, wie es unerlaubt seyn würde, das von Gott offenbar gemachte aus Sucht zum Unglauben verwerfen zu wollen.

Man sah endlich, was das wichtigste ist, deutlich ein, dafs das Richtigwissen der Menschen anfser ihrem Rechtwollen nnd Bemühen von anzählig vielen Verschiedenheiten der Kräfte und Uebungsmittel abhängt und besonders ein positives Ueberzeugtseyn aus alten Schriften und Traditionen den Allerwenigsten auch nur stufenweise möglich, also durchaus nicht zur Bedingung des Seligwerdens von Gott gemacht seyn kann. Immer deutlicher dagegen wurde und wird es selbst den Mindergebildeten der evangelisch-protestantischen, in der Prüfung des Glaubwürdigen nichtgebundenen Gemeinden, wie sehr und einzig das Wollen des Rechten für Wissen und Thun in Jedem von der eigenen, im Innersten unbezwingbaren Willenskraft des Geistes abhängt, so dafs jeder Beurtheiler, am meisten also der Allwissende, die Würdigkeit des Einzelnen nur nach der möglichbesten Anwendung seines Wollens schätzen nnd behandeln kann.

Nicht die Kirchenunion demnach blieb als änfseres Factum, vielmehr dies, dafs sie aus der angegebenen Berichtigung vormaliger Vornrtheile und Geistesbeschränkungen entstanden ist, dafs sie also von der verbreiteten Anerkennung der so eben entwickelten nnd noch ferner anwendbaren Grundeinsichten, von dem Mündigwerden vieler evangelisch-protestantisch unterrichteter Kirchengemeinden ein lauter Zeuge wird, erscheint uns als das Denkwürdigste an jeder solchen von der öffentlichen Ueberzeugung der Gemeinden selbst ausgehenden Vereinigung. Sie ist die Frucht freierer Nachfrage, was als Gotteskenntnifs und Gotteswille durch Jesus selbst offenbar gesagt sey? oder was nur durch künstliche Auslegungen und Zuthaten aus dem Dunkelgesagten znr Offenbarung, aus dem Einfachen und Allgemeinverständlichen zum Lehrgeheimnifs geworden seyn solle? Sie ist die Frucht der unentbehrlichen Zulassung einer auf Wahrheitforschnng gerichteten, wechselseitigen Gedankenmittheilung. Sie wird, was das allerwichtigste ist, die Ueberzeugung weiter verbreiten, dafs nicht die den Verstand niederhaltende Hingebung in das Glauben gelehrt erkünstelter Mysterien etwas Dauerhaftes, noch weniger aber etwas Beseligendes hervorbringe, vielmehr am Ende doch als ein unrichtiges Surrogat für den wahren praktischen Glauben verschwinden müsse, welcher in der vertrauensvollen Gewifsheit besteht, dafs Dem, welchem das innigste Wollen des

Gemüths kund und offenbar ist, nur das sich selbst schaffende, befestigende und ausübende Rechtwollen des Geistes als wahre Verehrung des allvollkommnen Gottesgeistes gelten und eine beseligende Harmonie mit ihm hervorbringen kann.

Nur die lange, freiere Verbreitung solcher Grundeinsichten kann es bewirkt haben, dafs auch zu Darmstadt, weil (S. 4.) »die Regierung jede Abänderung in Glaubens- und Gewissenssachen von der Gemeinde selbst ausgehen lassen wollte,« ohne Anregung von Oben, 800 achtbare Bürger um endliches, äufseres Durchführen der Vereinigung baten, dafs alsdann unter Genehmigung des Landesregenten die Geistlichen der lutherischen Civil- und Militärgemeinden (denn auch das Militär kann in Sachen der Religion nicht unter Commando stehen!) die Unionsvorschläge durch einen Aufruf allgemein zur Stimmabgebung bekannt machten und hierauf — »von den mehr als 20,000 protestantischen Einwohnern der Hauptstadt auch nicht Einer sich dem (so partheilos und ungebieterisch geleiteten) Vereinigungswerke abgeneigt erklärte.« Wer kann nunmehr sagen: Die Kirche, das Volk beharrt auf dem, worüber man vor 3 Jahrhunderten durch Colloquia, Synoden und Symbola weder zur Einigung noch zur Evidenz kommen konnte? Wird nur nicht die Selbstüberzeugung durch Machtgebote bald gehemmt und bald übereilt, und geben nur die Lehrer statt scholastischer Verwicklungen oder einseitig partheiischer Polemik das durch Einfachheit und Selbstbegründung sich empfehlende Offenbare, so ergiebt es sich zu rechter Zeit, dafs, wie hier der aus der Ferne herberufene Prälat und Generalsuperintendent, Schwabe (S. 41.) gethan hat, in lichter, Herzen vereinigender, Licht mit Wärme verbindender Predigt, ohne Jeremiaden über — Gott weifs, welchen? — rationalistischen Unglauben, über die Grundbedingungen einer segensreichen Vereinigung die drei Hauptsätze von Vincentius Lerinensis ausgelegt werden können: „In dem Nothwendigen Einheit — im Zweifelhaften Freiheit — in Allem Verträglichkeit!«

Wo so treffend, wie hier, den Gemeinden gezeigt wird, dafs das wörtliche Symbolum Jesu selbst Joh. 17, 3. ausgesprochen ist (S. 57.), und dafs die Menschengeister deswegen ewig leben, damit (ἵνα) sie in der thätigen Erkenntnifs des alleinigen Christen-Gottes, als des Vaters und vollkommenen Geistes, fortwirken, da verschwindet all der unselige, aus Aufnöthigung des Mysterienglaubens sich erzeugende Anlafs zu Sectirereien, worüber

S. 58. warnend genug gesagt wird: Leider, haben unfruchtbare Meinungszwiste (über Lehrmeinungen und Gebräuche, welche für Tugend und Seligkeit ohne Einfluſs sind) mehr die christliche Welt entzweit, als Haupt- und Grundlehren, weil stolze Rechthaberei (in der Ueberglaubigkeit) nebst dem Aberglauben an eigene Untrüglichkeit immer die vorgefaſsten Meinungen als einzig richtig aufdrängen wollte. Die so freiwillige, so andächtig vollzogene Unionsgesinnung der so zahlreichen, meist lutherisch gewesenen Darmstädter Stadtgemeinde, — beweist sie nicht, daſs zur Einführung des wahrhaft Guten es nur der Verständigung, nicht der Machtgebote für Agenden und Litaneien bedarf?

Auch die übrigen hier abgedruckten Predigten und Reden der andern Geistlichen, des Hrn. OCR. Ludwig, Schulr. Keim und Stadtpf. Stücker, beweisen nämlich eben so sehr, daſs die übereinstimmende Belehrung an ihre Gemeinden von lange her eben diese Richtung gehabt habe, Glaube, Hoffnung und Liebe (wie Hr. Keim, der bisherig reformirte Prediger, diesen Text gewählt hat) in Ein Band so zu verknüpfen, daſs die Liebe (nicht der bloſsen Gemüthlichkeit und Milde, sondern der Willigkeit in der Pflichterfüllung) als das Bleibende und Gröſste dargestellt wurde. Rec. bedauert, nicht aus allen diesen Reden Proben anführen zu können, welche beweisen, wie sehr diese Männer werth waren, den von ihnen durch ächte Begriffe von der Gemeinschaft mit Jesus (S. 30 und 31.) nach dem Johanneischen (4, 42.) Würdenamen vom »Weltheiland,« vorbereiteten Festtag zu erleben, an welchem sich die Richtiger-Belehrten aus eigenster Bewegung dafür bekennen konnten, daſs sie (S. 34.) »nicht länger durch Glaubenswahn geschieden, nicht länger durch Menschensatzungen getrennt,« aber nur um so ungestörter gottandächtig, thätig glauben und Jesus als den hochgelobten Gottessohn (S. 74.) und Christus verehren wollen.

Möchte doch Philippus Magnanimus, der Mann von wahrhaft groſsem Gemüth, neben Friedrich dem Weisen, der Hellste und Kräftigste unter den reformatorischen Regenten, auf diese Erfüllung seines auf dem Religionsgespräch zu Marburg (S. 54.) gegen die Beschränktheit des aus dem Papismus herüber vererbten Dogmenglaubens vergeblich versuchten Herzenswunsches hernieder gesehen haben. Auch der schöne Festgesang S. 60. und die S. 17. 40. gerühmte Composition des „Unser Vater“ würde Ihn gerührt und froh bewogen haben, die zahlreich Ver-

sammelten (wie S. 39.) als „Evangelisch-christliche (und ächt protestantische) Gesammtgemeinde“ zu begrüfsen. (Nachgelesen zu werden verdient von Rommel in seiner urkundlichen Geschichte des hessischen Landgrafen Th. I. S. 247—258. 263 267. Th. II. S. 219—243. und im Th. III. S. 35—40. besonders Philipps Schreiben an Seine Schwester vom J. 1530, mit welchem schon Hottingers Hist. eccl. seculi XVI. geziert ist. Vgl. S. 52. 68. u. s. w.)

Nach S. 6. spricht bei Darreichung des Brods der Geistliche: »Christus spricht: Nehmet hin und esset, das ist Mein Leib, *der* für Euch gebrochen wird. Dies thut zu Meinem Gedächtnifs,« und bei Darreichung des Kelchs: »Christus spricht: Nehmet hin und trinket. Dies ist der Kelch des neuen Testaments in Meinem Blute, das für Euch vergossen wird. Das thut zu Meinem Gedächtnifs.« Unter Hinweisung auf den letzten Theil Meines Exegetischen Handbuchs über die 3 Evangelien mufs ich hierbei bemerken, dafs die Worte τὸ ὑπερ ὑμων εκχυνομενον nicht auf das Blut gehen, da sonst τῳ . . εκχυνομενῳ stehen müfste. Der Sinn des Grundtextes ist, zu sagen: Dieses, das Euretwegen ausgegossene des Weins — ist der Kelch des neuen durch Mein Blut gemachten Bundes (zwischen Gott und Euch). — Ebenso ist dann τὸ ὑπερ ὑμων διδομενον (Luk.) oder κλωμενον (1 Kor. 11, 24.) das ihretwegen in Stücke gebrochene Brod, so dafs, streng genommen, übersetzt werden mufs: „Dies ist Mein Leib, das für Euch gebrochene.“

27. Febr. 1834.

Dr. *Paulus.*

---

1) *Symptome der asiatischen Cholera, im November und December 1831. zu Berlin abgebildet und beschrieben von Dr. Robert Froriep. Zweite unveränderte Auflage. Mit acht gemalten Kupfertafeln. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs*, 1832. *IV u. 90 S.* in 4to.

2) *Die Behandlung der asiatischen Cholera durch Anwendung der Kälte, physiologisch begründet und nach Erfahrungen am Krankenbette dargestellt von Dr. Joh. Lud. Casper, Dirigenten des Choleralazareths No. IV. etc. Berlin, bei Ferd. Dümler*, 1832. 8. *XII u. 132 S.*

Wenn nach dem Ausspruche eines geistvollen deutschen Schriftstellers von den kritischen Zeitschriften gefordert wird, dafs das Gute vom Schlechten gesondert, das Treffliche von der

Masse des Jämmerlichen hervorgehoben und das Wissenswerthe ausgezeichnet werde, so gilt dies mit gröfserem Rechte rücksichtlich derjenigen Schriften, welche über die ostindische Brechruhr innerhalb der letztverflossenen Jahre in England, Frankreich und Deutschland erschienen sind.

Zu den gediegensten gehört unläugbar die Schrift des jüngern Froriep, welche durch ihre naturgetreue und nüchterne Darstellung dem denkenden Arzte als classisch erscheinen dürfte, wenn die meisten der gleichzeitig erschienenen Monographien in das Land der Vergessenheit eingegangen seyn werden.

Der Verf. giebt zunächst allgemeine Bilder der Formen der asiatischen Cholera, nämlich der *Diarrhoea cholerica*, der *Cholera orgastica* und der *Ch. asphyctica*, und reiht hieran eine diagnostische Tabelle über die in Berlin beobachteten Formverschiedenheiten, sowie sieben Krankengeschichten der einzelnen Formen mit ihren verschiedenen Ausgängen.

Die vom Verf. angegebenen drei Cholcragrade kommen als selbstständige Krankheitsformen, aber auch als drei verschiedene Stadien an einem und demselben Kranken vor, welches letzte freilich häufiger in Frankreich, als in Deutschland beobachtet wurde. Dasselbe gilt rücksichtlich der Behauptung des Verfs., dafs die heftigste Cholera ohne Zwischenstadium unmittelbar in Reconvalescenz überspringe, was wenigstens in Frankreich eine äufserst seltene Erscheinung war, wie ich in meiner Schrift: Die Cholera in Frankreich, S. 103. nachgewiesen habe. Auch möchte ich jetzt, nachdem ich die Cholera auch aufser Berlin zu beobachten Gelegenheit fand, nicht mehr behaupten, dafs es in dieser Krankheit keine Krisen gebe. Der Eintritt des Reactionsstadiums ist immer von solchen begleitet, und Gendrin's Untersuchungen zeigen hinreichend, dafs sie nie fehlen.

Bei der Beschreibung der einzelnen Symptome handelt Fr. zunächst von den Störungen in den Eigenschaften der Haut und des Zellgewebes, und rechnet dahin das Zusammenfallen der Haut und des Zellgewebes, welches sich ausspricht in dem Zurücksinken der Augen in ihre Höhlen, in dem Einsinken der Haut über der *Fossa canina*, d. h. zwischen der Nase, dem untern Orbitalrande, der Hervorragung des Wangenbeins und der durch die *M. M. zygomatici* von letzterer bis zur Oberlippe gezogenen Linie, in dem Einfallen der Wangen, in dem Einsinken der Haut unter dem

Kieferrande, in der scbärfer hervortretenden Form der Nase, in den Runzeln und Falten der Haut an den Extremitäten nnd in dem Mangel an Hautturgor, welcher indessen keinesweges nur bei Cholerakranken, sondern auch anderweitig, und namentlich bei vertrockneten, übrigens ganz gesunden alten Frauen vorkommt. Das Zusammenfallen der Haut bei Cholerakranken beruht auf Mangel an Elasticität der Haut, daher beide nicht als verschieden, sondern als eins, als sich gegenseitig bedingend, zu betrachten gewesen wären. Die Hauttemperatur ist vermindert, wie sich bei gestörter Blutbewegung und Blutmischung erwarten läfst, die in der Cholera nicht geläugnet werden kann. Die Farbe der Haut im Allgemeinen und an einzelnen Theilen und das Verhalten der Hant gegen äufsere Einwirkungen wird sebr genügend angegeben, irrig ist indessen die Behauptung, dafs das Verhalten der Haut der Cholerakranken gegen die Hitze, z. B. die Temperatur der Dampfbäder, zuerst von Casper beobachtet und zum Vortheil der Therapie benutzt worden sey, wie namentlich die Beobacbtungen und Verfahrungsweisen mehrerer russischen und österreichischen Aerzte darthun.

Bei den Störungen in der Blutbewegung erörtert der Verf. die Arterien- und Herzschläge, sowie die ungleiche Wärmevertbeilnng, indem sehr beständig sich bei der ausgebildeten asphyctischen Cholera in den Händen und am Gesicbt 18 bis 21° R., in der Mnndhöble 21° bis 22°, an Brust und Unterleib 24 bis 26° von Fr. wabrgenommen wurden. — In ähnlicher Weise handelt er von den Störungen der Blutmischung, so wie von den Krankheitssymptomen, die in einer Störung der Ab- und Aussonderungen, der Muskeltbätigkeit, der Sinnesorgane ihren Grund haben.

Auf die Breite, Gestalt der Zunge bei Cholerakranken machten vor Romberg schon andere Aerzte aufmerksam. Dafs die Diarrhoe bei der Choleraepidemie in Berlin nie fehlte, will Ref. nicht bestreiten, dafs sie aber an andern Orten, namentlich in Indien, häufig genug nicbt vorhanden war, geht aus verschiedenen vornrtheilsfreien Beschreibungen, unter andern auch aus Souty's Bericbte hervor. Die Symptome der Cholera, welche in einer Störung der Muskelthätigkeit ihren Grund haben, erscheinen in einem grellen Widerspruche mit unsern bisherigen physiologischen Begriffen über Irritabilität, worauf in einer der Sitznngen der Hufeland'schen medicinischen Gesellschaft Professor Hecker aufmerksam machte. Nicbt minder auffallend ist das Ungestörtseyn des äufsern Gefühls in der Cholera, indefs alle

übrigen Functionen des Körpers wesentlich modificirt erscheinen. Die Functionen der Sinnesorgane und auch das Seelenleben sind nicht in dem Grade ungestört, als Fr. hier aufstellt. Zum wenigsten ist die Intelligenz herabgestimmt und eine unnatürliche Gleichgültigkeit wird bei den meisten Cholerakranken wahrgenommen, sowie ja auch Delirien im Kältestadium zuweilen vorkommen, welche stets als ein *omen pessimum* erscheinen.

Nicht minder gediegen ist der Leichenbefund abgehandelt, obwohl der Verf. in mehrfacher Beziehung verschieden von andern Beobachtern sich äufsert, denen wir Wahrheitsliebe und Forschungsgabe nicht absprechen wollen. Zu diesen können wir indessen nicht unbedingt Herrn Phöbus zählen, der von der Leidenschaft des Widerspruchs getrieben, häufig Behauptungen aufstellt, die wir nicht als Resultate einer ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachtung gelten lassen können.

Die beigegebenen Kupfertafeln enthalten möglichst naturgetreue Darstellungen und sind daher wohl geeignet, das Aussehen eines Cholerakranken, einzelner Theile eines Cholerakranken oder einer Choleraleiche, Choleraexcrete anschaulich zu machen. Die Zeichnungen dazu hat der Verf. selbst geliefert, und sie zeugen für ein entschiedenes Talent in der Darstellung pathologisch-anatomischer Gegenstände.

Rücksichtlich der zweiten Schrift verdient nur die darin aufgestellte abentheuerliche Theorie von der Natur der Cholera und die hierauf gegründete Behandlung einige Erörterung.

Der Verf. betrachtet die asiatische Cholera als eine Lähmung des Hautorgans und glaubt, dafs der die Krankheit erzeugende Factor primär und zunächst das Hautorgan ergreife und gleichsam tödte. Er sucht diese Ansicht zu begründen durch den Mangel der Spannkraft in der Haut (auf welche Erscheinung, wie schon bei der ersten Schrift angedeutet wurde, Froriep und Casper unverdient zu grofsen Werth legen, da dies nicht ausschliefslich bei Cholerakranken beobachtet wird), durch den Collapsus des Gesichts, die Temperatur der Haut, den Mangel an Effect nach der Application der stärksten Reizmittel (dies ist geradezu unrichtig, denn das Empfindungsvermögen ist bei den Kranken ungetrübt, daher sie auch unter der Anwendung äufserer Reize das Schmerzgefühl zu erkennen geben. Ref.), durch die Weichheit und Biegsamkeit der Ohren- und Nasenknorpel, die Blutleere der Haut und der Gefäfse in den Extremitäten (??), die Nachkrankheiten (in wieweit die dafür sprechen sollen, hat der Verf.

unerörtert gelassen), die Heiserkeit der Stimme, den Mangel der Urinsecretion (Unthätigkeit der Haut bewirkt eine stärkere Urinsecretion, daher der Mangel derselben anderweitig bedingt seyn mufs. Ref.), die Beschaffenheit der Schleimhaut der dünnen Därme (die Behauptung des Verfs., dafs diese nur congestiver Natur seyen, beweist seine völlige Unbekanntschaft mit den Aufschlüssen, welche wir den anatomisch-pathologischen Arbeiten Billard's, Scoutetten's, Dubois von Amiens u. s. w. verdanken. Ref.). Das äufsere Gefühl ist in allen Graden der Cholera ungestört, alle andern Functionen der Haut sind modificirt, aber nicht vollkommen aufgehoben, daher die Natur der Brechruhr nicht in einer Lähmung der Haut bestehen kann. Werfen wir einen Blick auf die leichteste Form und den leichtesten Grad der Cholera, nämlich die *Diarrhoea cholerica*, so finden wir hier die Hautfunctionen fast noch ganz ungetrübt, aber eine abnorm erhöhte Darmthätigkeit spricht sich auf unläugbare Weise aus, die wir auch in den höhern Formen der Krankheit wiederfinden, der ganze Organismus wird gleichsam Darmlehen.

Die einzig sichere Methode, der Paralyse des Hautorgans entgegen zu wirken, ist nach Casper das kalte Wasser, das er innerlich, äufserlich und in Klystieren anwendet. Aber im Widerspruch mit seiner Theorie, im Widerspruch mit der Behauptung, dafs die Haut gegen äufsere Reize unempfindlich sich zeige, ist die gleichzeitige anhaltende Application reizender, heifser Fufsbäder und warmer Fomentationen auf Füfse und Waden.

Casper hat die kalte Behandlung der Cholerakranken erst um die Mitte Octobers 1831. in Anwendung gebracht, mithin zu einer Zeit, wo die Epidemie in Berlin schon ihre Acme erreicht hatte und wo überhaupt (wie die Erfahrung überall gelehrt hat) und unter jeder Behandlung es eher schon gelingt, Cholerakranke herzustellen. In Paris haben mehrere ausgezeichnete Aerzte, namentlich Sanson, Bonnet und Trousseau, im Anfang der Choleraepidemie das Casper'sche Verfahren, bei ihren Kranken nicht allein ohne allen Erfolg, sondern mit entschiedenem Nachtheil versucht. Viele Cholerakranke verlangen keine kalten Getränke, manche sprechen Lust zu lauwarmen, andere sogar zu warmen, zu Kaffee aus. Die kalten Uebergiefsungen haben bei den asphyctischen Cholerakranken nach Bonnet's Versicherung förmliche Delirien hervorgebracht.

Der Verf. unterscheidet drei Formen, die *Diarrhoea chole-*

rica, die *Cholera cum* und die *Cholera sine pulsu*. Dafs auch die erste Form ein typhöses Nachstadium haben kann und hat, wird unbegreiflicher Weise hier nicht erwähnt.

Dem Gesagten gemäfs können wir daher nicht unbedingt die vom Verf. gezogenen Folgerungen unterschreiben, dafs die vorgeschlagene Behandlungsweise dem Wesen oder wenigstens allen Haupterscheinungen der Krankheit entspreche, dafs sie überraschende Dienste in den bösesten Formen der Cholera leiste, dafs sie den Empfindungen des Kranken mehr entspreche, dafs wenigstens die Euthanasie dabei im Auge gehalten sey, dafs sie die Kranken länger hinhalte, als jede andere (??), dafs sie dem Publikum die Choleraangst nehme (??), und glauben uns daher zu dem Ausspruch berechtigt, dafs die Art, wie der Verf. die Kälte bei Cholerakranken angewendet wissen will, nur einen sehr bedingten Werth haben kann, was besonders von den kalten Ueber- und Angiefsungen gilt, welche nicht alle Kranken ertragen. Der Verf. mag daher ruhig seyn, diese Ehre, die kalten Ueberschüttungen u. s. w. zuerst versucht zu haben, wird ihm Jeder gerne lassen.

Heyfelder.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Bericht über neue historische Schriften.

Wir wählen dieses Mal einige ausländische Schriften zur Anzeige, obgleich wir ihre Mittheilung mehr der gütigen Gesinnung der Verfasser als ihrem Wunsche, dafs sie in diesen Blättern möchten beurtheilt werden, verdanken. Eine ausführliche Beurtheilung derselben scheint uns sogar überflüssig und pedantisch.

Das Erste dieser Bücher ist ein gedrucktes Fragment aus den ungedruckten Denkwürdigkeiten der Herzogin von Sct. Leu, welches Ref. ihrer Güte verdankt. Es hat den Titel:

La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. *Fragmens extraits de ses mémoires inédits écrits par elle même. Paris. Alphonse Levavasseur.* 1834. 328 S. 8vo.

Dieses Buch war dem Ref. doppelt anziehend, da er unmittelbar nach der Rückkehr der Herzogin aus England einige Zeit

bei ihr in Arenenberg sich aufgehalten hat. Viele in dem Buche erzählten Anecdoten hörte er aus ihrem Munde; nur von dem Aufenthalt in Paris sagte sie ihm damals nichts. Dieses Buch wird zeigen, dafs der übrige Theil der Denkwürdigkeiten, den die Herzogin dem Verf. dieser Anzeige vorzulesen die Güte hatte, höchst anziehend und geistreich ist, zugleich aber, dafs Ref. Recht hat, wenn er die Bekanntmachung nicht für passend hält und glaubt, dafs sie sehr leicht zum Nachtheil der vortrefflichen Frau und der Ihrigen könnte gedeutet werden. Ton, Sprache, Inhalt und Manier verrathen die edle und leicht bewegte Weiblichkeit einer französischen Dame voller Grazie, eine gesellige Bildung und ein Talent der Unterhaltung, das auch schwerfälligen Naturen und deutscher Unbeholfenheit Bewunderung abnöthigen kann. Das Buch ist ganz und ächt national. Das läfst sich in unsern Tagen bekanntlich fast von keinem einzigen deutschen Buche mehr sagen. Wir müssen nämlich ausdrücklich bemerken, dafs die Herzogin ganz und völlig in ihren alten Empfindungen und Ansichten geblieben ist, da sie weder in Deutschland deutsch, noch in England englisch, noch selbst in Italien italienisch gelernt hat; obgleich ihr Sohn alle jene Sprachen recht gut spricht. Dies giebt einen Contrast mit der Bildung der höhern Classen in Deutschland und England, die gar keine Farbe mehr hat, oder in wilder Zerstreuung untergeht. Diese Leute plappern alle Sprachen, durchreisen die ganze Welt, kennen alle Gegenden, sie gehören aber Niemand an, haben nirgends einen festen Fufs. Der Schriftsteller, der ihnen gefallen soll, schreibt für die ganze Welt und opfert dem europäischen Ruhm den Nationalcharakter, dessen er sich schämt. So wird endlich aller Charakter verwischt; flache Allgemeinheit tritt an die Stelle nationaler Eigenthümlichkeit, man sieht entweder nur aufgetragene Farben oder jenes diplomatische Grau, aus dem alle Farben entstehen.

Der Verfasser dieser Anzeige, eingenommen von der Sanftmuth, Milde und Güte der Verfasserin, von ihrer Freundlichkeit, religiösen Fassung und Gastfreundschaft, theilt ihre politischen Ansichten durchaus nicht, er freut sich daher, dafs sie sich selbst so vortrefflich gezeichnet hat, er hofft, dafs edle Seelen die schöne Weiblichkeit mit ihm bewundern, wenn sie gleich zu den geistreichen Reden von den glänzenden Bonapartischen Zeiten und zu manchen Ansprüchen der Familie wie er den Kopf schütteln mögen. Wer kann verkennen, dafs ein edles weibliches Gemüth, wie es sich hier ausspricht, leicht durch Leute getäuscht werden wird, die es an der schwachen Seite fassen, dafs ein solches Talent für das höhere gesellige Leben, wie es sich hier zeigt, wenn es aus seinem Platze gedrückt wird, leicht gemifsbraucht werden kann, wer wird aber die schöne Natur einer weichen Seele darum weniger bewundern? Es wäre wohl besser für die edle Frau und für die Ihrigen, manche Fäden würden zerschnitten statt fortgesponnen zu werden, doch wird jeder Rechtliche lieber mit ihr irren wollen, als weise seyn mit einem

Ultra, mit einem Doctrinär, der Pair und Minister geworden, oder mit einem Republikaner, der König wird.

Die Herzogin giebt in der kurzen Vorrede, datirt Arenenberg den 22sten Sept. 1833, die Gründe der Bekanntmachung dieses Fragments an, und wir gestehen, als Schriftstellerin hat sie die gröfste Ehre davon, als Freund hätten wir zum Druck nicht gerathen. Der Rechtfertigung bedurfte sie als Frau nicht, ihre Feinde, wenn sie das Buch boshaft deuten wollen, können aber daraus allerlei Beschuldigungen herleiten. Unstreitig geht indessen daraus hervor, dafs Ludwig Philipp nicht besser daran ist, als Bonaparte. Er mufs aus Furcht die Pariser der Güte, Wohlthätigkeit, geistreichen Unterhaltungsgabe berauben, welche sich in diesem Buche zeigt und nur in Paris am rechten Orte ist, Bonaparte mufste aus ähnlichen Gründen die Staël verbannen und entfernt halten. Es ist Schade, dafs die Verfasserin nicht beifügen konnte, was sie von 1815. in ihren Denkwürdigkeiten geschrieben hat, man würde noch tiefer gefühlt haben, was sie von ihrem Schmerz um 1821. bei Napoleons Tod und 1824. beim Tode ihres Bruders sagt. Was sie von ihrem Aufenthalt in Italien schreibt, ist schön und psychologisch anziehend, die Erinnerungen an frühere Zeit, die Bewunderung und Dankbarkeit ist rührend, der Ton unübertrefflich; historische Belehrung wird man nicht erwarten. Wir glauben, um die Sache kurz zu sagen, in den Fragmenten aus dem Leben der Königin, wenn wir sie mit den Fragmenten aus dem Leben berühmter Männer, von ihnen selbst während ihres Lebens öffentlich bekannt gemacht, vergleichen, nicht weniger Talent der Darstellung und eben soviel Wahrheit, als in den gelesensten unter denselben zu finden; was uns angeht, so gestehen wir, dafs die ersten dreifsig Seiten auf uns einen peinlichen Eindruck machten. Ueber die Sache denkt Ref. ganz anders; er erkennt aber an der Sprache und der Art Philosophie, die sich hier angenehm lieset, dafs jede Parthei ganz abgeschlossen und unzugänglich ist. So ist denn in Frankreich wie in Deutschland Alles Parthei! So hat dann jede Partbei ihre Kunstsprache, womit die Guten betrogen werden, weil die Egoisten ihre Absichten darunter verbergen und die Führer den Haufen durch Redensarten täuschen! Wer kann es einer Frau übel nehmen, wenn sie immer dieselben Pbrasen wiederholen hört, dafs sie sie endlich für Sachen bält?

In dem, was die Herzogin über das 1815. gegebene und 1830. erneute Gesetz über die Verbannung von Bonaparte's Familie sagt, liegt das ganze Räthsel der Orleanistischen Regierung, zugleich aber geht daraus hervor, dafs die Herzogin nicht nach Paris gehen mufste, da sie im Voraus wissen konnte, dafs Ludwig Philipp in einem Zauberkreis gebannt stand, aus dem er nicht heraus konnte. Sie sagt: »Le premier soin de la diplomatie fut de faire valoir le traité de 1815. — La loi d'exil fut donc renouvellé, quoique des 1829. (man bemerke dies Datum in Beziehung

auf Orleans und Karl X.) le roi eût plusieurs fois répété, que s'il regnait jamais son premier soin seroit de faire rentrer la famille de l'empereur.« — — »Il était évident,« sagt sie weiter unten, »que les traités de 1815. devenaient désormais la base de la politique du gouvernement.« Niemand wird hernach ohne Rührung lesen, auf welche Weise mütterliche Sorgen ein liebendes Gemüth bewegen und wie Edelmuth und Mitleiden Leuten bewiesen wird, welche die Güte nicht verdienten, weil sie die Söhne mifsbrauchten und auf die Mutter nicht genug Rücksicht nahmen. Man wird die ruhige Besonnenheit bewundern, welche die Herzogin bei der Unvorsichtigkeit der Söhne bewies. Dafs diese Schilderung nicht übertrieben ist, weifs Ref. aus eigner Erfahrung, da er gegenwärtig war, als sie von einer ähnlichen Besorgnifs, wie in Italien, bestürmt, ähnliche Haltung bewies. Ob sie nicht auf einfacherem Wege dem Uebel hätte zuvorkommen oder ihm abhelfen sollen und können, ist eine Frage, die Ref. hier nicht beantworten mag. Die Darstellung ist der Sache angemessen, man sieht überall eine Natur, die, obgleich ganz den Umständen hingegeben, doch diese zu leiten glaubt; eine edle Seele, die Alles nur mit dem Mafsstabe ihrer Gefühle mifst und in steter Bewegung stets ruhig zu seyn wähnt.

Wenn sie hernach den tiefen Schmerz über den Tod des edelsten und hoffnungsvollsten Jünglings, der sie noch im Herbste 1831. oft ganz besinnungslos machte, nur andeutet, so ist das passend, obgleich es nicht absichtlich ist; so auch die ganze Erzählung der Begebenheiten in Italien, obgleich man zu dem ganzen Beginnen den Kopf schütteln mufs und auch nicht glauben kann, dafs Oesterreich in der That wünschen konnte, den einzigen Sohn zu verhaften. Ihre Reise mit einem englischen Pafs, als englische Familie über Genua nach Frankreich, ist durch die Verwickelung interessant, und man wird die beschriebenen Aengste theilen, ohne dafs man gewisse Einwendungen unterdrücken kann, oder recht begreift, warum sie bei der dermaligen Lage der Dinge den Weg nach Paris nimmt und wie sie hoffen darf, dafs man ihrem Sohn unter den damaligen Umständen den Aufenthalt in Frankreich vergönnen werde.

Um zu beweisen, dafs das Bedürfnifs äufserer Thätigkeit, wenn sich wirklich ein solches bei der Herzogin finden sollte, blos ein Bedürfnifs des Geistes und der Weiblichkeit ist, kann nichts besser dienen, als diese ihre Geständnisse. Eine wirklich staatsgefährliche Frau müfste und würde ganz anders verfahren. Wie viele Täuschungen (z. B. die ihres Gemahls), wie viele Unwahrheiten, Verheimlichungen, Erfindungen und Wendungen werden hier durch einen einzigen, wie es scheint, ganz unnöthigen Schritt herbeigeführt! Ihre Ankunft in Paris verwickelt hernach den König in eine ähnliche Reihe von Irrthümern, weil auch er und seine Familie eine doppelte Rolle spielen. Wie traurig ist das Resultat, das aus den Documenten S. 183—187. hervorgeht.

Dort findet man die Briefe, welche die Mutter und Tante des Königs der Herzogin um 1815. schrieben, man sieht daraus, was königliche Dankbarkeit ist, und welche Kleinheit sich in einer Gröfse findet, die nur auf Rang beruhet und nur durch Geld behauptet werden kann. Der König und Casimir Perier machen den übrigen Ministern ein Geheimnifs daraus, dafs sie mit einer Dame unterhandeln, die sie fürchten und doch wieder nicht beleidigen wollen! Der König, die Königin und die Schwester des Königs trösten sie, scheinen allen Antheil zu nehmen, und dennoch ruft die Schwester aus, drei Tage dürfe sie nicht in Paris bleiben, das sey zu lang, und der König läfst ihr endlich andeuten, sie müsse abreisen! Perier rühmt sich in der Kammer, dafs er ihr *des secours* angeboten habe, in seiner Familie sagt er, wie sein Sohn in London, dafs er ihr einen grofsen Dienst gethan, die Herzogin beweiset das Gegentheil. Der König redet von dem Herzogthum St. Leu und doch erschrickt er, als der junge Mann den Namen Bonaparte nicht ablegen will! Welche Reihe von Unwahrheiten, Täuschungen, kleinen Falschheiten! Welche elende Birn, die so leicht morsch wird, wie Lafayette's und Lafitte's Frucht!! Wir können uns übrigens durchaus nicht darin finden, dafs die Herzogin, als die Krankheit ihres Sohns sie längere Zeit in Paris zurückhielt, sich auf den Boulevards, im Palais Royal und besonders auf der place Vendôme in die Verlegenheiten bringen mochte, aus denen sie sich hernach durch die Erfindungen ihres fruchtbaren Geistes, die sie uns so geistreich entwickelt, ziehen mufste. Dem Könige und seinen Ministern ward die Zeit lang, sie liefsen ihr durch Hrn. d'Houdetot sagen: »Il faut partir à l'instant; vous ne pouvez demeurer plus longtems ici; j'ai ordre, de vous le dire: à moins qu'il n'y ait absolument risque pour la vie de votre fils il faut partir.« Wir gestehen offen, dafs es uns leid thut, dafs die Herzogin ihr Verhältnifs zu Frankreich nicht richtig aufzufassen scheint, dafs sie sich über die Rolle, die sie in Paris spielte, selbst täuscht, dafs sie, deren edle und fromme Seele, was auch immer ihre Feinde sagen mögen, der himmlischen Krone werth ist, die irdische nicht ganz und durchaus vergessen will. Eine schöne Seele, wie die ihrige, sollte nach solchen Leiden, wie sie ertragen hat, jede irdische Gröfse über der Glorie und dem Frieden vergessen, die diesseits und jenseits des Grabes allen Guten zu Theil werden, welche wie sie viel gelitten und viel verloren, nach langem Irrthum den rechten Weg gefunden, Milde und Liebe und Güte bis zum Ziele des Lebens bewahret, den Freunden wohlgethan und den Feinden vergeben haben. In Beziehung auf die lächerliche Furcht ganzer Staaten vor Phantasten in Deutschland und vor einem Weibe in Frankreich sagt sie ganz vortrefflich: »C'étoit en vérité me montrer trop de foiblesse et me faire croire à trop de force de ma part.«

Zugleich mit dieser Schrift erhielt Ref. eine andere, welche auf zwei und dreifsig Seiten Bemerkungen über Norvins Ge-

schichte Napoleons enthält. Diese Bemerkungen scheinen aus einer Flugschrift, die Ref. nicht kennt, einzeln abgedruckt. Der Titel ist:

Observations de Louis Bonaparte comte de St. Leu sur l'histoire de Napoléon par Mr. de Norvins. Paris, imprimeric de Gretschy fils et Comp. 1834.

In Deutschland würde man auf ein Buch, wie das des Hrn. von Norvins ist, nicht so viel Bedeutung legen, wie hier der ehemalige König von Holland thut, einzelne Behauptungen herauszuheben und zu beweisen, dafs sie aus der Luft gegriffen seyen; in Frankreich ist das anders. Wäre der ehemalige König von Holland (ungeachtet seines Spleens) nicht schon längst als der Einzige unter den Brüdern Napoleons bekannt, den man achten und ehren und als einen durchaus rechtlichen Mann anerkennen mufs, so könnte man ihn aus diesen Observations als solchen kennen lernen. Die Sprache und der Ton sind voll Würde und Adel, und eine Vergleichung der Bemerkungen, die sein Bruder Joseph (le comte de Survilliers) über Bourienne bekannt gemacht hat, wird zeigen, welcher Unterschied zwischen beiden Brüdern ist. Diesem Bruder Joseph gilt die erste Bemerkung, und zwar hält er sich an das Prädicat *foible* in einem an Worten und Prädicaten so reichen Buche, wie das des Hrn. von Norvins. Die zweite Anmerkung soll Napoleon gegen den Vorwurf rechtfertigen, dafs er die Republik gestürzt habe. Neues enthalten diese Bemerkungen nicht. Hernach folgen Berichtigungen einiger Irrthümer, wie sie sich Dutzendweise bei Norvins finden, dann eine Vertheidigung des Cardinal Fesch, welche dadurch geführt wird, dafs einer unbestimmten allgemeinen Beschuldigung eine eben so unbestimmte Redensart zur Rechtfertigung entgegengesetzt ist. Die Bemerkung über die Schlacht bei Aboukir und die Rechtfertigung von Villeneuve verdient mehr Aufmerksamkeit, so wie die folgenden Bemerkungen über den Antheil, den die Holländer an dem Kriege in Deutschland nahmen. Gegen den Vorwurf, dafs Bonaparte seine Brüder zu sehr begünstigt habe, heifst es hier S. 14: „C'est faux. Il sacrifia non seulement ses devoirs de famille, mais même ses affections aux interêts et au bien être de la France, *et je suis une preuve irrécusable* que ce n'est pas pour l'interêt de sa famille ni pour l'élévation de ses frères qu'il érigea les royaumes où ils furent placés.« Dann folgt weiter unten die Bemerkung: »Je fais observer que je reçus, le premier, l'offre d'échanger la Hollande pour l'Espagne et que je la rejetai vivement parcequ'elle me paraissait une injure.«

(Der Beschlufs folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bericht über neue historische Schriften.

Observations de Louis Bonaparte &c.

(Beschlufs.)

Was dann folgt, geht Holland und das Benehmen des Königs an, das durchaus rühmlich war und sich daher auch leicht vertheidigen läfst. Die allerhärtesten und ungerechtesten Vorwürfe, des Verraths, der Uebereinstimmung mit den Engländern u. s. w. beantwortet er mit jener Würde und jener Ruhe, die nur dem guten Bewufstseyn eigen ist. Er sagt S. 22: „C'est ici, Monsieur, que j'ai besoin de toute la modération, de tout le flegme de mon caractère pour contenir ma juste indignation. Ou avez vous vu que mon frère me tenait pour suspect?“ Sehr edel erwiedert er auf den von Norwins wiederholten Vorwurf, der ihm im Testament Napoleons gemacht wird, dafs sein Buch über die Verwaltung von Holland, welches im Jahre 1820. erschien, ein Libell sey: »Par quel hasard, Monsieur, par quelle fatalité dois je me défendre, de n'avoir pas été ce que je n'ai pas été réellement aux yeux de tout le monde? Par quel hasard, par quelle fatalité, quand ma vie entiere a été un sacrifice long et pénible à mes devoirs et à mes sentimens de Français et de frère non seulement les amis de la France et de mon frère, ne m'en tiennent aucun compte, mais semblent vouloir me punir d'avoir tout sacrifié à ces devoirs et à ces sentimens de Français et de frère.“ Dann folgen Bemerkungen über sein eignes Leben und über sein Verhältnifs zu seinem Bruder, worin man zwar den Eigensinn und die Wunderlichkeit, die man dem ehemaligen Könige von Holland oft vorgeworfen hat, aber gewifs nichts Gemeines und Unedles wahrnehmen wird. Nur ein Beispiel, S. 27: »Mein Bruder hielt mich so wenig für verdächtig, dafs er nach meiner Abdankung um 1810. mehrmals vergeblich sich bemühte, mich wieder zu sich zurück zu bringen, und dafs er dessen ungeachtet mir durch ein Senatusconsult ein fürstliches Einkommen anwies, das ich anzunehmen mich standhaft weigerte. Um 1814, zur Zeit des Tractats von Fontainebleau, liefs er mich in die Dispositionen, welche die andern Personen seiner Familie betrafen, begreifen, und das trotz meiner förmlichen Weigerung, welche sie aus der Protestation erkennen werden, die ich in die Zeitung von Lausanne, wo ich mich damals aufhielt, einrücken liefs. Er rief mich um 1815. nach Paris, ob ich mich gleich damals weigerte, Rom zu verlassen; er gab mir gegen meinen Willen Rang und Ehre eines französischen Prinzen wieder. Was dann folgt,

geht sein Betragen in Holland an und den Hrn. von Norvins, dessen Buch er als Geschichte ansieht, was uns ein Irrthum scheint. — Ueber die

Temoignages historiques ou quinze ans de haute police sous Napoléon par M. Desmarest, chef de cette partie pendant tout le consulat et l'empire. Paris. Levavasseur. 1833. 359 S. 8vo.

können wir uns kurz fassen, denn man findet in dem Buche durchaus keinen neuen Aufschluſs. Es läſst sich, wie viele französische Bücher, gut lesen, ohne einen andern Eindruck zu hinterlassen, als daſs man nach der Durchlesung gerade so weit ist, als man vorher auch war. Einzelnes wird Ref. vielleicht einmal an einem andern Orte näher beleuchten, da sich der Verf. sehr weitläufig über die (wahren oder falschen) politischen Mordthaten und Conspirationen erklärt. Von Sahla, Bathurst und Rolli, so wie von Wright und Pichegrü wird ausführlich gehandelt. — Ein englisches Werk, oder vielmehr der Anfang eines groſsen Werks unter dem Titel:

France in the lives of her great men, by G. P. R. James Esq. Vol. I. Charlemagne. London 1832. 510 *p.* 8vo.

wird deutschen und französischen Gelehrten keine neue historische Belehrungen geben können, da der Verf. für das gröſsere Publikum von Groſsbritannien arbeitete und ohne alle Rücksicht auf Gelehrte die Thatsachen aus eigner Ansicht der Quellen nach eignem Urtheil ordnete. Die Manier ist dieselbe, welche Walter Scott befolgt, nur sucht sich der Verf. so nahe als möglich an die Quellen zu halten, die er indessen nur im Allgemeinen und ohne sich auf das Einzelne einzulassen, anführt. Wir maſsen uns nicht an, zu entscheiden, ob der Verf. den Geschmack seiner Landsleute getroffen hat, wir hoffen indessen, daſs das Studium der deutschen Sprache, womit er sich gegenwärtig beschäftigt, ihn in den Stand setzen werde, deutsche Bücher über deutsche Geschichte benutzen zu können. Die Quellen allein reichen nicht hin; sie bedürfen einer Deutung und Sichtung, ohne welche man die sonderbarsten Behauptungen hinein- oder heraustragen kann, das wird gewiſs der Verf. während der neuen Arbeit erfahren haben, da er bisher in einer ganz andern Art der Literatur gearbeitet zu haben scheint. In Deutschland darf sich der Schriftsteller nicht so seiner Feder überlassen, wie der Verf. S. 57. thut, wo von Fredegund und Brunehild die Rede ist, auch würde man es in Deutschland in einem historischen Buch nicht dulden, wenn der Verf. sich so ausdrückte, wie Hr. James S. 464. thut, wo er sagt: „Charlemagne remained at Holdenstein near the Elbe in expectation of his arrival and Godfrey advanced with a fleet and army as far as Scheswick in South Jutland.

Schlosser.

PADAGOGIK.

1) *Die wichtigsten Mängel des Gelehrtenschulwesens im Königreiche Sachsen nebst Anträgen zu deren Verbesserung. Dem Gesammtministerium des Königreiches, so wie den hohen versammelten Ständen des Vaterlandes zur geneigten Berücksichtigung ehrfurchtsvoll dargelegt von Frieder. Lindemann, Director Gymn. Zittav. Zittau u. Leipzig, bei Birr u. Nauwerk.* 1833. 68 *S.* 8.

»Wer sprechen kann und weifs, dafs zu sprechen Noth thut, darf nicht schweigen;« sagt der Verf. in seiner Vorbemerkung, nämlich wer so den Beruf hat, zu sprechen, wie dieser ehrwürdige Schulmann. Das bildungsreiche Sachsen, dieses ehemalige Mutterland der Schulverbesserungen, dem ganz Deutschland so viel zu verdanken hat, sollte in der Zeit der jetzigen Verbesserungen zurückbleiben? Nicht blos den Inländer würde das schmerzen, und darum wünscht jeder Freund des Schulwesens, dafs jene patriotische Stimme gehört und beherzigt werde. Es ist eine wahrhaft freimüthige Stimme, denn sie sagt ungescheut: »schon zu lange für das Wohl des Vaterlandes und für Sachsens Ruhm sind unsere Gelehrtenschulen vernachlässigt worden; seit langer Zeit ist der treufleifsige Stand der Gymnasiallehrer von Seiten unserer Regierung ohne Aufsicht und ohne Rücksicht geblieben;« und er führt die Klagen noch weiter, so dafs man trauern mufs, »wie die trefflichen Männer oft »mit Noth und Dürftigkeit kämpfen.« Auch erklärt er den Zustand der Volksschulen als beklagenswerth, und sagt laut, dafs der Beschlufs der Ständeversammlung zu Dresdem vom 11. Jan. 1834. „für das Königreich Sachsen eine öffentliche Calamität sey;“ er fügt hinzu: „so sollen denn die armen Wanderschullehrer und Kinderlehrer der Erblande noch vielleicht vier Jahre auf Erlösung von ihrer tiefsten Schmach und Entwürdigung warten?“ u. s. w. In der Schrift selbst deckt der Verf. die Mängel der sächsischen Gymnasien auf. Was aber seine Freimüthigkeit vollkommen darlegt, ist, dafs er sich nicht scheut, gegen den Zeitgeist aufzutreten, der die Gelehrtenschulen niederreifsen möchte, um an ihrer Stelle Haus-, Gewerbs- und Zierpflanzen wachsen zu lassen; denn wer dem classischen Studium auf diesen höheren Schulen das Wort redet, mufs sich auf manches Charivari im Publikum gefafst halten.

Der Inhalt ist: I. Wichtigkeit der höheren Bildungsanstalten im Allgemeinen, wo auf wenigen Seiten das Ergebnifs vorliegt, dafs auch sie »nicht weniger als die Volksschulen der gröfsten Aufmerksamkeit der Staatsregierung werth sind;« nachdem vorher bemerkt ist: — „die höhere Bildung und ihre Nothwendigkeit steht in Deutschland in zu gutem Credit, steht zu fest in der Ueberzeugung des Volkes, als dafs unsere Staatsregierungen ungestraft jene Anstalten vernachlässigen dürften.“ — II. Die sächsischen Gymnasien sind Real-

schulen geworden; dabei: Verderbliche Wirkungen des Maturitätsgesetzes. Es ziemt uns hier kein Urtheil weiter, weil es den dortigen Befund betrifft, aber auf die schlagenden Beispiele solcher Maturitäts-Zeugnisse machen wir doch aufmerksam. — III. Bedeutung der Studien des classischen Alterthums für die Gegenwart; welche wenige aber gehaltreiche Blätter nicht blos in Sachsen verdienen gelesen zu werden. Der Verf. will allerdings: „Deutsch sollen unsere Gymnasial-Schüler lernen; aber das Studium der Alten soll deshalb weder verdrängt noch beschränkt werden, weil die Schriften der Classiker in Hinsicht auf Geistesbildung überhaupt, besonders aber in Hinsicht des Geschmacks durch nichts ersetzt werden können.« — IV. Antrag auf Abschaffung des Mandats vom 4. Jul. 1829, die Vorbereitung junger Leute zur Universität betreffend, welches wir ebenfalls wegen seiner localen Beziehung übergehen, obgleich es nicht ohne allgemeines Interesse ist; ebenso V. Fernere Mängel der sächsischen Gelehrtenschulen; damit verbundene Anträge.

Eine lateinische Beilage handelt: *De latine loquendi usu in ludis litterariis minime tollendo*, welcher Meinung auch Ref. immer gehliehen. Die Beilage B. enthält einen unmafsgeblichen Entwurf eines Maturitätsgesetzes für die Gymnasien des Königreichs Sachsen. Ein wichtiger Gegenstand! Die mindeste Unvollkommenheit in solchen Gesetzen zieht auf der einen Seite schlechtes Studieren und Verfall der Gelehrtenbildung nach sich, auf der andern Seite aber auch leicht ungerechte Zurücksetzung, Indifferentismus im Sittlichen, und Ausschliefsung vorzüglicher Köpfe. Ref. kann sich hier nicht auf diesen Gegenstand, der bisher sein Nachdenken besonders beschäftigt, einlassen und daher auch nicht weiter angeben, worin er mit dem gelehrten Verf. etwa nicht übereinstimmt. So würde er z. B in den Sittenzeugnissen noch weit mehr Bestimmtheit verlangen und auch eine Angabe über die besondern Anlagen, Geistesrichtungen u. s. v. des Schülers und dergl., was sehr wohl möglich und für die künftige Bestimmung wichtig ist. — Diese ganze Brochüre gehört zu den vorzüglichen Belehrungen über die Gelehrtenschulen.

---

2) *Lehrbuch der griechischen Sprache, nach den naturgemäfsen Grundsätzen eines Locke, Leibnitz, Gesner, Herder, Hamilton, verfafst von Dr. K. Wagner, Lehrer am Grofsherzogl. Gymnas. in Darmstadt. Erster Theil. Giefsen, bei G. Fr. Heyer, Vater,* 1834. *XXXV und* 32 *S.* 8. Hierzu als 2tes Heft: *Wörterbuch und Grammatik.* 89 *S.*

Das letztere den Grammatikern überlassend, will Ref. hier nur das erste, und zwar hauptsächlich die Einleitung, welche

das Methodische darlegt, in Betracht ziehen, vor allem aber seine Freude bekennen, dafs doch nun einmal die (veredelte) Hamilton'sche Lehrart dem Publikum deutlich und anschaulich dargelegt worden, und zwar durch einen so talentvollen Schulmann. Denn obgleich der Hr. Verf. sich alsobald, in einer Note, gegen einen Grundsatz des Unterzeichneten erklärt hat, so hindert das letztere doch nicht, getreu seinem Hauptgrundsatze, dafs man diese Gegenstände nicht als abgeurtheilt ansehen darf, sondern der fortschreitenden Entwicklung selbst lehrbegierig folgen soll, diesen Versuch mit Liebe aufzunehmen. Auch hat sich der Verf. doch nur gegen den compendiarisch in des Unterzeichneten Lehrbuch der Erz. u. des Unterrichts (1817.) aufgestellten Grundsatz erklärt, und hätte er sich vorerst mit der bestimmteren Ausführung desselben im 3ten Bd. seiner Erziehungslehre (1819.) S. 214 fgg. bekannt gemacht, so würde er sich vielleicht zufriedener über ihn geäufsert, und hiernach auch die Note in seinen Darstellungen a. d. Geb. d. Pädag. richtiger gedeutet haben. Aus dieser letztern Note wiederholt der Unterzeichnete auch hier die Worte, welche die Jacotot'sche Methode betreffen: »sie sieht als naturgemäfs aus, aber nicht lange kann der Schein das wahrhaft Naturgemäfse überscheinen.« Wenn nun Hr. Dr. W. aus dieser Note schliefst: »von diesen Grundsätzen sagt sich der Verf. auch jetzt nicht los;« und mit »diesen« jene im Compendium bezeichnet, in welchem Buche es »wie von einer ausgemachten Sache in dem Gesetzeston laute: die Methode ist 1) Etymologie« u. s. w., so mufs der Unterz. sich gegen eine doppelte Mifsdeutung beklagen. Die erste ist, dafs die compendiarische Form nie als Gesetzeston gelten soll, wenn sie gleich so lautet, denn erst die Vorlesung giebt die Erklärung, und in dieser pflegte der Unterz. immer auch die andern Ansichten vorzutragen, also für jenen Punkt seine Grundsätze nach den Gesetzen der Natur und der Sache genauer zu bestimmen. Die zweite Mifsdeutung ist, dafs der Hr. Verf. eben diese genauere Bestimmung, welche Ref. in seiner Erziehungslehre, wie oben bemerkt, ausgeführt hat, gar nicht kennt. Es bleibt wahr, dafs Ref. sich von seinen früher dargelegten Grundsätzen hierin nicht lossagt, aber es sind nicht genau „diese," die der Verf. ihm heilegt. Dabei mufste Ref. übrigens ebenfalls bleiben, dafs die Hamilton'sche Methode für den Deutschen das Vorzügliche nicht hat, das sie bei der völligen Unmethode, wie sie in den englischen Schulen noch gewöhnlich ist, dort als nützlicher Gegensatz haben mag. Das vorliegende Buch giebt selbst einen Beweis davon, denn die ganze Anleitung enthält noch viel Besseres zu jener Grundlage.

Diese Vorbemerkung glaubte Ref. sowohl sich selbst als dem braven jungen Schulmanne, der hier als Methodiker auftritt, so wie überhaupt der guten Sache schuldig zu seyn. Wir betrachten nun diese neue Lehrart ohne vorgefafste Meinung, oder man

müfste etwa die Erwartung einer neuen Entwicklung in diesem Unterrichtszweige so nennen wollen.

Zuerst dringt sich die Frage auf, ist dieser neue Weg für eine eigentliche neue Methode im strengeren Sinne, oder nur für eine neue Manier zu erkennen? in welchem letzteren Falle sie von der Persönlichkeit des Lehrers und manchen äufserlichen Verhältnissen ihren Werth erhält. Dafs die Hamilton'sche Lehrart diese letzteren Vorzüge behauptet, wird man ihr nicht absprechen; wie man ja auch den Lancasterschulen diesen Werth nicht abspricht. Soll sie aber Methode seyn, welchen Namen sie als die sogenannte, schon früher einmal angepriesene aber keineswegs gut gefundene Interlinearmethode, im strengeren Sinne noch nicht verdient, so mufs sie sich überall auf die Gesetze der natürlichen Entwicklung und ächten Bildung beziehen, auf Gesetze, die anerkannt, aber noch lange nicht in alle Zweige des Unterrichts vollkommen ausgeführt sind. Darüber mufs nun eine sorgfältigere Untersuchung entscheiden. Wir haben hier die Analogie der Pestalozzi'schen Methode vor uns. Als diese Anfangs enthusiastisch gepriesen wurde, so warnte man gegen eine Ueberschätzung — Ref. selbst, einer ihrer ersten Verehrer, war auch einer der ersten, der diese Warnung öffentlich aussprach (1803 4.); und was vorauszusehen war, ist erfolgt, aus dem Ueberschätzen wurde ein Herabsetzen. So hat man bis auf den heutigen Tag noch nicht genug, nämlich nicht allgemein genug im Praktischen, das in jener Methode erkannt, worin sie eigentlich den Namen verdient; ihre Anwendung in dem Elementarunterricht der Mathematik. Die allgemeinen Gesetze, welche sich in dem genialen Manne bewegten, sprachen zwar überall in seinen pädagogischen Ideen durch, dafs man diese aber für eine neue Methode oder Erfindung hielt, konnte nur aus der Unkunde der Pestalozzianer kommen. Darüber nun übersah man das eigentlich Neue, das jenem Geiste klar geworden war, und eben in jener Entwicklung der allgemeinen Gesetze für den mathematischen Unterricht besteht. Wir reden nur von diesem, weil theils die Pestalozzische Lehrart sich in andern Zweigen nicht bewährt hat, theils nicht neu war. Jener Hauptgrundsatz dieses Erziehungsmannes, alles in dem Kinde aus seinem Innern zu entwickeln, war weder neu noch naturgemäfs; allein er selbst war auch damit so wenig im Reinen, dafs er dieses namentlich bei dem Unterricht in den alten Sprachen, wie in vielen andern, nur in sehr bedingter Weise gelten liefs.

Wenn nun über die sogenannte Hsmilton'sche Methode gefragt wird, so ist der historische Weg wohl der sicherste, und wir folgen gerne Hrn. Dr. W., der in der Einleitung ihn mit reicher Belesenheit betreten hat. Es sind die bedeutenden Männer aus der pädagogischen Literatur angeführt, welche hierher gehören, und der Leser mufs es dem Hrn. Verf. Dank wissen, dafs er ihre Grundsätze für jenen Zweck zusammenstellt. Nur möchte

Manches hierin zu berichtigen seyn, weil einzelne allegirte Stellen aus ihren Schriften nicht grade die Denkart dieser Männer über die Methode, die alten Sprachen zu lehren, völlig aussprechen. Solche Stellen klingen wohl günstig, z. B. auch für die Hamilton'sche Lehrart, aber es würde dem, der irgend eine andre vorzieht, nicht schwer fallen, bei denselben Autoren Stellen aufzufinden, die eben so günstig für die seinige lauten. Was von der Entwicklung einer Idee im Allgemeinen aus dieser Idee gesagt ist, bleibt immer noch so unbestimmt, dafs sich sogar oft sehr viele Abirrungen darauf stützen; und das um so leichter, je höher die Idee der Menschheit steht. Man denke nur an die so verschiedenen Religionsmeinungen, die sich alle auf dieselben heiligen Urkunden berufen. Das ist denn auch das Schicksal aller Männer, deren Geist hervorragt. Und so ist es auch bei den grofsen Gewährsmännern der Pädagogik nicht anders. Ob aber ein Joh. Sturm, ein Locke, ein Leibnitz, ein J. M. Gesner, ob selbst ein Bacon, und unter den Genien unserer Zeit ein Herder, oder gar ein Fr. A. Wolf (denn auch diesen Philologen führt der Verf. in gewisser Beziehung als eine nicht ungünstige Autorität an), ob alle diese und andere, für diesen Gegenstand urtheilsfähige Gelehrte die Hamilton'sche Lehrart würden gelobt haben, möchten wir sehr bezweifeln. Nebenbei müssen wir bei der Zusammenstellung mehrerer Namen unter der Bezeichnung: „Männer von Geist und Herz und seltner Gelehrsamkeit, wie Erasmus“ u. s. w. (S. IX.) doch bemerken, dafs den „sämmtlichen Philanthropen“ allzu grofse Ehre widerfährt, und z. B. ein Campe ganz ehrlich gegen die »seltne Gelehrsamkeit« würde protestirt, und Pestalozzi, der weiterhin ebenfalls in dieser Reihe genannt wird, unwillig würde den Kopf geschüttelt haben. Auch vermissen wir die Kritik über das Treiben jenes Ratich, welchen Abentheurer man doch nicht historisch einen »Schulreformator« nennen kann; denn was hat sich doch in der Schulgeschichte durch ihn entwickelt? Selbst in den Punkten, wo er recht hatte, und worin das damals so verdorbene Lernwesen in den Schulen hätte verbessert werden können, hat er nichts bewirkt, weil er mit dem Schlechten auch Gutes wegräumen, und Wunderdinge des Lernens hervorbringen wollte. Mehr Aufmerksamkeit verdient Amos Comenius, welchen der Verf. nur berührt, und dessen *Orbis pictus* eine Lehrweise einschlug, die mit der von Hrn. Dr. W. vorgeschlagenen näher verwandt seyn möchte, als die Hamilton'sche, und die auch ihren Weg in die lateinischen Schulen fand, ja noch jetzt bei manchem in dankbarem Andenken steht. Auch hätten die *Colloquia* von Joach. Lange eine Erwähnung verdient. Sie sind sehr viel in Deutschland für den lateinischen Anfangsunterricht gebraucht worden, und das ebenfalls in einer Weise, die mit der hier vorgeschlagenen in mehreren Punkten so zusammenstimmt, dafs Ref. einige Male sehr lebhaft an sie erinnert worden, da er denselben seine erste und eine angenehme Einführung in die lateinische Sprache ver-

dankt. Auch kennt er noch aus seiner eignen Rückerinnerung den Geschwinden Lateiner, und den Geschwinden Griechen, welche beide Bücher in 1770ger Jahren in den Knabenschulen, die er besuchte, vorkamen, und den Schülern das Erlernen dieser Sprachen auf einem jedoch nur ähnlichen Wege erleichterten und angenehm machten. Alle diese damaligen Versuche verdienen wenigstens mit den neuesten verglichen zu werden. Dann sollte man nach dem Grunde fragen, warum sie aufser Brauch gekommen, wie auch nach dem Erfolge, was sie geleistet. Diese speciellen Untersuchungen würden das Urtheil über alle jene neueste Erfindungen von Lemare, Hamilton u. s. w. schärfen und berichtigen. Das mufs aber schlechterdings voransgehen, wenn man wissen will, ob die neue Erscheinung ein wahrer Fortschritt sey. So möchte Ref. wohl auch fragen, was aus den Versuchen, den Unterricht in der griechischen Sprache mit dem Homer anzufangen, geworden?

Wenn gleich Hr. Dr. W. mit seinen geschichtlichen Angaben nur Autoritäten für manche, die dergleichen noch bedürfen, beabsichtigt hat, so wäre doch schon in dieser Hinsicht mehr Genauigkeit nöthig gewesen, da in unsern Zeiten die bloſsen Namen auch den Halbkennern im Wissenschaftlichen nicht besonders viel gelten. Auch steht unser Schulwesen gar nicht mehr in so trauriger Gestalt da, als damals, wo jene Männer sprachen; und selbst da wurden die Klagen oft übertrieben. Ref. begreift daher nicht, welcher Schule oder welchem Lehrer das jetzt noch müsse zu Gehör gesagt werden, was der Verf. auf dem ersten Blatte beklagt, unter andern: »Trotz einer 8—9jährigen Wanderung hatten sie (die kleine Schaar getreuer, ausharrender Jünger) keineswegs genauere Bekanntschaft mit den Völkern geschlossen, deren Gebiet sie durchzogen u. s. w. — — Oftmals verlachten oder verwünschten sie jetzt den mühevollen Pfad, den man sie eine Strecke mitzuschleppen unternommen habe.« Dann wird weiter »unser qualvoller Zug durch griech. und latein. Grammatiken, Exercitien und Uebungsbücher u. s. w. bis zu dem verheifsenen und heifs ersehnten Ziele, den Autoren selbst, dem Latein-Schreiben und Sprechen« betrauert. So arg war es auch ehedem, etwa in den 1770ger Jahren, nicht mehr. Es war ein Knabe von 5—6 Jahren, der lernte damals lateinisch decliniren ohne alle Quaal, ja mit Lust bei seiner Mutter, er lernte bald auch conjugiren, und zwar so, dafs es recht fest hielt, was er lernte; er lernte auch Langens Colloquia übersetzen, mitunter auch diese latein. Gespräche auswendig, bei einem damaligen Gymnasialschüler, hierauf kam er in Stadtschulen, wo er bei schlagfertigen Präceptoren latein. und griech. Wörter, und fast die ganze Ramhach'sche Grammatik auswendig lernte, so dafs er noch zum Theil jetzt die Regeln wörtlich hersagen könnte — und das alles mit Lust und Liebe, welche diese Lehrer bei aller ihrer Strenge den Schülern einzuflöfsen verstanden; die Schüler waren ihren Lehrern mit ganzer Seele zuge-

than, und jener Knabe verwünschte auch nachmals ganz und gar nicht dieses sein Schulgesetz. Schreiber dieses ist es selbst. Er hat aber dergleichen nicht blos von sich zu berichten, sondern von allen seinen Mitschülern, soweit er sich ihrer noch erinnert, diejenigen ausgenommen, die sich nicht zum Gelehrtenstande begaben. Dabei waren wir recht muntere Schulknaben, die in herzhaften Spielen, in Frost und Hitze, gar nicht zurückblieben. Mit noch gröfserer Freude kann er von der glücklichen Zeit reden, die er mit anderen angehenden Jünglingen theilte, bei Privatlehrern, die uns ganz für das Erlernen der griech. und lat. Sprache zu fesseln wufsten, und so noch mehr auf dem Gymnasium

Nach solchen Erfahrungen hat Ref. schon frühe die Erleichterungsmethode Basedow's und der Philanthropisten als eine wahre Verweichlichung ansehen müssen, nämlich als eine innere des Geistes, dafs dieser die intensive Anstrengung scheut, und des Gemüths, dafs es sich lieber nach seiner Willkühr gehen läfst, als sich einem höheren Gesetze unterwerfen will. Daher findet er besonders in jener sogenannten Emancipation des Geistes, welche die Jacotot'sche Methode verheifst, eine ungeheure Täuschung; weil sie durch eine Art Metastase grade den edelsten Theil, die geistige Selbstthätigkeit bindet, während sie mit einer äufseren Freigelassenheit schmeichelt. Allezeit wird sich die Bestätigung wiederholen, dafs Tüchtigkeit errungen seyn will, wie der Hr. Verf. das schöne Wort anführt, dafs »die Götter den Schweifs vor den Ruhm gelegt;« die Erfahrung wird sich immer wiederholen, dafs der Knabe, welcher im Lernen sich anstrengen mufs, leichtere Fortschritte gewinnt, als der, den man am Gängelbande führt, um ihm die Mühe zu ersparen. Das eben ist das erste Wohlthätige in der Erlernung einer classischen Sprache aus der alten Zeit, dafs der Lernende sich anstrengen mufs, um sich in sie hineinzuleben, nicht aber zu verlangen, dafs sie sich nach ihm bequeme. Das bekannte Wort Luthers: „die Sprache ist die Scheide des Geistes," mag schon den Knaben erinnern, dafs er nicht in die kleine Scheide seines Geistes die Sprache der grofsen Alten zwängen kann; und was Lichtenberg als »eine vortreffliche Bemerkung von Hartley anführt, dafs durch die Verschiedenheit der Sprachen falsche Urtheile verbessert werden, weil wir in Worten denken,« kann den Lehrer noch zu weiterer Nutzanwendung führen, besonders wenn er weiter liesct: »Es verdient sehr überlegt zu werden, in wiefern die Erlernung fremder Sprachen uns die Begriffe in unserer eignen aufklärt."

Niemand war aber wohl unter den neueren Pädagogen weniger im Stande, das Sprachlernen zu würdigen, als Trapp. Wie unser Verf. dazu kommt, in einer Note von ihm zu sagen: „zum Erschrecken treffend verglich Prof. Trapp in Campe's Rev. W. XI. S. 440. das gewöhnliche Construiren des Anfängers mit dem Blindekuhspiel;« erklärt sich Ref. nur dadurch, dafs Hr. Dr. W. selbst etwas Besseres in jenen Witz und etwas Schlechteres in „das

gewöhnliche Construiren" gelegt hat, als diejenigen, die sich genauer an den Mann und die Zeit erinnern, darin finden werden. Zufällig hat Ref. noch vor Kurzem die pädagogischen Grundsätze dieses Mannes gelesen, und sich über die materielle, geistlose Ansicht, die zum Grunde liegt, nicht genug verwundern können, da er den Fortschritten jenes Zeitalters mehr zugetraut hätte.

Alle diese von dem Verf. angeführten Autoritäten sind also unseres Erachtens nicht grade für seinen guten Zweck dienlich; und es ergiebt sich nicht einmal ein so scharfer »Scheidepunkt zwischen der alten und neuen Lehrweise,« wie er S. IX. angegeben wird. »Jene sucht mit aufgedrungner, nicht geistentwickelnder Theorie sich des Stoffes zu bemeistern: diese will aus dem durch's lebendige Wort des Lehrers gewonnenen Stoffe den Schüler zu eignem, geistentwickelndem Erwerb der Theorie aufsteigen, oder aus den Thatsachen die Ursachen auffinden lassen. Jene ist synthetisch, diese analytisch, jene beginnt, diese schliefst mit der Grammatik« (Andere gebrauchen übrigens diese Worte grade umgekehrt.) Der Lehrer selbst ist es doch, der in jenem wie in diesem System, das man wohl als objectiv aufstellen kann, die lebendige Lehrweise seyn soll; auf ihn, auf seine Bildung kommt es also an, wie er den Stoff in den Schüler einwirken läfst, und Beispiele genug zeigen, dafs Schulmänner von der Strenge, wornach man ihnen die zuerst genannte Lehrweise beilegen möchte, dennoch in der Behandlung des Stoffs durch ihr lebendiges Wort und selbst geistvoll den Schüler zu eignem, geistentwickelndem Erwerbe aufsteigen lassen, und das in jeder Lection; so wie es auch nicht an Beispielen aus der andern Lehrweise fehlt, wo der Lehrer, geistlos selbst, den Geist des Schülers nicht zu wecken und zu nähren versteht. Uns scheint es, dafs der rechte Lehrer in der rechten Lehrweise das Analytische mit dem Synthetischen beständig verbindet, wie es denn in dem Naturgesetz der Entwicklung verbunden ist. Der Stoff wird zugeführt, aber die Kraft zum Auffassen zugleich erregt, und indem diese zu einem scharfen Aufmerken erregt wird, so wird ihr zugleich der Stoff zur Aufnahme und Beachtung übergeben. Auf solche Art kann auch jede Lehrstunde im Ganzen, wenn sie etwa analytisch anfängt, synthetisch endigen, auf jeden Fall aber wird der Lehrer, welcher die Methode lebendig in sich trägt, in jedem Punkt die Selbstthätigkeit des Schülers üben, und nach jeder Lection eine verstärkte Lust und Liebe in dem Schüler zum Weiterlernen zurücklassen. Was wollen wir mehr? Und eben das will Hr. Dr. W., wie er S. XIII. die Lehrart von Hamilton dahin auslegt, dafs »sein Schöler ohne falschen Zusatz das in der Schule Gehörte zu Hause leicht wiederholen kann, und in kurzer Zeit grofse Wortkenntnifs und ein Gefühl für die eigenthümlichen Stellungen und Wendungen der fremden Sprache, wodurch er am besten vor Germanismen bewahrt wird« u. s. w. Der Weg nun, den der Verf. (S. XXVIII.) vorzeichnet, kann zu diesem beabsichtigten Ziele trefflich führen, und es wird ihm

gewifs besser gelingen, als denen, die sich nur an Hamilton halten. Wir wollen also nicht weiter bei allen jenen Nebensachen verweilen, die einiger Berichtigung bedürfen, indem wir ja die Hauptsache, das Verfahren des Verfs., jedoch ohne es für den einzigen richtigen Weg zu halten, als lobenswerth anerkennen. Wenn auch in der Art der Ausführung der praktische Schulmann manches erinnern könnte, z. B. warum nicht mit einfachen Sätzen (wie etwa in den ersten Lesestücken von Jakobs gricch. Elementarbuch) angefangen worden, sondern mit Sätzen, die durch Präpositionen, Participien u. s. w. schon verwickelter Art sind; so bleibt doch jene Hauptsache zu billigen, und dieser Versuch mufs die Aufmerksamkeit dee Publikums gewinnen. Die Grundsätze des Verfs., welche er in der Angabe seiner 3 Curse ausspricht, können auf den Beifall der Methodiker rechnen. Dahin gehört nicht nur die richtige Behandlung der Aesopischen Fabeln nach Lessing und Herder, sondern auch z. B. wie der Lehrer die Lust des Schülers erweckt, »die ihn zum nächsten Abschnitt treibt, wo er das Unbekannte durch Zusammenhalten mit dem Bekannten zu ergründen sucht. Denn der Lehrer giebt ihm wieder nur, was er nicht allein finden konnte. — — Der Lehrer berichtige dies (was der Schüler von den Declinationen, Conjugationen u. s. w. entworfen), vervollständige es nach Bedarf, und gebe dem Schüler, wenn dieser sich selbst genug versucht hat, eine gedrängte tabellarische Formenlehre. — — Classische Stellen der Dichter, Redner oder Geschichtschreiber werden, so häufig als möglich, wörtlich auswendig gelernt und vorgetragen.« Da nun diese Grundsätze auch von solchen Lehrern befolgt werden, die einen andern Weg gehen, als der hier vorgeschlagene und versuchte, so wird auch der Hr. Verf. gewifs weit davon entfernt seyn, den seinigen als den allein richtigen anzusehen; denn die Kenntnifs der methodischen Jugendbildung führt eine liberale Anerkennung der verschiedenen Wege mit sich, die sich mit den allgemeinen Grundsätzen vertragen, und die Anwendung derselben im Einzelnen ist doch immer nur in einem fortschreitenden Auffinden, Prüfen, Erfahren begriffen. Weil uns in dieser Hinsicht dieser neue Versuch wichtig erscheint, so glaubte Ref. es sowohl dem achtungswürdigen jungen Manne, der mit demselben muthig hervortritt, als dem Publikum, welches auf die Fortschritte in dem Lehr- und Schulwesen seine Aufmerksamkeit jetzt ganz besonders richtet, schuldig zu seyn, die wenn auch kleine Schrift durch eine ausführliche Anzeige auszuzeichnen.

3) *Versuch über die zu den Studien erforderlichen Eigenschaften und die Mittel, dieselben am Knaben, Jüngling und Mann zu erkennen. Eine Abhandlung, welcher nach einer vom Königl. Preufs. Ministerium der Geistl. Unterr. u. Medicin. Angelegenheiten veranlafsten Prüfung der Preis zuerkannt worden ist, von Theod. Fritz, Prof. d. Theol. in Strafsburg. Hamburg, bei Fr. Perthes.* 1833. *VIII* u. 240 *S.* 8.

Es ist die Lücke in der Pädagogik von dem ebengenannten erleuchteten Ministerium wohl bemerkt worden, indem jene Preisaufgabe diesen Gegenstand erwählt hat. Eine wahre Lücke. Denn so lange man nicht sichere Zeichen zum Erkennen der Anlagen und vorzüglichen Fähigkeiten hat, sind auch für den in dem deutschen Nationalleben so ungemein wichtigen Gelehrtenstand manche nachtheilige Mifsgriffe nicht zu verhüten. Auch beruht der praktische Werth der Maturitätszeugnisse ganz unmittelbar auf jener Erkenntnifs. Von den Fortschritten der Seelen- und Erziehungskunde ist aber auch ein Fortschritt in dieser Erkenntnifs zu hoffen, da uns die übrigens viel Belehrendes enthaltende Schrift des Spaniers Huarte (Examen de Ingenios etc. 1652.), welche auch der Hr. Verf. nach der Lessing'schen Uebersetzung benutzt hat; so wie Dorsch, über die Ursachen der Verschiedenheit der Geisteskräfte u. s. w. (1788.), welche der Verf. nicht anführt, und alle die von ihm angeführten, überhaupt alle die mittelbar oder unmittelbar diesen Gegenstand betreffenden Schriften noch lange nicht befriedigen. Um so schätzbarer ist nun die Schrift des Hrn. Prof. Fr., in welcher er „individuelle Ansichten" mittheilt, die er nicht nur „auf das Studium von Schriften," sondern auch auf eine vieljährige Beobachtung und Erfahrung gründet."

Der erste Theil ist eine encyklopädische Uebersicht der verschiedenen Facultäts- und Hülfs-Wissenschaften mit Beziehung auf die Erfordernisse derer, die sich denselben widmen. Der zweite Theil giebt nun diese Erfordernisse an, die physischen und geistigen. So treffend diese Angaben sind, so möchten wir sie doch nicht für entscheidend genug halten, z. B. über die Schwäche am Gesicht oder Gehör (S. 83 fg.), weil man sehr übel einen Knaben oder Jüngling berathen könnte, wenn dergleichen für sich den Ausschlag in seiner Lebensbestimmung geben sollte. Die Angabe der geistigen Erfordernisse, die sehr umfassend ist, führt schon sicherer zur Entscheidung, aber immer noch nicht sicher genug. Trefflich sind übrigens die Kennzeichen bei dem Knaben, Jüngling und Manne von »dem Sinne für das Geistige« erfafst (S. 103 fgg.). Wenn man eben in Aristoteles Rhetorik die Charakteristik der Lebensalter gelesen hat, so möchte man die von dem Verf. kurz hingezeichneten Züge der vorzüglichen Geistesanlagen eben so glücklich aus der Natur aufgegriffen finden. Gleichwohl kann jeder einzeln sehr täuschen, ein Mangel derselben berechtigt ebenfalls noch nicht zu einem

untrüglichen Schluſs, und das Zusammenseyn aller gehört unter die Seltenheiten.

Es kommt nämlich noch etwas ganz anders in Betracht, die Entwicklung des jungen Menschen die ganze Jugend hindurch. Nur diese kann zu einem ziemlich sicheren Urtheil über das, wozu ihn Gott bestimmt hat, leiten, und zwar bei einer unbefangnen und umsichtigen Beobachtung. Hierzu würde Ref. Schultabellen vorschlagen, die viel genauer und bestimmter seyn müſsten, als die gewöhnlichen; sie müſsten die Naturanlagen, die Gemüthsart, die periodische Entwicklung, die Fortschritte, die Richtung, das Hervorstechende in den Talenten, Geschicklichkeiten u. s. w., wie auch im Charakter, kurz den ganzen Gang der individuellen Bildung des Schülers aufzeichnen, und das nicht blos nach dem Urtheil Eines, sondern nach dem eines jeden seiner Lehrer. Solche Tabellen lassen sich auf jeder Schule ohne groſse Mühe führen, und die Erfahrung lehrt schon genugsam, daſs ein Lehrer, der Pädagog genug ist, sehr bald einen richtigen Blick über seinen Schüler und seinen wahren inneren Beruf gewinnt. Bei solchen Tabellen nun wäre die vorliegende Schrift sehr gut zu gebrauchen; die charakteristischen Züge, welche sie hingezeichnet hat, würden die Urtheilskraft des Lehrers leiten, schärfen und sichern; sie würde in solcher Anwendung erst ganz ihren Zweck erreichen.

Die Erfordernisse für die Medicin, die Jurisprudenz und die Theologie werden weiter in dieser Ordnung einzeln abgehandelt, und für die Theologie auſser den physischen als geistige verlangt: »lebhaftes religiöses Gefühl; Gefühl für Pflicht, Sittenreinheit; Sinn für Wahrheit, Liebe derselben, Verstand; Fleiſs, anhaltender Eifer; Gefühl für das Schickliche; Oratorisches Talent.« Alles dieses gewiſs mit Recht. Die Spener'schen *pia desideria* sollen nur immer in Erinnerung gebracht werden, besonders in unserer Zeit, und so kommt doch mancher fromme Wunsch allmählig zur Erfüllung.

Schwarz.

LITERÄRGESCHICHTE.

Encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer. Altenburg, Literatur-Comptoir.

Dieses, schon früher in unseren Jahrbüchern empfehlend erwähnte Wörterbuch ist bis zur 1. Abtheilung des 20. Bandes, die mit dem Artikel »Schweinsmaus« schlieſst, und im September v. J. ausgegeben wurde, vorgerückt, und sieht demnach seiner Vollendung in einem nicht sehr entfernten Zeitpunkte entgegen. Der Tod des Vaters des Herausgebers brachte zwar zwischen

dem Erscheinen der 1. und 2. Abtheilung des 18. Bandes eine siebenmonatliche Unterbrechung zu Wege, scheint aber sonst nicht störend auf die ganze Unternehmung gewirkt zu haben. Es liegt in der Natur einer solchen Encyklopädie des gesammten Wissens, dafs sie nicht wie ein gewöhnliches Buch recensirt, sondern nur nach ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirt werden kann, sowie sie auch nicht zum anhaltenden Lesen, sondern zum Nachschlagen bei einzelnen Veranlassungen bestimmt ist. Der Inhalt besteht theils aus einer grofsen Anzahl kurzer Sacherklärungen und Verweisungen auf andere Artikel, theils aus längeren Erörterungen, die bei vielen Hauptartikeln zu ziemlich ausführlichen Aufsätzen werden. Bei historischen Gegenständen, deren Zerschneidung unthunlich ist, kann diese Behandlung nicht vermieden werden und gewährt für den Leser entschiedene Vortheile, ob sie schon der Gleichförmigkeit einigen Eintrag thut. Die geschichtlichen Artikel sind auch mit sichtbarer Vorliebe bearbeitet und zu einem Grade von Vollständigkeit geführt worden, den man in andern Fächern vermifst, insbesondere sind es wieder die Begebenheiten der neueren Kriegsgeschichte, in denen die Erzählung am meisten in's Einzelne geht. So sind z. B. die Schlachten von Jena, Auerstädt u. a. bis zur Unterscheidung der einzelnen Vorgänge geschildert, und der preufsisch-russische Krieg von 1806. und 1807. füllt 71 Seiten, der russisch-deutsche Krieg von 1812—1815. sogar 8½ Bogen, während »Rechtswissenschaft« nur ½ Columne erhalten hat, und die unter »Rechtsgeschichte« gegebenen Hinblicke auf die wissenschaftliche Behandlung des Rechtes jene Lücke nicht ergänzen können. Auch die Artikel »Reallasten, Reichsstände, Rechnungswesen, Schuldenwesen« gehören unter die zu kurz gehaltenen. Neben der Geschichte haben die biographischen, antiquarischen und anatomischen Abschnitte die gröfste Ausdehnung. Uebrigens soll dieser Bemerkung sogleich eine entschuldigende zweite beigefügt werden; es ist nämlich bei einer solchen Unternehmung, die aus den Beiträgen vieler Einzelnen ein Ganzes gestaltet, überaus schwer, zu bewirken, dafs Alle nach gleichem Mafsstabe arbeiten; zudem sucht man in einem Realwörterbuche dieser Art gerade über solche Dinge am häufigsten Belehrung, welche von allgemeinem Interesse sind, der neuesten Zeit angehören und nicht schon in den speciellen Bearbeitungen der sogenannten Facultätswissenschaften auf eine zureichende Weise dargestellt sind. Ueberhaupt wird selten Jemand dies Wörterbuch zu Rathe ziehen, um sich in seinem eigentlichen Fache noch gründlicher zu unterrichten, vielmehr vertritt es die Stelle eines, in vielen anderen Dingen bewanderten Freundes, bei dem man erfragt, was man wegen der Verschiedenheit der Studien nicht wissen konnte oder was das Gedächtnifs nicht treu genug aufbewahrt hat. Hierbei kommt es mehr auf den positiven Stoff, als auf speculative Lehren an, die zugleich nicht mit so objectiver Unbefangenheit, als jener, hingestellt werden können, weshalb z. B. philosophische, religiöse,

politische Entwicklungen neben dem erzählenden und beschreibenden Theil des Inhaltes verhältnifsmäfsig kurz ausfallen müssen. Ref. hat die meisten Artikel, die er verglich, sorgfältig und bündig abgefafst gefunden und zweifelt nicht, dafs Jeder, der das Buch zur Hand nimmt, einer Fülle von willkommenen Notizen begegnen werde, die er nicht wufste und doch nicht in vielen einzelnen Werken mühsam aufzusuchen geneigt war.

Dafs bei dem ungeheueren Umfange von Artikeln (gegen 12,000 auf den Band) zu allerlei Nachträgen und Berichtigungen Gelegenheit vorhanden sey, ist unvermeidlich, und es wäre unbillig, daraus der Redaction einen Vorwurf zu machen. Wenn Ref. einige Bemerkungen dieser Art zum Beweise seiner sorgfältigen Prüfung ausspricht, so ist er weit entfernt, darauf ein besonderes Gewicht zu legen, erkennt vielmehr gerne an, dafs Viel geleistet worden ist. Bei den Biographien der Gelehrten ist meistens nur eine Angabe ihrer Lebensumstände und Schriften mitgetheilt, die Bezeichnung dessen aber, worin sie sich eigenthümliche Verdienste erwarben, ganz unterblieben, oder zu kurz ausgefallen. So kam es z. E., dafs von Saphir mehr berichtet wird, als von Savigny. Savary, der Verf. des für seine Zeit wichtig gewesenen *Parfait négociant*, und dessen Söhne, die das bekannte *Dictionnaire de commerce* schrieben, fehlen, so auch Quetelet. Bei Samuel von Puffendorf fehlt gerade die wichtigste Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit, nämlich seine naturrechtlichen Werke: *Elementa jurisprudent. univ.* und *De jure naturae et gentium.* Fr. Rückert ist nicht mehr in Koburg, sondern Prof. in Erlangen, G. H. Schubert von dort nach München versetzt, Chr. Fr. Schlosser nicht Verfasser der Schrift über ständische Verfassung u. s. w. Bei »Säge, Säemaschine, Salzwerk« sind manche neuere Erfindungen übergangen, z. B. die Anwendung der Bohrlöcher zur Gewinnung einer gesättigten Soole.

K. H. Rau.

August Matthiä's vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Altenburg, in der Schnuphase'schen Buchhdl. (C. R. Stauffer.) 1833. 310 *S. in gr.* 8.

Den schätzbaren Sammlungen, welche in den neueren Zeiten mehrere namhafte Philologen von ihren zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Veranlassungen abgefafsten Gelegenheitsschriften und andern kleineren, zerstreuten Aufsätzen wissenschaftlichen Inhalts veranstaltet haben, reiht sich auch diese Sammlung an, die auch Einiges, das durch den Druck noch nicht bekannt geworden, enthält, Anderes aber, von neuem durchgesehen, in verbesserter Gestalt liefert; wobei auch sorgfältig am Rande die Seitenzahl des frühern Abdrucks bemerkt ist. Die Aufsätze selber,

welche den Inhalt vorliegender Sammlung ausmachen, theilen sich in lateinische und deutsche; erstere sind meistens Programme, die auch im Ganzen mehr oder minder schon bekannt sind und durch diesen Abdruck Allen zugänglich gemacht werden. Wir setzen das Verzeichniſs derselben bei: I. De locis nonnullis Ciceronis de finibus bon. et malorum. II. De locis nonnullis librorum Ciceronis De oratore. III. Loci nonnulli libri I. Tuscc. dispp. cum locis Aeschinis et Plutarchi comparati. (Als die gemeinsame Quelle wird des Akademikers Krantor Schrift περὶ πένθους bezeichnet) IV. Observationes de locis nonnullis Ciceronis De natura Deorum. V. De anacoluthis apud Ciceronem. VI. De usu futuri exacti Latinorum. VII. De locis nonnullis Horatii. (Die Stelle Od. II, 10, 9. soll Nachbildung von Herodot VII, 10. §. 5. seyn, eben so Serm. I, 1, 15. von Herodot VII, 152; was uns fast zu Viel scheint.) VIII. De Tyrtaei carminibus. IX. De carmine Theocriteo XXIX. X. De nonnullis locis Pindari, tum de Babrii fabulis. XI. De Pherecydis fragmentis. XII. De vetustissimorum poetarum licentia a proposito degrediendi. XIII. De ratione tractandae Graecorum mythologiae. (Der Verf. hat sich hier auf ein ihm fremdes Feld gewagt, daher seine Versuche mifsglückt sind; wie dies auch bei dem deutschen Aufsatz No. X: „Ueber Buttmanns philosophische Deutung der griechischen Gottheiten, insbesondre des Apollo und der Artemis“ der Fall ist.) No. XV – XVIII. sind einige lateinische Festreden.

Die deutschen Aufsätze enthalten Mehreres, was insbesondere die Aufmerksamkeit des praktischen Schulmanns verdient, da uns ein Veteran seine Erfahrungen und Ansichten über verschiedene Gegenstände des höheren Gymnasialunterrichts mittheilt, wie z. B. über die Wahl der in den obern Classen zu lesenden alten Autoren, über lateinische und griechische Stylübungen, Extemporalien und dergl., über Gymnasialreformen, über Bildung zur Moralität auf öffentlichen Schulen; auch ein (ungedruckter) Aufsatz über den Vortrag der Geschichte, und ein anderer über den Vortrag der Literargeschichte, der allerdings Gegenstand einer ausführlichen Erörterung werden könnte, wenn dazu hier der Ort wäre, indem Ref. die Ansichten des Hrn. Verfs. nicht ganz theilen kann; dann (aus Ersch und Gruber Encyklopädie) die Geschichte des Achäischen Bundes, und am Schlusse einige Entlassungsreden. — Mehrere Register erleichtern den Gebrauch des Buchs.

Chr. Bähr.

N°. 21. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sopra il Sistema linfatico dei Rettili Ricerche zootomiche di Bartolomeo Panizza, Prof. ord. di Notomia umana nell' J. R. Universitá di Pavia. Con sei Tavole incise in rame. Pavia. Presso Pietro Bizzoni. 1833 gr. fol.

Die Kenntniſs keines Theils der thierischen Organisation hat in der neuesten Zeit, binnen wenigen Jahren, so groſse Fortschritte gemacht, als die der Saugadern. Das Daseyn solcher Gefäſse wurde in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts nur im Menschen und den Säugethieren anerkannt. Den Vögeln, Amphibien und Fischen dagegen wurden sie von den Anatomen und Physiologen, und selbst dem gelehrtesten und erfahrensten unter ihnen, dem groſsen Haller (Elem. Physiologiae. T. 7. p. 224. *Aves, quadrupeda frigida, et pisces, ut lacteis vasis destituuntur, ita thoracico ductu)* abgesprochen. Hewson und Monro waren bald darauf so glücklich, die ersten Spuren von Saugadern in diesen Thieren aufzufinden und Hallers Ausspruch als irrig darzuthun. Sie legten auf ihren Fund ein so groſses Gewicht, daſs sie sich die Ehre der Entdeckung in einer heftigen Fehde, die erst mit Hewson's Tode endigte, streitig machten. Mit diesem Kampfe erreichten aber auch die weitern Forschungen über das Saugader-System der Thiere für ein halbes Jahrhundert ihr Ende, und die spätern Anatomen begnügten sich, die Ergebnisse der Untersuchungen Hewson's und Monro's in ihren Werken mitzutheilen, ohne selbst etwas zu deren Berichtigung und Erweiterung beizutragen.

Im Jahre 1821. lenkte Dr. Fohmann, der eifrige Schüler und Prosector des Ref., dem er die Kunst, die Saugadern im menschlichen Körper und Thieren aufzufinden und mit Quecksilber einzuspritzen, gelehrt hatte, welche Kunst er selbst von dem groſsen Sömmerring erlernt zu haben, sich rühmen kann, wieder die Aufmerksamkeit der Anatomen auf das Saugader-System der Thiere. In einer kleinen Schrift (Anatomische Untersuchungen über die Verbindung der Saugadern mit den Venen. Heidelberg 1821.) wies er die Verbindung der Saugadern mit den Venen in den Lymphdrüsen der Säugethiere nach, und zeigte die Einmündung von Saugadern in die Venen des Beckens bei

den Vögeln. Hierdurch gab er den Anstofs zu neuen Untersuchungen über das fast in Vergessenheit gerathene Saugader-System. Dr. E. A. Lauth in Strafsburg, der auf unserm anatomischen Theater von Fohmann das Injiciren der Saugadern erlernt hatte, gab im Jahr 1825. zu Paris ein schätzbares: *Memoire sur les vaisseaux lymphatiques des oisseaux et sur la manière de les preparer* mit guten Abbildungen heraus. Fohmann, der als Lehrer der Anatomie nach Lüttich berufen war, theilte seine trefflichen Untersuchungen über das Saugader-System der Fische (Heidelberg 1827. Fol. mit neun Tafeln) mit. Und Panizza, Prof. in Pavia, lieferte im Jahr 1830. *(Osservazioni Antropo-Zootomico-Fisiologiche. Pavia. Fol.)* sehr vorzügliche Untersuchungen über die Saugadern der männlichen Geschlechtstheile der Thiere und des Menschen, sowie über die Verbindung der Saugadern mit den Venen, wodurch er sich den Beifall der Anatomen erwarb. Doch fehlte es in dieser Zeit, wie es bei den Erforschungen menschlicher Wahrheiten zu geschehen pflegt, auch nicht an Irrlehren, die über das Saugader-System verbreitet wurden. Wir zählen dahin Regolo Lippi's, Prof. in Florenz, Schrift *(Illustrazioni fisiologiche e patalogiche dei Sistema linfatico chilifero mediante la Scoperta di un grand numero di communicazioni di esso col venoso. Firenza. 1825. con Atlante di IX Tavole)*, die sich den Beifall der französischen Akademie erwarb, welche einen Preis auf die genaue Ausmittelung der Verbindung der Saugadern mit den Venen gesetzt hatte. Durch Krönung einer solchen seichten Arbeit voll Irrthümer hat die berühmte Akademie aber gar sehr an Autorität in der Beurtheilung anatomischer Forschungen eingebüfst.

So eben erhalten wir aus Italien vorliegendes Werk Panizza's über das Saugader-System der Amphibien, das umfassende und gründliche Untersuchungen über die Anordnung und Verbreitung der Lymphgefäfse von Thieren aus allen Ordnungen dieser Klasse enthält, erläutert durch treffliche, nach der Natur gezeichnete und in Kupfer gestochene Abbildungen von Cesar Ferreri. Wir beeilen uns, die Anatomen Deutschlands auf dieses classische, seinen Gegenstand erschöpfende Werk, aufmerksam zu machen.

Aus der Ordnung der Chelonier wählte der Verf. *Testudo caouana*, deren Saugader-System er ausführlich beschrieben und auf drei wunderschönen Tafeln dargestellt hat. Auf der ersten Tafel erblickt man die Saugadern der Speiseröhre, des Magens, des Darmkanals, der Milz und der Gallenblase, die sehr grofse

und dichte, theils oberflächliche, theils tiefer gelagerte Netze bilden. Ferner sieht man die Saugadern des Herzens und die am Halse, neben der Luftröhre und Speiseröhre vom Kopf herabsteigenden Saugaderstämmchen, sowie die zwei grofsen Milchbrustgänge, in denen alle Saugadern sich vereinigen. Die zweite Tafel zeigt die tiefern Saugadern der Bauchhöhle, nach Wegnahme des Magens und dünnen Darms, sowie die von den hintern Gliedmafsen und vom Schwanz kommenden Saugadern, desgleichen die Saugadern der Kloake, der Harnblase, der Hoden und Nieren. Alle Saugadern der hintern Gliedmafsen, und der in dem Becken und in der Brusthöhle gelagerten Eingeweide vereinigen sich zu einer, zwischen den Nieren, an der Aorta und der Wirbelsäule gelagerten sehr weiten *Cisterna chyli*. Diese theilt sich dann in zwei, fast gleich grofse Milchbrustgänge, die zwischen den Lungen und über der Speiseröhre verlaufend und die beiden Aorten umgebend, hinter dem Herzen nach vorne treten. Die beiden sehr weiten Milchbrustgänge nehmen die Saugadern der Lungen, des Herzens, der vordern Gliedmafsen, des Kopfs und Halses auf, und münden in die rechte und linke Schlüsselbein-Vene ein. Auf der dritten Tafel sind die *Cisterna chyli*, die beiden *Ductus thoracici* in ihrem ganzen Verlauf, und die Verbindungsstellen mit den Schlüsselbein-Venen besonders abgebildet. Ferner sieht man noch die Anordnung der oberflächlichen und tiefern Saugadernetze an einem Stück dünnen Darm, sowie die Saugadern der männlichen Ruthe und eines Stücks Eileiter.

Die Anordnung des Saugadersystems in der Familie der Saurier hat der Verf. in einem hechtsrüsseligen Kaiman *(Crocodilus lucius)* und der grünen Eidechse *(Lacerta viridis)* untersucht. Die vierte Tafel zeigt die Saugadern des Magens, des engen und weiten Darms, der Kloake, der Milz, der Nieren und Hoden, sowie die von den hintern Gliedmafsen und die von dem Schwanze kommenden grofsen Saugaderäste, die sich an der Aorta und Wirbelsäule zu einer, mit vielen Erweiterungen versehenen geflechtartigen *Cisterna chyli* vereinigen. Von dieser aus begeben sich zwei Milchbrustgänge neben der Speiseröhre und den Aorten nach vorn, welche die Saugadernetze der Lungen, des Herzens, des Kopfs, Halses und vordern Gliedmafsen aufnehmen und sich dann in die Schlüsselbein-Venen öffnen. Ferner vereinigt sich mit den Milchbrustgängen ein grofses Netz von Saugadern, das die an dem hintern Ende der Luftröhre liegende Schilddrüse umgiebt. In *Lacerta viridis* flielsen die Saugadern des Schwanzes,

der hintern Gliedmafsen, der männlichen Ruthe, der Kloake und des Mastdarms zu einem grofsen Lymphhehälter (Taf. 6. Fig. 4, 5.) zusammen, der die Saugadern des dünnen Darms und der Leber aufnimmt, und in den einfachen *Ductus thoracicus* übergeht. Mit diesem vereinigen sich die Saugadern des Magens, der Speiseröhre, der Lungen und des Herzens. Oberhalb des Herzens theilt er sich in zwei kurze Stämme, welche die Saugadern der vordern Gliedmafsen, des Kopfes und Halses aufnehmen, und sich in die beiden Schlüsselhein-Venen öffnen.

Das System der Lymphgefäfse der Schlangen hat der Verf. sorgfältig bei *Coluber flavescens*, *Coluber natrix* und *Boa amethystina* mit Quecksilber gefüllt und ausführlich beschrieben. Auf der fünften Tafel, Fig. 1 und 2, und der sechsten Tafel, Fig. 1. ist es in seiner ganzen Ausbreitung durch den Körper, und seine Verbindung mit der vordern Hohlader, in der Nähe des Herzens aus *Coluber flavescens* dargestellt. Folgendes gewährt einen Ueberblick seiner Anordnung. Die Saugadern des Schwanzes, der Kloake, der beiden Ruthen, Hoden und Saamengänge, sowie der Nieren, die sehr zarte und dichte netzartige Geflechte in den Organen bilden, vereinigen sich in der Gegend des Mastdarms zu einem ungemein grofsen, aber sehr dünnwandigen, schlauchartigen Lymphbehälter, der sich an der Wirbelsäule nach vorn zieht, und die vielen Saugadern des dünnen Darms aufnimmt. Er theilt sich in zwei Milchbrustgänge, einen linken oder hintern, und einen rechten oder vordern, die untereinander durch einige querlaufende Aeste verbunden sind. Letzterer, welcher der grössere ist, empfängt die zahlreichen Saugadern der Milz, des Pankreas, der Gallenblase und des Magens, und zieht sich in Form eines weiten Schlauchs an der Leber und hinteren Hohlader nach vorn. In ihn münden die Saugadern der Leber und des hintern Theils der Lunge ein. Der linke oder hintere Milchbrustgang verläuft, die Aorta als eine Scheide umgebend, in der Nähe der Wirbelsäule, und nimmt von dieser Saugadern auf. Beide Milchbrustgänge vereinigen sich am vordern Theil des Herzens mit drei vom Kopf und Halse kommenden Saugaderstämmchen, und bilden ein weites Geflecht, zu dem sich die Saugadern des vordern Theils der Lunge und des Herzens begeben. Dieses Geflecht steht mittelst einiger Oeffnungen mit der vordern Hohlader, kurz vor ihrer Einsenkung in den rechten Vorhof, in freier Verbindung, so dafs die Lymphe und der Chylus dem Venenblute dieses Gefäfses zugesetzt werden. An den Einsenkungsstellen der

Saugaderstämmchen in die Hohlader sind Klappen vorhanden, die den Eintritt des venösen Bluts verhindern. Das Saugadersystem des *Coluber natrix* und der *Boa amethystina* kommt mit dem des *Coluber flavescens* überein.

Ferner hat der Verf. auch das Saugadersystem in zwei Thierarten der Ordnung der Batrachier, nämlich im männlichen und weiblichen gefleckten Landsalamander und im gemeinen Frosch untersucht und abgebildet. Beim Salamander (Taf. 5. Fig. 3, 4.) vereinigen sich die Saugadern der hintern Gliedmafsen, des Schwanzes, der Harnblase, Kloake, des Mastdarms und dünnen Darms zu einem sehr grofsen Lymphbehälter, der im Becken anfängt und längs der Wirbelsäule nach vorn verläuft. In derselben münden auch die Saugadern der Hoden, Samenkanäle, Eierstöcke und Eileiter, sowie der Nieren ein. Dieser verengert sich zum Milchbrustgang, und zieht sich, die Aorta als ein Schlauch oder eine Scheide umgebend, in die Brust herauf. In ihn münden die Saugadergeflechte des Magens, der Leber und Lungen ein. Hinter dem Herzen theilt sich der Milchbrustgang in zwei kleinere Stämmchen, die sich zu beiden Seiten des Herzens mit den Saugadern des Kopfs, des Halses und der vordern Gliedmafsen zu einem Geflecht verbinden, das sich an mehreren Stellen in die Schlüsselbein-Venen öffnet. Die fünfte Figur stellt noch besonders die Saugadern des Schwanzes, der Hinterfüfse, der Haut und der zweihörnigen Harnblase dar.

Im Frosch (Taf. 6. Fig. 7. 8. 9.) findet sich ein ungemein grofser, an der hintern Wand des Bauchfells, und an der Wirbelsäule sich heraufziehenden Lymphbehälter, in den sich die Saugadergeflechte der Harnblase, des Mastdarms, des dünnen Darms, des Magens, der Gallenblase, der Eierstöcke und Eileiter öffnen. Nach vorn setzt er sich zwischen den Lungen und an den Aorten gegen das Herz fort, wo er dann ein grofses Geflecht bildet. In dieses Geflecht senken sich die Saugadern des Kopfs, der Vorderfüfse, der Lungen und des Herzens. An mehreren Stellen verbindet es sich mit den beiden Schlüsselbein-Venen. Sehr merkwürdig sind beim Frosch noch pulsirende, in den Achsel-, Becken- und Weichen-Gegenden liegende Lymphgefäfs-Erweiterungen oder Bläschen, die Fig. 6. abbildet. In diesen vereinigen sich die sehr zahlreichen, aber ungemein feinen Saugadernetze der Haut. Aus den Bläschen treten Venenzweige hervor, die sich in die Arm- und Schenkel-Venen öffnen, mittelst welcher die röthliche Lymphe der Bläschen geradezu in die

Blutadern geleitet wird. Solche blasenartige Erweiterungen von Lymphgefäfsen im Becken, die mit Venen in freier Verbindung stehen, hat der Verf. auch bei den von ihm untersuchten Schlangen, dem Krokodill, der grünen Eidechse und den Vögeln gefunden. Während des Lebens zeigen diese Bläschen eine pulsirende Bewegung, abwechselnd contrahiren sie sich und dehnen sich wieder aus, und dadurch wird ihre Lymphe in das Venensystem übergeführt. Die Bewegungen stehen weder mit dem Athmen, noch mit den Bewegungen des Herzens in einem nothwendigen Zusammenhang, denn sie dauern eine Zeitlang fort, wenn auch das Athmen aufgehört, oder das Herz ausgeschnitten ist.

Am Schlusse der Beschreibung des Saugader-Systems in den verschiedenen Ordnungen der Amphibien hat der Verf. noch einige allgemeine anatomische und physiologische Betrachtungen angestellt, und die Resultate aus seinen Untersuchungen gezogen. Wir heben in der Kürze nur folgende heraus: 1) der Ursprung der Saugadern in den Häuten und Organen zeigt sich in Gestalt sehr feiner und dichter Netze, die sich zu gröfsern vereinigen und endlich beim Verlassen der Organe, Zweige, Aeste und Stämme bilden.

2) Die zartesten Netze der Saugadern stehen nicht mit den Capillargefäfsen in Verbindung. Die feinsten Injectionsmassen, Quecksilber und gefärbte Flüssigkeiten, in Arterien oder Venen getrieben, gehen nicht in die Saugadern über, wenn anders keine Zerreifsung der Gefäfse statt hat.

3) Die Stämme des Saugader-Systems, die Milchbrustgänge, münden bei den Schildkröten, Eidechsen und Batrachiern in die Schlüsselbein-Venen, bei den Schlangen in die obere Hohlader.

4) Aufser der Verbindung der Saugaderstämme mit den angeführten Venen giebt es im Krokodill, der grünen Eidechse und den Fröschen noch Lymphbläschen im Becken, die wie bei den Vögeln mit Venen in freier Verbindung stehen, und einen Theil der Lymphe in's Blut leiten. In den Fröschen sind solche mit Venen communicirenee Lymphbläschen auch in der Achselhöhle vorhanden.

5) Klappen in den Saugadern und lymphatische Drüsen gehen den Amphibien ab. Beim Mangel dieser Drüsen mufs die Verähnlichung der eingesogenen Substanzen sehr langsam erfolgen. Nach des Ref. Ansicht ist es die auch bei den Amphibien an Saugadern sehr reiche Milz, welche durch ein aus dem arteriellen

Blute abgesondertes gerinnbares Fluidum, das von den Saugadern aufgenommen und in die Lymphbehälter geleitet wird, die Stelle der lymphatischen Drüsen vertritt. Dahin zählen wir auch die an Saugadern sehr reiche Schilddrüse, die sich beim Krokodill, den Eidechsen und Schlangen am untern Ende der Luftröhre befindet, und deren Saugadern sich in die Milchbrustgänge öffnen.

6) Das Saugader-System der Amphibien zeichnet sich durch sehr grofse Weite zahlreicher Geflechte und viele, ungemein grofse Behälter aus, die sich auf die langsame Assimilation der eingesogenen Substanzen beziehen. Bei dem Mangel der Klappen mufs auch der Lauf der Lymphe sehr langsam erfolgen. In jenen Erweiterungen ist immer ein bedeutender Vorrath von Nahrungsmaterie angehäuft, der während des Winterschlafs nach und nach consumirt wird.

Nach der Meinung des Ref. läfst sich aus den grofsen Lymphbehältern auch die Erscheinung erklären, wie Amphibien beim Mangel an Nahrungsmitteln so lange das Leben fristen können, indem sie von dem Lymph-Vorrath zehren.

Hiermit beendigen wir unsern Bericht über Panizza's Werk, das in jeder Hinsicht, in der Neuheit des bearbeiteten Stoffs, in der Gründlichkeit und Sorgsamkeit der Bearbeitung, und in der beschreibenden und bildlichen Darstellung zu den besten und gelungensten anatomischen Werken gezählt werden mufs, und dessen classischer Werth in allen Zeiten anerkannt werden wird. Durch eigene Erfahrungen mit den Schwierigkeiten der anatomischen Untersuchungen des Saugader-Systems des Menschen und der Thiere bekannt, wissen wir die vom Verf. auf die Ausarbeitung seines Werks verwendete Mühe gehörig zu erwägen und zu würdigen. Zugleich ist es uns sehr erfreulich, die Richtigkeit und Treue der Forschungen nach den in unserer anatomischen Sammlung befindlichen Präparaten über die Saugadern der Amphibien verbürgen zu können. Und so glauben wir, nicht Gefahr zu laufen, in der Spendung des Lobs eine Blöfse gegeben zu haben. Wir danken endlich dem Verf. für den grofsen und seltenen Genufs, den uns das Lesen seines Werks und die Beschauung der trefflichen Abbildungen verschafft hat. Es ist uns in dieser Zeit, wo sich die Literatur der Naturwissenschaften und der Heilkunde in Flugschriften und Tagesblätter auflöst, die gleich Eintagsfliegen auftauchen und spurlos verschwinden, und sich, eines kurzen Daseyns bewufst, beeilen, jede gemachte Beobach-

tung und Untersuchung vereinzelt und etwa darüber gehabte Gedanken nicht selten unreif zu Markt zu bringen, in Vergleich mit solchen pygmäischen Arbeiten, wie ein Riese erschienen, der an verflossene glänzende Epochen einer kräftigeren, umfassenderen, gründlicheren und höher anstrebenden Literatur erinnert, und zur Nacheiferung auffordert.

Tiedemann.

Ueber das Bremische Güterrecht der Ehegatten mit besonderer Rücksicht auf die Schuldenzahlung und das sogenannte beneficium abdicationis der Wittwe zunächst nach den reinen Grundsätzen der Statuten im Zusammenhange mit dem älteren german. Recht von Dr. Th. Berck, Senator. Bremen, bei J. G. Heyse. 1832 544 S.

Der Unterzeichnete beabsichtigt in diesen Jahrbüchern in einer fortlaufenden Reihe von Collectivrecensionen die Ergebnisse prüfend zusammenzustellen, welche in Bezug auf das deutsche Recht in den letzten vier Jahren gewonnen worden sind. Eine reiche Ausbeute ist es, welche den Eifer der Forscher belohnt hat. Die Prüfung wird sich nicht blos auf das, was für die Sammlung, Sichtung bekannter und Entdeckung neuer Rechtsquellen geleistet wurde, sondern auch auf das erstrecken müssen, was für die Erforschung des Geistes des deutschen Rechts und jener Verhältnisse geschehen ist, die auf die Entwickelung unseres Rechts einen Einfluss übten, so wie auf das, was für die Systematisirung des deutschen Rechts z. B. in neueren Lehrbüchern von Türk, Maurenbrecher u. A. geschah, und was in jeder einzelnen Rechtslehre durch bessere Begründung derselben oder durch praktische Entwickelung geleistet wurde. Insbesondere sind es in der letzten Hinsicht Monographien, welche Gegenstand einer speciellen Prüfung seyn müssen. Werke, wie das vorliegende über Gütergemeinschaft — wie Runde's treffliche Bearbeitung der Interimswirthschaft in der neuesten Auflage, Hänsel's gründliche Entwickelung der Lehre von dem Auszug, Wigand's geistreiche Forschungen über eheliche Gütergemeinschaft u. s. w. sollen näher dargestellt werden.

Die Masse der Berufsgeschäfte hat den Unterzeichneten abgehalten, die beabsichtigten Collectivrecensionen auf jene Weise zu vollenden, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert, und so hebt er vorerst aus der gröfseren Arbeit die prüfende

Darstellung der bedeutendsten Monographien hervor. Das Werk, dessen Titel wir oben angegeben haben, ist hier der vollsten Aufmerksamkeit Aller würdig, welche für deutsches Recht sich interessiren. Genaue Kenntnifs der Quellen, so wie des Geistes des deutschen Rechts und der neuesten Fortschritte der Forschung, Scharfsinn in der Zergliederung der Quellen, klare Anschauung der Verhältnisse, die auf die Entwickelung der vom Verf. behandelten Lehre Einfluſs haben, klare Darstellung, und eine Feinheit in der Zergliederung der einzelnen Fälle zeichnen das vorliegende Werk aus. — Es ist bekannt, dafs eben die Lehre von der Gütergemeinschaft es ist, in welcher am meisten Vorurtheile eingewurzelt waren. — Durch den Irrthum, nach welchem man oft in den Stellen der alten *leges barbarorum* oder doch in dem Sachsen- und Schwabenspiegel eine allgemeine Gütergemeinschaft begründet zu finden glaubte, wurde man verleitet, den alten Rechtsquellen einen Sinn unterzulegen, den sie nicht hatten; und durch den Irrthum vieler Juristen, welche Alles auf ein Gesammteigenthum bauten, wurde die rechtliche Grundlage des Instituts ebenso verdorben, wie durch die zwar geistreiche aber völlig unpraktische, von Hasse aufgestellte Ansicht von einer mystischen Person. Daraus erklärt sich denn auch, dafs in den Gesetzgebungen, welche allgemeine Gütergemeinschaft aufgenommen haben, eine Principlosigkeit herrscht und ein Einfluſs des Kampfes der irrigen Ansichten vom Gesammteigenthum mit der überall mächtigen Natur der Sache sichtbar wird, welche den gesunden Sinn der Gesetzgeber belehrt, dafs man die Verhältnisse der Ehegatten nicht unter starre Formen und Regeln des Gesammteigenthums bringen könne. — Nur eine Gesetzgebung ist es, die neue holländische (Staatsblad van het Koningryk der Nederlanden. No. VII. — vom 20. Juni 1832.), welche consequent durch Benützung der Erfahrungen, welche man in Holland vor den französischen Revolutionen gesammelt hatte, die von Rechtswegen geltende allgemeine Gütergemeinschaft durchgeführt hat. (Wir werden im nächsten Hefte der kritischen Zeitschrift für ausländische Rechtswissenschaft eine Uebersetzung des hierher gehörigen Kapitels liefern.) Der verständig angewendeten historischen Methode verdanken wir es, dafs in neuerer Zeit wenigstens zwei grofse Wahrheiten gründlicher erkannt worden sind, nämlich 1) dafs die allgemeine Gütergemeinschaft, eben in den Orten, wo sie jetzt am meisten vorkömmt, erst allmählig durch ein Zusammenwirken vieler Verhältnisse sich ausgebildet hat, und dafs eben in den

Stadtrechten des Mittelalters, in welchen man Gütergemeinschaft zu finden glaubte, sie nicht begründet ist (was Heise und Cropp in Bezug auf Hamburg, in Ansehung von Lübeck Behn, in Ansehung von Bremen Douandt und Berck geleistet haben, führt zu dem nämlichen Resultat.) 2) Dafs die eheliche Gütergemeinschaft nur im Zusammenhange mit dem ehelichen *mundium* richtig erkannt werden kann, und dafs schon früh Verhältnisse existirten, durch deren Fortbildung später das Institut der Gütergemeinschaft sich entwickeln konnte. — Eben in Bezug auf die Nachweisung dieser Verhältnisse gebührt dem vorliegenden Werke eine vorzügliche Anerkennung Der Verf. hat gefühlt, dafs vorzüglich die Grundsätze von der Haftungspflicht der Ehegatten es sind, aus welchen man die allgemeine Gütergemeinschaft ableiten zu können glaubt, daher er in den Vorbemerkungen (S. 1 bis 14.) diese Haftung untersucht, und hierzu (S. 15.) die Natur des ehelichen Mundiums prüft. Der Verf. erkennt, dafs durch die Gewähr, in welche der Ehemann das gesammte Vermögen der Ehefrau nahm, und durch die Idee einer Einheit des Lebens, die Ansicht von einem ungezweieten Gute entstand, das der Ehemann unter seine Obhut nahm (der Verf. erörtert bei dieser Gelegenheit (S. 19—27.) die mit dem Mundium im Zusammenhange stehenden Verhältnisse, z. B. über den Kauf der Frauen), und zeigt dann (S. 29.), wie wenig Vermögen anfangs die Weiber in die Ehe bringen konnten, und wie daher eben dieser Mangel an eigenem Vermögen der Weiber dazu führte, dafs die Männer für das Schicksal ihrer Wittwen sorgten. Er zeigt dann, wie der Ehemann während der Ehe über das bewegliche Vermögen der Frau frei verfügte, wie aber durch die deutsche Familienverbindung und das Verhältnifs der nächsten Erben die Verfügungsgewalt über die Immobilien der Ehefrau beschränkt seyn mufste, dafs auch auf jeden Fall die unter dem Mundium stehende Ehefrau ohne Zustimmung des Ehemanns nicht über ihr Vermögen verfügen konnte (ausgenommen wegen Haushaltungsangelegenheiten, oder wenn sie Handelsfrau war). Mit Auflösung der Ehe lösten sich nun, wie der Verf. S. 55. entwickelt, auch das Mundium und seine Folgen auf; Pietät und Rücksicht auf die Erziehung der Kinder gestatteten aber nicht, dafs man die Verhältnisse auf einmal gewaltsam zerrifs, und so erklärt es sich, wie die Wittwe in der Regel noch eine Zeitlang mit den Kindern ruhig in den Gütern sitzen blieb und den Fortgenufs des Vermögens unter Aufsicht der Verwandten des Ehemanns hatte. Je mehr

die Weiber überhaupt an rechtlicher Selbstständigkeit gewannen, desto mehr mufste auch die Wittwe an Freiheit gewinnen. Es ist auch richtig vom Verf. S. 58. bemerkt, dafs selbst die zweite Ehe, zu welcher die Wittwe schritt, nicht das Verhältnifs unbedingt aufhob, da man bald einsehen mufste, dafs nicht selten dies Verhältnifs selbst den Kindern vortheilhaft war. Ueberlebte der Ehemann die Frau, so blieben obnehin die Kinder unter dem Mundium des Vaters, und es war begreiflich, dafs man dann das Verhältnifs wie bei Lebzeiten der Ehegatten ohne Auseinandersetzung des Vermögens fortdauern liefs. (S. 59.) Trat erbschaftliche Auseinandersetzung mit den eigenen Leibeserben oder mit Verwandten des verstorbenen Ehegatten ein, und starb zuerst die Frau, so kam es zur Zurückgabe der Immobilien, zur Regulirung der Gerade, und es ist wahrscheinlich, dafs der Ehemann, was vom Mobiliarnachlafs nach Ausscheidung der Gerade übrig blieb, schon früh behalten durfte. Mit Recht entwickelt der Verf. S. 69—80, wie verschieden auch schon früh in den verschiedenen Gegenden Deutschlands das Detail der erbschaftlichen Auseinandersetzung war, warnt S. 84. vor der Meinung, als wenn Gütergemeinschaft existirt hätte, und zeigt dann (S. 88.), welche Grundsätze über die Haftung wegen Schulden galten. Mit Recht wird hier hervorgehoben, dafs das deutsche Recht die römische Einheit des Erben mit dem Erblasser nicht kannte, dafs die Immobilien für die Schulden nicht hafteten und aus der Fahrnifs der Erbe die Schulden bezahlte, ohne über den Bestand der beweglichen Masse haften zu müssen, wogegen dem Erben zur Pflicht gemacht war, zu sorgen, dafs die Schulden (versteht sich, soweit Haftungspflicht existirte) bezahlt würden. Wendet man diese allgemeinen Sätze auf die Schulden der Ehegatten an, so ist anzunehmen (S. 105.), dafs, wenn die Ehefrau zuerst starb, der Ehemann für die gemeinschaftlichen oder die von der Ehefrau innerhalb ihres angewiesenen Wirkungskreises gemachten Schulden haftete. Wegen der vorehelichen Schulden der Ehefrau haftete obnehin ihr eingebrachtes Vermögen, und da der Ehemann das bewegliche Vermögen der Frau erhielt, so mufste er auch, so weit dies reichte, für die Schulden der Frau haften. Starb der Ehemann zuerst, so haftet die Frau mit ihrem Vermögen für die persönlichen Schulden des Ehemanns nicht; sobald sie aber etwas von ihm erbte, war es auch consequent, dafs man sie haften liefs; und daraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Bestimmungen in den Quellen des Mittelalters über die Haf-

tung der Ehefrau, indem da, wo sie mehr erbte, auch der Umfang der Haftung ausgedehnt wurde. Es scheint auch, was der Verf. S. 109. richtig bemerkt, dafs man bald weiter ging und auch jenes bewegliche Gut haften liefs, welches der Ehefrau gehörte und welches der Ehemann während der Ehe hätte veräussern können. Da er es während der Ehe, also auch zur Zahlung seiner Schulden hätte verwenden können, so fand man es nicht unpassend, dafs es jetzt auch nach Auflösung der Ehe zur Schuldenzahlung verwendet wurde. In den Städten traten nun am meisten Veränderungen ein (S. 113.), die Weiber brachten immer mehr Vermögen ihren Männern zu, die Beschränkungen des Erbguts fielen allmählig immer mehr weg, da der Handel und das Gewerbe die Wichtigkeit einer freieren Verfügung der Ehegatten über das Vermögen forderten, daher man auch den Consens der nächsten Erben in manchen Städten weniger forderte, und da, wo Kinder aus der Ehe vorhanden waren, das Verhältnifs sich ändern konnte, da die Kinder die nächsten beiderseitigen Erben der Ehegatten waren und der Consens derselben nicht zu fordern war, indem sie im Mundium ihres Vaters standen. (Die Richtigkeit der Bemerkungen des Verfs. wird auch durch so viele alte holländische Statuten dargethan, in welchen ausdrücklich das Daseyn von Kindern als Grund der freieren Verfügungsrechte der Ehegatten angegeben wird.) Die Sitte in den Städten, dafs sich die Ehegatten einander zu Erben einsetzten, sprach sich immer häufiger in den Eheverträgen aus, und die Gewohnheit wurde bald in den Statuten zum Gesetze erhoben. Kam es zur Auflösung der Ehe, so erhielt der Ueberlebende aufser seinen eigenen Gütern in der Regel einen bestimmten Theil von dem ganzen Vermögen des Vorverstorbenen. Zugleich fühlte man immer mehr das Unpassende der alten Vermögensarten, z. B. der Gerade, welche der Ehefrau zugesprochen war, und nicht weniger häufig drängte sich die Ueberzeugung auf (S. 118.), dafs die Auseinandersetzung des ganzen Nachlasses und die Auflösung des Vermögens in seine ursprünglichen Bestandtheile mit zu viel Schwierigkeiten verbunden sey. Die Handels- und Gewerbsverhältnisse, die Rücksicht auf den Credit, der durch die Auseinandersetzung des Vermögens hätte leiden können, führten dazu, dafs man allmählig das beiderseitige Vermögen nicht trennte, wenn ein Ehegatte starb, sondern es als gemeines Gut betrachtete und davon zuerst die Schulden abzog, das Uebrigbleibende aber als die Masse ansah, welche der Gegenstand der Theilung wäre.

Alles dies kam nur zur Sprache, wenn die Ehe getrennt wurde; während der Ehe dauerten die aus der Natur der deutschen Ehe hervorgegangenen Grundsätze des ehelichen Mundiums fort; nur wurde bald die Einheit des Vermögens der beiden Ehegatten noch inniger. — Allmählig fing man an, auch die *immobilia acquisita* wie Fahrnifsvermögen zu behandeln und daher auch zur Haftung für die Schulden zu verwenden, und als das Stammgutssystem immer mehr erschüttert wurde, mufste die Erweiterung der Verfügungsrechte des Ehemanns auch auf die Stammgüter wirken, und als später das römische Recht bekannter wurde, lernte man auch den Grundsatz kennen, dafs der Erbe *ultra vires haereditatis* hafte. (S. 128.) Der Verf. handelt dann recht gut (S. 132.) von den Abdicationsverhältnissen der Wittwe, zeigt, dafs in der alten Zeit die Wittwe gar keine Veranlassung zur Abdication hatte, und dafs selbst noch später, so lange die Wittwe nur als Erbin *pro rata* ihres Erbantheils haftete, und höchstens nur das in der Were ihres Ehemanns befindliche Vermögen zurücklassen mufste, noch die Abdication keine Veranlassung hatte. Der Verf. entwickelt nun (S. 140.) den Sinn der Stelle im Kaiserrecht II, 50, die auf die Abdication sich bezieht, und findet die Wirkung der Abdication darin, dafs die Wittwe zwar ihr gesammtes Vermögen, das sie zur Zeit besafs, verlor, nur den Genufs des Witthums erhielt, und sich den künftigen Erwerb sicherte, aber auch den Schulden, insbesondere der Haftung für dieselben mit ihrer Person entging. — Mit Recht erklärt sich auch der Verf. S. 156. gegen die Vorstellung, dafs dies Abdicationsrecht ein Beneficium der Wittwe gewesen sey, und meint richtiger, dafs es bei dem Wittwer gar nicht vorkommen konnte, schon deswegen, weil der Grund, warum die Frau für die Schulden des Ehemanns so streng haften sollte, in dem ehelichen Mundium lag, welches ja bei dem Ehemann in Ansehung der Schulden der Ehefrau nicht so vorkommen konnte, daher der Wittwer nur in der Lage war, als Erbe zu haften. — S. 174—189. erklärt sich der Verf. über das Bergen und Dachdingsauftragen, worin er nur die Bedeutung findet, dafs man sich, der Schulden wegen, aller Bürgschaftsleistung sowie aller ferneren gerichtlichen Verhandlungen mit den Gläubigern begeben und sich daher für völlig zahlungsunfähig erklären wolle. (Ref. bemerkt, dafs für den wahren Sinn des Worts: Dachding die besten Aufschlüsse in den holländischen Statuten sich finden, wo es überall auf gerichtliche Handlungen, insbesondere Vergleich schliefsen, sich

bezieht; s. Stellen in den rechtsgeleerde observat. zu de Groot II, p. 163.). — In Bezug auf das bremische Güterrecht erklärt sich der Verf. (S. 190.) gegen die Ansicht, dafs in den alten Statuten eine Gütergemeinschaft zu finden sey, er zeigt, dafs vielmehr nur die Idee zum Grunde liege, dafs das Gut der Frau mit dem des Mannes zu einer Masse verschmolzen unter der ehelichen Gewähr des letzten stehe, und dafs die Ehegatten von dem beiderseitigen Gute leben sollen. Der Verf. zeigt (S. 194.), dafs schon damals wegen des emporblühenden Handels es an reichen Bräuten, die ihren Männern viel Vermögen zubringen konnten, nicht fehlte. Die Ansicht, dafs über das Stammgut nicht frei verfügt werden konnte, blieb noch; aber die Hauptmasse des Vermögens war bewegliches Vermögen. Eine interessante Einschaltung liefert der Verf. (S. 202—207.) über die bremische Geschlechtsvormundschaft, woraus sich ergiebt, dafs auch in Bremen mit steigender Bildung auch die alten Beschränkungen immer mehr wegfielen und dafs ein grofser Schritt zur Selbstständigkeit der Weiber vorzüglich dadurch geschah, dafs das Weib sich selbst ihren Vormund wählen durfte. Häufig wurden schon die Eheverträge, worin begreiflich die Verwandten der Braut dafür sorgten, das Schicksal ihrer Verwandtin sicher zu stellen. (S. 215.) In Bezug auf das Vermögensverhältnifs wurde der Unterschied wichtig, ob die Ehe eine beerbte oder unbeerbte war; im zweiten Falle (wenn also keine Kinder da waren) benützte und verwaltete der Mann die Güter der Frau, verfügte frei über Fahrnifs, aber überall lehren noch die Statuten, dafs über die Immobilien der Frau diese Befugnifs dem Ehemann nicht zustand (S. 247.), die ächte Noth machte, wie überall im Mittelalter eine Ausnahme. Die Ehefrau verfügte nur in ihrem beschränkten Wirkungskreise der Haushaltung, ausgenommen wenn sie Handelsfrau war; für andere Schulden der Frau haftete der Mann nicht, Delictsschulden der Frau verpflichteten die Masse nicht; übrigens bemerkt der Verf. S. 255. wohl richtig, dafs bald die Idee von der Haftungspflicht des Vormunds für den Schützling auch dazu führte, dafs der Ehemann für die Delictsschulden der Frau in einem gewissen Maafse haften mufste. — Aus allen Bestimmungen überhaupt ergiebt sich aber (S. 257.), dafs ungeachtet der Vereinigung des Vermögens beider Ehegatten unter der Vormundschaft des Ehemanns dies Vermögen innerlich dem Eigenthum nach ein gezweietes Gut zu seyn keineswegs aufhörte, was freilich bei der Fahrnifs der Sache nach die rechtliche Bedeutung verlor. War

die Ehe beerbt, so änderten sich die Verhältnisse. (S 281.) Die Rechte der übrigen nächsten Erben hörten auf; ein freieres Verfügungsrecht über das ganze Vermögen ist die Folge davon, und wenn auch rechtlich jeder Ehegatte das Eigenthum an seinem Vermögen behielt, so mufste doch bald der Unterschied unmerklicher werden. — Trat durch den Tod eines Ehegatten die Trennung der Ehe ein, so darf man nicht von einem Eintreten des Ueberlebenden *jure consolidationis* sprechen; eben so wenig von einer vorhandenen Gesamtmasse; es galt vielmehr in Bremen das System (S. 296.), dafs, wenn keine Kinder vorhanden waren, der überlebende Ehegatte und neben ihm die Verwandten des vorverstorbenen erbten. Es scheint, dafs der überlebende Erbe des Mobiliarnachlasses des Verstorbenen und wahrscheinlich auch bald der wohlerworbenen Immobilien wurde. (S. 299.) Allein auch in Bremen äufserten sich die Wirkungen des Strebens, das Vermögen ganz dem Nexus der Familie zu entziehen und frei von dem Einflusse der nächsten Verwandten zu erhalten, und so mufsten auch die Erbrechte des Ueberlebenden ausgedehnter werden und sich auch auf die Erbgüter beziehen. (S. 303.) Auch hier warnt der Verf. wieder mit Recht vor der Annahme des Consolidationsprincips, da vielmehr überall nur der Ueberlebende als Erbe des Verstorbenen betrachtet wird. (S. 237. in den Noten). War die Ehe beerbt, so bemerkt man ein zweifaches System, je nachdem der überlebende Ehegatte der Alleinerbe des verstorbenen wird und das Erbrecht der Kinder bis zum Tode des letztlebenden ausgeschlossen bleibt (dies System trat nach dem brem. Recht ein, wenn der Vater der längstlebende ist), oder es erhalten die Kinder sogleich bei dem Tode eines der Ehegatten ein Erbrecht, so dafs sie intellectuelle Theile am Vermögen bekommen, aber das ganze Vermögen bleibt vereinigt, bis ein Grund eintritt, nach welchem die Abtheilung des Ueberlebenden mit den Kindern erfolgen mufs. Dies System galt, wenn die Mutter den Vater überlebte. (S. 334.) Starb nämlich die Mutter, so fand man vielfache Gründe, die Einheit des Vermögens nicht aufzuheben, und den Vater jetzt als Alleineigenthümer zu betrachten, und nur einige Beschränkungen führte die Sitte mit Rücksicht auf die Kinder und ihre der That nach doch nicht zu läugnenden eventuellen Rechte ein, insbesondere war die Verschwendung des Vaters ein Grund der Abtheilung (S. 338.) — War die Mutter die Ueberlebende, so waren bei ihr zwar nicht die Gründe da, welche bei dem überlebenden Vater entschieden,

da dieser zugleich seine Kinder im Mundium hatte; allein man liefs dennoch nach der alten Ansicht des Beisitzes der Wittwe, die Mutter im ganzen Vermögen sitzen; man hatte auch hier Gründe genug, das Vermögen nicht zu trennen, sondern als eine der Wittwe und den Kindern gemeinschaftliche Masse zu betrachten; dabei aber wirkte dennoch auch die Vorstellung, den Interessenten schon dem Eigenthume nach intellectuelle Rechte zuzugestehen. Diese Erörterung des Verfs. steht im Zusammenhange mit der bekannten Lehre von der fortgesetzten Gütergemeinschaft, welche der Verf. wohl mit Recht, in dem Sinne, als die heutigen Juristen von dem Institute sprechen, in den bremischen Gesetzen nicht begründet findet. (S. 349.) Es ist gewifs richtig, dafs die gewöhnlichen Vorstellungen irrig sind, und aus einer Verwechslung hervorgehen, in welcher man das Verhältnifs des fortgesetzten häuslichen Verhältnisses oder der elterlichen, auch der Mutter zustehenden Gewalt (welche man später mit der Vormundschaft verwechselte), mit einer angeblichen Fortsetzung der Gütergemeinschaft zusammenwarf, bei welcher man wieder seine Zuflucht zu unpassenden Analogien, zu einem Repräsentationsrechte u. A. nehmen mufste, und sich abquälte, die durch Zartheit und die Rücksicht, die Familieninnigkeit nicht zu trennen, begründeten Verhältnisse unter starre Rechtsformen zu bringen, bei welchen man den überlebenden Vater eben so wie die überlebende Mutter behandelte, während überall der Vater, unter dessen Mundium die Kinder standen, das Vermögen ganz anders behandeln durfte, als die Mutter, bei welcher weder dies Mundium noch die volle Selbstständigkeit vorkam. (Eine sehr beachtungswürdige Abhandlung über fortgesetzte Gütergemeinschaft findet man in Den Tex hydragen tot regts geleerdheid en Wetgeving. Amsterdam 1833. Heft 2. pag. 206. u. s. w.) Der Verf. des vorliegenden Werks giebt auch sehr interessante Beiträge zu dieser Lehre, indem er S. 353. den Einfluss der Geschlechtsvormundschaft und des Familienraths zeigt, das Recht der überlebenden Mutter, Testament zu machen (S. 357.), nachweist, und die Verfügungsrechte des Ueberlebenden zergliedert.

(Der Beschluss folgt.)

Berck, über das bremische Güterrecht der Ehegatten.

(Beschluſs.)

Der Zusammenhang führt den Verf. auf die Entwickelung des Verhältnisses der Einkindschaft (S. 372.), die in Bremen im 15ten Jahrhundert entstanden zu seyn scheint. In den Noten (S. 427 bis 429.) werden wichtige Beiträge zu der jetzigen bremischen Praxis über Einkindschaft geliefert; man sieht daraus z. B., daſs auch in Bremen die Einkindschaft keine röm. väterliche Gewalt, wohl aber das elterliche Recht hinsichtlich des Vermögens giebt. Will man anfrichtig seyn, so muſs man als Germanist gestehen, daſs diejenigen Institute, welche das römische Recht nicht kennt, die in dem älteren deutschen Rechte mit so vielen zarten, durch strenges Recht nicht geordneten Verhältnissen zusammenhingen, am meisten den Juristen in Verlegenheit setzen, wenn er sich bemüht, diese Institute in ein System zu bringen oder auf Rechtsgrundsätze zurückzuführen. Wo einst die Sitte mit ihrer Allmacht entschied, soll jetzt die juristische Regel entscheiden; zieht man römische Analogien herein, so verdirbt man die zarte Natur des einheimischen Instituts. Hier dürfte die Art, wie Runde vorzüglich in der neuen Auflage die Lehre von der Interimswirthschaft behandelt hat, als Muster vorleuchten, und Ref. wird im nächsten Artikel in diesen Jahrbüchern näher sich erklären. Kehren wir zu unserem Werke zurück, so verweilt man wieder gerne bei der trefflichen Entwickelung des Verfs. (S. 431.) über die Schuldenzahlung. Starb die Frau zuerst, so haftete das Sammtgut für die gemeinschaftlichen Schulden; für die Schulden der Frau konnte nur das in der Gewähr des Mannes befindliche Vermögen der Frau haften; hatte die Frau schon vor der Ehe Schulden, so ruhten diese begreiflich auf dem Vermögen der Frau, und da der Ehemann schon während der Ehe diese Schulden aus dem Vermögen der Frau hätte bezahlen müssen, so muſste dies auch nach dem Tode der Frau geschehen, so weit das Vermögen der Frau reichte. Für Schulden, die die Frau während der Ehe in der Art machte, daſs sie gemeinschaftliche Schulden wurden, haftet gleichfalls das Sammtgut. War die Ehe

eine beerbte, so konnten die Kinder, wenn die Mutter gestorben war, in die obligatorischen Verhältnisse der Verstorbenen nur soweit eintreten, als sie Erben derselben wurden. Starb der Ehemann kinderlos, so war es klar, dafs die Wittwe für ihre eigenen Schulden mit ihrem Vermögen haftete, dafs aber für die während der Ehe im angewiesenen Wirkungskreise der Frau gemachten Schulden das Sammtgut verpflichtet war. In Bezug auf die Schulden des Ehemanns trat dann ein zweifaches Verhältnifs hervor; die Frau war die unter seinem Mundium stehende Genossin des Ehemanns, und mufste als solche alle von dem Manne vermöge seiner Mundialrechte vorgenommenen Handlungen und die gemachten Schulden anerkennen; sie war darnach selbst schuldig, mit ihrem Vermögen die Schulden zu tilgen, zu deren Tilgung der Ehemann während seines Lebens das Vermögen seiner Frau hätte verwenden dürfen; die Frau war aber zugleich auch Erbin des Mannes und haftete als solche. Die überlebende Mutter behält nun den Beisitz, und steht als Verwalterin des Sammtguts den Gläubigern äufserlich so gegenüber, wie während der Ehe der Ehemann die Vertretung des Vermögens hatte. Die Wittwe hatte nach dieser Haftungspflicht oft Veranlassung, sich des *beneficii abdicationis* zu bedienen. (S. 408.) — Vergleicht man nun diese nach den Quellen treu gelieferte Darstellung, so sieht man bald, dafs eine Gütergemeinschaft mit Gesammteigenthum dem alten Rechte und insbesondere auch dem bremischen Stadtrechte fremd war; überall zeigen sich noch die Spuren des innerlich gezweieten Guts; wäre Gesammteigenthum vorhanden, so würden die Immobilien gleicher Behandlung wie die Fahrnifs unterliegen, und die Rechte beider Ehegatten in Bezug auf Verfügung und Schulden hätten gleich seyn müssen, allein alles dies hatte nicht Statt; der Ehemann allein hatte eine ausgedehnte, aus dem ehelichen Mundium erklärbare Gewalt; und der Umstand, dafs die Verfügungsrechte ausgedehnter waren, wenn Kinder in der Ehe geboren wurden, zeigt klar, dafs die sogenannte Gütergemeinschaft als Folge der vollzogenen Ehe nicht Statt fand, sondern erst durch die Geburt der Kinder die Beschränkungen der alten Familienverbindung gelöst wurden. Auch bei Auflösung der Ehe trat ja überall ein anderes Verhältnifs ein, je nachdem der Vater oder die Mutter zuerst gestorben war, und will man selbst darauf Werth legen, dafs nach dem Tode eines Ehegatten ein Sammtgut vorkam und Eigenthumsgemeinschaft Einflufs hatte, so kann man deswegen nicht rückwärts auf das Verhältnifs wäh-

rend der Ehe schliefsen und überhaupt eine Gütergemeinschaft zum Grunde legen, um so weniger, als auch die Schuldenhaftungspflicht sich ohne alle Gütergemeinschaft erklärt. (S. 484 – 89.) Der Verf., welcher am Schlusse (S. 497.) die Grundsätze des Abdicationsverhältnisses nach dem heutigen Rechte vortrug, bemerkt daher, dafs die ganze heutige Gütergemeinschaftstheorie in den Statuten nicht zu finden, sondern nur die Geburt einer von der gesetzgebenden Gewalt mit Beifall betrachteten Doctrin und Praxis ist, dafs man zur Erklärung auch eben so wenig auf ein Gesammteigenthum als auf die Hasseische Vorstellung von der moralischen Person sich berufen könne, und immer das eheliche Mundium zu Hülfe genommen werden mufs. Wir hoffen unseren Lesern ein treues Bild von dem Resultate der Forschungen des gründlichen Verfs. gegeben zu haben. Dankbar wird der Germanist die reiche Ausbeute erkennen, welche das Werk gewährt. Möge der Verf. sein Verdienst dadurch krönen, dafs er die Lehre von der Gütergemeinschaft, wie sie nach dem heutigen Rechte in Bremen sich durch die Praxis ausgebildet hat, in ihrem ganzen Umfange entwickelt. Die neuesten bremischen Gesetze (z. B. die Erb- und Handfestenordnung vom 19. Decbr. 1833. §. 8.) setzen die Gütergemeinschaft als gesetzlich bestehend voraus. Bei dem noch unbeendigten theoretischen Streite der Germanisten über das Verhältnifs dürfte es aber wünschenswerth seyn, wenn ein mit solchen Kenntnissen ausgerüsteter und durch solche treffliche Vorarbeiten legitimirter Jurist, wie der Verf., die vollständige Erörterung des verwickelten Gegenstandes übernehmen würde.

Mittermaier.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Namens der S.-H.-L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte, redigirt von Dr. A. L. J. Michelsen und J. Asmussen. 1ster Band. Altona. Hammerich. 1833. *XLII und* 423 *S.* 8.

Die XLII ersten Seiten enthalten eine Nachricht von der Einrichtung der S.-H.-L. Gesellchaft für vaterländische Geschichte und ein Verzeichnifs der Mitglieder derselben; dann folgt von S. 1—86. des Hrn. Prof. Michelsen Schrift über die sieben Kirchspiele der Haseldorper Marsch. Ref. kann sich zwar auf das Einzelne der Geschichte eines so kleinen Ländchens an diesem

Orte nicht einlassen; er bezeugt aber, dafs sie von Hrn. Michelsen auf die Art behandelt sey, dafs es ihm leicht wird, den Gewinn, den die allgemeine Geschichte aus dieser Specialgeschichte erndten kann, kurz anzudeuten. Diese sieben Kirchspiele der Haseldorper Marsch bildeten, wie die Altländer, die Kehdinger, die Bewohner der Kremper und Wilster Marsch einen ländlichen Freistaat, und gehörten zum Bremer Erzbisthum, wie Dithmarsen. Den Untergang ihrer Freiheit können wir hier verfolgen und Usurpationen der Ritterschaft des Mittelalters, die in unserer Zeit als Rechte gelten sollen, in ihrem Ursprunge entdecken; leugnen läfst sich nicht, dafs in diesem kleinen District wie im Dithmarschen die Rohheit der Republikaner erste Ursache des Untergangs ihrer Republik war. Wir finden im Streit des rüstigen Erzbischofs Giselbert mit den Haseldorpern die Ditbmarsen bereit, ihnen zu helfen, dagegen die freien Bewohner der Kremper und Wilster Marsch, eben so wie die Holsteiner, also alle Nachbaren, dem Erzbischof beisteben, was dann freilich, wie das auch Hr. Michelsen bemerkt, kein gutes Zeichen für die Haseldorper ist. Offenbar war es, sobald sich ein Junker einnistete, überall um die Freiheit des Volks geschehen. Auf welche Weise das Volk litt, und wer die Ritter waren, die sich einnisteten, wie sie ein Raubnest aus ihrem Sitze machten und wie die Nachbarschaft von ihnen behandelt ward, bat uns Hr. Michelsen kurz, aber genau und belebrend beschrieben. Erst baut der Erzbischof im Lande eine Burg, dann werden die Bewohner des Landes und die Nachbaren von den Befehlsbabern dieser Burg als Beute betrachtet und behandelt, endlich geht der Besitz der Burg und folglich auch der sieben Kirchspiele an eine ritterliche Familie über. Wie diese hausete, das wollen wir aus einigen Thatsachen einleuchtend machen. S. 18. lesen wir, dafs im Jahre 1345. die Dienstmannen Brand Widoghe und Otto Westphal Besitzer der Burg gewesen und einige funfzig Gewaffnete bei sich gehabt hätten. Mit dieser Raubschaar durchzogen sie das benachbarte Holstein und holten Vieh und anderes Gut aus Rellingen und aus Ortschaften, die noch viel weiter nach Osten lagen. Dabei nahmen sie gar keine Rücksicht darauf, ob es kirchliches, klösterliches oder Privatgut sey, was sie raubten. Dies wird immer ärger, denn von 1349—1362. behandeln die Bewohner der Burg Nahe und Ferne, wie die Beduinen jeden behandeln, der in ihren Bereich kommt. Sie rauben Menschen, um Lösegeld zu erpressen, sie durchstreifen das Land bis in weite Fernen, entführen Kinder

und Geistliche und bringen sie in ihr Raubnest. Sie legten sich, wie Hr. Michelsen sagt, mit ihren rittermäfsigen Genossen und ihren Knechten auf das Einfangen der geistlichen Herrn der holstein'schen Nachbarschaft, wozu Herzhorn damals vorzügliche Gelegenheit darbot. Ein solcher Zustand konnte denn freilich nicht dauern, und das Volk mufste dabei gewinnen, dafs der Erzbischof 1376—78. dem Grafen von Holstein das Land zum Pfande überliefs. Angehängt findet man dieser Abhandlung neunzehn urkundliche Beilagen, mehrentheils in plattdeutscher Sprache. Der zweite Aufsatz ist überschrieben: Das heil. Geist-Hospital zu Lübeck von seinem ersten Ursprunge an bis auf unsere Zeit und in seinen frühern und jetzigen Verhältnissen u. s. w. von G. W. Dittmer, h. R. Dr. Den ersten Abschnitt: Von dem Ursprunge des Hospitals und dessen Güterbesitz wollen wir hier übergehen, weil der gröfste Theil nur von localem Interesse ist, der zweite dagegen hat die gröfste Wichtigkeit für jeden Freund der Menschheit und auch für Staatswirthe. Er ist überschrieben: Von der innern Einrichtung und Verwaltung des Hospitals, seinen Beamten und Offizianten. Die Nachricht von der Einrichtung und innern Geschichte einer so bedeutenden Anstalt ist höchst erfreulich contrastirend mit dem vorhergehenden Aufsatz, man sieht die Wirkung und den Vortheil des einfachen bürgerlichen Lebens im Mittelalter und den Geist des Christenthums dem Pfaffenthum und Ritter-Trotz gegenüber. Wir wagen nicht, den Lesern dieser Blätter einen Auszug mitzutheilen, wir müssen ihnen empfehlen, das Einzelne zu erwägen, wir wollen indessen die Angaben beifügen, welche Hr. Dittmer am Schlufs über die Bedeutung der Anstalt in der Mitte des 17ten Jahrhunderts und in unsern Tagen mittheilt. Er giebt uns zu dieser Absicht zuerst das Verzeichnifs der um 1644 für 110 Personen erforderten Lebensmittel und dann das Verzeichnifs dessen, was gegenwärtig gebraucht wird. Um 1644 gebrauchte man 13 Last Roggen, 26 Last Grütze, 208 Tonnen gesalzenen Fleisches (da früher drei Mal in der Woche Fleisch verabreicht wurde und jedes Mal 1½ Tonnen erforderlich waren), 300 Pfund frischen Fleisches zu den Mahlzeiten auf Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Fastnacht. Vier Ochsen, vier Last Seethering, 12 Tonnen flämischen Hering, 4 Last Dorsch, 18 Tonnen Rothscheer, 26 Tonnen Butter, 2 Last Grütze, 13 Tonnen Essig, 12 Drömt Hopfen. Gegenwärtig werden gebraucht 14,000 Pfund Ochsenfleisch, 6000 Pf. Lamm-, Hammel-, Kalbfleisch, 5000 Pf.

Schweinefleisch, 4000 Pf. Butter, 200 Pf. Reis, 10 Last Roggen, und mit der Vertheilung der Speisen wird verfahren, wie es die im Anhange mitgetheilte Küchenordnung von 1807. vorschreibt. In dem Folgenden ist besonders anziehend das erste Stück des dritten und das erste Stück des vierten Abschnitts. Das Erste handelt vom Verhältnifs der Hauswirthe zum Hospital als Gutsherrschaft, das andere von der früheren Criminaljustiz. Man wird aus dem letzten Stück sehen, dafs Justinians Schüler die Volksjustiz zu derselben Zeit verdrängten, als die stehenden Heere und die Gewalt der Bajonette die unbrauchbaren ständischen Formen des Mittelalters vernichteten, und den Mifsbräuchen durch Mifsbrauch ein Ende machten. Wir werden inne, dafs in jenen Gegenden im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wie in der Pfalz und in Westphalen noch im achtzehnten, das Volk seine Rechte kannte und sie übte, bis die Rabulisten der Schule und der Kanzleien allmächtig wurden und der Despotismus der Beamten sich in Formen und Formeln hüllte, die dem Volk unbekannt und unverständlich waren. So starb das eigentliche Volksleben ab, aus dem Volk ward ein Haufen Unterthanen, der andere Leute für sich sorgen liefs, und dessen Patriotismus nicht weiter ging als sein Vortheil. Der Dr. Dittmer hat ein Paar anschauliche Beispiele des Verfahrens in diesen Volksgerichten vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beigebracht, woraus man indessen sieht, dafs wenn auch damals das Volk noch vollkommen mit dem ihm gebührenden Antheil an der Criminaljustiz bekannt seyn mochte, doch schon das Wesen verschwunden und blos die Form übrig geblieben war. Wir müssen die nähere Erörterung denjenigen unter unsern Juristen überlassen, die sich Mühe geben, uns von Justinian und seiner Rechtsgelehrsamkeit endlich zu erlösen, damit die mündig gewordenen Völker nicht länger nach einem für Unmündige gesammelten Gesetzbuch gerichtet werden, so trefflich auch die darin erhaltene Weisheit besserer Zeiten seyn mag. Der dritte Aufsatz dieses Bandes beschäftigt sich mit einer Untersuchung, welche die allgemeine deutsche Geschichte angeht, er ist überschrieben: Die Kriegszüge der Ottone gegen Dänemark mit besonderer Hinsicht auf die richtige Zeitbestimmung derselben, von J. Asmussen. Wir wollen dem Verf. der Abhandlung, die vielleicht etwas kürzer hätte gefafst werden können, in dem Einzelnen der Untersuchung nicht folgen. Er trennt mit Recht (was Ref. nicht gethan hat, und daher in Irrthum gerathen ist) die isländische Sage von den Nachrichten der

deutschen Chroniken, aus denen er seine chronologischen Bestimmungen herleiten will. Hr. Asmussen hat den Unterschied der Sagengeschichte von der prosaischen sehr gut bestimmt und die Punkte hervorgehoben, welche auch in den isländischen Sagen zuverlässig und historisch sind, er geht aber hernach, um die Nebenumstände und die Zeitrechnung zu bestimmen, zu den deutschen Chroniken über. In Rücksicht des ersten Zugs sind wir völlig befriedigt, so auch in Rücksicht des zweiten, was den Zug Otto's III. angeht, so bleiben uns Bedenklichkeiten übrig, und es will uns nicht ganz einleuchten, dafs Otto III. in Dänemark eingedrungen sey. Den ersten Zug, unter Otto I., setzt der Verf. nämlich in das Jahr 958, den Otto's II. in das Jahr 975, und endlich nimmt er einen dritten an unter Otto III. um 986. Wir dürfen über die Zeitrechnung in diesen Blättern nicht streiten, weil sich unter unsern Lesern wohl nur eine kleine Anzahl finden möchte, die sich für die Sache interessirten. Dies ist auch der Fall mit dem folgenden Aufsatz: Historische Nachrichten über unsere Diaconate; er hat nur locales Interesse. Einen andern Aufsatz, über das Ratzeburgische Wappen, mufs Ref. übergehen, weil er in der Heraldik ganz unwissend ist. Der sechste Aufsatz dieses Bandes ist dagegen von allgemeinem Interesse. Dies ist die vom Hrn. Professor und Bibliothekar Ratjen mitgetheilte Autobiographie Samuel Rachels. Wir hätten gern das Ganze mit allen seinen Auswüchsen gelesen, das grölsere Publikum denkt indessen anders, und die Herausgeber des Archivs hatten Recht, nur Bruchstücke mitzutheilen. Das Original ist lateinisch und findet sich auf der Kieler Bibliothek, die Redactoren dieser Zeitschrift hatten auch darin Recht, dafs sie eine deutsche Uebersetzung dem Original vorzogen, da die mitgetheilten Stellen Leben und Denkart der Zeit, in welcher das Buch geschrieben ward, trefflich anschaulich machen. Rachels Blüthe fällt in die Zeit der Stiftung der Kieler Universität und der Streitigkeiten der dänischen und holstein-gottorpischen Regierung am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Er besuchte die Fürsten- oder Klosterschule auf Bordesholm zur Zeit von Torstensons Einfall in Jütland. Von ihm erhalten wir ein trauriges Bild von Schuleinrichtung und Schuldisciplin, man wird finden, dafs damals das Extrem der Strenge, wie in unsern Tagen das der Weichlichkeit von Eltern und Lehrern geübt ward — und zwar mit gleichem Erfolg. Der lutherische Geistliche Sperling, der an der Spitze der Anstalt steht, ist Zuchtmeister und Kerkermeister seiner

Schüler in einer Person, dabei aber ein sehr gläubiger und gelehrter Mann in seiner Art. Wie thöricht ist es doch, dafs sich Schulen und Universitäten zum Beweise ihrer innern Vortrefflichkeit mit den berühmten Männern brüsten, die aus ihnen hervorgegangen!! Die Fürstenschule auf Bordesholm hatte 24—36 Schüler, welche frei unterhalten und hernach mit einem für jene Zeit recht ansehnlichen Stipendium von 40 bis 80 Rthlr. nach Rostock geschickt wurden, wo zwei von Holstein dafür besoldete Professoren die besondere Aufsicht über sie führten. Der Eine dieser Professoren hatte die Stipendiaten an seinem Tisch, oder war nach dem Ausdruck der Zeit ihr Hospes. Was die Schule in Bordesholm und ihre Disciplin angeht, so waren Schläge an der Tagesordnung und die freie Luft so wenig gestattet, dafs nicht einmal die Fenster durften geöffnet werden. Als zu Torstensons Zeit, erzählt Rachel, die Lebensmittel seltner geworden, sey ihr Tyrann Sperling auf den Einfall gekommen, ein Gesetz zu geben, dafs das Mittagsessen sollte abgeschafft seyn und jedermann sich mit dem Frühstück begnügen. (Hr. Ratjen hätte aber bemerken sollen, dafs die Deutschen, deren Gefräfsigkeit damals so berüchtigt war, dafs sie Dante deshalb *Tedeschi lurchi* nennt, im siebzehnten Jahrhundert vier Mal ordentlich afsen, und dafs auch in Bordesholm zum Frühstück Fische gegeben wurden.) Darüber entstand ein förmlicher Tumult, die Schüler stürmten die Küche und die Lehrer mufsten die Gewalt der Waffen anrufen. Wie der Religionsunterricht und die Gottesverehrung bestellt war, lernt man aus einer andern Anekdote. Der Hr. Sperling, den wir hernach zum Probst von ganz Holstein erhoben sehen, quält seine Schüler mit der Predigt, wie mit dem Kirchengesang. »Je strenger der Winter war,« heifst es, »mit desto längeren Sermonen peinigte er seine Schüler, von denen einige, die sich selbst nicht rathen konnten, auch ohne elterliche Hülfe waren, gegen die starke Kälte nicht hinreichend geschützt waren und überdies noch durch eiternde Wunden an den Füfsen Mitleid erregten, und auf sie, die gleichsam gefoltert weinten und jammerten, konnte er von der Kanzel hinblicken, ohne auch nur im Geringsten durch ihre Qualen gerührt zu werden und seine langen Reden abzubrechen, so dafs er trotz des Befehls des Landesherrn, seine Reden hinführo abzukürzen, hierauf nicht hörte, sondern seiner alten Weise folgte.« Wir wollen den Lesern überlassen, aus den Nachrichten, die hier gegeben werden, zu lernen, wie die deutsche Jugend von jeher gebildet ward und

wie man es auf den Universitäten unter Studenten und Profes-soren trieb, sie werden dann leicht begreifen, warum die vor-nehme Welt sich Franzosen herbeiholte, wenn sie ihre Kinder für's Leben bilden wollte. Wenn Rachel, nachdem er ausstudirt hat, als Hofmeister in der Familie von Ranzau Unglaubliches aus-stehen mufste, so wundert uns nach dem, was Vofs von seinem Leiden bei einem mecklenburgischen Adligen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erzählt, das Märtyrerthum eines Hof-meisters im sechzehnten gar nicht, wohl aber, dafs die Kinder eigentlich noch schlechter daran waren, als ihr Lehrer. Wir wollen die Stelle einrücken. „Denn aufserdem," heifst es, „dafs sogar das nothdürftige Essen verweigert ward, stiefs man mich aus dem Hause in den Reitstall, der vom Pferdestall selbst nur durch eine Zwischenwand getrennt war, durch welche der Geruch vom Dünger und Schweifse der Pferde leicht hindurch drang. Hier mufste ich mich mit meinen beiden Schülern in ein sehr enges Bett schlafen legen, die überdies noch von einem so hitzi-gen Hautausschlage befallen wurden, dafs ich keineswegs bei ihnen hätte schlafen sollen. Ich mufste aber in dieser Unreinig-keit aushalten, so dafs ich mir endlich ein bösartiges Fieber zu-zog. Später erhielt er eine bessere Stelle und begleitete ein Paar Zöglinge nach Helmstädt, wo er die Bekanntschaft des Theologen Calixt und des Publicisten Hermann Conring machte. Der Letztere suchte ihn den Frankfurtern zum Rector zu empfeh-len, als sie um 1656 aus ihrer lateinischen Schule ein eigentliches Gymnasium machen wollten. Hier müssen wir zur Ehre der Frankfurter Orthodoxie, die jetzt (nach kurzer Unterbrechung während Hufnagels Regiment) wieder mit neuem Glanze strahlen soll, bemerken, dafs man über hundert Jahr nach Rachels Zeit dort noch gerade so dachte und handelte, als man in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gehandelt hatte. Wir wollen erst Rachels Bericht anführen, dann eine Anekdote aus eignen Papieren beifügen. Rachel erzählt, die Frankfurter hätten nicht blos einen Rector haben wollen, der ein guter Schulmann sey, sondern sie hätten auch einen Glaubenshelden verlangt, sie hätten ihn daher vor Allem darnach gefragt: Ob er sich getraue, das Ge-heimnifs der heil. Dreieinigkeit blos aus dem A. T. zu beweisen? Rachel, der hernach umsattelte und Jurist wurde, sagt mit Recht, er würde laut aufgelacht haben, wenn er sich nicht hätte in die Zeit schicken müssen. Die Frankfurter trauten ihm aber doch nicht; es ward nichts aus der Sache. Unsere

Anekdote lautet: Melchior Götz sel. und streitsüchtigen Andenkens, Hauptpastor in Hamburg in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zu der Zeit als er sich zum Zionswächter und lutherischen Glaubensinquisitor aufgeworfen hatte, gab auch andächtige Betrachtungen heraus. Diese Betrachtungen wurden in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, an denen damals J. G. Schlosser, Göthe, Merk u. A. arbeiteten, getadelt und des Hauptpastors spöttisch erwähnt; das liefs der hochweise und tief rechtgläubige lutherische Senat nicht ungeahndet. Er liefs den Verleger vorfordern, er strafte ihn, er erklärte in seinem eignen berühmten Deutsch: »Dafs in dieser Anzeige ein anstofsender Religionseifer zu spüren sey.« Dabei ward gedroht. »Man wolle schärfere Mafsregeln vorkehren, und anbei würden alle theologische Sachen betreffende Anzeigen gänzlich untersagt.« Dies fand Melchior Götze seinem lutherischen Pahsteifer ao angemessen, dafs er einen Brief an den Frankfurter Bürgermeister schrieb, und diesen *in perpetuam rei memoriam* drucken liefs. Man kann, wenn man sich die Mühe geben will, den gedruckten Brief in einer Bibliothek aufzusuchen, darin unter andern erhaulichen Dingen die ehrenvollen Worte lesen: »Es leuchte aller Welt in die Augeu, dafs der rechte Gott noch iu dem Frankfurter Zion sey.«

Wir kommen auf Rachel zurück. Er ward zuerst Professor in Helmstädt, und unterhält uns gelegentlich von dem berühmten Mayzischen Kanzler Boyneburg, dem Leibnitz so viel verdankte, da Boyneburg zuerst in ihm die Anlagen entdeckte, die er hernach in den verschiedensten Fächern bewies. Als Holsteiner ward Rachel nach Kiel berufen, sobald man in dieser Stadt eine Universität errichtete. Dies war um 1665; und wenn man lieset, mit wie geringen Mitteln man damals die Wissenschaft fördern konnte, so erschrickt man doppelt über den Luxus, der in unsern Zeiten mit den Naturwissenschaften getriebeu wird, und der die Anstalten der hohen Schulen und Residenzen neben dem Militär und dem Heer der Beamten zu einer drückenden Last des Volks zu machen droht. Wie bescheiden erscheinen hier die Ansprüche der Gelehrten, wenn es bei Gelegenheit der Ausstattung der Universität heifst: „Aus dem nahegelegenen Amte Bordesholm sollte die Kieler Universität dotirt werden, und da dessen Einkünfte und Zinseu die Mitgift beinahe um das Doppelte jährlich überstiegen, brauchte man für die promte Bezahlung der Gehalte keine Sorge zu tragen. Die Gehalte aber machten jährlich

fünftausend Thaler, wobei ich zu besorgen hatte, wie viel einem jeden davon zu Theil werden sollte.« Dann berichtet er, wie die Studenten für das Mittagessen, das aus drei Gerichten und einem Quart Bier bestand, nur 12 Schillinge (30 kr.) wöchentlich bezahlten. Unter den angestellten Professoren finden wir auch den Bordesholmer ehemaligen Schultyrann als Probst und Professor der Theologie, sonst aber, aufser in der Medicin und Jurisprudenz, die berühmtesten Namen der Zeit, Kortholt, Morhof, Major, Wasmuht, Tribbechovius u. s. w. Was Rachel über die Kieler Siegel sagt, hat nur für Kiel Interesse. Uns war es leid, dafs die Autobiographie gerade an der anziehendsten Stelle abgebrochen wird. Hr. Ratjen bricht nämlich in dem Augenblicke ab, als von Wedderkopfs Berufung nach Kiel und seinem Zwist mit Rachel die Rede ist. Jedermann weifs, welche Bedeutung Wedderkopf nicht blos für Holstein und Dänemark, sondern für ganz Europa erhielt, als die Streitigkeiten ausbrachen, die hernach bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ununterbrochen fortdauerten und für Holstein den Verlust seines Antheils an Schleswig und späterhin die Versetzung nach Oldenburg herbeiführten. Die Beschreibung, die uns Rachel von den Privatverhältnissen seines Gegners giebt, ist so giftig, wie man sie von einem in seiner Eitelkeit und Einbildung von sich selbst gekränkten Gelehrten erwarten kann; doch ist es interessant, die Geschichte eines für den Staat wichtigen Mannes unter vier Augen erzählen zu hören.

Das folgende Stück des Archivs ist ein Schreiben Caspar Hojers aus Rom, vom 16. Jan. 1552, die Confirmation des zum Bischof von Hildesheim erwählten (protestantischen) Prinzen Friedrich von Dänemark betreffend. Aus diesem Aktenstück wird man lernen, wie der Pabst gleich den Bourbons jeder Stimme seiner Zeit trotzte und lieber Alles verlor, als irgend einen Vortheil freiwillig aufgab; zugleich sieht man daraus, wie schändlich die römische Geistlichkeit die Einfalt, Treuherzigkeit und den Köhlerglauben des ehrlichen deutschen Michels mifsbrauchte. Aus der Einleitung zu diesem Stück wird man zugleich lernen, dafs der Kern des Volks, der Mittelstand, seine Pflicht that, und mit Kraft dem Unwesen des Pöbels und der Pfründner steuerte.

Am Schlusse des Bandes sind einige kleinere Stücke angehängt, unter denen wir zwei besonders anführen wollen. Das Erste, S. 397. 406, sind Beiträge zur Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs und der Erpressungen, welche nach Christian IV.

Niederlage bei Lutter am Barneberge geübt wurden; das Zweite ist die Beschreibung einer Hochzeit auf der Insel Silt, wie sie bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dort gewöhnlich gefeiert ward. Das letzte Stück leidet keinen Auszug, es ist aber durch die Eigenthümlichkeit der erwähnten Gebräuche anziehend.

Schlosser.

Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer von Christoph Ludwig Friedrich Schultz. Köln am Rhein. 1833. 656 *S.*

Auf eine Beurtheilung dieses wichtigen und gelehrten Werks kann Ref. sich schon aus dem einfachen Grunde nicht einlassen, weil er ihr nicht gewachsen seyn würde. Er schämt sich gar nicht, dies zu gestehen; er bleibt seinem *Davus sum non Oedipus*, in Rücksicht der alten Geschichte und Verfassung getreu, und antwortet allen denen, die die Wörter: Wissenschaft, Forschung, Gründlichkeit, Tiefe, Studium, Wahrheit, Neues in dem Sinn gebrauchen, wie sie in deutschen Büchern und nach diesen auch von einer gewissen Classe und Gattung einiger wenigen Gelehrten in Frankreich und England jetzt so häufig gebraucht werden, mit dem Hauptmann bei Persius: *Haud curo esse quod Arcesilas aerumnosique Solones; quod mihi sapio satis est.* Die Leser der Jahrbücher werden daher mit einer bloßen Anzeige des Buchs zufrieden seyn müssen, bis von einem Gelehrten, der der Sache gewachsen ist, eine Beurtheilung eingeht, welche die Redaction unstreitig mit Vergnügen auch nach dieser ersten Anzeige wird abdrucken lassen. Der Verfasser des Buchs wird lieber sehen, daß das Publikum wenigstens ausführlich und früh von dem Zweck und dem Inhalt seines Werks unterrichtet wird, als wenn die Redaction auf eine Beurtheilung wartete, die vielleicht am Ende die Erwartung täuschte, oder sich gar vergeblich erwarten ließe.

Der Verfasser, geheimer Ober-Regierungsrath Schultz, jetzt in Bonn, vormals Regierungs-Bevollmächtigter bei der Universität Breslau, spricht gleich vorn herein in der Dedication an die philosophische Facultät der letztgenannten Universität den Grundsatz aus, daß die Behandlung der Philologie von der der Realwissenschaft ganz getrennt werden müsse, wenn in beiden etwas Tüchtiges solle geleistet werden. In thesi ist dies der in England

ausgeführte und allgemein angenommene Grundsatz des Gedeihens der Industrie durch Trennung der Arbeiten; in praxi mag es für die eigentlichen Indüstriellen, deren Preis Ruhm und Beförderung im Staat ist, ganz vortrefflich seyn, die Andern würden nicht gut dabei fahren. Der Verfasser gieht indessen den Philologen auf der einen Seite zurück, was er ihnen auf der andern entzieht. Er sagt: Die Philologie soll auf die Erkenntnifs der Sprachen als auf ihren Zweck zurückgewiesen werden, so dafs die Kenntnifs der Sachen ihr nur Mittel werde, wie umgekehrt, der Realwissenschaft die Sache Zweck und die Sprache nur Mittel sey. Dies mufs man wissen, wenn man verstehen will, warum Hr. Schultz, der übrigens viele der gröfsten Gelehrten des sechzehnten und siehzehnten Jahrhunderts entweder als Gelehrte oder als Staatsmänner nicht gehörig anzuerkennen scheint, unsere bisherige Kenntnifs des alten Staatswesens so ganz gering anschlägt. Er wird uns nicht übel nehmen, wenn wir Andern, die wir nicht in Berlin gewesen sind, ein solches Pochen auf Wissenschaft und auf eine ausschliefsende Weisheit nicht billigen. Das darf man nur dort sich erlauben, wo ein Philosoph sich unterstehen durfte, zu sagen, und wo Grofs und Klein es ihm nachbetete: vor ihm sey weder eine Philosophie noch ein ordentlicher Gott gewesen, denn Gott habe sich erst in ihm als absoluten Geist in der absoluten Philosophie erkannt, und in der letzten Incarnation, nämlich in dem erwähnten Philosophen selbst, sey dieser philosophische Gott zum Bewufstseyn seiner selbst gekommen. Das nennt man unter uns Wissenschaft!! So arg macht es denn freilich Hr. Schultz nicht. Er sagt nur S. XI: „Die Vermischung der Philologie und der Realwissenschaft hat die Folge gehabt, dafs die reale Erkenntnifs der Verfassung und Verwaltung der alten Staaten bisher am weitesten zurückgeblieben, und es ist gewifs, dafs solche ohne eine sehr ernste und sehr anhaltende Theilnahme der Praktiker keine ersprieſsliche Fortschritte machen kann.« Man wird aus diesen Worten sehen, dafs der Verf., weit entfernt, die gelehrten Untersuchungen, die seit Niebuhr in unsern Schulen für Geschichte gelten, für beendigt anzusehen, sie vielmehr ganz von Neuem beginnen will und uns dabei auf ganz verschiedene Resultate führen. Da nun hier ein neues System statt des Systems Niehuhrs und seines juristischen Freundes unsern Schulen empfohlen werden soll, so müssen wir, ehe wir des Verfs. Zweck mit seinen eignen Worten aus dem Vorworte näher angeben, recht ernstlich erklären, dafs wir

fürchten, es wird dem Leben auf der einen und der Geschichte auf der andern Seite sehr nachtheilig werden, wenn man die historische Jurisprudenz und die juristische Geschichte noch weiter treiben will, als sie leider schon längst getrieben wird. Ref. will sich bestimmter aussprechen, da er dafür bekannt ist, dafs der vornehme Ton gewisser Schulen ihn eben so wenig schreckt als das Schimpfen der Urhistoriker, der Träumer und Ideenmänner. Seine Bemerkungen treffen übrigens Hrn. Schultz nicht, sondern gelten nur unsern Cathedern und Compendien, die immer das Neueste schnell aufnehmen, erklären, widerlegen wollen und die Jugend und das Volk dadurch entweder abschrecken oder zu Pedanten machen. Die Geschichte mufs das Bild des Lebens bleiben und gelehrte Untersuchungen, wie sie Niebuhr giebt, Hypothesen, die man analogisch begründet (so geistreich sie seyn mögen, so sehr sie selbst in England und Frankreich durch eine gewisse Classe von Menschen ausposaunt werden mögen), eine Masse von Gelehrsamkeit ist so wenig Geschichte als die Träumereien von einer Urwelt und die gelehrten Schöpfungen eingebildeter und aufgeblasener Phantasten. Das Volk wird dadurch dahin gebracht, dafs es die Gelehrten und die Gelehrsamkeit ganz verachtet, es wird mit seinem gesunden Verstande ganz allein gelassen, trennt sich von der Schule und den Gelehrten und lacht über sie. Dies wird die bedenklichsten Folgen haben. Eine kleine Zahl Schüler, Studenten, Professoren, Juristen verlieren sich in Grübeln und Speculiren, citiren sich und bestreiten sich, einer den andern; machen Geschichte und Rechtswissenschaft zu einem Tummelplatz oder Labyrinth und zur Fundgrube von allerlei Entdeckungen; sehen gleich Mystikern und Metaphysikern auf jeden, der nicht zur Schule gehört, verächtlich herab. Was wird aber daraus? Der gröfsere, der lebendigere Theil der Nation wendet sich von der Schule und den Grüblern und Pedanten ganz weg und folgt, weil die Gelehrten nur gelehrt seyn wollen und dem gesunden Verstande, der klaren Einsicht nichts mehr einräumen, blinden Führern. Die Jugend, der die ächten Quellen nicht mehr zugänglich sind, schöpft aus trüben Bächen. Das Volk läfst schon gegenwärtig die Gelehrten mit ihren Spitzfindigkeiten ganz allein, es verschmäht eine Wissenschaft, die ihm nur dann zugänglich seyn soll, wenn es sich zuvor Jahre lang mit den trockensten Dingen beschäftigt hat. Man erkundige sich daher einmal in Deutschland, während sich die Gelehrten in Recensionen und auf Cathedern selbst unter einander loben, citiren und schimpfen und

der Jugend die neuesten Hypothesen eingebläut und eingetrichtert werden, was die Lesewelt und das Volk Geschichte nennt; aus welchen Büchern die herrschenden Vorstellungen von unmöglichen Verfassungen und die ganz verkehrten Begriffe vom Verhältnisse der Menschen zu einander, zur Vorwelt und Nachwelt, welche jetzt so allgemein herschend sind, geschöpft werden. Solche Bücher meint man durch Verbote, durch Vorschriften abzuhalten, das wird vergeblich seyn, so lange sich die Gelehrten gar zu viel einbilden, so lange sie sich nicht herablassen wollen, mit jemand anders zu reden, als mit einem, der zur Zunft gehört, und nur Nachbeter und Schulen bilden wollen. Die arme Jugend ist am mehrsten zu bedauern; sie mufs jedes neue System mitmachen, jede Meinung, nebst der Widerlegung auswendig lernen — um Alles zu vergessen, sobald sie frei wird. Dies Alles geht Hrn. Schultz nicht an, sondern nur die deutsche Nation und die Geschichte im Allgemeinen, besonders aber die Verfertiger der Schulbücher und die Professoren.

Der Verf. geht in dem Vorworte S. XIV. von dem Satze aus: Die bisherigen Bearbeiter der römischen Alterthümer, Rechtsgelehrte und Philologen waren freilich nicht geeignet, durch ein in das Wesen der Sache eingehendes kritisches Verfahren die Staatsprincipe aus dem Chaos geschichtlicher Thatsachen herauszufinden und zur wissenschaftlichen Klarheit zu erheben; ihre Absicht ging daher meistens nur auf Kenntnifs des Aeufsern der Einrichtungen, soweit das Verständnifs der Schriftsteller sie zu erfordern schien. Dann klagt Hr. Schultz über unsere Zeit und ihre Irrthümer, ist unzufrieden mit Machiavelli und sogar mit Montesquieu, endlich ganz besonders mit Niebuhr und mit Savigny. Dafs auch der Letztere gefährliche Ideen verbreite, hätten wir nicht gedacht nach der Stellung, der Frömmigkeit, ja der Haltung und der bekannten vornehmen Manier des berühmten Juristen. Wir würden uns übrigens über seine Tendenz eben so wenig ein Urtheil anmafsen, als wir es gern sehen würden, wenn jemand statt über unsere Meinungen zu reden und zu urtheilen, unsere Tendenz anklagen wollte. Was hernach über Niehuhrs Manier, über die Art, wie er seine historischen Beweise führt, gesagt wird, ist leider! nur zu wahr, nur hätten wir gewünscht, dafs es weniger hart und heftig ausgesprochen wäre, da doch unstreitig Niehuhr ein grofser, ein unvergleichlicher Lehrer der Geschichte bleibt, wenn man mit seiner Systemsucht und der

Jagd nach Erfindungen und Hypothesen auch noch so unzufrieden ist. Wir wollen anführen, was Hr. Schulz S. XXVIII–XXIX. sagt, weil wir damit durchaus übereinstimmen. Wir lassen die Stelle ausdrücklich abdrucken, weil wir erfreut sind, dafs ein deutscher Gelehrter sich ernstlich gegen den unter uns eingerissenen Gebrauch falscher Gelehrsamkeit erhoben hat. Er sagt zuerst: Die Aufgabe, die er sich gesetzt, sey gewesen, die Ungründlichkeit von Niebuhrs kritischem Verfahren, den Mifsbrauch der Quellen und die Willkühr darzuthun, mit welcher er sie für seine Hauptbeweise benutzt habe. Hr. Schultz glaubt mit Recht, diese Manier Niebuhrs und ähnlicher Systemmacher, diese Vernachlässigung der ersten Forderung der Kritik (nämlich Sichtung der Quellen) und die aus mangelnder Sachkenntnifs verminderte Werthschätzung der Classiker habe weiter zu der Absicht talentvoller junger Männer Anlafs gegeben, das gelehrte Publikum mit der Benutzung seltner, unzugänglicher, unverständlicher Quellen zu blenden, und je mehr dies gelang, entstand endlich daraus der heillose Mifsbrauch, solchen Quellen, welche die gesunde Kritik schon in den ältern Zeiten in den Hintergrund verwiesen hatte, einen Werth beizulegen, den sie nicht haben noch haben können, und ihre Zeugnisse denen der bewährtesten Classiker gleichzusetzen, ja sogar vorzuziehen. So sehen wir nunmehr die monstrose Erscheinung vor Augen, dafs man unbedeutende, namenlose und untergeschobene Compilationen, deren Ursprung zum Theil im Mittelalter liegt, als vollgültige Zeugen jener classischen Zeiten aufführt, deren grofse Schriftsteller man des Wahnes und des Irrthums zu beschuldigen, ja unbewufst sogar sie selbst aus ihren unwissenden Scholiasten zu widerlegen wagt. Vor Augen sehen wir im Studium des Alterthums, was dem gesunden Sinn ein Widerspruch in sich erscheint, dafs man die reinsten Quellen, die vollsten Garben verachtet liegen läfst, um Durst und Hunger aus Lachen und Kehricht zu stillen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 23. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ch. L. F. Schultz, Grundlegung zur geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer.

(Beschluſs.)

Der Verf. fährt hernach fort, zu bemerken, daſs seine Absicht zuerst nur Bestreitung gewesen sey, daſs er aber hernach für besser gehalten habe, sein System dem des Verfs. der römischen Geschichte entgegenzusetzen und so zwei Zwecke auf einmal zu erreichen, die Irrthümer Niebuhrs zu widerlegen und aus dem Beispiel des römischen Staats einen Gewinn für die allgemeine Staatswissenschaft herzuleiten. Der Verf. bemerkt dabei mit Recht, daſs wie die allgemeine Sprachlehre nur nach Vollendung aller einzelnen und besonderen, so die allgemeine Staatswissenschaft nur durch die vollständige Kenntniſs der Einrichtung der einzelnen Staaten, besonders der alten, könne gefördert werden. Dieser Zweck habe ihn dann freilich zu einer fortgehenden Polemik gegen Niebuhr und Savigny genöthigt. Der erste Abschnitt des Buchs ist überschrieben: die Zeit, und der Verf. widmet die sieben ersten Paragraphen einer allgemeinen Erklärung der römischen Zeitrechnung, im achten kommt er auf die Geschichte, und setzt hier gleich S. 44. eine Hypothese der andern entgegen. Er sagt: Es sey ihm die Ueberzeugung geworden, daſs die Geschichte der Könige Roms einen um Vieles, wenigstens um das Fünffache gröſseren Zeitraum eingenommen habe, als den, welchen die Geschichtschreiber dafür angeben, und daſs jene Vorzeit eine Höhe der Cultur und des menschlichen Glücks erreicht hätte, von welcher, was uns über Rom bekannt ist, nur einen sehr getrübten Abglanz zeigt. Dazu füge man, was er S. 45. sagt: Rom zeige ihm, wo nach der Vertreibung der Könige die Geschichte chronologisch werde, nur noch den unaufhaltsamen Verfall einer höchst glücklichen Verfassung, die langsam gereift, lange in Wirksamkeit bestanden, nun aber schon seit Jahrhunderten mehr und mehr wankend geworden war. Das wendet er S. 46. auf die Lustralperiode an, wenn er sagt: Dieser Ueberzeugung gemäſs werden wir also auch nicht den Versuch

wagen, die ältere Staatsverfassung und insbesondere den Ursprung der grofsen Ordnung des Census, die mit dem Lustrum zunächst in Beziehung stand, aus den Regierungen der Könige historisch zu entwickeln. Es genügt uns, nach unzweifelhaften Spuren zu erkennen, dafs diese Ordnung, aus den ältesten Zuständen des Volks herausgebildet, damals längst bestand, und dafs die summarische Erzählung von ihrer Einsetzung durch Servius Tullius und ihrer Wiederaufhebung durch Tarquinius Superbus zu den politischen Fabeln gehört u. s. w. Wenn der Verf. hernach zu den Lustralepochen übergeht und andere Punkte des römischen Staatswesens damit in Verbindung bringt, so treffen wir hier sogleich wieder auf neue Angaben, die, wie es uns scheint, rein hypothetisch sind, wenn gleich die Hypothesen des Verfs. darin einen Vorzug vor Niebuhrs Hypothesen haben, dafs er sie nicht als ganz zuverlässige, als unfehlbare, als einzige Weisheit uns aufdringt und uns heftig anfährt, wenn wir ihm und seinen grübelnden Juristen und Philologen nicht glauben wollen, sondern es den Gelehrten überlassen, Gras wachsen zu hören. Wir wollen nur drei Punkte andeuten, um zu bezeichnen, was wir meinen. 1) Der Verf. redet von dem Geschäft der *pontificum*, die aufserordentlichen Einschaltungen und die Ausgleichung des Kalenders zu leiten. Dabei äufsert Hr. Schultz: Die Censoren vermuthlich waren die Behörde, vor welcher die *Pontifices* von *Lustrum* zu *Lustrum* über ihre Verwaltung der Zeit Rechnung abzulegen hatten. 2) Er setzt erst voraus, dafs fünfjährige Perioden durch das System des Ackerbaus herbeigeführt seyen, dann folgert er daraus, das Abrechnungsgeschäft zwischen Verwaltern und Herrn, Pächtern und Verpächtern, oder nach altrömischem Ausdruck zwischen Colonen und Patronen, nehme die zweite Stelle unter den Verhandlungen der Lustralepoche ein. Endlich 3) S. 58. Sehr wahrscheinlich ist, dafs die Republik einer grofsen Störung der bisherigen Ordnung der Lustralgeschäfte ihr Entstehen verdankt, verbunden mit S. 59, wo es heifst: Drei Hauptperioden zeigt daher die Geschichte der freien Verfassung Roms. Die erste ihrer Gründung und Erhaltung unter den Königen, die zweite ihrer Zerstörung durch die Republik, die dritte ihre gänzliche Abtödtung unter den Kaisern. Die folgenden Belehrungen über die Lustralepoche, über Zeitrechnung im Allgemeinen und über Alles, was damit zusammenhängt, können, auch abgesehen von dem System des Verfs., mit dem Ref. es hier

nicht zu thun hat, als Forschungen eines praktischen Mannes, der dabei gründlich gelehrt ist, gebraucht werden, wenn man auch gestehen muſs, daſs der Verf. ebensowohl als Niebuhr darauf ausgeht, Geschichte zu schaffen, wo keine ist. So sehr das jetzt auch Mode wird, so können wir es doch nie billigen, ebensowenig können wir mit Hrn. Schultz dem Orosius und der *Historia miscella* einen bedeutenden Rang unter den Quellen anweisen.

Die folgenden Abschnitte, über das Geld, über den Census, oder über Vermögen und Credit, über die Staatsrechte, Schuldverfahren und Zinsgesetze, Bürgerrechte, über Benutzung der Staatsgüter, das Abgabenwesen, die Kriegsverpflichtung, enthalten einzelne Stücke, die uns vollkommen einleuchten, obgleich wir dem Verf. sonst nicht durchaus zu folgen im Stande sind. Ref. muſs die Beurtheilung der gelehrten Forschungen Andern überlassen; doch kann er nicht umhin, zu erklären, daſs er es höchst mifslich findet, über Dinge, über die wir in neuern Staaten, nachdem seit einem Jahrhundert ganze Bibliotheken über Staatswissenschaft und Staatsverwaltung derselben geschrieben worden, im Dunkeln oder im Irrthum sind, aus den dürftigen Nachrichten, die wir von den alten Staaten haben, Systeme aufzustellen. Je weniger wir in der Geschichte wissen, desto mehr hat Scharfsinn und Erfindungsgabe bei dem Einen und Phantasie bei dem Andern freien Spielraum; darum erhalten wir jetzt so viele dicke Bücher über Zeiten und Verhältnisse, die ganz ausserhalb der Geschichte liegen. Die Folge ist, daſs wir entweder Ignoranten und Leute, die nur an Brod, Vergnügen, Rohheit denken, vor uns sehen, oder Leute, die vor lauter Gelehrsamkeit stumpf sind, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen und kein anderes Licht kennen, als das ihrer Oellampe. Ref. hat im Examen Leute vor sich gehabt, die alle neue Erfindungen und Hypothesen an den Fingern aufzählen konnten, die alle Urstaaten, sowohl die, welche existirt haben, als die niemals vorhanden gewesen sind, nebst ihren Verfassungen und Einrichtungen kannten, und doch unter zehn Fragen über den peloponnesischen Krieg, über Alexanders Züge, über Cäsars Thaten, über die Unruhen in Rom und über die Kaisergeschichte nicht drei beantworten konnten. Das hatten sie seit der Kinderzeit ganz vergessen, war auch zu gering; denn es war ja nicht grundgelehrt. Wenn die *ars longa* ist, so sollte man sie bei der *brevitas vitae* doch nicht noch immer länger machen, und der ver-

wöhnten, von den Eltern verzogenen Jugend nicht zu viel zumuthen.

In Rücksicht dessen, was der Verf. S. 265—285. über Verwandlung des alten Patriciats in eine neue Vermögensaristokratie sagt, sind wir ganz mit ihm einverstanden, nur scheint es uns sehr gewagt, wenn er die unaufhörlichen Kriege Roms daher leitet. Wir getrauten uns, wenn wir hier darauf eingehen könnten, das Gegentheil zu beweisen. Es heifst hier nämlich S. 271: »Sehr bald erkannte die durch das Servius'sche Princip immer mehr zur ausschliefslichen Herrschaft gelangte Vermögensaristokratie, dafs die ungemeine Bevölkerung des Landes nach Zerstörung der friedlichen Verhältnisse des Innern und Aeufsern nicht bestehen, noch weniger die durch Handel erworbenen Reichthümer ferner vermehrt werden konnten, wenn Rom nicht fortwährend durch Kriegsgewalt das Uebergewicht über die Nachbarstaaten zu behaupten, diese von sich abhängig zu erhalten und zugleich auf deren Kosten einen Theil seiner Volksmenge zu beschäftigen und zu ernähren wufste.« Dann wird Niebuhr mit Recht getadelt, dafs er nicht aufmerksam darauf gemacht hat, dafs die im Kampf mit den Patriciern errungenen Vorrechte nur für die Reichen unter den Plebejern vortheilhaft waren. Niebuhr wird gedacht haben, das liege in der Natur der Sache, zeige sich auch bald durch den Mifsbrauch, den die neue Aristokratie von ihren Rechten mache, und in der Bereitwilligkeit der ärmeren Classe, sich an die Gracchen, Marius, Cäsar anzuschliefsen.

Die Untersuchungen über Zins und Zinsfufs führen den Verf. dahin, dafs er endlich der ganzen Vorstellung vom Ursprunge des Tribunats, vom drückenden Zins, den der Plebejer zahlen mufste, geradezu widerspricht. Ihm ist der Centurio bei Livius lib. VI. cap. 14. ein gemeiner Demagog, der unter vielen Prahlereien seine Schuld durch die Zinsen vervielfacht nennt, der aber im Grunde nur den meuterischen Absichten des Manlius Capitolinus gedient habe. Er behauptet S. 388. unten: »Die Härte des Schuldverfahrens, in sofern es gegründet war, hatte ihre Ursache in dem heruntergekommenen Nahrungs- und Vermögenszustande der Plebs, nicht in dem boshaften oder unrechtlichen Verfahren der Patricier. Der Friede im Innern war durch die Servische Gesetzgebung gestört und selbst der Form nach nicht wieder herzustellen, ehe nicht der für die Erhaltung der Republik unerläfsliche Zweck der Unterordnung des grofsen Haufens unter den

herrschenden Stand im Anfange des fünften Jahrhunderts erreicht war.« Am Schlufs des Abschnitts vom Staatsrechte, S. 450, erklärt sich Hr. Schultz auf eine, wie es uns scheint, zu heftige Weise gegen Savigny und die ganze sogenannte historische Schule der Juristen. Ref. hat schon oben bemerkt, warum er schon aus äufsern Gründen Savigny und seine Freunde nicht für so gefährlich halten kann, als der Verf. zu glauben scheint, dafs sie seyen. Hr. Schultz erklärt die drei bekannten Abhandlungen des berühmten Juristen alle drei für unbrauchbar. Er sagt S. 451: Von diesen Abhandlungen, deren irrige Ansichten mit einander durchaus verschwistert sind, werden wir die über die römische Steuerverfassung noch weiterhin ausführlich berühren müssen. In der Abhandlung über das *Jus Italicum* hat Hr. von Savigny seine Aufgabe weder staatswissenschaftlich noch geschichtlich erkannt, was in Bezug auf unsere oben versuchte Ausführung keines weitern Beweises zu bedürfen scheint. Der Unwerth der Abhandlung über das Colonat wird hernach auf vier Punkte zurückgeführt. Was die letzte Abhandlung betrifft, so geschieht ganz offenbar dem Hrn. von Savigny Unrecht, auch wenn er darin sollte geirrt haben, dafs er das Colonat erst unter den Kaisern hat entstehen, nicht aber nach und nach aus früheren Verhältnissen hervorgehen lassen; darüber glaubt Ref. urtheilen zu können, die beiden andern Abhandlungen kann er nicht beurtheilen. Wie in dieser Stelle mit grofser Härte Alles, was Savigny geleistet hat, als unbrauchbar bezeichnet wird, so wird in dem folgenden Abschnitt sowohl die ganze bis dahin allgemein geltende Ansicht vom Ackerbesitz und von der Vertheilung des öffentlichen Landes, als des Kriegswesens und der Bezahlung der Truppen durch eine ganz neue ersetzt. Was zuerst den Streit der Plebejer und Patricier angeht, so ist hier der Besitz der Patricier rechtmäfsig, ihr Betragen gerecht, die Forderungen, welche an sie gemacht werden, sind das Werk der Demagogen, die nur sich und ihren Vortheil im Auge haben, die Vertheilung der Ländereien, welche erzwungen wird, ist eine Spoliation. Es heifst in dieser Beziehung S. 497: In der alten Zeit (des strengen Kastenwesens) sey Alles ganz vortrefflich darauf eingerichtet gewesen, die dauernde Erhaltung eines treuen und wohlhabenden Bauernstandes und die Beförderung der Landescultur zu verbinden mit dem höchstmöglichen Vortheil, mit unerschütterlicher Sicherung der Staatseinnahme und der einfachsten Verwaltungsweise. Es habe aber, heifst es dort weiter, der unglückliche

Kampf zwischen Patriciern und Plebejern, welcher durch die Servische Gesetzgebung veranlafst worden, im Laufe der Jahrhunderte die alten Sitten gänzlich verändert.

Was das Kriegswesen angeht, so verspricht Hr. Schultz gleich im Anfang des Abschnitts von der Kriegsverpflichtung §. 73. S. 564: Er werde vorzüglich auf's Klarste den zerstörenden Einfluss der Servischen Gesetzgebung und die Unmöglichkeit darthun, dafs der dadurch beabsichtigte, die Theilnahme an der Herrschaft nach dem Mafsstabe der materiellen Leistungen bestimmende Actienstaat auf längere Zeit hätte bestehen können, und wie nur die Aufhebung des Servischen Princips durch Errichtung einer Vermögensaristokratie die Dauer der römischen Republik auf weitere Jahrhunderte sichern konnte. Auch hier sind wieder die Patricier die Leidenden, die Gedrückten, die sich Aufopfernden, der Plebs ist der ungehorsame, halsstarrige, von seinen Demagogen mifsbrauchte Haufen, der sein eignes Beste und die gütige und väterliche Sorge der Patricier verkennt. Hr. Schultz sagt S. 571: Die Folgen, welche dieses Servische System der Kriegsverpflichtung daher im Laufe der Zeit haben mufste, sind leicht zu ermessen. Welche Mittel die Patricier auch anwenden, welche Aufopferungen und Anerbietungen sie machen mochten, um den gemeinen Mann zum Kriegsdienst zu gewinnen, mufste es den plebejischen Partheiführern doch stets gelingen, den grofsen Haufen zu immer höheren Forderungen, ja oft in den Zeiten der gröfsten Gefahr zu unbedingter Verweigerung des Kriegsdiensts aufzureizen und die Patricier zu nöthigen, sich selbst in Massen dem Feinde entgegenzuwerfen. Nach diesem System waren also die Patricier sehr zu beklagen, und der Verf. beklagt sie recht aufrichtig. Ja er schreibt sogar ohne Rücksicht auf Cato und Horaz den alten Patriciern die feinere Bildung und Einfluss auf die Bildung des Volks zu. Wir wollen, um ihm nicht Unrecht zu thun, seine eignen Worte anführen. Er sagt S. 572: »Man begreift leicht, welchen nachtheiligen Einfluss die zunehmende Menge des Plebs auf den Bildungsstand des Volks äufsern, wie Rohheit, physische Masse, materielles Interesse je länger je mehr vorherrschen, und wie es den Patriciern immer unmöglicher werden mufste, den Andrang des Plebs auf ihre Vorrechte der Herrschaft mit Erfolg zurückzuweisen. So wird dann auch das Verhältnifs der Gläubiger zu den Schuldnern, das in der ganzen Welt ein sehr drückendes zu seyn pflegt, von diesen gebildeten und milden römischen Patriciern des Hrn.

Schultz zu einem erfreulichen und tröstenden und Alles, was die Geschichtschreiber (und zwar alle ohne Ausnahme) gegen die guten Patricier als Gläubiger sagen, ist baare Verläumdung. Man höre ihn S. 574: „Die Schuldner wurden Nexi in dem Sinne, in welchem Livius II, 24 und 26. sie anführt, dadurch, dafs sie wegen Zahlungsunfähigkeit den Gläubigern addicirt waren, um gegen Absetzung ihrer Schulden vom Census statt der Bezahlung für diese den Kriegsdienst zu verrichten.« Nach diesem wird man es ganz dem System gemäfs finden, dafs der Verf. behauptet, diese beispiellos tugendhaften Patricier hätten auch die Kriegsbeute immer ganz redlich getheilt, sie selbst und nicht die Tribunen hätten auf einen Sold angetragen. Niebuhr wird S. 577. in der Note wegen dieser Sache zurechtgewiesen, in einer andern Note auf der folgenden Seite wird ihm seine Ungläubigkeit an die bekannte Geschichte der Einnahme von Veji und der Wunder dabei vorgeworfen. Herr Schultz beruft sich dabei auf denselben *Consensus auctorum*, den er im Text in Beziehung auf das Verhältnifs der Patricier und Plebejer für nichtig erklärt. Die folgenden Untersuchungen über den Sold und das Verhältnifs des Soldes zu den Lebensmitteln, über die Erhöhung des Soldes unter Cäsar, unter Augustus und Domitian, so wie der Schlufs über die Gestaltung, welche die früheren Einrichtungen zur Kaiserzeit erhielten, hängen etwas weniger als das Vorige mit dem System, welches der Verf. dem jetzt in gelehrten Schulen herrschenden unterschieben will, zusammen. Man wird einen Mann von Fach über Dinge, die mit seinem Fach zusammenhängen, gern hören und die Belehrung dankbar annehmen, wenn man sie auch nicht mit dem Verf. für ausgemachte und sichere Geschichte halten sollte. Sonderbar ist uns übrigens aufgefallen, dafs dieses gelehrte Werk, voll Polemik und harter Angriffe auf Niebuhr und v. Savigny, und nicht frei von demselben stolzen und absprechenden Ton der Ueberlegenheit, der Unfehlbarheit und des vornehmen Ignorirens aller derer, die Historie und gelehrtes Grübeln getrennt haben wollen, den man den beiden Gegnern des Hrn. Schultz mit Recht vorwerfen kann, sich wie eine Predigt schliefst. Wir wollen diesen Schlufs hierher setzen, obgleich wir glauben, dafs gar nichts damit gesagt ist, wir möchten aber gern, wie der Verf. seinem Buch, so auch unserer Anzeige einen erbaulichen Schlufs geben. Doch nach dem Rathschlusse des allwaltenden Herrn des Himmels und der Erde, schliefst Hr. Schultz, hatte die alte Welt endlich

ihre letzte Bestimmung erfüllt. Wie hätte sie länger bestehen können, schon überstrahlt von dem Lichte des Glaubens und der Hoffnung auf Christus, welches mit siegender Macht das neue Reich Gottes verkündigte! Wenn das ein Gottes-Reich war, was an die Stelle der alten römischen Verfassung kam, dann beten wir mit Unrecht: zu uns komme dein Reich.

Schlosser.

Geschichte der griechischen Beredtsamkeit von unbestimmter Zeit bis zur Trennung des byzantinischen Reichs vom Occident. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann, Privatdocenten [jetzt Professor] a. d. Univ. zu Leipzig. Leipzig b. Ambr. Barth. 1833. 352 *S.* 8.

Eine umfassende Geschichte der griechischen Beredtsamkeit fehlte bisher den Deutschen, und, sofern das Werk von Belin de Ballu: Histoire critique de l'eloquence chez les Grecs, contenant la vie des orateurs, rhéteurs, sophistes et principaux grammairiens Grecs qui ont fleuri depuis l'origine de l'art jusques au troisième siècle après I. — C., avec des remarques historiques et critiques. Paris. 1833. II. Tom. 8. mehr das Gepräge rhetorischer Declamation, als historisch-kritischer Forschung an sich trägt, der Gesammt-Literatur. Es war daher eine würdige Aufgabe für einen Gelehrten, durch sorgfältige Benutzung der Quellen und Verarbeitung der über einzelne Theile dieses Gebietes vorhandenen, zum Theil vortrefflichen Special-Arbeiten ein diese Lücke ausfüllendes Werk zu liefern; und dafs sich Hr. Dr. Westermann dazu anheischig gemacht hat, ist um so erfreulicher, da er sich schon durch kleinere in dieses Fach einschlagende Arbeiten rühmlich bekannt gemacht hat. Die Aufgabe, die er sich gestellt und sehr befriedigend gelöst hat, giebt er selbst S. 3. mit folgenden Worten an:

I. „Historische Entwicklung derjenigen psychologischen und politischen Verhältnisse, unter denen die Beredtsamkeit zuerst als blofse Fähigkeit geübt ward, dann zur Kunst sich objectivirte, fortbildete und wiederum verfiel.«

II. „Darlegung der Zustände der Beredtsamkeit als Fähigkeit und Kunst zur Zeit ihres Entstehens, Fortgangs und Verfalls, in doppelter Beziehung: *a*) auf die Ausübung — Redner — *b*) auf die theoretische Begründung derselben — Techniker —, verbunden mit möglichst genauer, aus den Quellen selbst geschöpfter

Darstellung der wesentlichsten Lebensschicksale der Redner und Techniker, mit gewissenhafter Würdigung ihrer Verdienste, mit vollständiger Aufzählung und Charakterisirung ihrer Schriften, mit umsichtiger Mittheilung des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Bibliographie."

Auf diese Weise theilt er seinen Stoff nach der in der Geschichte der Künste und Wissenschaften gewöhnlichen Eintheilung in vier Hauptabschnitte.

I. Zeit des Entstehens von unbestimmter Zeit an bis zu den Perserkriegen, Ol. LXXII, 2. Mit Recht wird das bei den spätern Rhetoren übliche Verfahren, die Geschichte der Beredtsamkeit mit dem heroischen Zeitalter anzufangen, ja gar die drei Gattungen der Beredtsamkeit durch Menelaus, Nestor und Odysseus repräsentiren zu lassen, als unkritisch verworfen. Mit der grofsen Verehrung, deren die homerischen Gesänge in Griechenland genossen, hing es zusammen, dafs man in ihnen auch die Anfänge aller Künste und Wissenschaften, somit auch der Rhetorik fand. Andere gingen eine Stufe weiter hinauf, und schrieben die Erfindung der Beredtsamkeit den Göttern zu, von denen es bei Homer heifst:

οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἠγορόωντο.

und machten das heroische Zeitalter schon zur zweiten Periode. Vor der durch Solon begründeten demokratischen Verfassung kann eigentlich von Anfängen der Beredtsamkeit nicht gesprochen werden. Die durch diese Verfassung genährte ἰσηγορία, welche jedem Bürger das Recht, in der Versammlung zu sprechen und zu Gericht zu sitzen, sicherte, war das natürlichste Mittel, die Beredtsamkeit zu entwickeln: doch wurde sie zu bald durch die darauf folgende Tyrannei in ihrer Ausbildung gestört, und es bedurfte eines so gewaltigen Anstofses, wie die Perserkriege waren, um diesen, so wie alle andere im griechischen Volke schlummernden Keime zur Blüthe zu bringen. Hiermit beginnt der zweite Hauptabschnitt.

II. Zeit der Blüthe. Von den Perserkriegen bis zum Tode Alexanders von Macedonien. Ol. LXXII, 2. — CXIV, 1. Nachdem die Beredtsamkeit durch Männer wie Themistocles und Aristides (welcher von Hrn. W. für den Verfasser des bei der platäensischen Todtenfeier gehaltenen Epitaphios gehalten wird) mit Erfolg ausgeübt worden war, verpflanzte Gorgias, Ol. LXXXVIII, 2, die in Sicilien durch Korax erfundene, durch Tisias geförderte Redekunst nach Athen, wo ihr durch die Sophisten günstig

vorgearbeitet war; denn neben allen verwerflichen Seiten der Sophisten muſs man doch die Verdienste, welche sie nicht nur durch ihre eigenen Declamationen, sondern auch durch ihre Forschungen über Sprache und Grammatik um die Ausbildung der formellen Seite der Rhetorik hatten, anerkennen. Mit diesem Auftreten der Lehrer der Beredtsamkeit fällt zusammen die aus dem innersten Wesen der Demokratie heraus sich entwickelnde politische Beredtsamkeit, welche ihren Mittelpunkt in der Demagogie fand [zu der Literatur hierüber füge man den Artikel von Bähr in der Allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber], und somit waren die zwei Elemente gegeben, Schule und öffentliches Leben, welche die eben so schnell als herrlich hervortretende Blüthe der griech. Beredtsamkeit bedingten. Diese beiden Elemente aber verschmelzen sich nicht, sondern bestehen neben einander in ihrer Trennung fort, und so bilden sich aus ihnen heraus die zwei Hauptgattungen der Beredtsamkeit, die sophistische und die politische. Gegen Ende dieser Periode wird die politische Beredtsamkeit durch Demosthenes auf die höchste Stufe der Vollendung erhoben, die Theorie erhält durch Aristoteles philosophische Begründung und wissenschaftliche Einheit. Aber kaum ist dieser Höhepunkt erreicht, so tritt mit dem Verlust der politischen Freiheit auch der Verfall der Beredtsamkeit ein. Dies ist der

III. Hauptabschnitt. Von Alexanders d. Gr. Tode bis zur Unterjochung der Griechen durch die Römer. Ol. CXIV, 1. 324. — Ol. CLVIII, S. 146. — Demetrius Phalereus steht an der Grenze dieser Zeit des Verfalls. Der ätolische und der achäische Bund boten zwar in ihren demokratisch organisirten Versammlungen der Beredtsamkeit Spielraum, und Männer, wie Aratus, Philopoemen, Lycortas, Aristänus hatten glückliches Talent der Beredtsamkeit, aber ihre Reden scheinen mehr improvisirt als wohl vorbereitet gewesen zu seyn. Sonst concentrirte sich das Besprechen politischer Angelegenheiten in den Gesandtschaften, welche die griechischen Staaten sowohl unter sich als vorzüglich an die Römer abschickten: allein gegenüber von den Siegern hatten dergleichen Vorträge den Charakter demüthiger Unterwürfigkeit und Bitte, der Anklage oder Vertheidigung. Die gerichtliche Beredtsamkeit war ganz in den Hintergrund gedrängt. Auf diese Weise in ihrem Daseyn gekümmert, wandte sie sich nach dem Auslande, östlich nach Asien, wo sich die durch ihre Weichlichkeit und Schönrednerei markirte asianische Beredtsamkeit bildete, westlich nach Rom, wo die aus drei Philosophen, dem Akademiker Car-

neades, dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Critolaus bestehende Gesandtschaft der Athener Ol. CLVI 2/3 unter der römischen Jugend dieselbe Begeisterung erweckte, wie einst die Leontinische Gesandtschaft in Athen. Die Rhetoren von Profession verstummen mit Aristoteles Auftreten ganz, ihre Kunst geht nun ganz in die Hände der Philosophen über. Namentlich gaben sich die Peripatetiker und Stoiker damit ab. Je mehr die Bedeutung des öffentlichen Lebens verschwand, desto mehr wurde die blos wissenschaftliche Behandlung der Beredtsamkeit herrschend, und dies wurde ihr ausschliefsender Charakter in dem

IV. Hauptabschnitt. Von der Unterjochung der Griechen durch die Römer bis zu Theodosius d. Gr. Tode, oder zur Trennung des byzantinischen Reiches vom Occident. 146 v. Chr. — 395 n. Chr., was die Zeit der Entartung ist. Athen, vermöge seiner unzerstörbaren, tiefgewurzelten geistigen Bildung am geeignetsten, war während dieser ganzen Periode der Hauptpunkt der rhetorischen Bestrebungen. Die in der vorigen Periode nach Asien ausgewanderte Beredtsamkeit kehrte in das Mutterland zurück, und machte sich da in der Gestaltung, die sie unter jenem verweichlichten, politisch unselbstständigen Volke gewonnen hatte, geltend; und Rom, wo die begeisterte Aufnahme griechischer Redner dem alten Cato ernste Besorgnisse erweckt hatte, sendet nun seine Jünglinge schaarenweise nach Athen und Asien, um griechische Philosophie und Beredtsamkeit zu studieren. Auf eine glänzende Höhe wird das wissenschaftliche Leben Athens durch Marc-Aurel erhoben, durch Errichtung einer philosophischen und einer rhetorischen Schule; jene hatte 4, diese 2 Catheder, einen sophistischen und einen politischen. Auf dicse Weise sollte die seit der römischen Unterjochung versäumte politische Beredtsamkeit neben der sophistischen wieder erweckt werden; allein selbst die kaiserliche Verordnung vermochte nicht, ihr wieder eine selbstständige Existenz zu sichern; dagegen erhob sich die sophistische Beredtsamkeit zu hoher Blüthe, und die Aussicht auf die mit 10,000 Drachmen dotirten, mit vielen andern Vergünstigungen verbundenen Catheder lockte eine Menge Sophisten nach Athen, welches nun der Tummelplatz dieser eitlen Sippschaft wurde. Sie declamirten auf öffentlichen Plätzen, Tempeln und Theatern, veranstalteten oft declamatorische Wettkämpfe, und liefsen sich auf ihren Wanderungen in den berühmtesten Städten bald aufgefordert, bald unaufgefordert hören. Auf diese Weise war die Beredtsamkeit, aller Einwirkung auf Verhältnisse des Lebens beraubt,

zum Werkzeug leerer Ostentation herabgesunken. Ihre letzte Kraftanstrengung entwickelte sie in dem Kampf der heidnischen Sophisten mit den christlichen Gelehrten, der von beiden Seiten mit unrühmlichen Waffen geführt wurde, mit schwankendem Glück, je nachdem der kaiserliche Hof sich auf Seiten der heidnischen oder christlichen Parthei stellte, bis endlich mit dem Siege des Christenthums die heidnische Sophistik ganz verstummte. Ein höheres, aber auch kraft- und saftloseres Alter erreichten die Techniker. Das von Aristoteles aufgeführte Gebäude blieb zwar als Basis anerkannt, wurde aber durch eine Menge Zusätze, Definitionen und spitzfindige Deductionen zu einem das Gedächtnifs erdrückenden Ballast erweitert. Ihre Aufgabe war nicht, zu zeigen, wie man ein Redner werden, sondern wie man eine Rede machen sollte. Ein richtiges Gefühl von der Unmacht der eigenen Zeit führte einige auf ästhetisch-kritische Würdigung oder grammatisch-rhetorische Erklärung der alten Attiker; aber bei vielen reichte die Kraft nicht weiter, als lexikalisch geordnete Auszüge rhetorischer Phrasen anzulegen. Die Bestrebungen der Techniker hatten sich mit Hermogenes, dem Zeitgenossen Marc-Aurels, beinahe erschöpft; nach ihm kommt keine umfassende Technik mehr zu Stande, und, abgerechnet einige προγυμνάσματα ῥητορικῆς und einige Tractätchen über Figuren und Tropen dreht sich fast die ganze Thätigkeit der Techniker um die Erklärung seiner Rhetorik, sie wird auch von christlichen Schriftstellern als unübertreffliches Muster anerkannt, und bis in die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches selbst von Mönchen (wie Georgius Diaereta, Maximus Planudes) und Patriarchen, wie Joannes Siceliota, zuerst Mönch, dann Patriarch in Constantinopel, commentirt und epitomirt.

Dies ist in den allgemeinsten Umrissen eine Skizze dieser Geschichte, welche vermöge ihres reichen, in Paragraphen gedrängten, mit den literarischen Nachweisungen in den Noten versehenen Inhaltes einen detaillirteren Auszug nicht wohl gestattet, ohne die uns gesteckten Grenzen zu überschreiten. Eine sehr zweckmäfsige Zugabe bilden funfzehn Beilagen, worin die Werke der fruchtbarsten Redner und Sophisten verzeichnet sind. Sie sind nach der Anlage von Fabricius ausgearbeitet, und so war es unvermeidlich, dafs nicht mit dem Guten auch mancher Irrthum herübergenommen wurde. So wird z. B. p. 324. als nicht herausgegebene Schrift des Aristides ein Werkchen: *de funebris orationis scribendae ratione* aufgeführt, das aber dem Aristides gewifs

nicht angehört, da er mehremal darin als Auctorität angeführt wird; z. B. gleich im Anfang: Εἴληφε δὲ τὴν προσηγορίαν (sc. ὁ ἐπιτάφιος) οὐδαμόθεν ἄλλοθεν, ἢ ἀπὸ τοῦ λέγεσθαι ἐπ' αὐτῷ τῷ σήματι, οἷόν εἰσιν οἱ τρεῖς Ἀριστείδου λόγοι· οἵους γὰρ εἶπεν ὁ πολέμαρχος — τοιούτους ὁ σοφιστὴς συνέταξεν. Ref. hat sich aus mehrfacher Erfahrung überzeugt, dafs solchen Angaben von unedirten Werken bekannter Schriftsteller vor vorhergegangener Prüfung nicht zu trauen sey. So sagt z. B. Fabric. T. VI. p. 104. in Cod. Par. 3037. sey eine Schrift von Phoebammon über die στάσεις enthalten; bei näherer Untersuchung aber fand sich, dafs es kurze Scholien zu Hermogenes περὶ στάσεων waren, und dafs man auf Phoebammon als Verf. wohl nur darum kam, weil dessen Schrift περὶ σχημάτων vorangeht. Als Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher Ref. diese Schrift gelesen hat, erlaubt er sich noch einige andere kleine Beiträge und Berichtigungen beizufügen.

1) Gleich in der Vorrede p. X. sieht sich Ref. veranlafst, sich gegen einen ihm gemachten Vorwurf zu vertheidigen, nämlich dagegen, dafs er nicht an der Spitze des ersten Bandes der Rhetores Graeci ein Verzeichnifs sämmtlicher in der ganzen Sammlung enthaltenen Schriften gegeben habe. Dies geschah schon im April 1831. durch einen von der Cotta'schen Buchhandlung ausgegebenen Prospectus: im ersten Band der Ausgabe selbst wiederholte Ref. absichtlich dieses Verzeichnifs nicht, weil er dadurch auf Jahre lang an die dort angegebene Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften gebunden gewesen wäre.

2) Hr. W. sagt auf der genannten Seite der Vorrede, dafs er die Schrift von A. Schott: de claris apud Senecam rhetoribus, nur vom Hörensagen kenne. Es müfste ein eigener Zufall seyn, wenn diese nicht so sehr seltne Schrift nicht in der gelehrten Lipsia existiren sollte. Sie erschien zuerst in der Editio Commeliniana Operum Senecae vom J. 1603. und 1604. Beide Ausgaben sind im Ganzen eine und dieselbe; nur sind in der von 1604. Gruteri Animadversiones in Senecam aus der früheren Commeliniana von 1594. hinzugelegt und aufserdem die Notae Tironianae auf einem besonderen Titelblatt beigefügt worden. Darauf wurde der Aufsatz »recognitus« nicht erst in der Paris. opp. sen. a. 1613, sondern schon in der Paris. a. 1607. apud Hadr. Perier abgedruckt, und ist aus diesen beiden Ausgaben auch in die späteren Pariser von 1619 und 1627. und in die Genfer von de Iuges a. 1628. übergegangen. Sämmtliche hier aufgezählte Ausgaben sind

in Folio. Seitdem ist die Schrift nicht mehr gedruckt worden. Dagegen ist wohl

3) mit Sicherheit anzunehmen, dafs Maussac's accurata tractatio de veterum rhetorum orationibus — cum eorum reliquiis, quae nobis supersunt, nicht erschienen ist.

4) p. 37. 4.) ist die Angabe ungenau, dafs die Schol. anonymus ad Aphthonii progymnasmata in Montfaucon's Bibl. hist. wiedergedruckt sey in Schneiders epistola ad Langerum vor Wezel's Ausgabe von Cic. Brutus. Wenn man nachschlägt, so findet man, dafs Hr. W. nur eine daraus excerpirte Stelle versteht, der Ausdruck ist aber so gestellt, dafs man das Ganze dort zu finden glaubt.

5) p. 99. bei Aufzählung der Reden des Aristogiton will Hr. W. statt *ἀπολογία πρὸς Δημοσθένην τὸν στρατηγὸν*, nach dem Vorgang von Kiessling Quaestt. Atticc. spec. p. 4. lesen: *Λεωσθένην*. Allein die Lesart *Δημοσθένην* hat einen Halt in einem Scholion eines Anonymus zum Hermogenes (Tom. VII. p. 1021.) *καὶ ἀκόσμητον μὲν λόγον καλεῖ τὸν τραχύτητος μόνης ἀνάπλεων, οἷα δὴ πολλὰ παρὰ τῷ Ἀριστογείτονί ἐστιν ἐν τῷ κατὰ Δημοσθένους*. Demnach möchte ich lieber den Zusatz *τὸν στρατηγὸν* bei Suidas deliren, als eine sonst nirgends erwähnte Rede *πρὸς Λεωσθένην* aufführen, oder es könnte auch wegen dergleichen Endung beider Namen nach *Δημοσθένην* ausgefallen seyn: *πρὸς Λεωσθένην*.

6) p. 213. 3. ist zu den Schriften des Sophisten Polemon eine Declamation über Kephalos beizufügen, nach Sopater *διαίρεσις ζητημ.* p. 287. Ald. *ὁ μὲν γὰρ Κέφαλος παρὰ Πολέμωνι μηδεμίαν καθ' ἑαυτοῦ πώποτε δεδωκὼς τοῖς πολίταις λαβὴν διηγεῖται τὴν πολιτείαν τὴν ἑαυτοῦ*.

7) p. 309. 35. ist zu der Rede des Hyperides *ὑπὲρ Λυκούργου* ein Fragment zu bemerken, das in dem Commentar des Gregorius Corinthius zu Hermogenes *περὶ δεινότητος*, Rhet. Gr. T. VII. p. 1226. steht.

Am meisten hätte Ref. über die Literatur des §. 104. zu bemerken und zu berichtigen, unterläfst dies aber um so mehr, da Hr. W. dies ohne Zweifel seiner Zeit selbst in Nachträgen, oder, was wohl nicht zu lange anstehen wird, in einer zweiten Auflage seines Buches geben wird. Somit schliefsen wir diese Anzeige, indem wir mit Verlangen dem zweiten Theile dieses verdienstvollen Werkes, welcher die Geschichte der römischen Beredtsamkeit enthalten wird, entgegensehen.

C. Walz.

A Constitution and Plan of Education for Girard College for Orphans, with an introductory report, laid before the Board of Trustees. By Francis Lieber. Philadelphia 1834. 227 *S. gr.* 8.

Ref. hat neben seinen Berufsstudien allezeit dem Schul- und Unterrichtswesen vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt, insbesondere rücksichtlich der schwierigen Frage über eine zweckdienliche Verbindung des philologischen und des sogenannten Real-Unterrichts, in sofern letzterer sich hauptsächlich auf die mathematischen und physikalischen Disciplinen bezieht, denen man seit einiger Zeit nicht blos auf den höheren Lehranstalten ein gröfseres Gewicht beilegt, sondern auch auf Gymnasien und Schulen einige Unterrichtsstunden zu widmen pflegt. Neuerdings hat aufserdem dieser Gegenstand namentlich in Deutschland allgemeines Interesse erweckt, und zwar nicht blos wegen seiner eigenthümlichen Wichtigkeit, die durch die Gründung mehrerer, namentlich polytechnischer, Lehranstalten seither beurkundet wurde, sondern auch insbesondere deswegen, weil einige europäische, und vor allen die nordamerikanischen Staaten vorzugsweise unsere vaterländischen Schulen als Muster betrachteten, wonach sie ihre eigenen abzuändern oder neu einzurichten wünschten. Fragt man nach den Ursachen jenes sehr allgemein zugestandenen Vorzugs, so möchte Ref. mindestens einen Theil derselben in dem eigenthümlichen soliden Charakter der Deutschen finden, die bei natürlicher Anlage zum anhaltenden Fleifse auf der einen Seite verschmähen, nach augenblicklich scheinbarer Mode sofort das Bestehende zu ändern, auf der andern aber nicht mit unbeugsamer Beharrlichkeit dasjenige beibehalten, was nach besonnener Prüfung als veraltet und der Zeit nicht mehr angemessen erscheinen mufs. Möchte doch eine solche unserm Vaterlande zu Theil gewordene ehrenvolle Huldigung allgemein das Bestreben rege machen, diese durch vieljährige Anstrengung mühsam errungenen Lorbeern auch künftig nicht zu verlieren.

Schon mehrmals hat Ref. die Leser dieser Zeitschrift mit einigen den genannten Gegenstand betreffenden wichtigen Werken oder mindestens mit seinen eigenthümlichen Ansichten über dieselben bekannt gemacht, und hofft auch jetzt durch die Anzeige der vorliegenden, erst im Januar dieses Jahres zu Philadelphia gedruckten, Schrift den Wünschen aller derjenigen entgegen zu kommen, denen es Vergnügen macht, die Fortschritte des Unterrichtswesens in einem entfernten Welttheile kennen zu lernen, worauf die Augen so Vieler schon deswegen gerichtet sind, weil

eine grofse Zahl unserer Landsleute, nicht selten durch irrigen Wahn geleitet, dort auf leichte Weise ihr Lebensglück zu finden hofft. Zugleich ist der Inhalt dieses gehaltreichen Werkes nicht blos wegen des darin abgehandelten Hauptgegenstandes, sondern auch wegen einer Menge dabei obwaltender Nebenbedingungen von grofser Wichtigkeit. Dieses geht schon aus einer Stelle hervor, welche ein helles Licht auf manche eigenthümliche Verhältnisse jener grofsen überseeischen Staaten und die Beziehungen des in vorliegender Schrift enthaltenen Gegenstandes zu denselben wirft, wovon hier daher der Hauptinhalt mitgetheilt werden möge. »In einem Lande,« sagt der Verf., »als das unsrige (Philadelphia), wo die Regierung nicht ermächtigt ist, grofse Summen auf die Beförderung der Wissenschaften zu verwenden, wie in den gröfseren monarchischen Staaten Europa's, zu einer Zeit, wo das schnelle Wachsen einiger unserer schönsten Städte uns warnt, dafs künftig so leicht ein Theil der Bevölkerung ohne Vorbereitung zur Erfüllung ihrer geheiligten Pflichten als gute Bürger aufwachsen könnte, wenn wir nicht bei Zeiten einem Uebel begegnen, welches am meisten im Widerspruche mit einem weisen Gebrauche der Freiheit steht, in einer Periode, wo die Ausbildung der Wissenschaften reifsende Fortschritte macht, viele Unterrichtsanstalten aber sich als veraltet und den gegenwärtigen Verhältnissen nicht angemessen zeigen, wo man allen Classen der Bewohner Unterricht zu ertheilen und namentlich die Kenntnifs der Natur und ihrer Gesetze zur fruchtbaren Anwendung auch unter den Gewerbtreibenden zu verbreiten, sich mehr als jemals berufen fühlen mufs, händigt ein Privatmann auf seinem Todtenbette uns die Schlüssel zu seinen wahrhaft königlichen Schätzen ein, und sagt: gebraucht sie zur Erziehung und zum Unterrichte derjenigen, die dessen am meisten bedürfen, zur Beförderung und Verbreitung von Wissenschaft, Kenntnissen und Kunstfertigkeiten.«

(Der Beschlufs folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. *Lieber, on Girard's College.*

(Beschlufs.)

Mit dieser Sache, deren Zusammenhang sicher unsere Leser interessiren wird, hat es folgende Bewandtnifs, so weit dieses hierher gehört, und aus der vorliegenden Schrift zu entnehmen ist. Stephen Girard, welcher ursprünglich aus der Fremde nach New-York eingewandert war, dort mit Glück eine untergeordnete Rolle in Handelsgeschäften übernahm, später zu New-Orleans bis zur ersten Officierstelle auf Handelsschiffen gelangte, die er später auf eigene Rechnung führte, und endlich zu Philadelphia als angesehener Bürger und Kaufmann lebte, bestimmte in seinem Testamente einen ihm zugehörigen grofsen, zwischen vier Strafsen gelegenen, Platz in letzterer Stadt zur Errichtung eines nach seinem Namen *Girard College* genannten Institute zur Erziehung und zum Unterrichte von mindestens 300 Waisenknaben weifser Race zwischen 6 und 10 Jahre alt bis nach zurückgelegtem 18ten Jahre, und wies eine Capital-Summe von mindestens Zwei Millionen Dollars (oder nahe 5 1/10 Mill. Gulden rhein.) zur Einrichtung und Erhaltung desselben an. Die Achtung gegen den Stifter einer so grofsartigen Anstalt wird ausnehmend vermehrt, wenn man die einzelnen darauf bezüglichen Bestimmungen näher betrachtet, die er selbst gemacht hat und aus denen deutlich hervorgeht, dafs derselbe nicht blos Schätze zu erwerben, sondern auch weise zu verwenden wufste. So heifst es gleich Anfangs in seinem Testamente: »As I have been for a long time impressed with the importance of educating the poor, and of placing them by the early cultivation of their minds and the development of their moral principles above the many temptations, to which through poverty and ignorance they are exposed; and I am particularly desirous to provide for such a number of poor male white orphan children, as can be trained in one institution, a better education, as well as a more comfortable maintenance than they usually receive from the application of the public funds« u. s. w.

Nach den weiteren Bestimmungen sollen Waisenknaben in folgender Ordnung bevorrechtet seyn, zuerst die aus Philadelphia, dann die aus Pensylvanien überhaupt, zunächst die aus New-York und endlich aus New-Orleans; alle sollen durch die öffentliche Behörde der Hauptstadt Anwartschaft erhalten, und aufgenommen werden, sobald ein Platz für sie vacant wird. Sollte von dem jährlich zu verwendenden Fond ein Ueberschufs bleiben, so ist dieser als weiteres Capital zu künftiger Verwendung anzulegen, sollte aber bei zu starker Concurrenz der Ertrag der bestimmten zwei Millionen nicht reichen, so sind die Testaments-Executoren berechtigt, von andern zu öffentlichen Zwecken, zur Verschönerung der Stadt u. s. w. von ihm bestimmten Summen das Erforderliche zu nehmen, um davon die Gebäude des Institutes zu erweitern und eine gröfsere Zahl von Zöglingen aufzunehmen. Wie weit diese unbestimmte Vollmacht sich erstrecken dürfe, findet Ref. nirgend angegeben, glaubt aber auf irgend eine Weise erfahren zu haben, dafs die Disposition im Ganzen sich bis auf eine Capitalsumme von 5 Mill. Dollars erstrecke.

Es ist in der That merkwürdig, bis auf welche Kleinigkeiten herab der Erblasser die äufsere und innere Einrichtung seines Lieblings-Institutes durchdacht und gröfstentheils in seinem Testamente selbst angeordnet hat. So ist nicht blos der Platz, sondern es ist auch die Art seiner Befriedigung durch eine Mauer mit Stacket, die Gröfse, Gestalt und innere Einrichtung des Hauptgebäudes, die vorläufige Zahl der Nebengebäude, die Lage der Treppe, der Raum der Hauptzimmer, die Zahl der Thore, die Höhe der Fenster und Brüstungen u. s. w. angegeben. In einem kleineren Gemache soll der Verfügung nach seine Bibliothek nebst seinen Hauptbüchern und vorzüglichsten Handelsscripturen aufbewahrt, andere geeignete Zimmer aber sollen mit seinen nachgelassenen Möbeln und Utensilien versehen werden, wobei man den Geist der Testamentsexecutoren sofort durchschauet, wenn sie ohne eine hierüber vorhandene Bestimmung die Büste Washington's und Girard's zur Zierde der neuen Anstalt aufzustellen verordnen. Aufserdem verlangt der Stifter eine Bibliothek, eine Sammlung physikalischer, chemischer und technischer Apparate, technische Werkstätte, und einen Platz für körperliche Uebungen. Von kluger Vorsicht zeigt die Bestimmung, dafs bei jedem aufzunehmenden Zöglinge die Angehörigen durch eine der Oberdirection genügende, der höchsten städtischen Behörde zur Kenntnifs gebrachte, Erklärung sich von

jeder Einmischung in die Erziehung und den Unterricht der eintretenden Zöglinge lossagen sollen. Girard fordert ferner, dafs die aufgenommenen Knaben einfache aber gesunde und hinreichende Nahrung, einfache und reinliche, aber nicht kostbare Kleidung, auf keine Weise eine Uniform, erhalten und in geräumigen Zimmern auf bequemen Betten schlafen sollen.

Im Ganzen hatte der Stifter einen höheren Gesichtspunct im Auge, als eine blofse Versorgungsanstalt zu gründen, vielmehr war es ihm um eine bessere Erziehung und einen gründlichern Unterricht zu thun, als gewöhnlich in solchen Anstalten ertheilt werden. Daher empfiehlt er Sorge für die Gesundheit, Reinlichkeit des Körpers und der Kleider, eine zweckmäfsige Vertheilung der Zeit zwischen Anstrengung und Erholung. Als Gegenstände des Unterrichts werden Lesen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik, Geographie, Navigation, Geodäsie, praktische Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Chemie, Physik, französische und spanische Sprache expreſs genannt; die Disciplin soll mild, aber ernst seyn, überhaupt, heifst es wörtlich: „I would have them taught facts and things rather than words or signs, and especially I desire, that by every proper means a pure attachment to our republican institutions, and to the sacred rights of conscience, as guaranteed by our happy constitutions, shall be formed and fostered in the minds of the scholars.« Sollte ein oder der andere Knabe wegen schlechter Aufführung den übrigen gefährlich werden, so mufs man ihn nach vergeblicher Anwendung gelinderer Mittel aus der Anstalt entfernen. Vor allen Dingen empfiehlt der Stifter eine vorsichtige Wahl der Lehrer theils rücksichtlich ihres moralischen Charakters, theils ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit, auch gehöriger Befähigung in Beziehung auf den zu ertheilenden Unterricht.

Eine einzige Anordnung des edlen Wohlthäters zahlloser verlassener Waisen mufste für die gewissenhaften Executoren seines letzten Willens einige Unannehmlichkeiten herbeiführen, und man wird in der That leicht veranlafst zu gestehen, dafs eine im Allgemeinen wohlbegründete Ansicht ihn zu einer harten und unbilligen Ueberschreitung der erlaubten Grenzen geführt habe. Es ist nämlich verordnet, dafs kein Geistlicher, kein Missionär oder Diener irgend einer (kirchlichen) Secte jemals als Lehrer oder sonst zu irgend einem Geschäfte in der Anstalt genommen, ja dafs solchen selbst nur der Zutritt in dieselbe gestattet werden solle. — Allerdings werden manche einen Anstofs hieran zu

nehmen geneigt seyn, allein wenn man bedenkt, dafs zugleich religiöse Erbauungen im christlichen Sinne angeordnet werden, und wenn man berücksichtigt, dafs gerade die nur etwas gebildeten Seefahrer in ihrer Abgeschiedenheit von den täglichen Zerstreuungen des Lebens am Lande, und da sie sich so oft hülflos von drohenden Todesgefahren umgeben sehen, vorzugsweise ein religiöses Gemüth zu haben pflegen, so kann man unmöglich einen solchen ächt christlichen Wohlthäter der verlassenen Jugend, dessen gesammte Anordnungen das deutlichste Gepräge eines wohlgeregelten Verstandes und tief fühlenden Gemüthes tragen, für einen Freigeist erklären, sondern mufs zu der Ueberzeugung gelangen, dafs die Furcht, irgend eine religiöse Sectirerei möge die ihm so sehr am Herzen liegende Schöpfung zerstören, ihn zu übertriebenen Mitteln, dieses zu verhüten, bewogen habe. Dr. Lieber, der Verf. dieser Schrift, meint, dafs die Kenntnifs der Philosophie des Helvetius, dessen Werke sich unter seinen Büchern befinden, und nach welchem er früher eins seiner Schiffe benannte, seinem in Sachen des Glaubens tief fühlenden, aber nicht räsonirenden, Gemüthe einen Widerwillen gegen jede Sectirerei beigebracht habe, der ihn bewegen konnte, zur Verhütung einer nach seinen Ansichten höchst drohenden Gefahr selbst die Grenzen der Billigkeit zu überschreiten. Wir wollen aber, um den Schatten, den eine zu weit getriebene Furcht leicht auf das Bild eines Mannes werfen könnte, den man zu achten, hochzuschätzen und wegen seiner Handlungen aus humanem Mitgefühl zu verehren sich veranlafst fühlt, möglichst zu verwischen, ihn selbst über diesen Punkt reden lassen. »In making this restriction, I do not mean to cast any reflection upon any sect or person whatsoever; but as there is such a multitude of sects, and such a diversity of opinion amongst them, I desire to keep the tender minds of the orphans, who are to derive advantage from this bequest, free from the excitement, which clashing doctrines and sectarian controversy are so apt to produce; my desire is, that all the instructors and teachers in the college shall take pains to instill into the minds of the scholars *the purest principles of morality*, so that, on their entrance into active life, they may *from inclination and habit*, evince *benevolence towards their fellow creatures*, and a *love of truth, sobriety and industry*, adopting at the same time such religious tenets, as their *matured reason* may enable them to prefer.« Wenn man diese Stelle, und den Umstand berücksichtigt, dafs

die besonders ausgezeichneten Worte in der Urschrift des Testaments roth unterstrichen sind, so kann man kaum umhin, diese durch Girard ausdrücklich gemachte Bestimmung auf einen weit tiefer liegenden Grund zurückzuführen. Wird nämlich erwogen, dafs das Institut mindestens 300 Waisenknaben aus den verschiedensten Ständen und Volksklassen in sich fassen soll, deren Unterhalt, Erziehung und Unterricht zu einem einzigen grofsen Ganzen verschmolzen ohne alle äufsere Einmischung der Anstalt ausschliefslich anheimfällt, berücksichtigt man, dafs bei allgemeiner Duldung die Bekenner der verschiedensten Religionen und kirchlichen Secten in den Hauptstädten der nordamerikanischen Freistaaten vereint gefunden werden, und nimmt man endlich hinzu, mit welcher ängstlichen Sorge namentlich die weiblichen Verwandten vaterloser Waisen über die Beibehaltung ihrer Confession bei diesen wachen, so begreift man kaum, wie der Erblasser eine andere Einrichtung treffen konnte, ohne seine grofsartige Pflanzung im Aufkeimen zu verletzen und seine reichen Wohlthaten den Empfängern unausgesetzt beim Genusse zu verbittern. Hart und intolerant wäre es gewesen, wenn er den Beitritt zu einer von ihm bevorzugten Confession als Bedingung der Aufnahme festgesetzt hätte, für alle verschiedene Arten des Glaubens einen abgesonderten und getrennten Religions-Unterricht einzuführen, war kaum möglich und auf allen Fall mit der gänzlichen Entfernung jedweder Einmischung der Verwandten in die Erziehung und den Unterricht der Zöglinge unvereinbar, denn woher sollten sie Gewähr erhalten, dafs jeder in dem Glauben seines Vaters auferzogen würde, wenn ihnen nicht gestattet war, hierüber nur Erkundigung einzuziehen? Es blieb also nichts weiter übrig, als den jungen Gemüthern allgemein eine solche religiöse und moralische Bildung zu geben, die künftig für Christ, Jude und Muselmann, so wie für alle verschiedene Secten eine sichere Grundlage abgeben konnte, um mit hoher Toleranz irgend einen die eigene Ueberzeugung am besten befriedigenden Glauben darauf zu bauen, eine solche Religion, in welcher sich dem Wesen nach die ächten Verehrer eines einzigen wahren Gottes insgesammt vereinigen.

Ref. hat bisher den Gegenstand, um den es sich handelt, in seinen wesentlichsten Umrissen mitgetheilt, und könnte es den Lesern überlassen, die mannigfaltigen Reflectionen selbst anzustellen, die sich beim Ueberblick desselben darbieten; einige wenige derselben möge jedoch erlaubt seyn, mit kurzen Worten

anzudeuten. Es hat allerdings etwas Grofsartiges und Imposantes, wenn man lieset, was Privatleute in jenen überseeischen Staaten auszurichten vermögen. Wenn man von der einen Seite die Möglichkeit des Erwerbs so unermefslicher Schätze und von der andern den Patriotismus gehörig würdigt, der sie dem Vaterlande in so reichem Mafse zum ewigen Andenken wieder zufliefsen läfst, so darf man sich nicht wundern, dafs manche Individuen, durch den äufseren Schimmer der Sache geblendet, dort gleichfalls eine bedeutende Stufe des Glücks erringen zu können wähnen. Gleichzeitig dringt sich unwillkührlich die Bemerkung auf, dafs es gerade republikanische Staaten sind, in denen Einzelne, man darf sagen oft, zu unermefslichen Reichthümern gelangen, und diese dann mitunter zu grofsartigen öffentlichen Zwecken verwenden, und wenn dann ein solcher Wohlthäter an seinen Mitbürgern, wie Stephen Girard im vorliegenden Falle, mit so enthusiastischer Vorliebe für jene Staatsverfassung redet, und seinen Zöglingen die Liebe zu jenem Vaterlande, Achtung der bestehenden Gesetze und unverbrüchlichen Gehorsam gegen dieselben dringend empfiehlt, so könnte es allerdings den Schein gewinnen, als ob republikanische Verfassungen ausschliefslich oder mindestens vorzugsweise geeignet seyen, Hülfsquellen zur Erlangung so grofsartiger Resultate zu eröffnen. Bei genauerer Prüfung verliert indefs diese Ansicht ihren einseitigen Glanz, und auch die Schattenseiten treten hervor, wenn man nicht allzusehr geblendet ist, um sie überhaupt wahrzunehmen. Allerdings gelangen in den gröfseren Städten Nordamerika's verhältnifsmäfsig viele zu unermefslichen Reichthümern, aber nicht in Folge der republikanischen Verfassung, denn sonst müfste es in der Schweiz gleichfalls so seyn, sondern weil sie Welthandel treiben und Centralpunkte weit ausgedehnter Länderstrecken sind, wo sich die wenigen hochbegüterten der gesammten Bewohner vereinigen. Grofsartige wohlthätige Stiftungen, wie die in Rede stehende, sind allerdings dort häufiger, als auf dem europäischen Festlande, allein ein Theil der Ursache hiervon liegt gerade in dem dort noch zur Zeit herrschenden dringenden Bedürfnisse. Mit Recht heifst es in dieser Beziehung in der oben bereits erwähnten Stelle, dafs in republikanischen Staaten, wo es nicht in der Macht der Regierung steht, gelehrte und Wohlthätigkeits-Anstalten zu gründen, Privaten zur Ergänzung dieses Mangels sich berufen fühlen müssen. Dafs sie dieses thun, und in einer so aufserordentlichen Ausdehnung, als der vorliegende Fall im grofsartigen Beispiele zeigt, ist lobens-

werth und verdient die allgemeinste dankbare Anerkennung, und wenn gleich in den monarchischen Staaten Europa's viele, gleich grofse und noch gröfsere Institute, wie unter andern das Waisenhaus in Potsdam für 700 verwaisete Kinder neben zahlreichen andern Wohlthätigkeits- und Bildungs-Instituten bereits existiren, so würden dennoch allerdings auch hier manche ohne Kinder und dürftige nahe Verwandte sterbende Privaten wohl thun, wenn sie durch Verwendung eines Theiles ihres Vermögens zu nützlichen Stiftungen ihrem Andenken die Unsterblichkeit zu sichern strebten. In monarchischen Staaten ist dieses in gewisser Hinsicht noch leichter als in republikanischen, weil eine weise und gerechte Regierung zwar die Bestimmungen der Stifter stets ehren und möglichst genau vollführen wird, dann aber zugleich zweckdienlich ändern kann, wenn durch andersgestaltete Verhältnisse die wörtliche Beibehaltung den wohlthätigen Absichten derselben geradezu widerstreitend mehr Schaden als Nutzen herbeiführen würde, statt dafs die strenge Erfüllung der buchstäblichen Bestimmung eben in den nordamerikanischen Freistaaten schon jetzt manche frühere Stiftungen unnütz oder minder brauchbar macht. Die Gröfse des eben dort herrschenden Mangels an wissenschaftlichen Anstalten geht namentlich schon daraus hervor, dafs noch keine einzige Sternwarte daselbst vorhanden ist, nachdem England deren bereits zwei in kaum erstehenden Provinzen, auf Neuholland und dem Cap errichtet hat. Jeder Verehrer der Wissenschaft wird daher mit innigem Vergnügen die Fortschritte der Literatur und Kunst in jenen unermefslichen, von der Natur vorzugsweise begünstigten, jugendlichen Staaten theilnehmend beachten, und die eifrigen Beförderer derselben segnen, allein Amerika kann erst dann mit England, Frankreich und Rufsland hinsichtlich wissenschaftlicher Leistungen in die Schranken treten, wenn es gleich diesen die ihm so nahe liegende Gelegenheit benutzt, das Gebiet der menschlichen Kenntnisse durch eigentliche Entdeckungsreisen, geographisch-geodätische Messungen und sonstige grofsartige Unternehmungen zu erweitern.

Girard's Testament wurde im Juni 1832. eröffnet, die Executoren desselben traten demnach sogleich ihre Functionen an, und im vorigen Jahre waren bereits Anstalten getroffen, den Bau nach den sehr genauen, selbst auf Kleinigkeiten sich erstreckenden, Bestimmungen des Erblassers auszuführen, weil im Testamente zugleich gefordert war, dafs das Institut baldmöglichst eröffnet werden solle. Auch über die innere Einrichtung desselben war

das Wesentlichste im letzten Willen des Stifters enthalten, allein mehr im Allgemeinen und nicht so ausführlich, dafs die beauftragten Executoren in einem Lande, wo das Schul- und Erziehungswesen minder allgemein bekannt und vielmehr noch in seiner Kindheit ist, alle bis in's Kleinste gehende Einrichtungen danach treffen konnten. Sie übertrugen daher dem in Deutschland gebildeten, mit den Fortschritten der deutschen Literatur fortwährend vertraut gebliebenen, durch allgemeine Bildung und grofse Belesenheit ausgezeichneten Verfasser der vorliegenden Schrift, dem Dr. Lieber, das Geschäft, nach den gegebenen Bestimmungen einen vollständigen Plan der ganzen inneren Einrichtung des neuen Institutes zu entwerfen, und der ernannten Commission zur weiteren Prüfung vorzulegen. Die Erfüllung dieses Auftrags veranlafste seine hier angezeigte Schrift, welche als wohl durchdachte umfassende Belehrung über das Erziehungs- und Unterrichtswesen für Amerika von ausnehmendem Nutzen, und auch in andern Ländern allen denen interessant seyn wird, die sich mit den genannten Gegenständen beschäftigen. Um die Lösung der Aufgabe vollständiger zu erreichen, machte er sich zuvor mit den Einrichtungen der gröfseren technischen Schulen und Waisen-Anstalten Europa's aus den darüber verfafsten Beschreibungen und Programmen bekannt, und sammelte noch aufserdem eine Menge von seinen Freunden, namentlich in Deutschland durch schriftliche Mittheilungen erhaltene Nachrichten, die insgesammt in einem Verzeichnisse genannt werden. Im ersten Abschnitte des Werkes wird dann die ganze Stelle aus Girard's Testamente wörtlich mitgetheilt, welche sich auf die Stiftung der Anstalt bezieht, und woraus Ref. die obigen Angaben entnommen hat, dann folgt eine erläuternde Uebersicht nebst Rechtfertigung und Begründung des Planes, welchen der Verf. bis zu den geringfügigsten Kleinigkeiten herab mit steter gewissenhafter Rücksicht auf die geäufserte Willensmeinung des Erblassers für die innere Einrichtung des Institutes entworfen hat, demnächst dieser Plan *(A constitution for Girard college)* selbst in 269 meistens kurzen Artikeln, endlich eine Reihe von Instructionen und Vorschriften gröfstentheils disciplinarischen Inhalts in 78 einzelnen Sätzen. Den Inhalt von allem diesen hier mitzutheilen würde zweckwidrig seyn, noch weniger aber könnte eine kritische Beurtheilung der vorgeschlagenen Bestimmungen nützen, wenn sich auch gegründete Einwendungen gegen dieselben machen liefsen, wie im Allgemeinen nicht der Fall ist. Einige Bemerkungen dürften indefs nicht ohne Interesse seyn, um so mehr, als das

Werk selbst auf dem europäischen Continente schwerlich eine grofse Verbreitung erhalten wird, auch hat Ref. bereits das Vergnügen gehaht, dafs einige von ihm bei einer ähnlichen Gelegenheit in dieser Zeitschrift geäufserte Ansichten jenseits des Meeres nicht unbeachtet gehlieben sind, was also rücksichtlich der nachfolgenden möglicher Weise gleichfalls eintreten könnte.

Bei den näheren Bestimmungen der zur Aufnahme erforderlichen Bedingungen erkennt man überall die Humanität des Verfassers dieser Constitution sowohl an sich, als auch der Mitglieder der Commission, deren Ansichten diese wohl entsprechen mufsten, wenn überhaupt auf Annahme derselben gerechnet werden sollte. Zuerst wird also festgesetzt, dafs dasjenige Kind verwaiset sey, welches seinen Vater als Ernährer und Versorger verloren habe, indefs wird der Begriff auch auf diejenigen ausgedehnt, deren Vater durch Alter, unheilbare Körperschwäche und geistige oder körperliche gänzliche Zerrüttung, sollte dieses auch durch eigene Verschuldung herbeigeführt seyn, aufser Stand gesetzt ist, weiter für seine Kinder zu sorgen; ausgeschlossen sind dagegen die Söhne eigentlicher Verbrecher, weil aus den Listen der Strafanstalten nachgewiesen wird, dafs eingewurzelte Verderbtheit des Charakters nur zu oft auf die folgenden Generationen forterbt, eine Bemerkung, welche, wenn sie sich wirklich bestätigen sollte, den Abscheu gegen das Laster nur noch vermehren müfste. Sentimentale Leser werden leicht geneigt seyn, die genannte Verfügung zu tadeln, allein den angegebenen entscheidenden Grund nicht zu rechnen, mufs noch aufserdem berücksichtigt werden, dafs das Girard College ein vorzügliches Bildungs-Institut seyn soll, neben dem noch mehrere andere bestehen, für welche das angegebene Gesetz nicht gilt, denn unter andern erfahren wir aus der Schrift gelegentlich, dafs Girard aufser dieser grofsen Stiftung noch zehn Tausend Dollars dem Waisenhause *(Orphan Asylum)* zu Philadelphia, eben so viel für die öffentlichen Schulen derselben Stadt, sechs Tausend Dollars zur Gründung einer Schule zu Passyunk u. s. w. vermacht habe. Dafs übrigens unter den aufzunehmenden Knaben diejenigen ausdrücklich namhaft gemacht werden, deren Väter zur See oder im Kriegsdienste für das Vaterland umgekommen sind, stimmt gewifs eben so sehr mit den Ansichten des Stifters als der Executoren seines letzten Willens überein. Der Aufnahme geht ein Noviciat von drei Monaten voraus, während welcher Zeit nur wenige Verbindung mit den wirklichen Zöglingen statt finden soll, und mufs dann erst mit Zuziehung eines Arztes über den gesunden

Körperzustand des Knaben entschieden werden. Bereits aufgenommene verlieren ihren Platz, sobald sie in den Besitz hinlänglichen Vermögens kommen, doch können sie nach dreijährigem Aufenthalte dem Ermessen der Direction gemäfs gegen ein Aversum bleiben, wofür ein anderes armes Individuum aufgenommen wird; unheilbar erkrankende werden auf Kosten des Institutes in einer anderweitigen Versorgungsanstalt untergebracht.

Beschränken wir uns rücksichtlich der Administration auf die allgemeine Bemerkung, dafs dabei für bündigste Ordnung, gegenseitige genaue Controle, hinlängliche Abscheidung der einzelnen Behörden genügend gesorgt, und insbesondere auf Mittel Bedacht genommen ist, um die höheren Behörden des Staates so wie das ganze Publikum durch Visitationen und öffentliche Prüfungen über den gedeihlichen Fortgang der Anstalt in Kenntnifs zu setzen, so verdienen nur noch die Gegenstände des Unterrichts und der allgemeine Charakter der Disciplin als die interessantesten Punkte kurz berührt zu werden. Nach dem Entwurfe wird der gesammte Unterricht in fünf Facultäten vereinigt, nämlich Mathematik, Geschichte, Philosophie, Philologie und Kunst. Zur Mathematik gehört Arithmetik, Buchhalten, reine und angewandte Mathematik, Astronomie, Nautik, Geodäsie und Maschinenkunde; zur Historie werden gerechnet Geschichte, Geographie, Ethnographie, Politik, Naturrecht, englisches und amerikanisches Recht nebst Gesetzgebung und Gesetzkunde, Handel, Statistik und die Begebenheiten der Zeit; die philosophische Facultät begreift Religion, Moral, Logik und Psychologie, Physik, Chemie, Mineralogie, Naturgeschichte, Technologie, Waarenkunde, Bergwerkswissenschaft und Oekonomie; die Philologie begreift Lesen, Grammatik, Sprachen, Literaturkenntnifs, Rhetorik, Disputiren, Declamiren und Gedächtnifsübung; zu den Künsten endlich wird gerechnet Schreiben, Zeichnen aller Art, Architectur, Perspective, Musik und mechanische Kunstfertigkeit. Jede Facultät steht unter der Leitung eines sogenannten Facultäts-Professors, welcher im Institute wohnt, für den Unterricht in den ihm übertragenen Zweigen mit Hülfe untergeordneter Lehrer sorgen mufs, und aufserdem noch einen Theil der Disciplin übernimmt, indem diese fünf Professoren einzeln abwechselnd oder mit Zuziehung des Präsidenten (so viel als Directors) in wichtigeren Sachen zu einem Collegio vereint für die Erhaltung der inneren Ordnung sorgen müssen, weswegen nur erprobte Männer dazu gewählt werden sollen. Uebrigens ist die Aufsicht über das Ganze, die Erhaltung der Ordnung und Disciplin,

kurz was man die Direction nennen könnte, dem Präsidenten übertragen, welcher zugleich auch in irgend einer Wissenschaft Unterricht ertheilen kann, sofern seine übrigen Geschäfte dieses gestatten; eine Erweiterung der eigentlichen Direction, die Ref. nicht blos sehr billigt, sondern sogar zur gesetzlichen Bedingung machen würde, nämlich dafs der Director (Präsident), wenn auch wöchentlich nur eine Stunde, und noch obendrein in allen Classen, unterrichten müsse. Es ist ohne Widerrede höchst wichtig, dafs der Director die schwere Kunst des Unterrichts von Knaben verstehe, und nicht von andern fordere, was er selbst nicht kann, dafs er ferner das Vorurtheil nicht blos durch Worte, sondern factisch unterdrücke, als sey der Unterricht der jüngeren Schüler in den Anfangsgründen minder wichtig und schwierig, also auch minder ehrenvoll, als der in den höheren Classen, und endlich, damit er Gelegenheit habe, jeden Zögling mindestens einmal wöchentlich ruhig sitzend zu beobachten, um von seinem physischen und moralischen Zustande, Letzteres durch physiognomische Mittel, von seinen geistigen Kräften und seinem Betragen gegen die Lehrer durch eigene Anschauung Kenntnifs zu erhalten. Ohne dieses Mittel wird es niemals möglich seyn, bei vorkommenden Klagen der Lehrer zu entscheiden, ob die Schuld an ihnen selbst liege (was bei Instituten dieser Art meistens der Fall zu seyn pflegt), oder am Schüler, auch wird der Director seine Autorität über die Lehrer eben dadurch am vollständigsten begründen und am leichtesten behaupten, wenn er sich in diesem Punkte allen gleich stellt. Dabei versteht sich übrigens von selbst, dafs der Gegenstand des von ihm ertheilten Unterrichts ganz allein seiner freien Wahl anheimgestellt sey.

Rücksichtlich des Unterrichts sind drei Classen festgesetzt, eine vorbereitende, eine mittlere und eine höhere, erstere ohngefähr vom 6ten bis 10ten oder 12ten, die zweite bis zum 14ten oder 16ten und die letzte bis zum 18ten Jahre; jede Classe begreift dann wieder mehrere Curse. Die lateinische Sprache wird in der untersten Classe angefangen, und bei geeigneten Subjecten bis zuletzt fortgesetzt. Die Lehrcurse dauern vom Februar bis Juli, und vom September bis Januar, der freie Monat August aber ist zu Ferien bestimmt, worin die geeigneten Zöglinge unter der Leitung ihrer Lehrer wissenschaftliche und Vergnügungsreisen machen. Alle Jahre findet vor dem Anfange der Ferien ein öffentliches Examen statt, und wenn ein Schüler nach zwei Jahren oder vier Lehrcursen nicht promovirt werden kann, so wird er als

nicht geeignet aus dem Institute entfernt, um fähigern Individuen Platz zu machen. Manche Zöglinge können ihrer Bestimmung und ihren Fähigkeiten nach nicht alle Classen durchmachen, und es soll daher eine unter der Leitung des Instituts stehende Abendschule zu Philadelphia errichtet werden, in welcher diese zur weiteren Nachhülfe freien Zutritt haben.

Ueber die Verbindung und den gehörigen Wechsel des Unterrichts, Selbststudiums und der Erholung hat der Verf. eine feste Tagsordnung in Vorschlag gebracht, aus welcher zugleich hervorgeht, dafs neben dem Verbote jeder kirchlichen Sectirerei auf Moral und allgemeine Religiosität allerdings nicht blos einige, sondern hinlängliche Rücksicht genommen ist. Diesen Bestimmungen zu Folge wird je im Sommer oder Winter um halb sechs oder sechs Uhr aufgestanden, nach dem Anziehen folgt militärisch das Verlesen, dann gemeinschaftliche Morgenandacht, Privatstudium, und um 7 oder halb 8 Frühstück. Von 8 Uhr bis 11 oder 12 dauert der Unterricht, mit Unterbrechungen von 5 Minuten zwischen jeder Stunde, und einer Vertheilung von einem Stück Brod um 10 Uhr. Von 12 Uhr an folgen Zerstreuungen oder gymnastische Uebungen, die nur eine halbe Stunde dauern, um vor Tische noch einmal sich in dem eigends bestehenden Waschzimmer zu waschen, dann wird 15 Minuten vor ein Uhr gegessen, und von 2 bis 4 oder 5 Uhr dauern die Lehrstunden, aufser am Mittewochen und Sonnabend. Gartenarbeiten, mechanische Beschäftigungen und Schwimmen füllen die Zeit bis 6 Uhr, dann folgt Privatstudium, um 7 Uhr durch das Abendessen unterbrochen (jedoch dürfte künftig wohl ein abermaliges Vertheilen von etwas Brod in dieser für junge Knaben etwas langen Zwischenzeit nöthig befunden werden), und dauert bis halb 9, worauf abermaliges Waschen, das Verlesen, Abendandacht, und für alle, die nicht specielle Erlaubnifs, bis 10 Uhr aufzubleiben, haben, das Schlafengehen um 9 Uhr den Tag beschliefst. Jede Unterhaltung im Bette ist verboten, und zur Controle, dafs die Tagsordnung beobachtet sey, sieht der mit der Inspection beauftragte Professor ein Viertel nach 9 Uhr zum erstenmale und halb 11 zum zweitenmale im ganzen Institute nach. Die Nachmittage am Mittewochen und Sonnabend sind nach guter alter deutscher Sitte frei, für Selbststudium, gymnastische Uebungen, Besuche, Spaziergänge oder selbstgewählte Unterhaltungen unter gehöriger Aufsicht bestimmt. Der Sonntags-Morgen ist zum Privatstudium nach einem Gebete, dann zu einer gemeinschaftlichen Andachtsübung in der eigenen Kirche des Instituts und zu fernerer ruhiger Beschäftigung, der Nachmittag zu Besuchen und geräuschlosen Unterhaltungen bestimmt.

Ref. hat bisher die wesentlichsten Stücke der Einrichtung dieses wohlthätigen Institutes mitgetheilt, und würde noch mehrere treffliche einzelne Bestimmungen hinzufügen, wenn er nicht fürchten müfste, diejenigen Leser zu ermüden, denen allerdings eine allgemeine Bekanntschaft der Sache gelegen ist, ohne dafs ein leb-

haftes Interesse für das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen ihnen die Geduld giebt, Institute dieser Art bis in ihre einzelnen Verzweigungen zu erforschen. Sollten nicht unvorhergesehene Hindernisse den gesegneten Fortgang der Anstalt hindern, so wird sie bei Tausenden verlassener Waisen das leisten, wozu sie bestimmt ist, nämlich durch Verbreitung physischer, moralischer und intellectueller Bildung die Menschen zu beglücken. Die Anlage ist ganz dazu geeignet, dieses zu erreichen; es ist für Stärke und Gewandtheit des Körpers gesorgt, indem den Zöglingen die verschiedensten Geschäfte, nur nicht im Dienste ihrer Lehrer und Aufseher, sondern blos zum Vortheil der Anstalt, aufgetragen werden sollen, damit sie in allen Handarbeiten, selbst bis auf das Kochen herab, nicht linkisch bleiben, und im Nothfalle, wie es bei Seefahrern so oft vorkommt, sich selbst zu helfen wissen. So sollen sie unter andern sich selbst anziehen und waschen, auch ihre Kleider, aber nicht für gewöhnlich ihre Schuhe und Stiefel, putzen, um den Schmutz zu vermeiden. Zu technischen Uebungen zeigen Knaben in der Regel grofse Lust, sie werden sie bei vorhandenen geeigneten Hülfsmitteln gern treiben, und unter gehöriger Leitung es gröfstentheils weit bringen, selbst im Gebrauche der Instrumente, von den gröbsten an bis zu den feinsten, sogar physikalischen und astronomischen. Ihre Religion soll in christlicher Religionsphilosophie nebst historischer Kenntnifs der verschiedenen kirchlichen Secten und einer dem Gemüthe tief eingeprägten moralischen Grundlage bestehen. In der englischen Sprache sollen sie mit Gewandtheit reden und schreiben können, in der lateinischen sollen sie die Classiker lesen, grammatisch richtig schreiben, aber statt Verse zu machen lieber schreiben lernen, wenn sie es so weit bringen, im Spanischen soll ihre Fertigkeit bis zum Lesen, Schreiben und Reden gebracht werden, eben so im Französischen, im Deutschen aber nur bis zum Lesen und Schreiben, auch das Griechische ist nicht ausgeschlossen, jedoch nur nach eigener Neigung und bei vorwaltenden Sprachtalenten. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit gebührt dem Plane gemäfs den mathematischen Studien, worin es die fähigern, die den ganzen Cursus beendigen, füglich bis zu tieferer Kenntnifs des reinen und angewandten Theiles bringen können.

Je mehr Ref. diesem ganzen Plane seinen ungetheilten Beifall schenkt, und je inniger er überzeugt ist, dafs dieses Institut ganz im Geiste und den Absichten seines edlen Stifters gemäfs dem bevorzugten Staate zunächst und mittelbar der menschlichen Gesellschaft überhaupt durch eine grofse Zahl allseitig moralisch und intellectuel gut ausgebildeter Subjecte unaussprechlichen Nutzen gewähren wird, um so mehr fühlt er sich veranlafst, einige Mängel der Constitution hervorzuheben, die, obgleich dem Anschein nach unbedeutend, doch nachtheilig auf das Ganze einwirken könnten. Die erste Bemerkung, die aufserwesentlichste von allen, betrifft die Dauer des Aufenthalts im Institute. Allerdings kann nach vollendetem achtzehnten Jahre die Bildung im Allgemeinen vollen-

det seyn, soll aber die Anstalt die beabsichtigten Zwecke wirklich erfüllen, sollen die vorzüglichsten daraus entlassenen Zöglinge hinlänglich befähigt seyn, um dem Staate in öffentlichen Diensten, beim Strafsen-, Brücken- und Hafen-Baue, als Aufseher der Bergwerke und Hütten, als Geodäten und beim Maschinenwesen nützlich zu seyn, so müssen ihre erworbenen Kenntnisse noch mehr Festigkeit erlangen, als dieses in dem angegebenen Alter der Fall seyn kann. Wohin sollen sie sich aber beim Mangel höherer und obendrein geeigneter Lehranstalten und bei fehlenden Subsistenzmitteln wenden, damit die treffliche Grundlage nicht unbenutzt wieder zu Grunde gehe? Hier würde es in den allezeit einzelnen Fällen leicht seyn, solche Subjecte als Unterlehrer, als Conservatoren und Gehülfen bei den physikalischen und chemischen Instituten und bei der Sternwarte noch einige Jahre in der Anstalt zur tieferen Begründung ihrer erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten zurückzubehalten.

Eine zweite wichtigere Bemerkung betrifft die Einrichtung, dafs in jeder Classe einer oder einige der älteren und besseren Zöglinge, die deswegen ein eigenes Abzeichen tragen, eine untergeordnete Aufsicht über die andern haben sollen, vermöge deren sie Listen führen müssen und in einigen Punkten selbst verantwortlich gemacht werden. Die Einrichtung herrscht auf manchen Schulen, und ist hier zunächst von der Ecole polytechnique entlehnt, wo bei militärischem Zuschnitte dieser Anstalt die genannten Aufseher als Unteroffiziere betrachtet werden, allein Ref. ist durchaus gegen diese Sitte, und zwar aus entscheidenden Gründen, namentlich wo die Zöglinge so jung aufgenommen werden. Zuvörderst ist ein gewisses Zusammenhalten aller Schüler *(esprit de corps)* auf allen Schulen etwas so Allgemeines und ein Verpönen des Angebens oder aus der Schule Schwatzens seit so undenklichen Zeiten gebräuchlich gewesen, dafs der Grund hierzu tief in der Natur der Knaben liegen mufs, womit man sich daher nie in Opposition setzen darf. Praktische Pädagogen werden bald zu der Ueberzeugung gelangen, dafs kleine Cotterieen der Zöglinge gegen Lehrer und Aufseher gar nicht ausbleiben können, sie liegen tief in der Natur junger, der aufkeimenden Kraft sich bewufster, und zugleich den Schulzwang fühlender Gemüther, ähnlich dem Streben des unmündigen Kindes, gröfsere Lasten zu heben als seine Kräfte verstatten und gerade dasjenige nachzumachen, was sie ältere thun sehen; aber die Disciplin müfste schon tief gesunken, und durch das genannte Mittel auf keine Weise wieder herstellbar seyn, wenn ein klug besonnener, nicht übereilt heftiger und daneben beliebter Lehrer nicht durch andere jederzeit geeignete Mittel, ohne gegenseitiges Angeben der Zöglinge, den Thatbestand auszumitteln und alles das zu erfahren vermöchte, was er wissen mufs, abgesehen davon, dafs er nur dann ein ganz eigentlich tüchtiger Pädagoge ist, wenn er bei den Zöglingen allgemein die durch einige wohlgelungene Resultate leicht zu begründende Ueberzeugung hervorbringt, dafs er durch überlegene Klugheit auf eine

ihnen unbekannte Weise alles dasje ige in Erfahrung zu bringen vermöge, was er zu wissen verlangt, ein Glaube, welcher durch das genannte grobe Mittel ein für allemal untergraben wird. Ein kluger Aufseher mufs vielmehr nicht alles rügen, was er in Erfahrung gebracht hat, um bei einem möglichen Irrthume nicht blosgestellt zu erscheinen, und bei künftigem blos wohlbegründeten Verdachte schon durch sein verändertes Betragen auf das Gewissen seiner Untergebenen zu wirken. Endlich ist es bei den unvermeidlich nur geringen Abstufungen schwer, dasjenige Individuum herauszufinden, welches allgemein als das würdigste zur bevorzugten Ertheilung der Aufsicht gilt, und am Ende giebt es oft allseitig unangenehme Contestationen, wenn Beschuldigungen abgeleugnet werden, oder der Aufseher behauptet, er habe gewisse Excesse verboten, man habe aber auf ihn nicht gehört, statt dafs die übrigen das Verbot ableugnen, und ihn selbst als Mitschuldigen hinstellen.

Diese Bemerkung hängt mit einer andern zusammen. Es ist nämlich sehr zweckmäfsig verordnet, dafs jeder Zögling irgend einen Kasten, Schrank oder sonst etwas haben solle, um seine Sachen hineinzulegen, aber der Zusatz, dafs dieses nicht verschlossen seyn müsse, ist durchaus unsern Ansichten entgegen, und aus dem nur scheinbaren Principe entnommen, dafs die Eleven vor ihren Lehrern und Vorgesetzten nichts geheim halten sollen. Es liegt nämlich in der menschlichen Natur das unvertilghare Streben, irgend ein ausschliefslich zugehöriges Eigenthum zu haben, und selbst die Sclaven und Sclavinnen auf den Schiffen sammeln ihre aus Läppchen und Steinchen bestehenden Schätze in einen Beutel, welche niemand antasten darf, ohne sie tief zu kränken. Die Offenheit der Zöglinge gegen ihre Vorgesetzten mufs aus ihrem Vertrauen, aber nicht aus der Unmöglichkeit des Verbergens hervorgehen. Ganz im Gegentheil würde Ref. die Einrichtung in Vorschlag bringen, jedem Zöglinge für Kleider und Wäsche einen eigenen Schrank und für Schriften u. s. w. ein anderes geeignetes Möbel zu geben, beide verschlossen; dieses gewöhnt frühzeitig zur Ordnung, die gar nicht zu erhalten steht, wenn jeder überall zukommen kann, und scheint es der Mühe werth, die Geheimnisse Einzelner aufzudecken, so ist es in solchen Anstalten gewifs eben so sehr als bei elterlichen Verhältnissen erlaubt, zu einem Hauptschlüssel seine Zuflucht zu nehmen, wenn noch obendrein dieses Mittel blos durch den Director in Verbindung mit dem geeigneten Professor, auf allen Fall selten und mit gehöriger Vorsicht angewandt würde.

Endlich ist sehr zweckmäfsig festgesetzt, dafs die Zöglinge im Allgemeinen selten, nur nach ertheilter Erlaubnifs und bei bekannten Personen, Besuche machen sollen, auch zu bestimmter Zeit pünktlich zurückzukehren gehalten sind, aber ein Mifsgriff scheint uns die Bestimmung, dafs sie, wenn auch nur in einigen Fällen, Zettel mitnehmen sollen, um sich auf diesen von den besuchten Personen Ort und Zeit des Besuches bescheinigen zu lassen.

Künftige freie Bürger eines freien Staates müssen frühzeitig gewöhnt werden, selbstständig zu handeln, aber auch gleichzeitig lernen, dafs sie durch die Strafe des übertretenen Gesetzes sich selbst unausbleiblich Schaden zufügen. Zugleich ist das durch Vertrauen genährte Ehr- und Selbst-Gefühl ein stärkeres und dauernderes Beförderungsmittel des guten Handelns, als äufserer Zwang, und wessen Ehrgefühl man so tief herabsetzt, dafs man ihm das Vertrauen auf die blofse Gesetzmäfsigkeit seiner Handlungen absolut abspricht, und ihn noch obendrein zwingt, den Besuchten von diesem Verhältnisse in Kenntnifs zu setzen, den soll man lieber nicht allein ausgehen lassen, oder auf anderweitige Weise die Uebertretung des Gesetzes zu ermitteln suchen. Die Hauptsache bei der Erziehung bleibt allezeit, recht grofses Vertrauen zu zeigen, denn man hat viele Beispiele, dafs sogar Bösewichte ihrer Neigung und Absicht zuwider geschenktes Vertrauen zu mifsbrauchen sich nicht überwinden konnten, dafs dagegen Gutgesinnte das Böse wirklich thaten, dessen man sie fähig hielt. Aus dieser Ursache mufs man kein Mittel unversucht lassen, das einmal verwirkte Zutrauen wenn auch nur mit schwachen Fädchen stets aufs Neue wieder anzuknüpfen. Nach des Ref. fester Ueberzeugung gelten diese Regeln allgemein für alle Staaten, denn nach beendigten Greueln der Revolutionen giebt es keinen christlichen Staat mehr, worin nicht jeder Mensch unter dem Gesetze und bei strenger Befolgung der gesetzlichen Bestimmungen frei leben könnte, von welcher letzteren Bedingung jedoch auch die freiesten Freistaaten keinen ihrer Bürger zu entbinden vermögen.

Ref. hat mit lebhaftem Interesse für eine grofse und gute Sache diese Anzeige niedergeschrieben, wünscht der neuen wohlthätigen Anstalt von Herzen bestes Gedeihen, und zweifelt hieran nicht, wenn die höhere Macht, die unsichtbar über allen menschlichen Einrichtungen waltet, ihren Segen giebt. Vor allen Dingen ist Einigkeit und das Bestreben aller Lehrer und Vorgesetzten, gemeinschaftlich das beabsichtigte Gute zu fördern, eine so unerläfsliche Bedingung, dafs es rätlich seyn würde, jeden unverbesserlichen Störer dieser Eintracht, wie glänzend auch seine übrigen Eigenschaften seyn mögen, und selbst bei nicht vollständigem Beweise, dafs die Schuld an ihm allein liege, unnachsichtlich zu entfernen. Das beste und wirksamste Beförderungsmittel wird seyn, wenn es der obersten Behörde gelingt, einen geeigneten Mann zum Director (nach der Constitution: Präsidenten) zu wählen, welcher hinlängliche Bildung des Geistes und Charakters mit ächter Humanität und gutem Willen vereinigt, zugleich aber den ganzen Plan und Zweck des Institutes reiflich durchdacht hat, und von dem erforderlichen Eifer, auf diesem Wege etwas Grofses und Gutes zu leisten, lebhaft durchdrungen ist; dann wird bald ein guter Geist dort herrschend werden, welcher weit über alle Buchstaben der Gesetze geht.

Muncke.

N°. 25. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

UNIVERSITÄTSWESEN.

Ueber Wesen und Bestimmung der Universitäten, so wie (über) die zweckmäfsige Anwendung der Universitätsjahre, in besonderer Rücksicht auf unsere Zeit. Für Studierende, deren Eltern und Vormünder. Von Dr. Joh. Friedr. Theod. Wohlfarth. Eisenberg b. Schöne. 1833. 353 *S. in kl.* 8.

Der Verf. hat, wie er gerne und öfters seine Reflexion auf zeitgemäfse Gegenstände richtet, auch hier eine *Matière du jour* in Betrachtung gezogen, die, leider! sehr zur Unzeit zu einer Materie des Tags geworden ist. Denn, da allerdings auch die Universitäten mancher Nachbesserung bedürfen (wie überhaupt alles, was lange nur unverändert stehen bleibt, eben dadurch in Vergleichung mit dem übrigen unaufhaltsamen Fortschreiten zurückständig werden mufs!) so kann doch eine Zeit der Unruhe und des Schwankens in Theorie und Praxis, wie dies unsere gegenwärtige Zeit unläugbar ist, nur eine Unzeit seyn für Verbesserungen, die einzig aus ruhig betrachtender und urtheilender Sachkenntnifs, nicht aus dem nur allzu leichten Trieb, das Bestandene entweder stereotypisch oder unbeständig zu machen, mit gründlichem Erfolg hervorgehen könnten und sollten.

Die Universitäten, als Vereine aller höheren Studienfächer, sind durch die freie, kluge Sachkenntnifs der Vorzeit, und mehr durch den Privatverstand der Theilnehmer, als durch Machtgebote, aus den, vorher ebenfalls meist durch Privateinsichten entstandenen, Specialschulen geworden. Sie können daher auch ohne schädliche Folgen für die Hauptsache, für das nichtmechanische, vielmehr wahrhaft wissenschaftliche Betreiben der Wissenschaften nicht in getrennte Specialschulen rückgängig aufgelöst werden. Dieses Recidiv hat Frankreich einem militärischen Dictator zu danken, dessen grofse Verstandes-Genialität doch nur bei Fragen über sinnliche Mittel zu sinnlichen Zwecken im Gebiet des Anschaubaren vorherrschend war, gegen Ideologie aber, wie jede Willkührherrscherei, feindselig seyn mufste. Ob die von der Uebermacht versuchte Verwandlung der wissenschaftlichen Lehranstalten Frankreichs in zerstückelte Fachschulen in der That die nur durch gereinigtes Theoretisiren ächt-

praktisch (anwendbar) werdende Sachkenntnisse gefördert habe, mag sich jeder, der die neueren Discussionen der Elite aus der Nation, nämlich der ständischen Volksabgeordneten Frankreichs, mit den vormals aufgetretenen, nach Art der Universitäten durch universellere Wissenschaftlichkeit ausgebildeten Mustern von Geist und Urtheilskraft und Beredtsamkeit vergleicht, partheilos beantworten. Dafs aber die Zerstückelung in Specialschulen oder Commanderien auch das, was Napoleons Politik davon erwartete und beabsichtigte, gar nicht bewirkte, dafs sie die jugendlichen Gemüther nämlich gar nicht von allzu frühzeitigem Eingreifen in Staatsverhältnisse abhielt oder abgewöhnte, weifs und erfährt tagtäglich auch der Zeitungsleser. Nicht die Universitäten bringen das Politisieren allzu frühe in die erst zum Studieren hingeschickte Jugend. Nur solang das ganze Publicum und selbst die Hausgespräche davon voll sind, wird es auch in die Universitätsstudien oft hindernd eingemischt.

Die mit der Sache selbst beschäftigt gewesene Vorzeit hat die Specialschulen, welche für Theologie in bessern Klöstern, für Medicin zu Salerno u. s. w., für Rechtskunde zu Bologna u. s. w. durch die Lehrfähigen selbst entstanden waren, auf gleiche Weise durch die Thätigkeit der Sachkundigen in Gesammtanstalten verwandelt und vereint, sobald man hell genug einsah, dafs allen den positiven Fächern, wenn sie nicht im Mechanismus erstarren sollen, allgemeingültige, von Auctorität unabhängige, doch aber auf das Positive hinblickende Einsichten über formale und materiale Wahrheitentdeckungskunst (= philosophische Methode und reine Entwicklung der Principien) vorausgehen müfsten. Die Gesammtanstalten wurden durch die Sachkundigen auch deswegen, weil diese, aber freilich nur diese, einsahen und aus Erfahrung wufsten, dafs das genaue Verstehen specieller Fachgegenstände durch das philologische Verstehen alter Musterschriften voraus zu üben sey, ferner dafs kein Fach ohne seine alterthümliche Geschichte, folglich auch der Verein von allen zusammen ohne Alterthumskunde schlecht bestehen, ohne Geschmacksbildung aber gerade so abgeschmackt und hölzern, wie aller Scholasticismus, bleiben würde. Daher also, weil so vielerlei universellere Geistesübungen vor und neben dem Positiven nöthig sind, unternahmen die Männer von eigener Erfahrung in den Studien die Vereinigung der positiven Fächer mit den allgemeinbin wirkenden Studien, welche unter der Firma: philosophische Facultät, zu Prämissen aller übrigen unentbehrlich sind und nur noch weit eifriger und anhaltender, als bei dem gewöhnlichen Brodstudienbetrieb zu geschehen pflegt, zum Voraus, um vor dem sogenannten Studieren, das eigentliche allgemein anwendbare Studieren und Philosophieren sich geistig anzueignen, benutzt werden sollten.

Dächte man aber auch etwa an den vermeintlichen Ausweg, dafs jeder Specialschule das, was für sie aus der philosophischen

Gesammtfacultät das unentbehrlichste seyn möchte, speciell zugegeben werden könnte, so würde nicht blos der Gott der Zeit, der Finanzdämon, ohne Zweifel grofse Einreden und Beschränkungen dagegen zu machen haben, sondern es mufs auch die Natur der Sache selbst entgegen stehen. Denn Gott bewahre unser wissenschaftliches Streben nach Vorurtheilsfreiheit, vor irgend einer Einrichtung, wodurch z. B. die Religionsphilosophie, Dogmengeschichte und Moral irgend einem handfest positiven Dogmatiker, die Rechtsphilosophie einem Positivisten in römischer, deutscher und kanonischer Jurisprudenz zu Handen und Banden überliefert seyn sollte u. s. w. Und würde nicht alsdann überhaupt jener grofse Vortheil des Universitätswesens unmöglich gemacht, dafs der Fähigere neben seinem Erwerbsstudium auch dieses oder jenes Fach als Lieblingssache und zur Verwahrung vor Einseitigkeit und Geschmacklosigkeit kosten und sich über den Rotürier (das sein Rad stampfende Mühlpferd) erheben könnte?

Der Verf. hat über die Geschichte der Universellen Unterrichtsanstalten das allgemein Vorauszuschickende angeführt, über manches in ihren Einrichtungen aber vielerlei bemerkenswerthe Rathschläge gegeben. Möchte doch die Hälfte davon beherzigt und befolgt werden!

Rec. macht hier zugleich aufmerksam auf eine verwandte akademisch nützliche Schrift:

Grundrifs der Hodegetik oder Methodik des Akademischen Studiums. Nebst einem Abrifs der Logik. Von Dr. Karl Hermann Scheidler, Prof. d. Philos. zu Jena. Jena b. Cröker. 1832. 280 *S. in* 8.

Der Verf. giebt sehr viele richtige Blicke und dadurch Beweise genug, den Gegenstand praktisch und vielseitig betrachtet zu haben. Vieles wird durch gut ausgesuchte Stellen von vorzüglichen Sachkennern belegt und belebt; auch ist überall eine reiche Literatur eingestreut. Das Ganze ist anschaulich, lebendig, mit Genialität behandelt und doch wohlgeordnet. In der vorausgeschickten, nur skizzirten Logik möchte am meisten der Verbesserung bedürfen, was §. 6—12. über die Grundvermögen des Geistes gesagt ist. Das Erkennen kann doch dem Fühlen nicht vorangehen. Das Fühlen ist etwas organisch aufgenöthigtes, auch ohne dafs wir uns dafür interessiren. Der Zustand aber, wo wir für das Erkannte und Gedachte theilnehmend werden, wäre immer, als Zustand der Empfindung, vom sinnlichen Gefühl sehr zu unterscheiden. Das Empfinden ist nicht, wie das Fühlen, das Erste, sondern gerade das Letzte, das Resultat aller übrigen Geistesthätigkeiten. — Von einem innern Sinn sollte nicht mehr die Rede seyn. Sinne hängen von Organen ab. Für das Beobachten und Bewufstseyn von unserm Selbst haben wir kein Organ. Es wird, als ein unmittelbares Wissen. Das Gefühlte wird vermittelst der Organe erkannt, alsdann das Er-

kannte in Gedanken verwandelt, das ist, in Vorstellungen von Gegenständen, die nicht mehr in der innern Erscheinung da sind. Nun erst ist die Vernunft auf die erkannten und verstandenen Gedankendinge anzuwenden. — Wie das Fühlen uns giebt das Erkennbare und das Erkennbare, in Gedankendinge verwandelt, verstanden wird, so dafs Erkennen, *appercipere, noscere,* vom Verstehen sehr verschieden bleibt, so richtet sich die Vernunft auf Alles, was nach dem Mafsstab der Vollkommenheit, nach Ideen als geistigen Anschauungen dessen, was seyn sollte, zu denken (= als Gedankending zu betrachten) ist. Von der Vernunft und dem Gefühl — den beiden Vermögen, welche dem Denken Stoff, innere Gegenstände, geben — ist dann aber noch sehr zu unterscheiden die (mit dem Verstehen nicht zu verwechselnde) Urtheilskraft. Aller Denkstoff kommt entweder aus dem Fühlen durch die fünf Sinne, oder aus dem unmittelbaren Selbstbewufstseyn, oder aus der Vernunft als Kraft für Ideen und Ideale. Aber all dieser dreifache Denkstoff mufs dann beurtheilt = durch Vergleichen und Unterscheiden geordnet und vom Irrigen gereinigt werden, nach formaler und angewandter = auf die Methodus *inveniendi verum* (auf die Heuristik) ausgedehnter, Logik, als Denken über das Denken. Wie gut wäre es, diese Thätigkeiten des Geistes immer bestimmt, nach den Aufgaben oder Functionen zu unterscheiden und durch fixirte Benennungen zu bezeichnen, ohne dafs Fühlen und Empfinden, Verstand und Vernunft, Sinnlichkeit und Selbstbewufstseyn oft vermischt werden.

Ueber eine neuere Schrift desselben Verfassers

Staatsrechtliche und Politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens, nebst einer Apologie der kleinern Universitäten und Protestation gegen ihre Verlegung in Residenzstädte. Jena b. Bran. 1834. 207 *S. in* 8.

ist weniger etwas bestimmtes zu sagen, weil die 2 Hauptpunkte, auf welche erst die Prüfung bestimmt gerichtet werden müfste, selbst in der öffentlichen Meinung ganz unbestimmt hin und her sich bewegen, in Druckschriften aber gar nicht zusammengefafst erschienen sind. Ich meine die vorläufigen 2 Fragen: *a)* Was haben die deutschen Universitäten als Lehranstalten erweislich im Ganzen oder im Einzelnen verschuldet? *b)* Worin soll die Totalreform bestehen?

Was den ersten Punkt betrifft, so sind bekanntlich aus den deutschen Universitäten, als der Aufruf zu jener einst Gewalt mit Gewalt vertreibenden Theilnahme an der politischen Befreiung von Napoleon ergieng, viele Studierende und selbst Lehrer begeistert herbeigeeilt. Aber wahrhaftig. Das Gute, was in diesem Patriotismus lag, können sich die Universitäten als solche mit Recht nicht zu gut schreiben. Es geschah auf den Universitäten, aber

nicht durch sie; vielmehr war es ihrem regelmäfsigen Zweck und Gang entgegen. Sie nach ihrer ganzen Lehrverfassung konnten keinen Antheil daran haben, dafs, bei einem so äufserst seltenen Fall, ausnahmsweise die, welche dort ruhig ihre Studien betreiben und vorerst theoretisch vollenden sollten, davongingen und der Politik eine sonst wohl niemals begehrte oder geleistete Nothhülfe leisteten. Es war die Zeit, wo man *superos Acherontaque* nöthig zu haben meinte. Das Universitätswesen als zum Staatsleben vorbereitendes Lehrinstitut aber hatte an jenem gewaltigen Theilnehmen an der Politik nur in sofern Antheil, als es Ursache war, dafs eine ziemliche Anzahl der dem Mannesalter nahen Jünglinge in lebhaftem Einflufs auf einander dort beisammen waren. Haben nun in umgekehrter Richtung seitdem einige, aber weit wenigere, Jünglinge, bei ihrem Zusammenseyn für die nur lehrenden und vorbereitenden Zwecke der Universitäten, die seit 1814. allgemein verbreitete Erregung für Politik mifsverstanden, sie allzu frühe, zum praktischen Einwirken, auf sich bezogen, sich endlich dadurch sogar in grofse Unbesonnenheiten verwickelt und verwickeln lassen, ja zuletzt durch Gewaltthaten sich gehässig gemacht, so kann doch wahrhaftig dies Schlimme eben so wenig als das vorhergegangene Gute den Universitäten und ihrer Verfassung als freien Lehranstalten zugerechnet werden. Als solche haben sie auf jenes Gute und auf dieses Schlimme nicht durch ihr Lehren und Umfassen aller Studienfächer, vielmehr einzig dadurch gewirkt, dafs sie Anstalten sind, wo viele junge Köpfe und Gemüther in den Jahren der Erregbarkeit und Erfahrungslosigkeit ungebannt zusammen kommen. Von all unsern deutschen Universitäten aber ist, mir wenigstens, nicht Eine Einrichtung und auch nicht Eine lehrend angestellte Person bekannt geworden, welche überwiesen worden wäre, zu einer schlimmen Theilnahme an den politischen Bewegungen der Zeit den akademischen Zuhörern Anlafs gegeben zu haben, so wie umgekehrt viele Universitätslehrer (man denke nur an Fichte, Schleiermacher, Steffens u. A.) die Neigung der deutschen Universitäten zum Patriotismus mit Aufopferung bethätigt und die Nützlichkeit des reinen Liberalismus für Vertheidigung der gesetzlichen Verhältnisse zwischen Regenten und Regierten praktisch bewiesen haben.

Wo aber fände sich auf der andern Seite ein erweislicher Beweis, dafs Universitätslehrer als solche in der folgenden Zeit weitere thätliche Einmischuug von Studierenden in das Politische auf ähnliche Weise befördert hätten? In dieser Hinsicht dünkt mich besonders merkwürdig, was der Verf. S. 71. aus einer (nach Prof. Kiesers Beschreibung des Wartburgfestes S. 113.) von Oken (!) auf der Wartburg gehaltenen Rede wörtlich anführt. „Ihr Studenten!“ sprach Er, „bewahret Euch vor dem Wahn, als wäret Ihr es, auf denen Deutschlands Dauer und Ehre beruhte ... Eure Bestimmung ist zwar, *einst* als Theile des Kopfs (an diesem grofsen Körper) zu wirken .. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes

Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, dafs sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch alte Gebräuche (!) aufreibe, dafs sie also sich zu diesem Zweck verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge fafst, nach dem man laufen soll. Der Staat ist Euch jetzt fremd! und nur in sofern gehört er Euer, als Ihr *einst* wirksame Theile darin werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen soll, oder nicht soll; nur das geziemt Euch, zu überlegen, wie Ihr einst im Staate handeln sollt und wie Ihr Euch dazu würdig vorbereitet. Kurz; alles was Ihr (hier) thut, müsset Ihr blos in Bezug auf Euch, auf das Studium und das Studentenwesen thun und alles Andere, als Eurer Beschäftigung, als Eurem Wesen fremd ausschliefsen, auf dafs Euer Beginnen nicht lächerlich werde.«

Diese längst gedruckte Versicherung eines Ehrenmanns unter den akademischen Lehrern, dafs schon auf der Wartburg, selbst Oken öffentlich so gesprochen, also die Sphäre, in welcher sich die Studierenden in den Universitätsjahren halten sollen, so richtig gedacht und mit solchem Nachdruck so bestimmt beschrieben habe, ist kaum je zu bezweifeln. Wer darf also noch einen Argwohn verbreiten, dafs, wenn eine verhältnifsmäfsig sehr kleine Zahl zum Studieren bestimmter Universitätsbürger sich für ganz andere Wagstücke und Uebereilungen mit unbegreiflicher Unklugheit exaltirte, dieses irgend aus dem Wesen der deutschen Universitäten entstanden und nicht vielmehr nur von aufsen her, nur — um vieles mit Einem Wort zusammenzufassen — aus dem im Grofsen unrichtig behandelten Geiste der Zeit auch unter einen Theil der durch den Universitätszweck versammelten Jugend hereingedrungen sey. Ist doch in 20 Jahren nach so vielerlei Untersuchungen, wie Rec. schon oben anmerkte, nicht ein einziger auf unsern Universitäten angestellter Lehrer als ein Jugendverführer entdeckt und, wie es gewifs hätte geschehen müssen, gestraft worden.

So weit meine Erfahrung geht, mufs ich deswegen für historisch unrichtig erkennen, wenn in der Antrittsrede

Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten — gehalten am 18. Dec. 1833. von Dr. Nepomuk Ringseis, kön. bair. Obermedic. Rath, d. Z. Rector. (Zweite Aufl. München, in der litterar. artistischen Anstalt. 1834.)

S. 24 ausgesprochen und gedruckt verbreitet worden ist: »Unläugbar ist die Theilnahme der Hochschulen (an den Empörungen). Aber dafs sie Theil nahmen, lag nicht an ihrer freien und selbstständigen Verfassung, lag an den Männern, die man als Lehrer wählte oder duldete . . Während auf der einen Universität Theorie und Praxis revolutionär war, war sie es nicht auf der andern; während auf derselben Hoch-

schule Einzelne den falschen Lehren huldigten, kämpften Andere für die guten . . .“

Nicht gewissenhaft wäre es, durch Schweigen gleichsam zuzugeben, was hier so ins Unbestimmte hinaus vor ganz Deutschland aus einer Residenzuniversität sogar von einem das Universitätsrectorat Antretenden ohne Beweis, ohne Andeutung der Data oder Spuren, und doch wie notorisch und unleugbar vor den Ohren und Augen der Hohen, die unmöglich in das Innere so vieler Universitäten unmittelbar hineinblicken können, und auf solche Worte wie auf Zeugnisse achten müfsten, ausgesprochen und schon zum zweitenmal gedruckt worden ist. »Unleugbar soll seyn die Theilnahme der Hochschulen an den Empörungen!“ Gesetzt, dafs unter den Tausenden von Hochschülern Ein Hundert das, was Okens oben angegebene Rede so deutlich abgerathen hat, so gar nicht befolgten, dafs sie wirklich als Empörer handelten, sind denn alsdann diese — die Hochschulen? Einzig von Göttingen ist ein solcher politischer (nicht blos antipolizeilicher) Ausbruch bekannt. Wie klein aber war im Verhältnifs auch nur gegen die dort Studierenden die Anzahl derer, die Aufstand wollten! Dafs sie daran Theil nahmen, lag, sagt Hr. R. ganz richtig, nicht an der Verfassung der Universitäten. Ist es aber recht, vor Gott und dem Gewissen und dem Gesetz recht, dafs Er hinzufügt: »Es lag an den Männern, die man als Lehrer wählte oder duldete.“ Ein Universitätsredner spricht gerade so, wie wenn auf Männer dieser empörenden Art nur wie auf Allbekannte und Ueberwiesene hingedeutet werden könnte. Eine so entschiedene, und doch namenlos hingeworfene furchtbare, criminelle Beschuldigung, ist sie nicht die unverschuldetste und bei all den vieljährigen Untersuchungen ohne Beweis und Strafe gebliebene Beargwohnung aller indefs gewählten Lehrer? und selbst Derer, die sie wählten oder geduldet haben sollen? Bedenkt der Redner nicht, wohin solche Verdächtigung der Lehrer und Universitätsaufseher, wohin überhaupt die Erregung eines wechselseitigen Terrorismus führen müfste? Wohl mag ein bedeutender Unterschied darin bestehen, dafs die meisten Universitätslehrer das, was Regierungen und Verfassungen neuerer Zeit wirken, nicht oder wenig in Betrachtung ziehen, eine kleinere Anzahl aber darüber bald eine billigende, bald auch eine tadelnde theoretische Beurtheilung sich erlaubt. Ist aber dies Empörung? Mufs vielmehr nicht jeder, der auch Universitätslehrer ist, den Verf. mit strengem Ernst gegen das, was er drucken liefs, fragen; Wo war denn auf der Einen Universität Theorie, wo sogar die Praxis revolutionär? das ist, zum Umstürzen der gesetzlichen Ordnung auch nur rathend? Wo war auch nur dies faktische Wahrheit, dafs auf einer deutschen Hochschule ein Kampf Anderer gegen Einzelne, die der falschen (?) Lehre huldigten, entstanden sey. Wo hätten alle Curatelen und Ministerien Deutsch-

lands so geschlummert, dafs dergleichen Unfug faktisch dagewesen und doch geduldet worden wäre?

Allerdings sucht der Redner die Wurzeln des Uebels *aufser* dem Universitätswesen. Aber das ganz eigene Uebel seiner so kategorischen Aussprüche ist, dafs er die Krankheit dort zu sehen behauptet, wo sie sicher, nach Verhältnifs, am wenigsten eindrang. Die Natur des gelehrten Standes bringt es mit sich, dafs bei weitem die Meisten gegen das Politische, weil es selten sie speciell berühren kann, wenigstens moderat oder gar indifferent bleiben, die wenigen sogenannten Servilen aber noch Wenigeren, die man Liberale nennt, gegenüber stehen. Gehören nicht die Universitätslehrer in Deutschland alle unter diejenige Classe der Possidenti, die als Besoldete und auf Honorarien angewiesene am meisten verlieren müfste, wenn die Nichtwissenschaftlichen einen Staatsumsturz bewirken könnten? Zähle man die Universitäten und ihre Lehrer der Reihe nach durch; die Berechnung läfst sich sogar aus der Ferne machen. *Nicht Hochschulen, nicht Lehrer* haben an Empörung Antheil genommen. ... Aber, wird man nun sagen, — *doch Hochschüler*! So ist's, leider! Aber wie Wenige? Und sind deswegen *die Hochschulen revolutionär*? In Baiern werden, wie in jedem Land, jedes Jahr Verbrechen begangen; ist deswegen das Land — verbrecherisch?

Denke man nun, es sey Universitäten oder Specialinstitute! Aus beiden werden irgend einige unruhige Köpfe hervorgehen können. Warum? Weil viele junge Köpfe dort zusammenseyn, und nicht wie in einer Clausur, zusammenseyn müssen. Wenn sie nicht jung seyn, und wenn sie nicht zusammen seyn sollen, so müssen nur alle solche zahlreichere und zum Uebergang in die Selbsterziehung freier wirkende Anstalten ganz aufhören und etwa Klöster surrogirt werden.

Damit aber auch das unabänderliche Zusammenseyn vieler Jünglinge doch noch weniger Möglichkeit zu Ausschweifungen und verkehrten Angewöhnungen zulasse, weifs ich nur an zwei mehr anzuwendende Mittel zu erinnern. Warum benutzen nicht Eltern und Vormünder die Gelegenheiten, ihren Söhnen unter den Lehrern oder andern achtbaren Männern freundliche Aufseher zu finden, die aber wirklich das Recht hätten, gegen alles Ungeziemende Einsprache zu thun und besonders nach der Regel zu handeln: Wer viel Aufwand macht, in viele sogenannte Erbolungen sich einläfst, der ist nicht des Studierens wegen Hochschüler! Dies wäre das Eine für die Uebergangsperiode vom Gymnasium in die volle staatsbürgerliche Ordnung schickliche Mittel um so mehr, weil von fürsorgenden Regierungen sogar *akademische Ephorate* aufgestellt sind, die den elterlichen pflichtmäfsigen Wünschen väterlich entgegenkommen würden. Das Andere ist: Die sich bildenden Jünglinge *müssen* auf einander wirken; aber sie sollen kein Mittel haben, über einander zu herr-

schen. Einige Herrschsüchtige, Zanksüchtige, Intrikante, wird es in jeder akademischen Generation geben. Die älteren Angewohnten werfen sich leicht auf als Leiter der Jüngeren. Es wird wenig schaden, wenn nicht ein Mittel zur Beherrschung, ein Mittel zum Einschüchtern der Schwächeren, hinzukäme. Darin besteht die schlimmste Wirkung des Duellirens zwischen Personen vom Civilstand (wie es sich neuerlich in Frankreich zeigte) und am meisten in den noch leicht aufbrausenden und rathlosen Universitätsjahren. Im Militärstand, wo Jeder an die Waffen gewöhnt ist, hat es diesen vorherrschenden Einfluſs bei weitem nicht. Und doch soll es akademisch ein unabwendbares *minus malum* seyn? Der ganze deutsche Civilstand hält, Gottlob, doch auch auf Ehre und Ordnung — ohne den Schläger. Warum nicht auch der Stand der Hochschüler, in den 2. 3 Jahren des Uebergangs in die Staatsbürgerschaft? Aber in dieser Zwischenzeit ist, wie ich einst schon im Sophronizon aus anderer Veranlassung ausführte, der Schläger das Scepter, wodurch Wenige über Viele dominiren und leicht Complotte von der verschiedensten Art, je nach Verschiedenheit der Zeitumstände, bewirken können. Es war eine Zeit, zunächst nachdem die aus dem Freiheitskrieg Zurückgekommenen ihre bedeutenderen Lehens- und Waffen-Erfahrungen gemacht hatten, wo die sogenannte Burschenschaft hauptsächlich jenen alten Gebrauch (wie Okens Rede darauf deutet), nämlich das Schlägerregiment abstellen wollte. Selbst dieser vernünftige Versuch, welcher wohl zu benutzen gewesen wäre, gab zu neuen Heftigkeiten Anlaſs. Man tritt in Verbindungen, um gegen die Schläger anderer Verbindungen mehr Schutz zu haben. Aber immer entsteht dadurch Angewöhnung, sich in Associationen einzulassen, wo nicht Freiheit der Ueberzeugung, sondern mehr die Uebermacht einiger Gewaltthätigen den Gesellschaftsgeist bestimmt. Was soll die Angewöhnung an solche Waffen für die, welche studieren und durch Grundeinsichten wirken lernen sollen? Warum ist sie auf den viel zahlreicher frequentirten englischen Universitäten etwas Unerhörtes?

Man sagt: es käme sonst zu Prügeln. Geschieht denn aber dies, sobald die akademisshen Matrikeln vorüber sind? Und werden denn Studierende sich selbst so tief herabwürdigen? Allerdings haben Verbote und Strafen indeſs wenig bewirkt. Sie entstunden, dünkt mich, nicht direct aus der Natur des Uebels. Ich erlaube mir, an ein directes, auf Ehre und Nutzen zugleich gerichtetes Mittel zu denken. Wer sich, als Nichtmilitär, durch Waffen Selbsthülfe sucht, beweist, daſs er noch nicht zum Bürger reif ist. Eine Verordnung, daſs, wer sich als Studierensollender duelliert, für jedesmal um ein Halbjahr später zum Staatsexamen zugelassen werde, wäre, scheint es mir, sachgemäſs, und möchte, wenn nur zugleich allgemeinhin auf Entdeckung jedes solchen Duells eine bedeutende Belohnung gesetzt wäre, mehr abhalten, also jeden Einzelnen mehr von dominirenden Verbindungen und deren Folgen frei machen, als alle andere Strafgebote. Wirk-

lich freies Zusammenseyn aber auf Universitäten wird dann statt finden, ohne dafs diese Lehranstalten es zu verantworten haben sollen, wenn die den Studierenden nicht gebührende und doch zugelassene Waffengewalt auch am Ende gegen Polizeiwachen gemifsbraucht wird. — Genug. Ich halte es nach vielfach gemachten Lebenserfahrungen um so mehr für meine Aufgabe, diese Gegenstände des Tags zu besprechen, weil mein Alter mich aller individueller Beziehungen entbindet. Möchte an dem hier Gesagten das alte Wort wahr werden:

Est aliquando olitor quaedam opportuna locutus.

8. April 1834.

Dr. *Paulus.*

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) *Homeri Carmina. Recognovit et explicuit Fridericus Henricus Bothe. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae, MDCCCXXXII et III. Vol. I. Iliadis Lib. I—VIII.* 377 *S. Volumen alterum. Lib. IX—XVI.* 338 *S. Volumen tertium. Lib. XVII—XXIV.* 328 *S. in gr.* 8.

Es reiht sich diese Bearbeitung der Homerischen Gedichte, von welcher die in drei Bändchen vollendete Ilias vor uns liegt, an die ähnlichen von demselben Herausgeber besorgten und in demselben Verlag erschienenen Bearbeitungen der scenischen Dichter Griechenlands, deren zu seiner Zeit auch in diesen Blättern gedacht worden ist. Wie dort, so herrscht auch hier dasselbe Bestreben vor, zuvörderst einen gereinigten und correcten Text zu liefern; dann aber auch das Verständnifs desselben durch eine fortlaufende, Sprache und Grammatik wie Sache gleichmäfsig berücksichtigende Erklärung, die den Leser der Homerischen Gedichte Nichts vermissen läfst, was zu einer allseitigen und gründlichen Auffassung derselben gehört, zu fördern. Bezeichnend sind in dieser Beziehung die Worte des Herausgebers in dem kurzen Vorwort: »cumque non tam illud ageretur, ut nova proferrem in medium, quam ut delectum adhiberem ad ea, quae viri docti cum veteres tum recentiores commentati essent;« sie zeigen uns zugleich an, was wir von dieser Ausgabe, insbesondere von den Anmerkungen oder von dem Commentar zu erwarten haben, der keinesweges blos zu Anhäufung eines gelehrten Apparats oder zu Mittheilung von gelehrten Excursen oder Bemerkungen dienen (obwohl wer genauer prüft, auch auf manches Neue stofsen wird), sondern den Freunden homerischer Poesie das zum richtigen und sicheren Verständnifs derselben Wesentliche und Nothwendige in gedrängter Kürze darbieten soll.

Es wurden zu diesem Zweck zuvörderst die alten Erklärer aufgesucht und aus den in neuerer Zeit bekannt gewordenen Scho-

lien die brauchbarsten Erklärungen aufgenommen, wodurch uns zugleich die Mühe erspart wird, den gewaltigen Wust dieser alten Commentare selbst durchzuarbeiten, um daraus das Passende herauszufinden und die uns zugleich, auf wenigen Raum zusammengedrängt, die Quintessenz dessen liefert, was in der bis zu acht dicken Bänden angeschwollenen Heyne'schen Ausgabe aufgespeichert ist. Es fehlt natürlich nicht an weiteren Erörterungen, wozu Wolf's, Heyne's, Köppen's Leistungen die Veranlassung gaben, oder worauf den Verf. eigene Forschung führte, indem er zunächst auf die älteren Quellen zurückgehend, aus ihnen unmittelbar die Erklärung abzuleiten sucht: ein Punkt, auf den wir um so mehr zu achten bitten, da uns bei diesem Producte eines im Inland lebenden Schriftstellers nur ein Bericht und keine Kritik erlaubt ist. Ferner wurden die Schriften der neueren Gelehrten benutzt, da, wo sich in ihnen Etwas für das Verständnifs einzelner Worte, Gedanken, Sachen u. s. w. Brauchbares vorfand, und in Absicht auf die sachliche Erklärung neben dem Geographischen und Mythologischen oder dem eigentlich Antiquarischen, selbst das Naturhistorische nicht übergangen; eben so wurden auch hinsichtlich des Poetischen und Aesthetischen, die Forschungen der Neueren bis auf Eichhoff, Dugas-Montbel und Ahlwardt's Ossian herab benutzt. Kritisch kann man die Ausgabe in sofern nennen, als der Herausgeber in dem oben bemerkten Streben, einen möglichst correcten Textesabdruck zu liefern, den Verderbnissen des Textes nachforschte (man vergleiche z. B. nur die mit einem Sternchen bezeichneten Verse) und sie zu heben, dabei aber selbst in gewisser Beziehung einen höhern Standpunkt zu gewinnen suchte, als Wolf, der bekanntermafsen nicht über Aristarchus hinaus geht, und auf eine Aristarchische Recension sich absichtlich beschränkte, weil er diesen Begriff bestimmter fassen zu können glaubte, als den einer alterthümlichen überhaupt, die freilich auch nach des Ref. Ermessen zu den Unmöglichkeiten gehört, wie denn Payne-Knight's Ausgabe den besten Beleg dazu liefert. Bei genauerem Studium der Villoison'schen Scholien, bei den wesentlichen Fortschritten des griechischen Sprachstudiums hat sich freilich Manches gezeigt, was den Bearbeiter der Homerischen Gedichte allerdings bewegen mufs, nicht sclavisch an jene Recension des Aristarch sich zu binden, sondern einen freieren Weg einzuschlagen, ohne dafs damit ein förmliches Lossagen und eine gänzliche Trennung von der durch Aristarch gewonnenen Grundlage, die doch immerhin bleiben wird und wohl auch bleiben mufs, gemeint seyn kann. Auch hat Wolf in seiner Ausgabe wohl zu wenig Rücksicht auf alte Sprachbildung, Orthographie und Kritik des Einzelnen genommen, und selbst seine Interpunktion erscheint oft nicht einfach und klar genug: lauter Punkte, über die wir vielleicht anders urtheilen würden, wenn der geistreiche und scharfsinnige Mann selbst einen Commentar zu seiner Ausgabe hätte liefern können (denn das aus seinen Collegheften durch fremde Hand Bekannt-

gewordene verdient kaum eine solche Beachtung). So wenig nun — wir verweisen auf die oben angeführten Worte der Vorrede — es im Plane des Herausgebers lag, Neues aufzustellen, neue Vermuthungrn zu wagen oder neue Bestimmungen auszusprechen, so hat er doch in Absicht auf die eben bemerkten Punkte in Manchem die Bahn seiner Vorgänger verlassen und in sofern allerdings etwas Neues geben müssen Wir rechnen dahin eine consequente Orthographie (z. B. ξὺν für σύν), eine einfachere und das Verständnifs fördernde Interpunction (wenn z. B. Wolf die Semicola und Gedankenstriche zu sehr häuft; statt der letzteren sind hier öfters wieder die Parenthesen eingeführt), einzelne Emendationen, namentlich in Bezug auf das Metrische, wie denn überhaupt auf die zum Theil vernachlässigte Metrik Homers sorgfältige Rücksicht genommen, indem der Verf. die Homerischen Rhythmen würdiger zu gestalten (z. B. durch Beschränkung der häufigen, matten Amphibrachen), und Gedanke und Vers nach bester Einsicht möglichst in Einklang zu bringen suchte. Wir rechnen dahin auch manche etymologische Erörterungen (z. B. von ἅλιος, ἠπεροπεύειν u. A.) oder Erklärungen anderer Art, was Jeder, der mit einiger Aufmerksamkeit diese Ausgabe durchgeht, leicht bemerken wird.

Einleitungen, wie sie sonst üblich sind, über Leben und Schriften des Homer sind nicht in besonderen Prolegomenen vorangeschickt; es sind diese Punkte in Noten unter dem griechischen Text der Excerpten aus Proclus, welche dem Ganzen vorangehen, in der Kürze abgehandelt und dabei die Resultate der neuesten Forschungen über Homer und seine Gedichte zusammengedrängt. Ein Register über die Anmerkungen wird wohl, nach Vollendung der Odyssee, nicht fehlen dürfen. Noch bemerken wir, dafs in den am Schlufs des Ganzen angehängten Addendd. und Emendandd. das Wesentlichste von dem nachgetragen wird, was für die Erklärung und Kritik der Ilias Ersprieſsliches in Boissonade's Ausgabe der Ilias und in Dugas-Montbel's Observations sur l'Iliade d'Homère sich findet. Einige griechische Epigramme des Verfs. auf Homer und die Behandlung seiner Gedichte machen den Beschlufs.

---

2) *Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee. Von Gregor Wilhelm Nitzsch, Prof. der alten Literatur a. d. Univ. in Kiel. Zweiter Band. Erklärung des fünften bis achten Gesanges. Hannover* 1831. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. LXIV und* 231 *S. in gr.* 8.

Bei der ziemlich gleichen Einrichtung und Beschaffenheit dieses zweiten Bändchens verweisen wir auf die Anzeige des ersten Bändchens, welches die Anmerkungen zu den vier ersten Gesängen enthält (Jahrg. 1826. No. 78. S. 1233.). Der nächste dritte Band soll gleichfalls nur vier Gesänge enthalten; die zwölf übri-

gen aber sollen in zwei Bände zusammengefafst werden. Wir wünschen, dafs Zeit nnd Umstände dem Verf. es möglich machen möchten, seinem Vorhaben gemäfs, von Jahr zu Jahr ein Bändchen zu liefern. In vorliegendem zweiten Bändchen ist aufser manchen gröfseren Untersuchungen, die an Ort und Stelle eingefügt, über mehrere der wesentlichsten Punkte Homerischer Poesie sich verbreiten, dem sechsten Gesang ein eigner Excurs über die Lage Scheria's nnd über die früheren Wohnsitze der Phäaken beigefügt, dann aber finden wir in diesem Bändchen eine wichtige Abhandlung über die Anlage der Odyssee, über den Plan und die Fassnng im Ganzen, über den Gang der Erzählnng, indem Bnch für Buch durchgangen und der innere Zusammenhang des Ganzen nachgewiesen wird; so lassen sich dann besser die einzelnen Interpolationen, namentlich die gröfsern (wie solches hier der Verf. versucht hat) nachweisen. Wenn wir daher diese Abhandlnng zur sorgfältigen Durchsicht allen Denen empfehlen müssen, die bei Homer und den unter seinem Namen auf uns gekommenen Gedichten nicht hlos an einzelne Worte nnd deren Auffassung oder an die kritische Behandlung des Textes sich halten, sondern weiter gehen und vor Allem nach der Entstehnng derselben und was damit zusammenhängt, nach ihrer Einheit fragen, in wiefern beide Gedichte Ein Ganzes, aus Einem grofsen Geiste hervorgegangen, bilden, und nicht im Laufe der Zeit entstanden, als dss Product einer ganzen Dichterreibe, deren Schöpfungen erst späterhin zu dem Einem Ganzen, das wir bewundern, verbunden worden, zu betrachten sind, so gilt dies in gleichem Grade von der Vorrede, die uns, anf dreifsig Seiten eng zusammengedrängt, eigentlich die Resultate der Forschnngen des Verfs. über die eben berührten Punkte mittheilt, womit die darauf folgende Abhandlung (über Anlage nnd Plan der Odyssee und über die gröfseren darin vorkommenden Interpolationen) gewissermafsen in Verbindung steht. Mit überzeugenden Gründen werden hier die znm Theil durch Wolf, noch mehr aber durch blinde Nacheiferer und Nachbeter des grofsen Mannes verbreiteten irrigen Ansichten über Rhapsoden nnd Homeriden, in sofern sie als Schöpfer, Verbreiter und Erhalter der Homerischen Gedichte betrachtet werden, widerlegt oder vielmehr in ihrer Nichtigkeit dargelegt! Der Verf. kommt auch hier wieder auf den bereits anderswo geführten nnd näher entwickelten Beweis von dem Gebranch der Schrift, den Wolf viel zn spät setzte (ein Punkt, der nach so vielen vom Verf., von Kreuser u. A. beigebrachten Beweisen, wohl nicht mehr zu den bestrittenen gerechnet werden kann), er betrachtet es mit Recht durch diese Forschungen als erwiesen, dafs die Homerischen Gedichte nicht erst in Athen als ein Ganzes geordnet und nicht erst durch die Pisistratiden zu Papier gebracht worden seyen. Die Zeit des Pisistratus ist wohl (in Folge des erleichterten und erweiterten Verkehrs mit Aegypten, wo damals der die Griechen liebende Amasis gebot) nicht die Zeit der ersten Abfassung oder Zusammenstellung Homerischer

Gedichte, sondern die ihrer Verbreitung durch Vervielfältigung der Abschriften, und Berichtigungen derselben nach den schon vorhandenen und gesammelten Exemplaren, es ist auch die Zeit, in der bereits die gelehrte Behandlung derselben begann, durch Theagenes in Rhegium, welcher schon damals die erste allegorisirende Erklärung der Homerischen Göttermythen schrieb. Von dieser Periode ist allerdings noch ein grofser Abstand rückwärts bis zur ersten schriftlichen Abfassung derselben, über die selbst die kundigen Griechen in sofern keine Zweifel hegten, als sie Homer's Werke als das älteste, schriftlich aufbewahrte Denkmal ihrer Literatur betrachteten. In dieser Hinsicht scheint es nicht unpassend, mit unserm Verf. die Mitte oder den Anfang des neunten Jahrhunderts vor Christo als den äufsersten Punkt zu setzen, bis zu welchem die schriftliche Abfassung der Ilias und Odyssee verlegt werden kann, also nicht viel über funfzig Jahre rückwärts vor des Arktinus Aethiopis und die cyprischen Gedichte, die allerdings mit zu dem grofsen Sagen- und Dichterkreise gehören, aus welchem Homer als ein einzelnes, freilich ausgezeichnetes Glied hervorragt, der aber eben daher eben so wenig allein steht, als nach ihm die Poesie verstummte, sondern mitten aus dieser grofsen Kette hervorragt, dessen beide Gedichte Glieder einer grofsen Reihe troischer Begebenheiten waren, und zwei Hauptmomente derselben behandelten, so wie später andere Theile von andern Dichtern zur Vervollständigung des ganzen Sagenkreises behandelt wurden. Beide Gedichte können in ihrer jetzt bestehenden Fassung nur aus dem schöpferischen Geiste Eines Dichters hergeleitet werden; ihre Consistenz erscheint unleugbar um die Zeit der ersten Olympiaden, und es wird höchst wahrscheinlich, dafs wenigstens um die Zeit der Entstehung der Odyssee der Schriftgebrauch durch die Phönicier den Griechen bereits bekannt war, zumal wenn die Odyssee, wie wir auch mit dem Hrn. Verf. gern annehmen, jünger ist als die Ilias. Dafs bei Erörterung dieser und anderer damit in Verbindung stehender Punkte auch manches Andere zur Sprache kommt, wie z. B. die Ansichten über die Verbreitung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte durch mündliche Tradition, oder gar die Vorstellung von Homer als einem Improvisator im Sinn und Geist der neueren Zeit u. A. der Art, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung, da der Verf. es sich besonders angelegen seyn läfst, alle nur möglichen Einwendungen und Einwürfe zu berücksichtigen und zu beseitigen.

3) *Allgemeine Andeutungen bei Lesung Homer's. Zum Schulgebrauch von Dr. J. E. Wernicke, Oberlehrer am kön. Gymnasium zu Thorn. Berlin* 1831, *bei Ludwig Hold.* 172 *S. in* 8. — Mit dem Motto von Heeren: *„Das Grofse ist, dafs wir einen Homer haben."*

Diese Schrift soll dem Schüler kurze Andeutungen über das Homerische Studium an die Hand geben, auf welche er gestützt in den Sinn und in die Darstellung des Dichters einzugehen und zugleich die Sprache als eigenthümlichen Geistesabdruck näher kennen zu lernen vermöge (S. 3.); wobei der Verf. sich gern bescheidet, bei dem Vielen, was über diesen Gegenstand geschrieben worden, etwas Eigenes und Neues vorzubringen, da es ihm mehr darum zu thun ist, seine Schüler zum erfolgreichen Studium des Homer anzuleiten. Wir verkennen nicht das Löbliche dieses Zwecks, zu dessen Ausführung eine Zusammenstellung und Verarbeitung der Resultate der über Homer und seine Gedichte in neuer und neuester Zeit geführten Untersuchungen, so weit sie für Schüler in den obern Gymnasialclassen geeignet sind, in einer für sie faslichen Sprache und möglichst zusammengedrängt, gewifs nicht unersprieslich ist. Dann aber dürften keineswegs Behauptungen geduldet werden, wie wir sie in dem dem Ganzen vorangestellten Abschnitt über die Ausbildung der historischen Poesie bei den Hellenen finden, wo es z. B. S. 13. heifst: »Neuere Forschungen haben jedoch erwiesen, sowohl aus der Ungleichartigkeit jener beiden Werke im Allgemeinen als auch insbesondere aus ihren einzelnen Theilen, dafs man sie als die Erzeugnisse einer Gesangschule, deren Anfang und Grundlage sich vielleicht auf einen Homerus zurückführen läfst, zu betrachten habe (Wolfii Prolegom.). Jahrhunderte hindurch erhielten sich diese einzelnen Gesänge durch Recitationen der Rhapsoden, bis sie von Lycurg nach Hellas gebracht, durch die Pisistratiden von den Diaskeuasten in die beiden Epopöen, Iliade und Odyssee zusammengestellt wurden (Feith. Antiq. Hom. IV, 4. p. 425 ff.).« Oder man lese S. 21 und 22, wo der Verf. die geschichtlichen Resultate seiner im Vorhergehenden geführten Untersuchung zusammenzufassen sucht. Dann verfolgt der Verf. die Entstehung und Bildungsgeschichte der Homerischen Gesänge bis auf die neueste Zeit herab nach den sechs von Wolf im Allgemeinen aufgestellten Perioden; die erste handelt von der Entstehung der homerischen Gesänge, auf Chios, wie der Verf. annimmt, als Sitz der Sängerschule der Homeriden, die zugleich Nachkömmlinge Homer's, also ein Geschlecht seyen, wodurch zugleich die Eine Form und Manier in Darstellung und Inhalt dieser Gedichte, welche als Schöpfungen eines ganzen Geschlechts zu betrachten seyen, erklärt werde. Die zweite Periode umfafst das Zeitalter der Pisistratiden, die dritte das Alexandrinische, die vierte die Zeit von Apion bis auf Porphyrius und Proclus († 485. p. Chr.), die fünfte bis auf Demetrius Chalcondylas 1488, die sechste von da bis auf die neueste Zeit, im Ganzen sehr

kurz; obwohl die Bedürfnisse des Schülers hier allerdings in Anschlag zu bringen sind, weshalb wir uns auch auf Zusätze u dgl. hier nicht einlassen können. — Dann folgt der zweite Haupttheil des Ganzen: die Sprache, in zwei Abtheilungen, wovon die eine den Homerischen Vers und die prosodischen Grundsätze entwickelt, die andere den Homerisch-ionischen Dialekt, dessen Eigenthümlichkeiten und Abweichungen und dergl. m. behandelt. Der dritte Theil betrifft den politisch-religiösen und sittlichen Zustand, wie es der Verf. benennt, und soll demnach eine Charakteristik der Homerischen Welt, nach ihren einzelnen Erscheinungen im öffentlichen, wie im Privatleben liefern. Also zuerst: bürgerliche Verfassung, Religionszustand, Kriegswesen, dann Schifffahrt, Tauschhandel und Privatleben. Nach höheren Gesichtspunkten sind freilich diese Gegenstände nicht behandelt, die, in ihrer Einzelheit vorgetragen, des inneren Zusammenhangs und der Einheit ermangeln, welche das Ganze durchdringen und beleben und dadurch den einzelnen Erscheinungen ihre gehörige Stellung, von der aus sie allein richtig aufgefafst werden können, anweisen soll. Am fühlbarsten tritt dies hervor bei dem Abschnitt: Religionszustand, S. 127 ff., wo man wohl manche einzelne Gebräuche und Sitten angeführt findet, aber nichts weniger als eine klare Uebersicht der Homerischen Götter- und Mythenwelt, wodurch die einzelnen Erscheinungen erst klar werden und in ihrem gehörigen Lichte erscheinen. Aber auch in dem Theil, der das öffentliche Leben (oder, wie es hier heifst, die bürgerliche Verfassung) schildern soll, treten dieselben Mängel hervor, als deren unvermeidliche Folge wir es zu betrachten haben, wenn neben manchem Wahren und Richtigen, manches Halbwahre oder Irrige steht, wie z. B. wenn es S. 120. heifst, dafs neben der Versammlung der Geronten (Edeln), die mit dem König berathen, sich noch »eine Volksversammlung für die *jura singulorum* (Agora) finde,« wie denn überhaupt Wesen und Charakter des Homerischen oder heroischen Königthums und der ganze Geist dieser hellenischen Ritterwelt nicht befriedigend aufgefafst und dargestellt ist. — Griechische Lettern scheinen in der Druckerei, welche das Werk zu Tage förderte, zu fehlen, da mit wenig Ausnahmen von einigen gräfslichen griechischen Buchstaben die griechischen Worte mit lateinischen Lettern gedruckt sind.

(Der Beschluss folgt.)

N°. 26. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische Literatur.

(Beschlufs.)

3) ***De Aristarchi studiis Homericis. Ad praeparandum Homericorum carminum textum Aristarcheum scripsit C. Lehrs, ph. Dr. gymn. Frid. Regim. praeceptor. Regimontii Prussorum. Sumtibus fratrum Bornträger. MDCCCXXXIII. VIII und 399 S. in gr. 8.***

Eine Schrift, die wir um so weniger übergehen dürfen, als sie in die Classe derer gehört, die ein mühesames Studium, das in unserer Zeit immer seltener wird, erfordern, und durch ihren rein wissenschaftlichen Charakter die Aufmerksamkeit des Gelehrten auf sich ziehen müssen. Vorliegende Schrift wird für das Studium und die Behandlung der Homerischen Gedichte nicht ohne Einfluſs seyn in einer Zeit, wo die vor einem halben Jahrhundert von Wolf angeregten Fragen und Bedenken von Neuem Gegenstand wiederholter Erörterungen werden, um die vielbesprochene Streitfrage zur endlichen Erledigung, wenn anders möglich, zu bringen. Es soll uns diese Schrift ein umfassendes Bild von der groſsartigen Thätigkeit, von den ungemeinen Leistungen und Verdiensten eines Mannes geben, dem wir am Ende die Erhaltung der Homerischen Poesien, ihre Lesbarkeit und ihr Verständniſs zu verdanken haben, dessen Verdienste nur übertriebene Tadelsucht verkennen oder schmälern konnte. Wir werden durch diese Schrift in den Stand gesetzt, die ganze Thätigkeit Aristarch's, selbst bis in das Einzelste zu verfolgen, da der Verf. mit vieler Mühe und Sorgfalt Alles zusammengetragen und unter gewisse allgemeine Rubriken gebracht hat, was in den uns zugänglichen und noch vorhandenen Schriften von den Bemühungen des groſsen Alexandriners sich erhalten hat; so daſs selbst von der gewaltigen Masse des Details der Ueberblick erschwert wird und die einzelnen Hauptmomente der Untersuchung weniger hervortreten. Wir können hier nur das Wesentlichste anführen.

Nachdem in der Diss. I. *De fontibus doctrinae Aristarcheae* die Schriften des Aristonicus und Didymus über Aristarch und und dessen Herausgabe und Erklärung der Homerischen Gedichte, die venetianischen Scholien und Anderes der Art besprochen, wendet sich die Diss. II. zu den Hauptpunkt: *De Aristarchea vocabulorum Homericorum interpretatione.* Wir sehen, wie wenig im Ganzen nur einigermaſsen Erhebliches für die Erklärung Homer's vor Aristarch geschehen war, und wie mit ihm eigentlich erst eine gelehrte Behandlung der Homerischen Gedichte, die nicht blos auf einzelne Ausdrücke und Verse ge-

richtet war, sondern das Ganze in seinen verschiedenen Beziehungen umfafste, beginnt. Ueber Aristarch's Erklärung Homer's äufsert sich der Verf. S. 54. folgendermafsen: — »non scripsit glossas, sed in continua poetae interpretatione accuratissime versatus est, in consuetis vocabulis, quorum et ad majorem Homericorum locorum partem plerumque pertinet utilitas et explicatio certior, plus etiam quam in rarioribus et antiquitate obscuratis operae ponens et ne quid praetermittatur, verbum verbo reddens. Abjecit illas doctrinae sarcinas etc.« Um so mehr werden einzelne Irrthümer des grofsen Mannes Nachsicht und Entschuldigung finden. Um aber die Art und Weise, in welcher Aristarch die Homerischen Gedichte behandelt, zu zeigen, hat der Verf. eine vollständige Zusammenstellung der einzelnen Bemerkungen Aristarch's, über Homerische Worte und Ausdrücke, wie sie in den Scholien und bei Eustathius erhalten sind, zu liefern gesucht, wobei wir allerdings (vergl. S. 71.) zu beklagen haben, dafs Aristarch's Bemerkungen zum öftern von späteren Grammatikern ganz entstellt worden sind und so unter ihren Händen oft eine ganz andre Gestalt gewonnen haben. Dafs aber Aristarch's Leistungen um Homer sich nicht blos auf Wortkritik und Worterklärung beschränkten, sondern auch auf die Sache sich erstreckten, und die Homerischen Ansichten über Welt und Natur, über Götter und Heroen, kurz die Homerische Mythologie und Geographie behandelten, dies zeigt die Diss. III. durch eine Zusammenstellung der darauf sich beziehenden, nach den genannten Rubriken geordneten Bemerkungen Aristarch's, der auch hier den Dichter zunächst aus dem Dichter zu erklären, und nicht Fremdartiges in ihn hineinzutragen suchte, wie dies z. B. namentlich bei geographischen und mythologischen Dingen der Fall war; daher wir ihn auch als Gegner der allegorischen Erklärungsweise erblicken. Gelegentlich auch eine ausführlichere Erörterung über die Classe der alten Grammatiker, welche unter dem Namen ἐνστατικοί und λυτικοί vorkommen (wir glauben diesen Excurs schon früher in Jahn's und Seebode's Jahrbb. f. Philologie gelesen zu haben). In gleicher Weise werden nun in der Diss. IV. Aristarch's Leistungen oder vielmehr Verdienste in dem Prosodischen, in den Accenten (Aristarch war der erste, der in den von ihm herausgegebenen Dichtern die einzelnen Worte mit den Accentzeichen versah), Aspiration u. s. w immer mit Anführung der Stellen selber, behandelt. Die Diss. V. führt uns denn zur Kritik Aristarch's und vollendet so das Bild, das mühsam zusammengestellt, mit vielem Fleifs in seinen einzelnen Theilen ausgeführt, vor unsern Augen sich entfaltet. Ein Register über die einzelnen griechischen Worte ist am Schlusse angehängt. — S. 67 und 68. in der Note hat sich der Verf. über Wolf's Ausgabe der Homerischen Poesien ausgesprochen, wo wir unter andern die Worte lesen: „In eo igitur quod longe pluribus quam decebat locis Aristarcheas lectiones aspernatus est, unum criseos Wolfianae errorem positum judico. In aliis, ubi Alexandrinorum lectiones vel

haud innotuerunt vel liberum esse debet judicium nostrum, ut in interpunctione, eo peccavit, quod sermonis Homerici leges et maxime periodorum struendarum rationes non satis cognitas habebat. In quo ipse plura correxisset, nisi post editionem anni 1804 et 1807. hoc totum negotium raro resumsisse videretur.« Wir verweisen auf das oben in der Anzeige der Bothe'schen Bearbeitung der Ilias Gesagte.

---

4) *Gymnasii Academici Gissensis Examina publica diebus XII. seq. Aprilis MDCCCXXXII. instituenda indicit Dr. Eduardus Geist, gymnasii Academici collega. Praemittuntur disquisitiones Homericae. Gissae, typis Friderici Heyeri, patris, typogr. Acad.* 22 *S. in gr.* 4.

Wir glauben auch diese kleinere Schrift nicht unerwähnt lassen zu dürfen, theils, weil die Untersuchung darin mit Gründlichkeit geführt ist, theils auch, weil durch solche einzelne Beiträge das Verständniſs der Homerischen Gedichte nach ihren vielfachen Richtungen hin immer mehr gefördert wird. Vorliegende Disquisitiones schlieſsen sich an die schätzbaren Beiträge Döderlein's an, die über einzelne Stellen oder Wörter in mehrern Programmen niedergelegt sind. Die Disquisitio I. verbreitet sich über den Gebrauch des an zwei Stellen Homer's vorkommenden Wortes τηΰσιος, dem ein gemeinsamer Ursprung und eine gemeinsame Bedeutung mit ἄΰσιος, ταΰσιος, ταΰσιμος beigelegt wird. Die Disq. II. handelt von der Elision des Buchstabens ι im Dativ Singularis der dritten Declination; die Disq. III. über den Sinn des Ausdrucks ἡ κατὰ διωσμὸν βελουλκία (bei Eustathius zu Il. IV, 214.) und über die Worte διαμπερές und πτεροῖς. Die Disq. IV. beschäftigt sich mit Angabe mehrerer Eigenthümlichkeiten des fünften Gesangs der Ilias. Unser Verf. hat die ἅπαξ λεγόμενα der Reihe nach von Vers zu Vers aufgeführt und dann die Wörter, die auſser diesem Gesang nur an verdächtigen Stellen, oder hier in einer besondern Bedeutung, vorkommen, nebst einigen andern grammatischen Eigenthümlichkeiten. Daſs auf diese Weise eher ein sicheres Resultat über Interpolationen, über Bestimmung des Alters der Abfassung und ähnliche Punkte gewonnen werden kann, bedarf wohl nicht einer besondern Bemerkung. —

Als einen ähnlichen Beitrag betrachten wir folgende wohlgeschriebene Abhandlung:

5) *Commentationum Homericarum Specimen* I. *De vi et natura juramenti Stygii et de illustrando inde vocabulo ἀάατος. Scripsit et ex auctoritate amplissimi philosophorum ordinis — publice defendet Carolus Putschius, Jenensis, ph. Dr. etc. Lipsiae, sumtibus Baumgaertneri. MDCCCXXXII.* 31 *S. in gr.* 4.

Der Verf. sucht darin gegen Buttmann und Andere zu beweisen, daſs dem Worte ἀάατος an den drei Stellen Homer's,

wo es vorkommt (Il. XIV, 271. Od. XXI, 91. XXII, 5.) die Bedeutung *validus*, gewaltig, zukomme. Es führt aber diese Erörterung, besonders wegen der erstgenannten Stelle der Iliade, zu einer weiteren Auseinandersetzung der Bedeutung und des Gebrauchs von ὅρκος, womit zugleich eine Entwickelung der Homerischen Ansichten von Eid, Meineid und was damit zusammenhängt, verbunden wird.

---

6) ***Carmina Anicii Manlii Torquati Severini Boethii graece conversa per Maximum Planudem. Primus edidit Carolus Fridericus Weber, Professor gymnasii Darmstadini. (Womit nebst einer Schulrede zu den am 1. 2. 3. Oct. 1832. statt findenden Schulfeierlichkeiten einladet, Julius Friedrich Karl Dilthey, Grofsh. Hess. Oberstudienrath, Professor u. Director des Gymnasiums.) Darmstadii, typis Car. Guil. Leskii. MDCCCXXXII. 62 u. 33 S. in 4.***

Aus einer Wiener Handschrift vom Jahr 1455, beschrieben von Lambeccius (Commentt. Lib. VII. p. 310 seqq.), theilt uns der Hr. Herausgeber diese griechische Uebersetzung der poetischen Stücke des Boethius mit nach einer Abschrift, welche Hr. Dr. Schubarth zu Wien genommen hatte; der Text ist nicht selten berichtigt und auch mit mehreren, Eigenthümlichkeiten der Sprache oder der Prosodik und Metrik betreffenden Anmerkungen begleitet, auch die Vergleichung durch den beigefügten lateinischen Text erleichtert. Eine ausführliche Abhandlung über das Ganze soll demnächst besonders erscheinen. Für die Kritik des lateinischen Originals wird die Bekanntmachung dieser griechischen Uebersetzung nicht ohne Einfluſs seyn, während sie uns zugleich einen Begriff von der griechischen Poesie jener Zeit zu geben im Stande ist. Die beigefügte deutsche, durch Inhalt und Darstellung gleich anziehende Rede verbreitet sich über die Bestimmung des Gymnasiums zur Weisheit und Sprachfertigkeit; sie ward gehalten zur Einweihung des neuen Locals der Anstalt und zur Entlassung der Abiturienten am 18. April 1832.

---

7) ***The History of Herodotus of Halicarnassus in nine Books with Prolegomena, Notes and Emendations by Alexander Negris. Edinburgh, Thomas Clark, 38, George Street. MDCCCXXXIII. 2 Voll. in 8. XVI, 351 und 325 S. auf Velinpapier.*** — **Auch mit dem griechischen Seitentitel:** *Ἡροδότου τοῦ Ἁλικαρνησσέως ἱστοριῶν λόγοι θ', ἐπιγραφόμενοι μοῦσαι σὺν προλεγομένοις καὶ σημειώσεσιν, ἐκδίδοντος καὶ διορθοῦντος Ἀλεξάνδρου Νέγρη. ἐν Ἐδινβούργῳ παρὰ Θωμᾷ Κλαρκίῳ ,αωλγ'.* **(Preis 8 fl. 24 kr.)**

Eine Ausgabe ähnlich der, welche der nun verstorbene Koraes vom Plutarch geliefert hatte; voran geht eine in neugriechischer Sprache geschriebene Einleitung, die aufser einigen allgemeinen

Bemerkungen über Geschichte, über das Leben des Herodotus sich verbreitet und die Eigenschaften, die ihn als Geschichtschreiber auszeichnen, namentlich seine Wahrheitsliebe und sein auf Erforschung der Wahrheit gerichtetes Streben, hervorhebt. Für uns Deutsche ist freilich nichts Neues darin enthalten. Dann folgt der Text, meistens nach der Gaisford'schen Recension, jedoch nicht ohne einzelne Abweichungen (bald mit mehr, bald mit minder Recht), worüber in den einem jeden der beiden Bände angehängten σημειώσεις das Nöthige kurz bemerkt ist. Auch werden darin einige eigene Verbesserungsvorschläge des Herausgebers mitgetheilt, die wir freilich noch nicht so unbedingt in den Text aufnehmen würden, als dies an nicht wenigen Stellen von dem Herausgeber mit einer Freiheit geschehen ist, die kein deutscher Kritiker sich nehmen wird und nehmen darf, die aber der Herausgeber mit andern Neugriechen (wir erinnern nur an Corai) gemein hat. Aufserdem enthalten diese σημειώσεις meist kurze Erklärungen von einzelnen schwierigen Worten oder Redensarten, in denen wir jedoch keineswegs Dinge von Belang gefunden, welche nicht schon früher von andern Auslegern und Herausgebern des Herodotus bemerkt worden wären. Einen eigentlichen Commentar aber erwarte man ja nicht, denn es sind nur einzelne Bemerkungen, wie sie zu einzelnen, schwierigen Stellen oder Ausdrücken ein gebildeter Grieche seinen Landsleuten in neugriechischer Sprache in der Kürze da, wo es ihm einfällt, mittheilt. Daraus ergiebt sich hinreichend der Werth dieser auf englischem Papier aber mit kleinen Lettern gedruckten Ausgabe, die der Verleger in einem in gräfslichem Latein abgefafsten und überall herumgesendeten Vorwort, dem die in englischer Sprache abgefafsten Lobeserhebungen mehrerer englischen Zeitschriften beigedruckt sind, als ein in der Bearbeitung des Herodotus Epoche machendes Werk, als eine Ausgabe, mit der in Absicht auf die Reinheit des hier gelieferten Textes keine andere verglichen werden könnte, darstellt. Deutsche Gelehrte werden sich dadurch nicht täuschen lassen, und unserer Warnung kaum bedürfen.

---

8) ***De Ethicis Nicomacheis germino Aristotelis libro Dissertatio literaria. Scripsit Christianus Pansch, Eutinensis, seminarii regii philologici in universitate Rhenano Bonnensi sodalis ordinarius. Bonnae. Typis Caroli Georgii. MDCCCXXXIII.*** 44 *S. in gr.* 8.

Mit wahrem Vergnügen hat Ref. diese durch Inhalt und Darstellung gleich anziehende Erstlingsschrift eines gründlich gebildeten Philologen durchlesen, der einen eben so wichtigen als schwierigen Gegenstand in Untersuchung genommen und dabei auf eine solche Weise erledigt hat, dafs wir wohl wünschen möchten, auch über andere der bestrittenen oder zweifelhaften Schriften des Aristoteles (wir nennen hier nur die Ethica ad

Eudemum und die Ethica magna — zu gleicher Gewifsheit zu gelangen. Gern betrachten wir daher diese Schrift als einen Vorläufer der sich passend anreihenden Untersuchungen über die beiden genannten Werke, wozu wir andurch den Verf. auffordern wollen.

Da wir hier nicht der Untersuchung selbst Schritt vor Schritt folgen können, so wollen wir wenigstens das Resultat derselben angeben und damit Charakter und Inhalt der Schrift einigermafsen bezeichnen. Allerdings führt die ganze Untersuchung des Verfs. darauf hin, den Aristoteles selbst als Verfasser dieser Ethik anzuerkennen, aber nur nicht in der Gestalt, in welcher wir dieselbe besitzen; diese ist das Werk eines Peripatetikers, der, und zwar wohl bald nach des Meisters Tode, dessen Schriften sammelte, ordnete, und die einzelnen Theile derselben in die Verbindung und in den Zusammenhang brachte, in welchem wir dieselben jetzt sehen, wobei er freilich Manches mit einander verbunden haben mag, was ursprünglich nicht zu einander gehörte, wie z. B. das achte und neunte Buch schwerlich den Schlufs der Ethik, sondern eher ein Ganzes für sich bildeten. Eben so wenig mag die Ueberschrift von Aristoteles selbst ausgegangen seyn, denn Nikomachus, sein Sohn, an den die Schrift gerichtet, war damals acht oder zehn Jahre alt! Inzwischen läfst die enge Verbindung dieser Ethik mit der Aristotelischen Politik beide Werke fast als Ein Ganzes in gewissen Beziehungen betrachten und somit auch wohl Einen und denselben Verfasser erkennen, worüber auch die ganze Darstellungsweise kaum einen Zweifel übrig läfst. Uebrigens hat der Verf. sorgfältig die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Angaben der Alten über diese Schrift angeführt und geprüft, und wenn aus ihnen keineswegs es sich nachweisen läfst, dafs Aristoteles nicht der Verfasser war, so sprechen hinwiederum die öfteren Verweisungen, die in der Schrift selber auf andre Schriften des Aristoteles, so wie in diesen hinwiederum auf diese Ethik vorkommen, allerdings auf eine unzweideutige Weise für die Aechtheit der Schrift, selbst angenommen, dafs darunter auch manche Interpolationen durch spätere, des Aristoteles Werke ordnende Peripatetiker herbeigeführt, vorkommen, wie dies nach den Untersuchungen des Hrn. Verfassers sich kaum bezweifeln läfst. Wegen dieser und mancher andern, auch nur beiläufig berührten Punkte (wie z. B. das Verhältnifs des Aristoteles zu Plato und die Art und Weise, wie er diesen in seinen Schriften behandelt) verweist Ref. die Leser lieber auf die Schrift selber, die sich durch einen klaren Vortrag und eine classische Sprache empfiehlt und in dieser Hinsicht zu den seltneren, aber desto erfreulicheren Erscheinungen unserer Zeit gehört.

Chr. Bähr.

ÜBERSETZUNGSLITERATUR.

1) *Homer's Werke, übersetzt, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. Prenzlau. Druck und Verlag der Ragoczy'schen Buchhandlung. Ilias, in eilf Bändchen.* 12.

Bei einer neuen metrischen Uebersetzung des Homer darf man vor Allem billigerweise nach den Grundsätzen fragen, die der Uebersetzer befolgte, um seinem Werk einen gewissen eigenthümlichen Charakter und damit auch einen Werth zu leihen, der das Erscheinen des Werkes selber rechtfertigen mufs. Die prosodischen Grundsätze, wie sie der Verf. S. 9 ff. aufstellt, werden nicht leicht einer Mifsbilligung unterliegen können, und dafs Trochäen, mit Vorsicht angewendet, da sie nun einmal unvermeidlich sind, dem Wohlklang des deutschen Hexameter keinen Nachtheil bringen, giebt Ref. recht gern zu. Andere Vorschriften, wie z. B. die Beobachtung der Casus, den natürlichen Gebrauch des Accents, mögliche Beibehaltung von Ton und Farbe des Originals und Aehnliches der Art sind Regeln, die allerdings in der Natur der Sache liegen, bei einer Uebersetzung des Homer aber in gedoppeltem Grade zu berücksichtigen sind.

Dahin gehört auch das Streben nach möglichster Treue, nur darf es nicht, wie manche Erscheinungen neuerer Zeit beweisen, in Verzerrung ausarten, indem dem Genius unserer Sprache fremdartige Wendungen und Constructionen aufgebürdet werden. Doch davon hat sich der Hr. Verf. frei zu erhalten gewufst. Etwas Anderes ist es freilich, wenn von Ton und Farbe des Ganzen (was sich mehr fühlen, aber nicht Wort für Wort, und Vers für Vers nachweisen läfst) die Rede ist. Hier wird die Aufgabe viel schwieriger und bei Homer doppelt schwieriger, weil sie hier unerläfslicher ist als bei jedem andern Dichter, wenn anders in der Seele des Lesers der Uebersetzung ein getreues Bild des Originals (und dies ist doch der Zweck der Uebersetzung) entstehen soll. Wir müfsten, um zu zeigen, was der Verf. geleistet, gröfsere Stücke hierher setzen; dazu fehlt uns aber der Raum, wir wollen daher dem Urtheil der Leser nicht vorgreifen, das sie bei Durchlesung einer und der andern Parthie leicht sich bilden werden, zumal wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, eine Vergleichung mit der Vossischen Uebersetzung in einer ihrer früheren Auflagen, anzustellen.

In einer der Uebersetzung vorausgeschickten Einleitung hat der Verf. über Homer und sein Leben, über seine Werke, deren Entstehung und Schicksale, und endlich über den Inhalt der Iliade sich ausführlicher erklärt und dabei nichts Wesentliches zu übergehen gesucht. Die Uebersetzung selbst ist mit zahlreichen Anmerkungen begleitet, in welchen meist geschichtlich-mythologische oder geographische Punkte erörtert werden. Auch ist am Schlufs des Ganzen ein Register beigefügt.

2) *Des Quintus Horatius Flaccus sämmtliche Werke, übersetzt von Dr. Ernst Günther. Leipzig* 1830. *Verlag von Joh. Ambr. Barth.* 554 *S. in* 8.

Schon früher hatte der Verf. die Oden und die Episteln nebst einigen Epoden in einer Uebersetzung geliefert, die von einem andern Standpunkt ausgehend, als frühere Versuche sich allerdings eines nicht unverdienten Beifalls bei denen erfreute, welche lieber in den unserer Sprache geläufigen Rhythmen die Dichtungen des Horatius lesen, als aus halb lateinischen Uebersetzungen, die ängstlich Sylbe um Sylbe und Wort um Wort wiederzugeben suchen und damit ein Bild und eine Idee des Originals in der Seele des Lesers zu erwecken wähnen (während sie gerade das Gegentheil davon bewirken), ihn kennen lernen wollten.

In gleichem Geiste ist die vorliegende Uebersetzung sämmtlicher Dichtungen des Horatius unternommen worden, jedoch auch das Bestreben, möglichste Treue damit zu verbinden, nirgends zu verkennen. Der Ausdruck ist überall klar und verständlich; durch den Reim, der bei den meisten Oden angewendet worden, hat das Ganze einen Ton erhalten, durch den es unserer Zeit und unserm Geiste näher gebracht, und mehr befreundet wird. Nur bei einigen Oden, wo dies eher sich ausführen liefs, sind die alten Metra beibehalten worden, so auch namentlich bei den Satiren und Episteln, wo der Hexameter dies erlaubte. Die Verse sind meist leicht und wohlgerundet, frei von Härte und Schwerfälligkeit, die Uebersetzung ist klar und deutlich, daher verständlich und lesbar. So dürfen wir wohl diese Uebersetzung denen, die das Original zu lesen nicht im Stande sind, vor andern Uebersetzungen einer besondern Aufmerksamkeit empfehlen.

---

3) *Strabon's Erdbeschreibung in siebenzehn Büchern. — Nach berichtigtem griechischen Texte unter Begleitung kritischer und erklärender Anmerkungen verdeutscht von Christoph Gottlieb Groskurd, Dr. d. Philos. und vormals Lehrer am Gymnasium zu Stralsund. Berlin und Stettin, in der Nicolaischen Buchhandlung.* 1831. *Zweiter Theil. VI und* 634 *S. Dritter Theil.* 1833. 464 *S. gr.* 8.

Es ist schon bei der Anzeige des ersten Bandes in diesen Jahrbb. 1833. No. 51. p. 804. bemerkt worden, dafs diese Uebersetzung keineswegs zu den gewöhnlichen gehört und namentlich durch die unter dem Text stehenden Anmerkungen einen höhern wissenschaftlichen Charakter annimmt. Die beiden vorliegenden Bände, wovon der eine Buch VIII — XIII, der andere Buch XIV — XVII. enthält, sind in Behandlung und Einrichtung dem ersten gleich; die unter dem Text stehenden kritischen Anmerkungen haben zum Theil selbst gröfsere Ausdehnung erhalten, auch ist manches, zur Erklärung und zum Verständnifs des Textes

Gehörige, darin enthalten, wozu freilich meist die Kritik die Veranlassnng gab. Und darin zunächst liegt der wissenschaftliche Charakter dieser Uebersetzung, die für die Kritik des Textes nicht füglich zu entbehren ist.

---

4) *Griechische und Römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen, herausgegeben von G. L. F Tafel, Prof. zu Tübingen, C. N. Osiander und G. Schwab, Professoren zu Stuttgart. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. Für Oesterreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.* 1829 ff. 12.

Unter den verschiedenen Unternehmungen, welche in neuester Zeit bei uns gemacht worden sind, die alten Klassiker durch getreue Uebersetzungen auch einem gröfseren Kreise gebildeter Leser zugänglich zu machen, ist dieser Sammlung die erste Stelle nicht ohne Grund zuerkannt worden, sowohl was Plan und Anlage des Ganzen als sorgfältige Ausführung desselben betrifft. Daraus erklärt sich auch der Beifall, den das Unternehmen gefunden und der rasche Fortgang desselben, selbst unter manchen äufsern, ungünstigen Verhältnissen, unter denen wir nur Cholera und Kriegsfurcht nennen, oder das unselige politische Treiben, das Alles zu verschlingen drohte, und auf alle solche Unternehmungen einen nachtheiligen Einfluſs hatte. Die früher erschienenen Theile dieser Sammlung sind in diesen Blättern mehrmals besprochen, auch Anlage, Plan und Charakter des Ganzen, wie der einzelnen Theile näher bezeichnet worden (Jahrgg. 1828. No. 10. 11. — 1829. No. 65. — 1830. No. 12 seq.), wir haben uns daher nur in der Kürze über die seit jener Zeit erschienenen Fortsetzungen zu erklären, zumal da der Charakter des Ganzen sich wohl so ziemlich gleich geblieben ist. Es reichen aber die Fortsetzungen bei den Griechen vom neun und funfzigsten Bändchen an bis zur Nummer hundert und dreifsig, bei den Römern von Nummer zwei und funfzig an bis zu Nummer neun und sechzig exclusive.

Wir beginnen bei den Griechen mit Herodotus, der in den hier folgenden acht Bändchen (drei waren schon früher geliefert, beendigt ist (No. 59. 60. 78. 100. 101. 112. 115. 116.). Der gröfsere Umfang erklärt sich durch die gröfsere Zahl und Ausdehnung der Anmerkungen, welche dieser Uebersetzung namentlich in den letzteren Bändchen beigefügt sind und, da sie zum Theil historische Erörterungen, durch einzelne Stellen des Herodotus veranlafst, enthalten, fast das in den übrigen Theilen dieser Sammlung beobachtete Mafs überschreiten. So mag auch von dieser Seite die Uebersetzung neben dem Meisterwerke von Lange ihre Leser finden und die Bemühung des Uebersetzers, Hrn. A. Schöll, nicht verkannt werden.

Von Diodor's Bibliothek, übersetzt von Hrn. Professor J. F. Wurm zu Blaubeuren, erschienen sieben Bändchen oder

die Nummern 61. 88. 98. 102. 117. 122. 124, in welchen die Uebersetzung bis zum Ende des vierzehnten Buchs fortgeführt ist; Appianus, von Hrn. Superint. Dillenius, ist in neun Nummern (62. 74. 77. 79. 84. 89. 93. 119. 121.) bis zum vierten Buch der Bürgerkriege incl. fortgeführt. Von Dionysius von Halicarnafs Römischer Geschichte (von Hrn. Pfarrer G. J. Schaller) folgten zwei Bändchen (No. 64 und 120), den Schluſs des dritten und das vierte Buch enthaltend; Arrian's Feldzüge Alexanders des Groſsen, übersetzt durch Hrn. Prof. Ch. H. Dorner zu Heilbronn, sind in zwei Bändchen (No. 90. 118.) beschlossen, ein drittes (No. 118.) liefert die indischen Geschichten, mit reichhaltigen Anmerkungen ausgestattet und mit einer Einleitung, welche über die bestrittene Aechtheit von Nearch's Reisebericht sich verbreitet und die Vertheidigung derselben gegen mehrere neue Gegner übernimmt; was sie allerdings beachtenswerth macht. — Von Xenophon erschienen sieben Bändchen; drei derselben (No. 69. 82. 94.) von A. H. Christian, Präceptor zu Ludwigsburg; sie enthalten die kleineren Schriften des Xenophon: die Lobreden auf Hiero und Agesilaus *), die Abhandlungen über die Staatsverfassung der Lacedämonier und Athener, über die Staatseinkünfte Athens, über die Reitkunst und den Befehlshaber der Reiterei, über die Jagd nebst den freilich unächten und auch vom Uebersetzer in der Einleitung als solchen nachgewiesenen Briefen. In vier andern Bändchen (No. 95. 96. 97. 99.) ist die Uebersetzung der Hellenischen Geschichte, vom Hrn. Prof. C. N. Osiander, abgeschlossen, und damit die Uebersetzung der Werke Xenophons in vier Abtheilungen beendigt. Von Plutarch's Biographien (von Hrn. Prof. J. H. Klaiber) erschienen vier Bändchen (No. 67. 81. 85. 109.), welche die Biographien des Alcibiades, Coriolanus, Timoleon, Aemilius Paulus, Pelopidas, Marcellus, Aristides und Cato d. Aelt. enthalten; von den übrigen sogenannt moralischen Schriften Plutarchs hat der Unterzeichnete die Uebersetzung in fünf Bändchen (No. 65. 72. 91. 104. 110.) nach der Ordnung des Originals bis zu der eben so wichtigen und schwierigen Abhandlung über Osiris und Isis, welche im letzten Bändchen enthalten ist, fortgeführt. Der Uebersetzer kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, die übrigens für die, welche mit Plutarch's moralischen Schriften sich nur einigermafsen bekannt gemacht haben, kaum nöthig seyn wird, dafs nämlich der griechische Text, je weiter er vorrückt,

*) Wir glauben bei dieser Gelegenheit auch an einen andern wohlgelungenen Versuch, diese interessante Schrift in deutschem Gewand wiederzugeben, erinnern zu müssen, zumal da er in einem Programm erschienen, das eben darum vielleicht weniger bekannt und verbreitet seyn dürfte:

Xenophon's Lobrede auf Agesilaus. Aus dem Griechischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Dr. Ernst Theodor Pistor. Erste Hälfte. Darmstadt 1832. *(Als Einladungsprogramm zu den Feierlichkeiten des dortigen Gymnasiums.)*

desto verdorbener, entstellter und lückenhafter ist, und dafs auch nach Wyttenbach's Leistungen hier noch unendlich Viel zu thun ist. Das Geschäft des Uebersetzers wird dadurch nicht wenig erschwert und gehindert, was billig denkende Beurtheiler nicht übersehen werden. — Die verdienstliche Uebersetzung des Lucianus hat Hr. Prof. Pauly in Stuttgardt mit fünf Bändchen fortgesetzt (No. 76. 86. 105. 107. 114) und beschlossen. Das Ganze bildet funfzehn Nummern, die in vier Abtheilungen getheilt sind. Den Beschlufs im letzten Bändchen machen die Gedichte und dann ein zum Nachschlagen sehr brauchbares „Alphabetisches Verzeichnifs der Schriften Lucians." Dafs der Hr. Uebersetzer sich nicht entschliefsen konnte, folgende drei Abhandlungen Lucians: »das Gericht der Vocale, den Lexiphanes und Solöcist« zu übersetzen, wird ihm Niemand verdenken, der die Originale und damit auch die Unmöglichkeit kennt, des Originals unkundigen Lesern einen auch nur erträglichen Begriff in einer Uebersetzung davon beizubringen. Rühmliche Anerkennung wird dem nun vollendeten Ganzen nicht ausbleiben. — Die Uebersetzung von Philostrat's Leben des Apollonius von Tyana, welche auch durch den Reichthum kritischer und anderer Anmerkungen einen eigenen Werth erhält, ist von Hrn. Hofr. Jakobs in drei Bändchen (No. 86. 106. 111.) abgeschlossen, und somit die erste Abtheilung der Werke Philostrat's vollendet. Dafs diese Theile sowie die von demselben Verf. übersetzten und mit einer sehr lesenswerthen Einleitung ausgestatteten Hirtengeschichten des Longus (No. 125.) eine Zierde der ganzen Sammlung bilden; brauchen wir nicht besonders noch zu erinnern. — Viel Fleifs und Sorgfalt ist auch auf die Uebersetzung der Gemälde Philostrat's verwendet, von welchen das erste und zweite gleichfalls mit zahlreichen Anmerkungen und Erörterungen ausgestattete Buch in zwei Bändchen (No. 126 u. 136.) von Hrn. Prof. Lindau zu Oels in Schlesien vorliegt.

Die Uebersetzung des Strabo (von Hrn. Prof. Karl Kärcher in Karlsruhe) ist in sieben Bändchen (No. 63. 68. 80. 83. 87. 127. 129.) bis zum eilften Buch fortgeführt; die des Dio Cassius von Dr. Leonhard Tafel zu Ulm in vier Bändchen (No. 92. 103. 108. 113.) bis gegen den Schlufs des ein und vierzigsten Buchs. — Eine vorzügliche Uebersetzung des Herodianus in zwei Bändchen (No. 73. 76.) gab Hr. Prof. C. N. Osiander zu Stuttgardt, derselbe, dem wir die meisterhafte Verdeutschung des Thucydides und die oben genannte der hellenischen Geschichte Xenophons verdanken; den Redner Isäus lieferte in zwei Bändchen (No. 70. 71.) Hr. Prof. Schömann in Greifswald, dessen Leistungen auf dem Gebiet der attischen Redner bekannt sind. — Von Isagoras (durch Hrn. Präceptor A. H. Christian zu Ludwigsburg) erschien ein Bändchen (No. 128.), welches die mit den nöthigen Einleitungen versehenen Reden an Demonicus und an Nicocles nebst dem Nicocles und Euagoras enthält.

Wir wenden uns nun zu den Römern und beginnen mit Cicero. In zwei Bändchen (No. XIV. und XV. oder 52. 58.) lieferte Hr. Obersch.R. Dilthey in Darmstadt die mit einer sorgfältigen Einleitung versehenen beiden ersten Bücher der Schrift vom Redner. Von den Reden selber hat Hr. Prof. C N. Osiander den Anfang in zwei Bändchen (No. XXII. und XXVIII. oder No. 66. 69.) geliefert; sie enthalten die Reden für Quinctius, die beiden Roscius, für Cäcilius und den Anfang der Rede gegen Verres. — Livius (von Hrn. Oberstudienrath Klaiber) ist in fünf Bändchen (No. 56. 60. 61. 62 68.) fortgesetzt, welche Buch XXXI bis XXXVIII. inclus. enthalten; Tacitus (von Hrn. Pfarrer Gutmann) ebenfalls in vier Bändchen (No. 59. 63. 64. 65.), wovon das erste das Gespräch über die Redner liefert, begleitet mit einer ausführlichen Einleitung, welche den Beweis führen soll, dafs diese Schrift schwerlich ein Werk des Tacitus sey. Schon früher hatte der Uebersetzer diese Untersuchung in lateinischer Sprache in Orelli's Ausgabe dieses Dialogs geliefert; Ref. hat auch beides in seiner Röm. Lit. Gesch. §. 267. a. Not 19. nicht übersehen, obwohl er bekennen mufs, dafs seit jener Zeit der Glaube an Tacitus, als Verfasser dieser Schrift, bei ihm eher zu- als abgenommen hat, zumal da nun auch in der jetzt näher bekannt gewordenen und von Wissowa beschriebenen Wiener Handschrift (Codex Sambuci) neben den Annalen, den Historien und der Germania auch dieser Dialog erscheint, den noch neuerdings Zell, wie wir mit Vergnügen ersehen (Ferienschriften III. p. 105.), als ein des Tacitus würdiges Product anerkannt hat. Den Charakter der Uebersetzung selbst haben wir schon in der frühern Anzeige des ersten die Germania enthaltenden Bändchens hervorgehoben. Die drei andern Bändchen geben die fünf ersten Bücher der Historien nebst einem durch das Erscheinen der Walther'schen Ausgabe veranlafsten Nachtrag. — Die kleineren Geschichtswerke des Valerius Messala Corvinus (schwerlich ein Werk des berühmten römischen Staatsmanns und Feldherrn), des L. Ampelius und S. Rufus gab in Einem Bändchen (No. 57.) Hr. Diakonus Fr. Hoffmann zu Balingen. — Seneca's Naturbetrachtungen nebst der Nachlese (aus Seneca's Werken) und den Fragmenten vollendete in drei Bändchen (No. 53. 54. 55.) Herr Rector Moser in Ulm, dem wir bekanntlich auch einige vorzügliche Uebersetzungen der philosophischen Schriften Cicero's in dieser Sammlung verdanken, die zwei und dreifsig ersten Briefe Seneca's in Einem Bändchen Hr. Prof. Pauly in Stuttgardt. Es dürfen diese Briefe,« sagt der Hr. Uebersetzer am Schlufs seines Vorworts, »wohl dem Freunde ernster Lectüre in einer Zeit empfohlen werden, welche in mancher Beziehung an die des Seneca uns mahnt.«

5) *Anakreons Lieder, mit Beachtung des Originalversmafses, aus dem Griechischen übersetzt von Friedrich Georg Jordan. Osterode. Verlag von August Sorge.* 1833. *XVI und 76 S. in* 8.

6) *Anakreons Lieder. In gereimte Verse übersetzt von Karl Emil Möbius. Leipzig, bei Aug. Lehnhold.* 1833 *VIII und 62 S. in* 8.

Die zuerst aufgeführte Uebersetzung schliefst sich getreu an das Original an, und sucht daher, soweit als möglich, auch die griechischen Metra beizubehalten, so schwierig dies auch ist und vom Uebersetzer wohl gefühlt worden ist. Man lese, was er darüber S. VIII ff. bemerkt, und wie er die Klippen zu umgehen versucht hat, denen man auf solchem Wege nothwendig ausgesetzt ist. Die andere Uebersetzung bewegt sich viel freier, weil sie die für uns doch unerreichbaren griechischen Metra verlassen und dafür den Reim gewählt hat, wodurch, was auf der einen Seite an wörtlicher Treue abgeht, auf der andern wieder durch eine leichte und gefällige Sprache ersetzt wird, die uns auch bei dem einfachen, unserer Sprache angemessenen Vers- und Periodenbau nun einmal mehr zusagt und anspricht, als die fremden, reimlosen Metra, die doch nie ganz dem Genius unserer Sprache angepafst werden können. Wir läugnen nicht, dafs wir diese Uebersetzung mit Wohlgefallen durchgangen haben, da die Sprache klar und deutlich, die Verse fliefsend und ohne Härten sind, weshalb wir diesen Versuch einer Nachbildung des Anakreon (denn Nachbildung wollen wir es lieber nennen als Uebersetzung) in deutschem Gewande nicht für mifslungen halten können und ihn der oben bemerkten Nachbildung der Horazischen Oden in gereimten Versen an die Seite stellen möchten. Ein nettes Aeufsere zeichnet diese Lieder aus.

Chr. Bähr.

NATIONALÖKONOMIE.

1) *Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. — (Aus dem Engl. übersetzt.) — Lübeck, v. Rohde,* 1833. 207 *S.* 8.

2) *Die Resultate des Maschinenwesens .... Nach der* 5. *engl. Originalausgabe und nach der französ. Uebers. von L'huillier de l'Étang. Mit erläuternden Anmerkungen von Dr. Joh. Heinr. Rieken. Leipzig, Bossange.* 1833. *XII u.* 300 *S.* 8. *(Mit Broughams Portrait.)*

Diese, in zwei Uebersetzungen auf deutschen Boden verpflanzte Schrift hat, was aus No. 1. nicht zu ersehen ist, den Lordkanzler Brougham zum Verfasser und ist zunächst nicht für Kenner der staatsökonomischen Lehrsätze, sondern für die arbeitende Classe bestimmt, um sie von den unendlichen Vortheilen der Maschinen zu überzeugen und hierdurch den thörichten und verbrecherischen Gewaltthätigkeiten, die von irregeleiteten Arbeitern in England noch neuerdings begangen worden sind, am

sichersten zu steuern. Sowohl durch diesen Plan als durch die Ausführung unterscheidet sich die vorliegende Schrift von dem, sonst stoffverwandten Buche Babbage's über Maschinen- und Fabrikenwesen, welches ebenfalls 1833. von Friedenberg ins Deutsche übertragen worden ist. Erhebliche wissenschaftliche Ausbeute darf man nach dem Gesagten, zumal bei einem schon so oft zur Sprache gebrachten Gegenstande, nicht erwarten, indefs läfst sich doch schon voraus vermuthen, dafs ein so geistreicher, mit Arbeiten wie Wenige belasteter Staatsmann nicht die Feder ergreifen wird, um seine Mitbürger über ihre Interessen zu unterrichten, ohne auch für Gebildetere etwas Lehrreiches zu sagen. In der That erkennt man auch den grofsen Parlamentsredner in der überaus klaren, eindringlichen, jeden Zweifel überwältigenden Darstellung, und das Büchlein verdient besonders von jenen wohlgesinnten Männern gelesen zu werden, die, aus Theilnahme an dem Schicksale der Lohnarbeiter, die Einführung neuer Maschinen beklagen zu müssen glauben. Brougham weifs sehr wohl, dafs Thatsachen weit stärker überzeugen, als allgemeine Sätze, er geht daher eine Menge von Productionszweigen durch, erläutert sie mit mancherlei technischen und statistischen Nachrichten und benutzt sie, um überall dieselben Grundgedanken, doch ohne ermüdende Einförmigkeit hervortreten zu lassen. Er zeigt, wie die Anwendung von Maschinen mit dem Gebrauche anderer, die Arbeit abkürzenden Hülfsmittel zusammenhängt, wie der menschliche Geist bei der Vermehrung der Erkenntnisse nothwendig auf solche Erfindungen geräth, wie von den einfachsten Werkzeugen zu den künstlichsten Maschinen ein Uebergang, ein Mehr und Weniger des Erfolges statt findet, ohne dafs man eine Grenzlinie ziehen könnte, bis zu der nur solche Erleichterungsmittel sich erstrecken sollten, wie wir durch Verzicht auf dieselben in die Armuth und Rohheit einer entfernten Vorzeit zurücksinken würden, und wie durch die Fülle der Genüsse, die wir uns um geringe Preise verschaffen können, die Lage aller Volksclassen verbessert worden ist. Er widerlegt die Meinung, dafs man zwar den Nutzen der älteren Maschinen beibehalten, aber nur der Einführung neuer sich entgegenstemmen solle, und weiset nach, in welchem Maafse die Production und Consumtion vieler Güter in Folge der, von den Maschinen herrührenden Wohlfeilheit angewachsen ist. Kaum konnte er auf eine anschaulichere Weise diese Beweisführung beginnen, als indem er, wie dies im 1. Kapitel geschehen ist, von seiner Schrift selbst ausgeht, und die verschiedenen Kunstmittel aufzählt, die es möglich machen, die 6 Druckbogen mit 216 Seiten in Octodez für 4 pence (12 kr.) in die Hände der Leser zu bringen. Hierauf folgt die Betrachtung des Nutzens, den die Maschinen in der Landwirthschaft leisten, nämlich die grofse Vermehrung der Nahrungsmittel, sodann kommen die Mahlmühlen, die Eisenproduction, die Gewinnung und der Transport der Steinkohlen u. s. f. Man kann diese Schilderung ein lebendiges und anziehendes Gemälde der hervorbringenden Thätigkeiten auf ihrer heutigen Kunststufe nennen. Das Hauptargument, welches für die Maschinen

geltend gemacht wird, ist die Generalisirung der Sache, nämlich die schon erwähnte Zusammenstellung jener Hülfsmittel mit manchen anderen, z. B. mit den chemischen Operationen, der Arbeitstheilung, der Buchstabenschrift, den arabischen Zahlen, den Tabellen und einer Menge von ähnlichen Veranstaltungen, die man ausgedacht hat, um gewisse Verrichtungen schneller und besser zu vollziehen, wie z. B die Kerbe an dem unteren Theile der Drucklettern, welche es so leicht macht, deren verkehrte Lage zu verhüten. Wollen wir uns alle diese Vortheile versagen, so würde es freilich Arbeit in Menge geben, aber dieselbe würde so wenig fruchten, dafs nur eine geringe Anzahl von Menschen kümmerlich ihr Leben fristen würde, wo jetzt eine zahlreiche Volksmenge sich der Segnungen des Kunstfleifses erfreut. Die Fährleute auf dem Rhone bei Lyon sterben sehr früh, weil ihr Geschäft wegen der starken Strömung dieses Flusses höchst anstrengend und aufreibend ist. Die Anwendung einer Maschine würde ihre Lebensdauer verlängern. Die Buchdrucker, welche die Zeitungen in grofsem Formate auf Handpressen abzudrucken hatten, waren meistens mit Leibschäden behaftet, die ihnen nun die Schnellpresse erspart. Der jetzige Wasserverbrauch Londons ist 200 Gallons auf jedes Haus (6 bad. Ohm) jährlich, die vermittelst einer grofsen Wasserleitung für 2 Pence (6 kr.) zu haben sind, so dafs die Actien dieses Werkes von 100 auf 1500 Pf. St. gestiegen sind. Vorher mufste man das Wasser von Trägern kaufen, die vielleicht nur 1 Gallon um 2 Pence geben konnten. Die jetzige Consumtion hätte wohl 9 Mill. Pf. St. gekostet und wäre gar nicht zu erschwingen gewesen.

Erst im 17. Cap. geht der Verf. zu allgemeineren Sätzen über, entwickelt das Wesen und die hohe Nützlichkeit des Capitales und thut dar, wie die Anwendung desselben nur da geschicht, wo man auf die gehörige Sicherheit rechnen kann. An Beschäftigung kann es den Arbeitern neben den Maschinen darum auf die Dauer nicht fehlen, weil die Menschen nicht unterlassen werden, das, was sie am Kaufpreise einer wohlfeiler gewordenen Waare ersparen, entweder auf die Anschaffung eines gröfseren Vorrathes derselben oder auf irgend einen neuen Genufs zu verwenden. Freilich läfst sich nicht leugnen, dafs vorübergehende Bedrängnisse der aus ihrer gewohnten Beschäftigung vertriebenen Arbeiter eintreten können, auch giebt dies der Verf. zu, nur verweilt er kürzer hierbei, erinnert an die mannichfaltigen Unterbrechungen, die in einem ausgebildeten Gewerbewesen von Zeit zu Zeit wahrgenommen werden, räth den Arbeitern, sich Kenntnisse zu erwerben, damit sie leichter andere Geschäfte ergreifen können, und einen Sparpfennig zurückzulegen, und spricht den Satz aus, dafs in solchen Fällen der Staat die in Noth gerathenen Arbeitsleute unterstützen müsse. Hierüber möchte man weitere Erörterungen wünschen, damit nicht Anforderungen an die Regierung gemacht werden, deren Erfüllung dieser allzuschwer fallen würde.

Was die beiden Uebersetzungen betrifft, so enthält die zweite mehr als die erste; aufser den Ueberschriften der Capitel giebt sie mehrere Anmerkungen, die zum Theile aus der französ. Ueber-

setzung genommen zu seyn scheinen und ist auch hin und wieder im Texte ausführlicher, wie denn z. B. die ganze Einschaltung zum 6. Capitel, der Bericht Mac-Adams an Bequey, in No. 1. fehlt. Gleichwohl verdient letztere in Bezug auf die Richtigkeit der Uebersetzung und den Styl entschieden den Vorzug. No. 2. zeigt oft Härten, Unklarheit des Ausdruckes und, wie man behaupten darf, auch ohne die Urschrift verglichen zu haben, selbst Fehler. Einige Stellen werden dies aufser Zweifel setzen.

No. 2. S. 12: Dinte; sehr unpassend, denn es ist von gedruckten Büchern die Rede; No. 1. S. 12. sagt: Druckerschwärze. Im Englischen steht vermuthlich der Kürze willen blos *ink* statt *printing ink*. — S. 21: 120 Mill. Scheffel. Man weifs nicht, was für Scheffel gemeint sind. No. 1. sagt viel bestimmter: 15 Mill. Quarter, nämlich so hoch wird die Getreideverzehrung in England geschätzt. — S. 27: »Wir beginnen dieses Unternehmen mit der Hoffnung und in der Ueberzeugung, Gutes zu stiften, weil uns das schwierige Unternehmen an und für sich selbst ein auf gewissenhafte Grundsätze gebautes Werk scheint.« Ein so schleppender Nachsatz ist schwerlich aus eines Broughams Feder geflossen. Viel besser No. 1. S. 31: »Wir widmen uns diesem Geschäfte in der Hoffnung, etwas Gutes zu thun, weil wir in jener Verwirrung (nämlich in welche die Maschinenzerstörer gerathen, wenn sie zwischen der einen und anderen Art von Maschinen einen Unterschied machen wollen) die Folge einer Gewissensregung erblicken.« — S. 219: »Die Zeit, welche ein Knabe zur Erlernung des schnellsten Verfahrens bei irgend einer Arbeit verwendet, ist ein Mittel des Anwachses seines Capitales.« Dagegen No. 1. S. 163: — »ist seine Auslage an Capital.« — S. 236: »Theils erhalten die Maschinen mehr Stoff, theils vermindern sie die Arbeit.« Deutlicher No. 1. S. 175: »Maschinen ersparen entweder Material, oder u. s. w.« Offenbar ist es die Zweideutigkeit des Zeitwortes *to save*, welche dies Mifsverständnifs veranlafste. — S. 240. ist eine völlig unverständliche Stelle: »Ja, bedenken Sie doch nur, dafs die Wollspinnereien sich 20 Jahre hindurch gegen die Maschinen Arkwrights behaupteten; dafs 20 Jahre hindurch kein Mann, keine Frau, kein Kind bei jenen Spinnereien auf irgend eine Weise vermocht werden konnte, bei einem für sie so traurigen Triumphe der Maschinen an letzteren zu arbeiten.« In No. 1. ist alles klar, S. 178: »Bemerket darum wohl, dafs, wenn die Baumwollenspinner von Lancashire vor 60 Jahren über Arkwrights Maschine triumphirt hätten, 20 Jahre nachher kein Mann, keine Frau, kein Kind von jenen Spinnern überall mehr angestellt gewesen seyn würde.« Dafs dies der richtige Sinn sey, erhellt sogleich aus dem Nachsatze: Die Baumwollenfabrication würde in ein anderes Land übergegangen seyn u. s. w.

K. H. Rau.

N°. 27. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Grundlage des evangelischen [neuevangelischen] Pietismus, oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi, nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte, verglichen und nach ihrem Gebrauch für die christliche Theologie beurtheilt von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten zu Gotha. Leipzig 1838, *b. Vogel. X und* 426 *S. in* 8.

Eine allgemein lesbare und lesenswürdige, zeitgemäfse Schrift, welche unfehlbar zur nöthigen Unterscheidung zwischen Religiosität und Mysticismus, zwischen Religionsoffenbarung und Eingebung, vielcs beitragen wird. Wir wollen zuvörderst die Entstehung des Gegensatzes unter uns aus der Zeitgeschichte klar machen.

Bekanntlich verursachte das Unglück bei Jena mit seinen betäubenden Folgen, wie gewöhnlich jede Noth, ein auffallend eilfertiges, mit vornehmem Wenigwissen und vielem Afterglauben vermischtes Hinneigen zu einer ängstlichen Religiosität, welche dem vorhergegangenen kecken Streben nach Vorurtheilsfreiheit, in der wegen Aufhellung manches unklaren und unwahren Dogmennebels gepriesenen Aufklärung wohl gar schon zu weit gegangen zu seyn und vielleicht eine warnende Züchtigung des Himmels verschuldet zu haben befürchtete. Es zeigte sich, dafs man mehr aus Nachahmung, als aus Ueberzeugung freier denkend geworden war und nun plötzlich nicht mehr wufste, ob man dem Geiste Friedrichs des Grofsen folgen, oder den Geistererscheinungen Schröpfers und Hilmers glauben sollte. Man horchte sogar in böheren Regionen, mit Herablassung, auf neue Propheten, die von Acker und Pflug weg bis in die höfischen Vorsäle sich drängten.

Als endlich die Flammen von Moskau denen von Sachkundigen in der Stille mit ausharrender Vorsicht vorbereiteten Rettungsmitteln heller vorleuchteten, suchten Arndt und Andere die Menge, besonders auch die Jugend der Universitäten, durch Vaterlands- und Religionslieder zur Hoffnung auf gerechten Beistand von Oben zu ermuthigen. Selbst Fichte hatte mit einem Mal Gott als das absolute Ich über dem Ich = Ich gefunden, so

dafs er das absolut weltgestaltende Princip (s. Lebensbeschreibung S. 426.) in sehr specielle Beziehungen auf die partikulärste Staatengestaltung Deutschlands zu bringen keinen Anstand nahm und dem Patriotismus den Philosophismus zur Hülfe schickte. Ueberhaupt war dieses Zusammenwirken des Menschlichen und Uebermenschlichen motivirt genug. Da Männer, wie Scharnhorst, Stein, Beyme u. s. w. das *aide-toi-même* gut vorbereitet hatten, so konnte auch das: *et Dieu t'aidera* füglich mit Erfolg hinzukommen. Und gewifs mufs es rührend gewesen seyn, wenn Heerestruppen von dreierlei, sonst gegeneinander eifernden Kirchenconfessionen, jetzt all dieses heillosen Haders vergessend, bald an dieser, bald an jener, sonst als Partheisache vermiedenen, öffentlichen Uebung der allgemeinwahren Religiosität gemeinsam den feierlichsten Antheil nahmen und ohne Unterschied des Kirchenthums auch die Götter der Erde vor dem Herrn der Heerschaaren sich um seine Hülfe flehend demüthigen sahen.

Schade nur, dafs dieses allerdings Allgemeingültige der christlichen Religiosität, als der herzlichen, gemüthlichen, praktisch sich vereinigenden Gottandächtigkeit, so bald, nachdem der nutzbare Zweck des Bedürfnisses erfüllt schien, wieder in den alten Particularismus trennender, meist unfruchtbarer Lehrmeinungen und Menschensatzungen und Andächteleien zurückfiel.

Kein Wunder. Nur die dringende Angst und Gefahr hatte zu Gott als einem Nothhelfer hingetrieben. Viele meinten, ihren Gott dadurch verlassen zu haben und deswegen von ihm verlassen worden zu seyn, weil sie vorher bei einem halben Licht von Aufklärung einige angewohnte Traditionen des Aberglaubens, mehr leichtsinnig als aus Einsicht, verlassen hatten. Sie bedachten nicht, dafs ein grofser Theil ihrer Noth aus dem, was der eigentliche Unglaube gegen Gott und dessen Rechtwollen ist, aus praktischer Irreligiosität, Luxus und Sittenverderbnifs, aus Folgen des Kastengeistes, des Nationalstolzes, der Hof- und Staats-Intriken und aus andern Sodomsäpfeln, welche neben der blos negativen Aufklärerei leicht fortwachsen können, entsprungen war, wogegen reine, lebensthätige Aufklärung und religiöse Vernunft, die Religiosität eines Jerusalems, Spaldings, Tellers, Kants u. s. w. umsonst gewarnt hatten.

Besonders die aus ihrer Studienzeit und den Anfängen von Welterfahrung herausversetzten, nicht blos Akademiker, sondern auch junge Geistliche und Beamte, kehrten jetzt in die Friedensruhe mit einem stark aufgeregten Selbstgefühl und Reiz zur

Selbstthätigkeit zurück, ohne dafs sie über ihre Anwendung im Leben mit wissenschaftlich durchdachten reifen Vorkenntnissen ausgestattet seyn konnten. Von talentreichen Jünglingen, die man etwas voreilig als junge Männer begrüfste, weil sie in die Bestimmung der Männer voraus zu eilen aufgefordert, wirklich auch ein männliches Wollen bewiesen hatten, hörte man damals, wenn sie auch wieder zu Universitätsstudien zurück sich wenden wollten, unzählig oft, wie sie ein Streben, ein unaufhaltsames Streben, in sich fühlten, von einem Streben, in's Leben herein auf eine redliche, bessernde Weise zu wirken, aufgeregt und wie umgetrieben waren. Nur mufste diesem Streben meist Inhalt und Richtung fehlen, weil in ungewöhnliche, meist nur gewaltsame Lebenserfahrungen allzu frühe hineingerissen, sie doch der Vorübungen für das täglich nöthige, und der geschichtlichen Belehrungen, was und wie dieses ohne gewaltsame Wagnisse reif und möglich werde, noch entbehren mufsten. Daher sah man diese Strebenden, wie Suchende, mit sonderbarem Ernst und sinnigen, oft fast ekstatischen Gebärden, in einem unbefriedigten Gefühl, als ob sie aus sich selbst jenes Leere in sich ausfüllen müfsten, umhergehen.

Einige, und vielleicht die bestwollenden von ihnen, warfen sich bekanntlich vorschnell auf das Detail politischer Besserungen, ohne noch durchdenken zu können, wie viel Detailkenntnisse den eigentlich guten Verbesserungen, der wohlgeordneten Abänderung einzelner Verkehrtheiten, voran und zur Seite gehen müssen. Sie hatten einen grofsen Gewalterfolg erlebt und selbst dafür ihre erste Kraft den Machthabern unter den besten Hoffnungen und Zusagen geopfert. Bedauerliche Erfahrungen mufsten ihnen erst fühlbar machen, dafs in dieser Welt Gottes, die sich immer als eine Uebungsschule der Rechtschaffenheit und der Verständigkeit zugleich beweist, das bleibend Gute nur durch Evolutionen zu entwirren ist, durch umstürzende Revolutionen und Heftigkeiten aber nur auf lange hin verworrener und verwickelter wird.

Viele andere und gerade solche, denen das gründliche Lernen durch die Unterbrechung entleidet seyn mochte, kehrten von dem Gedanken: Gott hat geholfen, mit einem noch weit leereren Streben zu der alten bequemen Meinung zurück: dafs sie nunmehr am besten auch Gott wieder durch den hingebendsten Glauben in alles das Unglaublichste ehren könnten, was man nun einmal als altherkömmlichen Kirchenglauben des Volks vorauszu-

setzen habe und wodurch besonders das Mittelalter sich in den resignirtesten Andachtsgefühlen wohlbehaglich, doch aber auch zu dem subtilsten speculativen Ergrübeln der Geheimnisse Gottes begeistert befunden habe. Diese also wendeten sich eifrig zu einem, wie sie meinten, dankbaren Verehren des helfenden Gottes durch unbedingten, oder vielmehr das Unglaublichste zur Bedingung machenden Dogmenglauben, als dem Extrem von Selbsterniedrigung und selbstvernichtender Unterwerfung unter den in lauter Mysterien anzustaunenden Rettungsgott.

Nach der Zeitgeschichte ist es unläugbar, dafs das, was man in jenen Jahren Deutschthümlichkeit nannte, mit der sich noch stärker verbreitenden mystisch religiösen Tendenz einerlei Wurzel und Veranlassung in den Zeitereignissen hatte, aber in sehr divergirende Verzweigungen auslief.

Nur gar zu menschlich ist es, immer in Extremen zu schweben, entweder absolut Alles, oder Nichts seyn zu wollen, oder sogar als ein Nichts sich in's absolute Alles zu stürzen. Die glaubigsten Anhänger dieser neugebildeten Art von Mysticismus fanden es, weil er bei Vielen von vernachlässigten Studien ausging, in andern sich aus später Autodidaxie, verbunden mit Gewissensängstlichkeit und schnellem Ergreifen der nächsten Beruhigungsmittel, ungründlich durch phantasirte Philosopheme gestaltete, gar leicht und bequem, in sich selbst das gröfste Unvermögen zu allem Guten, mit einer dennoch selbstzufriedenen Demuth, anzuerkennen, da sie zugleich dafür, als Folge der vorausgesetzten unwillkührlichen Erbverderbnifs oder Erbsünde, Entschuldigung fanden. Leicht bei sich beruhigt konnten sie seyn, weil sie für bihlisch geoffenbart annahmen, dafs das für alle Nachgeborne von dem ersten Menschen zum voraus verlorne Ebenbild Gottes, oder die Anlage, das Gute wissen und wollen zu können, nicht anders, als durch einen unerforschlichen Gnadenwillen Gottes restaurirt werde; weswegen die göttliche genugsame Erweckung dazu immer nur mit Flehen abzuwarten sey, ihnen selbst aber wie Bevorzugten bereits ganz nahe komme oder sogar als besondere Gnade tagtäglich gewährt werde. Da nun überdies der Glaube an die schwer zu glaubende, blos scholastische Entdekkung, dafs der gekreuzigte Jesus alle Sündenstrafen habe abbüfsen und die Majestätsbeleidigungen bei Gott habe versöhnen müssen, im Herzen ebenfalls nur als etwas von Gott gegebenes entstehe, die dadurch erweckte dankbare Liebe Gottes aber wenigstens in diesem Leben nur einen von tagtäglicher Uebertretung und Reue

begleiteten Tugendwandel bewirke und einer immerwährenden Ergänzung aus der Genugthuung der Verdienste Jesu bedürfe und genieſse, so ergiebt sich von selbst, daſs dieser durch Noth der Zeit zu einer unklaren Religiosität getriebene Theil der Jugend und viele der an sie sich anschlieſsenden Jüngeren kein für temporäre Beruhigung erwünschteres Lehrsystem ergreifen konnte; wobei denn doch zugleich einem Jeden, für soviel Thätigkeit, als er nach innerm Antrieb anwenden kann und mag, das Lob einer ohne groſse Anstrengung fortrückenden Annäherung zu Gott vorbehalten bleibt, für welche es aber immer mehr auf ein Ziehen Gottes als auf eigenes Bemühen ankomme.

Ein Glück ist's, daſs dieses jedem solchen Begnädigten behagliche und deswegen leicht sich verbreitende Abhängigkeitssystem sich als die Wiederherstellung des reinen Evangeliums ankündigt, auch daher sich selbst ausschlieſsend das Evangelische nennt. Dadurch hat es eine historisch vorhandene Norm der Prüfung anerkannt. Blos als Kirchenglaube aufgestellt, möchte es manchfacher Beschönigungen und Idealisirungen empfänglich seyn; wie nicht leicht eine an sich bequeme Volksmeinung ohne eine für die Ungeübten scheinbare Ausschmückung phantastischer und scholastischer Art geblieben ist. Nun aber will es selbst nur als biblisch geoffenbart, also als offenbar gegeben gelten!

An diesem Punkt hat es daher der Verf. ergriffen und durchgängig festgehalten. Ist es das neu geoffenbarte Evangelium, so muſs in der Bibel offenbar, und ohne daſs die Dogmenkünstler es erst hineintragen und hinzudenken, hauptsächlich Dreierlei gesagt seyn: 1) daſs das erste Menschenpaar die Fähigkeit, Gottes Willen vollständig zu wissen und zu wollen, als Ebenbild Gottes gehabt habe und daſs es dann diese Fähigkeit durch das erste Sündigen für sich und für das ganze Menschengeschlecht (wie ein trennbares Besitzthum) verlieren konnte und wirklich verlor. Es muſs offenbar gesagt seyn, daſs in dieser Umänderung des göttlichen Ebenbilds für Alle der sogenannte Sündenfall und die allgemeine Erbsünde bestehe. Es muſs ferner 2) als Bibellehre gesagt seyn, daſs die Menschen durch jenes erste Sündigen auch des ewigen himmlischen Lebens verlustig worden seyen, und endlich 3) daſs die Aufopferung Jesu die Strafen der Erbsünde und aller wirklichen Sünden getilgt

und dagegen Allen, welche eben dieses Gnadengeschenk von ihm gläubig annehmen, die Aufnahme in die ewige Seligkeit des Himmels erworben habe.

Diese drei Hauptpunkte sind es nun, nach deren offenbaren doctrinären Angabe der Verf. durch alle Theile der Bibel hindurch sorgfältig fragt und fragen lehrt, dagegen aber, weil sie dort nicht zu finden sind, das, was statt derselben klar gesagt sey, einfach in's Licht stellt; wodurch sich unverkennbar ergiebt, dafs im biblischen Altertbum gar viel Anderes über jeden jener 3 Grundsätze angenommen, alsdann wohl auch Mehreres an den alten Meinungen allmählich geändert und ausgebildet worden ist, doch aber durchaus nicht in die Behauptungen, welche die Neuevangelischen rein-evangelisch nennen, verwandelt wurde. Dazu kommt, dafs der Verf. auch noch Schritt für Schritt nachweist, wie sogar die 3 ersten Jahrhunderte von dem, was nach Jenen reinevangelisch oder urchristlich gewesen seyn müfste, keine Ueberlieferung hatten, so dafs also das wahre Evangelium erst 3 Jahrhunderte nach den Aposteln reinevangelisch geworden seyn müfste.

Hierbei ist, wie Rec. immer auf's Neue bemerklich machen mufs, in Beziehung auf die Offenbarungs- als Eingebungs-Theorie überhaupt, dies besonders festzuhalten, dafs, wer eine unmittelbare Offenbarung religiöser Dogmen über Lehrgeheimnisse, die anders nicht als durch höbere Entdeckung dem Menschen bekannt werden könnten, voraussetzt, nur alsdann consequent ist, wenn er bei dem Entdeckten, gerade so wie es gesagt erscheint, unabänderlich stehen bleibt und sich weder andere Ausdeutungen noch Einkleidungen erlaubt. Denn mufs nicht eben der unfehlbare Offenbarer auch durchaus am besten gewufst haben, in welchen Worten und Wendungen seine übermenschliche Entdeckungen auszusprechen und mitzutheilen seyen? Selbst wenn zwei Behauptungen in einer unmittelbaren und folglich unfehlbaren Offenbarung einander zu widersprechen scheinen (wie z. B. ob Gott für die Sünden Anderer Andere büfsen lassen könne, oder aber jeder nach seinen Gesinnungen und Handlungen gerichtet werden müsse), mufs unstreitig der entschiedene Eingebungsglaubige sich bescheiden, dafs beide gleich wahr seyn müfsten, er selbst aber nicht befugt sey, das als unfehlbar Gesagte nachgiebiger oder bestimmter erklären zu wollen, da der Urheber der Eingebung am besten gewufst haben mufs, wie bestimmt oder unbestimmt all jenes, was ohne ihn nicht zu wissen wäre, erkannt oder halb-

dunkel bleiben sollte. Consequenz dieser Art ist zum wenigsten von Denen zu fordern, welche den Verstand durch das alterthümliche Wort gebunden halten wollen, dennoch aber immerfort ihre, dort keineswegs gegebene Auslegungen und Verkünstelungen an die Stelle des aus der Unfehlbarkeit herüber mitgetheilten Wortes zu setzen sich erdreisten.

Da gegenwärtig die verschiedensten theologischen Systemsversuche (das von Schleiermacher, wie das von Marheinecke u. s. w.) nicht sowohl das ursprünglich christliche und das An sich wahre der Gottheitslehre, sondern zunächst die Kirche und den Kirchenglauben zum Hauptaugenmerk zu nehmen, also das Mittel zum Zweck zu machen, wenigstens für Zeitbedürfnifs halten, so that der Verf. wohl daran, in der Einleitung aus den Quellen das Historisch-unabänderliche darzulegen, was, wenn man in der neuevangelischen Sünden- und Erlösungs-Theorie kirchlich-symbolisch oder orthodox glauben will, glaublich seyn und geglaubt werden müfste.

Geglaubt nämlich mufs sodann seyn 1) dafs im ersten Menschenpaar das Ebenbild Gottes in der *recta ratio* über das Göttliche, in *liberum arbitrium* zu liebevoller Erfüllung des göttlichen Willens, im *aequilibrium* aller Triebe und in Unsterblichkeit auch des Leibes bestanden habe; 2) dafs durch die Eine erste Sünde dieses alles in das völlige Gegentheil und nicht nur in totale Verdorbenheit jener viererlei Kräfte, sondern auch in Schuld und Strafe für alle Natürlich geborene Menschen urplötzlich verwandelt worden sey; 3) dafs aber, durch Gottes Menschenliebe und Barmherzigkeit, die zweite Person der Dreieinigkeit, Mensch ohne Erbsünde geboren, stellvertretend alle Höllenstrafen für alle Erb- und wirkliche Sünden der Menschen abgebüfst und den Zorn des gerechten Gottes durch seine, des Gottmenschen, unendlich viel werthe Satisfaction versöhnt habe, so dafs 4) wer nur diese stellvertretende Aufopferung sich durch den auch allein von Gott ihm gegebenen Glauben zurechnen lasse, von Gott wie ein Schuld- und Straffreier, ja wie ein Gerechter behandelt (= gerechtfertigt) und in die ewige Himmelsseligkeit aufgenommen werde, indefs zwar schon jetzt aus dankbarer Liebe für so viele Gnade dem Gotteswillen gehorchen lerne, aber auch, wenn er gleich tagtäglich mit bösen Begierden und Schwachheitssünden zu kämpfen habe, dennoch durch den Glauben an Jesu Verdienste vom Teufel und ewiger Verdammnifs „erlöst" unmit-

telbar und ohne Mittelzustand in den Himmel aufgenommen zu werden gewifs sey und künftig auch wieder mit einem aus dem Irdischen genommenen Leib wunderbar bekleidet werde.

An diesen ächten Inhalt des Kirchenglaubens mufs bestimmt erinnert werden, weil die meisten Kirchenmitglieder gewifs nicht mehr genau wissen, was das so eigentlich ist, wovon die, welche man als Rationalisten in den Verdacht des Unglaubens zu bringen sucht, abgehen zu müssen erklären. Es mufs ferner um so bestimmter daran erinnert werden, weil man dagegen die versuchten mancherlei Umdeutungen und Idealisirungen der Kirchenlehre doch wie Orthodoxie und Pflichterfüllung gegen die Kirchen, also wie eine Gewissensaufgabe darstellt und empfiehlt, und weil besonders die Neuevangelischen den kirchlichen Behauptungen zu entsprechen und die Rechtglaubigsten zu seyn versichern, ungeachtet sie, als die Erleuchteten, vieles darin nach der Höhe und Tiefe ihrer Gnosis zu modificiren frei genug sich erlauben.

Der Verf., ohne auf derlei Ausbeugungen sich einzulassen, hält nun dieselbe auf die einfachste Weise daran fest, dafs sie das Reinevangelische retten zu wollen behaupten, dafs aber das Biblisch behauptete in den meisten Punkten gerade das nicht sagt, was sie als den Kern der evangelischen Wahrheit zu besitzen und ausschliefslich wiederherzustellen sich rühmen.

Wie der Verf. dieses im Gegensatz gegen die angegebenen Hauptpunkte durchführe, wird um so gewisser von Vielen unserer Zeitgenossen in dem ganzen Zusammenhang seiner Schrift nachgelesen und gerne klar überdacht werden, weil er auf eine äusserst zweckmäfsige und rühmliche Weise alles in einem so schlichten, deutlichen und moderaten Ton entwickelt, dafs Er auch nicht einmal in dieser Beziehung von der Darstellungsart, zu welcher der Pietismus sich zu stimmen pflegt, übertroffen wird.

Das Auffallendste kommt wohl Jedem sogleich bei der ersten Hauptfrage: Welches Ebenbild Gottes hatte denn das erste Menschenpaar? welches konnte also irgend verloren werden? entgegen.

Wie Viele haben ohne Zweifel die Lehrerzählung vom ersten Sündigen, Genes. 3. den Worten nach im Gedächtnifs. Wie Wenige aber dennoch mögen das Ganze mit Ueberlegung und frei von vorgefafsten augustinischen Katechismusbegriffen soweit zusammengefafst haben, dafs sie, was doch sonnenklar ist, sich

deutlich sagten: Hier, in diesem ganzen Haupttext, ist doch in Wahrheit durchgängig nicht von anerschaffenen grofsen Fähigkeiten für das Göttlich-gewollte eine Spur zu sehen, eben so wenig aber ist von einem Verlust derselben, nicht einmal für die zwei Sündigenden, und vollends gar für ihre ganze Nachkommenschaft, irgend ein klares Wort geoffenbart. Wie kindisch-einfältig erscheinen Jene beide, die doch, laut der Kirchenlehrer Offenbarung, vor dem ersten Sündigen eine *recta ratio*, einen unverkehrt freien Willen und sogar (!) ein Gleichgewicht der Triebe als Gottes Ebenbild*) gehabt haben sollen, glauben bei der höchst unverständigen Aufreizung, dafs sie durch Essen von den lieblichen Früchten des von Gott verbotenen Baums an Erkenntnifs Gottähnlich werden könnten. Hat nicht der Verf. der alten Erzählung sie sich offenbar und durchaus als kindisch-unverständig, wie im schuldlosen, güldenen Kindesalter der Erdenwelt, gedacht und gerade ganz anders, als die Dogmatiker, blos in der leicht begehrenden *infantia* darstellen wollen?

Auch läfst er sie nichts von Fähigkeiten verlieren. Adam gewinnt vielmehr wirklich an Einer — doch aber erst mehr

---

*) Nicht einmal der Ausdruck: Bild Gottes, ist im Abschnitt Gen. 2, 4—3, 24, sondern in einem sehr verschiedenen Segment 1, 27. enthalten, wo beide Menschen zugleich, unter dem Collectiv-Namen הָאָדָם erschaffen, als solche, die sich mehren und den Erdboden in ihre Gewalt bringen sollen, angeredet werden. Deswegen heifsen sie von Elohim geschaffen בְּצַלְמוֹ *bezalmo*. Der Verf. bemerkt richtig, dafs das Wort *Zelem* auf äufsere Gestaltung, nicht auf innere Fähigkeiten sich beziehe. Ich füge hinzu, dafs das בְּ schwerlich κατα, *secundum* bedeute, und übersetze daher: Gott schuf sie zum Bilde von sich, εἰς εἰκόνα ἑαυτου, um nämlich, wie es der Context giebt, äufserlich Gott darzustellen im Walten über alles andere Geschaffene. — Dafs der alte Text an ein Schaffen nach der äufsern Gestalt Gottes gedacht habe, dünkt mich doch, weil im Mosaischen nicht Menschengestalt, sondern Unsichtbarkeit der Gottheit zugeschrieben ist (2 Mos. 33, 20.) nicht wahrscheinlich. Genes. 5, 1. sagt der ähnliche Text: Gott schuf Adam בִּדְמוּת אֱלֹהִים zur Aehnlichkeit eines Elohim, d. i. um wie ein Elohim für die Erdenwelt zu seyn, εἰς ὁμοιωσιν θεου. Von Adam wird sogleich darauf gesagt: er habe gezeugt zur Aehnlichkeit mit sich בִּדְמוּתוֹ und als ein Bild = als einen äufsern Stellvertreter von sich *tamquam imaginem sui* כְּצַלְמוֹ, so dafs die ὁμοιωσις der Grund ist, warum Seth die Zelem Adams seyn konnte.

ästhetischen, als moralischen — Erkenntnifs, dafs nämlich nackt zu seyn = leidenschaftliche Begierden leiblich sichtbar werden zu lassen, unanständig sey. Hätte der alte Weise daran gedacht, dafs ihnen von nun an der unermefsliche, urplötzliche, vorher unmöglich bedachte Verlust in der Erkenntnifs- und Willenskraft, wenigstens um der Reue und Besserung willen, für sich und ihre in lauter Unwissenheit höchst unglücklich gemachte Nachkommen, vorgehalten hätte werden müssen, so würde davon doch irgend etwas in den Strafreden von Jehovah ausgesprochen seyn, der aber nur mancherlei von Folgen, die sie ohnehin erfahren mufsten, von allem dem aber, was Augustinus der Kirche des fünften Jahrhunderts erst geoffenbart hat und was doch den armen von der Schlange getäuschten Repräsentanten der ganzen Menschheit, um ihrer heilsamen Selbstkenntnifs willen das Nothwendigste hätte seyn müssen, nichts offenbart. Auch von vorher anerschaffener Unsterblichkeit, wie von deren Verlust ist nichts gesagt. Vielmehr zeigt der Lebensbaum, dafs sie körperlich sterben konnten. Wäre ihnen irdische Unsterblichkeit anerschaffen gewesen, wozu dann das Lebenserhaltungsmittel?

Als eigentliches Resultat der ganzen Lehrerzählung zeigt sich, wenn wir einfach, wie bei jeder andern Lehrerzählung, die beabsichtigte Lehre des Urhebers herausziehen, nur dies: Wenn die Menschen nicht sündigten (= nicht das, wovor Gott sie warnt, doch begehrten), so würden sie paradiesisch leben; sie würden wahrscheinlich selbst die Sterblichkeit des Leibs durch das Gesunderhaltungsmittel des Lebensbaums lange abzuhalten vermocht haben. Aber das den Menschen nach ihrer Einfalt und Begehrlichkeit so leichte Sündigen (= das sinnliche Wählen dessen, was ihnen doch Gott als verderblich bekannt macht) macht die göttliche Natureinrichtung nöthig, dafs sie 1) durch mühsame und schmerzliche Anstrengungen von Kampf mit schädlichen Thieren, von Handarbeiten, Kindernoth, orientalischer Frauen-Unterwürfigkeit u. s. w. erfahrener werden müssen, und 2) dafs sie nicht allzu lange sich in der Einen und Einzigen Laufbahn des leiblichen, in diesem Staubgebilde, Gen. 2, 7. 3, 19. an sich immer auflösbaren, Lebens erhalten.

Das Resultat ist, wie S. 25. es ganz wahr zusammenfafst, dafs „die gewöhnliche Meinung vom Ebenbild Gottes, dem Sündenfall und der dadurch gewordenen Verschlechterung der menschlichen, geistigen und leiblichen Natur, noch mehr aber die Meinung, dafs

dadurch eine vermittelst der Zeugung fortgepflanzte Sünde und Sündenschuld entstanden sey, mit keinem Wort in den mosaischen Stellen enthalten ist.“ Mögen die Neuevangelichen exegetisch nachweisen, dafs dort, wo dies alles zuerst stehen müfste und nichts davon steht, es dennoch — ohne dogmatische Augensalbe — dort stehend und geoffenbart zu lesen sey.

Wer von Kindheit auf dieses alles (wie es die Neuevangelischen zur Grundlage ihres unglückseligen Treibens von tagtäglichem Armensünderthum und allaugenblicklicher Erneuerung der Begnadigung durch fremdes Genugthuungsverdienst, und dadurch zur Basis ihrer ebenso geistlich hochmüthig, als wörtlich demüthig machenden Bufs-, Bet- und Gottversöhnungs-Vereine machen!) — Wer, sage ich, all dieses von der Muttermilch an als die lautere Milch des Evangeliums einzusaugen und sich einzuprägen veranlafst war, nun aber sich doch noch, die Bibeltexte nach dem, was sie klar enthalten und was sie gar nicht enthalten, mit dem Verf. zu lesen die Geistesfreiheit gerettet hat, mufs nur darüber staunen, wie es denn so vielen allerdings scharfsinnigen und zum Theil unstreitig frommen Schrift- und Vernunftgelehrten möglich geworden ist, ein so künstlich ineinander verflochtenes Dogmengewebe dort als geoffenbart zu sehen, wo mit natürlich gesunden Augen doch kein Fädchen dieser Art zu erblicken ist.

Die Gewifsheit, dafs die ganze Erbsündenthcorie in jene Bibelstellen nur hineingetragen wird, ist nur durch die Nachweisung, wie all jenes Hineintragen nur aus einem verkehrten Schlüssemachen, aus einem Pseudorationalismus, entstanden ist und noch entsteht, zu vollenden. Die Wahrheit wird desto klarer, wenn die Entstehung des entgegenstehenden Irrwahns begreiflich gemacht wird.

Zum Grunde lag und liegt eine unrichtige Anwendung der speculativen Forschungs-Methode; wie überhaupt von der rechten Methode und deren rechter Anwendung mehr als die Hälfte des Gedeihens der Arbeit abhängt. Das Denken sucht immer für das, was ist, einen nothwendigen Zusammenhang mit einer Ursache dieses Seyns. Kann die letzte oder die entferntere Ursache nicht durch Erfahrung gezeigt werden, so mufs sie ja doch seyn; sie mufs also, sagt man sich, entweder unerkannt bleiben

oder durch Ratiociniren erschlossen werden. Dies ist sehr wahr. Aber man will sie nicht gern lange unerkannt lassen. Zum Beispiel. Alle Menschen sündigen gar leicht. Durch Begehrungen aufgereizt, wollen und thun sie gar leicht, was sie doch selbst als widerverständig und widervernünftig erkennen und mifsbilligen. Woher diese Leichtigkeit, den Begehrungen gegen die Einsicht vom Rechten und Guten nachzugeben? Sie, diese fatale Proclivität, das Unrechte fertiger als das Rechte zu thun, ist unläugbar! Sie mufs in Ursachen gegründet seyn! Dieses beides sagt sich der Ratiocinirende, und mit Recht. Die Phantasie, dieses zum endlichen Wahrheitfinden so wichtige Vermögen, aus dem Erfahrenen allerlei Möglichkeiten, aber nur als problematische Lösungen zusammen zu fügen, hält ihm diese oder jene möglich scheinende Ursache vor. Etwas daran ist wahr. Die Eigenliebe oder wenigstens die Lust, in dieser Ursach-Erkenntnifs bald entschieden zu seyn, überwiegt, dafs ohne strengeres Anwenden der Urtheilskraft auf das Phantasma, das Scheinbar-mögliche als das, was nicht anders seyn könne, als nothwendig, festgehalten, das nur phantasirte als philosophirt genommen wird. Dies ist der Gang aller verfehlten Speculations-Theorien.

Augustinus war sich (man lese nur seine Selbstconfessionen) von der frühesten Kindheit an, einer so enormen Leichtigkeit im Sündigen bewufst, dafs ihm nichts wahrscheinlicher dünken mufste, als die Voraussetzung, sie sey, da sie nicht von Gott anerschaffen seyn könne, nothwendig eine angeborene. Ganz unrichtig ist auch dies nicht. Aber wie? Sie zeigt sich hauptsächlich in Begehrungen, die wir nicht hätten, wenn nicht der denkende und wollende Geist im Körper wäre. Ratiocinirt also wurde: 1) Sie mufs im Körper seyn, und 2) dieser Körper mufs also (wie Augustinus diesen Zusatz von den Manichäern auffafste) von einem bösen Dämon abhängen.

Das erste war wieder (denn nicht leicht würde ein Irrthum von Mehreren geglaubt werden, wenn nicht etwas Wahres darin wäre!) nicht ganz unrichtig. Der Mensch ist begehrlich, weil er mit einem Körper geboren ist. Ein Geist ohne Leib, ein Geist, dem die Körperlichkeit zum Nehmen und Geben aus dem Uebrigen (= Nichtich) und sogar zum Selbstbewufstwerden nicht nöthig wäre, würde nicht mit dem Leibe das Begehren sich angeboren finden müssen. Auch die Begehrungen zum geistig verwerflichen kommen allerdings aus der Körperlichkeit. Man bedachte nur nicht, dafs ebenso die noch viel mehreren Begeh-

rungen zu vielem Guten und Nöthigen auch durch den Körper veranlafst sind. Man dachte aber überhaupt noch nicht klar an den grofsen Unterschied von veranlassenden und von bewirkenden Ursachen. Sonst hätte man wohl begreifen müssen, dafs die Begehrungen an sich weder gut noch böse sind. Dafs vielmehr das Böseseyn erst im Geiste beginnt, wenn er den Zweck einer Begehrung als unrecht erkennt und doch im Gegensatz gegen diese seine geistige Einsicht will.

Da nun aber der talentreiche Jüngling, Augustinus, wegen seiner eingestandenen unüberwindlichen Ausschweifungslust (die Neuevangelischen lieben, es immerfort gar zu malerisch »Fleischeslust« zu nennen!) bei den ernsteren Manichäern nicht in Vorstehers-Stellen kommen konnte, auch bereits eine verschuldete Brustschwäche ihn durch Hektik zu bestrafen drohte, Er also zu der die Sünden leichter vergebenden und auch mehr Aemteraussicht gewährenden, bischöflichen Ecclesia überzugehen äufsere und innere Gründe hatte, so blieb ihm sehr natürlich die gewissermafsen (wie gesagt) richtige Voraussetzung: Im Körper entstehen die Begehrungen. Ohne Körper wäre ja wohl nicht nur die »Fleischeslust« nicht, sondern auch nicht Habsucht, nicht Ehrsucht. Woher aber diese im Körper? Vom guten Gott ohnehin nicht. Den Bösen, als Körperschöpfer, hatte Er so eben selber aufgegeben. Auch fing Er, als ein wahrhaft genialer Mann, schon an, zum Theil psychologisch zu bemerken, dafs nicht blos im Begehren (in der *concupiscentia*, auf welche Augustinus alles Böse zurückführte), sondern (wie dies eigentlich der Hauptpunkt ist) im Wollen des Geistes das Sündigen bestehe. Also wurde sein Schlufs: Durch Wollen mufs das Sündigen so überwiegend, wie ich es von Kindheit auf in mir gefühlt habe, gekommen seyn, ja, weil es allgemein menschlich ist, so mufs es durch ein Wollen der ersten Menschen in ihre und aller Menschen Natur übergegangen seyn. So war's möglich. Anders ist es mir unbegreiflich. Also mufs und mufs es wirklich so verursacht seyn. (Ein solches ratiocinirendes Mufs = eine erschlossene Nothwendigkeit oder als vollkommen geachtete Wahrheitsentdeckung, ist das eigenthümliche Product der apriorischen, oft wahren aber noch viel öfter sich übereilenden Speculation.)

Und nun las Er (Er, der nicht einmal griechisch lernen zu mögen, von Kindheit auf, wie er selbst bekennt, nachlässig genug gewesen war) bei Paulus Röm. 5, 13: »*in quo* omnes peccarunt,«

und siehe, dafs *in quo, scilicet Adamo* Alle und Alle schon gesündigt hatten, war ihm biblisch, evangelisch, entschieden und revelirt, weil er sich das ἐφ' ᾧ anders und sprachrichtig zu deuten, sprachunkundig genug geblieben war.

Wenn nun gleich auch vom Apostel in jener Stelle nur die Fortpflanzung des Sterbens, nicht aber die des Sündigens von Adam abgeleitet wird (denn der Text sagt nicht: und also ist das Sündigen, sondern nur — »und also ist der Tod durchweg auf alle Menschen gekommen, in sofern sie Alle — ohne und mit Gesetz Vs 14. — gesündigt haben!«), so trat doch wieder das falsche Ratiocinniren in die Mitte, und zwar abermals nach einer falschen Voraussetzung, dafs nämlich der Tod Strafe sey, ungeachtet auch Röm. 6, 23. das Sterben nur (ironisch) der Dienstlohn genannt wird, den die Tyrannin, Sünde, zu geben pflege, das heifst, ungeachtet das Sterben für den so leicht sündigenden Körpermenschen eine Naturordnung ist, die ihn in die Möglichkeit, einen andern Lebensgang sich zu bilden, hinüber versetzt.

Anders Augustinus. Weil der Tod von Adam her auf Alle kam, das Sterben aber nur Strafe der Sünde ist, so mufs also, sagte sich der heiligwerdende Kirchenvater, auch die Sünde von Adam her auf alle gekommen seyn. Sie mögen nun in ihm auf irgend eine Weise (unwissend? *imputative?* als noch involvirt? oder als repräsentirt?) mitgesündigt haben, oder mag als Wurzel des Sündigens die verdorbene Menschennatur, wie durch einen Pflanzenableger (= *per traducem*) auf jeden Menschenkeim übergegangen seyn. Je subtiler und wundersam-tiefer dies gedacht schien, desto annehmbarer und geheimnifsvoll geoffenbarter erschien es für Augustinus, und Jahrhunderte hindurch für seine Bewunderer, die ohne solche Enträthselung der unleugbaren Leichtigkeit des Sündigens sonst über die Ursache hiervon rathlos gewesen wären, weil sie noch nicht begriffen, dafs die Leichtigkeit, das Unrechte zu wollen, in der Natur der Sache liegt, indem es immer an sich viel leichter ist, sich mit wenig Besonnenheit dem sinnlichen Begehren hinzugeben, als das Wählen, Festhalten und Ausüben des Rechten, welches weit mehr Besinnung, Entschlossenheit und Geistesanstrengung erfordert. Diese Leichtigkeit zu Sündigen ist allerdings sehr anzuerkennen und nach ihrer ersten Ursache (wozu dann böse Beispiele, schlechte Erziehung, politische Erschwerungen des Rechthandelns u. s. w. als schlimm wirkende Folgen noch hinzukommen) wohl zu erwägen,

damit derselben kräftig und verständig entgegengewirkt werde. Unmöglich aber kann ihr eine Dogmentheorie entgegenwirken, vermöge welcher die Entstehung des Uebels auf die nichtgewollte und nicht mehr zu ändernde Schuld eines Andern zu schieben und dann auch die Umänderung des Uebels von einem auch an sich unglaublichen Abbüfsen eines Andern abzuleiten seyn sollte und durch das blofse Glauben des Dogma bewirkt würde.

Einmal aber vorausgesetzt, dafs Adams erstes Sündigen die Sündenstrafe des Sterbens und folglich (?) auch das Sündigen selbst in die Natur aller Menschgebornen hereingebracht haben müsse, so war dann der Offenbarer dieser aus falschen Prämissen consequent erschlossenen Causalitäten selbst, und unter seinen Verehrern sogar auch unser, trotz all seiner Geistesfreiheit, in das *servum arbitrium* als Augustiner-Eremite antierasmisch eindoctrinirter Luther völlig dafür gestimmt, das, was uranfänglich so geworden seyn mufste, auch in die alte, kindliche Lehrerzählung Genes. 3. durchweg hinein und hinzu zu denken; wie denn auch der Verf. deswegen bei noch mehreren andern Stellen zeigen mufs, dafs der — dennoch immer unübertroffene, und von uns Allen dankvoll zu verehrende Reformator sie nach dem System und nicht nach dem historischen Wortsinn übersetzt hat, wodurch auch noch jetzt die meisten Kirchengenossen, wenn sie aus seiner Uebersetzung, wie der heil. Augustinus aus der Vulgata, auch dogmatisiren zu dürfen meinen, den weiteren Ausdeutungen des Neuevangelischen Pietismus um so leichter zugänglich werden.

Der Verf. krönt seine sprachrichtigere Auslegung durch die denkwürdige Bemerkung: dafs im ganzen Alten Testament, ungeachtet so vieler Veranlassungen, nie der Ursprung des Sündigens und des Sterbens von dem, was wir jetzt Genes. 3. geschichtartig erzählt lesen, abgeleitet zu finden ist. Müssen wir nicht hieraus, mit Ihm, folgern, dafs jener ganze Abschnitt, Gen. 2, 4—3, 24, der ohnehin durch die eigenthümliche Benennung: „Jehovah Elohim" und durch manches Andere (wie die vier Paradiesflüsse, die Schöpfung des Mannes allein, und dann erst die sinnbildliche Nachschöpfung der Frau aus der doch den Männlichen nicht fehlenden Rippe u. s. w.) sich auszeichnet und einer späteren Reflexions-Periode zuzueignen scheint, den Propheten, den Psalmisten und selbst den Verfassern der Jobiade und der Koheleth noch unbekannt gewesen seyn müfste. (כאדם wie es Hos. 6, 7. und Hiob 31, 31. vorkommt, werden trefflich erläutert. Es bedeutet: nach Menschenweise = als Mensch. Vergl. Ps. 82, 7. Judith 8, 16.)

Ferner: Wäre zu Jeremias und Ezechiels Zeit schon gedacht worden, dafs alle Menschen um der Sünde des Vaters Adam willen vom Lebensbaum ausgeschlossen worden seyen, wie hätten beide Propheten — Jer. 31, 29. 30. und Ezechiel im ganzen 18. Kapitel die Antithesis aller stellvertretenden Satisfactionslehren, dafs nicht der Sohn um des Vaters willen zu büfsen, zu sterben habe, vor

allem Volk so entschieden und begeistert aussprechen können? Eben so wenig hätten, wenn eine allgemeine Naturverdorbenheit von Adam her prophetisch gedacht worden wäre, selbst im spätesten Theil des Pentateuchs Stellen, wie Deuteron. 6, 2. 5. 10, 12. 11, 2. 26. 28. 30, 15. mit so uneingeschränkter Voraussetzung der Möglichkeit zum Befolgen des Willens Gottes auffordern können?

Die Richtigdeutung vieler anderer sonst auf das Erbsündesystem hineingezogener Stellen S. 51—76. macht allein schon das eigene Nachlesen der inhaltreichen Schrift nöthig. Selbst der Siracide 16, 24—17, 9. 15, 14—17. nimmt wegen des Ebenbildes Gottes und der Willenskraft nur auf Genes. 1, 17—30. Rücksicht. 10, 18. 19. sagt noch ausdrücklich: Nicht angeboren ist dem Menschen der Gottverachtende Uebermuth u. s. w. Nur dafs allen Menschen Vorwürfe zu machen seyen, sagt 8, 5. Erst in einem Additament zum ächten Siraciden, K. 25, 24. zeigt sich der Gedanke: „Von einer Frau ist Anfang der Sünde und wegen derselben = δι αυτην sc. ἁμαρτιαν sterben wir Alle.“ Doch ist δι αυτὴν nicht mit dem Verf. S. 82. zu übersetzen: durch sie, da δια mit dem Accusativ immer wegen bedeutet. Auch ist nicht zu umschreiben: durch des Weibes Schuld, da αυτην zunächst auf ἁμαρτια sich bezieht, folglich nur, wie Röm. 6, 13. ausgedrückt wird, dafs die Menschen, weil sie alle sündigen, nicht körperlich unsterblich erhalten werden oder, bildlich dies zu sagen, vom Baum des Lebens entfernt worden seyen. Ist also gleich dieses Siracidische Additament hier und 25, 15. (nach der Lehrart οφεως) die erste Anspielung auf Gen. 3, welche (frühestens circa a. 180. vor Jesus) das Bekanntgewordenseyn dieses von der ganzen Genesis sich stark unterscheidenden Segments erkennbar macht, so ist auch dadurch noch nicht die Lehrmeinung gesagt, dafs durch Adam oder Eva die Menschennatur sündig geworden sey und eine vorher gehabte Unsterblichkeit verloren habe.

Das Apokryphum des Weisheitsbuchs (welches, wie ich in diesen Jahrbb. 1833. im Novemberheft S. 1068. Gründe angegeben habe, eher jüdisch-syrischen, antiochenischen, mit dem Parsismus verwandteren, und nicht alexandrinischen Ursprungs seyn möchte) spielt besonders 2, 23. auf Genes. 3. an, Gott hat den Menschen geschaffen ἐπ' αφθαρσιᾳ = so dafs er (wahrscheinlich durch den Lebensbaum) Unvergänglichkeit (Erhaltung des leiblichen Lebens) haben sollte, und als ein Bild seiner Eigenthümlichkeit hat er ihn gemacht. εικόνα (nicht κατ' εικ.) της ιδιας ιδιοτητος εποιησεν αυτον. Durch des Teufels Neid aber ist Tod bereingekommen in die Welt u. s. w. Auf alle Fälle ist auch hier nicht von einem Verdorbenwordenseyn der moralischen Natur aller Menschen, sondern nur davon die Rede, dafs die Menschen, weil sie sündigen, nicht vor dem leiblichen Sterben bewahrt bleiben.

(Der Beschluss folgt.)

N°. 28. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Grundlage des [Neu-] Evangelischen Pietismus, geprüft von Dr. *Bretschneider.*

(Beschluſs.)

Aufserdem aber führt nun diese Stelle und die ganze wahrhaft historische Entwicklung der allmählichen Entstehung unsers jetzigen Kirchendogma auf

den zweiten Hauptpunkt, nämlich auf die älteren, noch gar nicht evangelischen, Begriffe vom Sterben und dem Zustand nach dem Tode. Welcher Kirchglaubige nämlich meint nicht, wie wenn von jeher nur die Lehrmeinung: Alle Fromme kommen durch ihren Tod unmittelbar zu Gott in den Himmel, alle Böse ebenso zum Teufel in die Hölle! uralte Offenbarung und Orthodoxie gewesen wäre. Dennoch ist im ganzen Alten Testament der Religionsglaube aller prophetischen Männer, wie des Volks, völlig ein anderer, dem Glauben Homers über das unterirdische Todtenwesen paralleler, dafs alle Sterbende, Gute und Böse, in einen unterirdischen düstern Aufenthaltsort, nicht etwa zur Läuterung, sondern für immer hinabkommen und nur die Auserwähltesten, wie Henoch, Mose, Elia u. s. w. in den Himmel versetzt würden. Die Seelen, als menschenähnliche bloſse Schattengestalten gedacht, hatten dann dort zwar ihre vorige Gesinnungen, konnten aber nun (wie Achilleus in der Odyssee) keine Leidenschaft mehr gegen Andere thätlich ausüben, Hiob 3, 13—15, höchstens (s. Jes. 14, 9—20.) einander verhöhnen. Deswegen werden sie Todte, νεκροι, und ihr Zustand θανατος genannt, weil sie ohne Leib gedacht wurden, also ohne sinnliche Thätigkeit seyn mufsten, wenn sie gleich *manes* (bleibende Ueberreste?) waren.

Erst um die Zeit des apokryphischen Weisheitsbuchs dachte man für diesen Hades an eine Unterscheidung, 2, 25, dafs die Seelen der Rechtschaffenen, των δικαιων, dort durch Gottes Hand, nicht in einem βασανος, sondern εν ειρηνη, in einem befriedigten Zustand seyen, die Bösen dagegen wie in einem fortwährenden Sterben, und wie die Parabel vom reichen Schlemmer zeigt, auch schmachtend und peinleidend fortdauerten.

Eben diese Parabel zeigt auch, dafs jetzt der anfänglich Alle vermischende Scheol, des »Hades« oder Thanatos, als des dämonischen personificirten Todtenbeherrschers Wohnung, in Paradies und Tartaros, 2 Petr. 2, 4. getheilt, jedoch einander nahe angenommen waren. (Dafs der Eine Theil des Scheol als γεεννα gedacht worden sey, wie der Verf. hie und da voraussetzt, wüfste Rec. nicht nachzuweisen, vielmehr kommen nach Matth. 18, 9. 23, 33. erst die Auferstandenen und Gerichteten, mit dem Teufel, in die γεεννα als ewige Hölle, oder Feuersee (Apok. 20, 14.), wohin der Hades, nämlich der böse Theil seiner Bewohner, erst nach dem Gericht zu einem fortwährenden Sterbenszustand = δευτερος θανατος, geworfen wird)

Mögen nun die Neuevangelischen sich erklären, ob diese prophetischen Begriffe vom Zustand nach dem Tode auf „Offenbarung" beruhten, ob also die Offenbarung über dergleichen hyperphysische, nicht praktisch religiöse Gegenstände, ein in sich harmonisches Continuum war. Auch der bekehrte Schächer kommt nach Luk. 23, 43. noch nicht in den Himmel, sondern unmittelbar und — mit Jesus in das Paradies. Ebendahin dachte man auch, nach 1 Petr. 3, 19. 4, 6. Jesu Seele, bis zur Wiederbelebung seines Leibs, so versetzt, dafs dadurch die früher Verstorbenen Gelegenheit, an Ihn, als Messias, zu glauben und so in der Folge dem ewigen Sterbenszustand = dem zweiten Tode, zu entgehen, bekommen haben sollen. Was noch Luther immer als Höllenfahrt übersetzte, war nur als ein *descensus ad inferos* = zu den sämmtlichen Seelen im Hades, geglaubt. Auch dieser noch im Neuen Testament bis nach Jesu Tod behauptete Theil des religiösen Glaubens setzte die Wirklichkeit des zweitheiligen Todtenreichs = Scheol, oder το του Αδου, entschieden voraus.

Für oder gegen die Dogmatik ist dieses alles deswegen merkwürdig, weil der Verf. eben dadurch evident machen konnte, dafs der Glaube, wie wenn durch die erste Sünde die Himmelsseligkeit verloren worden wäre, bis auf Jesu Zeit gar nicht gedacht seyn konnte, da damals selbst für Abraham noch an ein Versetztseyn durch den Tod in den Himmel nicht gedacht war. Die neuevangelische Hauptlehre, wie wenn den Menschen durch das Sündigen Adams der Himmel verloren gegangen wäre und erst durch Jesus wieder habe erworben werden müssen, war gar nicht möglich, weil in jenen 2000 Jahren vor Jesus auch für die Frömmsten, wie Abraham, nur an den paradiesischen

Theil des Hades, nicht an den Himmel als Aufenthaltsort gedacht war.

Diese Zeitbegriffe mufsten dann unvermeidlich auch den gröfsten Einfluſs haben auf

die dritte Hauptfrage: Was für eine Wirksamkeit, sich an den damaligen Glauben über den Zustand der Menschen nach dem Tode anschliefsend, konnte dem Tode Jesu, als einer Aufopferung des Messias, damals zugeschrieben werden? Welche Wirksamkeit wurde nach klaren Bibelstellen wirklich davon abgeleitet? Rec. im Raume beschränkt, mufs dies möglichst zu concentriren suchen.

1) Keine einzige Schriftstelle enthält die Behauptung des Kirchenglaubens, wie wenn der grausam und schuldlos sterbende Jesus die zeitlichen oder ewigen Strafen der Sünden abgebüfst hätte. (Wäre dieser Zweck des martervollen Sterbens Jesu nöthig, und also von Gott und Ihm selbst zum voraus gewollt gewesen, wie hätte Jesus im einsamen Garten Getsemane erst noch einmal den Wunsch haben können, dafs Ihm dieser Kelch erspart würde? Wie hätte Er es noch als möglich denken können, dafs jenes Sterben nicht von Gott so gewollt sey? Matth. 26, 38–45.) Die klarsten Bibelstellen, wie 1 Petr. 1, 17—19. Hebr. 9, 19. sagen: die durch dieses Opferlamm bewirkte Lytrosis sey ein Losmachen von dem traditionellen Lebenswandel = πατροπαραδοτος αναστροφη, eine Reinigung der Gewissen von todten Handlungen. Die noch nahe Geschichte, wie frevelhaft und aus welchen sündigen Absichten Priester und Rabbinen den Messias ans Kreuz gebracht hatten, mufste bei Vielen den entschlossensten Vorsatz hervorbringen, von jener Lebensweise sich durchaus loszumachen. Nicht gegen die Strafen, sondern gegen die Sünden selbst ist Jesu Leben, Lehren und Leiden gerichtet. So gerne die Neuevangelischen das (nichtbiblische) Wort Erlösung, *redemtio*, wie ein Losmachen von Strafen auslegen, so spricht Jesus selbst doch immer nur vom Freimachen von dem Sündigen selbst (Joh. 8, 31. 34.) im Gegensatz gegen das, dafs die Sündigenden sich selbst mit dem Teufel und dem, was dieser begehre, in Verwandtschaft setzten.

2) Auch davon, dafs Gott gegen die Menschen habe versöhnt werden müssen, spricht keine einzige Stelle des N. T.'s. Vielmehr will Gott durch Jesus und die Apostel nur, dafs die Menschen sich versöhnen lassen mit Gott, 2 Kor. 5, 17—21, um eine neue Schöpfung oder lauter wahre Rechtschaf-

fenheit, δικαιοσυνη, wie Jesus der Rechtschaffene = δικαιος war, zu werden. Vergl. Röm. 5, 9. 10 Nicht dafs die Liebe Gottes erst hätte erworben werden müssen, sagt irgend eine Bibelstelle, sondern immer dies, dafs die ganze Sendung Jesu zum Zweck habe, Gottes Liebe, Joh. 3, 15. und sein Erbarmen (ἱλεως ειναι) gegen die so leicht sündigenden Menschen Allen vor Augen zu stellen, damit die Menschen ihre sklavische Furcht vor Gott und ihre Feindschaft, Röm. 8, 7. aufgeben und in Liebe gegen Gott und das Göttlichgewollte in sittliche Freiheit ohne Zwangsgesetz und Gebot verwandeln möchten. Diesem Hauptgedanken gemäfs müssen wir es auch deuten, dafs Röm. 3, 24. der, welchen am Kreuz Gott Allen als den blutenden Messias vorgehalten hatte, προεθετο, ein ἱλαστηριον ein Zeichen des Erbarmens Gottes zur Losmachung vom Sündigen durch Unterlassung und Verzeihung des Begangenen genannt ist; weswegen ich auch dem Verf. darin nicht beistimmen kann, dafs Er Jesus öfters nicht blos ein Opfer, θυσια, d. i. einen der sich der Gottheit, d. h. göttlichen Zwecken aufopferte, sondern Sühnopfer nennt. Nur als ein geduldiges Opfer, θυσια, nie aber als einen, der die Gottheit versöhnte, beschreiben Ihn Bibelstellen.

Ich mufs bemerken, dafs mir über diesen Begriff, nämlich einer zunächst die Wegschaffung der Strafen beabsichtigenden Versöhnung Gottes, noch weiter eine ebenso rein exegetische Ausführung nöthig scheint, wie sie der Verf. über die übrigen Fragepunkte, trefflich und zugleich in einem musterhaften Ton, gegeben hat. Die Hauptmomente dafür, dafs wir dem Urchristenthum nicht jenen Fehlbegriff, wie wenn im Althebräischen und im Urevangelischen für Gott typische oder wirkliche Strafabbüfsungen nothwendig erachtet worden wären, zuschreiben dürfen, dafs vielmehr — das „Reinwerden" (καθαρισμος 2 Petr. 1, 9) von den Sünden selbst theils durch Besserwerden theils durch Verzeihung, als der gotteswürdige Zweck Jesu urchristlich allein gedacht war, sind folgende:

1) Gab es nach Mose's Gesetz, wie ich bei meiner Uebersetzung des Hebräerbriefs (1833.) S. 152—213. exegetisch neu erwiesen zu haben glaube, nicht einmal Opfer für eigentliche Sünden, sondern nur für irrthümliche oder leidenschaftliche Uebereilungen, weswegen 2) David nicht wegen Mords und Ehebruchs opfern konnte; 3) die Propheten

und Psalmen oft vom Opfern geringschätzend sprechen. Vergl. Matth. 9, 13. 12, 7. Jos. 1, 11. Ps. 50, 8—16.

Eben dadurch war 4) das Priesterwesen der Althebräer viel weniger der Moralität entgegen, als das heidnische, und nur weil die Kirchenväter das im Heidenthum Angewohnte zurücktrugen, entstunden die falschen, auch uns noch überall zum Irrigen begleitenden Uebersetzungen von כִּפֶּר, *expiare* (wie: ins Fromme verwandeln), entsündigen und dergl., da dort vielmehr ganz andere Bilder und Tropen, nämlich reinmachen, abwaschen, bedecken, wegtragen, aus der Sklaverei in Freiheit kommen u. s. w. zum Grund liegen. 5) Bei den Althebräern liegt überhaupt noch zum Grunde der Begriff von Gottes Erbarmen, σπλαγχνα, רַחֲמִים, ἔλεος, als eine zarte Empfindung für der Menschen Schwäche. Wo diese als das Wahre, Sachgemäfse bei Gott von den milderen Menschenlehrern vorausgesetzt wurde, erschien es dann auch nicht wie Ungerechtigkeit, dafs Gott auf allmähliches Besserwerden gewartet habe, Vergangenes durch väterliche παρεσις hingehen liefs. Röm. 3, 25. 26. Genes. 8, 21. Deswegen liegt bei den Worten ἱλασκεσθαι, Luk. 18, 13. Hebr. 2, 17. ἱλασμος 1 Joh. 2, 2. 4, 10 ἐξιλασμος, nichts vom Abbüfsen, sondern nur zum Grunde die Vorstellung, dafs Gott als ἱλεως Hebr. 8, 12 angegangen, d. i. dafs sein Erbarmen angeregt werden solle. Daher wird auch das Verzeihen immer auf die Sünden selbst, nicht auf Strafen bezogen. Warum lassen wir uns denn immer noch durch den blos mönchischen und kanonistischen Scholasticismus verwöhnen, an nichts als an Nemesis und Strafgerechtigkeit auch bei dem Christengott zu denken? warum diese, die nur im äufserlichen Staatszustand ein nothwendiges Uebel ist, im Moralischen aber eine grofse Unvollkommenheit wäre, der nach Jesus gegen alle Menschen väterlich gesinnten Gottheit andichten? Wird denn ein Vater, wenn er ist, wie er seyn soll, nicht ohne dafs das Kind erst tüchtig abgestraft oder gar ein unschuldiger Bruder stellvertretend gemartert ist, verzeihen? wird er sein väterliches Ansehen ohne solche, ohnehin nur scheinbare, Satisfaction nicht gesichert glauben?

Davon, dafs Gottes Zorn oder seine Strafgerechtigkeit durch leidend stellvertretende Opfer befriedigt werden könnte und sollte, fehlt 6) sogar dem althebräischen Gottglaubigen, nach seinem mehr moralisch-natürlichen, als jnridisch-politischen Denken über Gott, glücklicher Weise schon der ganze (eigentlich heidnisch-despo-

tische) Begriff nebst dem Wort. Auch 2 Sam. 24, 16. ist das Erbarmen Gottes schon ausgesprochen und vollzogen, und die Opfer nachher Vs 25. sind Dankopfer, שְׁלָמִים, dafür. 7) Auch der berühmten Stelle Jes. 53. liegt gar nicht, wie der Verf. noch S. 265. sagt, die Vorstellung zum Grunde, dafs „der Hebräer Leiden und Tod der Frommen als ein stellvertretendes Opfer zur Entsündigung des Volks betrachtet worden sey.“ Mag dort „der Knecht Gottes“ der bessere Theil der Nation, welcher mit den Schlimmen, aber nicht für sie, nicht an ihrer Statt zu leiden hatte, oder mag er die Prophetenschaft seyn, deren guter Theil aber in jenen Zeiten nicht als zahlreich zu denken ist. (s. 1 Kön. 22, 6—11. Jerem. 23, 9—15.) Jener Deicola wird Vs 7. nicht einmal mit einem Opfer, noch weniger mit einem stellvertretenden verglichen; blos von der Geduld des Thiers beim Schlachten und der Schaafmutter beim Scheeren wird das Bild hergenommen. Der Schlächter war nicht ein Opferer. Sogar ausdrücklich wird es Vs 4. als ein Irrwahn bezeichnet: Wir (die Schlimmen) meinten, Er werde von Gott niedergedrückt, aber das Wahre sey, dafs Er nur, weil Er unter ihnen war, durch alle ihre Uebel mit leiden mufste. Er war nach Vs 5. durch (מִ, nicht anstatt) ihre Frevel krank, gedrückt. Die für sie wohlthätige Züchtigung, מוּסַר שְׁלוֹמֵנוּ, kam über ihn. Sie wurden (durch das Unglück, das Gott auch ihm feindlich begegnen liefs) geheilt, während (nicht: weil) Er Narben bekam. Nicht an stellvertretende Befriedigung göttlicher Strafgerechtigkeit wurde gedacht, sondern an das menschliche Erbarmungsgefühl, dafs auch Gott, wenn er die Minorität der Besseren durch den von der Mehrzahl der Schlimmen verschuldeten Volksjammer mitgeplagt sehe, dieses mildere und abkürze. Vgl. Matth. 25, 22. 8) 2 Makk. 12, 43–46. schickte der Makkabäer-Feldherr, Judas, Geld zu einer θυσια περι ἁμαρτιας für solche im nationalgesetzlichen Patriotismus, also als Märtyrer Gefallene, welche Kostbarkeiten von Götzen behalten hatten. Dies war ein Vorenthalten gegen den Tempelschatz, eine einzelne Sünde der Leidenschaft, wodurch ihre übrigen Ansprüche auf Märtyrers-Beseligung nicht verloren gehen sollten, weil dafür ihr Tod sie bestraft hatte. Also veranstaltete Judas Vergütung, damit es bei der Auferstehung ihnen nicht schade. Er wird gelobt, weil Er περι των τεθνηκοτων τον ἐξιλασμον ἐποιήσατο της ἁμαρτιας απολυθηναι. Dies aber ist

keineswegs, wie S. 207. zu übersetzen: »Er veranstaltete eine Entsündigung, um sie von ihrer Schuld zu befreien.« Durch Wiedererstattung dachte er zu bewirken, dafs sie priesterlich von der begangenen Sünde (ἁμαρτια ist Verfehlung, nicht *reatus*) losgesprochen würden, damit ihnen die bei der Auferstehung bevorstehende Gnadenbelohnung, καλλιστον αποκειμενον ευχαριστηριον, als Märtyrern (μετ' ευσεβειας κοιμωμενοις) nicht verkümmert werden möchte. Daher wendet er sich an das Erbarmen. ἐξιλασμὸς geht auf das ἱλεως, auf ἱλασκεσθαι, mitleidig behandelt werden. Das Wort Entsündigung, statt *propitiatio*, = Begütigung, führt auf eine ganz andere Reihe von bildlichen Vorstellungen von Strafnothwendigkeit, die der alte Hebräer gar nicht so, wie der an das Aeufserlich-Politische gewohnte Heide, voraussetzte. 9) Im 4ten Makbabäerbuch, das man dem Josephus zuschrieb, läfst der unbekannte Verfasser den gemarterten Greis, Eleazar, endlich ausrufen: Ich sterbe wegen des Gesetzes. τοιγαρουν ἱλεως γένου (werde von Erbarmen bewegt für . .!) τῳ σθνει σου, ἀρκεσθεις τῃ ἡμετερᾳ ὑπὲρ αὐτῶν δικῃ, καθάρσιον αὐτῶν ποιησαι τὸ ἐμὸν αἷμα καὶ ἀντὶ ψυχῶν (al. ἀντίψυχον) αὐτῶν λάβε τὴν ἐμὴν ψυχήν. Dies aber ist *a*) nicht vorchristlich, sondern später als das Urchristenthum, für Juden in der Griechenwelt, und nicht nach dem Sinn der Makkabäerzeit gedacht und geschrieben. *b*) Es darf auf alle Fälle nicht, wie S. 265. übersetzt werden: »So werde daher deinem Volke versöhnt, begnügt mit meinen für sie erduldeten Strafen, mache mein Blut zu ihrem Sühnopfer und nimm mein Leben statt des ihrigen an.« Immer vielmehr geht das ἱλεως γενου nicht auf etwas, das erst durch Sühnung bewirkt werden müfste. Das menschliche Gemüth setzte, viel edler, voraus, Gott werde durch Leiden eines alten, gottgetreuen Mannes so gerührt, dafs er ihm zu Gefallen Unglück von denen abwende, welchen Derselbe Gutes wünsche. Auch von Strafen ist nicht die Rede, sondern von δικη (im Singular), nämlich dem gewaltsamen Urtheil des Verfolgers, wovon auch nachher §. 10. gesagt ist, dafs das äusserst standhafte Ertragen der vom Blutrichter verhängten Martern der Nation zu gut kam, weil Antiochus durch die Standhaftigkeit solcher Bekenner wie überwunden, von seinem Versuch, durch Quälereien abtrünnig zu machen, abgestanden sey. οὐτοι ουν ἁγιασθεντες διὰ τον θεον, τετιμηνται καὶ δια τον αἱματος των ευσεβων εκεινων καὶ του ἱλαστηριου (Er-

barmen erregenden) θανατου αυτων ἡ θεία πρόνοια τον Ισραηλ περιλαχωθεντα διεσωσε. Nicht als Strafe und Sühnung, sondern als Rettung Vieler durch Wenige, als Rettung Gottes selbst, wurde der Hergang der Sache gedacht. Endlich ist auch καθαρσιον nicht Sühn-Opfer, sondern Reinigungs-Mittel und Zeichen. Der Greis bewies, wie rein in Beobachtung des Nationalgesetzes Er und seine Parthie im Volke sey. Seine Lebensaufopferung möge genügen. Ohnehin lag ja bei dieser ganzen Verfolgungsgeschichte nicht der Gedanke zum Grunde, wie wenn Jehova sie als Sünden-Strafe verhängt hätte, da sie die Getreuen betraf. Unschuldige für Schuldige leiden zu lassen, dies konnte nur ein fränkischer, im Klosterzwang erwachsener, an die kirchliche Satisfactionen gewohnter Scholastiker für gotteswürdige, unabwendbare Satisfaction halten. Wie sehr aber warnend ist dieses Beispiel, dafs selbst ein so vorzüglicher Exegete, wie der Verf. ist, angewohnte dogmatische Begriffe allzu leicht in alte Stellen hineindenken kann, ungeachtet sie aus dem althebräischen Glauben an Gottes Erbarmen und Menschenliebe viel eher, als aus der scholastischen Strafgerechtigkeitstheorie und dem in der Mittelalterskirche herrschend gewordenen Dringen auf Sühnung durch Abbüfsung zu erklären sind. 10) Im Urchristenthum konnten jene juridisch-politische Begriffe von einer nothwendig durch stellvertretende Leiden zu befriedigenden Strafgerechtigkeit Gottes gar nicht statt finden, weil Jesus zwar das alte Bild vom Gottesreich, beibehielt, aber ganz die moralische Grundidee, dss Suchen der Rechtschaffenheit, wie Gott sie hat und will, δικαιοσυνην αυτου πρωτον ζητειν, Matth. 6, 33. nicht eine Analogie mit den für das Aeufsere nöthigen Staatsstrafen, damit verband, so dafs Er auch Gott nie wie einen König, sondern als Vater zu denken lehrte, der den verlornen Sohn aus Erbarmen und weil er seiner Reumüthigkeit gewifs ist, ohne alles Versöhntwerden aufnimmt. Wie leicht wäre in jene Parabel eine stellvertretende Strafabbüfsung und Versöhnung des Vaters einzuflechten gewesen. Und Jesus sollte, wenn Er über seinen Tod so gedacht hätte, das Hauptdogma einzuflechten für unnöthig gehalten haben? 11) Da der Verf. selbst S. 267. das αιρειν την αμαρτιαν (nicht τὰς αμαρτιας) του κοσμου, Joh. 1, 29. durch Wegnehmen die Sünde« allein richtig erklären zu können versichert, so ist alsdann nicht ein »das ist, die Strafen der Sünden« dafür einzurücken. Wie ist es doch möglich, dafs ein so vorzüglicher Exeget bei ἁμαρτια, ἁμαρτιαι, nicht fest und ein-

fach an Sündigen, sondern immer noch mehr an Strafen und Strafopfer denkt, von denen doch der Text nie etwas ausspricht? Wer das wirkliche Sündigen wegschafft, verhütet freilich auch das Strafen. Doch ist nur Jenes der Hauptpunkt. Das vorher Begangene verzeiht, wer Vater ist, ohnehin, sobald er Besserung sieht, ohne dadurch, dafs er ein Erbarmungszeichen giebt, ungerecht zu seyn. Röm. 3, 24–27. 12) Allerdings denkt der Verf. des Johannesevangelium 11, 51, dafs Jesus ὑπερ του εθνους und als σωτηρ του κοσμου 4, 42. starb. Aber wie? Um Gott zu versöhnen? Sogleich wird vielmehr hinzugesetzt: »damit Er auch die Kinder Gottes, die (in der Erdenwelt) Zerstreuten, zusammenführete in Eines.« Vgl. 10, 15. 16. Ueberall, wo die Urevangelischen sich erklären, sprechen sie von mancherlei Zwecken und Folgen des Todes Jesu, nur aber nicht von einem Sühnungszweck gegen Gottes Strafgerechtigkeit, welche durch die Dogmatik der Bischöflichkeit und der scholastischen Speculation zur Hauptsache gemacht, Gott in das verwandelt, was jeder gute Regent und Richter ungerne ist und nur wegen der äufsern Staatserhaltung seyn mufs. 13) Auch in den Stellen 1 Joh. 1, 7. 2, 1. 2. 3, 5. 4, 10. ist die Rede vom »Reinmachen von aller Sünde,« also vom Wirken auf Unterlassen des Sündigens, und von ἱλασμος = dem Wirken auf das Erbarmen Gottes wegen der (schon zuvor begangenen) Sünden der ganzen Menschenwelt, von Wegschaffen der Sünden, als der Werke des Teufels, 3, 5. 8. In K. 4, 10. wird ausdrücklich bemerkt, dafs Gottes Liebe nicht erst (durch Sühnung) bewirkt, erworben, möglich gemacht werden mufste, sondern Jesus aus Liebe Gottes gesendet wurde als ἱλασμος περι των ἁμαρτιων ἡμων, um die Erregung des Erbarmens Gottes zu zeigen, also um die Fürchtenden zu beruhigen. 14) Dafs endlich Jesu Sterben am Paschatag eine Vergleichung mit dem Paschalamm veranlafste, 1 Kor. 5, 7. ist sehr begreiflich. Aber denken wir doch mit den Hebräern! Gerade die Paschalämmer waren nicht Sühnopfer. Auch in der Apok. 3, 5. 13, 8. ist der Messias Jesus ein αρνιον ἐσφαγμένον. Aber das Geschlachtetseyn erinnert (wenn man nicht zum Voraus immer an Opfern denkt) nicht an Opfer; eben so wenig als das מֻבָּח Jes. 53, 7, wo es von זֶבַח wohl unterschieden ist. Auch sagt die Apok. 5, 9, das Lamm, welches sich (geduldig) morden liefs, habe ausgekauft der Gottheit, d. i. aus Sklaven der Sünde in die freie Befolgung des Gotteswillens versetzt. Ist dies nicht ein ganz anderes Bild,

als das vom Sühnopfer, wodurch wir gleichsam abgekauft seyn müfsten der göttlichen Strafgerechtigkeit? 14,4. ist jenes Bild noch bestimmter: die Frommen sind weggekauft απο των ανθρωπων (= aus der Sklaverei gegen die gewöhnliche Menschenwelt frei gemacht), als απαρχη = Erstlingsfrucht für Gott und das Lamm. Diese, welche nicht mehr *servi rerum humanarum* seyn sollen und wollen, haben »reingewaschen (weifs und schmutzlos gemacht) ihre Kleidung (auf eine paradoxe Weise, nämlich) durch des Lammes Blut. Der Sinn ist doch offenbar. Sie haben jenen Tod benutzt, um von wirklichen und von den begangenen Sünden sich selbst loszumachen. Dadurch (nicht aber durch ein Sühnopfer, welches vielmehr Gott und seine Nemesis überwunden haben müfste) haben sie (weil sie das Sündigen, die Ursache der Ermordung Jesu, mit Abscheu aufgaben) überwuden den Teufel, den durch die Sünde herrschenden.

Genug für die Hauptpunkte Wie viel Mühe und Umsicht wird doch nöthig, um einer angewohnten Voraussetzung sich endlich wieder zu entwöhnen. Und der Dank der mystischen Zeitgenossen dafür ist — Unwillen und Verketzerung.

3) Sucht der Verf. vornämlich klar zu machen, wie in dem damals angenommenen Glauben, dafs auch die meisten Frommen im Todeszustand des Scheol bleiben mufsten, indem Gott nur mit den wenigsten durch Aufnahme in den Himmel eine Ausnahme mache, durch Jesus eine grofse Umänderung gemacht wurde. Den Aposteln wird Joh. 14, 2. 3. 19. 28. die Hoffnung gegeben, dafs sie bald dort, wo Er sey, auch seyn würden, nämlich im Himmel. Für die, welche als Märtyrer und sonst um der göttlichen Sache willen leiden müfsten, wurde eine frühere Auferstehung gehofft, Apok. 20, 4. 5, für die übrigen wenigstens eine baldige Versetzung in den Himmel durch Körperauferstehung und letzte Beurtheilung. Dafs aber auch diese sogleich nach dem Tode dahin kämen, ist nicht gesagt, vielmehr wird die Fortdauer des Hades noch vorausgesetzt. Selbst die Stelle Apok. 14, 13. scheint darauf zu gehen, dafs die Christen bis zur Auferstehung sich in Ruhe und im Genufs ihrer Handlungen, aber im Hades als Paradies sich wohl befinden und die Auferstehung zu erwarten haben würden. (Diese Begriffe sind besonders ausgemalt nachzulesen in dem Fragment περι της του παντος αιτιας, welches, dem Josephus zugeschrieben (bei Haverkamp u. s. w. Tom. II. Fol. 145.), vornämlich den Hades als κολπος Αβρααμ und auch als Qualort, aber von der Γεεννα verschieden beschreibt, als von

Engeln bewacht und besorgt. Da es den Λογος Θεου, Χριστος, als den endlichen Richter voraussetzt, so mag wohl ein Johanneischer Homilete der Verf. gewesen seyn!) Soviel ist klar, dafs im N. T. und in der ersten Kirche unter die Folgen des Todes Jesu hauptsächlich auch ein Gegensatz gegen den vorher allzu unangenehm gedachten Zustand der Verstorbenen im Hades gedacht wurde.

4) macht der Verf. auch noch (wie einst sein Amtvorfahr, Dr. Löffler, ehrwürdigen Andenkens) darauf aufmerksam, dafs zwar dem Christen bei der Taufe Vergebung der zuvor begangenen Sünden zugesagt worden sey, wegen späterer Sünden aber kein Berufen auf Jesu Tod, sondern nur Reue und ernste Besserung statt gefunden habe. Rec. mufs hinzusetzen, dafs auch die Sündenvergebung bei der Taufe der meist erwachsenen Urchristen nirgends als etwas durch Jesu Tod Erworbenes im N. T. dargestellt sich findet, sondern überall von Sinnesänderung und der die Rechtschaffenheit des Handelns bewirkenden Gesinnung des Glaubens an Gott und dessen durch Jesus Christus bekanntes heiliges Wollens abhängig gezeigt ist. Man lese nur, ohne etwas hineinzutragen, die ersten Bekehrungsreden, Apg. 2, 38—40. 3, 19. 10, 42. 43. 13, 38. 39. 47. 15, 9. 16, 31, 17, 30. 20, 21. 22, 16. 24, 16. 25. 26, 20. 28, 21. Lauter Stellen, wo jedesmal die Dogmatik ihr Möglichstes zu thun hat, damit in die μετανοια und πιστις das, was nicht gesagt ist, das Gottversöhnungsdogma, doch hinzugedacht werde, weil allerdings die Hauptsache überall geoffenbart seyn sollte. Und doch ist ein Berufen auf das Verdienst Christi nirgends biblisch, nirgends ächtevangelisch, weder vor noch nach der Taufe. Eben dadurch aber fällt der Hauptreiz des Neu-Evangelismus, tagtäglich auch im Handeln ein armer Sünder seyn und sich doch immer durch das Glauben an die stellvertretende Genugthuung beruhigen zu können, ungeachtet man dieses Erlösungsfundament nicht mehr ganz gerne mit dem scholastischen Ausdruck Gottversöhnung und *satisfactio vicaria* bezeichnet, doch aber unter dem Wort Erlöstseyn mitversteht.

Sehr der Mühe werth sind noch immer, und gerade in unserm unter allerlei Formen und Gestalten andächtelnden Zeitabschnitt, diese Forschungen; weil sie dem doch fortdauernden Bedürfnifs Vieler immer deutlicher machen, dafs so manches, was den Denkenden an dem Künstlichen der christlichen Dogmatiken anstöfsig ist, durchaus nicht biblisch, nicht evangelisch, nicht

urchristlich war. Deswegen ist es so nöthig, beim reinen Lesen der biblischen Urtexte unpartheiisch zu forschen: ob nicht diese begeisterten Alten in Wahrheit rationaler waren, als es ihnen theils die Neuevangelischen theils die Dogmaticisten erlauben möchten. Wie oft hat sich die einfach natürliche Weisheit richten und emendiren lassen müssen von ihren — Schülern!

Nun aber ist von solcher unbiblisch und künstlich dogmatischen Ueberglaubigkeit unläugbar Manches auch in den allgemeinen Kirchenglauben übergegangen. Wo ist der Katechismus, der nicht zum Theil eine Dogmatik *in nuce* wäre, nicht — mehr Metaphysik als praktische Religionslehre enthielte? Ist daher wahr, was zunächst hier der Verf. dargethan hat, dafs in diesen Abschnitten des Kirchenglaubens vieles Nichtevangelische im Umlauf ist, so entsteht die letzte Hauptfrage: ob denn doch der Kirchenglaube entweder nach seinem historisch-traditionellen Sinn auch in diesen Punkten fortgepredigt werden solle? oder vielleicht durch speculative Andersdeutungen etwa wie ein Sinnbild umzugestalten und für einen ganz andern Sinn scheinbar beizubehalten sey?

Der Verf. dringt mit Recht auf das historisch und philosophisch Wahre zugleich. Dem Alterthum soll weder Unwahres noch Wahres angedichtet werden, was es nicht hatte. Aber das Alterthümliche soll auch nichts hindern, was später als wahr erkennbar wurde und werden kann.

Vorausgesetzt mufs werden, dafs die controversen Lehrpunkte dieser Art nicht einer aufregenden, revolutionären Reform bedürfen, wie die durch hierarchische und imperatorische Gewalt vor 300 Jahren geschützten und aufgedrungenen Kirchenmifsbräuche. Nur wenn der verderbliche Irrthum sich durch Gewalt erhalten will, reizt er endlich die Gegengewalt unvermeidlich. Hier aber können und sollen Ueberzeugungen reformiren. Eben diese erfordern Ruhe. Selbst die Nachweisung mancher Gründe aber ist, nicht etwa aus Menschenfurcht, sondern weil sie mehr Kenntnisse und allmähliches Betrachten voraussetzen, nicht für unsere Kanzelvorträge, weil sie dadurch leicht vom Erbaulichen ins Polemische verkehrt würden. Weifs der Lehrer das an sich sowohl, als urevangelisch und biblisch Wahre klar zu machen, so fällt vieles Streitige und unrichtig Erkünstelte von selbst weg und geht, wie z. B. die Subtilitäten, durch welche die Protestanten einst noch, wie durch unentbehrliche centnerschwere

Glaubensartikel, in zwei feindliche Lager getrennt wurden, in ein wohlthätiges Nichtwissen über.

Ohnehin hat der öffentliche Lehrer zur Hauptaufgabe, das Allgemein-glaubliche, was allen Nichtsectirischen als wahr gezeigt werden kann, für Alle geltend zu machen und dadurch die Partheiungen zu vermeiden. Fest aber stehe er darauf, dafs er Lehrer ist, ein Mann des Vertrauens, von dem die Gemeinden lernen, überzeugt, geleitet werden wollen, dem also nicht von ihnen das Specielle, wie Er nach bestem Gewissen das Allgemeingültige für sie anwendbar machen solle, zum voraus vorgeschrieben seyn kann (wie denn auch besonders die badische Kirchenrathsinstruction aus Karl Friedrichs bester Epoche Wahrhaftigkeit und Amtsklugheit, Lehrers-Rechte und Pflichten preiswürdig vereinigt.) Wer darf diesseits der Apenninen, dem Lehrer der Astronomie vorschreiben, dafs er die Sonne um die Erde laufen lassen müsse, weil die Kirche diesen Glaubensartikel nirgends ausdrücklich zurückgenommen hat? Oder sprechen die Gerichte nach dem Buchstaben der Carolina, ungeachtet sie nicht ausdrücklich aufgehoben ist?

Der Verf. macht nun, nach der historisch unläugbaren und philosophisch erwünschten Wahrheit, klar, dafs die Religionsoffenbarung in der Zeit des A. und N. T.'s immer etwas Fortschreitendes war, dafs sie vermöge ihrer eigenen Geschichte niemals etwas isolirt Stehen-bleibendes seyn kann, dafs vielmehr, ohne Neuerungssucht, aber auch ohne Infallibilitätsglauben, endlich auch die religiösen Einsichten mit der sich erweiternden Weltanschauung sich erweitern. In jeder Zeit haben, ohne absichtliche Accommodation, die Ideen noch die Einkleidungen, die Schaale, worin das Zeitalter sie sich erzeugt und erfafst. Sie würden anders gar nicht glaublich erscheinen. Hätte Luther, als Er den Verdienstglauben an die Heiligen wegen des darauf fondirten schädlichen Ablasses als ungegründet entdeckte, auch in sich selbst die Anshelmische *satisfactio vicaria* als unbiblisch entdecken können, und dieses damals bekannt gemacht, sein ganzes Zeitalter würde sich trostlos gefühlt und lieber an den ganzen *thesaurus bonorum operum* in Masse ferner geglaubt haben.

Nur darum aber dreht sich der gröfste Theil aller dogmatischen Streitfragen und Häresiologien, dafs Viele auf der Einkleidung, auf dem Temporären, als auf unentbehrlichen Hauptsätzen bestehen zu müssen sich bereden und Andern die Beibehaltung der Hüllen mehr als des Kerns als Gewissenssache vorzuschreiben

sich herausnehmen. Wie Vielen liegt weniger an den Gründen für Fortdauer der geistigen Persönlichkeit, als an der Behauptung, dafs der nämliche durch Verwesung zerstiebte Körper wieder auferstehen müsse! Während der Restauration der Jesuiten in Frankreich durften Professoren der Physik nicht laut bezweifeln, dafs die Schöpfung des Weltalls in 6 aus Abend und Morgen bestehenden Tagen vollendet worden sey, also das tägliche Umdrehen unserer Tellus für das ganze System die Norm gegeben habe.

Rec. macht deswegen noch vorzüglich auf die Endabschnitte dieser für jeden Grnnddenkenden belehrungsreichen Schrift aufmerksam; auf die tabellarische Vergleichung des kirchlichen Dogma mit der Lehre der Schrift und der ersten Kirche, S. 378—384. und dann auf die ganze Entwicklung, wie das Christenthum, als Weltreligion, an allen übrigen Wahrheitentdeckungen Antheil zu nehmen habe. Nur dadnrch hat es den Charakter einer Universalreligion, weil es immer praktische, nie metaphysische Ideen als Grundlage gab und weil von vorne her selbst die Dogmatiker voraussetzten, dafs die Pistis, als Volksglaube, nie die Gnosis als das Wissen über Glauben ausschliefsen oder beschränken dürfe. Was einst eine schwerfafsliche Gnosis war, wird dann, weil der Geist in Allem gewandter wird, endlich verständiger Kinderglaube.

25. Febr. 1834.

Dr. *Paulus.*

***Propädeutik zur Kameralistik und Politik**, ein Handbuch der Encyklopädie, Methodologie und Literatur der Kameral- und Staatswissenschaften zum Gebrauche für Verwaltungsbeamte, Kameralbeflissene und Juristen von Dr. Pet. Kaufmann, Prof. d. Staatswiss. zu Bonn. Bonn,* 1833, *Habicht. VIII und* 367 *S.* 8.

Der Unterzeichnete, der seine freudige Bereitwilligkeit, das Verdienst schriftstellerischer Leistungen anzuerkennen, oft genug bewiesen zu haben glaubt, sieht sich ungern gezwungen, von dem vorliegenden Werke, dessen Beurtheilung ihm übertragen worden ist, mit weniger Lob zu sprechen, als er sowohl des Verfs. als der Wissenschaft willen gewünscht hätte. Denn ein Buch, welches den auf dem Titel und in der Vorrede erregten Erwartungen völlig entspräche, würde nicht geringen Nutzen in unserer Literatur stiften können. Viele Menschen sind geneigt,

die Kameralwissenschaft mehr für ein ungeordnetes, flüchtig zusammengerafftes Haufwerk, als für ein wissenschaftliches Ganzes zu halten, und es wäre in der That nicht wenig verdienstlich, durch ein, auch den strengsten Anforderungen entsprechendes Lehrgebäude den innigen Zusammenhang der Privat- und Staatsökonomie und ihre Unterordnung unter allgemeine Begriffe und Grundsätze darzuthun.

Die Vorrede zeigt das Ziel, nach welchem der Verf. strebte. Die Kameralencyklopädie von Schmalz enthält, wie er (nicht mit Unrecht) glaubt, zuviel Material und zuwenig klare methodische Erörterungen über das Verhältnifs der Kameralwissenschaft zu anderen wissenschaftlichen Gebieten; man habe in der Feststellung der Grenzen zwischen Kameral- und Staatswissenschaften bis auf unsere Zeit geschwankt. Die systematische Durchführung gewisser Grundbegriffe ist es demnach, auf die wir bei der Prüfung des Buches zunächst unsere Aufmerksamkeit zu richten haben. Der Verf. hat sich indefs die Lösung dieser Aufgabe zu leicht gemacht und sich mehr damit beschäftigt, eine Eintheilung der Kameral- und Staatswissenschaften hinzustellen, als sie in ihrer Nothwendigkeit zu rechtfertigen. Definitionen werden an Stellen vermifst, wo sie nicht fehlen sollten, z. B. bei Recht und Staatsrecht, und wo sie gegeben werden, sind sie öfters nicht befriedigend, so dafs gerade die scharfe Feststellung der Begriffe, die man mit Recht erwarten dürfte, nicht zu finden ist. Die Einleitung beginnt mit folgendem Satze: »Das Leben der Menschen in der Erfüllung seiner (ihrer) Bestimmung durch den Staat, d. h. die Verbindung einer gröfsern Zahl von Familien zu einer selbstständigen Gesellschaft, Behufs der wechselseitigen Unterstützung zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, wird vorzüglich durch 3 Elemente bedingt.« Dies ist Alles, was hier über Wesen und Vernunftbestimmung des Staates, sowie über das Verhältnifs desselben zu den Zwecken und Bestrebungen der Einzelnen gesagt wird. Das Merkmal der wechselseitigen Unterstützung, während die Errichtung einer höchsten Gewalt in obiger Erklärung nicht erwähnt wird, kann leicht auf eine irrige Vorstellung hinleiten, sowie auch darüber, welche Bedürfnisse und wieweit sie zu befriedigen seyen, einige Aufklärung nicht überflüssig gewesen wäre. S. 307. wird die unbedingte Herrschaft des Rechts als der höchste Staatszweck ausgesprochen, was mit dem erwähnten Anfangssatze schwerlich in Einklang zu bringen seyn

möchte. Die drei, in obigem Satze angedeuteten, das menschliche Leben vorzüglich bedingenden Elemente sind: sittliche Freiheit, Gewalt, Vermögen. Statt der ersteren nennt indefs der Verf. im Verfolge nur das Recht, »als ihr (der Freiheit) unmittelbarer Ausflufs in praktischer Beziehung vorzüglich wichtig« erscheinend. Diese, als Basis eines Systemes angenommene Dreiheit: Recht, Gewalt, Vermögen, will dem Rec. nicht zusagen. Gewalt, als Anwendung physischer Kraft, ist etwas rein Formelles, welches unter den Mitteln für die Verwirklichung des Rechts und für die Erlangung des Vermögens ebenfalls eine Stelle findet und kein eigenes Gebiet von Zwecken und Thätigkeiten bilden kann. Neben die Gewalt könnte mit gleichem Rechte die, nicht minder blos formelle, auf einen unterzulegenden Zweck wartende Klugheit gesetzt werden; und wie dürften unter den Lebensverhältnissen, welche Gegenstände wissenschaftlicher Betrachtung werden können, Erziehung und Unterricht fehlen, wenn man auch, da §. 5. von den Bedingungen des Lebens nach aufsen spricht, Sittlichkeit, Religion, Kunst und Wissenschaft aufser Acht lassen will? Ueberhaupt ist der Ausdruck Element so unbestimmt, dafs man sich darunter gar mancherlei verschiedenartige Beziehungen denken kann. Den drei Elementen sollen drei wissenschaftliche Gebiete entsprechen: 1) Wissenschaft vom Rechte (Rechtswissenschaft), 2) von der Gewalt (Waffen- und Kriegslehre), 3) vom Vermögen (Vermögenslehre, Kameralwissenschaften). Es kommt nun ein zweiter Eintheilungsgrund hinzu, indem nämlich die praktischen Regeln sowohl für die Einzelnen, als für den ganzen Staat aufgestellt werden können. Diese doppelte Eintheilungsart, sowohl nach den materiellen Zwecken, als nach den Subjecten der Thätigkeit, worauf Unterzeichneter ebenfalls schon hingedeutet hatte (Grundrifs der Kameralwissenschaften, 1823. Vorrede), ist sehr beachtenswerth, es folgt aber daraus, dafs Gruppen wissenschaftlicher Sätze, die nach den zwei verschiedenen Eintheilungsprincipien gestaltet sind, nicht nebeneinander gesetzt werden dürfen, weil sie zum Theile in einander greifen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 29. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kaufmann, Kameralistik und Politik.

(Beschluſs.)

Jede der oben bezeichneten drei Wissenschaften zerfällt nach unserem Verf. in einen staatswissenschaftlichen und einen privatwissenschaftlichen Theil. So ergiebt sich das Schema:

I. Rechtswissenschaften.
   A. Staatsrecht.
   B. Privatrecht.

II. Kameralwissenschaften.
   A. Staatswirthschaftslehre, Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft.
   B. Landwirthschaftslehre, Forstwissenschaft, Bergbaukunde u. s. w.

III. Kriegsmännische Wissenschaften.
   A. Kriegswissenschaft.
   B. Waffenlehre.

Ueber den genannten drei Zweigen der Staatswissenschaften steht noch die allgemeine Staatslehre, welche in sich schlieſst

1) einen theoretischen Theil, »welcher den Begriff und Zweck, die Natur und die allgemeinen Verhältnisse des Staats entwickelt,«

2) einen praktischen Theil, die Staatskunst.

Neben der allgemeinen Staatslehre finden Statistik und Staatengeschichte ihre Stelle.

Ueberdenkt man diese Anordnung, so sieht man zuvörderst nach dem oben Gesagten nicht ab, warum nicht noch IV. Erziehungswissenschaften und wohl allerlei sonst hinzukommen könne, auch läfst der Verf. die von ihm sogenannten kriegsmännischen Wissenschaften in der Abhandlung selbst aus, weil sie durch Wort und Schrift, ohne Kriegserfahrung, nicht mit Erfolg behandelt werden können. Beschränken wir uns nun auch blos auf die No. I. und II, so bietet sich schon hier Stoff zu vielen naheliegenden Einwürfen, gegen die sich der Verf. nirgends im Buche verwahrt hat. Wenn man zuerst die ganze Kameralwissenschaft abhandelt, so nimmt man schon einige Theile aus dem Umfange

der Staatswissenschaften heraus, nämlich die unter II, A. angeführten, die, wenigstens die beiden ersten, aus einer Verbindung staatswissenschaftlicher und wirthschaftlicher Grundsätze beruhen. Die nachfolgende Darstellung der Staatswissenschaft bleibt also, wegen jener Anticipation, unvollständig, und es ist bei diesem Verhältnifs kaum möglich, ohne Unbequemlichkeiten Kameral- und Staatswissenschaften in einem und demselben systematischen Werke zu verbinden. Die Finanzwissenschaft z. B. kann zwar sowohl in die Wirthschaftslehre, als in die Staatslehre gesetzt werden, denn sie hat eine doppelte Abstammung, aber wo man sie auch anreihen mag, immer mufs man die, aus der anderen von beiden Grundwissenschaften herrührenden Sätze als Lemmata einschalten. Dies würde auch fühlbar geworden seyn, wenn der Verf. in der Staatskunst von den Zweigen der Regierungsthätigkeit mehr als die blofse Aufzählung der Ministerien hätte geben wollen. Es fällt ferner auf, dafs in den einzelnen Abschnitten des Buches (ein Inhaltsverzeichnifs fehlt) zwar am Schlusse die Staatskunst, aber keinesweges der von ihm in §. 16. bezeichnete theoretische Theil der allgemeinen Staatslehre skizzirt ist; dies rührt aber ohne Zweifel daher, dafs dieser Theil im Grunde mit dem philosophischen Staatsrechte zusammenfällt, denn die »allgemeinen Verhältnisse« des Staates sind, weil dieser in das äussere Freiheitsgebiet fällt, gerade die rechtlichen, und es ist bekannt, dafs der speculative oder philosophische Theil der Staatswissenschaft öfters unter der Benennung des Staatsrechts vorgetragen wird. Wenn, nach §. 24, auch das positive Staats- und Völkerrecht unter die Staatswissenschaften rechtlicher Natur gezählt wird, so ist dies eine Vermengung ganz heterogener Fächer, welche wenig Beifall finden wird, man müfste denn, wie Pölitz und von Jacob, das Wort Staatswissenschaften in einem so weiten Sinn nehmen, dafs auch die historischen, den Staat betreffenden Disciplinen mit darunter gezählt werden, und eigentlich das ganze politische Studium gemeint ist. In der Ausführung wird auch das positive Staatsrecht §. 312. nur wie im Vorbeigehen berührt. Die Kameralwissenschaften sind nach §. 25. die Wissenschaft von dem Vermögen des Einzelnen und des Staates. In dieser Erklärung liegt sogleich die Anzeige zweier Haupttheile, wodurch die Einheit des Begriffes gestört wird, was übrigens leicht zu vermeiden war. Was Vermögen sey, wird erst an einer weit späteren Stelle gezeigt und die, für den Anfänger, der eine Propädeutik am meisten benutzt, unentbehrliche Darstellung der Fundamental-

begriffe in der Kameralwissenschaft, ihrer Principien und des nothwendigen Zusammenhangs ihrer Theile, wird nirgends angetroffen. Am wenigsten befriediget, was in der Einleitung von der Polizei gesagt wird. „Da die drei Elemente des Lebens meist nicht isolirt auftreten, sondern in einem gewissen Zusammenhange, so wird es Wissenschaften in Bezug auf die Ausübung geben, welche sich nicht unter eines der drei Gebiete bringen lassen.“ Dafs dem so seyn müsse, möchte schwer zu beweisen seyn! Der Verf. führt nun die Polizeiwissenschaft als ein ausgezeichnetes Beispiel hiervon an; sie soll theils rechtlicher Natur seyn, in sofern sie z. B. die Freiheit und Sicherheit der Staatsbürger zum Gegenstande hat, theils soll sie dem dritten Princip (der Gewalt) angehören, „in wiefern sie das physische Element des Lebens nicht verschmäht und ihre Zwecke durch äufseren Zwang erreicht,“ theils endlich auch dem wirthschaftlichen Gebiete, „in soweit sie das Privat- und Staatsvermögen pflegt.“ Hierbei bleibt es ganz im Dunkeln, worin das Wesen der Polizei bestehe, auch verzichtet der Verf. bei der Skizze der Polizeiwissenschaft §. 439. auf eine wissenschaftliche Aufklärung und hält sich lediglich an die historische Erörterung, der zu Folge er, wie schon Andere vor ihm, nur eine negative Bestimmung mittheilt, die in einem staatswissenschaftlichen Lehrgebäude nicht ausreichen kann, weil sie sich nicht über das Gegebene, mit seinen Zufälligkeiten und Mängeln, erhebt. Auch hat der Verf. selbst in der Vorrede die blos historische Erklärung der Kameralistik getadelt und die Ueberzeugung zu gewähren versprochen, dafs der Gegenstand auf einem tief in der Natur menschlicher Dinge begründeten Verhältnifs beruhe. Man sieht nicht ein, woher nach jener Bezeichnung des polizeilichen Gebietes die Merkmale zur Unterscheidung der Justiz von der Polizei genommen sind, wie sie in §. 444 und 445. folgen. Wie soll ferner noch aufser der, im weiteren publicistischen Sinne aufgefafsten Polizei die Lehre von der Volkswirthschaftspflege bestehen können, und wie soll sich zu dieser die in §. 483. kurz abgeschilderte Gewerbepolizei verhalten? Wie kommt die Culturpolizei in die Polizeiwissenschaft, nachdem an keiner Stelle eine Verpflichtung der Regierung, für die Beförderung der Bildung zu sorgen, dargethan oder erwähnt worden war? Sodann wirkt die Polizei gröfstentheils mit Zwang, ohne den sie die Sicherung der Bürger nicht zu bewirken vermöchte, man kann also aus der Anwendung der Gewalt nicht einen einzelnen Theil der Polizei

ableiten, und sicherlich ist in der Verhütung von Lebensgefahren aus Naturübeln nicht mehr Zwang, als in der Verhütung mancher Rechtsverletzungen, die aus widerrechtlichem Vorsatz oder Unachtsamkeit entspringen. Nach der Polizeiwissenschaft, welche die Reihe der Kameralwissenschaften beschliefst, folgt das Staatsrecht, dem das Völkerrecht einverleibt ist, sodann Staatengeschichte und Staatenkunde, endlich die Staatskunst, die besser sogleich auf das Staatsrecht folgen würde. Das in §. 511. erwähnte praktische Staatsrecht, die Anwendung des philosophischen Staatsrechts auf die wirklichen Staaten, ist genau besehen nichts als die Staatsklugheit oder Politik, und es hätte hingereicht, nur auf diese hinzuweisen.

Wenn, nach dem Bisherigen, die Architektonik des Ganzen in Bezug auf feste Begründung und gute Zusammenfügung der Theile noch Manches zu wünschen übrig läfst, so wird sich dasselbe auch bei der Ausführung bemerken lassen, und es ist dem Unterzeichneten so vorgekommen, als sey die Ausarbeitung in einer Eile geschehen, welche die Anlegung der Feile nicht zuliefs. Der Verf. ist mehr darauf bedacht, Auszüge aus den einzelnen Wissenschaften zu geben, die hie und da, namentlich in der Landwirthschaft, zu trockenen Inhaltsanzeigen werden und der Bestimmung eines Handbuches nicht entsprechen, als dafs er die einleitenden Uebersichten, die Verhältnisse zu anderen Wissenschaften, die Hauptgedanken, die Quellen u. s. w. ausführlich behandelte, wie es in einer Propädeutik geschehen soll. Er giebt ein Skelett, wo der Leser die Grundlinien eines Organismus gewünscht hätte, und legt zu wenig Werth auf die Verknüpfung der, in ihrer Vereinzelung häufig ganz unfruchtbaren Sätze. Einen Hauptgrund zu jener Vermuthung gewährt die hinter jeder Abtheilung angehängte Literatur, deren nähere Beleuchtung schon darum, weil sie auf dem Titel besonders erwähnt wird, in die Obliegenheiten eines Rec. fällt. Diese literarischen Angaben sind zwar sehr reichhaltig, aber nicht blos ohne alle Auswahl oder Bezeichnung des Besseren, so dafs der Nichtunterrichtete aus der Fluth älterer und neuerer Werke nicht im Stande ist, das ihm Nützliche herauszufinden, sondern auch ungenau und ungeordnet, zudem durch eine Menge von Druckfehlern, ohne nachfolgende Berichtigung, entstellt. Bei einiger Sorgfalt würde es dem Verf. nicht schwer geworden seyn, dem Leser brauchbare und zuverlässige Angaben zu bieten. Einige Beispiele mögen zum Belege dienen. Unter den landwirthschaftlichen Systemen und

Monographien ist von Burgers Lehrbuch nur die 1. Ausgabe genannt, Pabst, Schweizer und Blocks treffliche Mittheilungen fehlen, so auch unter den Schriften der ökonom. Gesellschaften das würtemb. Correspondenzblatt und die bad. landw. Verhandlungen. Bei Pohls Archiv steht Jahrgang 1781 — 1821, aber diese Zeitschrift hat erst 1809 begonnen und 1821. noch nicht aufgehört. Die Rubrik: „neueste landwirthschaftliche Schriften" enthält Nachträge, die in das Vorhergehende hätten verwebt werden sollen, und bei denen Special-, allgemeine und fremdartige Schriften durcheinander stehen. Dies ist überhaupt bei den literarischen Angaben zu tadeln, dafs einzelne Monographien, nicht gerade die besten, mit unter die Werke von allgemeinerem Inhalte, ohne irgend eine Absonderung, gebracht worden sind und durchaus keine Regel der Auswahl zu erkennen ist. Wie wenig Ordnung beobachtet ist, zeigt folgendes: Bei der Literatur des Bergbaues, S. 111 — 116, steht S. 113. oben: De la richesse minérale etc. par M. H. de Villefosse. Division économique. Paris 1810, sodann auf derselben Seite, gegen unten, nochmals der ausführliche Titel des ganzen bekannten Werkes, nur dafs der Verf. Willefosse geschrieben ist, endlich S. 114. unten die deutsche Uebersetzung von Hartmann. v. Molls Zeitschriften sind nicht nur zerstreut, sondern dessen neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde sind dreimal, S. 112, 114 und 115, nur mit fortgerückten Jahrzahlen, genannt, Karstens Eisenhüttenkunde zweimal, 1. Ausg. auf S. 113, die zweite S. 116, und noch die französ. Uebersetzung S. 115 u. 116. Lasteyrie's landwirthschaftliche Maschinen, Coulomb über Reibung und Lehmanns Situationszeichnen haben mit dem Bergbau keinen nahen Zusammenhang. — In der Technologie ist bei von Reefs, Darstellung u. s. w. der 2te bis 4te Band, sowie die systematische Darstellung von v. Reefs und Blumenbach nicht angegeben (unter der statistischen Literatur stehen S. 354. richtig die 4 Bände des erstgenannten Reessischen Werkes), ebensowenig die 2te Ausgabe von Hermbstädts Grundsätzen. Werke über die bildenden Künste hätten füglich weghleiben können, dagegen durfte Dinglers polytechnisches Journal, das Dictionnaire technologique, Prechtl's Encyklopädie, die grofse Sammlung der descriptions u. s. w. nicht fehlen. Hermbstädts Bülletin ist unter die Wörterbücher und Encyklopädien gesetzt worden. Bei der Staatswirthschaftslehre führt der Verf. von Adam Smith, übers. von Garve, nur erst die 2te Ausgabe von 1799 an, während die dritte

von 1810. in drei Bänden in den Händen jedes Kameralisten ist, von Say's Cours complet nur den 1. Band, da doch längst die 5 anderen und 2 deutsche Uebersetzungen erschienen sind, die der Verf. ebenfalls nicht erwähnt. Er nennt eine Volkswirthschaftslehre von Pölitz, die nur ein Abschnitt im 1. Bande der Staatswissenschaften desselben ist, und von dem Lehrbuche des Unterzeichneten blos die Volkswirthschaftspflege, die den zweiten Band bildet, nicht den ersten. In der Finanzwissenschaft ist Jakobs vielverbreitetes Werk, auch Fulda, übergangen, in der Polizei Mohl und von Berg, im positiven Staatsrecht Klüber, Mohls Würtemb. Staatsrecht, Pölitz's neue Ausgabe der Verfassungsurkunden u. s. w. und soviel Anderes! In der Staatskunst vermifst man die Schriften Webers, Vollgraffs, v. Raumers, und trifft dagegen Bielfeld, sowohl die Urschrift als die Uebersetzung zweimal, auf S. 364 und 365. genannt. Jene Auslassungen würden weniger auffallen, wenn nicht so viele unbedeutende und auch gar nicht hergehörende Schriften aufgenommen worden wären.

Wenden wir uns zu der Art, wie die einzelnen Theile ihre Ausführung erhalten haben, so bemerken wir, dafs dies in Ansehung des Umfanges nicht gleichförmig geschehen sey. Die Geschichte der Politik z. B. ist in 13 Zeilen, die fast nur Namen enthalten, abgehandelt, die Feuerschau nimmt dagegen eine Seite ein, die Staatskunst ist gegen das Staatsrecht ebenfalls zu kurz behandelt. Weniger ist dabei zu erinnern, dafs Staatengeschichte und Statistik nur in einigen einleitenden §§. berührt werden, denn sie sind eigentlich nur Hülfskenntnisse für die Staatswissenschaft, weil sie auf dem reinhistorischen Boden stehen. Die Auswahl der aus dem unermefslichen Felde der Kameral- und Staatswissenschaften hervorgehobenen Sätze verdient im Ganzen Billigung und zeigt, sowie die Abhandlung selbst, ausgebreitete Sachkenntnifs. Indefs stöfst man auch auf häufige Unbestimmtheiten, Ungenauigkeiten im Ausdruck, selbst auf schiefgestellte und unrichtige Sätze, was in einem Lehrbuche sorgfältig hätte vermieden werden müssen und nur durch die Annahme einer zu flüchtigen Ausarbeitung erklärt werden kann. Auch hiervon sieht sich Unterzeichneter genöthiget, Beweise mitzutheilen, die er aus vielen angestrichenen Stellen aushebt.

S. 32. „Die Landwirthschaft, als die Lehre von der qualitativ und quantitativ nachhaltig vortheilhaftesten Erzielung roher Naturprodukte läfst sich nach dreifachem Gesichtspunkte betrach-

ten, als Kunst, als Wissenschaft, als Gewerbe.“ Hier fällt sogleich in die Augen, dafs in der Definition die Landwirthschaftslehre, im Satze aber die Landwirthschaft selbst gemeint ist, und es entsteht der Zweifel, ob nicht nach der gegebenen Erklärung auch der Bergbau ein Zweig der Landwirthschaft sey. Sollte das Wort nachhaltig dieser Meinung vorbauen, so wäre das wenigstens sehr undeutlich, und man kann auch einen Steinbruch u. s. w. wenigstens auf Jahrhunderte hinaus nachhaltig benutzen. Ohnehin schliefst der Betrieb nach wissenschaftlicher Kenntnifs das Verfolgen gewerblicher Zwecke keinesweges aus. — S. 38. wird von den Gründen gesprochen, auf denen die Wechselwirthschaft beruht, noch ehe etwas von Agronomie, Düngung u. s. w. vorkam. — S. 40. Neben Thon-, Kiesel-, Kalk- und Bittererde wird unter den Bestandtheilen des Bodens eine vulkanische Erde genannt, was nur durch eine Verwechslung der Entstehungsart mit den Bestandtheilen geschehen konnte. Ebendaselbst: Eine grofse Menge Salpetersäure sey dem Wachsthum schädlich. Wie sollte diese in den Boden kommen? — S. 44. ist *triticum compositum* als eine eigene Species genannt, *tr. amyleum* und *durum* fehlen. *Tr. turgidum* hat Rec. noch nie mit 5—6 Zoll langen Aehren gesehen, und er begreift nicht, weshalb der Spelz, der nicht ausfällt, gerade ein windstilles Klima erfordern soll. Warum sind Hirse und Mais nicht zu den Halmfrüchten gezählt, sondern sammt dem Buchwaizen in eine eigene Rubrik der uneigentlichen Hülsenfrüchte gebracht? Wie kommt *Spergula arvensis* unter die Kleearten? *Ruta baga* ist kein botanischer Name, die schwedische Rübe ist nichts als die in No. 3. des §. 43. schon genannte Steckrübe, *Brassica napus oleifera* Metzger. — S. 71. Die Forstdirection gehört nicht in die Forstwirthschaftslehre, weil diese nur den Erwerb aus dem Standpunkte des Privaten zum Gegenstande hat. — Ebendas. fängt §. 100. mit der Ueberschrift „Forsttaxation“ so an: „Zur Aufstellung der Forsttaxen giebt es drei verschiedene Methoden,“ der Verf. lehrt nun, wie man die Waldproducte nach dem Bedürfnifs, oder nach dem Ertrage des Ackerlandes und dem Capitalwerth, oder nach den Marktpreisen taxiren könne. Allein man versteht, wie bekannt, unter Forsttaxation etwas ganz Anderes. — Die Berghaukunde wird S. 78. in einen theoretischen und einen praktischen Theil geschieden. Ersterer besteht jedoch nur aus Erfahrungssätzen und Kunstausdrücken, die eigentlich der Geognosie angehören und blos als Einleitung zu den bergmännischen Arbeiten

zu betrachten sind. Die Unterscheidung der Ur-, Uebergangs-, Flötz-, tertiären, aufgeschwemmten und vulkanischen Gebirge ist mit dem heutigen Stande der Geognosie nicht mehr verträglich. — S. 117. »Technologie ist die wissenschaftliche Darstellung der Gewerbe.« Vergebens sieht man sich im ganzen Buche nach der Erklärung dessen um, was ein Gewerbe sey und wie sich die technischen zu den gewerblichen Regeln verhalten. Was soll sich aber der Anfänger bei obiger Definition denken, nachdem er schon gelesen hat, dafs auch Land- und Forstwirthschaft als Gewerbe getrieben werden können? — S. 121. „Das Spinnen und Haspeln (des Flachses) ist dasselbe, wie bei der Wolle.“ Wäre das richtig, so hätte die Erfindung der Flachsspinnmaschinen nicht so grofse Schwierigkeiten gehabt. — S. 164. „Der Präsentant, welcher den Auftrag hat, den Wechsel einzuziehen —.« Dies giebt eine falsche Vorstellung, der Präsentant cassirt das Geld für sich selbst, als Erwerber des Wechsels, ein. — Der Indossat wird mehrmals Indossator genannt, §. 272. — S. 165. „Die Strenge des Wechselrechtes ist ausgezeichnet, aber nicht der Trassat, sondern der Trassant fällt ihr anheim.“ Indefs haftet der Trassat eben so gut, wenn er acceptirt hat. — S. 166. »Verweigert der Trassat die Acceptation, so mufs der Präsentant sich des Beweises versichern, dafs er gegen diese Weigerung protestirt habe; darum erhebt er den Protest.« Das Wort Protest bedeutet jedoch in Wechselsachen keinesweges die Einsprache dessen, dem etwas nicht geleistet wird, sondern nur die Beglaubigung der Verweigerung. — S. 171. ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der gemeinen und der particulären Haverei nicht angegeben, dafs nämlich letztere eine rein-zufällige Beschädigung ist, jene einen freien Entschlufs voraussetzt. — Zu S 173: Casco bedeutet nur die Versicherung des Schiffes selbst, ohne die Ladung. — S. 178. wird Staatswirthschaft, Nationalökonomie und politische Oekonomie als synonym gebraucht und so erklärt: „Die Lehre von den Grundsätzen, nach welchen Vermögen in einem Volke entsteht, vertheilt, und nach welchen es endlich consumirt wird.« Darauf folgt die Anführung der 3 Theile, wobei aber der erste, die Volkswirthschaftslehre, wieder so definirt wird, wie das Ganze, und die Lehre von der Volkswirthschaftspflege, sowie die Finanzwissenschaft auf keine Weise unter obiger Begriffsbestimmung mit eingeschlossen gedacht werden können. — S. 182. „Das Vermögen theilt man ein in liegendes, stehendes und umlaufendes Capital.« Hier wird also,

wie es scheint, Capital und Vermögen als gleichbedeutend angenommen, doch ist späterhin das Capital von den Grundstücken unterschieden worden. Wenn man nun aus obigem Satze 3 Arten des Vermögens erhält, so beziehet sich doch die nachfolgende Erklärung nur auf zwei, nämlich das stehende und umlaufende Capital. — S. 186. »Den Vorrath von Dingen, die einen Werth haben, nennt man Capital im weiteren Sinne.« Billig hätte auch angegeben werden sollen, was im engeren Sinne diesen Namen trägt. — Kostenpreis ist nicht mit reellem, Marktpreis nicht mit nominellem einerlei, wie S. 192. zu verstehen giebt. — Im Ganzen genommen ist die Staatswirthschaftslehre dem Unterzeichneten als der am besten gelungene Theil des Buches erschienen. Die Geschichte der Wissenschaft nennt S. 234. ein viertes, nach dem Smithischen sich gegenwärtig entwickelndes System, welches das dynamische genannt wird. Die von demselben aufgestellten Merkmale sind wenigstens für den Rec. nicht hinreichend, um ein solches viertes System anzuerkennen, denn über die volkswirthschaftlichen Lehrsätze, wie sie sich aus Smiths allerdings noch nicht ganz vollkommener Darstellung fortgebildet haben, herrscht keine solche Meinungsverschiedenheit, die auf einen Widerstreit der Principien zurückgeführt werden könnte, und nur darüber streitet man hauptsächlich, ob mit denselben ein gewisser Grad von Protection vereinbar sey. — S. 249. ist die Justiz unter die Beglaubigungsanstalten, neben den Schauanstalten und Stadtwagen, gezählt, »denn einmal wird eine Thatsache und dann ein Verbrechen dadurch festgestellt.« — S. 286. ist in §. 460. die Medicinalpolizei auf eine sehr unlogische Weise abgetheilt. — S. 312. »Sowohl die Civil- als Criminalfälle lassen sich entweder als Vergehen betrachten, ... oder als Verbrechen.«

Diese Beispiele werden es aufser Zweifel setzen, dafs der Verf. nicht durchgängig mit derjenigen Ordnung und Präcision geschrieben hat, die, nach so vielen Vorarbeiten, und der Bestimmung des Buches, erforderlich gewesen wäre, und in der das, in anderen Hinsichten allerdings nicht vollkommene Werk von Schmalz und seinen Gehülfen höher steht. Der Verf. hat sich in seinen früheren Schriften kritisch und polemisch gezeigt, er hat sich bemüht, in Ad. Smith und dessen Nachfolgern Inconsequenzen aufzufinden. Nichts ist natürlicher, als dafs man seine eigene systematische Darstellung einer ähnlichen Kritik unterwirft, bei der indefs der Unterz. die Grenzen der Billigkeit nicht überschritten zu haben sich bewufst ist. *K. H. Rau.*

Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau écrits par lui même, par son père, son oncle et son fils adoptif. Paris 1834. *Vol. I.* 439 *S. Vol. II.* 417 *S. Vol. III.* 479 *S.* 8.

Bei dem flüchtigen Durchlesen des Vorberichts und der ersten Hälfte des ersten Theils dieses Buchs glaubte Ref. darin die Spuren einer Art Buchmacherei, die jetzt in England, Frankreich und Deutschland ganz gewöhnlich ist, zu entdecken. Diese besteht darin, dafs man unter irgend einem berühmten oder berüchtigten Namen entweder allerlei Geschichten, wahre und falsche, zusammenschreiben läfst, oder Auszüge, Billets, unbedeutende Briefe und Papiere zusammenrafft, drucken läfst und durch die gewöhnlichen Organe der Buchhändler, durch gute Freunde in den Journalen, die hernach wieder auf einen ähnlichen Dienst rechnen, ausposaunt und den grofsen Haufen, der bekanntlich gar kein Urtheil hat, auf diese Weise täuscht. Bei näherer Untersuchung fand Ref. die Sache anders und war erstaunt, einmal auf ein neueres französisches Buch zu stofsen, das zwar Materialien zu einem Buche enthält, nicht aber ein Buch ist. Ein Deutscher könnte aus diesen drei Bänden ein recht anziehendes Bändchen machen, wenn er den Tact hätte, dessen sich unsere Nachbaren rühmen. Diese erwiederten nämlich dem Ref., als von der Uebersetzung eines sehr berühmten deutschen Buchs die Rede war und er sie erstaunt fragte, ob sie wirklich das Buch übersetzen wollten? — Ja, aber wir wollen ein Buch daraus machen. Der gröfste Theil des Inhalts dieser Bände betrifft noch Mirabeau's Vater und Onkel, aus deren Originalbriefen hier Auszüge über Mirabeau's Jugendgeschichte gegeben werden, welche leider nur allzubekannt ist. Wer ächte Originalität provenzalischer Gemüther, wer den Sinn der alten Feudalaristokratie des südlichen Frankreich von der guten und von der schlechten Seite kennen lernen will, wer urkundlich will bewiesen haben, dafs sich in einem und demselben Menschen die widersprechendsten Eigenschaften und sogar Aufklärung und Finsternifs, Milde und Grausamkeit, Despotie und wahre und ächte Freiheitsliebe vereinigt finden können, der mufs die Briefe des Marquis von Mirabeau, des Vaters des berühmten Mirabeau, lesen, oder vielmehr studieren. Die drei Bände begreifen den Zeitraum bis auf das Jahr 1783; also gerade die Zeit der unruhigen und übelberüchtigten Jugend Mirabeau's. Der Verf. oder vielmehr Sammler des Buchs, der sich einen Adoptivsohn des Grafen nennt, und andeutet, dafs er ein natürlicher

Sohn desselben sey, hat weder Talent noch Genie des Vaters geerbt, aber auch keinen Funken der grofsen Verdorbenheit. Er scheint ein durchaus rechtlicher Mann, der nicht fähig ist, Urkunden zu verfälschen oder zu verstümmeln, dieses ist bei einem solchen Buche, wie das vorliegende, von grofser Wichtigkeit. Wie es künftig gehen wird, wenn von der öffentlichen Thätigkeit Mirabeau's die Rede ist, wissen wir nicht, wir werden aber mit langen Auszügen aus gedruckten Büchern bedroht. In diesen Bänden ist in dieser Rücksicht eine weise Mäfsigung bewiesen. Wir haben bekanntlich auch über diese erste Periode von Mirabeau's Privatleben reiche Sammlungen von Urkunden, von denen wir nur einige nennen wollen, weil der neue Sammler, der zugleich apologetische Absichten hat, theils widerlegend, theils ergänzend, theils berichtigend darauf Rücksicht nimmt. Die erste dieser Sammlungen, von Mirabeau's Privatbriefen und früheren Schriften, von der wir weiter unten zeigen wollen, dafs der im August 1792. und leider auch in den Septembertagen thätige Republikaner Manuel sie auf eine unrechtmäfsige Weise bekannt machte, enthält die durch ihr Feuer und ihre Obscönität berühmte und berüchtigte Correspondenz mit der entführten Marquise von Monnier. Der neue Sammler wirft Manuel Gewissenlosigkeit, wegen der Bekanntmachung schändlicher Anstöfsigkeiten seines Helden und was schlimmer ist, Interpolation vor. Das Buch hat den Titel: *Lettres originales de Mirabeau écrites du donjon de Vincennes à Sophie de Ruffat marquise de Monnier*, und ist in Paris 1792. in vier Bänden gedruckt worden. Von andrer Art sind die *lettres inédites de Mirabeau par Vitry. Paris.* 1806, denn in diesen finden sich viele Auszüge aus Mirabeau's gedruckten Schriften und zwar besonders aus solchen, welche in unsern Tagen selten geworden sind. Der Bücherfabrikant Peuchet hat hernach aus diesen und aus andern Büchern 1824. die vier dicken und elenden Bände seiner *Mémoires sur Mirabeau et son epoque* zusammengeschrieben. Was der Verfasser dieses neuen Buchs zur Berichtigung und Ergänzung der angeführten Bücher beibringt, ist nicht Alles von gleicher Bedeutung, doch ist an der Aechtheit der Briefe nicht zu zweifeln, weil der Styl und der Ton so eigenthümlich und zugleich in ihrer Art so kräftig sind, dafs an eine Verfälschung gar nicht gedacht werden kann. Wie nachlässig die beiden Notizen über Mirabeau, die in der *Biographie universelle* von Michaud und in der *Biographie des contemporains* abgefafst sind, kann man daraus lernen, dafs keiner von

den Verfassern der Artikel nur wufste, dafs der *Essai sur le despotisme* nicht zuerst in Holland gedruckt wurde, sondern längst vorher bei Fauche in Neufchatel gedruckt war. Was den Republikaner Manuel betrifft, so haben die Girondisten und die Republikaner überhaupt von diesem *procureur de la commune* schon wegen seines Antheils an den Pariser Scenen des 10ten August und der ersten Septembertage 1792. sehr wenig Ehre, die Nachrichten, die uns hier im 2ten Theil über die Herausgabe der von ihm entwendeten (oder vielmehr im Archiv der Polizei gefundenen) Papiere gegeben werden, zeigen ihn in einem eben so ungünstigen Lichte. S. 62. (des 2ten Theils) erklärt der Verf. das Unternehmen Manuels, die Papiere, die in seinem Amtsarchive niedergelegt waren, drucken zu lassen, für eine niedrige Speculation, und beschuldigt ihn der Verfälschung. Dieses wird S. 227 — 228. bestimmter und deutlicher ausgesprochen. Hier sieht man die tiefe Immoralität eines der Haupttheilnehmer an den republikanischen Unternehmungen des Jahrs 1792, den wir aus den jetzt bekannt gemachten Rechnungen der Commüne zur Zeit der Septembertage von einer andern Seite her schon kannten, auch in Privatverhältnissen recht grell hervorscheinen. Der Verf. dieser neuen Memoires sagt: Manuel fand die Briefe dreizehn Jahr nachdem sie geschrieben waren, und erlog, dafs sie unter den Trümmern der Bastille gefunden worden, weil er fühlte, dafs er eigentlich einen Diebstahl beging, wenn er geheime Documente, die in seinem Amtsarchive verwahrt waren, verkaufte oder zu seinem Vortheil drucken liefs. Weiter unten nennt er die Bekanntmachung eine Speculation der Eitelkeit und der Habsucht. Eitelkeit sey dabei im Spiele gewesen, weil Manuel sich einer besonderen Freundschaft mit Mirabeau gerühmt und behauptet habe, den nicht in der Bastille gefundenen Theil jener Papiere habe ihm Mirabeau selbst anvertraut. Die Habsucht habe dabei ihre Rechnung gefunden, weil die Epoche für den Buchhändler höchst günstig gewesen sey, um Briefe von Mirabeau bekannt zu machen und besonders Briefe voll Anstöfsigkeiten und schlüpfrigen Inhalts. Er wirft Manuel vor, dafs er schon vorher eine ähnliche unerlaubte Speculation gemacht, als er 1791. in der *police devoilée* andere Papiere, die ihm als *procureur de la commune* anvertraut gewesen, in den Druck gegeben habe.

Wir kehren zu dem anzuzeigenden Buche zurück, schicken aber erst einige Bemerkungen voraus, ehe wir der Ordnung der Bände folgen, und glauben unsern Lesern um so mehr einen

Dienst damit zu thun, als sich das Buch zum flüchtigen Durchlesen nicht wohl eignet, und gleichwohl der Aufmerksamkeit der gebildeten Welt nicht unwürdig ist. Der Hauptcorrespondent in diesen Briefen ist Mirabeau's Vater, der unter dem Namen des *ami des hommes* unter den Oekonomisten berühmte Marquis Mirabeau, der hier freilich sehr selten von einer menschenfreundlichen Seite erscheint. Gegen ihn über steht bewundernd, verehrend und huldigend sein Bruder, der Commandeur von Malta *(bailli)*. Das Verhältnifs der beiden Brüder, wie es aus ihrer Correspondenz hervorgeht, ist durchaus eigenthümlich, da der eine Bruder dem andern ganz blindlings seine Ueberzeugungen und Gefühle opfert. Die Feudalität erscheint hier von der vortheilhaften Seite; die Willkühr, welche damals von den Ministern vorgeblich zum Vortheil der Sittlichkeit ausgeübt ward, zeigt sich in einem schauderhaften Lichte und man sieht, wie die Familien, denen die Verhaftsbefehle und Kerker gegen ihre widerspenstigen Glieder zu Gebot standen, dabei am übelsten daran waren, dies geht aus der ganzen Correspondenz hervor. Wie vorsichtig mufs man indessen seyn, ehe man über einen Charakter entscheidend abspricht! Welche Contraste zeigen nicht diese für das Publicum nie bestimmten Briefe in dem Herzen des Marquis! Gegen Weib und Kinder hart, despotisch, scharf, unerbittlich, bringt er sie nach einander in das Gefängnifs eines Klosters oder eines Festungsthurms und hält sie dort allen Bitten zum Trotz fest, und doch ist er wieder weise und menschlich und sorgsam und aufopfernd thätig für die Bewohner seiner Güter und für Arme überhaupt! Der Despot in seiner Familie, der Mann, dem der Minister, den er um Verhaftsbefehle plagt, vorwirft, der König werde am Ende noch einen eignen Staatssecretär für die Polizei der Familie Mirabeau brauchen, steht in den allerfreundlichsten Verhältnissen zu seinem Bruder und eifert für Recht und Freiheit und bürgerliche Ordnung, wie kein andrer Mann seiner Zeit. Wir wollen das Gesagte durch drei Stellen erläutern. Aus der ersten wird man sehen, wie weit der Marquis seine Tyrannei im Hause trieb und wie der nachher so berühmt gewordene Mirabeau durch die Behandlung in seiner Jugend nothwendig verdorben werden mufste. Wir lernen aus der Stelle zugleich den Ton und den Stolz des Marquis und seiner Standesgenossen kennen. Er schreibt seinem Bruder zu der Zeit, als er eben seinen Sohn durch die Polizei in Holland hat aufheben und durch einen königlichen Befehl in einem Thurm in Vincennes einsperren lassen,

S. 184: »Ich weifs recht gut, dafs man in der Provence so über mich redet, wie Du mir schreibst, dafs geschieht; aber in acht Tagen redet man wieder von andern Dingen. Ich hoffe indessen nicht, dafs man sich in Deiner Gegenwart, oder so dafs es Dir unmittelbar zukommt, mit den Angelegenheiten Deiner Familie beschäftigt. Vor vier Tagen traf ich Monpezat, den ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, er zog sich durch sein einfältiges Benehmen eine tüchtige Provenzalade zu. Ist der Proceſs mit Ihrer Frau Gemahlin beendigt? fragte er. — Ich habe ihn gewonnen. — Und wo ist sie? — Im Kloster. — Und Ihr Herr Sohn, wo ist der? — Im Kloster? — Und Ihre Frau Tochter, die de Cabris, wo ist die? — Im Kloster. — Sie haben sich also vorgenommen, die Klöster zu bevölkern? — Ja, mein Herr, wenn Sie mein Sohn wären, würden Sie schon längst in einem seyn.« — Hernach, als sein Sohn schon lange und hart in Vincennes gefangen gewesen, als er ihn durch seinen Onkel und sogar durch den Polizeichef im Ministerium (Lenoir) dringend bitten läfst, ihm zu erlauben, dafs er ihm schreiben dürfe, so antwortet er: „Wenn der Brief mich auch gerührt, ja, wenn er mich auch tief getroffen hätte, so würde ich darum nicht weniger bei meinem Betragen gegen den Burschen bleiben, weil Alles sich auf eine sehr reiflich erwogene Vorstellung von meiner Pflicht gründet; aber sein Brief hat mich weder gerührt, noch auch nur den geringsten Eindruck auf mich gemacht; ich lasse ihn also auf dem Misthaufen seiner Verbrechen.« Derselbe Mann, der mit dieser Härte über seinen Sohn schreibt, erklärt sich um eben die Zeit theilnehmend und wohlwollend über das Schicksal seiner Bauern. Er schreibt S. 305: „Meine armen Vasallen leiden ungemein in dieser Jahrszeit, wo sie nichts als die Erwartung künftiger Früchte haben, und also zu Entbehrungen gezwungen sind, und noch dazu nach einem so furchtbaren Winter! Wenn man die armen Teufel in einer solchen Jahrszeit eine Stundewegs weit kommen sieht, um sich als Gunst auszubitten, dafs man ihnen erlauben möge, für zehn Sous täglich den Schubkarren zu schieben, dann mufs man nothwendig Gott dafür danken, dafs er einen in den Stand gesetzt hat, das Geld ausgehen zu können; und wir müssen es als schwere Sünde ansehen, wenn uns irgend etwas davon entfernt, unser Geld auf diese Weise anzuwenden. Dies gilt vorzüglich von mir, nach den Grundsätzen, die ich über Staats- und Familienwesen aufgestellt habe.“ Derselbe Mann, der dies schreibt, schränkt seine Frau auf jede Weise in ihren Ausgaben ein, will

den Sohn weder ausstatten, noch auch die Kosten der Hochzeit hergeben, und treibt ihn durch filzige Kargheit zu schmählichem Schuldenmachen und endlich zu verbrecherischer Gaunerei.

Wir haben zwar oben bemerkt, dafs dieser Marquis von Mirabeau als *ami des hommes* und Oekonomist sehr berühmt ist, wir haben aber übergangen, dafs er als der beste Schüler Quesnais der Freund der edelsten Regenten seiner Zeit war, des Königs von Schweden, des Grofsherzogs Leopold von Toskana, unseres trefflichen Karl Friedrich von Baden, dem er auch bei seinem Tode seine noch ungedruckten Schriften vermachte. Er hatte auf seinen Gütern allerlei Anstalten und Einrichtungen zur Verbesserung des Zustands des gemeinen Volks im Grofsen ausgeführt; er liefs seine schönen Güter in der Provence in den Händen eines schurkischen Agenten und wandte im Norden von Frankreich in Bignon, wo er gewöhnlich sich aufhielt, Hunderttausende auf die Verbesserung unverbesserlicher Sümpfe. Derselbe Mann ferner, der seinen eignen Briefen zufolge seine ganze Familie mit ministeriellen willkührlichen Verhaftsbefehlen verfolgte, war einmal selbst wegen der sehr unschuldigen *questions sur l'impot* fünf Tage lang willkührlich verhaftet. Dadurch werden seine hier in vertrauten Briefen geäufserten Gedanken über Feudalität und Vorrecht der Geburt, über Gesetz und Willkühr doppelt anziehend. Wir wollen nur Einiges der Eigenthümlichkeit wegen anführen. Im 2ten Theil S. 180 und 181. spricht er auf die härteste Weise die Absicht aus, seinen Sohn Zeitlebens eingekerkert zu halten, und fährt dabei auf's Heftigste heraus gegen die Einfaltspinsel von Minister, die ihm sagen: Der König wolle Niemand in ewiger Haft wegen Familienangelegenheiten; höchstens erlaube er es aus Staatsrücksichten. Derselbe Maurepas, der das sagte, hatte sich schon vorher über die vielen Siegelbriefe beklagt, die der Marquis von ihnen verlange, und wollte auch die Koffres des Grafen dem Vater nicht verabfolgen lassen, weil die Gläubiger des Sohns ein näheres Recht darauf hätten. Es empört den adlichen Herrn aufs Heftigste, dafs ihm zu Gefallen und in Rücksicht der Verdienste seiner Ahnen nicht das Eigenthumsrecht Anderer verletzt werden soll. Der Menschenfreund, der Eiferer für Recht und Tugend, der Reformator der Gebrechen der Socialverhältnisse von ganz Europa schreibt hier Vol. II. S. 284. an seinen Bruder: »Aber kannst Du Dir denken, dafs man mir die Effecten nicht ausliefern will, und dafs ich in Beziehung darauf eine recht harte Antwort vom Hrn. v. Maurepas erhalten habe?

Man mufs doch ganz und über die Mafsen *(outrecuidamment)* vergessen haben, wer wir und unsere Vorfahren *(ascendans)* sind, dafs man uns unsere Auctorität, die von uns Erzeugten einzusperren, beschneiden will. Er fafst übrigens das Verhältnifs der Feudalität, welche sein Sohn hernach auf immer in Frankreich zerstören half, sehr genial auf. Er stellt die Tyrannei und Gewaltthätigkeit der Ritterschaft der Beamten, Advokaten, Schreiberdespotie unserer Zeit entgegen, und die Sache läfst sich allerdings hören. Was der Marquis und sein Sohn Gabriel Honoré (der Graf, der die Rolle in der Revolution spielte) sagen, mögen unsere Leser im ersten Theil S. 351 — 354. nachlesen, es läfst sich nicht abkürzen, und würde übersetzt zu viel Raum einnehmen, wir wollen nur die Stelle eines Briefs des Bailli anführen, welche diese Sache kurz berührt. Er schreibt S. 354. in der Note: „Der Blick auf die Provinzen Frankreichs, wenn man ein wenig genauer das Einzelne prüft, zeigt eine erschütternde Veränderung der alten Constitution. Sieht man doch an allen Enden die Kerle, die mit der Feder gerüstet sind, an die Stelle der ritterlich gewaffneten Männer treten! Ich weifs Alles, was man von Mifsbräuchen des Mittelalters und von den ritterlichen Gewaltthätigkeiten erzählt; aber aufser, dafs diese Erzählungen stets etwas übertrieben sind, so fragt sich noch, ob die Schufterei der Dintenfässer nicht furchtbarer, oh sie nicht verdrieflicher sey? Einige Stockprügel schaden der Familie eines armen Mannes, ja ihm selbst, bei weitem nicht auf die empfindliche Weise, als ein halb Dutzend geschriebene Bogen, die ihn und seine Familie gerichtlich ins Elend stürzen. Ja man kann sagen, die Schreiberei wird ihm auf doppeltem Wege verderblich: denn, während die Federstriche den Unglücklichen um sein Vermögen bringen, schleppt man seine Person ins Gefängnifs, thut ihm Gewalt an, schaltet nach Gefallen über seine Freiheit, entfernt ihn von seinem Hause, ihn und sein Vieh, und übt dabei mehr Gewalt, als die Feudalherrn je geübt haben. Der Ruf der Tyrannei der Ritterschaft kommt von der federlichen, schreiberlichen und studierlichen Zunft *(de la clique plumassière, écrivassière et littéraire)*, denn diese hat sich durch Verläumdungen für die Ueberlegenheit des Adels gerächt, welche bewirkte, dafs sie in dem Schatten bleiben mufste, worin sie geboren war. Dann folgt eine Geschichte von dem Bauer, der dem Amtschreiber vier Hühner bringt, um nicht geplagt zu werden, — die wollen wir übergehen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 30. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires de Mirabeau.

(Beschluſs.)

Ref. wendet sich jetzt zu dem anzuzeigenden Buche zurück, um, der Ordnung der Theile folgend, noch Einiges hie und da herauszuheben. Er beginnt mit dem ersten Theil.

Der gröſste Theil des ersten Bandes beschäftigt sich mit den Vorfahren Mirabeau's und enthält also Familiengeschichten. Fast zweihundert Seiten nimmt diese Geschichte der Vorfahren ein, die wir nach dem Titel hier nicht erwarten durften, dann folgen noch etwa funfzig Seiten über Mirabeau's Vater und dessen Brüder, und S. 237. ist die Rede von des Grafen Mirabeau Geburt. Der Marquis schreibt in seinem originellen Styl über die Geburt dieses seines ältesten Sohnes (Gabriel Honoré), und nachdem er seinem Bruder erst gesagt hat: „ton neveu est laid comme celui de Satan etc.," so giebt er Züge von dem Kinde, die in Erstaunen setzen. Man sieht, daſs körperlich und geistig etwas ganz Auſserordentliches, aber auch zugleich etwas Verkehrtes dem Gegner Lafayette's eigen war, daſs er sich gerade in demselben Verhältniſs kräftig und unmoralisch, als der Andere unkräftig und moralisch bewies. Ueber die frühe Verdorbenheit des Sohnes giebt uns der Vater selbst Aufschluſs, wir sehen aber aus denselben Briefen, daſs die Behandlung und das Betragen des Vaters den Sohn verderben muſste. In Bignon, dem Schlosse des *ami des hommes*, galt die Hausfrau nichts, es residirte und herrschte dort die junge, schöne und geistreiche Frau von Pailly, und die Gemahlin des Marquis, eine Dame von groſser Heftigkeit und Neigung zur Verschwendung, sollte sich in ihrem eignen Hause von einer Fremden beherrschen lassen. Das Haus war natürlich in beständiger Unruhe, und Frau von Pailly machte Gemahlin und Kinder dem heftigen Mann so verhaſst, daſs er eine gewaltsame Maſsregel nach der andern nahm. Welche Vorstellung der sehr verständige Marquis von Erziehung hatte, wird man aus dem sehen, was er von dem fünfjährigen Sohne erzählt, dessen Frühreife mit Recht in Erstaunen setzt. Im siebenten Jahr ward er confirmirt und ärgerte, wie sein Vater seinem Oheim

schreibt, bei der Gelegenheit die fromme Grofsmutter nicht wenig. Man hatte ihm gesagt, heifst es in dem Briefe, widersprechende Dinge seyen auch Gott unmöglich, z. B. einen Stock zu schaffen, der nur ein Ende habe. »Ist denn nicht," fragte das Kind, »ein Wunder ein Stock mit einem Ende?« Schon im achten Jahr strafen Vater und Hofmeister den Knaben abwechselnd und in die Wette und klagen, dafs sie nicht mit ihm fertig werden können. Wie wenig sie geeignet waren, eine Natur, wie die des jungen Mirabeau, zu leiten, wird man daraus sehen, dafs sie es laut belachen konnten, als der neunjährige Knabe mit der Mutter einen Spafs machte, der für einen achtzehnjährigen unpassend und unschicklich wäre. Sein Vater erzählt S. 250: Der neunjährige Junge sey »laid avec récherche et prédilection, et en outre peroreur à perte de vue." Seine Mutter habe ihm neulich eine Gegendeclaration seiner künftigen Gemahlin gemacht, darauf habe der Knabe erwiedert: „Ja, sie mufs nicht aufs Gesicht sehen." Die Mutter: „worauf soll sie dann sehen?" »Ja, das Untere mufs das Obere gut machen'« Im eilften Jahr wird S. 252. dem Knaben von der Mutter der Vorwurf gemacht, er gefalle sich in Redensarten und wolle Geist zeigen, darauf antwortet er: »Mama, ich glaube, es ist mit dem Geist, wie mit der Hand, mag sie schön oder garstig seyn, sie ist einem gegeben, um sich ihrer zu bedienen, nicht um sie zu zeigen." So wächst der Knabe im Zank und Streit des Vaters und der Mutter, unaufhörlich sündigend und harte Strafe leidend, heran und ist schon im vierzehnten Jahr ganz verdorben, da der Vater nicht blos ein heftiger und systematisch despotischer Mann gegen Frau und Kinder ist, sondern auch bis zum Lächerlichen geizig und karg. Er schreibt von dem noch nicht vierzehnjährigen Knaben S. 273. an seinen Bruder, den Bailli, die folgenden Worte, die wir, um eine Probe seiner Sprache zu geben, im Original einrücken.

»L'aîné des garçons pourroit bien s'appeller en bon Français un enfant mal né et me paroit jusqu'à ce tems ne devoir être qu'un fou presqu'invinciblement maniaque en sus de toutes les qualités viles de la souche maternelle. Comme il va maintenant chez nombre de maitres choisis et que depuis le confesseur jusqu'au camarade tout est autant de correspondans qui m'informent, je vois le naturel de la bête et je ne crois pas, qu'on en fasse jamais rien de bon." Nach diesem letzten Grundsatz behandelt er ihn, und der Knabe macht einen tollen und leichtfertigen

Streich nach dem andern, bis ihn der Vater zur Zucht und zur Strafe als Volontär unter ein Regiment giebt, dessen Oberst ein harter, unverständiger Mann ist, den man fürchten aber nicht lieben kann und der neben sich einen unerbittlichen aide-major hat, und obendrein giebt er ihn einem alten Bedienten als Mentor und Spion mit, von dem ihm sein Bruder hernach beweiset, dafs er ein schlechter Kerl ist. Der junge Mirabeau wird hernach Unterlieutenant und stürzt sich durch Liederlichkeit und Verschwendung so in Schulden, erlaubt sich solche Streiche, dafs der Marquis ihn nicht anders retten zu können meint, als dafs er einen königlichen Befehl auswirkt, ihn ohne weiteres festzusetzen. Ueber diese erste Einsperrung des Sohns in Rochefort schreibt der Vater S. 289: »Der schlechte Kerl soll ins Loch.« Sein Schwager selbst (Mr. de Saillant), der soviel für ihn geredet hat, mufs jetzt eingestehen, dafs er, so wie er ist, eine Cloake ist. Schon damals besafs er das Talent, welches ihm hernach so vortrefflich diente, die Leute ganz für sich einzunehmen und sie dahin zu bringen, dafs sie, ungeachtet seine schlechten Streiche weltbekannt waren, ihm zu ihrem eignen Nachtheil glaubten und auf jede Weise beistanden. Darum nennt denn der Marquis S. 298. seinen Sohn „un drole qui a toute l'intrigue du diable et de l'esprit comme un démon.« Dies erläutert er dadurch, dafs ihm seines Sohns Feind und Verfolger, der Oberst seines Regiments, Marquis de Lambert, gesagt habe — Stadt und Provinz seyen zwischen der Vernunft und dem Recht und dem jungen Menschen getheilt, und ungeachtet seines gehässigen Charakters würde er in Saintes vierzigtausend Thaler haben geliehen bekommen, obgleich die Summe in der Stadt gar nicht vorhanden sey. Wir wollen eine Stelle aus einem zehn Jahr hernach von dem Vater geschriebenen Briefe beifügen, wo dasselbe noch bestimmter ausgesprochen wird. Dort heifst es; »Hätte er auch nur sein schauderhaftes Talent, die Leute anzuführen *(de faire des dupes)*, so verdiente er schon darum erdrosselt zu werden.« Ein Kaufmann in Dijon sagte zu Gassaud: »Er nimmt mir viel mit und doch wäre Alles, was ich habe, zu seinen Diensten.« Bekannt ist, dafs ihn sein Vater damals in die Colonien verbannen wollte und ihn endlich mit den Franzosen, die das von Genua gekaufte Corsika erobern sollten, auf diese Insel schickte. Was uns der Herausgeber des Buchs von den unermefslichen Studien sagt, die er in Corsika machte, von den Arbeiten, die er unternahm, das lassen wir dahingestellt seyn, dafs

er aber schon damals Anderer Arbeiten meisterhaft benutzen und in sein Gewand hüllen konnte, das lernen wir von seinem Onkel. Zu diesem kam er nach seiner Rückkehr aus Corsika und zeigte ihm eine Einleitung in die Geschichte von Corsika, die er ausgearbeitet hatte. Darüber schreibt der Bailli an seinen Bruder: „Ich versichere Dich, in Deinem ein und zwanzigsten Jahr hättest Du das nicht geleistet und ich im vierzigsten hätte nicht den hundertsten Theil davon zusammengebracht. Ich habe darin feste Grundsätze gefunden, eingegeben von einem Kopf, der des Schwunges fähig, der Feuer, Genie und Kraft hat *(dictés par une tête pleine d'élévation de feu de nerf et de genie)*, von einem festen, starken und guten Herzen. Nun will ihn der Vater mit aller Gewalt zum Oekonomisten machen, und auch dabei benimmt er sich auf eine wunderliche und tyrannische Weise. Der junge Mann hat sich bald aufs Neue durch Spiel, Ausschweifung, Schulden in die schändlichsten Verlegenheiten gestürzt, was der Herausgeber S. 384. freilich nur *peccadilles* nennt. Die Zeilen, welche der Herausgeber der Vertheidigung seines Helden widmet, sind von einer gewissen Seite her anziehend genug, obgleich Ref. in der Hauptsache ganz anderer Meinung ist. Er will den Anfang der Apologie hier mittheilen. Entsprossen, heifst es, aus einer Familie, die fünfhundert Jahr lang durch die sprudelnde Eigenthümlichkeit der Charaktere ihrer Glieder bekannt gewesen war, ausgerüstet mit körperlichen und geistigen Fähigkeiten, welche weit über das gewöhnliche Mafs hinausgingen, hatte Mirabeau eine Kindheit, eine Jünglingszeit, reich an Bewegung und Stürmen, von denen selbst die ersten Jahre seines Mannsalters nicht frei waren; er ward schlecht geleitet und schlecht verstanden, u. s. w. Das sind freilich nur Redeformen; doch ist manches Wahre darin. Der Vater, wie er den Sohn verheirathen will und ihm eine reiche Frau sucht, spricht sehr originell von der »exubérance intellectuelle et sanguine,« und fügt dann S. 357. naïv hinzu: „Je ne connois que l'impératrice de Russie avec la quelle cet homme peut-être bon à marier.“ — Am Schlusse des ersten Bandes finden wir wieder von S. 389–439. einen Appendix, der nur ganz geringe Bedeutung für den Zweck des Buchs hat.

Der zweite Band beginnt mit der Correspondenz des Vaters und Oheims über die Verheirathung des Grafen Mirabeau. Man sieht aus diesen Briefen, dafs es in dieser Beziehung unter der französischen Aristokratie vor der Revolution gerade so herging, wie gegenwärtig unter der englischen. Der Herausgeber dieser

neuen Mémoires sucht übrigens auch hier (bei der Heirathsgeschichte) seine Vorgänger zu berichtigen und beschwert sich mit Recht darüber, dafs Lacretelle, wenn er in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts allerlei Privatgeschichten erwähnen zu dürfen glaubte, nicht wenigstens die Wahrheit zu erforschen suchte. Er macht S. 12. die gute Bemerkung: »Quand on fait descendre l'histoire générale à de tels détails, il faudroit du moins qu'ils ne fussent pas mensongers et calomnieux.« Weder Vater noch Mutter wollten etwas Bedeutendes hergeben, als der Sohn eine sehr reiche Erbin heirathete, die aber erst nach dem Tode ihres Vaters zum Besitz kommen konnte. Die Mutter that gar nichts, weil sie bei der Heirath gar nicht gefragt wurde, und wenn man lieset, auf welche tyrannische, für Gemahlin und Sohn gleich kränkende Weise der Marquis ihr die Verheirathung kund macht, wird man sich darüber nicht verwundern. Er schreibt ihr: „votre fils sera marié quand vous recevrez ceci; il est sous le pouvoir de père comme vous sous le pouvoir de mari.« Die Folgen der Verheirathung sind neue Verschwendung, Schulden, Prellerei und Ausschweifungen. Der Vater läfst endlich den Sohn für mundtodt erklären und zum zweiten Mal durch einen Befehl der königlichen Willkühr auf die Festung bringen. Dieses Mal ward er erst auf If bei Marseille, dann in Mont-Joux im rauhen Gebirge verwahrt, erhielt aber, während er am letzten Ort war, Zeit und Gelegenheit, den Hausfrieden einer rechtlichen Familie in Pontarlier zu stören. Der Marquis de Monnier, Parlamentspräsident, ein alter Mann, hatte eine junge Frau geheirathet, sie hatten glücklich und zufrieden mehrere Jahre gelebt, bis Mirabeau, gastfreundlich aufgenommen, die Frau verführte, zu dem Ehebruch bewegte, den er selbst beging, und ihre Phantasie und Sinnlichkeit auf immer verdarb. Damals schrieb er, erbittert durch die gegen ihn geübte Willkühr, den Essai sur le despotisme, der viel Aufsehen machte, und zuerst in Neufchatel gedruckt ward. In Beziehung auf die Sophie le Monnier unternimmt der Herausgeber, wie wir mit Vergnügen bemerkt haben, durchaus nicht, seinen Helden zu rechtfertigen, er mifsbilligt auch den Schmutz, der in den Briefen, die Manuel herausgegeben hat, vorkommt, und tadelt Manuel, dafs er Dinge an's Licht gezogen, die besser im steten Dunkel geblieben wären. Die Erklärungen des Herausgebers darüber nehmen einen bedeutenden Raum ein, 2r Th. S. 56—61. Wir müssen das Folgende, was Mirabeau's Flucht nach Holland und die Entführung der

Sophie le Monnier angeht, ganz übergehen, so wie die Geschichte seines Aufenthalts in Holland. Hier läfst ihn sein Vater zum dritten Mal verhaften, nach Frankreich bringen und in Vincennes härter wie vorher halten. Während dieser Gefangenschaft schrieb Mirabeau die Briefe, die mehr gelesen sind, als seine berühmten Reden; er geberdete sich aber oft wie ein Rasender, auch sind viele Briefe in solchen Extasen geschrieben. Der Marquis selbst gesteht, dafs ihm die Verfolgung seines Sohns schon bis dahin an zwanzigtausend Livres koste, und doch hätte er vorher mit vierzigtausend alle seine Schulden abthun und ihn aus der Schande ziehen können. Wenn man lieset, wie hart sich der Marquis gegen Gemahlin, Sohn und gegen beide Töchter erklärt, wie er ihnen das Nöthigste versagt und sie durch Kargheit den Wucherern preisgiebt, so wird man überrascht seyn, dafs derselbe Mann die folgenden Zeilen voll Wahrheit und Menschlichkeit und zwar aus voller und inniger Ueberzeugung niederschrieb. Wir führen die Stelle um so lieber an, weil der Marquis Rousseau's Einfall, aus dem Notenabschreiben ein Gewerbe zu machen, wovon er als von einer nothwendigen Handarbeit leben will, darin recht geistreich bespöttelt. Der Marquis spricht von den unglücklichen Bauern des Mont d'or und von ihren barbarischen Festen, bei denen sie sich als Cannibalen geberden und in ihrem Aufzuge Wilden gleichen. Er zeigt grofsen Antheil, er thut Alles, den Zustand zu verbessern. Er schreibt S. 187: »Ihr Gesicht ist mager und abgezehrt, lange und straffe Haare hängen daran herab; der obere Theil des Gesichts ist todtenblafs, der untere quält sich, ein grinzendes Lachen herauszubringen, und die Züge verrathen empörende Ungeduld. Und diese Leute zahlen die Kopfsteuer!! Und diesen Leuten will man noch das Salz nehmen! Man weifs gar nicht einmal, welche Leute man auszieht, während man sie zu regieren glaubt! Meint man dann, man dürfe mit unüberlegten und niederträchtigen Federstrichen die Leute stets ungestraft aushungern? Man wird es so lange treiben, bis die Zeit des gänzlichen Umsturzes kommt (das war 1778.) Wenn man dergleichen sieht, dann steigen grofse Gedanken in einem empor. Armer Jean Jaques, sagte ich zu mir selbst, wer dich und dein System hinschickte, unter diesen Leuten Noten zu copiren, der hätte dir eine recht harte Antwort auf deine Abhandlung über die Nachtheile geselliger Ausbildung und Verhältnisse gegeben.« Unmittelbar hernach findet man (II. S. 227.) sehr anziehende Nachrichten über die Staatspolizei jener Zeiten. Der

Herausgeber sagt, S. 228: »Der Hr. Lenoir hatte ganz andere als öffentliche Angelegenheiten zu besorgen *(manier d'autres interêts que ceux de l'ordre public)*. Zu einer Zeit, als die ganze Macht der Regierung in den Händen der obern Beamten war, brachte das Amt einer solchen obrigkeitlichen Person, als Herr Lenoir war, mit sich, dafs er einer geheimen und häuslichen Polizei vorstand, welche die Familien schützen und Uebeln vorbeugen sollte. Er war daher der Vorsteher, Aufseher, Schiedsrichter in einer Menge von Privatangelegenheiten und Privatstreitigkeiten.« Wenn er übrigens seinen Helden durch die Entgegensetzung des Privatcharakters und der Vorzüge des Staatsmanns zu entschuldigen sucht, so würden wir das gelten lassen, wenn nichts weiter zu erinnern wäre, als was er andeutet; aber die Sache verhält sich anders, und es scheint uns, als ob sich nirgends deutlicher zeigte, als in der neuern englischen und in der französischen Geschichte, dafs es ganz falsch sey, wenn man glaubt, nur grofse Talente, Kenntnisse, Pfiffe seyen dem Staatsmann nöthig, Moral gehöre für die Schusterwelt. Hier wird in Mirabeau entgegengesetzt, der *jeune homme dissolu* dem *adulte laborieux*, dem *fils révolté* der *publiciste éloquent*, der *dissipateur aveugle* dem *créateur d'un nouvel ordre politique*. Doch wagt auch dieser neue Herausgeber von Auszügen aus Briefen von Mirabeau und über Mirabeau nicht zu leugnen, dafs sein Held Schändlichkeiten dachte und schrieb, und dafs Manuel schauderhafte Dinge von ihm drucken liefs, die er hätte unterdrücken sollen. Freilich findet man dieses S. 235—238. nur unvollständig aufgezählt. Wir wollen, ehe wir uns von dem zweiten Bande trennen, der blos neue Actenstücke zur Geschichte der Zeit der Gefangenschaft in Vincennes enthält, aus einem Briefe des Bailli eine Stelle ausheben, wo dieser über Maurepas und über dessen Mündel Ludwig XVI. sehr richtig urtheilt. An einer Stelle (S. 264.) sagt er: »Was Maurepas angeht, so ist er launisch. Es hat weder die Sittlichkeit einigen Werth für ihn, noch Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, wenigstens alle drei nur in sofern, als sie dienen, Bequemlichkeit und Lustigkeit zu befördern.« An einer andern Stelle drückt er sich weit härter und passender aus. »Was denkst Du, dafs der alte Papagei aus den Zeiten der Regentschaft machen kann, er, der einen scheuen Herrn neben sich hat, der der Mensch des Aesop, der Naturmensch, der Bauer der Donau ist und mit allem dem umgeben, womit man Leute seiner Art zu umgeben pflegt.«

Der dritte Band enthält neben den Auszügen aus den Briefen des Vaters und Oheims auch Fragmente aus Mirabeau's eigner Correspondenz. Der zweite Band enthielt die Briefe bis zum Jahr 1780, der Anfang des dritten begreift noch Briefe desselben Jahrs. Wer auch nur einen Theil dieser Briefe durchlieset und die Familienverhältnisse und die bösen Händel, die auf allen Seiten vorkommen, erwägt, wird um den Preis, der hier bezahlt wird, weder ein berühmter und geistreicher Mann, wie der Marquis von Mirabeau, noch ein grofser Mann wie der Graf aeyu wollen. Welche lächerliche Prahlereien, Lügen, Aufschneidereien Mirabeau sich schon damals erlaubte und erlauben durfte, davon wird man S. 113. des dritten Bandes in einem Briefe an seine Schwester ein recht auffallendes Beispiel antreffen. »Ich will schon machen,« schreibt er, »dafs aus den Gütern (seiner Frau, mit der er im Procefs ist, nachdem er sie böslich verlassen und die Ehe gebrochen) von Marignane jährlich 50,000 Livres mehr einkommen, und zwar dadurch, dafs ich die ungeheuern, ungesunden Sümpfe austrocknen lasse, eine Kunst, die ich in Holland gründlich erlernt habe« (wo er in Amsterdam safs und für Buchhändler arbeitete). Was daher sein Vater damals in vertrauten Briefen über ihn urtheilte, das hat die Zeit vollkommen bestätigt. Dieser schreibt S. 184: »Son érudition n'est que journaux pillés, affirmation. Il croit savoir les langues et n'est que grammairien dans la sienne. Enfin il ne peut rien comme manche, mais il peut tout comme outil; car quand il t'aura volé une idée il a tant de confiance et d'audace, qu'il la fera tout de suite ronfler en belles phrases, fût ce la plus petite idée, cela est machinal.« Wenn sein Vater ihn aus der Haft läfst, so ist das eine Speculation, er soll den Procefs mit seiner von ihm schändlich behandelten Gemahlin, nicht ihrer Person, sondern ihres Vermögens wegen beginnen; ehe er aber das kann, mufs er aber das gegen ihn in contumaciam ergangene Urtheil wegen der Entführung der Sophie de Monnier von sich abwenden und sich zur Criminaluntersuchung in der Provinz, wo das Verbrechen begangen ist, stellen. In diesen Processen erscheint er dann zum ersten Mal öffentlich als satyrischer und sophistischer Schriftsteller, er macht, wie Beaumarchais, aus seinen Procefsschriften Libelle, die mit Begierde gelesen werden, und sein Advokat liefert nur die Materialien. Bei Gelegenheit des Criminalprocesses sitzt er sechs Monat im Gefängnifs in der Gesellschaft des Auswurfs der Menschheit, und umgeben von ihrem Lärm arbeitet er seine gerichtli-

chen Schriften, aus denen er Flugschriften macht. Welche Erfahrungen mufste ein ungeheurer Kopf, wie der seinige, da für Revolutionen sammeln, mit welchen Mitteln, die entschlossensten Bösewichter für eine an sich gute Sache in Bewegung zu bringen, mufste dort ein Mann bekannt werden, der schon damals ausrufen durfte: *flectere si nequeo superos Acheronta movebo.* In Beziehung auf die Revolution, woran damals noch Niemand denken konnte, sind einige Aeufserungen des Bailli merkwürdig. Dieser sagt S. 193: »Die Dintenfässer haben Kanonen, Druckereien und Irreligiosität zu ihren Befehlen, und ich erwarte sicher einen nahen und allgemeinen Umsturz, der uns von dreifsig versteinernden Alluvionen befreien wird.« Der gröfste Theil der in diesem dritten Band enthaltenen Briefe der beiden Brüder betrifft den ersten Procefs des Grafen, aus dessen Procefsschriften aufserdem Auszüge mitgetheilt werden. Dieses geht bis S. 278, wo endlich im August 1782. dieser scandalöse Criminalprocefs durch einen Vergleich beendigt wird. Bekanntlich wird Mirabeau vorgeworfen, dafs er die Frau, die er verführt hatte, mit der die durch das Feuer der Leidenschaften und dessen meisterhaften Ausdruck berühmten Briefe gewechselt, gleich nach seiner Befreiung verlassen, verrathen und dadurch ins Grab gebracht habe. Gegen diesen Vorwurf sucht ihn der Herausgeber dieser neuen Mémoires durch Bekanntmachung urkundlicher Nachrichten über den eigentlichen Zusammenhang der Sache zu rechtfertigen. Hier heifst es, S. 285, man erhalte jetzt zum ersten Mal statt eines verläumderischen Romans einen freilich herben, aber doch zugleich vollständigen und genauen Bericht über den wahren Hergang der Sache. Wer die Urkunden lieset, die hier vorkommen, wird schaudern über den Zustand der Klöster und der Sitten im Allgemeinen, wie sie hier erscheinen, zugleich fällt ein eben so starker Schatten auf die unglückliche Verführte, als auf viele andre Personen, und was Mirabeau betrifft, so glauben wir nicht, dafs er gerechtfertigt ist, obgleich neues Scandal an's Licht kommt. Wir sehen seine Liebe erkalten, sehen ihn eifersüchtig auf einen Hrn. Rancourt et quelques autres, dann auf einen Maillet und einen Pater Le Tellier. Hr. Ysabeau veranlafst endlich eine Zusammenkunft zwischen Mirabeau und seiner Sophie. Diese Zusammenkunft (1781.), worüber man in der Biographie des contemporains und andern ganz neuen Büchern durchaus irrige Nachrichten findet, wird hier nach einem Aufsatz des Hrn. Ysabeau, den er sich von diesem ausgebeten hatte, ganz umständlich erzählt.

Das Ende ist gleichwohl: *Les deux amans se séparèrent également irrités.* Die Geschichte der romantischen Sophie, wie sie hier berichtet ist, wird dann freilich, so gut sie der Herausgeber herausputzt, so sehr er seine Heldin entschuldigt, immer ärger, bis sie mit einem Selbstmorde endigt (im September 1789.). Der Herausgeber erklärt dabei, dafs er die letzten traurigen Schicksale der unglücklichen Dame schon aus dem einzigen Grunde habe hervorziehen müssen, weil Lacratelle in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts einer schönen Wendung zu Gefallen eine Anzahl Unwahrheiten in einen kurzen Raum dränge und Mirabeau ohne Grund zum Mörder mache. Die schöne Redensart lautet: »Madame le Monnier *restée seule dans l'univers*, se donna la mort.« Wir führen dies ausdrücklich an, um zu zeigen, wie sehr man gegen die Schönschreiberei diesseits und jenseits des Rheins auf seiner Huth seyn mufs, da hier bewiesen wird, dafs sie nur zu wenig allein auf der Welt blieb, und dafs sie sich erst acht Jahr später den Tod gab, als sie einen letzten Liebhaber verlor, der so wenig als die, welche er ablösete, ein Mirabeau war. Im zwölften Buche finden sich gröfstentheils Auszüge aus den Briefen des Bailli, bei dem sich, so sehr sich der Oheim anfangs sträubte, der Graf, nachdem sein Proceſs beendigt war, eine Zeitlang aufhielt. Auch den alten Mann weifs er für sich einzunehmen, und der sonst immer so demüthige, gegen seinen Bruder auch nicht die geringste Einwendung erhebende Bailli wagt es endlich, ihm ganz empfindliche Wahrheiten zu sagen. Wir dürfen dreist behaupten, dafs man aus dem einen Buch Auszüge aus Briefen, mehr über das menschliche Leben und dessen Verhältnisse lernt, als aus einer ganzen Fracht der Denkwürdigkeiten, mit denen in unsern Tagen die Welt überschwemmt wird. Endlich werden die beiden alten Herrn über die Speculation einig, dafs der Graf seine Gemahlin wieder aufsuchen und einen neuen Proceſs anfangen soll. Wer nicht wüfste, wie der Egoismus und die Vorstellung, dafs das, was ein Frommer thut, nothwendig gut seyn mufs, wenn es an und für sich auch noch so verwerflich ist, jedes bessere Gefühl in Leuten von Stande, die diesen Stand behaupten wollen, zu ersticken pflegt, der würde hier staunen. Die beiden rechtlichen, ritterlichen, frommen Herrn machen einen förmlichen Plan, fremdes Vermögen an ihr Eigenthum zu bringen; sie speculiren darauf, die Ruhe und den Frieden ihrer Nächsten zu untergraben und ein Weib, das durch Ehebruch und Laster aller Art beleidigt

ist, gerichtlich wieder mit einem Mann, dem es nur um ihr Vermögen zu thun ist, wieder zu verbinden. In das Einzelne wollen wir nicht eingehen, da Mirabeau's scandalöse Geschichte bekannt genug ist. In dem vorliegenden Werke wird aus den Briefen und Processschriften, aus denen die Vorgänger das Gehässigste ausgezogen hatten, alles Vortheilhafte ausgehoben, um dem an sich Schlechten eine gute Seite abzugewinnen; es scheint uns indessen nicht, als wenn sein Held durch ihn mehr Sittlichkeit erhalten hätte, oder als wenn er unserer Achtung würdiger geworden wäre.

Schlosser.

Carus, Dr. C. G., Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18²⁹/₃₀ zu Dresden. XVI und 431 S. 8. Leipzig, bei Gerh. Fleischer. 1831.

Soll etwas über die Seele, ihre wahre Natur und deren Lebensäufserungen gewufst werden, so mufs dieses Wissen die in der unendlichen Breite des Lebens zum Selbstbewufstseyn gekommene Idee der Seele selbst seyn; denn es ist eben das Wesen der Seele, sich als eine ihrer selbst bewufste Idee empirisch zu entwickeln. So sind denn bei umfassenden Untersuchungen über die Seele zwei Punkte zu beachten: 1) Evidenz der Idee und 2) Anerkenntnifs dieser Idee in jeder, auch der niedrigsten, Lebensäufserung der Seele. Diese beiden Punkte machten sich denn auch zu jeder Zeit gelten, wodurch die bekannte Eintheilung in allgemeine und besondere Psychologie zum Vorschein kam, wobei sich aber auch zugleich die Einseitigkeit kund gab, dafs man in der besondern die Idee aus den Augen verlor, also die Einsicht in die eigenste Natur einer jeden Seelenerscheinung aufgab, und in der allgemeinen die mannichfaltigen Manifestationen der Idee fallen liefs, demnach auch hier nicht gewann, was man zu gewinnen vorgab, nämlich man erfafste nicht die Idee, sondern stellte einen abstracten Begriff auf, dem man willkürlich bald mehr oder weniger Inhalt zukommen liefs. Bedeutender aber als diese Eintheilung, und noch nachtheiliger für die Wissenschaft, zeigte sich die Zerfällung der Psychologie in rationale und empirische. Auch sie ging aus der einseitigen Auffassung obiger zwei Punkte hervor, nur dafs hier die Zerfällung ein wirklicher Gegensatz der wissenschaftlichen Methode selber wurde. Von der

Eintheilung in reine und angewandte Psychologie wollen wir nun gar nicht reden, indem ja im Leben der Seele alles und jedes Anwendung — Selbstmanifestation ihres Wesens in sich zu unendlicher Mannichfaltigkeit gestaltenden Lebenskreisen — ist, mithin innerhalb dieser sogenannten Anwendung das Lebensprincip der Seele gesucht und erfafst werden mufs.

Hiermit ist auch zugleich im Allgemeinen Gegenstand und Methode — mithin der Inhalt — der Psychologie als einer philosophischen Wissenschaft ausgesprochen. Wir fügen jedoch noch einige Betrachtungen über diesen Inhalt hinzu, um vorliegendes geistreiche Werk in seiner gehörigen Beleuchtung zu erblicken, und uns den Genufs zu sichern, den es uns als eine gar anmuthige Erscheinung in einem so oft geschmacklos behandelten wissenschaftlichen Gebiete gewährt.

Die Seele ist für die Psychologie ein gegebener Naturgegenstand, ein sich in sich nach gegebenen Gesetzen gestaltender Organismus. Erkennen wir dies an, so ist auch weiter anzuerkennen, dafs, da die Seele in dieser Hinsicht nichts über den Kreis gegebener Verhältnisse Hinausliegendes ist, sie auch, wie jeder Naturgegenstand, in jedem Augenblicke ihrer Bewegung ihr Inneres offenbart und den nichtigen Dualismus von Innen und Aufsen durch ihre Lebendigkeit negirt. Es treten aber nun zwei Rücksichten ein, wodurch sich die Betrachtung über die Seele von denen anderer Naturgegenstände wesentlich unterscheidet. Der erste Punkt ist der, dafs die Seele, die geistige, ichheitliche Substanzialität des Bewufstseyns, eine nothwendige Idee des Lebens, und daher auch ein nothwendiges Moment des Gedankens vom Absoluten ist. Sie ist demnach mehr als ein seiner zeitlichen Existenz nach zufällig bedingter Naturgegenstand. Würde sich nun aber auch hierdurch die Untersuchung über die Seele von den Untersuchungen der zufälligen Naturgegenstände unterscheiden, indem sie wesentlich philosophisch ist, d. h. der Art ein Lebensverhältnifs des Daseyns im Momente des Denkens vermittelt, dafs eben dieses Verhältnifs sich in seinem Inhalte als ein nothwendiges Moment der Grundanschauung des Lebens erweist — würde sich also die Untersuchung über die Seele schon von nicht philosophischen Untersuchungen unterscheiden; so würde sie doch noch nicht hinreichend von andern philosophischen Untersuchungen unterschieden seyn, wie z. B. von der Metaphysik, die auch die gegebene Natur zu ihrem Gegenstande hat, nämlich das geistlose, seiner unbewufste Nichtich, die reine Objectivität,

Hier tritt aber nun der zweite Punkt ein. Ist nämlich die Seele für unsere Betrachtung ein Naturgegenstand, weil sie ein Gegebenes ist, so unterscheidet sie sich jedoch von allen andern Naturgegenständen dadurch, dafs diese Natur eben die Anlage ist, sich in und durch sich selber zur Freiheit zu vermitteln. Das wahre Wesen der Seele ist Freiheit, d. h. Darstellung seines eigensten Wesens im Selbstbewufstseyn der Menschheit und aus diesem Selbstbewufstseyn hervorgehend. Wenn wir demnach die Seele eine Natur nennen, so ist sie dies in einem höhern, als dem gewöhnlichen Sinne.

Aus diesen, hier nicht weiter ausführbaren, Rücksichten läfst sich noch Folgendes für die Behandlung der Psychologie aufstellen: *a*) Die Seele ist zu betrachten als die Gesammtnatur unseres geistig subjectiven Daseyns, und es ist eine nothwendige Forderung an den Psychologen, dafs er in unserm Bewufstseyn ein lebendiges Bild dieser Natur entstehen lasse, unter welchem lebendigen Bilde wir verstehen, dafs hier keine abstracten Begriffe vorkommen, sondern dafs wir die Seele in der erfahrungsmäfsigen Unendlichkeit des Daseyns als unmittelbar lebend erblicken, aber, gleichwie auf einem Gemälde von Raphael oder Buonarotti, die Motive einsehen, die eben die constituirenden Momente der sich darstellenden Idee sind. — *b*) Dadurch, dafs das Wesen der Seele Freiheit, Freiheit aber nur das Menschliche ist; so ist die menschliche Seele eben als menschliche zu betrachten, und nur durch sich selber einzusehen. — *c*) Die Psychologie ist keine Freiheitslehre (Ethik) des Ich, sondern eine Naturlehre desselben. Darum hat sie auch selbst die höchste Entwickelung der Menschheit in uns als eine natürliche Anlage zu betrachten. Da nun aber des Menschen Natur Ausbildungsfähigkeit, und überhaupt sein ächtes Daseyn Bildung ist; so kann nur auf der Stufe der Ausbildung die wahre Natur des Menschen eingesehen werden, und folglich mufs auch die Psychologie von der zur gehörigen Entwickelung gekommenen Seele ausgehen, wenn sie die Bedeutung der einzelnen, unvollkommnen Seelenäufserungen erkennen will.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen wenden wir uns nun zu vorliegenden Vorlesungen über die Psychologie. Ehe wir jedoch auf Einzelnheiten eingehen, wollen wir erst über Geist, Methode und äufsere Gestaltung des Werkes einige allgemeine Urtheile geben.

Hier müssen wir nun zuerst aussprechen, dafs der Hr. Verf. ein lebenvolles Bild von dem Seelenleben vor uns aufstellt. Durchdrungen von der höhern Natur der menschlichen Seele, sucht er diese Natur zur Anerkenntnifs zu bringen, indem er nicht von einseitigen Abstractionen, aber auch eben so wenig von gehaltlosen empirischen Particularitäten, ausgeht, sondern das Leben in seiner unmittelbaren Einheit erfafst, und auf Anerkenntnifs der Urphänomene dringt. Es wird uns hier ein weites Lebensgemälde von der Natur eröffnet, in dessen Mittelgrunde die menschliche Seele hervortritt. Hierdurch ist allerdings an geistvoller Behandlung des Gegenstandes viel gewonnen, nur Schade, dafs dabei an genauer wissenschaftlicher Bestimmung manches verloren gegangen ist. Dies ist hier von gröfserer Bedeutung, als es vielleicht scheinen möchte, indem wir nicht von der äufsern wissenschaftlichen Form reden, sondern von dem sich in der Untersuchung darstellenden Gedanken selber. Dies haben wir hier vorerst auszuführen.

Der Hr. Verf. sagt S. V: »Es hat mir daher denn auch zweckmäfsig geschienen, für diese Vorträge mehr die Form einer freien Discussion, als gerade die eines streng geregelten Systems zu wählen. Ist doch die Erscheinung des Seelenlebens eine der zartesten, ja geradezu die zarteste von allen, die wir kennen, und müssen wir demnach nicht hier vorzüglich uns mitten im Lebendigen und fern von aller Pedanterie und Trockenheit zu erhalten suchen, wenn wir nicht sogleich mit ungeschickten Griffen den feinen Farbenschimmer von den Flügeln der Psyche abstreifen wollen?« In diesen geistreichen Worten könnte nun die Meinung des Hrn. Verfs. dahin ausgesprochen scheinen, als wenn er jeder systematischen Betrachtung über die Seele den Stab bräche, und ihr die angedeuteten „ungeschickten Griffe« Schuld gäbe. Wir glauben aber, dafs der Verf. die systematische Behandlung an ihrem Orte eben so wird gelten lassen, wie wir die seinige, weil sie an ihrem Orte ist. Dies Letztere verdient hier einige Worte. — Man hat nämlich das Nichtsystematische einer wissenschaftlichen Untersuchung in doppeltem Sinne zu nehmen, nämlich, 1) versteht man darunter einen nichtsystematischen Gedankengang, und 2) eine nichtsystematische Darstellung der Gedanken. Im letztern Fall ist das Nichtsystematische blos eine äufsere Zufälligkeit der Untersuchung, indem man wohl das Systematische für das Wesen der Untersuchung in Anspruch nimmt,

und es auch so anerkannt wissen will, dabei aber irgend äufsere Verhältnisse berücksichtigend, also vorsätzlich, die Theile nicht nach der innern systematischen Folge aufstellt. Die erstere Art des Nichtsystematischen besteht hingegen darin, dafs der Gegenstand der Untersuchung in lebendigster Anschauung in uns lebt, und man, sich nun aus dieser Anschauung herausbewegend, jedoch mit freiem Gedankenzuge über ihr schwebend, einzelne Hauptpunkte aus dieser Anschauung hervorhebt, und starke Schlaglichter auf dieselben fallen läfst, damit sich die übrige belebte Fläche der Anschauung um diese Hauptpunkte in klar und schön beleuchteten Massen gruppire. Dafs hierbei immer noch das Denken im gewissen Sinne systematisch ist, kann nicht geleugnet werden, da es ja sonst in sich selber zerfallen müfste; aber es hat hier doch nicht seine Form zugleich zu seinem Inhalte gemacht, indem dann sein Gegenstand eben die aus ihrer Unmittelbarkeit herausgegangene und sich vollständig im Denken reflectirende Anschauung wäre, worin das wesentlich Systematische einer Betrachtung besteht. Es vertritt demnach bei einer solchen nichtsystematischen Betrachtungsweise die lebendige Anschauung allein die Stelle des Gegenstandes. Dafs eine solche nichtsystematische Betrachtungsweise nicht geringer zu schätzen ist als die streng systematische, ist hier nicht weiter auszuführen, eben so, dafs es Untersuchungen giebt, wo sie vorzuziehen ist, wie ja auch wiederum andere Untersuchungen vorzugsweise System verlangen. Was nun die Psychologie betrifft, so mufs sie allerdings systematisch behandelt werden, wenn sie als eine bestimmte philosophische Disciplin ihren Standpunkt im System der Philosophie einnehmen soll; sie eignet sich aber auch recht gut zu einer nicht streng systematischen Bearbeitung, wenn es nur darauf ankommt, unsere innere Anschauung von dem Leben und Weben der Seele zu verdeutlichen und zu einer Einsicht zu vermitteln, deren Princip die Anschauung unmittelbar selbst ist. Beide Arten der psychologischen Behandlung sind nicht so verschieden, wie etwa die sogenannte rationale und empirische Psychologie sich von einander unterscheiden, sondern beide liegen schon unmittelbar in einander, indem ja die systematische der lebendigen Anschauung eben so sehr bedarf, wie die nicht streng systematische ein Product des Denkens seyn mufs. Auch die letztere kann wissenschaftlich seyn, und es ist sehr wahr, wenn der Verf. sagt: »Merkwürdig ist es wenigstens, dafs von

einer Menge Compendien über Psychologie, in welchen doch mit rechtem Eifer versucht wurde, den Schmetterling der Seele auf ein tüchtiges Spannbret mit haltbaren Nadeln aufzustecken, um ihn für das Naturaliencabinet der Literatur vorzurichten, die meisten, obwohl kaum vor 30—40 Jahren erschienen, schon der Vergessenheit übergeben sind, während die über zweitausend Jahre alten, freien Dialogen des Plato noch immer ein in vieler Hinsicht unerreichtes Muster von Betrachtungen über die Seele, und überhaupt über so manche hohe Aufgabe der Menschheit darstelle.« S. VI.

Wenn wir demnach oben sagten: dafs dadurch, weil der Verf. uns die Seele als den Mittelpunkt eines weiten Naturgemäldes darstelle, an genauer wissenschaftlicher Bestimmung manches verloren gegangen sey; so verstehen wir nicht damit den Mangel »eines streng geregelten Systems,« sondern folgende unzulängliche und unhaltbare Seiten seiner Betrachtung:

Das erste, was wir anzumerken haben, ist, dafs nicht gleich anfangs die menschliche Seele in ihrer bestimmten Gestalt, wie sie sie sich als freie, inhaltsvolle Ichheit im Selbstbewufstseyn der Menschheit darstellt, aufgefafst, und von dieser unbedingt wahren Grundanschauung ausgegangen wird. Hierdurch geräth der Verf. auf seine vergleichende Psychologie (Vorlesung II.), von der wir uns keine so grofse Vortheile versprechen; wir müssen im Gegentheil befürchten, dafs sie zur Einseitigkeit in der Auffassung führt, und statt uns eine Einsicht in die menschliche Seele zu gewähren, sie uns vielmehr den abstracten Begriff eines allgemeineren Lebensverhältnisses giebt, in welchen wir dann erst wieder das hineinzutragen haben, was wir wo andersher wissen, nämlich aus der Auffassung der in ihrer Eigenthümlichkeit dastehenden Menschenseele. Ferne sey es von uns, eine vergleichende Psychologie verwerfen zu wollen, wir erkennen sie gern als sehr belehrend an, nur suche sie die ächt psychologische Methode nicht zu verdrängen, sondern trete innerhalb dieser Methode hier und da hervor, wodurch an Lebensfrischheit die Psychologie allerdings gewinnt.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 31. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Carus, Vorlesungen über Psychologie.

(Beschlufs.)

Dadurch ferner, dafs Hr. Carus die menschliche Seele als die geistige Substanzialität der freien Ichheit nicht bestimmt genug aufgestellt hat, und von der Anerkenntnifs dieses nothwendigen Momentes in seinen Betrachtungen vorwärts schreitet; kommt er zu seiner genetischen Methode, die zwar aus seinem, von Pedantismus und Philisterei freien, lebendigen Geiste hervorgeht und ein Document geistreicher Naturerfassung ist, die wir aber doch nicht so unbedingt annehmen können, wie Hr. Carus. Man ist im Irrthume, zu meinen, die niedern unvollständigen Aeufserungen des Seelenlebens seyen die einfachern, während diejenigen, welche Aeufserungen der sich in ihrem höhern Leben darstellenden Seele sind, schon mannichfacher seyen. Da hier nicht von der geistlosen Ansicht von einfachen und zusammengesetzten Seelenvermögen die Rede ist, sondern nur von einem mehr oder weniger Mannichfaltigen (Einfachern); so soll eben hier ausgesprochen werden, dafs das Einfachere, mithin bestimmter und deutlicher Hervortretende, nicht auf den niedern Stufen des Seelenlebens hervortrete, sondern sich in den höhern Entwickelungen dieses trefflichen Lebensorganismus darstelle, oder vielmehr sich zur Einsicht ankündige. Betrachten wir die untersten, noch unfreien und instinktartigen Lebensäufserungen der Seele, den Kreis der Sinnlichkeit; so zeichnen sich diese Zustände durch ihre Verworrenheit aus, ja eben diese Verworrenheit ist ihr Wesen. Alle nothwendigen Momente des Ich sind hier schon vorhanden, aber indem hier das Ich selber noch in unmittelbarer Verbindung mit der Objectivität steht, und unter einem gleichen Gesetze mit ihr; so befinden sich alle seine Momente gleichsam in Zusammengeflossenheit: so wie sich aber nun das Ich in seinem höhern Wesen darstellt, treten auch seine Momente mit Bestimmtheit hervor. Wir erinnern hier nur z. B. an die Thätigkeit der Sinne, worin schon das ganze Ich thätig ist. Statt also, dafs wir zuerst jene untern Lebensstufen zu erfassen hätten, um dadurch eine Einsicht in die vollkommneren Gestaltungen zu vermitteln, müssen

wir gerade zuerst diese Gestaltungen festhalten, und dann von da aus jene verworrenen Zustände beleuchten. Wir finden es allerdings nothwendig, dafs, nachdem die Seele als das lebendige, inhaltsvolle Ich, die innere geistige Welt unseres subjectiven Daseyns, im Allgemeinen zur Anerkenntnifs gebracht ist, man nun, von dieser Evidenz und Lebendigkeit der Idee ausgehend, sich zu den unfreien Pulsschlägen des Seelenlebens hinwendet, auch in diesen verworrenen Zuständen die ewige Idee erkennt, und so durch ihre bestimmtern Manifestationen durchgehend, sie eben in ihrer Lebendigkeit erfafst. Darum haben wir nun auch die genetische Methode nicht verworfen, sondern sie nur nicht so unbedingt angenommen, wie es von dem Verf. geschieht. Uebrigens dehnt auch Hr. Carus diese Methode dadurch zu sehr aus, dafs er nicht blos mit den unfreien Lebensäufserungen der menschlichen Seele beginnt, sondern mit der sogenannten Pflanzenseele (*anima vegetativa*) anfängt, wodurch eben ein Abstractum statt einer lebendigen Idee zum Grunde gelegt wird. (Dafs dem Verf. die verlangte Anschauung nicht fehlt, und auch sich gelten zu machen strebt, darauf werden wir am Schlusse unserer Anzeige zurückkommen.) Wir können überhaupt nicht mit jener zu weiten Erklärung von der Seele übereinstimmen, indem sie blos für die Idee, der zu Folge ein jedes Ding nur existiren kann, erklärt wird. Die Seele ist uns wesentlich die Geistigkeit des Bewufstseyns, die sich als inhaltsvolles, lebendiges Ich in der Natur manifestirt und selbst eine selbstständige Natur ist.

Gehen wir nun mehr in das Einzelne dieser Vorlesungen ein.

S. 14. scheint Hr. Carus das, was man Urphänomen nennen kann, nicht richtig aufgefafst zu haben, da er offenbar hier Göthe im Auge hat, der aber etwas anderes unter Urphänomen versteht, nämlich etwas, „das unmittelbar an der Idee steht, und nichts Irdisches über sich erkennt.“ (Farbenlehre Bd. I, S. 278) So wäre, nach Göthe, nicht die erste Erscheinungsform der Pflanze, „der erste zarteste Keim des Saamenkorns selbst,“ das Urphänomen der Pflanzenbildung, sondern als ein solches Urphänomen würde sich nur diejenige Pflanzenerscheinung darstellen, die die vollständige nothwendige Entwickelung der Pflanzen uns am einfachsten anschauen liefs. Wir verweisen, da wir hier in diese Verhältnisse nicht weiter eingehen können, den geistreichen Verf. auf S. 65—68. des 1sten Bds der Göthe'schen Farbenlehre.

S. 17. wird die eigenthümliche Natur eines organischen Ganzen sehr gut dahin bestimmt: „sich von innen heraus zu entwickeln und sich zu theilen; wenn dagegen z. B. ein von Menschen gebautes Glied- und Triebwerk, eine Maschine, den Charakter hat, von aufsen aus einzelnen Stücken zusammengesetzt zu werden.“

Wenn S. 47. die Fähigkeit höher articulirter Stimmbildung der mächtigste Wecker der Seelenvermögen genannt wird; so wäre doch dagegen zu beachten, dafs diese Stimmfähigkeit durch die höhere Entwickelung des Bewufstseyns selbst erst bedingt ist. Eine solche Fähigkeit ist nichts die Seele von aufsen Angehendes, sondern eine Manifestation der Seeleninnerlichkeit.

S. 50. wird die Seele ganz bestimmt erklärt „als geistiges Bild, als Idee einer lebendigen Daseynsform vor ihrem wirklichen Seyn, als geistiges Princip jeder individuellen, dem äufsern Sinn erscheinenden Lebensform.“ Aus diesem gewonnenen Abstractum geht denn nun keine lebendige Erfassung der menschlichen Seele hervor. Um eine solche in jener Erklärung zu erblicken, mufs man das, was aus der Auffassung der menschlichen Seele gewonnen wird, in jenes Abstractum übertragen. Und hat denn jede individuelle, den äufsern Sinnen erscheinende Lebensform ein geistiges Princip? Wir glauben, nur diejenige Lebensform, die wir mit dem Namen Mensch bezeichnen, und dann diejenige, die sich dem letztern unvollkommen annähert — das Thier. Es ist wahr, jedes Ding kann nur zufolge der Idee seines individuellen Seyns existiren, diese Idee können wir jedoch nicht das geistige Princip dieses individuellen Seyns nennen, denn es würde sonst innerhalb der Idee selbst ein Dualismus stattfinden, wodurch sich die Idee selber negiren würde. Die Idee eines Dinges ist durchaus mehr als ein nothwendiger Begriff desselben.

S. 51. beginnt nun die eigentliche, d. i. die menschliche Psychologie. Ehe wir jedoch hier weiter gehen, müssen wir noch der Eintheilung des Bewufstseyns in Welt- und Selbstbewufstseyn erwähnen. Jedes Bewufstseyn ist immer, mehr oder weniger bestimmt hervortretend, Selbstbewufstseyn. Es wäre demnach wohl Einiges gegen die Unterscheidung in Welt- und Selbstbewufstseyn einzuwenden; da jedoch Hr. Carus nicht läugnet, was wir soeben behauptet haben, so wollen wir uns nicht bei der von ihm beliebten Benennung weiter aufhalten.

Wie sehr man irren würde, dem Verf. ein pedantisches Treiben mit Abstractionen Schuld zu geben, mögen folgende Stellen beweisen: „Ungemein tief ist daher, wie schon Buffon

erkannte, der Abgrund, welcher den Menschen und menschliche Seele von Thieren und thierischen Seelen scheidet. Gerade die Wiederspiegelung so verschiedenartiger göttlicher Ideen, das hieraus folgende Selbstbewufstseyn, und die aus dem Selbstbewufstseyn sich entwickelnde Freiheit, welches alles der Thierheit fehlt, zieht eine Grenze, welche durch alle Aehnlichkeiten in Form und Aeufserungen nie überschritten werden kann.« (S. 56.) »Gewifs, diese Betrachtungen können eben so sehr beweisen, wie grofs die Verschiedenheit sey, welche zwischen Menschen- und Thierseelen, jedem ein qualitativ Anderm (in dieser Stelle mufs sich ein sinnentstellender Druckfehler vorfinden. d. Rec.), bestehen müsse, als sie auf die alle Eigenthümlichkeit der Erscheinung des Menschen ursachlich begründe(nde?)te göttliche Idee, oder mit einem Worte, auf die Menschenseele, ein helleres Licht zu werfen im Stande ist: denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur die Menschenseele u. s. w. wird fähig seyn, aus sich selbst wieder neue und verschiedenartige Ideen zu entfalten, sich selbst dadurch in's Unendliche weiter zu entwickeln, und nur hierdurch wird der Mensch, wie er der Schlufspunkt einer unendlichen Vergangenheit ist, der Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft werden.« (S. 57.)

Das S. 62 und 64. gebrauchte Gleichnifs ist doch sehr unpassend, denn gerade dieses Beispiel könnte eher ein Auseinanderfallen zwischen Materie und belebenden Princip verdeutlichen, als die absolute Identität beider.

Sehr treffend sagt der Verf. S. 67, »dafs ein wahrhafter Gegensatz von allein wirksamer Kraft und absolut todter Materie durch keine einzige Erfahrung oder Speculation bewahrheitet sey.«

Eben so treffend heifst es S. 81, »dafs jede wahrhaft menschliche Entwickelung der Seelenvermögen durchaus bedingt werde von dem Vereinleben der Menschheit.« Es ist überhaupt ein nothwendiges Erfordernifs an eine wissenschaftliche Psychologie, die Seele in ihrer nothwendigen Wechselwirkung mit der Objectivität, als auch in ihrer Beziehung zu der sich aufser ihr in andern Individuen realisirenden Idee der Menschheit zu betrachten. Diesem Erfordernisse hat unser Verf. immer nachgestrebt, und darum eben so manches Treffliche mitgetheilt.

Wenn S. 99. nach Anführung einer Stelle aus Dante's Convito gesagt wird: »Es möchte schwer seyn, die Natur der menschlichen Seele, als einer göttlichen Idee und Vernunfterscheinung, in ihrem eigensten Wesen treffender zu schildern, als

es in dieser Stelle geschieht;" so halten wir es denn doch nicht für so schwer, weil ja doch damit keine lebendige Einsicht in die Natur der Seele gegeben ist, wenn wir sagen, dafs diese Natur ein Streben nach dem Göttlichen sey, welches »sich zeigt in der Vortrefflichkeit des Wesens der Vernunft."

Die VI. Vorlesung übergehen wir, weil wir zu weitläufig werden müfsten, um über die wichtigen Verhältnisse, die in ihr zur Sprache kommen, unsere Abweichung oder Beistimmung auszusprechen. Immerhin können wir erklären, dafs das, was gesagt wird, sehr geistreich ist.

Was der Verf. in der VII. Vorlesung über die Sprache sagt, möchte doch wohl zu einseitig und mitunter auch zu gesucht seyn. Eine tiefe Wahrheit wird bei dieser Gelegenheit, S. 122, ausgesprochen: »Das Thier spricht in seinen Lauten nur seine eigene Natur aus, der Mensch hingegen klingt in seiner Sprache die ganze Welt wieder."

Sehr schön wird S. 147. gesagt: »ist nicht das Denken selbst ja eben der fortwährende Pulsschlag oder das Athemholen der Seele, Functionen, in denen das innerste Leben derselben fortwährend sich regt, und ohne welches das Leben derselben unmittelbar erloschen seyn würde?« Was übrigens den Inhalt der VIII. Vorlesung betrifft; so werden allerdings bedeutende Seiten und Momente auf eine lebendige und geistreiche Weise besprochen, doch fehlt es den gegebenen Bestimmungen an Schärfe.

Doch wir müssen hier aufhören mit unserer Kritik, um nicht zu viel Raum mit derselben einzunehmen; denn da jetzt die verschiedenen Gestaltungen der Manifestationen des Seelenlebens immer mehr in ihrer Mannichfaltigkeit aufgefafst und dargestellt werden, so können wir nicht gut mehr in's Einzelne folgen. Hr. Carus läfst jene Gestaltungen und Manifestationen in einer fortlaufenden Entwickelung seiner Grundansicht hervortreten, darum müfsten wir bei der Berichtigung einer jeden Einzelnen, um nicht einseitig zu werden, über dies Einzelne selber jedesmal hinausgehen, wodurch wir aber zu weitläufig werden würden.

Sprechen wir aber hier noch einiges Allgemeine aus.

Es ist wohl ein grofser Vorzug dieses Werkes, dafs es sich so ganz von Pedanterie, Philisterthum, hergebrachtem Schlendrian und Vorurtheile entfernt, zugleich aber auch von jener sich es bequem machenden Nachlässigkeit, von der jetzt so all-

gemein beliebten Geistreichheit, die am Ende weiter nichts als geistreiches Geschwätz ist. Mit Ernst und Liebe, sieht man, ging der Verf. an die Arbeit, eine lebendige Anschauung steht ihm zu Gebote, und so gestaltet sich auch das Ganze vor unserm Blick zu einem sich reich und mannichfaltig entfaltenden Lebensschauspiel. Erinnern wir uns nun hier an das, was wir bisher auch als an diesen Vorlesungen zu Tadelndes ausgesprochen haben; so liefse sich wohl ein bezeichnendes und erklärendes Urtheil gewinnen. Damit sich ein solches gehörig herausstelle, haben wir auch zu beachten, dafs diese Vorlesungen nicht vor einem streng abgeschlossenen Kreis von Gelehrten gehalten wurden, sondern vor einer Versammlung ausgezeichneter, hochgebildeter Personen von der verschiedensten bürgerlichen Stellung. Welch einen glänzenden Kreis Hr. Carus um sich versammelt sahe, mag folgende Stelle aus der Vorrede bezeichnen:

»Der Kreis der Zuhörer hatte sich bedeutend erweitert; mit dankbarer Verehrung werde ich es für immer erkennen, dafs dazumal selbst die hochverehrten Prinzen, Ihro Königl. Hoheiten Prinz Friedrich August und Prinz Johann unausgesetzt als Hörer sich einzufinden geruhten, dafs Ihro Königl. Hoheit der Krouprinz Friedrich Wilhelm von Preufsen als hoher Gast einer Vorlesung beiwohnten, und dafs, in dem auch mehrere treffliche Frauen umschliefsenden Kreise, viele der ersten Diplomaten und Staatsmänner (es sey mir erlaubt, unter ihnen den seitdem unserm Lande so theuer gewordenen allgemein verehrten Minister von Lindenau Excellenz zu nennen), Gelehrten, Aerzte und Künstler mich durch ihre Aufmerksamkeit beglücken wollten.«

Dr. *A. E. Umbreit.*

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Kurzer Bericht über neue historische Bücher.

Wir erwähnen zuerst eines neuen Lehrbuchs für Schulen von Hrn. Schuppius in Hanau, der, wenn wir nicht irren, schon einige andere über ältere und mittlere Geschichte herausgegeben hat, und als praktischer Schulmann wohl verstehen mufs, was für die Schüler, denen er sein Buch bestimmt, nützlich sey. Der Zusatz auf dem Titel: zum Selbstunterrichte, scheint unpassend, weil schon eine flüchtige Ansicht zeigt, dafs das Buch dafür nicht eingerichtet ist; eher zum gelegentlichen Nachsehen oder Nachlesen, denn Manches darin ist blos registerartig, und die Vollständigkeit selbst hindert die Erreichung des angegebenen Zwecks. Der Titel des Buchs ist:

Handbuch der neuern Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Dr. Georg Philipp Schuppius, Director und Professor des Gymnasium's zu Hanau. 1*ster Band.* 372 *S.* 8. 1833. 2*ter Band.* 383 *S.* 8. 1834.

Der Verf. hat eine sonderbare Einrichtung getroffen, da der erste kürzere Band volle drei Jahrhunderte begreift, der zweite ausführlichere dagegen die Zeit von 1788 bis auf das gegenwärtige Jahr. Für den Selbstunterricht mag dies passend seyn, da Personen, die mit den Schülern, denen das Buch bestimmt ist, auf einer Bildungsstufe stehen, sich wohl um das Neueste am mehrsten bekümmern; für Schüler scheint es uns aber der Lehrerklugheit angemessen, vorauszusetzen, dafs sie wissenschaftliches und menschliches Interesse und nicht blofse Neugierde leiten müsse. Uebrigens sind die Thatsachen in dem Buche gut zusammengestellt und ohne Affectation vorgetragen; ob nicht mitunter gar zu nachlässig und zu anspruchslos, das kann Ref. nicht beurtheilen, da er das Publicum des Hrn. Schuppius nicht kennt, und also nicht zu entscheiden wagt, ob er sich, ohne diesem Publicum untreu zu werden, höher hätte halten können und dürfen. Dafs die Ungleichförmigkeit der Behandlung sehr grofs seyn müsse, wird man schon aus der von Ref. oben angegebenen ungleichen Vertheilung des Raums sehen.

Hr. Dr. Vehse in Dresden hat es versucht, die tabellarische Uebersicht der innern und äufsern Geschichte mit einer streng systematischen Anordnung der ganzen Masse aller bedeutenden Thatsachen zu verbinden, und die Uebersicht durch Abtheilung und durch Unterstreichen der besonders merkwürdigen Angaben zu erleichtern. Der Vortheil historischer Uebersicht würde dadurch erreicht, ohne die Spielerei eines Las Casas und Anderer, oder der sogenannten Ströme der Zeit. Der Titel enthält eine vollständige Inhaltsanzeige:

Tafeln der Geschichte. Die Hauptmomente der äufsern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwickelungsgangs der Völker und Staaten alter und neuer Welt in chronologischer und ethnographischer Ordnung von Dr. Eduard Vehse. 60 Tafeln auf Doppel Folio-Blättern. 1ste Abtheilung. Politische Geschichte. 36 Blätter. 2te Abtheilung. Culturgeschichte. 24 Blätter.

Drei Lieferungen liegen vor uns, von denen die beiden ersten Uebersichtstafeln für das Ganze nebst einem Blatte enthalten, worauf der Verf. den Plan seiner Arbeit ausführlich entwickelt hat. Ueber die Ausführung wird sich erst urtheilen lassen, wenn man alle Tafeln, oder wenigstens die gröfsere Anzahl derselben vor sich hat. Für die Thatsachen der äufsern Geschichte, für Kriege, Wechsel der Reiche, Errichtung von Staaten und Städten, und für Alles, was damit zusammenhängt, scheint uns diese tabellarische Methode ganz gut, für die Erlernung der Culturgeschichte dagegen ist unstreitig das Herausreifsen gewisser Puncte aus dem Zusammenhange mehr nachtheilig als förderlich. Ein System der Geschichte ist bei weitem keine Geschichte; und ein Wissen des Einzelnen als solches, ein Zusammenleimen einer Menge von Einzelnheiten giebt wieder keine Erkenntnifs. Wir würden daher immer wenige Tabellen vielen vorziehen; wir würden Tabellen für allgemeine Uebersichten, für schnelle Zurückrufung des Erlernten empfehlen, für ein Studium von 60 Tabellen wären wir nicht; wir würden ein Buch vorziehen. Dies hängt indessen von individuellen Ansichten und Bedürfnissen ab; die Arbeit des Hrn. Vehse verdient darum nicht weniger Lob; denn er hat recht ernstlich und eifrig, mit Sinn, Liebe zur Sache und Umsicht, nicht aber als Taglöhner gearbeitet, und wir glauben, dafs, wenn er mit der Ausdauer wie bisher fortfährt, die wesentlichsten Thatsachen der gesammten Geschichte auf diesen sechzig Tafeln werden zusammengestellt erscheinen.

Von des Herrn

Dr. Helwing, Geschichte des preufsischen Staats. Lemgo, Meyer'sche Buchhandlung, 1834.

ist die erste Lieferung der zweiten Hälfte des ersten Bandes erschienen, Ref. wagt aber nicht, seinem Versprechen gemäfs in eine genaue Beurtheilung des Buchs einzugehen, weil er sieht, dafs Hr. Stenzel, welcher der Sache weit besser mächtig ist, als er, eine Kritik des Buchs gegeben hat. Damit soll nicht gesagt werden, dafs Ref. mit jener Beurtheilung durchaus übereinstimmt, dann müfste er selbst eine genaue Prüfung angestellt haben, sondern nur, dafs, da in einem bekannten Blatt schon eine ausführliche, gründliche Recension gedruckt ist, eine zweite Beurtheilung ihm überflüssig scheint. Er selbst hat alles Zutrauen zu Hrn. Stenzels Gründlichkeit und Urtheilsfähigkeit, scheut sich daher nicht, auch seine Leser an ihn zu verweisen.

Ein Büchlein unseres biedern und tüchtigen Arndt ist freilich kein geschichtliches, sondern ein politisches, doch enthält es so viel nützliche historische Wahrheiten für unsere Zeit und zwar für alle verschiedenen Partheien, dafs es Pflicht eines jeden Deutschen ist, auf das ganz und durchaus im deutschen Sinn geschriebene Buch aufmerksam zu machen:

Belgien und was daran hängt, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1831. 154 *S. kl.* 8.

Dafs Hr. Arndt den Franzosen etwas gar zu arg mitspielt, wird man von ihm nicht anders erwarten, wünschen könnte man freilich, dafs er nicht alle Franzosen mit derselben Härte beurtheilte. Gefallen hat dem Ref. in der ersten Hälfte besonders die Art, wie Arndt Talleyrand einführt, und seine energische Erklärung über das zaudernde und zögernde Verfahren beim Ausbruch der belgischen Revolution, oder über jene unterhandelnde und vermittelnde Weisheit, welche die Gefahr heute abwendet, um sie für übermorgen zu vergröfsern. Sehr naïv sucht Hr. Arndt S. 55. die Furcht vor Rufsland, oder vielmehr vor der aus der innigen Verbindung von Rufsland und Preufsen dem Westen drohenden Gefahr abzuwenden. Er sagt: „Es ist ein Symbol jenes antediluvianische Mammuth, dessen Urgebeine in den Sümpfen Nordamerika's und in den Eisfeldern der Samojeden und Tschuktschen eingefroren liegen. Wenn man dieses Riesenmammuth aus den unendlichen Räumen seiner weiten Weideplätze gegen Westen treiben und versetzen will, nimmt es im Zuge an Kräften und Stärke ab und gelangt ermattet und abgemagert kaum mit einem Viertel seiner angebornen Gewaltigkeit zu dem Kampfplatz.« Unmittelbar, fügt er hinzu, sey aufserdem ja nichts von Rufsland zu befürchten, wohl aber von den Franzosen, wo, wie Hr. Arndt naiv und stark, aber darum nicht weniger wahr, sich ausdrückt: »alle Sinne und Gedanken darauf gerichtet sind, uns Deutsche, nach alter gallischer nachbarlicher Freundlichkeit, zuerst zu verblenden, zu verwirren und zu entzweien und uns dann unter Geschrei und Schein unserer Erlösung von dem unerträglichen und schändlichen Joch Preufsens und Oesterreichs zu unterjochen und zu schänden.« Sehr wahr und treffend ist auch, was er über den Traum einer Republik und allgemeiner europäischen Föderationen sagt. S. 115:

»Frankreich eine Republik? Die Franzosen Republikaner? Welche Sprünge und Wiedersprünge dieses Volk auch noch machen, durch welche Wechsel und Verwandlungen es auch noch gehen mag, eine Republik, vollends eine demokratische, hat in ihr keinen Boden; der Franzose ist von Grund aus ein monarchischer Mensch, ein Mensch des Haufens. Der Deutsche wird immer schlechter, in je gröfserer Gesellschaft er sich befindet, er ist der Mensch der Einsamen oder Wenigen; der Franzose dagegen ist jämmerlicher, je geringere Schaar er um sich hat,

er zerbröckelt sich darin: sein Muth und sein Geist wachsen ihm aus der Menge.« Ob übrigens der wackere und wohlmeinende Arndt, der immer derselbe bleibt und noch immer gerade so schreibt, wie er 1814 und 1815 schrieb, bei andern, als bei denen, die schon vorher mit ihm gleich dachten, Gehör finden werde oder sich Eingang verschaffen könne, das ist eine andere Frage, die wir hier nicht zu beantworten haben. Ref. wünschte, dafs ein so biederer, von ächter Vaterlandsliebe glühender Mann überall Gehör und Eingang fände, wo nur immer Deutsche wohnen, seine Irrthümer oder vorgefafsten Meinungen werden nie schaden, ist er doch gerechter, als die andern Preufsen, und erkennt auch in unsern Nachbaren und ihren Nachahmern etwas Grofses, eine Begeisterung für innere Güter an. Er sagt in dieser Beziehung S. 104: »Es braust von aufsen her, über den Rhein und über den Kanal, von den Alpen und von den Vogesen her Begeisterung, auch sie ist ein Anhauch von dem Athem jenes Riesen, den ich so oft genannt habe. Sey diese Begeisterung von Gott oder vom Teufel, sie ist einmal da und bläst wie ein Sturmwind zu uns hinein. Nur Hoheit und Gerechtigkeit im edelsten, höchsten Sinn, nur Stolz gegen das Ausland und Freundlichkeit gegen das Inland wird eine bessere Begeisterung schaffen, wodurch wir jener ruhig gegenüber stehen können. Es ist die Zeit hohler Klänge, worin aller Wind der Lüge und des Unsinns tönt, es ist aber auch die Zeit der Ideen, wo nach Höherem gesehnt und gestrebt wird — o für diese Erde und für die Menschen, die darauf grasen, oft noch viel zu Hohem! Auch die Verruchtheit und Verworfenheit, wenn sie die Namen, Freiheit, Gesetz, Volk, Vaterland, diese idealen Gröfsen, die Niemand klar ausmessen noch bestimmen kann, erklingen läfst, spielt mit einem Ideal.« Ref. schreibt die Stelle ab, weil sie ihm ungemein wohl gefallen hat, weil sie sehr viel Wahrheit enthält und eine der schönsten im ganzen Werkchen ist.

Von der

Zeitschrift für die historische Theologie

ist uns das zweite Heft des dritten Bandes zugekommen, welches an Gediegenheit der darin enthaltenen Aufsätze den früheren Heften nicht nachsteht, nur scheint es Ref., als wenn der 1ste und der 2te Aufsatz in ein Journal, welches für Theologie, wenn auch nicht ausschliefsend für die christliche, bestimmt ist, nicht gehörten. Diese Aufsätze, deren Werth übrigens Ref. gar nicht bestreiten will, sind: Grüneisen, über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen und Neumann, Pilgerfahrten Buddhistischer Priester von China nach Indien. Aufser diesen beiden Aufsätzen enthält das Heft noch: Der Sabellianismus in seiner ursprünglichen Bedeutung von Dr. Lobegott Lange, Prof. an der Universität zu Jena; ferner: *De Natalitiorum Christi et rituum in hoc festo celebrando solemnium origine.* Eine Rede von Credner, Prof. in Giefsen. Dann über die Geifslergesell-

schaften und andere Verbrüderungen dieser Art und deren Umzüge im 13ten und 14ten Jahrhundert von Dr. Gottlieb Mohnike, Consistorial- und Schulrathe zu Stralsund.

Interessant ist der Aufsatz des Hrn. Neumann über die Reisen Buddhistischer Priester unstreitig, Ref. überläfst indessen die nähere Anzeige dieses Aufsatzes, so wie des früheren über den Katechismus der Sekte, der ihm so eben in einem besondern Abdrucke zugekommen ist, dem Hrn. Dr. Gervinus, der sich mehr mit dieser Materie beschäftigt hat, als er, dagegen hält er sich für berufen, das Publikum auf eine andere Schrift desselben Hrn. Prof. Neumann in München aufmerksam zu machen. Diese ist die

Geschichte der Uebersiedlung von vierzigtausend Armeniern, welche im Jahre 1828. *aus der persischen Provinz Aderbaidschan nach Rufsland auswanderten. Nach dem russischen und armenischen Originale frei bearbeitet und mit einer Einleitung versehen. Von Karl Friedr. Neumann, Dr. und Prof. an der Universität zu München u. s. w. Leipzig* 1834. 108 *S. in* 8. *Mit einem [hübschen] Kupfer.*

Hr. Neumann hat in der Einleitung und in einzelnen Noten hinreichend angedeutet, was man von diesem russischen Bericht zu halten hat, und wenn man das weifs, dann ist es interessant, zu lernen, wie man in Rufsland Geschichte schreibt; da das, was wir in der Einleitung erfahren, mit dem Bericht im Text im geraden Widerspruch steht. Zur Kenntnifs der Verhältnisse von Rufsland und Persien, der armenischen Nation und der russischen Politik ist das Büchlein wichtig genug, weil uns Originalschriften dieser Art sonst selten zu Gesicht kommen. Hr. Neumann hat sich das Russische übersetzen lassen und dann den ausführlichen Bericht in einen kürzern verwandelt, der sich ganz gut lesen läfst. Angehängt sind von S. 79 - 108. einige Urkunden und zwar zuerst die Instructionen für den Obristen Lazarew von Paskewitsch Erivanski. Der Obrist leitete die ganze Auswanderung, und erhielt die unbedeutende Summe von 25,000 Silberrubel, um die ganz armen Familien zu unterstützen. Dazu mufs man wissen, dafs diese Leute eine begründete Existenz aufgaben, um ins Elend zu wandern, und dafs sehr viele hernach im russischen Armenien aus Mangel und Elend umkamen. Das dritte Stück ist der officielle Bericht über die Auswanderung an den Commandanten des abgesonderten kaukasischen Heers, den Generaladjutanten Grafen Paskewitsch-Erivanski.

Wir schliefsen diesen Bericht mit der Nachricht von einer zu Gunsten Heinrichs V. und seiner Mutter in Paris erschienenen Flugschrift. Dies sind die

Quatre epoques de la vie de S. A. R. Madame duchesse de Berry. Paris, chez Dentu. 1833. 128 *S.*

Dieses Büchlein scheint eigentlich nur bestimmt, die in der zweiten Hälfte enthaltenen Addressen ans Licht zu bringen und

zu beweisen, wie zahlreich und wie angesehen die Parthei des Herzogs von Bordeaux in Frankreich sey; indessen findet man doch auch alle Aktenstücke über das Leben der Herzogin von Berry beisammen.

Von S. 1—25. gilt es den ersten Epochen des Lebens der Herzogin, deren hier drei aufgezählt werden. Was hier vorkommt, ist absichtlich in dem bekannten ekelhaften Kanzleistyl der Hofzeitungen geschrieben, der jetzt sogar den Hofleuten selbst lächerlich wird, da die Verständigen unter ihnen einsehen, dafs er die Leute erbittert, ohne Jemand zu gewinnen. Die vierte Periode, oder, wie wir sagen würden, das vierte Capitel, enthält die Revolution von 1830, die Abreise zur Verbannung, den Aufenthalt in der Vendée, die Verhaftung in Nantes. Ueber die Geschichte der Herzogin in der Vendée hat bekanntlich der General Dermoncourt, der aus einem Gegner und Verfolger, nach seinem Buche zu urtheilen, ihr Freund und Vertheidiger geworden ist, ein anziehendes Büchlein unter dem Titel: Die Herzogin von Berry in der Vendée, herausgegeben, welches auch in England unter der Aristokratie grofsen Beifall gefunden; was hier erzählt wird, stimmt mit der Erzählung des Generals wörtlich überein.

Der Abschnitt, wo von der Revolution von 1830 geredet wird, beginnt sehr schlau mit der Bemerkung, die Herzogin sey nur mit ihren Kindern beschäftigt, nur um die Armen besorgt und für die Künstler „qu'elle soutenoit avec ses foibles ressources" thätig gewesen, sie habe sich vor der Revolution um Staatssachen gar nicht bekümmert. »Elle fut donc," beifst es dann, »complétement etrangère à la pensée des ordonnances du 25. Juillet." Der folgende Bericht über ihre Schicksale und Abentheuer bis zur Reise in die Vendée ist sehr kurz gefafst, übrigens wird der Charakter der originellen Italienerin durch eine Auswahl von Anekdoten, die uns gröfstentheils sehr wahr scheinen, sehr gut bezeichnet. Sehr ausführlich wird ihre bekannte Geschichte in Nantes bis zu ihrer Verhaftung erzählt. In welchem Geiste diese Erzählung geschrieben ist, das wird man aus vielen Stellen sehen, wo ähnliche Bemerkungen gemacht werden, als S. 35, wo es heifst: »Madame venait d'être arrêtée le 7. Novembre et c'est le sept Novembre que Philippe Egalité portoit sa tête sur l'echafaud." Die Erzählung schliefst mit den zwei folgenden Anecdoten, S. 39. Im Augenblick der Verhaftung der Herzogin ward der erste Gensd'armericofficier, welcher erschien, von I. K. H. erkannt. »Sie haben in der Garde gedient," rief sie. »Ja, Madame, man mufs acht Kinder haben und kein Stück Brod, um so ein schändliches Handwerk zu treiben." Ein Officier der Linientruppen, der bei dieser Scene gegenwärtig war, verbarg sich in einer Ecke des Zimmers und liefs eine Thräne fallen; wie Madame dies sah, nahm sie eine Scheere, schnitt sich eine Locke ab und gab sie ihm. Dann folgt ein Artikel über Hyacinth Deutz, der auf folgende Art eingeleitet wird:

»Il est des noms que la plume se refuse de tracer, celui de Deutz l'assassin moral de S. A. R. la duchesse de Berry est de ces noms là; il se trouve placé en effet dans la catégorie des Ravaillacs, des Damiens, des Louvel!«

Die kurze Lebensbeschreibung des Coblenzer Juden, welche hernach folgt, ist in jeder Beziehung merkwürdig, Ref. kann aber freilich in einer kurzen Anzeige diese Beziehungen nicht näher bezeichnen; nur eins ist für den moralischen Charakter unserer ganzen Zeit zu bezeichnend, als dafs er es nicht andeuten sollte. Der loyale Biograph schlüpft nämlich über den Punkt ganz hinaus, wie es doch zuging, dafs ein Abenteurer und Glücksritter, wie dieser Deutz, Vertrauter und Günstling der gepriesenen Heldin ward; wie es möglich war, dafs er an allen Höfen, selbst beim Pabste, vortrefflich empfangen, unterstützt, begünstigt, andern empfohlen wurde! Niemand scheut sich oder empfindet Schaam, mit diesem Menschen zu unterhandeln! Dafs ihm Don Miguel gern und willig Aufträge an die Herzogin gab, und ihm sein Vertrauen schenkte, wird man ganz in der Ordnung finden. Es heifst hier, Deutz sey schon im Anfange des Jahrs 1828 Gegenstand der Feindschaft aller Fremden in Rom gewesen, und nichts destoweniger, oder vielmehr eben darum, ward er überall freundlich aufgenommen, mit Pässen versehen und höchlich begünstigt! Den Schlufs des Buchs von S. 49 – 128. machen Protestationen, Addressen, Briefe, Reden zu Gunsten der Herzogin und ihrer Rechte, nebst allen Unterschriften und den Namen der für sie auftretenden Personen. Die Zahl der angeführten Namen ist sehr ansehnlich, und die Bedeutung der Personen selbst ist noch weit gröfser, wir wollen daher in Beziehung auf die Partbei, die für Heinrich gegen die jetzige Regierung seyn würde, wenn er selbst einmal erschiene, die Schlufsworte der Schrift hersetzen:

»Das Ministerium,« heifst es, „hat eingestanden, dafs die Frau Herzogin von Berry so viel Ansehn und Achtung beim Volke hätte, dafs sie ihm gefährlich schiene, und ein Ausdruck, der dem Hrn. Thiers bei der Gelegenheit entfallen ist, verglichen mit einer Thatsache der ersten Zeit der letzten Revolution, zeigt den Punkt, von dem das jetzt Bestehende ausgegangen und den Punkt, wohin es gekommen ist. Drei Commissarien reichten hin, um im August 1830 Karl X. nach Cherbourg zu bringen, dagegen sagte Hr. Thiers bei Gelegenheit der Verhaftung der Herzogin ganz laut in der Kammer, er bedürfe nicht weniger als eine Armee von achtzigtausend Mann, um Madame von Blaye nach Paris zu bringen. Dies wird besser, als alle unsere Reden zu thun im Stande wären, beweisen, dafs unsere Gegner verloren und wir gewonnen haben.«

Schlosser.

MEDICIN.

1) *Beobachtungen über die asiatische Cholera gesammelt auf einer nach Warschau im Auftrage der Königl. Sächs. Landesregierung unternommenen Reise von Dr. K. Chr. Hille, Stiftsarzte u. s. w. Leipzig, bei J. A. Barth.* 1831. 140 *S.* 8.

2) *Die asiatische Cholera in der Stadt Magdeburg* 1831—1832. *Geschichtlich und ärztlich dargestellt nach amtlichen Nacheichten auf höhere Veranlassung. Magdeburg, Creutz'sche Buchhandl.* 1832. 4. 70 *S.*

3) *Die Wirkungen der asiatischen Cholera im preufs. Staate während des Jahrs* 1831. *Nach den bei dem statistischen Bureau eingegangenen Nachrichten von J. G. Hofmann. Berlin. Gedruckt in der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften.* 1833. 4. 60 *S.*

4) *Tablas necrologicas de Cholera morbus en la ciudad de la Habana y sus acrabales formadas por Don Ramon de la Sagra. Habana* 1833.

5) *Considerations sur la nature et le traitement du Cholera-morbus, suivies d'une instruction sur les préceptes higièniques contre cette maladie, par le Chevalier J. R. L. de Kerkhove, dit de Kirchhoff. Anvers* 1833. *XVI und* 217 *S.*

6) *Die epidemische Cholera beobachtet in Wien und Brünn im Herbste* 1831. *von Dr. Karl Zeller, prakt. Arzte u. s. w. Tübingen, bei Laupp.* 1832. 8. *IV und* 278 *S.*

Die erste dieser Schriften verdient in sofern Beachtung, als ihr Verfasser einer der ersten deutschen Aerzte war, welche den Muth hatten, die Cholera in einem von Krieg, Hungersnoth und andern Landesplagen heimgesuchten Lande durch Autopsie kennen zu lernen. Er verweilte in Auftrag seiner Regierung drei Wochen in Warschau, und beschränkt sich in seinen Mittheilungen auf das, was er entweder selbst gesehen oder aus zuverlässigen Quellen zu schöpfen Gelegenheit hatte.

Die drei Abtheilungen der Schrift betreffen die Verbreitung der Brechruhr im Königreich Polen und die Mafsregeln, die man gegen gegen die Cholera in Warschau ergriff, die Pathologie der Krankheit und ihre Behandlung.

Der Verf. bemüht sich, nachzuweisen, wie die Brechruhr den verschiedenen aus Rufsland gegen Polen anziehenden Heeresabtheilungen folgte, sich den Polen bei der Schlacht von Iganie mittheilte, und sich nun auf den Verpflegungs- und Handelsstrafsen ausbreitend, bis zum Mai über 3000 Soldaten von der Hauptarmee ergriff, dann hier, wie in Warschau, aufhörte, um späterhin mit desto gröfserer Heftigkeit wieder zu erscheinen. Die von der Medicinalbehörde in Warschau gewählten Mafsregeln gegen die Krankheit zeigen, dafs man von Anfang an schon eine unbedingte Contagiosität bezweifelte, auch würde der Drang der Verhältnisse damals keine Sperrmafsregeln gestattet haben, sowie

man in Danzig und Königsberg sie versuchte in Wirksamkeit zu setzen.

Die Schilderung der Krankheit weicht von den Beschreibungen späterer Aerzte nicht ab, nur scheint H. die höchste Form, welche vorzugsweise beim Ausbruch und auch beim Erlöschen einer Epidemie vorzukommen pflegt, nicht beobachtet zu haben. Die Folgekrankheiten und ihre Ausgänge in Genesung und Tod werden nicht gewürdigt.

Der Sectionsbefund ist hier weniger vollständig, als in einigen später erschienenen Choleraschriften, angegeben, die Beschaffenheit der Brunner'schen und Peyer'schen Drüsen unberücksichtigt geblieben. Den Grund des Uebels findet der Verf. in einem Leiden der Ganglienspähre, das sich über das Rückenmark ausdehnt und eine Entmischung des Bluts bedingt. Die allgemein herrschende gastrisch-nervöse Krankheitsconstitution wird als das vorbereitende Moment der Seuche bezeichnet, durch welches die Empfänglichkeit für das Contagium entstand.

Unvollkommene Formen der Cholera wurden in Warschau, wie fast überall, wahrgenommen, wo die Epidemie sehr um sich griff. Schnelle Herstellungen nach einem hohen Grade des Uebels hat der Verf. oft beobachtet (in Berlin waren sie selten, in Frankreich, namentlich in Paris, fast unerhört. Ref.) Was der Verf. in therapeutischer Beziehung anführt, übergehen wir, denn bis jetzt kann man man noch von der Cholera, wie Sydenham von der Gicht, sagen: *Nulla methodus ex his scopum attingit unquam.*

Die zweite Schrift giebt eine Rechenschaft von den in Magdeburg getroffenen Anordnungen vor dem Ausbruch der Cholera, statistische Nachweisen über die Erkrankungen, Genesungen, Sterbefälle nach Zeit, Ort, Geschlecht, Alter, Stand, Strafsen u. s. w., eine gedrängte Geschichte der Epidemie in dieser Stadt, endlich einen Bericht über die Beobachtungen, welche im Civilhospitale gesammelt worden sind.

Unter den Erkrankten fanden sich 20 Krankenwärter und Krankenwärterinnen, 1 Arzt, 1 Aufseher im Lazareth, 217 Arbeiter, 19 Schiffer und Fischer, 33 Dienstboten, 58 Militärs. Von 251 in Hospitälern behandelten genasen 118, und es starben 123, von 390 in ihren Wohnungen behandelten genasen 138, und es starben 252 (ein Resultat, das sehr zu Gunsten der Lazarethe spricht. Ref.).

Dem Ausbruch der Brechruhr ging ein gastrisch-nervöser Krankheitscharakter voran, eine Einschleppung ist nicht nachgewiesen. Die meisten Erkrankungen kommen auf die dritte Woche nach dem Ausbruch der Seuche. Im Anfang war der Verlauf höchst rapide, späterhin bildete sich häufig ein *Stadium typhosum.* Eine *Constitutio cholerica* herrschte sehr allgemein. Manche Thatsachen zeugen für die Bildung eines *Focus emanationis*, der denen gefährlich werden kann, welche mit einer besondern Prädisposition

sich ihm nähern. Hieraus folgt indessen noch keinesweges, dafs die Cholera mit demselben Rechte, als die Pocken, eine Vergiftungskrankheit zu nennen sey, wie hier behauptet wird.

Vieles Interessante enthält der Bericht des Dr. Schultze über das Civil-Cholerahospital. Dieser Arzt beobachtete häufig schon von Anfang an ein Brustleiden, eine sehr verschiedenartige Beschaffenheit der Ausleerungen, eine platte und schlaffe Zunge, bei Kindern eine Verschmelzung der Cholerasymptome mit Hirnleiden. Als Heilmittel rühmt er die Kälte, das Calomel, das *Extr. nucis vomicae*, den Wismuth.

Der Zweck der Schrift von Hofmann ist, zu versuchen, ob vielleicht die politische Rechenkunst durch Vergleichung der Wirkungen der Cholera mit den Wirkungen der aufserdem vorgekommenen Todesursachen zur Erleichterung eines begründeten Urtheils über die Natur derselben beitragen könnte.

Im Jahre 1831. starben im preufs. Staate bei einer Bevölkerung von 13,038,960 Seelen 462,665, und von diesen 32,647 an der Cholera. Ein Vergleich mit den Mortalitätslisten der verflossenen frühern fünf Jahre zeigt, dafs die Sterblichkeit in diesem Jahre überhaupt ungewöhnlich grofs, fast um ein Fünftel gröfser, als 1826 — 1830 war. Aber schon das Jahr 1830 zeichnete sich durch eine gröfsere Sterblichkeit überall aus.

Der Verf. zeigt nun, dafs diejenigen Gegenden vorzugsweise von der Cholera heimgesucht wurden, welche im Jahre 1831. überhaupt eine ungewöhnliche Sterblichkeit erfuhren, und dafs in den am meisten durch diese Seuche mitgenommenen Regierungsbezirken $^4/_7$ und in denen, wo die Brechruhr nur in einem geringen Grade auftrat und wenig um sich griff, nicht $^1/_3$ derer, welche im Jahre 1831 mehr, als in den frühern Jahren, starben, eine Beute dieser Krankheit wurden.

In keinem Regierungsbezirke sind die einzelnen Kreise desselben gleichförmig weder von der Cholera, noch auch von der allgemeinen gröfsern Sterblichkeit betroffen worden, manche blieben sogar von der einen, wie von der andern Geifsel, gänzlich verschont, indessen andere benachbarte furchtbar mitgenommen wurden (eine Beobachtung, die in allen von der Cholera heimgesuchten Ländern, von Indien bis Frankreich und Portugal, gemacht worden ist. Ref.) Die unmittelbar an der Weichsel gelegenen Kreise haben weniger von der Krankheit gelitten, als die, welche sie kaum oder gar nicht berührt (eine Anomalie in der Verbreitung, welche Beachtung verdient. Ref.)

(Der Beschlufs folgt.)

Schriften über die Cholera.

(Beschlufs.)

Wie in Indien und in allen von ihr durchzogenen Ländern wurden auch in Preufsen zwei sehr bedeutende Länderstrecken, nämlich der gröfste Theil vom Regierungsbezirke Köslin mit einigen angrenzenden Kreisen, worauf fast 400,000 Seelen wohnen, und ein aus dem nördlichen Theile des Regierungsbezirks Posen bis an das südlichste Ende von Schlesien sich hinziehender Flächenraum mit 686,028 Einwohnern von der Cholera übersprungen, ohne dafs sich in den Verhältnissen dieser beiden Landestheile etwas zeigte, was diese Verschonung begründen könnte.

Allgemeine Verhältnisse der Lage entscheiden auch nicht über die Wirksamkeit der Seuche, indem sie bald das platte Land gänzlich verschonte und die darin gelegenen Städte heimsuchte, bald das entgegengesetzte Verhältnifs beobachtete. Ebenso bleibt es unerklärt, warum sie bald die wasserreichen Gegenden gewaltig verheerte, dann sich plötzlich wieder von diesen entfernte und in den eher hochgelegenen vorzugsweise ihre Stärke an den Tag legte.

Von den grofsen Städten der durch die Cholera mitgenommenen Gegenden wurden alle, von den Mittelstädten die meisten, von den kleinen nur wenige durch die Seuche berührt, dennoch scheinen Handelsverhältnisse und Grenzverkehre keinen oder höchstens einen sehr geringen Einfluss auf die Verbreitung der Krankheit gehabt zu haben.

Die Resultate dieser Untersuchungen sind im Ganzen nur negative, aber auch als solche willkommen, da sie zur Zerreifsung des Mythengewebes mitwirken, mit Hülfe dessen man die abgeschmacktesten Sperrmafsregeln entschuldigen wollte.

Der durch seine *Historia economico-politica y estadistica de la ista de Cuba ó sea de sus progresos en la poblacion, la agricultura, el comercio y los rentas, Habana* 1831. 4. XVIII u. 386 S. berühmte Verf. giebt eine statistische Nachweise über die Verheerungen der Cholera in Havana, welches durch diese Seuche innerhalb sechs und funfzig Tagen 8253 Bewohner, mithin den achten Theil seiner Bevölkerung, verlor, was keine Stadt in Rufsland, Polen, Oesterreich, Frankreich, England erfahren hat. Die Bevölkerung Havanna's ist zusammengesetzt aus Weifsen, aus freien Mulatten, aus Mulatten-Sklaven, aus freien Creolen, aus Creolen-Sklaven, aus freien afrikanischen Negern und aus Neger-Sklaven. Unter diesen litten die freien Neger am meisten, die

weifsen Frauen am wenigsten. Bei den ersten erscheint das Elend und die Unmäfsigkeit die auffallend grofse Sterblichkeit bedingt zu haben, welche auch aufser der Herrschaft der Brechruhr unter allen Umständen in dieser Kaste vorzugsweise grofs zu seyn pflegt. Die Vorstädte wurden härter heimgesucht, als die eigentliche Stadt, was zum Theil von der schnellern Hülfe und zum Theil von dem Umstande abhängen mag, dafs die Vorstädte von den ärmern Volksklassen bewohnt sind.

Es starben mehr weibliche, als männliche Mulatten, dagegen fand ein umgekehrtes Verhältnifs bei den freien Negern und bei den Negersklaven statt, bei den weifsen Männern war die Mortalität um ⅕ stärker, als bei den weifsen Frauen; im Ganzen verhielt sich die Sterblichkeit der Männer zu der der Frauen = 4609 : 3480.

Es starben ungewöhnlich viel Kinder bis zum 10ten Jahre an der Brechruhr, nämlich 1336 (was in Europa nirgends wahrgenommen ward. Ref.) und in Verhältnifs sehr wenig alte Leute, nämlich 460 in dem Alter zwischen 60 und 90 Jahren (erreichen aber in Havanna viele Individuen ein höheres Alter? Ref.). Die meisten der durch die Seuche weggerafften Kinder waren von Weifsen, Mulatten und freien Negern. Unter den erwachsenen Weifsen litt besonders das Alter zwischen 20 und 30, bei den Negern und Mulatten das zwischen 30 und 40 Jahren. Bei alten Leuten aus der weifsen und aus der freien Neger-Kaste war die Mortalität in gleichem Verhältnifs und bedeutend gröfser, als bei den Negersklaven und bei den freien Mulatten.

In der dritten und vierten Woche richtete die Epidemie die stärksten Verheerungen an, wo jeden Tag über 300 Individuen starben.

Die Elemente einer gröfsern Sterblichkeit, bedingt durch eine Seuche, in einer Stadt wie Havanna, liegen zu offen am Tage, als dafs sie eine weitere Beleuchtung bedürften.

Die fünfte Schrift enthält eine Beschreibung der Cholera und ihres Verlaufs nebst achtzig Krankheitsfällen, welche Kirchhoff in Antwerpen zu behandeln Gelegenheit hatte, die, bis auf acht, sämmtlich geheilt wurden. Sein Verfahren bei den Cholerakranken bestand in der Anwendung trockner oder feuchter Wärme, Bähungen von Ammoniak mit Kamphergeist, Frictionen des Rückgrats, zuweilen Sinapismen und Zugpflaster, innerlich gelinde schweifstreibende Mittel. (Wenn diese Behandlung so günstige Resultate hervorbrachte, so kann man annehmen, dafs K. mit sehr leichten Krankheitsfällen zu thun hatte. Ref.)

Eine Verbreitung durch Contagium wird geläugnet, die Bildung eines *Focus emanationis* aber angenommen und durch interessante Thatsachen bewiesen.

Der Verf. der sechsten Schrift beobachtete die Cholera in Oesterreich, wohin er durch den Fürsten Egon v. Fürstenberg

geschickt worden war. Die Beschreibung dieser so hundertfach beschriebenen Krankheit weicht in vieler Beziehung von den Schilderungen anderer Aerzte ab. Eine Aehnlichkeit zwischen der *Vox cholerica* und dem Croupton hat bisher kein Beobachter gefunden. Auch dürfte es nicht unbedingt richtig seyn, dafs mit der Abnahme der peripherischen Wärme der Puls der Cholerakranken an Frequenz gewinne, dafs die Kranken sich schnell erholen, dafs ein Zustand von Orgasmus im Blut vorzugsweise nach der kalten Behandlung beobachtet werde, dafs die Dauer eines reinen (??) Choleraanfalls bis zur Reconvalescenz im Durchschnitt eine viertägige sey, dafs die Spuren der *Facies cholerica* sich bald verwischen, dafs die Krankheit so viele Abweichungen darbiete, dafs es fast schwierig sey, etwas Constantes an ihr nachzuweisen (??), dafs die Krankheit häufig mit einem heftigen Schüttelfroste auftrete.

Das Wesen der Cholera definirt der Verf. wie Hille in der sub 1. angeführten Schrift, die Frage über Contagiosität und Nichtcontagiosität läfst er unentschieden, sich doch mehr zur letzten Ansicht hinneigend. Beachtungswerthes theilt er über die Vorhersagung mit. Die Peyer'schen Drüsenflecke beschreibt er als oberflächliche Erosionen und Verschwärungen (!!), die Blutanhäufung in allen innern Organen wird nicht nach Gebühr gewürdigt. Die günstigen Resultate der Behandlung der Cholerakranken in Wien erklärt er (wie auch Ballin) mehr durch den mildern Charakter der Krankheit, als durch das gewählte Heilverfahren.

Die Behandlung mit Brechmitteln bewährte sich besonders im Wiener Militärhospital, die mit der Kälte in der asphyctischen Form in einer Abtheilung des Wiener allgemeinen Krankenhauses und auch in der Privatpraxis.

Abgesehen von den gemachten Ausstellungen enthält diese Schrift sehr viel Interessantes und gehört zu den gediegensten, die wir bis jetzt erhalten haben. Besondere Beachtung verdienen die Abschnitte über die Resultate der verschiedenen Heilmethoden, über die Verbreitung der Choleraepidemie in Brünn und im Brünnerkreise.

Heyfelder.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

Ref. kann sich bei der Uebersicht der neuesten literärischen Producte aus dem Gebiete der Naturlehre auf Zeitschriften und Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften wegen Beschränkung des Raumes nicht einlassen, als Ausnahme möge jedoch erwähnt werden:

Intensitas vis magnetieae terrestris ad mensuram absolutam revocata. Auctore C. F. Gaufs. Gott. 1833. 4. (Ein besonderer Abdruck aus den Commentarien der Gött. Societät.)

Dem berühmten deutschen Geometer, welcher die Astronomie und höhere Geodäsie bereits so bedeutend erweitert hat, verdanken die Physiker jetzt auch aufser der definitiven Bestimmung des Gesetzes der magnetischen Abstofsung im Verhältnifs der Entfernungen die Messung der absoluten Kraft des tellurischen Magnetismus, nachdem durch die angestrengtesten Bemühungen so vieler Gelehrten die relative Stärke desselben für zahllose Orte auf der Erdoberfläche ausgemittelt ist.

Zur Physik im ganzen Umfange gehören folgende Werke:

Populäres physikalisches Lexicon oder Handwörterbuch der gesammten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen von Dr. G. O. Marbach. 1. *Bd.* 1. *Lief. Bogen* 1—6. *Leipz.* 1833.

Ref. ist Mitarbeiter der jetzt fast beendigten grofsen physikalischen Encyklopädie, des Gehler'schen Wörterbuches, und schickt diese Bemerkung voraus, damit das Publicum die Gründe beachten und prüfen möge, die das zu fällende Urtheil motiviren, ohne dem möglichen Vorwurfe verschwiegener Gründe der Partheilichkeit Gehör zu geben. Zuvörderst kann ein populäres Wörterbuch einer so weitläuftigen, in allen Theilen philosophisch zusammenhängenden und eben daher schwierigen Verstandes-Wissenschaft, als die Naturlehre ist, schon an sich nicht zweckdienlich seyn. Was für die im Allgemeinen sogenannten Gebildeten zur Belehrung über Einzelnheiten aus dieser Wissenschaft gehört, findet sich im Conversations-Lexicon, ist es jedoch auf eine eigentlich populäre Darstellung des Ganzen abgesehen, so erfordert die Abstreifung des gewöhnlichen mathematischen Gewandes grofse Sorgfalt; aber auch dann ist eine Deutlichmachung nur dadurch erreichbar, dafs die innig mit einander verbundenen Lehren im Zusammenhange vorgetragen werden, womit sich die lexikographische Form nicht verträgt. Als Muster solcher leichtfafslicher und dennoch nicht trivialer Darstellungen können Euler's Briefe und die astronomischen Vorlesungen von Brandes dienen, wovon man mit Horaz sagen kann: *ut sibi quisque speret idem etc.* Wer ein wissenschaftliches Wörterbuch (Encyklopädie)

gebrauchen will, mufs schon ziemlich genau wissen, worüber er Belehrung verlangt, und diese mufs er dann auch vollständig finden; eben daher aber sind Vollständigkeit, Tiefe und Gründlichkeit bei einem solchen Werke nicht blos kein Vorwurf, sondern vielmehr nothwendiges Erfordernifs, weil man sonst irgend eins der gröfseren Handbücher vermittelst des Registers zum Nachschlagen eben so gut und noch besser benutzen kann. In diesem Punkte also glaubt Ref. mit den Ansichten des ganzen sachverständigen Publicums übereinzustimmen.

Was den Inhalt der vorliegenden 6 Bogen betrifft, so ist derselbe im Allgemeinen richtig, es ist überhaupt keine sehr schwere Aufgabe, bei den vorhandenen Hülfsmitteln Gutes und Richtiges zu liefern, vor allen aber will Ref den Kenntnissen des ihm sonst nicht bekannten Verfs. auf keine Weise zu nahe treten, allein bei einer von vorn herein fehlerhaften Anlage des Ganzen ist auch hierbei Zweckwidrigkeit kaum überall zu vermeiden. Was sollen in einem populären Wörterbuche die langen Artikel Absorption, Abweichung, Anwandlungen (!) und selbst Auge in dieser Ausdehnung (von S. 70 bis 89.)? Wie wenig der Verf. überhaupt die Aufgabe der populären Darstellung festgehalten habe, möge folgende wörtlich mitgetheilte Stelle beweisen. »Wäre die Luft bis in ihre gröfste Höhe von stets gleicher Dichtigkeit, so müfste sie 24,594 p. F. über der Oberfläche des Meeres ihre Grenze erreicht haben, würde also kaum über die Spitzen der höchsten Berge reichen. Dies Resultat, dafs die Atmosphäre eine Höhe von 24,594 p. F. habe, ist indefs nicht richtig. Denn nach dem Mariotte'schen Gesetze verhält sich die Dichtigkeit der Luft gerade wie die zusammendrückende Kraft.« Dann folgen in gleicher Kürze die Höhe der Atmosphäre aus der Dämmerung, La Place's bekannte Berechnung, hier in 8 Zeilen enthalten, Wollaston's Beweis der Begrenzung und Schmidt's Bestimmung, alles nicht völlig eine Seite füllend. Kürze ist gewifs lobenswerth, aber wie soll ein Dilettant solche schwierige Probleme begreifen, wenn ihm blos die Resultate mitgetheilt werden, da ihm selbst der Begriff einer stets gleichen Dichtigkeit fremd seyn mufs. Der Artikel Acolusharfe ist wohl gerade ein solcher, welchen Dilettanten zur Belehrung aufschlagen könnten, aber da findet man nach ihrer Beschreibung und der Angabe, dafs schon Eustatius sie kannte, zur Belehrung nichts weiter, als dafs Young die Schwingungsknoten der Saiten (nicht Seiten, wie der Verf. schreibt) ohne Unterbrechung des Tones berührt habe, und hierauf ist sogleich von Pellisow's neuerdings gemachten Einwürfen und dessen Longitudinal-Schwingungen der Moleculartheilchen die Rede. Es ergiebt sich hieraus wohl mit Gewifsheit, dafs ein populäres physikalisches Wörterbuch eine an sich unmögliche Aufgabe zu nennen sey.

Populäre Darstellung der Naturkunde zum Gebrauche für das gebildete Publicum im Allgemeinen und für höhere Bürger- und Realschulen, so wie auch für angehende Pharmaceuten im besondern herausgegeben von Dr. E. Witting u. s. w. Zweiter Theil. Lemgo 1833. 194 *S.* 8.

Den ersten Theil dieser populären Naturkunde hat Ref. in dieser Zeitschrift 1833. Heft 3. p. 260. angezeigt, und das dort ausgesprochene Urtheil kann auch über den vorliegenden nicht günstiger ausfallen. Den Anfang macht eine dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft nicht angemessene Geologie und Geognosie, worin es §. 8. wörtlich heifst: »Die Erde ist an den Polen abgeglattet, wogegen nothwendig eine Anhäufung der Masse am Acquator statt finden mufste, ein Umstand, der sich den Gesetzen der Physik zufolge aus der Umschwemmungskraft (!!), welcher schon die ursprüngliche flüssige Masse ausgesetzt gewesen war, und die sich durch die Umdrehung unserer Erde bestätigt, hinlänglich erklärt.« Man wird in der That zweifelhaft, ob der Ausdruck: abgeglattet, für einen Druckfehler zu halten sey, desto gewisser aber ist, dafs jemand, der eine solche Periode nur zu schreiben vermag, billig im Gebiete der Physik nicht als Schriftsteller auftreten sollte. Dann folgt eine Beschreibung der Metalle, welcher eine dürftige und etwas confuse Abhandlung über galvanische Elektricität und über Magnetismus vorausgeschickt ist. Beim Gebrauche gröfserer Apparate würde der Verf. finden, dafs die von ihm genannten Metalle im elektrischen Kreise nicht schmelzen, sondern verbrennen, auch sind die trocknen Säulen aus Zink- und Kupfer-Papier nicht von Zamboni, sondern von Jäger.

Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre. Zum Gebrauche für Vorlesungen, so wie zum Selbstunterrichte bearbeitet von Dr. H. Buff. Mit 77 eingedruckten Holzschnitten. Nürnb. 1833. *VI u.* 379 *S.* 8.

Der Verf., ein bekannter Chemiker, bemerkt in der Vorrede, dafs diejenigen Abschnitte der Physik, welche als Einleitung in das Studium der Chemie von gröfster Wichtigkeit sind, in den gangbaren Lehrbüchern jener Wissenschaft zu mangelhaft behandelt werden, und er beabsichtigt daher, diese vollständig und in systematischer Ordnung zusammenzustellen. Diesem Plane gemäfs beginnt er sogleich mit den Attractionsgesetzen, läfst die Untersuchungen der sogenannten Imponderabilien hierauf folgen, und beschliefst mit einigen Anwendungen der statischen und mechanischen Gesetze auf chemische Apparate. Sowohl diesem Plane als auch dessen Ausführung mufs man Beifall schenken, und es ergiebt sich sonach von selbst der Platz, welchen dieses Werk einnehmen wird, nämlich zwischen den Lehrbüchern der Physik und denen der Chemie. Ein Verlust wäre es allerdings, wenn diejenigen, die sich dem Studium der Chemie vorzüglich widmen wollen, die Lehren der Physik, auch die der mechanischen, nicht zuvor vollständiger kennen lernten, namentlich wegen der jetzt

so innigen Verbindung zwischen der Wellenlehre, der Akustik und Optik, aber es ist zugleich von dem Physiker nicht zu erwarten, und bei den akademischen Vorträgen ganz unausführbar, die allgemeinen Verwandtschaftsgesetze im weiteren Umfange abzuhandeln; als bloſse Einleitung in die ohnehin so weitläuftige Chemie ist die Sache jedoch gleichfalls zu sehr zeitraubend, und daher verdient das vorliegende Werk zum Nachlesen und Selbststudium zwischen beiden Disciplinen vorzüglich empfohlen zu werden. Die ersten Abschnitte über die Erscheinungen der Anziehung und chemischen Affinität, die der Verf. insgesammt von einer einzigen Attractionskraft ableitet, sind in so weit gelungen zu nennen, als man das Eingehen in gröſsere Tiefe hier nicht erwarten kann, indem sonst gerade die zuletzt erwähnte interessante Hypothese der Schwierigkeiten gar viele darbietet. Die Wärmelehre wird diesen Untersuchungen unmittelbar angereihet, wozu noch obendrein die Ansicht berechtigt, daſs sie das repulsive Princip, der Träger der Dehnkraft oder diese selbst sey, eine gleichfalls sehr schwierige Frage. Gegen den Inhalt dieser eigentlich zur Physik gehörigen Abschnitte lieſsen sich in einzelnen Puncten allerdings Einwendungen machen, z. B. S. 102, wo der Schwingungspunct *(centrum oscillationis)* des Pendels mit dem Schwerpuncte verwechselt ist, S. 125, wo specifische und relative Wärme als gleich betrachtet wird u. s. w., allein dieses sind Kleinigkeiten, im Ganzen aber sind die Thatsachen richtig, die Darstellung ist einfach und klar, und zeigt, daſs der Verf. sich der Wissenschaft selbst bemächtigt habe, ohne das Erlernte in unveränderter Form blos wiederzugeben. Die Wärmelehre dürfte verhältniſsmäſsig der gelungenste Theil seyn, aus der Optik ist blos die erwärmende und chemische Wirkung des Lichtes aufgenommen, dann folgt Elektricität und Magnetismus, letzterer nur kurz behandelt, nebst Elektro- und Thermo-Magnetismus. Im Ganzen hat der Verf. die Arbeiten der französischen Physiker als Quellen hauptsächlich benutzt, was wohl keinen Tadel verdienen kann; wenn er aber S. 268. die von der dortigen Academie ausgegangene Abhandlung über Blitzableiter die vollständigste nennt, »die alles umfaſst, was zur Errichtung eines guten Wetterableiters berücksichtigt werden muſs,« so war ihm ohne Zweifel dasjenige unbekannt, was Pfaff hierin geleistet hat, und namentlich dessen Aeuſserung im neuen Wörterbuche der Physik Th. 1. S. 1077.

Der physikalische und musikalische Tonmesser, welcher durch den Pendel, dem Auge sichtbar, die absoluten Vibrationen der Töne, der Hauptgattungen von Combinationstönen, so wie die schärfste Genauigkeit gleichschwebender und mathematischer Accorde beweist, erfunden und ausgeführt von Heinrich Scheibler, Seidenwaaren-Manufacturist in Crefeld. Nebst 3 Steindrucktafeln. Essen 1834. VIII u. 80 S. 8.

Eine strengwissenschaftliche und ganz eigentlich gelehrte Abhandlung von einem Dilettanten, die jedoch Ref. allen denjenigen

Physikern angelegentlich empfiehlt, welche unter der Menge der schwierigen, zur Physik im ganzen Umfange gehörigen, Zweige dieser Wissenschaft die Akustik nicht vernachlässigt haben. Von der Sache selbst, die darin vorgetragen wird, hat Ref. bereits vor ihrem Erscheinen eine kurze Nachricht in Poggendorff's Ann. 1833 St. 11. bekannt gemacht, die aber nicht hinreicht, das Ganze genau zu verstehen, denn hierzu ist erforderlich, die Schrift selbst zu lesen, oder die angegebenen Versuche zu wiederholen, wozu eine gute Gelegenheit dargeboten wird, indem der Verf. die dazu erforderlichen Stimmgabeln unter seiner Aufsicht verfertigen und den Bestellern zukommen läfst. Ref. hat das Vergnügen gehabt, den Versuchen des Verfs. selbst beizuwohnen, und urtheilt also nicht blos nach dem schriftlichen Berichte über dieselben. Die Hauptsache beruhet in der Kürze auf Folgendem. Wenn von zwei gleichzeitig vibrirenden und durch ihre Vibrationen tönenden Körpern zwei Schwingungen regelmäfsig zusammenfallen, so erzeugen sie ein eigenthümliches Geräusch, welches durch Sauveur zuerst untersucht, und von ihm durch den Namen Stofs *(battement)* bezeichnet ist. Wie er sowohl selbst, als auch Sarti nach ihm durch das Zählen dieser Stöfse die absolute Menge der Schwingungen eines Tones auffinden konnte, begreift man leicht. Die späteren Akustiker, Chladni, Young, Vieth, Hällström, Weber u. A. haben hauptsächlich nur die durch solche Stöfse entstehenden Combinationstöne untersucht, unser Verf. aber, welcher sich der Stimmgabeln bediente, bei denen die Stöfse selbst ohne entstehende Combinationstöne leicht gehört werden (aus akustischen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde), ist auf diesem Wege dahin gelangt, nicht blos die absoluten Schwingungsmengen eines gegebenen Tones ungleich schärfer zu bestimmen, als auf irgend eine andere Weise geschehen kann, sondern auch eine vollkommen reine Stimmung der Tasten-Instrumente nach irgend einer Temperatur zu erhalten.

Die physische Geographie und Klimatologie haben durch folgende Schriften Erweiterungen erhalten:

Europa. Physisch-geographische Schilderung von J. F. Schouw. Mit einem Atlasse. Kopenhagen 1833. 138 *S.* 8.

Man findet hier in gedrängtester Kürze eine grofse Menge von Angaben über die Richtung, die Höhe und die geognostische Beschaffenheit der europäischen Gebirge, über die klimatischen Verhältnisse derselben und der Länder, denen sie angehören, die Höhe der Schneegrenze auf denselben, und die Vegetation in Beziehung theils auf die verticale Höhe, theils auf die Grade nördlicher Breite. Angehängt ist dann eine ziemlich vollständige Höhentabelle mit Angabe der Autoritäten. Der Atlas enthält zuerst eine Flufs-, Seen- und Gebirgs-Charte, worauf die Höhen

durch die Art der Schraffirung angedeutet sind, dann eine specielle Höhen-Charte zugleich mit Länderdurchschnitten, eine für die isothermischen Linien, zwei für die Grenzen der Vegetation, die eine für Bäume, die andere für die Cerealien, und endlich eine sehr instructive, welche die verticalen Berghöhen mit Angabe der Vegetations- und Schnee-Grenzen darstellt. Die Arbeiten des wackeren Gelehrten sind rücksichtlich ihrer Gründlichkeit zu sehr bekannt, als dafs es nöthig seyn sollte, noch etwas weiter hinzuzusetzen, vielmehr bezeugt Ref. seine Freude über die bald zu erwartende Erscheinung der Klimatologie Italiens, aus der Feder des nämlichen Verfassers, worüber eine Ankündigung zugleich mit dem angezeigten Werke ausgegeben wurde.

Höhen-Messungen in und um Thüringen. Gesammelt, verglichen und mit einigen Bemerkungen begleitet von K. E. K. von Hoff u. s. w. Mit zwei Steindruckblättern. Gotha 1833. *X u.* 170 *S.* 4.

Das Publicum ist zu sehr von der sorgfältigen Genauigkeit des rühmlichst bekannten Verfs. überzeugt, als dafs es nicht jedes literärische Product desselben mit Vertrauen aufnehmen sollte. Hier erhalten die zahlreichen Freunde der Höhenbestimmungen eine Reihe von nicht weniger als 1076 einzelnen Puncten Thüringens und der Umgegend, die zwar meistens nur auf barometrischen Messungen beruhen, aber nicht selten auf so zahlreichen und von so gewissenhaften Beobachtern mit geprüften Instrumenten angestellten, dafs jeder füglich die jetzt vorhandenen Tabellen danach corrigiren kann. Vor allen Dingen giebt es gewifs nur wenige Bestimmungen, denen eine so sichere Basis zum Grunde liegt, als die hier mitgetheilten, denn selbst die von Station zu Station fortgesetzten Barometerbeobachtungen, wie Engelhardt und Parrot zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere angestellt haben, müssen die ihnen sonst beigelegte Sicherheit verlieren, seitdem aus unzweifelhaften, neuerdings aufgefundenen, Thatsachen folgt, dafs die Unterschiede der mittleren Barometerstände entfernter Orte unter gleichen Parallelen noch bedeutender sind, als die im Gegentheil zweifelhaft gemachten, welche man bisher dem Einflusse ungleicher Breiten beizulegen pflegte. Unter dieser Voraussetzung wäre es immerhin möglich, dafs eine Station allmählig in die Region eines höheren Barometerstandes führte, und man irrigerweise eine Vertiefung der Erdoberfläche zu finden glaubte, weswegen Ref. auch in der That gegen die allgemein angenommene Vertiefung des kaspischen Meeres einige Zweifel zu äufsern sich erlaubt hat. Ganz im Gegentheil hiervon dient bei den neuesten Bestimmungen unsers Verfs. die durch Gaufs gefundene Höhe des Brockens zu 3508,2 par. F. und die hiervon durch Encke abgeleitete der Sternwarte Seeberg, beide aus trigonometrischen Messungen bekannter Koryphäen in der höheren Geometrie bestimmt, zur festen Grundlage. Als nächster Verbindungspunct dient dann die aus correspondi-

renden Barometerbeobachtungen auf der Sternwarte und zu Gotha abgeleitete Höhe der Hauptstation zu Gotha. Zur Controle hat der Verf. den mittleren Barometerstand zu Gotha aus 5½ Jahren mit dem durch v. Riese für die Ostsee aus vielen Beobachtungen aufgefundenen verglichen, und findet hieraus die Höhe der Sternwarte absolut genau der trigonometrischen Bestimmung gleich. Diese Thatsache könnte allerdings die Vermuthung solcher örtlicher Unterschiede der Barometerhöhen, die nicht von der verticalen Höhe abhängen, wankend machen, allein Ref. hat bereits für die weitere Untersuchung dieser Frage, der er sich nächstens mit wahrer Furcht und Bangigkeit unterziehen mufs, mehrere Beispiele gesammelt, die ein entgegengesetztes Resultat geben. Der Verf. hat indefs aufser den bereits erwähnten noch einige trigonometrische Bestimmungen benutzt, namentlich die Höhe des Inselsberges zu 2855,6 p. F. durch Gaufs, und auf der Uebereinstimmung dieser mit den Resultaten der barometrischen Messungen beruhet eben das oben erwähnte Vertrauen, welches die meisten seiner Angaben verdienen, obgleich mehrere ältere, unter der angegebenen Zahl mit begriffene, hierauf nicht gleichen Anspruch haben.

Aufser den Angaben der Höhen enthält das Werk in einer kurzen Abtheilung noch Einiges über die Lage und natürliche Beschaffenheit Thüringens, zum Theil geognostischen Inhalts, nebst einigen Bestimmungen der mittleren Temperatur, dann 5 Tafeln mit einer Menge den angegebenen Resultaten zum Grunde liegender Originalbeobachtungen nebst einem Register zum schnelleren Auffinden der vielen enthaltenen Namen. Die zwei schönen Tafeln mit Durchschnittszeichnungen der Gebirgszüge Thüringens und seiner Umgebungen sind eigends erläutert.

Alexander v. Humboldt's Reisen und Forschungen. Eine gedrängte Erzählung seiner Wanderungen in den Aequinoctialgegenden Amerika's und im asiatischen Rufsland. Von Dr. W. Macgillivray. (Mit Abbildungen) Leipz. 1833. *2 Abtheil. von XVIII und* 430 *S. kl.* 8.

Es ist in der That eine eigene Erscheinung, dafs ein Britte einen gedrängten Auszug aus den Forschungen unseres berühmten Landsmannes macht, und dieser Auszug in einer deutschen Uebersetzung wieder zu uns gelangt. Anfangs veranlafste der Anblick des Titels die Vermuthung, dafs hierbei vielleicht eine buchhändlerische Speculation zum Grunde liege, nämlich die Hoffnung auf besseren Absatz eines vom Auslande erhaltenen Werkes; allein obgleich Ref. das Original nicht kennt, und sich nur dunkel an eine kaum beachtete Anzeige desselben in englischen Catalogen erinnert, so ist er doch durch das Lesen der Schrift selbst zu der vollen Ueberzeugung gelangt, dafs sie eine Uebersetzung aus dem Englischen sey. Allerdings ist diese im Ganzen fliefsend und nicht steif dem Originale nachgebildet, allein Kenner der englischen Sprache stofsen doch mitunter auf einzelne Ausdrücke und

Wendungen, die wohl für Nachlässigkeiten gelten könnten, bei näherer Ansicht aber unverkennbar als Anglicismen erscheinen. Rücksichtlich des Inhalts läfst sich nicht wohl mehr sagen, als dafs man wirklich in einem gedrängten Auszuge die meisten Hauptsachen aus der Reise in Amerika und dem *Essay politique*, desgleichen aus dem Berichte über die asiatische Reise hier findet. Interessantes war leicht aufzufinden, denn dieses trifft man überall in den genannten reichhaltigen Werken, auch selbst wenn man dasjenige wegläfst, was durch die Eigenthümlichkeit der lebendigen Darstellung des berühmten Reisenden noch mehr gewinnt. Allerdings werden sich die zahlreichen Verehrer desselben mit dieser kurzen Uebersicht nicht begnügen, allein dennoch kann Ref. versichern, dafs er diese kurze Darstellung einiger Hauptsachen mit grofsem Vergnügen gelesen hat, um die alten Erinnerungen in seinem Gedächtnisse wieder hervorzurufen. Eben so wird es auch Andern ergehen, und diejenigen, die nicht Gelegenheit hatten, mit den gröfseren Werken oder den hier benutzten Original-Abhandlungen bekannt zu werden, können den Hauptinhalt derselben hier leicht und auf eine angenehme Weise kennen lernen. Ein kleines Kärtchen, welches hauptsächlich das caribische Meer und das Flufsgebiet des Orinoco darstellt, erleichtert sehr den Ueberblick des Reiseberichtes, die andern sauber gestochenen Zeichnungen stellen das Brustbild des Verfs., den Drachenbaum von Orotava, den amerikanischen Jaguar, die Vulcane von Turbaco und ein Paar Indianer von Mechaocan dar. Einige blos unangenehme, sonst leicht zu verbessernde Druckfehler fallen der Nachlässigkeit des Correctors zur Last.

Auch die Meteorologie ist nicht leer ausgegangen, wie eine kurze Anzeige folgender Werke darthun wird.

Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Prolegomena ad novam Meteorologicorum Aristotelis editionem adornandam scripsit J. L. Ideler, Phil. Dr. Berol. 1832. 254 *S.* 8.

Der Verf. beabsichtigt eine neue vollständige, mit einem ausführlichen kritischen und exegetischen Commentare versehene, Ausgabe des Aristoteles herauszugeben. Bei den Vorbereitungen hierzu mufste er sich mit demjenigen vertraut machen, was sowohl vor als auch nach diesem unübertroffenen Heros unter den Gelehrten Griechenlands in Beziehung auf jenen wissenschaftlichen Zweig geschehen ist, und übergiebt also dem Publicum in dieser Schrift die Meinungen der Griechen und Römer über die verschiedenen meteorischen Erscheinungen zusammengestellt, im Ganzen mit Beibehaltung der eigenen Worte der Schriftsteller und hinzugefügten Erläuterungen. In einer kurzen Einleitung wird gezeigt, dafs ein solches Unternehmen keineswegs unnütz sey, allein nach des Ref. unmafsgeblicher Ansicht bedurfte es dieser Erörterung nicht, vielmehr läfst sich mit Sicherheit

erwarten, dafs alle gründliche Physiker diese gediegene Arbeit mit grofsem Danke aufnehmen werden, denn warum sollte man nicht eben so begierig seyn zu wissen, welche Vorstellungen die alten Griechen und Römer von den Naturerscheinungen hegten, insbesondere welche Erfahrungen eigene Beobachtungen ihnen darboten, als man dié keineswegs allezeit sachgemäfsen Meinungen der Neueren kennen zu lernen sucht? Zudem sind die Quellen, woraus jene Kenntnisse geschöpft werden, so viel weniger zugänglich und es ist nebenbei nicht blos interessant, sondern gewifs auch nützlich, die Bahn kennen zu lernen, auf welcher der Forschungsgeist durch zahlreiche Irrthümer zur Auffindung der Wahrheit gelangte. Allerdings konnten die Alten in einer Wissenschaft, die ihrem Wesen nach gröfstentheils auf Erfahrungen beruhet, nicht so weit seyn, als die Neueren, denen alles Frühere zu Gebote steht, allein immerhin bleibt es für die Bildung des Forschungsgeistes höchst wichtig, sich näher davon zu unterrichten, auf welche Weise Wahrheiten aufgefunden wurden, die Jahrhunderte hindurch sich in bleibendem Ansehn erhielten. Der Verf. fürchtet, dafs sein Werk den Philologen zu wenig kritisch und den Physikern mangelhaft erscheinen möge, weil die Ansichten der Neueren über die abgehandelten Gegenstände nicht mit aufgenommen sind; allein es dürften doch wohl nur wenige Physiker seyn, die Letzteres verlangen, da eine in dieser Art vollständige Geschichte der Meteorologie von kaum übersehbarem Umfange seyn würde. Ob das vorliegende Werk wirklich alles enthalte, was in den Plan desselben gehört, kann Ref. im billigen Gefühle seiner Schwäche nicht prüfen, begnügt sich vielmehr mit dem reichen dargebotenen Schatze, und theilt ganz die Ansicht des Verfs. über die Beschränktheit unseres Wissens, worüber er die Worte des Aratus anführt:

. . . . . Πάντα γὰρ οὕτω
Ἐκ Διὸς ἄνθρωπος γιγνώσκομεν· ἀλλ' ἔτι πολλὰ
Κέκρυπται.

Ueber den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichts von Dr. J. L. Ideler. Berlin 1832. *IV u.* 98 *S.* 8.

Die kleine Schrift ist voll von Thatsachen, und beweiset eine ausgebreitete Bekanntschaft des Verfs. mit der physikalischen Literatur. Das Ziel seiner Bemühungen ist, zu beweisen, dafs die Meteorsteine, wie der Hagel, atmosphärischen Ursprungs seyen, und zwar sollen diese aus Niederschlägen unorganischer, die Sternschnuppen dagegen aus solchen organischer Körper gebildet werden. Man weifs sehr gut, dafs sich viele Gründe für diese Hypothese vorbringen lassen, und man mufs bekennen, dafs der Verf. alles Mögliche zu ihrer Unterstützung gethan habe. Eine Widerlegung, oder selbst blos aufgestellte Zweifel würden bei so schwierigen Problemen hier gar nicht am rechten Orte seyn, weswegen Ref. sich nur einige wenige Bemerkungen erlaubt. Auf

die Hitze der Feuerkugeln und deren Quelle scheint nicht genug Rücksicht genommen zu seyn; denn wenn es kurzweg heifst, sie entstehe durch die Verdichtung der Masse, so drängt sich doch sofort die Frage auf, welche Kraft eine so plötzliche Verdichtung als Ursache einer so enormen Wärme-Entbindung bewirke, und wenn die grofse Aehnlichkeit der wässerigen Niederschläge mit der Meteorsteinbildung im Detail gezeigt wird, so mufste es doch billig auffallen, dafs jene von Kälte (wie natürlich), diese dagegen von Hitze begleitet sind. Zur Mitwirkung der Elektricität, wovon schon Lichtenberg sagte, dafs sie überall zu Gebote stehen müsse, wo man um Aushülfe verlegen sey, wird ohne gehörige Begründung Zuflucht genommen, und dafs der Nickel vielleicht (Lichtenberg sagt: vielleicht auch nicht) ein zusammengesetzter Körper sey, ist eine neue Hypothese, wobei es jedoch als bedenklich erscheinen mufs, solche wankende Hypothesen als Stützen anderer schwach begründeter Hypothesen zu benutzen. Im Allgemeinen geht aus den neuesten Untersuchungen von Brandes so viel mit überwiegenden Gründen hervor, dafs die Sternschnuppen nicht atmosphärischen Ursprungs seyn können, weil sie sich wirklich aufserhalb der Atmosphäre oder mindestens in so dünnen Regionen derselben befinden, dafs die Vereinigung von so viel Masse, als zu ihrer Bildung erforderlich seyn würde, aufser dem Bereiche des Begreiflichen liegt, und wenn also zwischen ihnen und den Feuerkugeln aufser der ohne Absatz stufenweise wachsenden Gröfse kein wesentlicher Unterschied aufgefunden wird, so müssen wohl beide nach Chladni für kosmisch gelten, denn die allerdings neue Hypothese des Verfs., wonach die Sternschnuppen leuchtende Concretionen organischer gasförmiger Substanzen seyn sollen, dürfte wenig Beifall finden. Ganz diesem analog soll das Nordlicht aus den um die magnetischen Pole sich verdichtenden, aus der Dampfform niedergeschlagenen, Eisentheilchen bestehen, die durch gleichzeitig entbundene Elektricität leuchten. Der Verf. meint, nach dieser Theorie liefsen sich alle Einzelnheiten des Phänomens erklären, Ref. findet dieses seiner Seits nicht, und glaubt vielmehr, dafs bei wirklich vorhandener so grofser Aehnlichkeit zwischen den wässerigen und den metallischen Niederschlägen in Folge der seit Jahrtausenden fast täglich sich entzündenden Nordlichter eine bedeutende Menge solcher niedergeschlagenen feinen Eisentheilchen über dem magnetischen Pole gefunden seyn müsse.

Untersuchungen über den Hagel und die elektrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre. Nebst einem Anhange über die Abnahme des Wärmestoffs im Luftkreise von Dr. J. L. Ideler. Mit einer Figurentafel. Leipz. 1833. 143 *S.* 8.

Beide auf dem Titel genannte Gegenstände sind besonders abgehandelt, zuerst die Theorie des Hagels und dann die Wärmeabnahme der Atmosphäre als Anhang. In der Vorrede wird der

Satz geltend gemacht, dafs die Meteorologie im Ganzen durch Monographien der wichtigsten Phänomene gefördert werde, worin sicher alle Sachkenner übereinstimmen, auch läfst sich erwarten, dafs eine Abhandlung über ein so wichtiges Problem, als die Bildung des Hagels ist, Beifall beim Publicum zu erwarten habe, obgleich sehr vollständige Untersuchungen darüber sich bereits vom Ref. im Gehler'schen Wörterbuche und von Kämtz in dessen Meteorologie befinden, welche beide grofse Werke jedoch nicht jedem zu Gebote stehen. Auch diese Abhandlung ist reich an Thatsachen, worauf der fleifsige Verf. im Allgemeinen mehr hält, als auf Hypothesenkram. In Beziehung auf die wesentlichste Frage, nämlich über die Entstehung des Hagels, wird der durch Leopold von Buch aufgestellten Theorie der Vorzug beigelegt, wozu sich jetzt die selbstforschenden deutschen Meteorologen meistens bekennen, statt dafs in Frankreich noch stets die von Volta (wohl ohne genauere Prüfung) herrschend bleibt. Der Verf. legt dabei grofses Gewicht auf die durch Verdunstung entstehende Kälte, was gewifs nicht im Sinne des scharfsinnigen Erfinders dieser Hypothese liegt, der dieselbe nur im Allgemeinen hingestellt und Andern zur weiteren Ausführung überlassen hat, um selbst die Wissenschaft durch sonstige Forschungen zu bereichern, denn da die Hagelkörner ohne Widerrede von ihrem Entstehen an durch Aufnahme von Wasserdampf oder auch bereits niedergeschlagenem Dunste wachsen, so ist auf allen Fall die hierdurch freiwerdende Wärme ein Maximum gegen die geringe, durch die Verdunstung entstandene Kälte, da eine solche Verdampfung doch unmöglich zu gleicher Zeit mit dem Niederschlage und nicht füglich anders als in einem sehr dampfleeren Raume stattfinden kann, welcher an sich schon schwer nachzuweisen seyn möchte. Wie hoch aber der Ort der ursprünglichen Hagelbildung über der Erdoberfläche und wie tief daselbst die Temperatur der anfangs als ruhend gedachten, nachher mit den Eistheilchen zugleich herabsinkenden, die begleitenden Stürme veranlassenden, Luftschichten seyn möge, hierüber ist der Willkühr ein weites Feld der Bestimmungen überlassen, indefs zeigen die schätzbaren neuesten Beobachtungen von Kämtz, dafs beide Gröfsen weit über die bisher aufgestellten Vermuthungen hinausgehen, und wir haben daher von diesem fleifsigen Gelehrten wohl eine weitere feste Begründung der aufgestellten Theorie zu erwarten.

Den Anhang bildet eine für sich bestehende Abhandlung über die mit der lothrechten Höhe über der Erdoberfläche abnehmende Temperatur, ein Problem, dessen Schwierigkeit hinlänglich bekannt ist, und worüber daher die Ansichten verschiedener Gelehrten von allen Physikern gewifs mit Vergnügen gelesen werden, sofern doch jede, selbst von nur einigem Gewichte, zur Erweckung neuer Ideen und zur Erweiterung der Ansichten führen mufs. Man findet indefs hier die Aufgabe sehr gründlich und mit einem bedeutenden Aufwande von Gelehrsamkeit behandelt.

Die früheren Vorarbeiten, auch das, was Ref. hierüber der nachsichtigen Beurtheilung des Publicums übergeben hat, sind im weitesten Umfange benutzt; der Verf. will zwar der Theorie des Ref. nicht geradezu beitreten, hat sie jedoch auch nicht eigentlich widerlegt, was erst dann angeht, wenn eine eigentliche Begründung derselben im bald zu erwartenden Artikel Temperatur mitgetheilt seyn wird. Was gelegentlich gegen die Annahme eines absolut leeren Raumes, worin sich die Himmelskörper bewegen, S. 128. gesagt ist, kann nicht als Widerlegung gelten, versteht sich vielmehr als nothwendige Folge der Undulationstheorie, wozu sich Ref. bekennt, von selbst, allein dieser Lichtäther giebt in sofern keine Beschränkung, als wir diesen auch im absoluten Vacuo des Torricelli'schen Raumes annehmen müssen.

Zur Mechanik gehören folgende Werke:

Geologische und physikalische Betrachtungen über das Entstehen von Springquellen durch gebohrte Brunnen, nebst Untersuchungen über den Ursprung und die Erfindung des Erdbohrers, den gegenwärtigen Standpunkt der Brunnenbohrkunst und über den Grad von Wahrscheinlichkeit des Gelingens der Bohrbrunnen. Aus dem Französischen des Vicomte Hericart de Thury übersetzt und mit einem Anhange vermehrt, von C. M. Frommann, Lieutenant im Königl. Preufs. Ingenieur-Corps. Mit 8 Steindrucktafeln. Koblenz 1833. *XXXII und* 375 *S.* 8.

Das gehaltreiche Werk des Hericart de Thury (die *Considérations géologiques et physiques* u. s. w.) ist von allen besseren Schriftstellern benutzt, welche neuerdings über die sehr allgemein beliebten Bohrbrunnen geschrieben haben, und auch dem wesentlichen Inhalte nach in der Sammlung der vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand durch Waldauf von Waldenstein ins Deutsche übertragen; hier erhalten wir dasselbe in einer wohlgelungenen Uebersetzung, bereichert durch einen Anhang, worin Nachrichten über einige später an verschiedenen Orten mit glücklichem Erfolge gebohrte Brunnen mitgetheilt werden. Eine sehr schätzbare Zugabe ist die, so viel Ref. weifs, noch nicht öffentlich bekannt gemachte, hier aber vollständig beschriebene und durch Zeichnungen erläuterte, Methode der Anwendung eines Seiles statt der höchst unbequemen und kostspieligen Stangen, wovon man bereits zu Saarlouis Gebrauch gemacht hat. Wenn übrigens der Verf. in der Vorrede meint, es sey zu verwundern, dafs der Gebrauch der Bohrbrunnen in Deutschland nicht verbreiteter und dafs sie noch nicht so allgemein geworden seyen, wie es wohl zu wünschen wäre, so findet Ref. dieses gerade in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand nicht, und kennt sogar einige Versuche, die man an solchen Orten vergeblich gemacht hat, wo ein Mifslingen aus überwiegenden Gründen voraus-

zusehen war. Im Allgemeinen ist es übrigens richtig, dafs neue technische Versuche dieser Art in Deutschland seltener sind als in andern Ländern, namentlich in England, weil die Unternehmer nicht blos den Verlust des aufgewendeten Geldes wagen müssen, sondern auch Gefahr laufen, sich dem Spotte und selbst der Verfolgung auszusetzen, wenn eine neue Anlage auch blos durch ungünstige Zufälle mifslingt, statt dafs man anderwärts allezeit dasjenige Gute gehörig würdigt, was ursprünglich im Plane enthalten war, wie sich dieses namentlich bei der verunglückten Kettenbrücke in Paris und dem Tunnel in London gezeigt hat.

Die Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. A Baumgartner, k. k. Professor d. Physik u. Mechanik an der Universität in Wien, u. s. w. Zweite vermehrte, und ganz umgearbeitete Auflage. Mit 9 Kt. Wien 1834. *VI u.* 404 *S.* 8.

Ref. hat die erste Auflage in dieser Zeitschrift (Jahrgg. 1824. Heft IV.) angezeigt, und dabei insbesondere die praktische Tendenz des Werkes hervorgehoben. Wirklich mufs man gestehen, so weit die Mechanik populär vorgetragen werden kann, ist es hier geschehen, jedoch ohne Weitschweifigkeit und mit einem aufserordentlichen Reichthume von Thatsachen, die eine ungewöhnliche Belesenheit in den wichtigsten und selbst minder leicht zugänglichen Werken beurkunden. Die vorliegende neue Auflage ist nicht blos durch Zusätze erweitert, sondern im eigentlichen Sinne ganz umgearbeitet, auch selbst die Kupfertafeln sind neu und sowohl ungleich reicher als auch schöner in Vergleichung mit den alten. Der gröfsere Umfang ergiebt sich schon aus der vermehrten Seitenzahl, die bei viel engerem Drucke von 297 auf 404 angewachsen ist, auch dient das hinzugekommene Register sehr zur Erleichterung des Gebrauches. Ueberall findet man bestimmte Zahlenangaben, die zwar nur als genähert zu betrachten sind, zur schnellen Uebersicht aber einen unverkennbar grofsen Nutzen gewähren. Die überall zum Grunde liegenden österreichischen Mafse und Gewichte, woran man in andern Staaten nicht gewöhnt ist, erschweren den Gebrauch des Werkes allerdings, allein es war dieses aus Rücksichten auf die zunächst vorliegende Bestimmung desselben ganz unvermeidlich.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 33. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Physikalische Literatur.

(Beschluſs.)

Henschel's Wassersäulen-Gebläse, nach seiner ersten Ausführung bei der Eisenhütte zu Veckerhagen, von J. C. Pfort, Kurhess. Hütten-Inspector, Mitgliede des Gött. Vereins bergm. Freunde u. s. w. Mit 2 Kpfln Berl. 1833. 26 S. 4.

Der wegen seines mechanischen Talentes und namentlich durch das nach ihm als Erfinder benannte Kettengebläse rühmlichst bekannte Oberbergrath Henschel in Cassel hat neuerdings auch das hier nach einer wirklichen Ausführung beschriebene Gebläse erfunden, und ihm den angegebenen Namen beigelegt. Dasselbe besteht dem Wesen nach aus einem verticalen Schlauche von der Höhe des herabfallenden Wassers, welcher durch eine geeignete Menge (hier 8) horizontaler Schichten in eine gewisse Anzahl Kammern getheilt ist, die sich durch ein geregeltes Spiel der Ventile abwechselnd mit Wasser und mit Luft füllen. Im vorliegenden Falle geschieht dieses gleichzeitig bei vieren, die der Reihe nach den geraden oder ungeraden Zahlen zugehören. Dringt das Wasser durch einen bis unter den jedesmaligen Wasserspiegel herabgehenden Zufluſs-Canal ein, so treibt es die Luft aus, die durch eine Röhre in das gemeinschaftliche Zuführungs-Rohr getrieben wird, läuft dasselbe aber ab, so dringt die Luft durch ein geöffnetes Klappenventil von Aufsen wieder ein, und es ist hierbei also der Zweck erreicht, daſs ohne allen Verlust eben so viel Luft, vervielfacht durch die Zahl der durch die Fallhöhe und den geforderten Druck bedingten Menge der einzelnen Abtheilungen, zugeführt wird, als Aufschlagwasser vorhanden ist. Schon aus dieser allgemeinen Andeutung ergiebt sich der Vortheil dieser Vorrichtung, die hier in ihren Einzelnheiten genau beschrieben und durch deutliche Figuren erläutert ist.

Es sey erlaubt, auch von folgenden Werken eine kurze Anzeige hinzuzufügen:

Tafeln zur Verwandlung des Längen- und Hohl-Maſses, so wie des Gewichts und der Rechnungsmünze aller Hauptländer Europa's und dessen vorzüglichsten Handelsplätze, mit Rücksicht auf die für den europäischen Handel wichtigen Orte der übrigen Welttheile; neu berechnet von Friedrich Löhmann, Lieutenant von der Armee und Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden. Des fünften Bandes erste Abtheilung, die Tafeln der Medicinal- und Apothekergewichte. Leipz. 1832. XXVI und 172 S. gr. 4.

Ref. kennt die vier ersten Theile dieses Werkes nicht, welches nicht unmittelbar in den Bereich seiner Büchersammlung

gehört, hegt aber nach der Prüfung der vorliegenden ersten Abtheilung des fünften Bandes eine sehr vortheilhafte Meinung von demselben, und würde es wegen seines Umfanges und der Genauigkeit der Berechnung dem von Kelly, welches wohl das bedeutendste in dieser Art ist, weit vorziehen. Den geringsten Theil nimmt der erläuternde und belehrende Text ein, worin von den Grundlagen der Berechnungen gehörige Rechenschaft gegeben wird, bei weitem den gröfsten Umfang haben die Tabellen, die eine aufserordentliche Erleichterung für den praktischen Gebrauch darbieten, sobald man sich einmal mit ihrer Einrichtung vertraut gemacht hat. Man pflegt solche Werke wohl faule Knechte zu nennen, und manche wollen dadurch einen Schatten auf ihre Anwendung werfen, wer aber in der Praxis oft solche Rechnungen zu machen genöthigt ist, wird ihren Nutzen nicht verkennen, und es nicht verhehlen, dafs es vortheilhafter und sicherer ist, sich derselben zu bedienen, als selbst zu rechnen, da auch die geübtesten Calculatoren gegen Versehen nicht sicher sind, sobald sie die langwierige Mühe scheuen, das Ganze nach der Beendigung wieder zu prüfen, was man bei solchen Tabellen als geschehen voraussetzen mufs, und hier sicher erwarten darf. Der Verf. zeigt sehr genügend die Gröfse und den Nachtheil des Vorurtheils, wonach man das sogenannte Medicinalgewicht für überall gleich zu halten pflegt, da es vielmehr in den verschiedenen Ländern, Nachlässigkeitsfehler nicht gerechnet, sehr ungleich ist, welche Abweichungen hier angegeben und in den für praktische Pharmaceuten fast unentbehrlichen Tabellen berechnet sind. Titel, Vorrede, Text und Ueberschriften sind neben einander in französischer und deutscher Sprache. — Wir verbinden hiermit die Anzeige eines verwandten früheren Werkes des nämlichen Verfassers, nämlich:

Handbuch für juridische und staatswirthschaftliche Rechnungen zum Gebrauche für alle Classen von Staats-Beamten, Juristen, Cameralisten, Theilnehmer an Assecuranz- und Bankgeschäften, so wie für jeden Liebhaber der Rechenkunst. Nebst 13 Bogen Tabellen über die höhere Interessen-Berechnung, so wie den wahren Betrag der Zinsen im Laufe des Jahres, oder zwischen zwei festgesetzten Zinszahlungs-Terminen. Von F. Löhmann. Leipz. 1829. 8.

Das Buch enthält das auf dem Titel Angegebene, nämlich mit kurzen Worten die angewandten Rechnungsarten, dann das, was zur sogenannten *arithmetica forensis*, desgleichen zur einfachen und zusammengesetzten Zinsrechnung gehört. Man weifs, dafs mehrere gediegene Werke hierüber erschienen sind, die der Verf. benutzt hat; das Eigenthümliche seiner Bearbeitung besteht in einer sehr elementaren Darstellung, die der gewöhnlichen, höhere Rechnungen erfordernden, und hier gleichfalls nicht fehlenden, vorausgeht. Auf eine exegetisch-kritische Prüfung der gesetzlichen Bestimmungen über die Aufgaben der *arithmetica forensis*, worin unter andern Schrader viel geleistet hat, ist der

Verf. nicht eingegangen, dagegen sind die verschiedenen Principe der zusammengesetzten Zinsrechnung hier erörtert, die Hauptsache machen aber die mit einem besonderen Titel versehenen ausführlichen Tabellen, deren Gebrauch vorher vollständig erläutert ist.

Folgende literärgeschichtliche Werke mögen hier gleichfalls erwähnt werden:

Sir Isaac Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen von Sir David Brewster, übers. von B. M. Goldberg mit Anmerkungen von H. W. Brandes. Leipz 1833. *XX u.* 343 *S.* 8.

Eine Biographie des berühmten Gelehrten aus der Feder seines wackeren Landsmannes erregt gewifs beim blofsen Anblick des Titels die Aufmerksamkeit des Publicums, und Ref. kann vorläufig versichern, dafs Niemand das Werk ohne einen angenehmen geistigen Genufs lesen wird, behält sich jedoch vor, dasselbe in einem der nächsten Hefte besonders anzuzeigen.

Vergleichende Würdigung der Verdienste Desaguliers, s'Gravesande's und P. van Mussenbroek's um die Experimentalphysik. Ein Beitrag zur Geschichte der Physik von Dr. Wilh. Mair. Gekrönte Preisschrift. München 1834. 69 *S.* 8.

Vermuthlich ist diese Schrift die Beantwortung einer von der philosophischen Facultät für die Studierenden aufgegebenen Preisfrage. Die Aufgabe ist schwer, denn sie fordert nachzuweisen, wie diese drei Gelehrten die Newton'sche Physik aufgefafst und wiedergegeben, desgleichen was sie von dessen Vorgängern entlehnt und aus eigenen Erfahrungen geschöpft hinzugesetzt haben. Der Zusatz einer Vergleichung derselben erweitert die Sache bedeutend, denn sie führt dahin, zu zeigen, wie sich s'Gravesande streng an sein grofses Muster hält, Desaguliers viele eigene Versuche hinzusetzt, Musschenbroek aber das Gebiet der Naturlehre durch einen erstaunlich reichen Schatz eigener und fremder Erfahrungen so bedeutend erweitert, dafs seine Leistungen bis auf die neuesten Zeiten die Grundlage der physikalischen Lehrbücher bildeten, und noch heutiges Tages benutzt werden. Unser Verf. ist nicht so tief eingegangen, vielmehr giebt er nur kurz an, was die drei Gelehrten rücksichtlich der einzelnen physikalischen Probleme geleistet haben; inzwischen geschieht dieses in einem guten, verständlichen, mitunter blühenden Style, und die am Ende hinzugefügte Vergleichung ihrer Verdienste zeigt, dafs er sich mit den Schriften derselben vertraut gemacht hat. Auffallend aber ist, dafs durchweg Mussenbroek geschrieben ist, da es doch auf allen Titeln Musschenbroek heifst. Die angegebene Literatur sollte vielleicht nicht vollständig seyn, sonst fehlen drei Werke von Musschenbroek, nämlich

sein ältestes Compendium, das *Epitome elementorum* etc. Lugd. B. 1726. (die nachherigen *Elementa*), die *Institutiones physicae.* Lugd. Bat. 1748. und *Cours de Physique* cet. III T. 4. I T. Kupfer, Leiden 1769, worin Sigaud de la Fond alle Leistungen dieses Gelehrten am vollständigsten zusammengestellt hat.

Ref. erlaubt sich, dieser Uebersicht noch die Anzeige hinzuzufügen, dafs Poggendorff zu den anfangs durch Gren, dann durch Gilbert, zuletzt durch ihn selbst herausgegebenen Annalen der Physik und Chemie einen Ergänzungsband hinzugefügt hat, wovon die erste Lieferung vor uns liegt. Diese Zeitschrift gehört vermöge ihres Reichthums, ihres Umfanges und des fortwährend in ihr herrschenden soliden Forschungsgeistes sicher unter die bedeutendsten Zierden der physikalischen Literatur, und das beigefügte Register über die letzten 30 Bände erleichtert den jedem Physiker unentbehrlichen Gebrauch ausnehmend. Jeder wird sich über den ununterbrochenen weiteren Fortgang derselben freuen, indem noch aufserdem zur schnelleren Bekanntmachung der neuesten Entdeckungen die Hefte theilweise zu 3 bis 4 Bogen versandt werden. Der chemische Theil wird sich fortan vermuthlich mehr auf theoretische Untersuchungen beschränken, da gleichzeitig die bisherigen beiden Zeitschriften von Schweigger und Erdmann in der nämlichen Verlagshandlung vereint als Journal für praktische Chemie erscheinen.

Muncke.

ALTERTHUMSKUNDE.

1) ***Die Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar. Jahresbericht des Rottweiler Vereins zur Aufsuchung von Alterthümern vom Jahre 1832. (Von Baron von Alberti, K. W. Salinen-Verwalter). Mit 2 lithograph. Beilagen. Stuttgart 1833. Gedruckt in der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei.***

Zu den neuesten rein wissenschaftlichen Gesellschaften, welche sich bei dem immer allgemeiner werdenden Eifer, der ältesten germanischen Vorzeit letzte todten Zeugen aufzusuchen und zu vernehmen, in unserm deutschen Vaterlande überall freudig erhoben, gehört auch der Verein zur Aufsuchung von Alterthümern in Rottweil, welcher sich in dem Anfange des Jahres 1832 gebildet hat und auf Actien gegründet, bereits 125 wirkliche und 2 Ehrenmitglieder zählt.

Und welche Stadt auf der ganzen deutschen Erde wäre geeigneter für einen solchen Verein, als gerade Rottweil, das liegt an dem Neckar unfern des mit den Altären der Diana Abnoba geschmückt gewesenen Strafsendurchganges, den die Rinzig durch

den steilen Schwarzwald nach dem Rheine bricht, und wo nicht nur sich durchkreuzende Römerstrafsen mit den *Diis biviis* und *triviis* geweiheten Altären, Thürme, Schlösser, Mauertrümmer, Schelmenwasen, Schelmenäcker, Schelmenwiesen u. s. w. untrüglich auf vormalige römischen Ansiedlungen hinweisen, sondern auch rings umher alte deutsche Todtenhügel und Gräber den heimischen Boden ehrwürdig machen? Es waren auch früher schon in den Jahren 1784 und 1807 Nachgrabungen in dortiger Gegend mit schönem Erfolge angestellt worden, und ein Verein in Rottweil konnte, noch ehe er seine Thätigkeit begann, der lohnendsten Resultate derselben gewifs seyn.

Ja, mehr als man erwarten konnte, haben die rühmlichen Unternehmungen dieses sehr achtbaren Vereines bereits zu Tage gefördert. Die Forschungen geschahen nämlich bis jetzt an vier Stellen: bei Hochmauren unfern Rottweil selbst auf einer weit ausgedehnten römischen Trümmerstätte, bei Bühlingen, bei dem Vaihinger Hofe unfern Neukirch und in dem obern Hochspach-Walde bei Hausen. Ueber die Nachgrabungen bei Hochmauren wird ein zweiter Bericht das Nähere melden; von den Nachgrabungen an den drei letztern Orten handelt der uns vorliegende erste Jahresbericht.

In den Todtenhügeln bei dem Vaihinger Hofe und in dem Hochspach-Walde fand man mehr die gewöhnlichen Gegenstände solcher Hügel, zumal Skelette.

Zu dem unstreitig Interessantesten dagegen, was deutsche Alterthumsfreunde bis jetzt erfreut hat, dürfen wir zählen das Leichenfeld bei Bühlingen. Mehrere Morgen grofs, befindet sich dasselbe auf dem Adelberge, einer cultivirten völlig ebenen Hochfläche des linken Neckarufers, welche keine Spur von Grabhügeln zeigt. Die Körper liegen theils in der blofsen Erde, theils auch, jedoch seltener, in einer Einfassung von Stein. Alle sind mit dem Gesichte ziemlich genau nach Osten gerichtet. Männer, Weiber und Kinder ruhen, ohne Unterschied, neben einander. Die erstern, von nicht besonders grofser, aber kräftiger Natur, haben noch ihre Waffen: bis 3 Schuh lange und auch kürzere Schwerter und verschiedenartige eiserne Lanzen- und Pfeilspitzen, auch solche mit dem Widerhaken, so wie die Reste ihrer reich mit schönen Schnallen verziert gewesenen Wehrgehänge. Auch die eiserne Bekleidung eines runden Schildes, ein Hufeisen eines kleinen Pferdes und die durchbrochenen runden Verzierungen von Pferdegeschirr fand man. — Die Weiber führen nur ein kurzes Messer und sind zuweilen, — eine eigene Erscheinung! — mit langen Schnüren von vielfarbigen Perlen aus gebranntem Thone, Glase, Schmelze, Bernstein u. s. w. umwunden. Der Hauptschmuck aber bei Männern und Weibern sind grofse Ohrringe von verschiedener Form. Zu solchem scheinen auch zugespitzte Zähne gedient zu haben; ein Skelett trug einst auch eine durchlöcherte Münze des

römischen Kaisers Probus in einem runden Drahte als Anhenker. Doch ganz vorzüglich bemerkenswerth ist die Kostbarkeit und die geschmack- und kunstvolle Arbeit so manchen Schmuckes; denn dieser besteht selbst in goldenen Agraffen, welche sehr schön gearbeitet sind, einer Schrift ähnliche Verschlingungen haben, und, in völliger Kreuzesform, mit Steinen besetzt und in ihren Aushöhlungen mit Perlenmutter ausgefüllt sind, und in eisernen reich mit Silber und Kupfer eingelegten Schnallen.

Die Menschen, denen diese Dinge alle angehörten, standen schon auf einer gewissen Stufe der Cultur. Allein Römer waren es gewifs nicht, darin pflichten wir ganz dem Hrn. v. Alberti bei; jedoch vermögen wir nicht auch weiter zuzustimmen der von Hrn. Professor A. Pauly in Stuttgart herstammenden Meinung, dafs das Leichenfeld bei Bühlingen ein Schlachtfeld sey, und zwar von einer Schaar Gallier, welche mit Valentinian I. bei seinem bekannten Einfalle in Deutschland bis in diese Gegenden eingedrungen seyen und, nachdem sie hier über die Allemannen gesiegt, ihre Gefallenen mit allen ihren Waffen und ihrem Schmucke begraben hätten. Für uns haben vielmehr diese einzelnen reihenweise sämmtlich nach Aufgang gerichteten und auch die Kreuzesform auf dem Schmucke ihrer Skelette zeigenden, aller heidnischen Hügelbedeckung entbehrenden Gräber mit Männern, Weibern und Kindern gar zu vieles Friedliche und Christliche. Vergleichen wir sie dazu einerseits mit den wirklich gallischen Schlachtenhügeln, besonders mit den von Girault so interessant beschriebenen bei Pouilly, Mont-Glone, Courcelles, Latembe, Plouaret, Beaugenoi u. s. w., und andrerseits mit den geschichtlichen Nachrichten über die Waffen und kostbaren Wehrgehänge der alten Franken, zumal auch mit dem so merkwürdigen in Doornik oder Tournay (Tornacum) beschriebenen Grabe des Frankenkönigs Childerich I., und sehen wir endlich zugleich an die Abbildungen der in dem Sommer 1833 nicht sehr weit von Rottweil bei Döggingen in dem Grofsh. badischen Bezirksamt Hüfingen aufgefundenen alterthümlichen Gegenstände, die uns ganz denselben schönen Schmuck, ganz dieselben Waffen und dazu auch noch das fränkische Beil darbieten: so möchten wir vielmehr sagen: »die Gräber auf dem Adelberge bei Bühlingen sind friedliche Christlichen Familiengräber des Adels von Franken, welche sich dort zur Zeit ihrer Herrschaft über die Allemannen in dem Herzogthume Allemannien niedergelassen hatten.« *) — Doch dem sey, wie ihm wolle; wir sind dem Rottweiler Alterthumsvereine vielen Dank schuldig für die so äufserst interessante Entdeckung. Wir wünschen nur, dafs diese Gräber noch mehr und vollständiger untersucht werden möchten, und dafs die edeln

*) Wir behalten uns die nähere Begründung dieser Ansicht für einen andern Ort vor.

Männer, welche an der Spitze des Rottweiler Vereines stehen, sich durch keine Urtheile und Schwierigkeiten abhalten lassen, in ihren so verdienstvollen und lobenswürdigen Forschungen mit treuer Ausdauer fest zu beharren.

Karl Wilhelmi.

---

2) *Dritter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinzheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit von Stadtpfarrer K. Wilhelmi, d. Z. Director der Sinzheimer Gesellschaft, wirkl. Mitglied d. naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz u. s. w. Sinzheim* 1833. *Auf Kosten der Gesellschaft.* 83 *S. in gr.* 8.

Wir haben in diesen Blättern der beiden ersten Jahresberichte gedacht und bringen gern auch den dritten zur Kunde des Publikums, das bisher mit rühmlicher Theilnahme die Bemühungen des Vereins und seines würdigen Vorstehers unterstützt hat, dessen Thätigkeit wir zunächst die interessanten Resultate verdanken, welche bisher zu Tage gefördert worden sind, und die, wir hoffen es mit Grund und Sicherheit, noch in gröfserer Ausdehnung dereinst hervortreten werden. Mehr erlaubt sich Ref. in seiner Stellung als Mitglied dieses Vereins und in diesem Jahre zur Mitdirection berufen, nicht zu bemerken, obschon er eben dadurch am besten in den Stand gesetzt ist, die Bemühungen des verehrten Vorstehers dieser Gesellschaft zur Erreichung des vorgesteckten Zieles in ihrem ganzen Umfang zu erkennen und zu würdigen. Aus diesem Grunde aber darf er sich hier nur auf eine kurze Relation des reichhaltigen Inhalts dieses dritten Berichtes einlassen.

Nachdem die verschiedenen Acquisitionen der Gesellschaft an Büchern und Alterthümern aufgezählt sind, geht der Bericht zu den wissenschaftlichen Forschungen über und beginnt mit den altgermanischen Todtenhügeln, welche in der Gegend von Sigmaringen im Fürstenthum Hohenzollern neuerdings entdeckt und näher untersucht worden sind, namentlich durch Herrn Oberst v. Hövel und Hrn. v. Mayenfisch, welchen wir die genaue Beschreibung derselben, mit manchen andern darauf bezüglichen Bemerkungen des Hrn. W. begleitet, verdanken. Die von dem Letztern selbst geöffneten Gräber bei Walldorf in der Nähe von Wiesloch bei Heidelberg lieferten keine Ergebnisse von Belang.

Von da wendet sich der Verf. des Berichts zu den Römern (S. 30 ff.), und hier sind es besonders die in der Nähe von Pforzheim auf dem sogenannten Hagelschiefswalde durch die Thätigkeit des Hrn. Oberjäger Arnsperger entdeckten Römersitze, welche unsere Aufmerksamkeit mit allem Recht auf sich ziehen. Denn hier, auf einem jetzt von Wald bedeckten Raum von anderthalb Quadratstunden, liegen unstreitig die gröfsesten Denkmale der Römerzeit, welche unser deutsches Vaterland aufzuweisen hat; eine Reihe von römischen Castellen und friedlichen Nieder-

lassungen römischer Colonen und Decumaten dürften hier der Erde entsteigen, wenn erst die Ausgrabungen in gröfserer Ausdehnung fortgesetzt sind, und unter einer verständigen Leitung, wie bisher, gescheben. Auf die Vorstellungen des Hrn. Oberjäger Arnsperger geruheten Ihro Königl. Hoheit der Grofsherzog, aus Ihrer Privatcasse die nöthigen Mittel zur Vornahme von Nachgrabungen anweisen zu lassen, und so ist aufser mehrern kleineren Denkmalen (z. B. ein vollständiges Columbarium) auf dem Kanzler-District eine gröfsere Ruine mit einer Ringmauer von dreihundert Fufs auf jeder der vier Seiten (denn das Ganze hat die Gestalt eines verschobenen Viereckes) zu Tage gefördert worden, die Ref. bei näherer Untersuchung und unter Berücksichtigung der Lage der Ruine am Endpunkte des Waldes und auf einem steilen Vorsprung des Gebirges für ein römisches Castrum oder Standlager hielt. Er freut sich, dafs der Hr. Verf. dieses Berichts seine Ansicht theilt. Ob mit Recht, darüber wird sich in der Folge mit mehr Bestimmtheit entscheiden lassen, wenn die Nachgrabungen weiter gediehen und auch andere wesentliche Punkte dem Schutt und Wald, der sie jetzt bedeckt, entstiegen sind. Inschriften oder Kunstgegenstände von Belang sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden; daher auch die nähere Bestimmung des Zwecks dieser Gebäude so schwierig; eine Denksäule mit einer halb zerstörten Aufschrift, von der noch NOBE zu lesen ist, zeigt uns, dafs auch hier wie an andern Orten des Schwarzwaldes (zu Badenweiler, Freiburg, St. Georgen, im Kinzigthale und sonst) die *Diana Abnoba* verehrt wurde. Es kann hier nicht der Ort seyn, weitere Vermuthungen über Anlage und Bestimmungen dieser grofsentheils noch unter der Erde ruhenden Römersitze zu wagen. Ref. zweifelt indefs nicht, dafs die Fortsetzung und Vollendung dieser Nachgrabungen uns interessante und höchst wichtige Aufschlüsse, unter andern über die dekumatischen Felder, über die Verbindung dieser Römerstädte sowohl mit denen des jenseitigen Rheinufers als mit den längs des Neckars und nordöstlich in das Hohenlohische und den Odenwald sich hinziehenden römischen Linien u. A. der Art bringen werde.

Nun folgt die höchst genaue Beschreibung einiger römischen Kaisermünzen, welche in unsern Gegenden gefunden worden sind, so wie der bei dem oben schon genannten Walldorf entdeckten römischen Alterthümer (S. 49 ff.), an welche sich dann einige nicht uninteressante Notizen für die Culturgeschichte unserer Gegend reihen (S. 59 ff.); dann S. 62 ff. über Pergamente und Papiere, drei und vierzig der Zahl nach, in die Zeit von 1346 bis 1634 fallend, theils Kauf-, Schuld-, Pfand- und Heirathsbriefe, theils Testamente, gerichtliche Urtheile u. dgl. m. Den Schlufs bilden insbesondre nachträgliche Bemerkungen zu unsers Hrn. Geh. Rath Creuzer's Schrift: »Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Oberrhein und Neckar, mit einem Vorschlag zu weiteren Forschungen.« Darmstadt 1833. 8.

3) *Bericht vom Jahre* 1833. *an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Dr. Christian Stieglitz, vic. Geschichtschreiber der Gesellschaft. Leipzig* 1833, *gedruckt bei W. Staritz, Univ. Buchdr.* 120 *S. in gr.* 8.

Auch hier erlauben die besonderen Verhältnisse, in welchen Ref. zu der Gesellschaft steht, welche ihn der Aufnahme unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder gewürdigt hat, ihm nur eine kurze Relation und eine Angabe der merkwürdigsten in diesem Bericht enthaltenen Gegenstände, geeignet, von der umfassenden Thätigkeit der Gesellschaft und den Zwecken, die sie verfolgt, einen Begriff zu geben. Wie die früheren Berichte, so zerfällt auch dieser in drei oder wenn man will, vier Abtheilungen. Die erste enthält die der Gesellschaft zugekommenen Mittheilungen. Als die wesentlichsten darunter erscheinen die Nachrichten des Hrn. Conrector Dr. Förstemann zu Nordhausen über die daselbst geprägten und über einige in der Nähe aufgefundenen Bracteaten, die des Hrn. Medicinalrath Dr. Schneider zu Fulda, über die Bildsäule Karls des Grofsen zu Fulda und einiges Andere (S. 28 ff. 88 ff.), des Hrn. Candidaten Schiffner zu Dresden über die Stelle in Tacitus Germania p. 42: *In Hermunduris Albis oritur.* Da Albis oder Elbe ein Appellativ ist und einen Hauptfluſs bedeutet, so bringt damit der Verf. in Verbindung, dafs die Moldau (welche vor und bei der Vereinigung mit der Elbe eigentlich der Hauptstrom ist) nach den slavischen Sprachen ebenfalls Elbe oder Hauptfluſs bedeute, und versteht dann unter *Albis* in jener Stelle des Tacitus die Moldau, die in der ehemaligen Oberpfalz, dem Lande der Hermoduren, entspringt (welche demnach südlich an die Donau, östlich an die Markmannen, nördlich an die Cherusker, nordwestlich an die Chatten und südwestlich an das *Vallum Romanum* stofsen, und ihrem Namen nach am Ende nichts weiter sind als die Hermänner oder Vorfechter der Durier, die südlichen Durier oder Thüringer). Ferner machen wir noch aufmerksam auf den Bericht des Hrn. Dr. Wagner zu Sehlieben über den Stand der antiquarischen Forschungen an der schwarzen Elster in der Provinz Sachsen, auf die Anzeige des Hrn. Rentamtmann Preusker zu Grofsenhain über eine von ihm zu erwartende Schrift: Erläuterung slavischer Ortsnamen des östlichen Deutschlands, und die sorgfältige Beschreibung und Erklärung eines in der herzogl. Bildergallerie zu Gotha befindlichen Schirms oder spanischen Wand, die aus lauter Gemälden der altdeutschen Schule zusammengesetzt ist und von Herzog Friedrich II. um achttausend Thaler angeblich erkauft wurde. Wahrscheinlich gehört das Kunstwerk der oberrheinischen Malerschule zu und fällt in die Zeit, wo die vaterländische Kunst noch ihre ganze Eigenthümlichkeit bewahrt hatte. Ob die Vermuthung, welche dieses Gemälde dem 1614 gestorbenen Christoph Maurer zuschreibt, Grund hat, mufs die Folge und vor Allem noch nähere Untersuchung lehren.

Unter den in der zweiten Abtheilung enthaltenen Vorlesungen verdient der Vortrag des Hrn. Prof. Seyffarth: Die acht Kabiren in Deutschland, in Bezug auf die acht Kua's der Chinesen nach einer chinesischen Münze [die Hr. Buchhändler Barth der Gesellschaft verehrte und die auch auf Tafel III. No. 1. abgebildet ist], alle Aufmerksamkeit, weil er die Annahme der Einwanderung der ältesten Bewohner Germaniens aus Asien durch die Uebereinstimmung gewisser religiösen Grundideen und Vorstellungen bestätigt, und den Satz des Verfs., den er auch neulich in Bezug auf die ägyptische Mythologie geltend zu machen gesucht hat, dafs nämlich das letzte und oberste Princip der Mythologie das astrologische gewesen, auch auf die nordische und asiatische Mythologie anzuwenden sucht. Dann folgt ein detaillirter Vortrag des Hrn. von Posern-Klett über die in Leipzig geprägten Münzen, und eine gründliche Abhandlung des Hrn. Dr. Barkhausen: Ueber die Gegend, wo Hermann den Varus schlug, S. 55 ff. Der Verf., geboren und erzogen in eben der Gegend, wo die denkwürdige Schlacht vorfiel, vertraut mit den Oertlichkeiten, die er mit den Angaben der alten Schriftsteller zusammenhält und vergleicht, so wie auch mit der zahlreichen Literatur, die über das Lokal der Schlacht in den letzten Decennien erschienen ist, bestätigt durch seine den Zug des Varus und die dreitägige Schlacht Schritt vor Schritt verfolgende Untersuchung die Resultate, zu welchen Clostermeier's ruhige und besonnene Forschung gelangt war. Wir hoffen, die vielbesprochene Frage über das Lokal der Schlacht damit erledigt zu sehen. Die Vorlesung des Hrn. Prof. Nobbe (S. 67 ff.), welche hier im Auszug mitgetheilt wird, betrifft die deutschen Hausfrauen des Alterthums und giebt eine Zusammenstellung der über diesen Gegenstand zunächst in des Tacitus Germania enthaltenen Nachrichten. Wir würden es bedauern müssen, die beiden Aufsätze über die Wechselburg, wovon der eine die Beschreibung der Kirche (von Hrn. Dr. Puttrich), der andere das Kloster Zschillen und dessen Geschichte (von Hrn. Domprobst Dr. Stieglitz) enthält, nicht vollständig zu erhalten, wenn wir nicht die Aussicht hätten, in dem grösseren Werke, welches Hr. Dr. Puttrich über dieses merkwürdige Baudenkmal des zwölften Jahrhunderts, dessen gute Ausführung (im byzantinischen Styl) nicht minder als die trefflichen, einen Einfluss oder doch eine Nachahmung italischer Künstler verrathenden Sculpturen, und der höchst merkwürdige Altar und Kanzel Bewunderung erregt, demnächst zu liefern gedenkt, dieselbe zu finden. Eben so erwünscht wären nähere Angaben über den Inhalt eines von Hrn. Cand. Espe vorgelesenen Aufsatzes über die Archidiakonen des hohen freien Domstiftes Meifsen in Nisan, weil dieser gründliche Forscher dabei mehr als tausend gedruckte und ungedruckte Urkunden benutzt hat, und neben der ausführlichen Darstellung der Geschichte des Archidiakonats auch die Lebensbeschreibungen von dreifsig Archi-

diakonen vom Jahr 1262 — 1581 liefert, gewifs ein höchst schätzbarer Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Aufser einem Aufsatz des Hrn. M. Michaelis: Ueber die Ritterrüstung, machen wir noch aufmerksam auf die lehrreichen Bemerkungen des Hrn. Director Vogel zu Leipzig über einige in den Kirchen zu Torgau befindliche Gemälde von Lucas Cranach dem Aelteren. S. 83 ff.

Die dritte Abtheilung betrifft die Sammlungen der Gesellschaft, und giebt ein genaues Verzeichnifs der Acquisitionen, welche dieselbe im Laufe des Jahres an Urkunden und Siegeln, an Münzen, Kunst- und andern Gegenständen, so wie an Büchern gemacht hat, und die allerdings von Belang sind, auch meistens als Geschenke von einzelnen Gliedern der Gesellschaft herrühren. Anderes ist durch Kauf erstanden worden. Den Schlufs macht der Bericht über die Jahresgeschichte der Gesellschaft und die im Personale derselben eingetretenen Veränderungen, worauf die Anzeige der diesem Jahresbericht beigegebenen, von Hrn. Dietze gefertigten Steindruckszeichnungen und eine Uebersicht der in den bisher erschienenen Jahresberichten enthaltenen Gegenstände folgt.

---

4) ***Recherches sur l'emplacement de Carthage suivies de renseignements sur plusieurs inscriptions puniques inédites, de notices historiques, géographiques etc. avec le plan topographique de terrain et des ruines de la ville dans leur état actuel et cinq autres planches, par C. T. Falbe, Capitain de vaisseau et consul général de Danemarck. Dedié au Roi. Paris, imprimé par autorisation du Roi, à l'imprimerie royale. MDCCCXXXIII.*** 132 *S. in gr.* 8. Nebst dem Atlas in Folio. Velinpapier. Preis 20 Francs

Diese Schrift enthält die Resultate vieljähriger Forschungen eines Mannes, der durch seine persönliche Stellung, noch mehr aber durch seine unermüdete, keine Gefahren scheuende, Thätigkeit allerdings im Stande war, uns nähere Aufschlüsse über das Lokale des alten Carthago's und dessen jetzige Beschaffenheit zu geben. Drei elende Dörfer: Sidi-Bou-Said, Mâlqa und Duao el Schath liegen jetzt auf dem Vorgebirge, das einst die Paläste und Gärten des alten Carthago's bedeckten. Noch jetzt sieht man auf dieser vom Verf. mit vieler Sorgfalt beschriebenen Strecke einzelne Trümmer und Mauerreste zerstreut, ohne dafs deren nähere Bestimmung mit Sicherheit sich ausmitteln läfst; denn gröfsere Baudenkmale fehlen, da seit den gewaltsamen Zerstörungen, welche früher das phönicische Carthago, und später im Jahr 695 unserer Zeitrechnung das römische Carthago durch die Saracenen erfuhr, das In- und Ausland sich von hier aus mit Bausteinen versorgte, die man z. B. noch jetzt an der Cathedrale zu Pisa entdecken kann. Auf dem dritten Blatte des Atlas ist eine Ansicht eines solchen Trümmer- oder vielmehr Steinhaufens auf der Fläche des alten Carthago's, dem Meere zunächst, gegeben; Ref. weifs nicht, was er daraus machen soll, und schwerlich wird

ein Anderer zur Genüge die Bestimmung dieser Trümmer nachzuweisen im Stande seyn oder nähere Auskunft darüber zu geben vermögen. Wie schwierig es aber unter solchen Umständen ist, aus diesen unbestimmten Trümmern in Verbindung mit den im Ganzen doch dürftigen Nachrichten der Alten den Umfang und die einzelnen Hauptpunkte der phönicischen, so wie der späteren römischen Stadt, die offenbar nur einen Theil des Raums der phönicischen, auf deren Trümmern sie sich erhob, einnahm, nachzuweisen, wie mifslich dies für Jeden ist, der nicht durch längeren Aufenthalt und wiederholte Besuche mit diesem Lokal ganz vertraut geworden ist, bedarf kaum einer Bemerkung; um so mehr wird des Verfs. Bestreben, dieses schwierige Problem zu lösen, gerechte Anerkennung verdienen. Prüfend durchgeht er die Zeugnisse der Alten über die Stadt Carthago und wendet sie auf das jetzige Lokal an, um so wenigstens den Umfang der beiden Städte und mehrere Hauptpunkte von Belang, z. B. die Lage der alten Burg Byrsa, oder des Forum u. s. w. mit einiger Wahrscheinlichkeit auszumitteln. Wir können in dieser Anzeige, durch die wir auf das wichtige Werk aufmerksam machen wollen, nicht weiter den einzelnen Angaben und Bestimmungen folgen, indem dies nur mit Beihülfe der Charte geschehen kann, auf welcher die einzelnen Orte zugleich durch Nummern, auf welche die Textbeschreibung sich bezieht, bezeichnet sind. Dafs die Stellen der Alten von Carthago's Belagerungen dadurch mannichfache Aufschlüsse gewinnen, wird man auch ohne unsere Bemerkung leicht begreifen! Noch werden in dieser Schrift einige andere Punkte behandelt, die wir wenigstens mit einem Worte hier andeuten wollen; es werden die neueren Charten der Küste von Tunis verglichen; es wird die Lage von Decimum und Hadrumetum, so weit als möglich, bestimmt; letzteres in die Nähe von Susa verlegt, wo wirklich noch jetzt die Gegend mit Trümmern, ähnlich denen bei Carthago, bedeckt ist, die selbst der Sand der Wüste unsern Blicken nicht ganz hat entziehen können. Auch das Amphitheater von Thysdus oder, wie es jetzt heifst, Legjem, das im Ganzen noch in demselben Zustande ist, wie vor hundert Jahren, als Dr. Shaw es besuchte, wird beschrieben und davon auch in dem Atlas eine Abbildung gegeben. — Die Erklärung einer Reihe punischer Inschriften, welche von S. 83. an folgt, wollen wir lieber der Würdigung der gelehrten Orientalisten überlassen, Freunde der Münzkunde aber noch auf die im Atlas Taf. 6. abgebildeten und im Text der Reihe nach näher beschriebenen afrikanischen Münzen aufmerksam machen. Es befinden sich die Originale in den Sammlungen zu Koppenhagen, Paris, so wie in der eigenen des Verfs. Daran schliefsen sich auch einige andere Reste des Alterthums, als Vasen mit Bildwerken u. dgl. In dem Atlas, worin diese im Text beschriebenen Gegenstände abgebildet sind, findet sich auch ein ganz vorzüglich ausgearbeiteter Plan von Carthago (in grofsem Format) und eine ähnliche Charte der Küste von Tunis.

5) *Views and Descriptions of Cyclopian, or, Pelasgic Remains, in Greece and Italy; with constructions of a later period; from drawings by the late Edward Dodwell, Esq. F. S. A. and member of several foreign academies: intented as a supplement to his classical and topographical tour in Greece, during the years* 1801, 1805 *and* 1806. *One hundred and thirty-one litographic plates. London. Adolphus Richter and Co.* 30, *Soho-Square.* 1834. *gr. Fol.*

Ein Prachtwerk, welches über das Alter und das Aufserordentliche der unter dem Namen der Cyklopischen Mauern in Griechenland und Italien befindlichen, einer, wenn man so sagen darf, vorgeschichtlichen Periode angehörigen Bauwerke, einem Jeden die Augen öffnen, und ihn vielleicht besser überzeugen kann als alle gelehrten Deductionen, die ohnehin bei Allen, welche in einem festen System einmal befangen sind, selten Eingang finden und ihre Wirkung hervorbringen.

Der seelige Dodwell hatte auf seinen Reisen durch Griechenland (wie wir auch aus seinem Reisewerk sehen, wozu vorliegendes Werk gewissermafsen eine Ergänzung bildet) ein besonderes Augenmerk auf die älteren Baureste, namentlich die sogenannt cyklopischen, gerichtet und in den letzten Jahren seines Lebens während seines Aufenthalts zu Rom und in der Umgegend, war es dieser Gegenstand besonders, der ihn bis an seinen Tod lebhaft beschäftigte, ja vielleicht mit eine Ursache oder Veranlassung seines im Mai 1832 erfolgten Todes gewesen ist. Die trefflichen Zeichnungen, die sich der gelehrte Britte von diesen Werken gesammelt hatte, erscheinen nun in vorliegendem Werke, das, auch abgesehen von dem hohen künstlerischen Werthe, den die namentlich in Bezug auf das Landschaftliche, das Malerische und Pittoreske, so wie das Perspectivische, meisterhaft ausgeführten Lithographien besitzen, allerdings geeignet ist, in unserer Seele eine richtige Vorstellung von diesen grofsartigen Werken zu erwecken, da es einen möglichst vollständigen und genauen Ueberblick aller jener merkwürdigen Reste einer uralten Architektur darbietet, die keine Sophismen in die spätere historisch näher bekannte Periode herabsetzen lassen. Der Ansichten aus Griechenland sind in Allem ein und siebenzig in grofsem Folioformat, begleitet mit einem kurzen erklärenden Texte des Verfs. und steter Hinweisung auf dessen classische Reise durch Griechenland, zu welchem, wie bemerkt, vorliegendes Werk als eine Zugabe sich füglich betrachten läfst. Wir finden darunter die Ruinen von Lycosura in Arkadien, mehrere Ansichten von Tirynth und Mycenae, von dem Löwenthor, dem Schatzhaus des Atreus, so wie dem des Minyas zu Orchomenos, die Reste der Burgen von Chäronea, Gortys, Orchomenos, die Ruinen bei dem attischen Thoricus, die einer alten Stadt in der Nähe des heutigen Missolongbi, die von Amphissa und einiger andern Orte im Lande der ozolischen Lokrer, die von Delphi, Liläa, Tithorea und andern Orten in Phocis und Doris, von Haliartus, Thisbe und Platäa, die zu Gyphto-Castro, welche Dodwell auch hier (und wir glauben mit Recht; vergl.

unsere Note zu Herodot V, 74.) auf das alte Eleutherä bezieht, die Feste Phyle, nebst der Pnyx und dem Piräeus im attischen Gebiet, die Reste der Burg von Pharsalus und einiger anderer Orte Thessaliens, ferner Methana und Messenien (die hier gelieferten lithographirten Tafeln werden sich ganz gut neben die grofsen Kupfertafeln des französischen Prachtwerks: *Expedition en Morée etc.*, wo dieselben Gegenstände abgebildet sind, stellen lassen, und vielleicht noch ein anschaulicheres Bild der Gegend geben). Die Ansicht des grofsen Thors der Propyläen zu Athen und das Gymnasium des Ptolemäus macht den Beschlufs.

Die andere Hälfte des Ganzen enthält Italiens cyklopische Baureste auf sechs und funfzig Tafeln in derselben Weise dargestellt: die Thore und Mauern zu Norba, Signia, Cora (mit dem Tempel von Castor und Pollux), Alatri, Ferentinum, Circäi, Terracina, Präneste, Setium, Bevilacqua bei Frascati, Mehreres aus der Nähe von Tivoli und ein altes Grabmal bei Cortona. Hier tritt das Gewaltige dieser unförmlich zusammengesetzten und unordentlich auf einander gehäuften Mauerwerke, aus gewaltigen Polygonen und unregelmäfsigen Quadern bestehend, fast noch mehr hervor und scheint es unglaublich zu machen, wie je von Menschenhänden so gewaltige Massen aufeinander gethürmt und zu einem Ganzen hätten verbunden werden können. In jeder Hinsicht sind aber diese Darstellungen den von Micali gelieferten bei weitem vorzuziehen; denn sie geben gewifs ein getreueres Bild und eine anschaulichere Vorstellung dieser Riesendenkmale einer nicht näher bekannten Vorwelt. Leider fehlt zu diesen Tafeln der erklärende Text, den der Verf., seiner Absicht gemäfs, eine kurze Darstellung des Ganzen in einem erläuternden Text zu liefern, auch gewifs geliefert hätte, wenn ihm nicht ein für die Wissenschaft allzu früher Tod entrückt hätte.

---

6) *Sacra natalicia augustissimi ac potentissimi regis Würtembergiae Guilielmi — die XXVII. Septembris MDCCCXXXII. hora pomeridiana publica oratione a Gymnasio Stuttgartiano pie celebronda indicit Carolus Clefs, ph. Dr. gymn. prof. S. O. — Quaeritur de coloniis Judaeorum in Aegyptum terrasque cum Aegypto conjunctas post Mosen deductis. Part. I. Stuttgartiae ex typographia fratrum Maentleriorum.* 50 *S. in* 4to.

Der Hr. Verf. behandelt in diesem Programm einen dunkeln, in das Gebiet der biblischen, wie der Profanphilologie einschlägigen Gegenstand, der durch die erschöpfende Art und Weise der Behandlung, die nichts auf die Sache Bezügliches, in den Schriften der Alten wie in der neueren Literatur übergangen hat, dagegen alles vage Gerede und allen vornehmen Hypothesenkram sorgfältig vermeidet, allerdings ein Licht gewinnt, das auch andere Parthien dieser dunkeln Geschichte zu erhellen vermag, und gewifs, wenn der Verf. seine Forschungen noch weiter in

die späteren Zeiten fortsetzt, zu noch wichtigeren Resultaten von allgemeinerem Interesse führen wird.

Die erste der in den Zeiten nach Mose von Palästina aus nach Aegypten vorkommenden jüdischen Einwanderungen oder Colonien möchte der Verf., auf eine Stelle des Aristeas gestützt (Josephi Opp. Vol. II. p. 104. ed. Havercamp.), in die Zeit des Psammetichus, um 656 oder 646 a. Chr. verlegen; eine zweite war die Folge des Sieges, den Neco über Josia, König von Judäa, 611 davon getragen, so wie der dadurch bewirkten Eroberung Judäa's. Dafs Jerusalem damals in die Hände Neco's gefallen, geht aus den auch vom Hrn. Verf. angeführten Stellen (II Regg. 23, 33 sq. und II Chrn. 36, 3. nebst Euseb. Chronic. p. 145.), doch mit ziemlicher Sicherheit vor, auch Ref. zweifelte daran nicht oder konnte vielmehr daran nicht zweifeln, als er bei Herodot II, 159. Kadytis, die grofse syrische von Necho eroberte Stadt, wie es dort heifst, auf Jerusalem bezog; ein Punkt, der seitdem auch von Keil (Apologet. Versuche über die Bücher der Chronica. Berlin 1833.) p. 434 sq. zu einer Evidenz gebracht worden ist, die weitere Untersuchungen überflüssig machen kann. Ueber den Ort der Schlacht, welche die Einnahme von Kadytis oder Jerusalem herbeiführte, Magdolus bei Herodot, wagt der Verf. eine Vermuthung, durch deren Annahme wir wenigstens der Schwierigkeiten überhoben werden, welche sich uns entgegenstellen, wir mögen nun, wie Ref. gethan, an die Stadt Magiddo im Stamm Manasse, oder wie Andere, an die in der Nähe von Pelusium östlich gelegene Stadt Magdolus denken. Darum will der Verf. lieber an das Städtchen Migdal, nahe bei der Stadt Azotus und dem Wege nach Syrien, denken. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dafs damals Neco nach der Sitte jener Zeit eine Anzahl Juden nach Aegypten schleppte, wie denn auch auf einem Wandgemälde in den Königsgräbern, welches Belzoni entdeckte und bekannt machte, gefangene Juden vorkommen sollen. Eine dritte Einwanderung jüdischer Colonisten erfolgte 589 a. Chr. unter Apries; diese traf, nach des Verfs. Ansicht, besonders Nebucadnezar's verheerender Zug nach Aegypten, fünf Jahre nach der Zerstörung von Jerusalem. Indefs mochte auch damals noch ein Rest von Juden sich erhalten haben. Während der persischen Herrschaft über Aegypten finden sich nur wenige Spuren von Einwanderungen jüdischer Bewohner, doch scheint es fast, als habe Cambyses (p. 12.), nach der Sitte damaliger Eroberer, auf seinem Zug gegen Aegypten, auch eine Anzahl von Juden, die in seinem Heere zu dienen genöthigt waren, und die er dann an die Stelle der nach Persien zu versetzenden Aegyptier angesiedelt, mit sich geführt. Hingegen scheint in den späteren Unruhen Aegyptens unter Ochus 350. a. Chr. n., an dem auch wohl Judäa einigen Antheil hatte, eine Anzahl Juden nach Hyrkanien und an das caspische Meer entführt worden zu seyn. Man sehe das Nähere p. 14. 15. An Alexander's d. Gr. Zug gegen Aegypten scheinen ebenfalls Juden Antheil genommen zu haben, die wir auch in Alexander's Heer

bei Babylon dienend finden. Dafs deren auch in die neu gegründete Alexandria gezogen (wo Strabo eine bedeutende Anzahl derselben von den übrigen Bewohnern unterscheidet), unterliegt keinem Zweifel. Bedeutend wuchs ihre Zahl unter Ptolemäus I., welcher bei der Eroberung von Jerusalem um 320. a. Chr. eine beträchtliche Anzahl Juden nach Aegypten führte; später um 312 erfolgte eine freiwillige Einwanderung; die Einwanderer liefsen sich theils in Alexandria nieder, theils wurden sie unter die Miethtruppen des Ptolemäus gesteckt und in die Besatzungen der festen Grenzstädte vertheilt. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn wir weiter von einer Theilnahme der Juden an den Zügen des ägyptischen Königs gegen Cyrene hören; doch kommt hier wohl nicht der erste und zweite Zug in Betracht, sondern nur der dritte und vierte in den Jahren 313 und 300 oder 299 a. Chr. So erfolgten nun auch Niederlassungen der Juden zu Cyrene und selbst weiter nach Westen an der afrikanischee Küste, wo sie allerdings besonderer Begünstigungen sich zu erfreuen hatten. Wir bedauern, dem Verf. nicht in das ganze Detail seiner mit eben so vielem Fleifs als Umsicht geführten Untersuchung folgen zu können; denn mit gleicher Sorgfalt verbreitet sich dann Derselbe über die Schicksale der ägyptischen Juden unter dem zweiten Ptolemäer, der sie vielfach begünstigte und mit Wohlthaten überhäufte, sowie unter dem dritten (Euergetes I.), welchen, wie der Verf. sehr wahrscheinlich macht, auf seinen Zügen nach Oberasien jüdische Handelsleute begleitet haben mögen. Unter ihm öffneten sich den Juden Wege des Handels im Norden nach Griechenland, Macedonien, im Süden nach Aethiopien. Bei diesem Punkte schliefst die gelehrte Abhandlung, die wohl eine baldige Fortsetzung wünschen läfst. Die Schicksale der Juden, unter den nachfolgenden Ptolemäern und unter der römischen Herrschaft, die Einwanderungen jüdischer Colonisten unter Philometor und Physcon, sowie die späteren zur Zeit des Kaisers Vespasianus und Trajanus, bieten höchst interessante Erscheinungen dar, die nicht blos für die politische Geschichte und die Verfolgung der Schicksale des jüdischen Volks, sondern auch in gleichem Grade für die Kirchengeschichte von Wichtigkeit werden. Dafs diese Niemand besser als Hr. Cl. zu geben vermag, zeigt die vorliegende Schrift zur Genüge.

Chr. Bähr.

Dissensiones Dominorum sive controversiae veterum juris Romani interpretum qui Glossatores vocantur. Edidit et annotationibus illustravit Gustavus Haenel, Lipsiensis. Insunt anonymi vetus collectio, Rogerii dissensiones dominorum, codicis Chisiani collectio, Hugolini diversitates sive dissensiones Dominorum super toto corpore juris civilis; quibus adcedunt excerpta e Rogerii summa codicis, Hugolini distinctionibus et quaestionum collectionibus. Omnia praeter Rogerii dissensiones nunc primum e codicibus edita, et indicibus rerum, Glossatorum, legum, glossarum instructa. Lipsiae MDCCCXXXIV. *Sumtibus J. C. Hinrichsii.* XLIV *und* 702 *S. gr.* 8.

Nächst den eigentlichen Rechtsquellen sind gewifs die Werke der Glossatoren für uns von der höchsten Bedeutung, und man kann es nicht genug beklagen, dafs sie jetzt von Vielen ganz und gar nicht benutzt werden. Denn wenn man auch den Glossatoren vorwerfen kann, dafs sie keine sogenannte elegante, historisch-philosophische, Bildung hatten, so mufs man doch zugestehen, dafs sie mit wahrer Riesenkraft das Beste thaten, nämlich das *corpus juris Romani* aus sich selbst erklärten, und mit dem gröfsten Scharfsinn überall tief in das Detail eindrangen. Zwei Jahrhunderte hindurch wurden daher auch die Lehren der Glossatoren fast knechtisch befolgt, und die späteren eleganten Juristen, namentlich A. Faber und Cujacius, haben stets an der Glosse den ersten Anhalt gesucht, wenn sie auch überall gegen die Glosse besseren Ideen Eingang zu schaffen bemüht waren. Daher haben die Werke der Glossatoren bis auf die neuesten Zeiten unendlichen Einfluſs auf die Theorie und Praxis gehabt *(quo recens est imbuta testa semper retinet odorem)*, und es mufs gradezu Barbarei genannt werden, wenn viele unsrer neueren Juristen die Glosse als etwas Barbarisches und Veraltetes gänzlich unbenutzt liefsen.

Bekanntlich waren die Glossatoren von Irnerius und den 4 Doctoribus an bis auf Azo und Accursius vielfach unter sich uneinig. Die Zahl ihrer Controversen läfst sich kaum aufzählen. Dennoch haben diese Controversen die mehrste Wichtigkeit, weil sie grade die schwierigsten Rechtsfragen betreffen. Daher sind schon zu den Zeiten der Glossatoren kleine Werke geschrieben, welche kurz die sogenannten celebersten Contro-

versen und die Hauptgründe jeder Parthei angeben. Bisher hatten wir gedruckt nur ein einziges Werkchen dieser Art, nämlich Rogerii *de dissensionibus Dominorum opusculum*, welches zuerst Rhodius aus einer Mainzer Handschrift im J. 1537. abdrucken liefs, und welches zuletzt von unserm unvergefslichen Haubold Lips. 1821. auf's Neue etwas verbessert herausgegeben ward.

Der treffliche Herausgeber des vorliegenden Werkes, welcher, wie allgemein bekannt ist, eine Reihe von Jahren hindurch mit musterhafter Beharrlichkeit viele der besten in- und ausländischen Bibliotheken zum Gegenstande seiner Nachforschungen in Beziehung auf Entdeckung und Läuterung ächter Rechtsquellen, und Alles, was diesen nahe kommt, machte, hat auch mit Recht auf ältere Werke über die Glossatoren und deren Streitigkeiten seine Aufmerksamkeit gerichtet. Seine Bemühungen wurden durch interessante Entdeckungen belohnt. Dieselbe, nicht genug zu rühmende, aber fast mehr als Seltenheit zu nennende Liberalität, welche ihn schon mehrfach veranlafste, seine Entdeckungen Andern im Stillen zur freien Benutzung mitzutheilen, hat ihn denn auch bewogen, seine Entdeckungen über die *Dissensiones Dominorum* dem besten Kenner und Beurtheiler, nämlich Savigny, mitzutheilen, welcher davon auch sofort in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter 5. B. S. 221 — 236. mit dankbarer Anerkennung vorläufig zum Zweck kurzer Notizen Gebrauch gemacht hat. Die Hauptarbeit mufste aber natürlich dem Entdecker überlassen bleiben, und so giebt nun Hr. Prof. Hänel in dem vorliegenden Werke Alles, was er selbst aufgefunden hat, oder aus den Entdeckungen Andrer hinzufügen mufste, mit einem kritischen Fleifs und einer Genauigkeit, welche überall den geübten und unermüdlichen Meister verrathen. Der Inhalt des Werkes besteht in Folgendem:

Nach einer ausführlichen Vorrede über den Plan und die Geschichte des Werkes ist in demselben gegeben:

I) *Vetus collectio.* Der Herausgeber entdeckte in Paris und Bologna zwei Handschriften, einander ziemlich gleich, indem jedoch die letzte eine etwas vermehrte Abschrift der ersten scheint, worin in 89 §phen allerlei Controversen der Glossatoren kurz dargestellt sind. Da in denselben nur Irnerius und die 4 Doctores genannt werden, so ist die Handschrift nach aller Wahrscheinlichkeit in der Mitte des 12ten Jahrhunderts abgefafst.

II) *Rogerii* vorhin erwähnte *Dissensiones Dominorum.* Da Hr. H. keine Handschrift dieses Werkes auffinden konnte, so mufste er im Ganzen bei dem stehen bleiben, was Haubold gegeben hat. Rogerius, welcher diese Schrift wahrscheinlich zwischen 1150 bis 1162. verfafste, hat darin fast Alles aus jener *Vetus collectio* entlehnt.

III) *Codicis Chisiani collectio.* Abdruck einer Handschrift, welche Hr. H. in der Chisianischen Bibliothek zu Rom gefunden hat. Sie besteht aus 171 §phen, und ist von 2 Händen geschrieben, nicht ohne manche Lücken und Fehler. Aus der *Vetus collectio* ist darin auch Einiges entlehnt. Weil darin viele Glossatoren citirt sind, und zwar bis auf Azo herunter, welcher schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hoch berühmt war, Azo selbst aber nicht erwähnt ist, so vermuthet Hr. H. mit gutem Grunde, dafs diese Sammlung gegen das Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben ward.

IV) Hugolini *diversitates sive dissensiones Dominorum super toto corpore juris civilis.* In aller Hinsicht das umfassendste Werk dieser Art, gewifs von Hugolinus selbst herrührend. Nach Ordnung der gesetzlichen Titelfolge geben §. 1—366. Controversen über den Codex Lib. 1—9, §. 367—445. über die Pandekten, und §. 446—470. über die Institutionen. Hier finden wir denn auch Azo fleifsig benutzt. Zur Grundlage dienten unserm Herausgeber 4 Handschriften in Cambridge, Paris, Stuttgart und Bamberg, aus denen er seinen Text durch eignes Urtheil bildete.

Zu jenen sämmtlichen Collectionen hat nun auch Hr. H. mit höchster Sorgfalt literärhistorische und kritische Noten gegeben; und zwar in zwei Classen. Die obere giebt besonders Rückweisungen auf andre Arbeiten der Glossatoren und späterer Juristen, die untere aber Varianten, und eine stete Vergleichung der vier Collectionen mit einander.

V) Unter dem Titel *adcessiones* giebt Hr. H. nun noch manches, minder Bedeutende, welches er in Handschriften entdeckte, und worin Allerlei vorkommt, was auf die *Dissensiones Dominorum* geht, und damit in Verbindung gebracht werden kann, nämlich

1) *Excerpta e Rogerii summa codicis,* nur aus 6 §phen bestehend.

2) *Hugolini distinctionum specimen.* Auszüge aus *Hugolini distinctionibus,* nach einer Bamberger Handschrift. Der Inhalt stimmt vielfach mit *Hugolini dissensionibus* überein, aber Azo ist

nirgends darin citirt, also hält Hr. H. die *distinctiones* für älter als die *dissensiones*.

3) *Quaestionum collectio*, blos aus 34 §phen bestehend, aus einer Handschrift in Grenoble, und einer andern in Paris.

Den Beschluſs machen nun noch 5 sorgfältig gearbeitete Indices, nämlich *a*) eine Vergleichung der Collectionen nach den §phen; *b*) ein alphabetisches Namensregister der Glossatoren; *c*) ein *index legum*, welche in den Collectionen citirt sind; *d*) Rückweisungen auf die Glosse selbst; und endlich *e*) ein genaues Sachregister.

Uebrigens erlaube ich mir hier noch die öffentliche Aeuſserung eines Wunsches, den ich gelehrten Freunden schon oft mündlich ausgesprochen habe. Die unverantwortliche Vernachlässigung der Arbeiten der Glossatoren beruhet freilich vielfach auf Faulheit, aber auch vielfach darauf, daſs den mehrsten Juristen die schwerfällige Citirart der Glossatoren nicht geläufig ist und werden kann, und daſs das Wichtigste, nämlich die Accursische Glosse, nur als Nebentheil groſser, seltener, sehr kostbarer Ausgaben des *Corpus juris Romani* zu haben ist, leider noch dazu überall verdorben und verfälscht. Sehr zu wünschen wäre es also, daſs ein kräftiger, kritisch gebildeter Rechtsgelehrter uns blos die Accursische Glosse ohne das Gesetzbuch gäbe, aber aus guten Handschriften, gereinigt von den neuen Zusätzen, und durchaus mit Citaten im neuen Styl. Würden dann daneben auf gleiche Art noch einige selbstständige Hauptwerke einzelner Glossatoren gegeben, besonders die *Summa*, und ganz vorzüglich die *lectura codicis* des Azo, so wäre gewiſs allen dringendsten Bedürfnissen abgeholfen, ohne daſs man den Käufern groſse Opfer zuzumuthen brauchte. An gebildeten Freunden der Wissenschaft, welche gern mit Rath und That dem Herausgeber helfen würden, fehlt es jetzt gewiſs nicht, und Hr. H. würde gewiſs seinen unermüdlichen Eifer und seine seltene Liberalität auch bei dieser Gelegenheit in vollem Maſse durch die That bewähren.

A. F. J. Thibaut.

Souvenirs historiques sur la révolution de 1830. *par S. Bérard, député de Seine et Oise. Paris. Perrotin éditeur.* 1834. 507 *S.* 8vo.

Wenn Hr. Bérard einen dicken Octavband über die Geschichte der wenigen Tage vom 25. Jul. bis zur Mitte August 1830 bekannt macht, so wird man mit Recht fragen, wie das möglich ist? Wir antworten, indem er die Verhandlungen der Kammern und die Aktenstücke, die man in allen Zeitungen findet, der Länge nach abdrucken läfst. Dies erleichtert uns die Anzeige des Buchs, wir dürfen nämlich unsere Leser nur auf Einiges, was dem Hrn. Bérard eigen ist, aufmerksam machen, das Uebrige können wir als bekannt voraussetzen.

Der Verf. dieses Buchs gehört der angesehenen Bürgerschaft an; er glaubt nicht an die Republik, doch wünscht er republikanische Formen unter monarchischem Namen und findet sich daher durch die Revolution getäuscht, die er hatte bewirken helfen. Er hatte erwartet, dafs sein Einflufs und die Bedeutung der Classe, der er angehört, durch die Revolution werde gröfser werden, dafs weder Doctrinärs noch Hofleute den künftigen König umgeben würden, er scheint sich betrogen gesehen zu haben und spricht in dem Buche seinen Unwillen über sein eignes Werk aus.

Die Form ist die breiteste, die man wählen kann, obgleich der Verf. auf Declamation und künstliche Rede sich nicht einläfst; dagegen wählt er, um seine Thaten zu verewigen, die lächerliche Einkleidung, dafs er Briefe an seine Frau über Dinge schreibt, die er ihr von 1830 bis 1834 doch wahrscheinlich Zeit genug hatte, mündlich zu erzählen. Die Eigenliebe und Eitelkeit des Verfs. scheint überall hervor, und er schenkt uns nichts von dem, was er seiner Frau unter vier Augen hätte erzählen oder in einem Privatbriefe mittheilen können, denn wir müssen der Länge nach von dem Frühstück hören, das er am 25sten den englischen Hüttenwerkbesitzern und Eisenfabrikanten, die kein Französisch verstanden, geben mufste; er meldet uns, wie er während des Lärmens der folgenden Tage in Begleitung eines Freundes, den er eingeladen hatte, zu Véry ging zum Mittagsessen, und wie bei dem berühmten Restaurateur nichts zu essen angetroffen ward. Merkwürdig war Ref. das Buch dadurch, dafs es den Bericht eines Republikaners enthält, der, von ganz andern Grundsätzen ausgehend, als er, dennoch der Meinung ist, dafs

eine Republik unter den gegenwärtigen Umständen und mit unserer Civilisation und den Menschen, wie sie uns alle Tage vorkommen, durchaus unmöglich sey. Hr. Bérard erzählt uns ganz naiv, wie er, ohne es zu wissen und zu wollen, das Werkzeug der Doctrinärs, der Eiteln und Ehrgeizigen, Ludwig Philipps und seiner Vertrauten wurde. Er sagt uns, wie er, der bei seiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Republik doch das Wesentliche der republikanischen Einrichtung bei der neuen Gestaltung des Staatswesens zu gewinnen hoffte, betrogen ward, und jetzt zu spät einsieht, dafs die Parthei, die sich seiner bediente, gleich vom Anfange an die Hand im Spiele hatte. Uebrigens erhielt Hr. Bérard, als die übrigen Deputirten, die bei Ludwig Philipps Erhebung thätig gewesen waren, versorgt wurden, ebenfalls einen Antheil an der Beute. Er ward Directeur général des ponts et chaussées et des mines, mufste aber schon am 5ten Juni 1832 wieder abdanken, und scheint unabhängig und uneigennützig genug zu seyn, um nicht wie die Herrn, die mit ihm in demselben Fall waren, und besonders wie die Minister, die Staatsämter als Erwerbsquelle, die Nation und ihr Eigenthum als eine Waare anzusehen, womit die Beamten handeln dürfen. Uebrigens schont Hr. Bérard die Person des Königs und spricht weit vortheilhafter von dessen Charakter, als jemand thun wird, der strengere Forderungen an die Menschen zu machen gewohnt ist, als die, welche Hr. B. macht. Dieser hat indessen doch zwei nach seiner Entlassung an den König geschriebene Briefe abdrucken lassen, welche stark genug sind. Freilich hat er auf diese vor seinem Werke abgedruckten Briefe keine Antwort erhalten, es werden darin indessen Dinge gegen den König und seine Freunde zur Sprache gebracht, die wohl eine Beantwortung verlangt hätten. Im Avant propos nennt der Verf. als seine politischen Freunde: Manuel, Béranger, Dupont de l'Eure, Salverte, Lafayette, Laffitte, Odillon Barrot, Benjamin Constant; doch läugnet er nicht, dafs Laffitte gleich Anfangs das Haus Orleans zu erheben suchte, und nennt den König undankbar gegen Odillon Barrot, weil dieser durch Entfernung Karls X. von Rambouillet auf's Kräftigste mitgewirkt habe, den Herzog von Orleans auf den Thron zu bringen. Er setzt hernach hinzu, er schäme sich nicht, einzugestehen, dafs auch er damals Hoffnungen genährt habe, welche nicht erfüllt worden. »Ich habe,« ruft er aus, „das Recht zu sagen, dafs ich getäuscht ward; aber ganz

Frankreich ward betrogen wie ich.“ Ganz vortrefflich ist das, was er S. 21. des Avant propos äufsert: „Das gegenwärtige Ministerium,“ sagt er, „hat sich eine Stütze theils dadurch bereitet, dafs es die schmutzigen Forderungen, die man an dasselbe gemacht hat, befriedigte, theils dadurch, dafs es niedrige Leidenschaften in sein Interesse zog. Dies Ministerium verdirbt Alles dadurch, dafs es auch die edelsten Gesinnungen höchst unedlen materiellen Interessen gleichsetzt und die einen behandelt wie die andern. Bald wird man gar nicht mehr fragen, ob Ehre dabei ist, Stellen zu bekleiden, die keine Einnahme gewähren, sondern nur, ob man nicht einen indirecten Vortheil daraus ziehen kann.“ Darauf bezieht sich, was er in seinem ersten, unmittelbar nach der Entfernung von seiner Stelle an den König geschriebenen Brief sagt. S. 34: »Man hat mir, als man mir ankündigte, dafs ich meine Stelle nicht behalten könne, Compensationen angeboten, und zwar die Stelle eines ordentlichen Staatsraths (le service ordinaire du conseil d'état) oder den Platz eines General-Einnehmers, oder die Pairie. Er fügt aber hinzu: »La bouche qui m'offrit ces faveurs me les fit repousser avec mépris.« In demselben Briefe (er ist vom 31sten Juli 1832) sagt er auch, dafs die Republikaner ganz allein selbst Schuld wären, wenn ihre Aufstände nicht glückten, sie wollten das System von 1793. erneuert haben; das sey die Ursache, dafs sich alle gute Bürger von ihnen trennten. S. 46. heifst es in dieser Beziehung: „Bei dem letzten Aufstande wurden gehässige Ausrufungen gehört, empörende Bildzeichen erhoben; dies war hinreichend, um eine Scheidewand zwischen den Leuten zu bilden, die sich nicht scheuten, grausige Erinnerungen zurückzurufen und zwischen dem verständigeren Theil des Volks. Wenn dieselben Menschen, entweder aus Schlauheit oder aus Arglist den Kampf mit dem Ausruf begonnen hätten: Nieder mit den Ministern! nieder mit dem System! (denn man mufs einen Ausdruck gebrauchen, der es gegenwärtig charakterisirt) nieder mit dem System der gerechten Mitte; so wird man sich schwerlich im Voraus denken können, was daraus geworden wäre.« Der zweite Brief ist vom 11. Juni 1833, als der Minister des Handelswesens und auch der Siegelbewahrer in ihrer Beantwortung einer Rede von Garnier-Pages behauptet hatten, die Regierung könne und müsse sich unter gewissen Umständen über die Gesetze hinaussetzen. Darüber ereifert sich Hr. B., und es heifst gleich im Anfange des Briefes

S. 55: „Die Augen des ganzen Reichs wären auf die Fehler der Regierung gerichtet. Bis auf den gestrigen Tag," fährt er fort, „habe man noch Alles dem Irrthum zuschreiben können, von gestern an erscheine es als Ausführung eines auf eine gehässige Weise *(odieusement)* geschmiedeten Plans."

Die Erzählung der Ereignisse an den Julitagen wollen wir nicht wiederholen; was Hrn. B.'s Antheil betrifft, so war seine Anstrengung dabei nicht sehr grofs, doch wagte er sich wenigstens gleich Anfangs in die Versammlung der Deputirten und bot auch seinen Salon an. Beim Schreiben und Unterhandeln sehen wir auch Casimir Périer, Guizot, Sebastiani in der ersten Zeit schon in Thätigkeit. Das Volk handelt indessen ganz unabhängig und ohne Leitung von Oben. Hr. B. berichtet uns hernach in der Breite seiner Ruhmredigkeit recht ausführlich, auf welche Art das Volk durch Intriganten, welche erndteten, wo sie nicht gesäet hatten, um die Frucht des Siegs gebracht wurde und wie der Herzog von Orleans eingeschoben wurde, an den von denen, welche sich gegen die Regierung erhoben, Niemand gedacht hatte. S. 86. theilt Hr. B. die Deputirten, welche irgend einen Antheil an der ersten Bewegung nahmen oder sich später nach und nach einfanden, in verschiedene Classen und fügt hinzu: »die letzte Classe machen zwei Deputirte allein aus, weil nur diese ihre Meinung ganz laut ausgesprochen haben. Diese Deputirten sind Sebastiani und Casimir Périer. Ich weifs nicht, sagt er, was sie eigentlich dachten; aber das weifs ich gewifs, dafs alle ihre Anstrengungen immer dahin gerichtet waren, die revolutionäre Bewegung zu hemmen, und wenn es in ihrer Macht gewesen wäre, sogar sie gänzlich zu hindern« Von Sebastiani, Lobau, Gérard heifst es hernach, S. 89: »Ils furent traités fort durement par plusieurs jeunes gens qui se trouvoient dans ma cour et qui leur reprochèrent de manquer à la fois de patriotisme et de courage.« In dem Folgenden wird klar gemacht, wie jene Herrn sich schwach, elend, intrigant benahmen, die jetzt am Ruder sind, es wird nachgewiesen, dafs sich die republikanische Parthei sichtlich verstärkte, dafs Bérard selbst zuletzt kein anderes Mittel sah, der Proklamation der Republik auszuweichen, als dafs man sich an den Herzog von Orleans wende, dem dann freilich Hr. B. und seine Freunde eine andre Rolle bestimmten, als er hernach durch eigne Schelmerei und durch seiner Creaturen Vermittelung und Arglist erhalten hat. »In dem Augenblick," sagt Hr. B.,

»als man sich schon an den Herzog gewendet, als man ihn gerufen hatte, als er angenommen, als man über die Bedingungen und über die Annahme der Anerbietungen der Deputirten in Unterhandlung war, ward der Wunsch, eine Republik zu errichten, stärker als je.« Die folgende Stelle scheint uns über das Verhältnifs der Republikaner zur Regierung einigen Aufschlufs zu geben; Hr. B. sagt S. 129: »In dem Augenblick, als der Herzog in der Stadt eintraf, wurden selbst die Männer, welche vermöge ihres Alters und ihres Verhältnisses zur Gesellschaft hätten ruhig seyn sollen, von einem Fieber der Freiheit und Unabhängigkeit ergriffen, und ihre Gegenwart schien in den Augen der jungen Leute die übermäfsigsten Ansprüche und die übertriebensten Mafsregeln zu rechtfertigen. Man war zuerst in grofsen Volksversammlungen übereingekommen, man wolle auf dem Platze la Grève Samstag Mittags die Republik ausrufen; aber diese Mafsregel war dadurch verzögert worden, dafs man nothwendig zuerst eine republikanische Regierung anordnen mufste, ehe man das Volk von der Errichtung der Republik in Kenntnifs setzte. Die Ausrufung der Republik ward jeden Augenblick erwartet, das verkündigte Odillon Barrot um sechs Uhr bei Laffitte, wo er bekannt machte, was auf dem Stadthause vorging. Mehrere tausend junger Leute hatten sich am Freitag Abend zu Lafayette begeben und hatten ihn gebeten, als Präsident der provisorischen republikanischen Regierung einstweilen aufzutreten. Die Erbitterung der jungen Leute war auf's Höchste gestiegen u. s. w.« Dann heifst es weiter, Lafayette habe gezaudert, habe aber endlich auf Odillon Barrot's Eindringen das Opfer seiner liebsten Wünsche gebracht, und eingewilligt, dafs eine Deputation an den Herzog von Orleans geschickt werde, um ihn zu vermögen, die Generalstatthalterschaft zu übernehmen. Die Deputation geht ab, sie soll den Herzog bitten, sich auf's Stadthaus zu begeben, da kommt denn auch, ohne Mitglied der Deputation zu seyn, Hr. Mechin dazu, »sans doute,« wie es hier heifst, »pour adorer le soleil levant.« Sebastiani trennt sich von ihnen, geht als Hausbekannter in die innern Zimmer »sans se faire annoncer, comme un homme admis dans la plus secrète intimité.« Dupin kommt aus diesen Zimmern heraus; denn er war Mitglied des geheimen Raths der Familie Orleans, und nach B.'s Ausdruck »faisoit pour ainsi dire partie de sa maison.« Zu diesen Herrn kommt hernach, als würdiger Genosse, Delessert, auch einer vom Geldadel. Die Gespräche,

die Hr. B. mit Ludwig Philipp führte, die Versicherungen, die er gab, stimmen vollkommen mit dem überein, was er und die Glieder seiner Familie damals an befreundete fürstliche Personen im Auslande schrieben, sind voll Heuchelei und Unwahrheiten. Wenn man S. 144—147. dieses breiten Berichts gelesen hat, so wird man deutlich einsehen, dafs die Sittlichkeit in einem Volke nicht kann erhalten werden, wenn eine vorgebliche Staatsklugheit ihre öffentliche Verläugnung fordert. Auch unter uns glaubt man bekanntlich jetzt, dafs die Regierungen auf Sittlichkeit und Bildung der Beamten nicht zu sehen hätten, wenn sie nur brauchbar und zu jedem guten oder schlechten Dienst bereit wären.

Mit der Ernennung des Herzogs von Orleans zum Generalstatthalter des Reichs endet der erste Abschnitt, und der zweite beginnt S. 151. mit dem Zank und Streit über die Theilung des Raubes der Leute, die man aus ihren Stellen gedrängt. Es entsteht ein Streit, ein Ringen, ein Zanken um die Ministerien, und man lernt bei der Gelegenheit die Leute erst recht kennen, die man fähig hielt, Gründer einer Republik zu werden. Zufällig können wir hier wieder zeigen, dafs ein Franzose, besonders aber ein Pariser, wenn er sich über seine Landsleute in schönen Redensarten ergiefst, sich durchaus nicht um die Wahrheit bekümmert. Wir haben nämlich von Hrn. B.'s Buch das Exemplar einer in Paris gebornen Engländerin in Händen, welche anwesend war und während der Unruhen und nachher die ganze Stadt durchstreifte, diese hat Randbemerkungen zu Bérard gemacht. Er schreibt S. 163: „En sortant le lundi matin l'une des choses qui me frappa le plus, ce fut de voir tous les ouvriers occupés à leurs travaux, comme si rien d'extraordinaire s'étoit passé la semaine précédente.“ Dafs das eine Lüge sey, wufste freilich Ref. auch aufserdem, doch steht in seinen Randglossen ausdrücklich: „pas vrais.“ Eine andere Randglosse betrifft Bignon. Es wird im Text erzählt, wie er den öffentlichen Unterricht, dann die auswärtigen Angelegenheiten ein Paar Tage leitete. Die Randglosse zu S. 176. sagt: „pour ce peu de jours il toucha 10,000 Francs ou plus.“ Welche Unwahrheiten sich die neue Regierung gegen das Volk erlaubte, davon findet man S. 179. einen recht auffallenden Beweis. In der ersten Proclamation des Herzogs von Orleans stand: „*une* charte sera désormais une vérité,“ und so ward es im Moniteur gedruckt. Dies setzte die

Herrn in Verlegenheit, die nur die Personen der Regierenden verändert haben wollten, damit sie an's Ruder kämen, sonst aber sollte alles Alte beibehalten werden. Was thaten sie? Sie liefsen drucken, es finde sich ein Druckfehler in der Proklamation, es müsse heifsen: »*la* charte sera une verité.« Hr. B. beweiset und bezeuget, dafs er und seine Collegen, als sie den Entwurf der Proklamation machten, diesen Ausdruck absichtlich gewählt hätten, und dafs sie über diese sonderbare Berichtigung ganz verwundert waren. S 183. finden wir eine neue officielle dreiste lügenhafte Behauptung. Der Herzog, oder vielmehr der Generalstatthalter, als er die Kammern eröffnet, redet von einer acte d'abdication des Königs und einer Entsagungsakte des Dauphin, er verspricht, diese Aktenstücke sollten im Archive der Deputirtenkammer niedergelegt werden, er erwähnt aber gar nicht, dafs die Niederlegung bedingt sey, dafs sie nur zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux laute. Welche Armseligkeit!! Schon am vierten August, also in dem Augenblicke, wo er B. den Vorschlag machte, Ludwig Philipp zum König zu erklären, ihm aber Bedingungen vorzuschreiben, welche eine ganz neue Ordnung der Dinge begründen könnten, erklärt Dupont S. 193: »Nous sommes envahis par une faction aristocratico-doctrinaire, qui employe tous les efforts à faire avorter les germes de liberté semés par la révolution et qu'il seroit de notre dévoir de féconder.« Dupont fügt hinzu: »Meine einzige Zuversicht ist die Rechtlichkeit des Herzogs von Orleans, der mir von den besten Absichten beseelt scheint, nicht immer aber die Einsicht hat, die man ihm wünschen möchte.« Man wird sich erinnern, dafs Dupont damals Minister war. S. 199. erfahren wir von Hrn. B., wie erwünscht besonders nach Karls X. Entfernung es dem Herzoge von Orleans war, dafs nicht einer seiner Hauptclienten, sondern der eitele und unnütz geschäftige Bérard den Entwurf zu der Erklärung machte, dafs man ihm zum König verlange. Der Herzog wich aber B.'s Vorschlag, die neue Einrichtung weiter hinauszuschieben, aus, er zog vor, die Charte von 1814 sogleich zu modificiren und die neue definitive Constitutionsakte sogleich mit dem Antrage Bérard's zu verbinden. Den Entwurf machte der Herzog, die Ausführung übertrug er dem Herzoge von Broglie und Guizot. Hr. B. fügt hinzu: „Ich gestehe, ich hätte mir nicht angemafst, mir allein die Fähigkeit zuzutrauen, die Verfassung eines grofsen Volks zu entwerfen, und ohne die

dringende Nothwendigkeit, welche die Ereignisse herbeiführten, würde ich mich nicht einmal zu einer so übereilten Discussion geboten haben.“ Er thut es dennoch und läfst sich sogar zweimal von denen, die etwas anders wollen als er, und ihn doch gebrauchen müssen, auf eine ganz komische Art anführen. Sein Vorschlag wird nämlich den Ministern mitgetheilt, es wird ihm gesagt, er solle in den Ministerrath gerufen werden, er wird nicht gerufen, er erfährt, dafs sein Vorschlag an Guizot und Broglie übergegangen sey. Dies nennt er dann, er sey feindlichen Händen anvertraut worden. Er fügt spöttisch hinzu, Guizot habe, um ihn zu beruhigen, ihn versichert, der Herzog von Broglie liebe die Freiheit nicht weniger als er (nämlich Guizot), das habe Bérard gern geglaubt. Die Erzählung des Schicksals seines Vorschlags, bis er verbessert zu ihm zurückkam und aller der kleinen Umstände, die sich bei der Gelegenheit ereigneten, zeigte uns Hrn. B. bei aller seiner Liberalität nicht weniger eitel, als irgend einen Doctrinär, wie er uns denn für einen Quasi-Republikaner schon sehr armselig vorkam, als er uns zu der Zeit, als der Herzog von Orleans auf's Stadthaus abgeholt wurde, mit so viel Selbstgefälligkeit beschrieb, wie er dem Herzoge so vertraulich beim Anziehen geholfen, und eine neue Kokarde an den Hut gemacht. Man kann sich denken, wie es diesen Mann ärgert, als ihm versprochen worden, er solle Abends um acht Uhr in den Ministerrath gerufen werden, als er, nachdem er die Nacht durch harrend gesessen und seinen Wagen sogar angespannt stehen lassen, gegen zwei Uhr mufs ausspannen lassen und geäfft ist. Man entschuldigt sich, man verspricht ihn ein zweites Mal zu rufen, dieselbe Geschichte wiederholt sich; doch läfst er sich gefallen, dafs sein Vorschlag in seiner Abwesenheit modificirt werde. Das Aktenstück, welches man ihm zustellte (am 6ten August), findet man S. 210—214. Bérard sagte indessen etwas verdrieflich zu Guizot, als er den neuen Vorschlag mitnahm: »Sie haben Ihre Arbeit gemacht, jetzt will ich auch meine machen.« Dann folgt eine sehr breite Erzählung voll Einbildung des Mannes von sich selbst, endlich erklärt er sich über das Verhältnifs seines ursprünglichen Vorschlags und der ministeriellen Redaction desselben, S. 217, auf eine solche Art, dafs wir seine Worte anführen müssen, um unsern Lesern einen Begriff von der Art zu geben, wie diese Leute von sich selbst reden. Er schreibt: »La première (seine eigne)

respire l'amour de la liberté, l'autre (die des doctrinären Cabinets) est l'ouvrage des hommes ennemis de tout progrès.« Die Geschichte seines Vorschlags, die der zur Prüfung niedergesetzten Commissionen, der successiven Veränderung wird sehr ausführlich erzählt, und Bérard und Kératry gehen in Rücksicht auf wesentliche Punkte, die sie Anfangs für die neue Verfassung gefordert hatten, nach. Unter diesen Punkten war die Aufhebung des Adels und die neue Besetzung der Gerichte; beides unterblieb. Bérard entschuldigt sich darüber auf folgende Weise: „Ich fürchtete, eine plötzliche Veränderung, eine zu grofse Ausdehnung der Rechte, die dem Volke unmittelbar gegeben werden sollten, könnte sie von dem Ziele entfernen, dessen Erreichung sie suchen müfsten.“ Er fügt hernach hinzu: »Ich schäme mich jetzt, dafs ich dergleichen Besorgnisse empfinden konnte. Ich hätte wissen müssen, dafs der, welcher die Gewalt im Staat hat *(le pouvoir)*, immer mit Menschen umgehen seyn würde, welche alles gegen die Freiheit zu unternehmen fähig wären, dafs man also niemals fürchten dürfe, man werde zu viel dafür thun. Sehr richtig bemerkt er hernach über den Zusatz zur Constitution: die katholische Religion sey die der Mehrheit der Franzosen, das sey lächerlich, weil eine Thatsache nicht in die Constitution gehöre. Diesen Grund lassen wir gelten, was er aber hinzufügt, scheint uns um so trauriger, je mehr es in der Wahrheit begründet seyn mag. Er behauptet nämlich, die Thatsache sey nicht einmal wahr, es bekenne sich vielmehr die Mehrheit der Franzosen zum Indifferentismus, und von dieser opinion sagt er: »qu'elle étoit fortement soutenue par quelques uns de ses collégues.« Die Verhandlungen der Kammer über die Einrichtung der neuen Königswürde werden hier, wie wir oben schon sagten, der Länge nach abgedruckt, wir verweilen aber dabei nur so weit, als wir auf einige Dinge aufmerksam machen und einige Bemerkungen ausheben können, die auf den Charakter und das Benehmen der Leute, die jetzt in Frankreich Gesetze geben, einiges Licht werfen. So z. B. redet Hr. Bérard von der Erscheinung der drohenden Schaaren junger Leute während der Berathschlagungen der Kammer über die Modification der Charte und von ihrer Forderung der Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde. Bei dieser Gelegenheit heifst es, S. 264—265: »Ihre Gegenwart hatte vielen unserer Collegen einen heftigen Schrecken eingejagt, und ich wage nicht

zu behaupten, dafs dieser Schrecken nicht heilsam gewesen sey. Ohne diesen Schrecken würde man sich viel heftiger widersetzt haben und die Discussionen hätten länger gedauert, ohne dafs sie darum gewissenhafter oder gründlicher wären geführt worden. Die Wirkung der Furcht auf einige unserer Collegen war ganz sonderbar. Sie sagten, wenn man daran dächte, ihnen Gewalt anzuthun, dann würden sie das Gegentheil von dem votiren, was sie sonst votirt hätten.« An diesem Zuge erkennt man, setzt Hr. Bérard selbst hinzu, mit welcher Art von Leuten wir zu thun hatten. Von Villemain sagt der Verf. S. 296: „Es war merkwürdig zu hören, wie er an diesem Tage seine ganze reiche Erfindungsgabe aufbot, um zu beweisen, dafs man aus dem Herzoge von Orleans einen König machen müsse, da er vor acht Tagen nicht einmal recht und gut fand, dafs man ihn zum Generalstatthalter des Reichs mache. Freilich,« fährt er fort, »war vor acht Tagen Gefahr dabei, und dagegen in dem Augenblick Belohnungen zu gewinnen.«

Von S. 270—390. findet man ein ganzes Buch aus den Zeitungen abgedruckt. Auf der letzten Seite dieser aus den Zeitungen abgedruckten Verhandlungen folgt wieder eine dreiste Lüge. Dort wird erzählt, wie sich die ganze Kammer ins Palais-Royal begiebt und den Herzog als König begrüfst; dazu setzt Hr. Bérard: „Le soir une illumination spontanée et la plus grande qu'on ait jamais vue inonda la ville de clarté.« Diese schnarrende Redensart wird in unserer Randglosse von der Augenzeugin mit dem einsilbigen Worte *Faux* auf ihren wahren Gehalt zurückgebracht. Sehr gut wird geschildert, wie hernach, als die Rede davon ist, ob die Pairskammer erhalten werden soll, oder nicht, aus allen Ecken die Freunde des alten Systems, der alten Einrichtungen hervorkommen; doch sagt Hr. Bérard S. 394: »Sie zeigten aber bald gar zu viele Ansprüche und nöthigten daher selbst die Regierung, Strenge gegen sie anzuwenden. Wie sie hernach einmal mifsvergnügt waren, änderten sie die Sprache und faisten strafbare Hoffnungen. Wären sie gewandter oder geduldiger gewesen, so hätten sie leichter ihren Zweck erreicht, der darin bestand, dafs sie den gröfsten Einfluſs an dem neuen Hofe haben wollten; denn Ludwig Philipp legte nicht allein grofse Bedeutung darauf, dafs sie sich an ihn anschlössen, sondern er fand seine natürliche Stütze in denselben. Der König, fährt er fort, bildet sich ein, dafs diejе-

nigen, welche er die höheren Classen nennt, die eigentlichen und natürlichen Stützen seines Throns seyen, und diese seine Art, die Dinge anzuschen, hat seine mehrsten Fehler veranlafst. Der Verfasser dieses Buchs übrigens, obgleich er weder Bonapartist ist, noch Militär, noch Diplomatiker, zeigt uns dennoch ganz deutlich, was seine Landsleute eigentlich wollen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Hr. Bérard sagt ganz nude und crude, sie wollen über nns herrschen, sie wollen andern Völkern Gesetze geben. Er sagt: „Die Herrscher fremder Staaten fühlten bei der Nachricht von unserer Revolution einen Schrecken, der wohlthätig hätte werden können, wenn man ihn zu benutzen verstanden hätte. Man brauchte nicht gerade Krieg anzufangen, es war genug, dafs man nur den Krieg in der Ferne zeigte, um der französischen Nation das Uebergewicht wieder zu geben (oder sie in das Verhältnifs der Uebermacht wieder zu setzen), welches wir durch die Restauration verloren hatten.« Weiter unten spricht er sich noch viel deutlicher aus: „Im Monat August 1830," sagt er, „zitterte ganz Europa vor uns. Man würde uns die Ruhe, die wir, wann es uns gefiel, stören konnten, mit jedem Opfer bezahlt haben, welches wir von den Staaten nur immer hätten fordern können." In die Behauptung des Hrn. Bérard, dafs die Revolution nicht eine vom Herzoge von Orleans und für ihn angesponnene Conspiration gewesen sey, können wir nur mit grofser Beschränkung einstimmen. Man darf nicht zweifeln, was auch Ref. schon 1822 in Paris zu bemerken Gelegenheit hatte, dafs die Parthei, zu der auch Talleyrand gehörte, vorhanden war, dafs sie in der Stille arbeitete, obgleich an eine eigentliche Verschwörung nicht zu denken ist; auch machte sie allerdings die Revolution nicht, wie keine durch eine Conspiration je gemacht ist, sondern sie bemächtigte sich derselben. Auf welche Dinge ein Franzose bei dergleichen Gelegenheiten achtet, und wie ihm Alles Comödie und Ball ist, das sieht man bei der Feierlichkeit der Ernennung Ludwig Philipps zum Könige, wo es S. 400. heifst: »Les dames qui en général sont fort élégantes et parmi les quelles il s'en trouve d'une beauté rémarquable occupent les tribunes." Eine Anekdote bei dieser Comödie des Königs und der Kammern ist anziehend, weil Hr. Bérard zeigt, wie der König und seine Doctrinärs auch in den kleinsten Dingen, oder

vielmehr gerade nur in kleinen Dingen, Schlaubeit und Absichtlichkeit in allen ihren Schritten wahrnehmen liefsen. Bérard erzählt S. 407: Casimir Périer habe mit einer starken und ein klein wenig declamatorischen Stimme die Erklärung der Deputirtenkammer gelesen. In dem Augenblicke, als er die Worte ausgesprochen: »Das allgemeine und dringende Bedürfnifs der französischen Nation ruft S. K. H. Philipp von Orleans auf den Thron« — da habe ihn der Generalstattbalter unterbrochen und gesagt: »Ludwig Philipp,« Casimir Périer habe daher die Phrase wiederholt und habe Ludwig Philipp gesagt. — Mit Recht wirft Hr. B. in dem folgenden Satze dem Könige vor, dafs er durch Uebertreibung der Popularität gleich Anfangs seine Falschheit bewiesen habe. Als der König nach beendigter Ceremonie hinausging, gab er viele Male hinter einander Deputirten, Pairs und blofsen Bürgern seinen Händedruck *(de nombreuses poignées)*. Gleich hernach, S. 410. 411. redet Hr. Bérard mit grofser Selbstgefälligkeit von dem Benehmen der königlichen Familie gegen ihn, von ihrer Dankbarkeit und deren Aeufserung auf eine solche Weise, dafs man wohl sieht, was das für Republikaner sind, die Hr. Bérard repräsentirt. Der König erscheint freilich dabei auch in einem traurigen Licht.

Von S. 427 — 507. folgen unter dem Titel *pièces justificatives* wieder eine Anzahl Aktenstücke, welche längst gedruckt waren.

Schlosser.

1) *Plutarchi Vita Themistoclis. Recensuit et commentariis suis illustravit Carolus Sintenis. Praecedit epistola ad Godofredum Hermannum, virum illustrem. Lipsiae, sumtum fecerunt Weidmanni, MDCCCXXXII. LXXII und 219 S. in 8.*

2) *Plutarchi Vitae Aemilii Pauli et Timoleontis. Verba scriptoris ad librorum antiquorum fidem recognovit, varietatem lectionis, commentarios et tabulas chronologicas adjecit Dr. J. C. Held, gymn. Baruth. profess. Solisbaci, sumtibus J. C. B. de Seidel. 1832. XX und 564 S. in gr. 8.*

3) *Plutarchi Vitae decem Oratorum. Recognovit, annotationem criticam et commentarios adjecit Antonius Westermann. Accedit de auctore et auctoritate vitarum decem oratorum commentatio. Quedlinburgi et Lips. Sumtumfecit libraria Theod. Beckeri. MDCCCXXXIII. XII und 100 S. in gr. 8.*

4) *Plutarchi Chaeronensis Moralia, id est opera, exceptis vitis, reliqua. Graeca emendavit, notationem emendationum et Latinam Xylandri interpretationem castigatam subjunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosos adjecit Daniel Wyttenbach, hist. eloq. litt. Gr. et Lat. in illustri Athen. Amstelod. professor. Operum Tomus VIII. Index Graecitatis. Oxonii e typographeo Academico. MDCCCXXX. Pars I. A—I. Pars II. K—Ω. 1744 S. in gr. 8.*

5) *Ad examina solemnia gymnasii Fridericiani Herfordensis — publice habenda — invitat Conradus Ernestus Knebel, gymnasii director et professor. Insunt quaestiunculae criticae in Plutarchum et Platonem. Proposuit Hermannus Harleſs, ph. Dr. gymn. Frid. Herford. vicerector. Lemgoviae, typis Meyerianis. MDCCCXXIX. 14 S. in 4to.*

Als Hr. Sintenis vor mehreren Jahren eine durch einen kritisch berichtigten Text empfehlenswerthe Handausgabe von Plutarch's Vita Themistoclis lieferte (s. diese Jahrbb. 1829. No. 46.), versprach er zugleich eine gröfsere mit einem ausführlichen Commentar versehene Ausgabe dieser Vita zu liefern. Dieses Versprechen ist in vorliegender Ausgabe erfüllt worden und zwar auf eine Weise, die allerdings wünschen läfst, dafs der Herausgeber seine Bemühungen um Plutarch fortsetzen, und dafs er in gleichem Sinn und Geist, wie wir dies auch von Hrn. Held rühmen müssen, andere Vitae Plutarch's zu bearbeiten fortfahren möge. In den Bearbeitungen beider Gelehrten ist nicht blos die kritische Seite berücksichtigt, sondern auf die Erklärung und das

Verständnifs des Schriftstellers eben sowohl durch Nachweisung des Sprachgebrauchs und aller dahin gehörigen Eigenthümlichkeiten, als durch Erklärung der Sache selbst eine Sorgfalt verwendet, die Niemand verkennen wird, am wenigsten Ref., der sich mehr als einmal gegen jede einseitige Behandlung alter Autoren erklärt und auf das Wesentliche der von so Vielen vernachlässigten sachlichen Interpretation hingewiesen hat. Freilich ist ein solches Verfahren und eine solche Behandlungsweise schwieriger und erfordert gröfsere Mühe, längeres Studium und allseitige Bildung und Kenntnifs des Alterthums in seinem ganzen Umfang. Um so weniger aber darf sie umgangen werden, am wenigsten bei den Geschichtschreibern, indem hier durch eine solche Behandlungsweise allein die Frage nach dem Werth und der Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers genügend wird beantwortet werden können. Diese Rücksicht mag einige Wünsche, die wir weiter unten in Absicht auf die Bearbeitungen von Plutarch's Vitae vorbringen werden, rechtfertigen.

Hr. Sintenis hat seiner Bearbeitung der *Vitae Themistocli*s, gewissermafsen statt einer Vorrede oder Einleitung eine *Epistola ad Godofredum Hermannum, virum illustrem,* auf zwei und sechzig Seiten vorausgeschickt, in der er nicht blos seine kritischen Grundsätze in Absicht auf die Herausgabe dieser, so wie anderer Biographien Plutarch's niedergelegt, und über das bei der Ausführung beobachtete Verfahren so wie über die Gedanken, Sache und Sprache nebst Grammatik gleichmäfsig berücksichtigende Interpretation sich ausspricht, sondern auch, veranlafst durch die letzte Schäfer'sche Ausgabe der Vitae Plutarch's, Gelegenheit nimmt, einige andere für die kritische Behandlung dieser Vitae im Allgemeinen wichtige und bisher unerörtert gebliebene Punkte zu behandeln.

Der Text des Plutarch ist in Vielem noch sehr unsicher, er entbehrt in Vielem ganz der diplomatischen Grundlage, die er doch haben mufs, wenn er nicht willkührlich und beliebig unter unsern Händen sich umgestalten lassen soll. In dieser Hinsicht können wir nicht anders als rühmlichst das Verfahren des Hrn. Sintenis, den Text auf seine diplomatische Grundlage zurückzuführen, erwähnen, und müssen ihm daher Recht geben, wenn er vor Allem auf eine sorgfältige Vergleichung der Aldina und Juntina dringt, weil schon mit Stephanus eine willkührliche Behandlung des Textes und ein Verfahren eingetreten ist, das wir, nach den jetzt geltenden Begriffen, allerdings nicht als ein kritisches

bezeichnen können, ohne daſs es nach den Begriffen jener Zeit für ein solches anzusehen war. Zeigt sich schon aus der Vergleichung jener beiden alten Ausgaben, wie manche Lesart seitdem willkührlich, ohne handschriftlichen Grund, in den Text aufgenommen, wie manche Conjectur, wie manche vermeintliche Verbesserung neuerer Ausleger und Herausgeber, als handschriftliche Lesart Eingang gefunden, so tritt das Bedürfniſs einer kritischen Sichtung und Würdigung der andern bisher, d. h. seit Stephanus zur Bildung oder Berichtigung des Textes gebrauchten, angeblichen handschriftlichen Hülfsmittel um so mehr hervor, als die neuern Herausgeber Plutarch's seit dem vorigen Jahrhundert diesem Gegenstand keine Aufmerksamkeit geschenkt und daher zum Theil nur Conjecturen auf Conjecturen gehäuft haben, die bald mehr bald weniger unnöthig, dem Texte des Schriftstellers oft eine ganz andere Gestalt gegeben haben, als die ursprüngliche war. Wir erinnern nur an Reiske, wir erinnern an Corai und den ihm besonders in der letzten Ausgabe oft nur allzu willfährig folgenden Schäfer. Aber es war dies die natürliche Folge der Unkunde, die über den Text selber und dessen kritische Gestaltung schwebte, die natürliche Folge der unrichtigen oder mangelhaften Ansichten von dem Werth oder Unwerth der früher zur Gestaltung des Textes gebrauchten Hülfsmittel. Um so dankenswerther sind die Untersuchungen, welche Hr. Sintenis in dieser Epistola über den Werth dieser Hülfsmittel und ihren Einfluſs auf den Text angestellt hat, zumal da sie zugleich die erwünschte Gelegenheit geben, die wahre Lesart in vielen ohne Noth veränderten und angefochtenen Stellen wiederherzustellen. So zeigt Hr. Sintenis (um wenigstens die Resultate seiner Untersuchung hier anzugeben), wie wenig im Ganzen der Werth der Bodlejani'schen Lesarten anzuschlagen ist, und wie sie nur mit der gröfsten Vorsicht benutzt werden dürfen, eben weil ihr unvorsichtiger Gebrauch grofse Nachtheile gebracht hat, wie die hier sattsam mitgetheilten Belege beweisen. Es kommt unter diesen Lesarten so Manches vor, was offenbar Erklärung der Abschreiber ist und aus dem Bestreben derselben, dunkele oder zum Verständniſs schwierige Stellen lesbar und verständlich zu machen, hervorgegangen ist, daher auch die Herausgg. Plutarch's zum öftern getäuscht und irre geleitet hat, besonders in Aufnahme von unnöthigen Zusätzen oder Einschaltungen, die eine sorgfältigere Behandlung des Textes auszumerzen hat. So sind aus ihnen wohl manche Verderbnisse, und nur wenige wahre

Verbesserungen des Textes hervorgegangen, ihr Werth daher im Ganzen nicht hoch anzuschlagen.

Nun wendet sich der Verf. zu den Lesarten, die unter dem Namen des Vulcobius in Verbindung mit denen eines Anonymus zuerst in der Frankfurter Folioausgabe Plutarch's erschienen und so dann weiter bekannt und verbreitet worden sind; obwohl der Verf., einige Data noch von Paris erwartend, erst in der Folge nähere Aufschlüsse über diese Variantenmasse zu geben verspricht, so ist doch das, was er schon jetzt darüber bemerkt und durch Gründe und Beispiele zur Genüge belegt, von der Art, dafs, namentlich was den Gebrauch betrifft, den der Kritiker von diesen Lesarten machen kann und machen darf, kein weiterer Zweifel über ihren Werth oder Unwerth, so verschieden auch Reiske's und Wyttenbach's Urtheile darüber sind, obwalten kann und des Verfs. Behauptung, dafs in denselben eine Masse von handschriftlichen Lesarten mit Verbesserungen und Aenderungen neuerer Gelehrten vermischt enthalten sey, nur allzu wahr erscheint. Eben darum ist aber auch wenig Werth darauf zu legen, wenn hier z. B. von einer Uebereinstimmung mit andern Handschriften die Rede ist, da es am Ende auf Eins hinausläuft. Daraus aber geht hervor, mit welcher Vorsicht der Kritiker von diesen Lesarten Gebrauch zu machen hat. Was der Hr. Verf. darüber sagt, hat er mit Beispielen belegt, die sein Urtheil, das wir in der Note mit seinen eigenen Worten beifügen wollen, hinreichend begründen. *) Aufserdem verbreitet sich diese Epistola, die keiner, der sich mit Plutarch und dessen Text beschäftigt, ungelesen lassen darf, noch über einige andere Punkte, die bei der Kritik Plutarch's von Belang sind; der Verf. zeigt, wie nicht blos aus den näher angeführten Ursachen, sondern auch aus Unkunde der Grammatik und des Sprachgebrauchs, oder auch selbst sachlicher Gegenstände

*) „Ego quidem sic sentio, singulas discrepantias accurate examinandas ponderandasque esse et cum vulgata scriptura conferendas, cui quum praestat lectio Vulcobiana vel propter sententiam vel propter nexum vel aliam idoneam ob rationem, tum vero non reprehenderim ego eos editores, qui prae altera ista scriptura vulgatam derelinquunt; ubi vero sic comparata est vulgata loci scriptura, ut bonitate aequet Vulcobianam, ibi non arbitror quidquam esse novandum, quum eae quidem, quas per editiones Aldinam Juntinamque propagatas habemus lectiones certo, ut videtur, nitantur codicum manu scriptorum auctoritate, singularum vero Vulcobii lectionum fides sit incertissima." (pag. XXXV.)

(z. B. Antiquitäten und dergl. m.) manche falsche Lesart in den Text gekommen ist, und deutet damit hinreichend einem Bearbeiter der Vitae die Punkte an, auf die er sein Augenmerk zu richten hat und die er keineswegs übersehen darf.

Die Einrichtung der Ausgabe selbst ist die, dafs auf jeder Seite oben der griechische Text, unter demselben kurz die Angabe der abweichenden Lesarten, und dann auf doppelten Columnen die Anmerkungen stehen, so dafs die Uebersicht für den Gebrauch bequem ist. Dafs der Verf. den Text nach den von ihm selber aufgestellten und auch in der kleinern Handausgabe befolgten Grundsätaen constituiren werde, wird man von selbst erwarten. Einzelne Abweichungen von der ersten Ausgabe, wo bessere Einsicht den Herausgeber eines Bessern belehrte, kommen hie und da vor; so z. B. Cap. IV. *ἑκατὸν — ἐποιήθησαν τριήρεις, αἱ καὶ πρὸς Ξέρξην ἐναυμάχησαν*, wo der Verf. früher verbesserter *αἷς* (s. die Praefat. der kleinern Ausgabe p. XXII.), nun aber wieder zur Vulgata zurückgekehrt ist, weil er sich überzeugte, dafs hier keine gebieterische Nothwendigkeit, die Lesart aller Handschriften zu verlassen, eintritt, und man wohl eben so gut, als man sagt *νηὶ ναυμαχεῖν*, am Ende auch wird sagen können *ἡ ναῦς ἐναυμάχησε*. Ueberhaupt tritt das Bestreben, den Text mit Beseitigung und Umgehung aller der unnöthig und ohne handschriftliche Autorität aufgenommenen Verbesserungen und Vermuthungen auf die alten Urkunden zurückzuführen, überall unverkennbar hervor; in der kritischen Behandlung vermissen wir nicht die Schärfe und die Bestimmtheit, die hier stets herrschen soll, und die auf ein richtiges Gefühl und einen sichern Takt so wie auf gründliche Kenntnifs der Sprache gestützt, uns nie zweifeln oder in der Wahl dessen, was Aufnahme oder Verwerfung verdient, schwanken läfst. Wie der Verf. in dieser Beziehung dachte, hat er gelegentlich an mehreren Orten ausgesprochen, wie z. B. S. 55. oder S. 91. 105, wo Plutarch's Text allerdings in Widerspruch steht mit der Quelle, aus der er geflossen, ohne dafs wir jedoch damit ein Recht auf eine Aenderung des Textes hätten, der die offenbaren Spuren einer Nachlässigkeit an sich trägt, die wir auch in Absicht auf geschichtliche oder antiquarische Punkte hie und da an andern Orten Plutarch's wahrnehmen und aus der ungeheuern, den vielbewanderten Mann oft selbst erdrückenden und überwältigenden, Belesenheit, die solche Irrthümer leicht verursachte, erklären müssen, ohne dafs wir um solcher einzelner offenbaren Verstöfse oder Nachlässig-

keiten, die, wie gesagt, sich leicht erklären, ja meist auch entschuldigen lassen, im Allgemeinen über Plutarch's Geschichtschreibung ein Verdammungsurtheil aussprechen und ihn selbst als einen unkritischen, unzuverlässigen Schriftsteller darstellen dürfen, da sorgfältige Untersuchungen, wie sie in neuerer Zeit geführt worden, immer mehr das Gegentheil davon beweisen. Darüber weiter unten noch Einiges.

Was wir aber über die kritische Behandlung des Textes gesagt haben und über das Bestreben des Herausgebers, den ursprünglichen urkundlichen Text überall wieder herzustellen oder zu erhalten, wollen wir nun mit einigen Beispielen belegen und damit einige Stellen in Verbindung bringen, wo wir zum Theil anderer Ansicht sind. Gleich im ersten Capitel ist die Lesart der Handschriften: *Φρεαρρίου τῶν δήμων*, wofür man hier sowohl, als an andern Orten Plutarch's, wo dieselbe Redensart vorkommt (z. B. noch zuletzt Hr. Westermann in der unten anzuführenden Ausgabe S. 100.), den Accusativ *τὸν δῆμον* setzte, hergestellt; Ref. glaubt zu ihrer Vertheidigung noch die Stelle aus der Vita Aemilii Paul. 2: *τὸν Αἰμυλίου οἶκον — τῶν εὐπατριδῶν γεγονέναι κ. τ. λ.* anführen zu können. Eben so richtig ist z. B. Cap. II. init. beibehalten *γενόμενος* (ohne Noth von Corai in *γινόμενος* verwandelt; wie den überhaupt, setzen wir hinzu, hinsichtlich dieses Verbums Corai sich eine Menge von unnöthigen Verbesserungen in allen Vitis hat zu Schulden kommen lassen), ibid. *ἐξανισταμένῃ* (wo mit gleichem Unrecht Corai verbesserte *ἐξισταμένῃ*) und *τὰ κοινὰ πράττειν ἀποτρέπων*, wo das von Reiske, Corai und Schäfer ohne handschriftliche Autorität vorangestellte *τοῦ* nun weggefallen ist, da Plutarch's Sprachgebrauch den Artikel keineswegs nothwendig macht und die Handschriften ihn hier weglassen. So ist Cap. III. beibehalten *τοὺς πότους* (wo Andere *τόπους*) *παραιτεῖσθαι* und durch die beigefügte Note vollkommen gerechtfertigt, Cap. V. am Eingang *εὔτονον*, wo Corai und Schäfer mit Bryanus geschrieben: *ἔντονον*, was der Herausgeber selbst früher angenommen, jetzt aber mit Recht bezweifelt; ibid. *φοιτᾷν παρ' αὐτῷ*, wo Reiske *αὐτὸν* corrigirte, ibid. *ὥστε που καὶ πρὸς Σιμονίδην κ. τ. λ.*, wo Andere verbesserten *ὥσπερ*. So ist Cap. VI. hergestellt *ἔγραψαν*, da die gewöhnliche Lesart *ἐνέγραψαν* aller handschriftlichen Autorität entbehrt; eben so Cap. VII. init. *ἔπεισιν*, wo Schäfer schrieb *ἔπειθεν*. (Allerdings verdient dieser Punkt, der Gebrauch des Imperfects und Aorists, bei den vielfachen, willkührlichen

Aenderungen, die man sich hier erlaubt hat, eine genauere Erörterung; Ref. ist übrigens überzeugt, dafs Plutarch auch hier mit einer Sorgfalt verfuhr, die ihn den besseren Atticisten an die Seite stellt.) So ist Cap. VII: ἐναντιουμένου δ'αὐτῷ μάλιστα τῶν πολιτῶν Ἀρχιτέλους, das von Stephanus eingeschaltete μάλιστα in Klammern gesetzt, weil diese Autorität keine zuverlässige ist und andere Handschriften das Wort auslassen. Cap. VIII. ist mit Recht wieder zurückgeführt: καὶ δένδρα περὶ αὐτῷ πίφυκε, wo Reiske's unnöthige Verbesserung αὐτὸν selbst bei Corai und Schäfer Eingang gefunden hatte. — Am Schlufs von Cap. IX. wird ἐμφῦναι (wofür Corai und Schäfer, unsichern Autoritäten folgend, ἐμβῆναι gaben) mit Recht beibehalten und die ganze Stelle in der Note kritisch und exegetisch behandelt. Wir wüfsten keinen andern Rath, als ὅπερ zu streichen, wie schon Reiske vorschlug, oder es wenigstens in Klammern zu setzen. In der Erklärung von προειμένων sind wir ganz mit dem Verf. einverstanden, der auch Cap. X. am Eingang mit Recht die Vulgate ἐπῆγεν beibehalten und vertheidigt hat, und in der schwierigen Stelle gegen Ende des Capitels: Κλείδημος δὲ καὶ τοῦτο Θεμιστοκλέους γενέσθαι ποιεῖται στράτηγημα (wo Corai und Schäfer mit Stephanus den Infinitiv γενέσθαι wegliefsen), zwar die Vulgata beibehalten, aber in der Note sich doch für Stephanus erklärt hat. Allerdings konnte die Vorsicht, die der Herausgeber sich zum Gesetz gemacht hat, sein Verfahren an dieser Stelle rechtfertigen. So weist er Cap. XI. Valckenaer's unnöthige Verbesserung ἐπαναραμένου δὲ τὴν βακτηρίαν ὡς πατάξοντος für ἐπαραμένου, wie der gewöhnliche Text lautet, ab, und erklärt sich auch für die Beibehaltung der Schreibart διὸ für δι' ὃ, z. B. Cap. XII, worin wir ihm vollkommen beipflichten müssen. In demselben Cap. wird die Richtigkeit der von Reiske gemachten, nachher durch die Pariser Handschrift bestätigten und daher auch in den Text aufgenommenen Lesart καὶ τῶν στενῶν (für τῶν στεγανῶν) προέμενος βοήθειαν κ. τ. λ. in der Note nachgewiesen, und gleich darauf die Schreibart Σίκιννος (für Σίκινος), die auch durch die Pariser Handschrift und Herodot bestätigt wird, als die wahre aufgenommen und in der Note über die Person selbst Einiges bemerkt. Ibid. billigen wir die Zurückführung der Lesart ἐπιλαμβάνεσθαι für συνεπιλαμβάνεσθαι; welches der handschriftlichen Autorität, wie es scheint, entbehrt, und als eine unnöthige Veränderung in der Note nachgewiesen wird. Auch spricht Plutarch's Sprachgebrauch eher dagegen als

dafür. Mit gleichem Recht ist auch bald nachher die ohne alle Abweichung erwähnte Lesart: ὅπως — ναυμαχήσωσι (wofür Andere wohl ναυμαχήσουσι) beibehalten worden; dagegen Cap. XVI. schreibt Hr. Sintenis mit Andern nach der Pariser Handschrift ὅπως ἀπαλλαγήσεται (statt der Vulgate ἀπαλλαγήσηται), und sucht in der Note ausführlich die grammatischen Gründe für diese Lesart auseinanderzusetzen. Allerdings sind beide Stellen verschieden, und in sofern allerdings auch nicht auf gleiche Weise zu behandeln, obschon Plutarchs Sprachgebrauch schwerlich hierin dem der älteren Attiker ganz adäquat seyn dürfte. Cap. XIII. hatten Schäfer und Corai auf des Vulcobius Autorität hin Σανδάκης (wie auch schon Stephan in einer Handschrift gefunden zu haben vorgab — vielleicht die Pariser, die wirklich so hat) aufgenommen, während unser Herausgeber die Vulgate Σανδαύκης, die auch Aristid. IX. ohne alle Variante vorkommt, beibehalten hat. Ob mit Recht, läfst sich bezweifeln; Manche werden Σανδάκης wegen der auch bei andern persischen Namen vorkommenden Endung für persischer halten als Σανδαύκης. Bei Herodot VII, 194. kommt Σανδώκης vor; worüber sowohl Böckh im Corpus Inscriptt. II, 1. p. 158. (wo auch über die in persischen Namen vielfach vorkommende Sylbe), als Pott Etymolog Forschungen p. LIV. Einiges bemerken. Dagegen Cap. XIV. am Schlufs ist gewifs mit Recht Σωσικλῆς statt der im Pariser Codex offenbar als Abbreviatur vorkommenden Lesart Σωκλῆς, beibehalten. S. Herodot. V, 92. §. 1. und unsere Note pag. 171, und hinsichtlich der Anmerkung Valckenaer's Note zu Herodot VIII, 11.

Um aber auch einiger Veränderungen, die der Herausgeber im Texte vornahm oder doch in Vorschlag bringt, zu gedenken, so erinnern wir zuvörderst an Cap. I, wo nach der Pariser Handschrift und nach des Vulcobius Autorität gewifs mit vollem Rechte emendirt wird: ὅτι μέντοι τοῦ Ανκομιδῶν γένους μετεῖχε δῆλός ἐστι (für δῆλόν ἐστι, nach dem auch bei andern Schriftstellern beobachteten und hier in der Note aufser einigen Nachweisungen auch noch durch eine Reihe von eigenen Beispielen belegten Sprachgebrauch, nach welchem auch in der Stelle Alcibiad. XXXV. ἄδηλός ἐστιν (für ἄδηλόν ἐστι, was Ref. mit Unrecht, wie er jetzt glaubt, früher beibehielt) zu schreiben ist; auffallend aber war es dem Ref., dafs der Verf. Pyrrh. XIII, wo Ref. nach mehreren Pariser Handschriften schrieb καὶ τοῦτο ποιήσων (statt ποιήσειν) ἐπίδοξος ἦν, dies S. 39. mifsbilligt. Warum

soll die Analogie des Sprachgebrauchs hier kein Particip verstatten? und ist es wohl anzunehmen, dafs Abschreiber oder Leser aus einem ποιήσειν das ungleich schwierigere ποιήσων gemacht? Wir glauben, mit nichten. Uebrigens möchten wir nicht Stellen, wie Arist. 20: δόξαν μὲν παρέσχεν ὡς Κορινθίοις αἰτήσων τὸ ἀριστεῖον mit diesem Sprachgebrauch, wie Held ad Aemil. Paul. p. 167. thut, in einige Verbindung bringen, denn sie sind offenbar verschiedener Art. Um auf unsere Stelle wieder zurückzukommen, so hat der Verf. darin die Beziehung und Bedeutung von μέντοι richtig aufgefafst, und die Richtigkeit seiner Verbesserung Λυκομιδῶν für Λυκομηδῶν unterliegt wohl nach den beigebrachten Beweisen kaum einem Zweifel, so schwierig auch die Erklärung des Wortes selbst ist, das der Verf. für eine abgekürzte Form (Λυκομίδης also für Λυκομηδίδης) hält, wie bei Herodot V, 92. (vergl. daselbst des Ref. Note §. 5. pag. 183.) Ἡτίδης für Ἑτεωνιάδης. — Cap. II. schreibt der Verf. ὅθεν ὕστερον ἐν ταῖς ἐλευθερίοις καὶ ἀστείαις λεγομέναις διατριβαῖς κ. τ. λ. statt ἐλευθέραις, da er den Gebrauch dieser Form bei Plutarch bezweifelt. Die Pariser Handschrift hat ἐλευθερίαις; die Verbesserung ἐλευθερίοις kommt aus Vulcobius. So hat sich auch der Verf. jetzt entschlossen, Cap. IV. die Aenderung des H. Stephanus: τὴν Ἀθηναίων πόλιν αὖθις ἀνέστησαν aufzunehmen, da die Vulgate: λυθεῖσαν ἔστησαν in keinem Fall beibehalten werden konnte, und andere Verbesserungsvorschläge minder einfach und weniger annehmbar erscheinen. Eben so hat der Verf. unbedenklich Cap. X. die auch von Hermann gebilligte Veränderung τῇ Ἀθηνᾷ τῇ Ἀθηνάων (statt der Vulg. Ἀθηναίων) μεδεούσῃ aufgenommen, wo Andere Ἀθηρῶν, Andere aber auch Ἀθηνέων in Vorschlag brachten, was uns aber auch so wenig zusagen will als dem Verf., der die Beweggründe seiner Aenderung in der Note ausführlicher entwickelt. — Cap. VII. schlägt der Verf. vor zu lesen: καὶ πέμπεται μετὰ τῶν νεῶν ἐπ' Ἀρτεμίσιον κ. τ λ, wo der Artikel τῶν gewöhnlich fehlt und auch nach des Rec. Ermessen ohne handschriftliche Bestätigung nimmermehr aufzunehmen ist. Wir zweifeln aber, ob je eine solche zu erwarten ist, da wir den Fall lieber unter die vom Verf. auch mehrfach in seinen Noten bei andern Stellen bemerkte Auslassung des Artikels in gewissen Redeformeln oder bei einzelnen bestimmten Wörtern und Ausdrücken bringen möchten. Vergl. z. B. S. 42 u. 43. 68. 181. oder p. XXII. der Epistol. Eine leichte und empfehlenswerthe Vermuthung, die der Herausgeber

jedoch nicht ohne handschriftliche Autorität in den Text zu setzen wagte, bringt in die, so wie sie jetzt gelesen wird, offenbar widersinnige Stelle zu Eingang des Cap. IX. einen Sinn. Nämlich in den Worten τῶν Ἀθηναίων ἐπὶ πᾶσι τεταγμένων καὶ δι' ἀρετὴν μέγα τοῖς πεπραγμένοις φρονούντων soll καὶ nach den Worten δι' ἀρετὴν, die nun an das vorhergehende Verbum sich anschliefsen, gesetzt werden. So hebt sich leicht der innere Widerspruch, der in dieser Stelle nach der gewöhnlichen Lesart liegt. Auch die verdorbene Stelle Cap. X. gegen das Ende: γονέας μὲν ἄλλῃ προπεμπόντων, αὐτῶν δ' ἀκάμπτων πρὸς οἰμωγὰς καὶ δάκρυα γονέων (so lautet sie im Texte) κ. τ. λ. wird S. 71 und 72. ausführlich behandelt; die eigenen Vorschläge des Hrn. Verfs. gehen dahin, γονέας in γενεάς und γονέων in γυναικῶν zu verwandeln. — Cap. XIII. ist mit Schäfer statt καθιερῶσαι gesetzt καθιερεῦσαι, eben so Cap. XIV, ναῦς ἀλιτενεῖς, wie Bryanus emendirte, statt ναῦς ἀτενεῖς; in den unmittelbar vorausgehenden Worten: ἢ τὴν εἰωθυῖαν ὥραν παραγενέσθαι τὸ πνεῦμα λαμπρὸν κ τ. λ. will der Verf. τὸ vor πνεῦμα wegen des Folgenden entweder in τὴν verwandeln oder schreiben τὸ τὴν πνεῦμα. Nothwendig wird übrigens diese Verbesserung kaum erscheinen. — In demselben Cap. gegen Ende geben die Handschriften Σωσικλῆς (die Pariser Σωκλῆς) ὁ Παιδιεύς, welcher Zusatz, als Bezeichnung des Demos, aus welchem Sosikles war, hier unpassend erscheint, aber doch in allen Handschriften sich findet. Sollte hier nicht ein Irrthum oder ein Versehen Plutarch's in der oben angeführten Weise statt finden? Wir können daher vorerst in keine Aenderung des Textes willigen; Hr. Sintenis schlägt aus mehreren in der Note näher ausgeführten Gründen vor ὁ Πειραιεύς. Ist es aber wohl glaublich, dafs die Abschreiber diesen ihnen bekannteren Namen mit dem ganz fremdartigen Παιδιεὺς vertauscht? Wir zweifeln sehr daran. In der gelegentlich S. 106. behandelten Stelle des Herodot. VIII, 16. theilt Rec. die Ansicht des Verfs., nach welcher Reiske's Verbesserung περιπιπτουσέων ἀλλήλαις (statt περιπιπτουσέων περὶ ἀλλήλας) wohl den Vorzug verdient.

Wir haben im Bisherigen blos der kritischen Seite dieser Ausgabe gedacht und müssen jetzt noch über die Anmerkungen Einiges bemerken, weil sie aufser den kritischen Erörterungen, die eigentliche Erklärung, grammatisch-sprachlicher und sachlicher Art enthalten, in welcher Beziehung der Verf. gewifs immer mehr leisten wird, je vertrauter seine Bekanntschaft mit

dem Autor selbst wird, der am besten aus sich selbst erklärt wird, dessen Sprachgebrauch bisher weniger beachtet, es nun immer mehr zu werden anfängt, wie auch die Bearbeitung einiger andern Vitae durch Hrn. Held auf's Erfreulichste beweist. Denn es hat unser Verf. dem speciellen Sprachgebrauch und der eigenthümlichen Ausdrucksweise des Plutarch besondere Aufmerksamkeit gewidmet; denn daraus lassen sich nicht wenige Verbesserungen oder Verbesserungsvorschläge von Reiske, Corai u. A. als unnöthig nachweisen; er hat ferner die Eigenthümlichkeiten der späteren Gräcität, und einzelne Abweichungen von der classischen, älteren Sprache sorgfältig bemerkt. Man vgl. z. B. Cap. II. S. 11. die Note über das anführende, den Worten selber vorangesetzte ὡς für das sonst gewöhnlichere ὅτι (eine andere Eigenthümlichkeit in dem Gebrauch von ὡς bemerkt auch Westermann in der unten anzuführenden Schrift S. 6.), oder zu Cap. XVI. p. 108. über den Gebrauch von ὑπὲρ, wo sonst περὶ steht, oder Cap. XVIII. p. 121. über den Gebrauch und die Construction von διά mit dem Genitiv oder Accusativ, oder zu Cap. XXVI. p. 167. über ὡς mit folgendem Particip, als einer Art von Folgesatz. Ueber die dem Vocativ in der Anrede bald zugesetzte, bald weggelassene Interjection ὦ erhalten wir zu Cap. II. S. 12. eine ausführliche Bemerkung, eben so Cap. XXVI. p. 169. über den Gebrauch von ἀεί, Cap. XXIX. p. 180. über die Redensart φοιτᾷν ἐπὶ θύρας und ähnliche. Gut erklärt wird Cap. IX. p. 58. der Ausdruck ἐνεχάραττε κατὰ τῶν λίθων i. e. *inscripsit desuper* mit Bezug auf das zunächst stehende ἐπιφανῆ γράμματα; denn sie mufsten in der Höhe eingegraben seyn, um leicht von den vorübersegelnden Ioniern gesehen zu werden. — Wir machen noch weiter aufmerksam auf die richtige Erklärung des Ausdrucks ἀνάγειν ἐπὶ τὸν λόγον (Cap. XI. p. 78.), oder (ibid. p. 79.) der Worte ἐπιστρέψας τὸν λόγον (bei welcher Gelegenheit auch Herodots Worte VIII, 62: λέγων μᾶλλον ἐπεστραμμένα in ihrem wahren Sinn aufgefafst werden, wie Ref. zu dieser Stelle zeigen wird), oder (Cap. XII. p. 87.) des Ausdrucks τέλος in der Bedeutung *edictum*, oder der Schlufsworte desselben zwölften Cap.: ὅστε καὶ θυμῷ τοὺς Ἕλληνας κινῆσαι μετ' ἀνάγκης πρὸς τὸν κίνδυνον, wo der Verf. jede Aenderung abweist, und blos zu κινῆσαι nicht das Kriegsschiff, sondern Themistocles, oder Aristides sammt dem Themistocles als Subject hinzugedacht wissen will. Nach unserer Ueberzeugung mit vollem Recht. Eher bezweifeln wir die Richtigkeit der Worte des Eurybiades Cap. XI.

p. 77: ἐν τοῖς ἀγῶσι τοὺς προεξανισταμένους ῥαπίζουσι. Hier nämlich soll man προεξανίστασθαι nicht von denen verstehen, die zu frühe sich aufmachen, vor dem gegebenen Zeichen aus den Schranken in die Rennbahn stürzen, sich also eines strafwürdigen Vergehens schuldig machen, sondern von denen, die zögernd und langsam dem Wettlauf zuschreiten *(qui cunctantur ad certamen prodire eoque victoria frustrantur, moratores,* wie Cruserius übersetzte). Allein, fragen wir, kann überhaupt ein solcher Sinn in dem Worte προεξανίστασθαι liegen, und ist nicht vielmehr die andre Bedeutung, in welcher wir mit Wesseling das Wort in dieser Stelle sowohl als bei Herodot VIII, 59. nehmen, die natürliche, die aus dem Grundbegriff und der Zusammensetzung dieses Verbums frei und ungezwungen hervorgeht. Dazu paſst denn nachher auch das im Gegensatz stehende ἀπολειφθέντας oder, wie Herodot noch bezeichnender sich ausdrückt, ἐγκαταλειπόμενοι; beide Ausdrücke drücken doch ein Zurückbleiben im Wettlaufe selbst und während desselben aus, und bilden so passende Gegensätze zu προεξανίστασθαι, womit das zu frühe und daher unerlaubte Voraneilen gemeint ist. — Ueber κίταρις (welche Schreibart dem Plutarch zunächst vindicirt wird, statt der andern Schreibung κίδαρις) giebt die Note zu Cap. XXIX. p. 185. nähern Aufschluſs. Und so könnte Ref. fortfahren, noch eine Reihe von grammatischen und sprachlichen Bemerkungen anzuführen, wenn solches nach den vorgelegten Proben überhaupt nöthig wäre, auch sind genaue Register über die in den Noten behandelten Gegenstände und Ausdrücke beigefügt, so daſs sich Jeder leicht durch eigenes Nachschlagen davon überzeugen kann. Was nun aber die Forderung betrifft, in solchen Anmerkungen stets ein bestimmtes Maſs zu halten, so wird diese Forderung, eben wegen der Schwierigkeit, hier eine bestimmte Grenzlinie zu ziehen, wo die subjective Ansicht unwillkührlich einen in der Natur der Sache selbst liegenden Einfluſs ausübt, immer nur als eine relative Forderung gelten können, und so wird es denn nicht auffallen, wenn auch Ref. nach seinem individuellen und subjectiven Standpunkt hie und da eine Bemerkung oder einen Zusatz vermiſst. So wird z. B. Cap. I. p. 19. zu ἐπεδείκνυε richtig bemerkt, daſs dieses Verbum hier nicht einfach *monstrare,* sondern *ostendere et declarare exemplo* bedeute und dann als Beleg Cap. XXIII. (τὰ γράμματα — ἐπιδεικνύμενος αὐτῷ) angeführt. Wir hätten hier allerdings nähere Erörterung über die Verschiedenheit im Gebrauche des Activs oder Mediums

gewünscht, worüber sich aus Plutarch Manches zusammenstellen liefse. — Cap. III. p. 23. bei den Worten: καὶ πολιτευόμενος οὐ πρὸς χάριν οὐδὲ πρὸς δόξαν, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ βελτίστου κ. τ. λ. würden wir wegen des Ausdrucks τὸ βέλτιστον einerseits auf Pericl. 15, andererseits auf die Bemerkungen von Ast (p. 239.) und Heindorf (p. 204.) zu Platon's Phädrus — denn aus Plato stammt die Redensart — verwiesen haben. Ueberhaupt wollen wir bei dieser Gelegenheit diejenigen, die sich mit Plutarch und dessen Sprachgebrauch näher beschäftigen, aufmerksam machen, die so häufig vorkommenden Nachbildungen Platonischer Ausdrücke nicht zu übersehen, wie denn neben Plato aus Thucydides und Demosthenes, so wie unter den Dichtern aus Sophokles und Aeschylus Plutarch am meisten einzelne Ausdrücke und Redensarten entlehnt oder nachgebildet hat, was freilich bisher wenig im Ganzen beachtet worden ist, aber nicht blos für die Kenntnifs des Sprachgebrauchs von Wichtigkeit ist, sondern die Untersuchung über die Quellen der Erzählung selber zuweilen fördert. — Zu der Note über μαχράν Cap. IV. p. 27. vergl. Sch fer zu Lambert. Bos. De ellipss. ling. Gr. pag. 721. — Ueber die Redensart δεινὸς εἰπεῖν oder λέγειν Cap. VI. p. 39 hat Rec. zu Plutarch's Alcibiad. p. 112. ausführlicher gesprochen. — Cap. VII. p. 50. hätte vielleicht die Variante ἀπροσμάχητον bei ἀπρόσμαχον zu einer näheren Erörterung und Beleuchtung dieser verschiedenen Formen und ihrer verschiedenen Bedeutung Veranlassung geben können. Ueber das letztere Wort führt Wyttenbach im Index Graecit. (VIII, 1. p. 239.) folgende Stellen aus den Vitis an: p. 115. C. 266. A. 571. C. 946. C. 1031. C. Ueber ἄμαχος findet sich Vieles S. 83 ibid. angeführt. So würden wir auch Cap. VIII. p. 52. bei der Bemerkung über ἐπίσημα vor Allem auf Ruhnken's Abhandlung über diesen Gegenstand: De tutelis et insignibus navium, verwiesen haben (Opuscc. Acadd. p. 257 sqq.). — Mit der Stelle Cap. X. (p. 69.) oder p. 117. A.: καὶ τῆς ὁπώρας λαμβάνειν τοὺς παῖδας ἐξεῖναι πανταχόθεν vergleichen wir Pericl. Cap. IX, wo es von Cimon heifst: τῶν τε χωρίων τοὺς φραγμοὺς ἀφαιρῶν, ὅπως ὁπωρίζωσιν οἱ βουλόμενοι; eine kleine Anweisung über Gebrauch und Bedeutung des Wortes ὁπώρα wäre vielleicht nicht ganz unpassend gewesen. Eben so auch über die Bedeutung von φυλάξας Cap. XIV. p. 98, wo wir an Herodot I, 48. IV, 190. V, 12. (mit unserer Note p. 18.) erinnern; mit ὁρκωτομεῖν Cap. XXI fin. stellen wir ὁρκωμοτεῖν Pyrrh. Cap. V. (vergl. daselbst die Note) zusammen, und zu der Note über

προσκυνεῖν Cap. XXVII. p. 175. bitten wir die Noten zu Herodot II, 80. VII, 136. und XXXI, p. 199. zu dem, was über das Trinken von Stierblut, als Mittel der Vergiftung bemerkt ist, unsere Angaben zu Ctesias Perss. Cap. X. p. 128. zu vergleichen. Doch Rec. will diese Bemerkungen, die sich, wie Jedermann wohl einsieht, leicht noch weiter ausdehnen liefsen, nicht weiter fortsetzen, und nur noch auf einen Punkt der sachlichen Erklärung einen Blick werfen. Es ist dies die »accuratior de scriptoribus, quos Plutarchus in hac vita sequutus est auctores, enarratio,« wie sich der Verf. selbst S. VI. der Epist. ausdrückt, wo er die Worte hinzufügt: »quam (sc. enarrationem) addere constitueram equidem, non probans eos, qui sicubi nonnulla de iisdem rebus ab aliis viderint scriptae, acquiescunt in iis et utuntur pro suis, parum de fide eorum solliciti. Sed mox intellexi, ejusmodi qualem ego molirer tractationem tum excedere hujus scriptionis fines et consilium [dies bezweifeln wir], tum multo majora, quam quae mihi concessa essent, requirere librorum praesidia. Itaque satis habui haec sic pertractasse, ut paucis quibusdam in universum de singulis quibusque disputatis vel docerem quantum cuique fidei tribuerit Plutarchus quantumque ex eo desumpserit, vel locos demonstrarem Plutarcheos, quibus memoria eorum conservata esset, addita operum, ex quibus quaeque hausta esse probabile esset, significatione et judicio.« Dafs dies der Verf. gethan, kann ein Blick in seine Ausgabe lehren, und wir verweisen deshalb nur auf seine Bemerkungen über Phanias (Cap. 1. p. 5; wir bitten zu vergleichen folgende Schrift: Diatribe academica inauguralis de Phania Eresio, quam — publico et solemni examini submittit Augustus Voisin, Gandavi 1824. 102 S. in gr. 8.), ibid. über Simonides p. 10, wo allerdings der Ausdruck ἱστόρηκεν auffällt, der nach Hrn. Sintenis eigener Behauptung (zu Cap. XXV. p. 159.) nur bei historischen Gegenständen vorkommt, was wir indefs so verstehen, dafs ἱστορεῖν ohne Rücksicht auf Verfasser und Werk, es mag poetisch oder prosaisch, es mag ein rein geschichtliches seyn oder nicht, überall gebraucht wird, wo irgend ein historisches Datum oder Factum aus einem solchen Werke angeführt wird; wie z. B. die öfteren Citate, die aus des Aristoteles Politien in der Vita Periclis vorkommen, bald mit φησὶ (z. B. Cap. IV.) bald mit ἱστόρηκε (z. B. Cap. IX.) gegeben werden. Anderes giebt Wyttenbach im Index Graecitatis T. VIII, 1. p. 807 s. v. Dahin gehören auch die zum Theil ausführlicheren Bemerkungen über Stesimbrotus (Cap. II.

p. 14 sq., über Melissus (ibid. p. 15.), über Theopomp (Cap. XIX. p. 123.), über Timocreon (Cap. XXI. p. 136.), über Theophrast (Cap. XXV. p. 159.), über Charon, Ephorus, Dino, Clitarchus, Eratosthenes (zu Cap. XXVII. p. 169 seq. 176.), über Phylarchus (Cap. XXXII. p. 205 seq.) u. A. Die ungünstigen Urtheile über Ctesias p. 170. 173 coll. 185. wird der Verf. selber bei näherer Prüfung zu ändern geneigt seyn. — Zu dem Ausdruck Cap. II, p. 15: οὔτε τῶν φυσικῶν λεγομένων φιλοσόφων, was der Verf. mit Recht auf Melissus und Anaxagoras bezieht, würden wir noch Pericl. Cap. IV. VI. vergleichen. Wenn also, wie wir sehen, der Verf. mit vieler Sorgfalt im Einzelnen die Quellen, aus welchen Plutarch's Erzählung geflossen, nachzuweisen bemüht war und diesem Gegenstand die gebührende Aufmerksamkeit nicht entzogen hat, warum stellte er nicht die Resultate seiner Forschungen zusammen, in einem geordneten Ueberblick Capitel um Capitel durchgehend und wo möglich durchweg die oft freilich nur muthmaſslichen Quellen nachweisend, aus denen Plutarch seine Angaben entlehnte? Der Herausgeber war gewiſs besser wie jeder Andere im Stande, dies zu thun, und wir möchten es daher jedem Herausgeber einer Biographie Plutarch's zur unerläſslichen Pflicht machen, eine solche Untersuchung anzustellen und ihre Resultate vorzulegen. In der Ausgabe des Hrn. Held ist dieser Gegenstand nicht berücksichtigt worden. Und doch ist dies ein Gegenstand von so groſser Wichtigkeit und dabei von so groſsem Interesse, obschon das Schwierige einer solchen Forschung Ref. aus eigener Erfahrung nur zu gut kennt. — Noch bitten wir folgende Citate zu berichtigen: S. 42. statt Herod. V, 18. lies V, 17; S. 96. statt Herod. VII, 164. l. 184. und statt VII, 84. l. 89; S. 153. statt Pericl. Vit. XV. l. XVII fin. — In der Epist. p. XXVIII. muſs in der aus Alcibiad. XXXVIII. citirten Stelle wohl τῆς ἡγεμονίας stehen statt τῆς ἐλευθερίας.

No. II. Die gröſsere Ausgabe der Biographien des Paulus Aemilius und Timoleon von Hrn. Prof. Held hat ähnliche Zwecke, wie die eben angezeigte des Hrn. Sintenis; sie will ebensowohl einen berichtigten Text als einen ausführlichen und in jeder Hinsicht befriedigenden Commentar liefern. Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir schon vorher über mehrere einzelne, bei dieser Ausgabe in Betracht kommende Punkte bemerkt haben, das aber müssen wir bemerken, daſs der Herausg. dieser Ausgabe

nach diesen beiden Richtungen hin eine vieljährige, unverdrossene Thätigkeit gewidmet hat, und selbst zu diesem Zweck eine Reise nach Paris unternahm, deren Früchte wir hier nebst manchem Andern mitgetheilt erhalten. So erklärt sich auch der grofse Umfang des Buchs, obwohl wir dabei auch die Ausführlichkeit des Commentars und das Bestreben des Verfs., durch wörtliche Anführung und Zusammentragung der Bemerkungen früherer Herausgeber möglichste Vollständigkeit diesem Commentar zu geben in Anschlag bringen müssen. So sehr dieses Streben zu ehren ist, und bei dem jetzigen Umfang der Literatur Jeder, der die Bearbeitung einer schon vor ihm von Andern bearbeiteten Schrift zu liefern übernimmt, vor Allem darauf denken soll, durch seine Bearbeitung die früheren unnöthig und überflüssig zu machen, also Vollständigkeit zu erreichen, so glauben wir doch, dafs in dem vorliegenden Commentar allerdings Manches entweder ganz hätte wegfallen oder doch kürzer gegeben werden können.

Für die Kritik des Textes war der Herausgeber im Besitz von bedeutenden handschriftlichen Hülfsmitteln, zu denen die bekannte Münchner Handschrift, die hiesige pfälzische und die Pariser Handschriften, welche Rec. bei seiner Ausgabe des Alcibiades ebenfalls benutzte und in der Vorrede genauer beschrieb, gehören. Das Urtheil des Hrn. Held über diese Pariser Handschriften stimmt mit den früheren Angaben des Ref. und seiner Bestimmung des Werthes dieser Codd. im Ganzen überein, wie Ref. wohl erwarten konnte. Und so kann ihn auch das, was hier weiter im Einzelnen S. VII ff. über diese Handschriften bemerkt ist, zu keinem Widerspruch veranlassen. Späterhin, nachdem bereits das Ganze dem Druck übergeben war, erhielt der Herausg. durch die Güte des Hrn. Prof. Chr. Walz in Tübingen die von demselben zu Rom von dem Rand eines Exemplars der Aldiner Ausgabe, das einst Muretus besessen und auch mit einigen (hier ebenfalls gehörigen Orts abgedruckten) Bemerkungen beschrieben hatte, copirten Varianten von vier Handschriften, die jedoch keineswegs vollständig zu seyn scheinen, sondern eher als eine Auswahl von Lesarten, denen auch manche blofse Vermuthungen und Verbesserungsvorschläge neuerer Gelehrten beigemischt sind, zu betrachten sind. Es werden diese Varianten nachträglich p. XVII sq. der Vorrede mitgetheilt.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 36. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische Literatur.

(Beschlufs.)

Aufser diesen handschriftlichen Hülfsmitteln versäumte der Herausgeber auch nicht, die älteren Ausgaben, deren Werth und Bedeutung für die Kritik Plutarch's wir oben bemerkt haben, die Juntiner, Aldiner, die Basler von den Jahren 1533 und 1560, die Stephan'sche und die Frankfurter von 1620; ein jüngerer Schüler und Freund des Herausgebers, Hr. Heerwagen, besorgte zu München diese Vergleichungen. Die so sich ergebenden Varianten sind unter dem griechischen Texte kurz angeführt; die nähere Erörterung ist in dem auf den Text folgenden, ausführlichen Commentar enthalten: eine Einrichtung, die oft weniger bequem zum Gebrauche ist, aber da, wo, wie z. B. hier, der Commentar eine solche Ausdehnung erhalten hat, durch manche Rücksichten geboten wird. Ueber die Anlage und Bestimmung dieses Commentars hören wir lieber den Verf. selbst p. XIV: »Id enim agebam in commentariis, ut quaecunque vel ad rationem criticam vel ad interpretationem tum grammaticam tum historicam et maxime quae ad illustrandum sermonem Plutarcheum pertinerent, ea diligenter atque accurate explicarem.« Er entschuldigt sich dann über die zu grofse Ausführlichkeit bei Gegenständen, die nicht eine solche Bedeutung und eine solche Ausführlichkeit erheischten, obwohl die wenige Berücksichtigung, ja Vernachlässigung des Plutarcheischen Sprachgebrauchs ihn entschuldigen könne, und es ist auch nach unserm Ermessen der Hauptwerth des Commentars in dieser steten Rücksicht auf den Sprachgebrauch Plutarch's und dessen Erörterung, so wie in der sorgfältigen Erklärung des Textes selber zur richtigen Auffassung desselben zu suchen, weil hier der Herausgeber, auch abgesehen von der hie und da zu grofsen Ausführlichkeit, z. B. in Anführung irriger Ansichten früherer Ausleger, mit aller Liebe und Sorgfalt, mit unermüdetem Fleifs und Ausdauer gearbeitet, und dadurch billigen Anforderungen zu entsprechen versucht hat, was wir am wenigsten bei Beurtheilung seiner Ausgabe verkennen wollen. Wird es dem Verf. möglich, und wir wünschen dies,

späterhin noch einige andere Vitae zu bearbeiten, so soll hier der Commentar kürzer ausfallen. Einige handschriftliche Bemerkungen des für Plutarch zu frühe verstorbenen Haitinger sind an mehrern Orten des Commentars eingerückt; der Herausgeber erhielt sie durch Thiersch, in dessen Hände das Exemplar, an dessen Rande diese Bemerkungen geschrieben sind, gekommen war. Etwas weniger dürfte man vielleicht die sachliche Erklärung berücksichtigt finden, ohne dafs man sie gänzlich vernachlässigt nennen kann, hingegen die wichtige Untersuchung über die Quellen Plutarch's in beiden Biographien fehlt gänzlich. Denn die am Schlusse angehängten chronologischen Tabellen, worin alle einzelnen das Leben des Aemilius Paulus und des Timoleon betreffenden Facta mit den dazu gehörigen Belegstellen aus Plutarch, Livius u. A. aufgeführt sind, vermögen uns dafür nicht zu entschädigen. Diesen Tabellen voran geht ein Appendix, worin die abweichenden Lesarten der Pariser Handschrift No. 1676, die in der unter dem Text stehenden Varianten-Sammlung fehlen, zusammengestellt sind.

Wenn wir nun noch näher in das Einzelne dieser Ausgabe eingehen wollen, so müssen wir uns, um die Grenzen dieser Anzeige der neuen Erscheinungen in der Plutarcheischen Literatur nicht allzu sehr zu überschreiten, auf einige Stellen beschränken, um so wenigstens dem Verf. einen Beweis der Aufmerksamkeit zu geben, die ein mit so vieler Mühe und Sorgfalt zu Stande gebrachtes Werk in jeder Hinsicht ansprechen kann. Wir wollen uns dabei weniger an die Sprachbemerkungen, über die ohnehin das genaue Wortregister, das zugleich noch einige Nachträge bringt, eine bequeme Uebersicht gewährt, als an die Kritik des Textes halten. So würden wir z. B. Cap. I. Aemil. Paul. die nach dem Vers des Sophokles (wie Schäfer nachweist) vor die nun folgenden Worte Plutarchs: καὶ πρὸς ἐπανόρθωσιν ἡθῶν ἐνεργότερον von Schäfer eingeschaltene Partikel καί, welche aller diplomatischen Grundlage entbehrt, wo nicht gänzlich ausmerzen, so doch zum mindesten in Klammern setzen, da die Nothwendigkeit dieser Partikel hier wenigstens uns noch nicht so unbedingt nachgewiesen erscheint. Zu den einige Zeilen vorhergehenden Worten ὥσπερ ἐν ἰσόπτρῳ τῇ ἱστορίᾳ, wo über diese merkwürdige Stellung in der Note S. 124. Einiges bemerkt wird, erinnern wir noch an die ganz ähnlichen Worte in der Vita Themistocl. Cap. XXXII: ὥσπερ ἐν τραγῳδίᾳ τῇ ἱστορίᾳ, wo Hr. Sintenis allerdings unsere Stelle hätte anführen können. — Cap. II. ist statt des

gewöhnlichen Νουμᾶ aufgenommen Νομᾶ, weil dieses alle Codd. und die alten Ausgaben bringen. Indefs zweifeln wir doch an der Richtigkeit, weil Plutarch in der Biographie des Numa und sonst, so weit uns bekannt ist, stets den Namen auf die andere Weise schreibt, in dieser Beziehung auch Vit. Thes. I. jetzt allgemein Νουμᾶ steht, während in der Vit. Num. 1 aus Vulcobius ein Νομᾶ angeführt wird, so wie aus Dionys von Halicarnafs. Was das hier von Plutarch erwähnte Verhältnifs des Numa zu Pythagoras betrifft, so hat Ref. darüber in seiner Röm. Lit.Gesch. §. 249. not. 2. der neuen Ausg. Einiges angeführt, was zu der hier angeführten Stelle des Livius I, 18. hinzugesetzt werden kann. Dagegen billigen wir die Beibehaltung des Aorists ἐξέλιπε am Schlufs dieses Capitels, wo wegen des vorhergehenden ἦσκει allerdings die Verbesserung: ἐξελειπε so nahe liegt, was die Pfälzer Handschrift wirklich bringt. Aber die Verhältnisse sind nicht gleich und daher auch die Verschiedenheit des Tempus. An derselben Stelle ist gewifs richtig die Vulgata γενόμενοι beibehalten, wie Schäfer, der früher λεγόμενοι verbesserte, zuletzt selber einsah. Auch billigen wir Cap. III. init. die Zurückführung der attischen Form δυεῖν für δυοῖν, worüber eine ausführliche Note S. 138. steht. Mit gleichem Recht, glauben wir, ist der Herausgeber Cap. IV. der Autorität einiger Codd. und der älteren Ausgaben gefolgt, wenn er die Präposition ἐν vor den Worten: εἰρήνῃ δὲ καὶ πίστει συνηρμοσμένην ἀπολιπὼν τὴν ἐπαρχίαν streicht, und dagegen gleich darauf das vielfach angefochtene ὑπὸ τῆς στρατηγίας (Andere στρατείας) beibehält. — Cap. V. schreibt der Verf. nach seinen Handschriften ὁ δ' οὖν Αἰμίλιος statt der Vulgata οὕτω δ' οὖν Αἰμίλιος, wo schon die Auslassung des Artikels auffallend ist. Die Münchner Handschrift hat οὕτω γοῦν Αἰμίλιος, und diesem Umstande haben wir eine für Plutarch (wo beide Partikeln γῶν und οὖν von den Abschreibern so oft verwechselt worden sind) nicht unwichtige Erörterung über den Gebrauch und die Anwendung der Partikeln γοῦν, οὖν, δ' οὖν, S. 152 ff. zu verdanken. — Cap. VI. ist die Verbesserung ἀνισώσατο πολλοὺς καὶ ξένους καὶ Ῥωμαίους κ. τ. λ. gewifs richtig; gewöhnlich fehlt καί. Dieselbe Partikel καὶ fehlt bald darauf in den meisten Handschriften vor dem Worte ῥήτορες (die Stelle lautet: οὐ γὰρ μόνον γραμματικοὶ καὶ σοφισταὶ καὶ ῥήτορες, ἀλλὰ καὶ πλάσται κ τ. λ), und darauf gründet der Herausg. die Vermuthung, dafs das Wort ῥήτορες ein Glossem sey, indem die Sophisten oftmals Rhetoren genannt werden. Es

ist daher auch in eckige Klammern eingeschlossen. Ref. bezweifelt aber die Anwendung dieser im Allgemeinen richtigen Bemerkung auf diese Stelle, wo die verschiedenen Lehrer nach den verschiedenen Gegenständen des Unterrichts genannt werden, die Lehrer der Grammatik, der Philosophie und der Rhetorik, wo also die ῥήτορες nicht fehlen durften, man müfste denn etwa unter σοφισταί Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit zugleich verstehen wollen, wozu doch kein bestimmter Grund vorliegt, zumal da die Auslassung des καὶ sich aus der Endsylbe des unmittelbar vorhergehenden Wortes σοφισταί hinreichend erklärt, auch, wenn wir nicht sehr irren, σοφισταί und ῥήτορες bei Plutarch öfters mit einander verbunden vorkommen Vergl. z. B. De Tuend. sanitat. praeceptt. §. 14. p. 131 A. Die unmittelbar darauf vorkommenden Worte hat der Herausgeber nach Corai's Verbesserung gegeben: καὶ διδάσκαλοι Θήρας Ἕλληνες ἦσαν περὶ τοὺς νεανίσκους statt der Vulgate καὶ διδάσκαλοι Θῆρας ἐλεῖν ἔστησαν περὶ τ ν. Da weiter nichts angemerkt wird, so ist wohl zu glauben, dafs die Handschriften mit dieser Verbesserung übereinstimmen, denn sonst möchte die Aenderung etwas gewagt erscheinen. — Cap. IX fin. hat der Verf. die gewöhnliche Lesart Βαστάρναι verlassen und dagegen Βαστέρναι gesetzt, was alle seine Handschriften nebst den alten Ausgaben bringen. Bei andern Schriftstellern, welche dieses Volkes gedenken, kommt stets die andere Schreibart vor; doch steht auch bei Appian Βαστέρναι und selbst in einigen Handschriften des Plinius *Busternae*, bei Valerius Flaccus sogar *Baternae*; vergl. Ruperti zu Tacit. Germ. 46. pag. 202 und 203, wo übrigens noch Plutarch unter denen angeführt wird, welche Βαστάρναι schreiben. Einige nähere Angaben über Lage und Wohnsitze dieses Volks, worüber von Ruperti a. a. O. Vieles angeführt ist, wären in diesem Commentar, der meistens in geographischen oder antiquarischen Gegenständen gar zu kurz ist, nicht unerwünscht gewesen. — Cap. XIII. ist wohl die richtige Form ἐῤῥέθη beibehalten. Eine Pariser Handschrift hat ἐῤῥήθη. Mit gleichem Beifall betrachten wir die Beibehaltung der Lesart κατα-χεόμενος am Schlufs des Cap., wo Corai und Schäfer κατα-χεάμενος aus Vulcob. aufgenommen. — Cap. XVI. läfst sich auch schwerlich die Aufnahme von Bryant's Verbesserung παραχειτ-σόμενος (für παρασκευασάμενος), oder die Beibehaltung der durch die Handschriften bestätigten Lesart δέχεσθαι τὸν πόλεμον (And. πολέμιον) tadeln, eben so Cap. XVII. τὴν ἐπὶ σκότου

χώραν, was S. 205 sq. des Commentars mit triftigen Gründen vertheidigt wird; eben so Cap. XVIII init. ἐξελάσαντας. Ref. könnte noch eine Reihe von Stellen anführen, will es aber um so eher unterlassen, als die Zahl derjenigen, wo er anderer Ansicht ist, bei weitem nicht in Vergleich kommt mit der Mehrzahl derer, in welchem auch er nach seiner Ueberzeugung nicht anders als der Herausgeber gehandelt haben würde. Was die Anmerkungen betrifft, so hat Ref. schon im Vorhergehenden Natur und Charakter derselben angedeutet. Plutarch's Sprache und Eigenthümlichkeiten zu erörtern, war Hauptzweck des Verfs., und daher wird Jeder, der Plutarch von dieser Seite näher kennen lernen will, an diesen Commentar sich wenden müssen, in dem auch so viele andere Stellen aus andern Vitis des Plutarch behandelt sind. Einzelnes aus der Masse dieser Bemerkungen anzuführen, mag man dem Ref. erlassen; auch ist Alles in dem Register genau verzeichnet, und darum wollen wir hier blos noch beispielsbalber Einiges anführen, wie z. B. die Bemerkungen über den Gebrauch und die Bedeutung von ῥέμη und ῥώμη S. 172, über den Gebrauch des Artikels und dessen Auslassung S. 228. 238 seq., über die Genitivi Absoluti, wo der Subjectsgenitiv fehlt, S. 231, über ἐπειεικῶς *(fere)* S. 233, über den Gebrauch von ἄλλος S. 283, über den substantivischen Gebrauch der Participien, den Plutarch, gleich Thucydides, so sehr liebt, S. 252, über die Verwechslung des Participium Praesentis und Futuri, S. 335 ff., über den öfteren Gebrauch des Imperfects da, wo Gedanke und Sinn einen Aorist zu erfordern schien, S. 484 ff. Aber S. 304. bei der Bemerkung über den erweiterten und bildlichen Gebrauch des Verbum μεταβάλλειν wird auch die Stelle aus Philopoem. 16. angeführt, wo in den Worten: ἀναγκάσας τοὺς παῖδας καὶ τοὺς ἐφήβους τὴν Ἀχαϊκὴν ἀντὶ τῆς πατρίου παιδείαν μετα λαβεῖν, die Pfälzer Handschrift μεταβαλεῖν hietet: »quae lectio — ut difficilior et a librariorum ingenio alienior fortasse haud spernenda.« Ref. will nur auf das Gezwungene und Gesuchte der so gemachten Redensart μεταβαλεῖν τὴν παιδείαν: die Erziehung ändern, aufmerksam machen, um seine entgegengesetzte Ansicht zu vertheidigen; auch sind die vom Verf. angeführten Stellen durchaus nicht von der Art, dafs sie zum Beweis und Beleg der Richtigkeit jener Redensart angeführt werden könnten. Dagegen hält Ref. die auf der folgenden Seite 305. gegebene Erklärung der Stelle des Herodotus V, 29. (ἐν ἀνεστηκυίῃ τῇ χώρᾳ) für die richtige, der er selbst gefolgt ist: Zu

der Bemerkung über ἐξελίττειν im militärischen Gebrauch (Aemil. Paul. XVII. p 205.) bitten wir unsere Note zu Pyrrh. p. 232. zu vergleichen, eben so zu der S. 218. (Cap. XIX.) erläuterten Redensart ἀπὸ συνθήματος die Stellen des Herodotus V, 74. VI, 121. Doch diese und ähnliche Zusätze, welche dem Ref. sich darbieten, sowohl in der sprachlichen als in der sachlichen Interpretation, will er nicht fortsetzen, da, was er gesagt, hinreichend ist, um den Charakter und Werth dieser Bearbeitung in ihrem gehörigen Lichte darzustellen. Dafs der Verf. die Vita Aemilii der des Timoleon vorangesetzt hat, ist allerdings eine Neuerung. Indessen er hat die Gründe, die ihn zu dieser Umstellung bewogen, S. 115—122. näher entwickelt und dadurch sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Die Unterlassung einer näheren Nachweisung der Quellen, die wir schon oben berührt haben, könnte Ref. dem Herausgeber nicht verzeihen, wenn er nicht hoffen dürfte, seinen Wunsch durch den Verf. auf andere Weise erfüllt zu sehen, da derselbe die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit solcher Untersuchungen selbst anerkannt zu haben scheint. *) Ref. gründet seine Hoffnung auf das Erscheinen eines Programms, dessen er hier, als einer Art von Supplement zu dieser Ausgabe, gedenken mufs, und dessen baldige Fortsetzung er sehnlichst wünscht, damit der darin angefangene Gegenstand vollendet werde. Dieses Programm führt den Titel:

Solennia anniversaria in gymnasio regio Baruthino — ritę celebranda collegii nomine indicit Dr. J. C. Held, professor. Inest Prolegomenon in Plutarchi Vitam Timoleontis caput primum. Baruthii MDCCCXXXII. Ex officina Hoerethiana. 15 *S. in* 4to.

In diesem ersten Capitel wird im Ganzen Inhalt und Darstellung dieser Biographie näher untersucht, d. h. die Art und Weise der Behandlung und Darstellung, wodurch diese Biographie sich so vortheilhaft auszeichnet, dafs man ihr wo nicht die erste, doch gewifs eine der ersten Stellen unter den Biographien

*) In dem Programm S. 4. lesen wir: „Quapropter vere judicari de Plutarchi meritis vix poterit, nisi prius diligentissime fuerit exploratum, quae singularum Vitarum sit ratio, *quibus ex fontibus sua hauserit* scriptor, quanta et cura et judicii subtilitate aliorum scriptorum et consuluerit et adhibuerit testimonia, quo in rebus conquirendis, digerendis, exponendis usus sit artificio, quam recte et de hominum illustrium indole ac moribus et de temporum ac civitatum ingeniis judicarit, et quae praeterea in singulis voluminibus vel laude possint haberi digna vel reprehensione."

Plutarchs mit Fug und Recht anweisen kann. Diese Vorzüge so wie die Kunst, mit welcher Plutarch das Ganze behandelt, in der Ordnung und Folge der ganzen Erzählung so wie der einzelnen Facta, die keineswegs willkührlich zu nennen, sondern durch Anlage und Plan, so wie Tendenz und Zweck des Ganzen bestimmt ist, im Einzelnen nachzuweisen, um dadurch den oft verkannten Schriftsteller und dessen durch bestimmte Zwecke geleitete Darstellungsweise zu rechtfertigen, dadurch aber überhaupt ein richtiges Urtheil über ihn möglich zu machen, das war die interessante Aufgabe des Verfs. Und wir folgen ihm gerne, wenn er mit möglichster Genauigkeit den Gang der Erzählung nach ihren einzelnen Theilen und den inneren Zusammenhang verfolgt und damit auch die Nothwendigkeit der ganzen Erzählungsweise nachweist, wodurch zugleich manche irrige, aus Mangel an näherer Kenntnifs des Schriftstellers hervorgegangene Urtheile ihre Erledigung oder vielmehr ihre Widerlegung finden. Auch hier kann nur ein sorgfältiges, aber darum meist mühevolles Eingehen in das Einzelne zu richtiger Ansicht führen, was freilich aus eigener Bequemlichkeit und Trägheit oft unterlassen wird und dann durch ein allgemeines, in den Tag hineingesprochenes Räsonnement ersetzt werden soll. Der Verfasser hat diese Mühe nicht gescheut und dadurch seinen Untersuchungen eine feste Grundlage gegeben, welche nur die verkennen werden, welche ein auf Beweise gestütztes und begründetes Urtheil verschmähend, lieber in allgemeinen Sätzen sich gefallen oder in dunkeln und verschrobenen Redensarten, wie sie die Afterphilosophie unserer Zeit erfunden hat, herumfaseln. Was Plutarch mit seinen Biographien wollte und was er beabsichtigte (und darnach allein wird man ihn billigerweise beurtheilen dürfen), das hat er an mehreren Stellen, die auch unser Verf. nicht übersehen hat, so deutlich und bestimmt ausgesprochen, dafs darüber auch nicht der mindeste Zweifel obwalten kann. Und vergleichen wir damit die Ausführung, so wird sich hinreichend zeigen, dafs diese jenen Zwecken und Absichten vollkommen entspricht. Gern unterschreiben wir daher die Worte unsers Verfs. S. 6: „Et Plutarchus quidem in Vitis scribendis id maxime secutus est consilium, ut virtutum proponeret exempla, quorum contemplatione atque imitatione et sui et aliorum hominum mores emendarentur et ad humanitatem sapientiamque conformarentur, eamque ubivis professus est philosophiam, quae non publicam solum vitam, sed

non publicam solum vitam, sed etiam privatam complecteretur praeceptis atque ad optima quaeque et honestissima perducere conaretur, quo factum est, ut res nonnunquam etiam minores ac levioris momenti dicta et facta referret, dummodo singularis quidam et cujus notitia legentibus utilis esse posset, inde cognosceretur animi habitus aut effectus etc."

No. III. Hr. Westermann hatte bei seiner Ausgabe der Vitae decem Oratorum, auf welche Schrift ihn seine Studien der griechischen Redner unwillkührlich geführt hatten, hauptsächlich die Absicht, einen reinen und correcten Textesabdruck dieser in so vielen Beziehungen ihres Inhalts wegen höchst wichtigen, aber noch nicht besonders abgedruckten Schrift zu liefern, und dabei auch die von so Vielen bezweifelte Aechtheit derselben, so weit es möglich, aufser Zweifel zu setzen, nachdem auch bereits A. G. Becker in ähnlichem Sinne für die Aechtheit sich ausgesprochen hatte. Der Verf. hat diesen Gegenstand in einer dem griechischen Text vorausgehenden Abhandlung behandelt, bei der, auch abgesehen von dem Resultat, das durch sie gewonnen wird und dem ganzen Gang der Untersuchung, Jeder, der an dem Gegenstand nur einigermafsen Interesse nimmt, mit Vergnügen verweilen wird, wegen der klaren und bündigen Beweisführung und der anziehenden Darstellung. Sollen wir das zu ziemlicher Evidenz gebrachte Resultat der Untersuchung gleich hier niederlegen, so bemerken wir, dafs der Verf. in dieser Schrift keineswegs das Werk eines späteren, unbekannten Grammatikers oder Compilators erblickt, sondern dieselbe als Collectaneen oder Adversarien betrachtet, welche Plutarch zu verschiedenen Zeiten und Umständen, wie es gerade die Gelegenheit gab, sich anlegte, vielleicht auch später zu einem vollkommenen Ganzen umzuarbeiten die Absicht hatte, die aber, da diese Bearbeitung unterblieb, wahrscheinlich durch den Tod Plutarch's, in der unvollkommnen Gestalt, in welcher sie, freilich nicht in der Absicht, so bekannt gemacht zu werden, niedergelegt waren, auf uns gekommen sind. *) Daraus ergiebt sich auch von selbst, dafs die Abfassung dieser Schrift oder die Anlage dieser Collectaneen in die späteren und letzten

*) „Non dubito," sagt der Verf. S. 4, „quin isto opere habeamus collectanea quae dicuntur vel adversaria, in quae prout occasio offerretur, quaecunque conjiceret, quae ad decem oratores pertinerent, eorum vitas olim ex ordine accurateque descripturus."

Lebensjahre Plutarch's gehört. (S. 12.) Ist dieser Satz einmal anerkannt, so erklärt sich daraus manches Auffallende in dieser Schrift, was früher eben als Beweis ihrer Unächtheit vorgebracht worden war, auf eine weit leichtere Weise; es erklären sich daraus manche Nachlässigkeiten in Sprache und Darstellung, und daher glaubt der Verf. mit Sicherheit behaupten zu können, dafs diese Schrift Nichts enthalte, woraus ihre Unächtheit bewiesen, Nichts, was uns hindere, den Plutarch für den Verfasser der Schrift zu halten. (S. 5.) Was die Mängel der Form und Darstellung betrifft, so wird daraus allein, so wenig hier als in jedem andern Fall, die Unächtheit sich beweisen lassen, eben weil solche Beweise viel zu unsicher und schwankend sind; sie erklären sich aber hier durch jene Annahme über die Entstehung des Ganzen auf eine leichte und ungezwungene Weise, wodurch selbst von dem Schriftsteller der Tadel entfernt wird, der ihn sonst in jedem Fall treffen müfste. Die Eigenthümlichkeiten der Sprache, die auffallenden Redensarten und Constructionen, die der Hr. Verf. S. 5 ff. zusammengestellt hat, sind keineswegs geeignet, den Beweis der Unächtheit zu geben, da sie vielmehr, bei nähcrem Lichte betrachtet, bald mehr bald weniger Plutarch's Sprachgebrauche nicht unangemessen oder fremd sind. Zu mehrern wollte Ref., wenn es nöthig seyn sollte, noch manche Belege aus den anerkannt ächten Schriften Plutarch's, namentlich aus den Biographien, anführen. Was den Inhalt der Schrift betrifft, so giebt der Verf. den gänzlichen Mangel an Ordnung, der hier vorherrschend ist, gern zu, aber er fügt auch hinzu, dafs dies gar nicht im Plane des Verfs. gelegen, ihm also eben so wenig zum Vorwurf als zur Entschuldigung gereichen kann. Da Plutarch zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten diese Notizen niederschrieb, so dürfen auch einzelne Wiederholungen, wie wir sie hier antreffen, nicht befremden. Wenn nun aber manche Angaben vorkommen, die unmöglich richtig seyn können, so unterscheidet hier der Verf. auf eine zweifache Weise. Ein Theil davon sind Angaben, welche Plutarch aus andern Schriftstellern entnahm, vielleicht auch mit der Absicht, später bei der (freilich nicht zu Stande gekommenen) Umarbeitung dieser Collectaneen zu Einem geordneten Ganzen sein eigenes widerlegendes oder berichtigendes Urtheil beizufügen; der andere Theil besteht eigentlich in einigen, im Ganzen nicht einmal zahlreichen Nachlässigkeitsfehlern, von der Art, wie sie auch in andern Schriften Plutarch's angetroffen werden und von uns schon oben näher bezeichnet worden

sind. So wie Plutarch's Schrift als die Quelle anzusehen ist, aus welcher ein Philostratus, Photius, Suidas u. A. schöpften, so hat er selbst, wie man aus den zahlreichen, S. 10 ff. zusammengestellten Anführungen ersieht, viele und zwar die bedeutendsten älteren Schriftsteller benutzt, und da unter diesen keiner ist, der nach Dionys von Halicarnafs fällt, so läfst sich auch daraus ein indirecter Beweis über die Zeit der Abfassung entlehnen, so wie andererseits die sorgfältige Untersuchung, welche der Hr. Verf. der Erforschung der Quellen dieser Biographien gewidmet hat, einen neuen Beweis für die Glaubwürdigkeit seiner Angaben, und die Sorgfalt in Wahl seiner Quellen liefert. *) Insbesondere hat der Verf. das Verhältnifs der in dieser Sammlung enthaltenen Lebensbeschreibung des Demosthenes zu der in den Vitis enthaltenen, früher geschriebenen, näher untersucht und ist dabei auf das Resultat gekommen, dafs Plutarch die letztere durch jene spätere habe verbessern und berichtigen wollen, weshalb er auch eine neue Untersuchung und Vergleichung der Quellen angestellt. Vergl. p. 13. 15 ff.

Was nun den Text betrifft, so war zwar der Herausgeber nicht im Besitz neuer kritischer Hülfsmittel, und nicht einmal die Aldiner Ausgabe konnte er zum Behuf einer neuen Collation auftreiben, aber er hat dafür von den bereits vorhandenen Hülfsmitteln einen für den Text sehr ersprieflichen Gebrauch gemacht und demselben an vielen Orten eine bessere Gestalt zu geben gewufst, wobei ihm die Kenntnifs des Gegenstandes und der Sache allerdings sehr zu statten kam. Die Einrichtung ist der oben angeführten der Ausgabe von Sintenis ziemlich gleich; unter dem Text unmittelbar stehen die Varianten, dann in gedoppelten Columnen die Noten, welche meist sachlicher Art sind und schätzbare Nachweisungen über die im Text vorkommenden Gegenstände enthalten, wie sie der Verf. der Geschichte der griechischen Beredtsamkeit allerdings eher, wie jeder Andre zu geben im Stande war. Weniger oder gar keine Rücksicht ist auf die sprachlich-grammatische Interpretation genommen, sie schien aufser dem Zweck des Verfs. zu liegen; denn das, was in der vorausgehenden Abhandlung S. 5 ff. bemerkt ist, kann als kein Ersatz dafür

*) Was der Hr. Verf. zu beweisen beabsichtigte, hat er auch hinreichend bewiesen, nämlich: „Plutarchum optimos scriptores non solum contulisse sed optime etiam atque ea, quà par erat diligentia contulisse." Vergl. S. 12. 17. 22.

gelten. Druck und Papier sind vorzüglich zu nennen Ein gutes Sachregister fehlt nicht.

Der unter No. IV. aufgeführte *Index Graecitatis* ist das letzte, was wir aus dem Nachlasse des sel. Wyttenbach zu seiner Ausgabe der Moralien erhalten. In dem vorausgehenden kurzen Monitum wird darüber Folgendes bemerkt: „Exhibemus tibi, amice lector, indicem Graecitatis Plutarcheae, non qualem vellemus, utpote justa forma carentem et supremis auctoris curis destitutum, attamen qualem eum ad nos transmisit Wyttenbachius ὁ μακαρίτης," d. h. in einer unvollendeten Gestalt und keineswegs in der, in welcher Wyttenbach das Ganze ursprünglich wohl zu geben beabsichtigte. Indessen wird sich doch die Bekanntmachung dieses Index selbst in dieser unvollkommnen Gestalt schon durch die ungemeine Vollständigkeit desselben und den Mangel ähnlicher brauchbarer Werke rechtfertigen lassen, zumal da es kaum glaublich ist, dafs sobald wiederum Jemand sich die Mühe geben wird, solche Wortregister von solcher Ausdehnung und solchem Umfang bei einem so ausgedehnten Schriftsteller zu liefern, indem dazu, wie bei Wyttenbach, allerdings die Zeit eines Lebens gehört, und eine Ausdauer, die bei dem mühesamen Geschäft sich durch keine Schwierigkeiten zurückschrecken und nur durch den Gedanken der Nützlichkeit des Unternehmens leiten und bestimmen läfst. Wyttenbach hatte zur Anlage dieses Index ein mit Papier durchschossenes Exemplar des Index vom Aelian benutzt, und die einzelnen Wörter und Stellen aus Plutarch (sowohl aus den Moralien wie aus den Vitis) bald an den Rand dieses Exemplars oder auch zwischen die einzelnen Linien eingetragen oder auf das weifse Papier nach alphabetischer Ordnung aufgezeichnet. Dieses Exemplar wurde nach England geschickt, und die davon genommene Abschrift in den beiden Bänden abgedruckt. Es war, wie uns versichert wird, nichts Leichtes, eine solche Abschrift zu nehmen bei den oft unleserlichen, auch oft verwischten Zügen der Handschrift, und so müssen wir es auch entschuldigen, dafs bei der Abschrift eine Reihe von Wörtern übersehen worden, welche in einem eigenen Nachtrag am Schlusse des zweiten Bandes S. 1713 ff. geliefert werden. Wenn nun aus dem Gesagten sich schon einigermafsen ein Schluſs auf die Beschaffenheit dieses Index, und seine unvollkommne Form machen läfst, so wollen wir doch damit den ungemeinen Reichthum dieses Index und seine Nützlichkeit und Brauchbarkeit, ja Unentbehr-

lichkeit sowohl für Lexicographie im Allgemeinen als für die Kenntnifs des Plutarcheischen Sprachgebrauchs im Besondern in Abrede stellen, und wünschen daher vorerst einen wohlfeilen Abdruck des englischen Originals, das bei seinem hohen Preise doch nur Wenigen zugänglich seyn wird, da eine Umarbeitung des Ganzen, um ihm eine vollendete, wissenschaftliche Form zu geben, wohl schwerlich, bei den grofsen Schwierigkeiten, womit ein solches Unternehmen verknüpft ist, sobald zu Stande kommen wird. Es erstreckt sich aber dieser Index nach streng alphabetischer Ordnung nicht blos über Plutarch, sondern es sind dabei auch viele Schriftsteller der späteren Zeit (wie z. B. Synesius, Himerius, Aristides, Simplicius, Dio Chrysostomus, Jamblichus, Epictet, Philo und andere Atticisten und Philosophen oder Rhetoren) so wie selbst der früheren, wie z. B. Plato, auf eine Weise berücksichtigt, die zur Kenntnifs des Plutarcheischen Sprachgebrauchs, so wie überhaupt der Sprache der späteren Schriftsteller und Philosophen von grofser Wichtigkeit ist, indem Wyttenbach, wie es scheint, Alles, was ihm nur irgend bei seiner, zum Behuf des Plutarch unternommenen Lectüre dieser früheren und späteren Schriftsteller vorkam, in diesen Index aufzeichnete, auch oftmals kurze Bemerkungen (die vielleicht bei einer Ausarbeitung des Ganzen weiter ausgeführt werden sollten) hinzusetzte, ja selbst Uebersetzungen, Erklärungen oder Parallelstellen aus älteren griechischen wie römischen (z. B. Horatius, Terentius, Cicero u. A.) Schriftstellern oder Nachbildungen derselben dabei bemerkte und insbesondere auf die verschiedenen Constructionsweisen und den verschiedenen Gebrauch von Verbis und Präpositionen ein sorgfältiges Augenmerk richtete. Daher sind eben diese Artikel meist sehr reichhaltig ausgefallen, obwohl sie der ordnenden und sichtenden Hand, die sie zu einem organischen Ganzen umbilde, allerdings bedürfen und demnach blos als ein überaus reiches, erst zu benutzendes und zu verarbeitendes Material zu betrachten sind.

Schliefslich glauben wir bei dieser Uebersicht der neuesten Erscheinungen von Belang in der Literatur des Plutarch auch der Bemerkungen gedenken zu müssen, welche das unter No. V. aufgeführte Programm des Hrn. Rector Harlefs zu Herford enthält. Sie sind meist kritischer Art, obwohl auch einiges Grammatische dabei vorkommt, und erstrecken sich über eine Anzahl von Stellen der Schrift *Quomodo adolescens poetas audire debeat*,

welche der Verf., wie wir mit Vergnügen aus S. 5. ersehen, dereinst besonders herauszugeben gedenkt. Wer in Plutarch's (sogenannten) moralischen Schriften sich nur einigermafsen umgesehen hat, weifs, wie verdorben, wie mangelhaft und lückenhaft noch immer der griechische Text ist, wovon selbst die in der Reihefolge zuerst kommenden Schriften, die sich doch bei Wyttenbach einer noch sorgfältigeren Behandlung zu erfreuen hatten, nicht auszunehmen sind. So läfst sich wohl erwarten, dafs der Verf. hier mit Erfolg arbeiten werde.

Chr. Bähr.

Reden bei der Einführung der drei neuerwählten Professoren des akademischen Gymnasiums [zu Hamburg] am 22. *Oct.* 1833. *Hamburg, bei Meifsner.* 1834. 78 *S. in* 8.

Unstreitig macht es der Stadt und den hohen Vorstehern von Hamburg zu unserer Zeit, wo man überall nur von materiellen Interessen sich Heil zu versprechen die Miene annimmt, wahre Ehre, dafs sie, alle Schwierigkeiten beseitigend, ihren beiden für allgemeine und für gelehrte Geistesbildung zugleich wirkenden höheren Unterrichtsanstalten, dem Johanneum und dem der Akademie sich näher anschliefsenden Gymnasium, das, was das Wichtigste ist, tüchtig gewählte Studienlehrer und zeitgemäfse Verbesserungen der Organisation verschafften.

Die erste Rede von dem Senior des Collegii Professorum, Hrn. Hipp, erklärt S. 4. den Hauptzweck: »Hinfort finden die Studierenden eine Fülle vorbereitender Studien für die akademischen Jahre sowohl, als für das spätere Alter und die künftigen Berufsgeschäfte desselben. Mit gleicher Liebe und Sorgfalt sind auch die Lernbegierigen anderer Stände bedacht. Denn auch ihnen werden die Quellen mehrerer Kenntnisse, besserer Einsichten von Gott und Natur, von Ordnung und Gesetz, von Staaten und Völkern, von den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens eröffnet. Das Reich des Wahren und Schönen, des religiösen Glaubens und Handelns soll demnach erweitert und der Aufschwung zum edleren, glücklicheren Daseyn durch vermehrten Unterricht befördert werden. Welche Aussicht für Hamburgs Söhne! Welche Beruhigung für sorgende Eltern! Wer könnte die preiswürdige Absicht und Wohlthat der Väter unsers Staates verkennen?«

Zum (vorübergehenden) Unheil unserer Zeit gehört es, dafs, wie man überall, sowohl im Philosophiren als im Staatenleben, alles in Gegensätze, in Opposition, zu stellen und alsdann erst nach der Antithesis eine Synthesis (oder, wie das oft gemifsbrauchte Wort beliebt wird, eine Versöhnung) zu Stand zu bringen versucht, auch im öffentlichen Lehrwesen die sogenannte Realien in einen schroffen Gegensatz wider die genauere Kenntnifs der Denkformen und Redeformen gestellt hat. Vielmehr ist der Unterricht sowohl über diese Formen oder über die Darstellungsweise und Einkleidung als über die Realien, welche den Stoff oder Inhalt der logikalischen und der rhetorischen Form geben müssen, immer so zu ertheilen, dafs beides sich aufeinander beziehe und leicht vereinige.

Keineswegs sind diese Formen, in welche der denkende Mensch den Stoff aller Art aufnimmt, nur wie überflüssige Formalitäten wegzulassen. Wie viel kommt bei jeder Realkenntnifs darauf an, ob sie in die das Beurtheilen bestimmende richtige Denkform aufgefafst und alsdann, wenn sie als Gedanke wahr erfunden ist, auch in die treffendste Form der Darstellung gebracht werde. Dieses Geschick, den Stoff schon in Gedanken in die rechte Form für die Beurtheilung und für die Einkleidung zu bringen, mufs den Fähigen und Aufmerksamen, welche einst nicht blos Schlendrianisten seyn wollen, durch ein deutliches Wissen über das Logikalisch-wahre und Rhetorisch-passende und durch Uebungen in diesen geordneten Künsten angewöhnt werden.

Nie aber ist entweder die Form ohne Stoff, oder der Stoff ohne Form. Vielmehr lehrt der sachkundige Lehrer immer auch das Formale und Geistige dadurch, dafs er es unmittelbar in praktischer Verbindung zeigt mit solchen Realien, deren Kenntnifs den Schülern die nöthigsten und näheren sind. Alles kommt daher auf die richtige Lehr- und Lern-Methode an, welche nicht Real- und Formal-Kenntnisse wie Opposita trennen und dann entweder eine formlose Masse von Sachkenntnissen dem Gedächtnifs einprägen oder dem Verstand eine Form ohne Inhalt einimpfen will. Die wahre Bildungsmethode ist vielmehr die, welche die Form immer an ausgewählten wissenswerthen Realien nachweist und daher dem Schüler zu der Fertigkeit verhilft, nicht nur Form- und Sachkenntnisse zugleich sich zu erwerben, sondern auch neue Sachkenntnisse aufzufinden und das erst noch ferner entdeckbare Reale doch durch die schon ent-

deckte Form der Beurtheilung und gestaltgebenden Anwendung auf die richtigste Weise sich aneignen und benutzen zu können.

Allerdings ist Kenntnifs des Wirklichen als des unmittelbar Wirksamen in allen Fächern unentbehrlich. Kennt man denn aber diese Realien, wenn man nicht auch ihre Ursachen erforscht, diese nach ihrer grofsen Veränderlichkeit betrachtet und sich dadurch zu andern Verwirklichungen auf den Fall, dafs die gewhnliöchen nicht mehr möglich sind, das ist, auf andere Möglichkeiten und speculative Plane vorbereitet? Es ist, mit Einem Wort, gar nicht lange ausreichend, wenn man nur das Wirklich bestehende kennt und dieses allein als das Reale erfafst. Vorgeübt mufs der Thätige seyn durch das Formale, dafs er auch in das ferner mögliche = in das, was ferner werden kann, sich auf den Fall der Veränderung zu finden wisse, und, was noch mehr ist, dafs er auch das, was als Verbesserung werden kann und soll, im Geiste vorauszusehen und innerlich zu construiren vermöge, damit es zu rechter Zeit nach der im Geiste vorbereiteten Form in die äufsere Realität eintrete.

Die zweite Rede von Hrn. C. Petersen, dem Professor der classischen Philologie, führt in die frühere Geschichte der Anstalt zurück. Vor 220 Jahren wurde sie, meist für gelehrte, d. i. für diejenige Geistesbildung, welche die Quellen der Erfahrung und des idealen Denkens benutzen und erweitern soll, von dem Rath und der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinsam (S. 15.) gegen die Ansicht des kirchlichen Ministeriums gegründet, doch aber sogleich von Mitgliedern der Geistlichkeit als Lehrern gefördert und vertheidigt. Selbst der dreifsigjährige Krieg schadete nicht soviel, dafs nicht das erste Secularjubiläum 1713. mit Stolz auf allgemein berühmte Hauptlehrer gefeiert werden konnte. Erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab man zu, dafs die Mehrzahl der Jugendlehrer im Privatunterricht und in den Kirchspielschulen nicht mehr der classischen und theologischen Studien bedürfe. Gegen Ende des letzten, aus dem Reformiren in das Revolutioniren überspringenden Jahrhunderts aber, da mancher sich durch ein gewisses *savoir faire* schnell und leichter hob und der ungewöhnlich ergiebige Handelsbetrieb die wissenschaftliche Vorbildung entbehrlich zu machen schien, wurden (zum Beweis, wie schnell die vermeintliche Realienlehre ausartet) sogar Busch und Ebeling nicht mehr wie zuvor zu

gründlicher Verbindung der Theorie mit der Praxis benutzt. Busch erschütterte durch sein »Wort an die Bürger Hamburgs Ueber die Nichtachtung brauchbarer Gelehrsamkeit in der Erziehung ihrer Söhne und den daher rührenden Verfall beider öffentlicher Lehrinstitute« (Hamb. 1800.) wie durch ein Donnerwort. Ein Ungenannter (J. A. R) beleuchtete die »Hindernisse einer gewünschten Schulverbesserung für Hamburg« so, dafs nach S. 37. manche der damals schon gefühlten Bedürfnisse doch noch jetzt auf Befriedigung warten.

Ohne Zweifel nicht umsonst. Denn geht gleich für alle menschliche Dinge die meist durch Trägheit oder Leichtsinn entstehende Verschlimmerung vermöge der Natur der Sache selbst immer leichter und schneller als die nur durch vielerlei Kraftanstrengung mögliche Verbesserung; so kann doch der Ruhm Hamburgs, dafs sein Geldadel häufig mit Geistesadel und Geschmacksbildung schön vereinigt sich bewies, schon deswegen nicht aufhören, weil der ausgebreitete Handelsverkehr dieser freien Stadt sie unmittelbar mit fremden gebildeten Nationen tagtäglich in Verbindung erhält und die Handelschaft im Grofsen bei weitem nicht blos mechanisch betrieben werden kann. Ging nun auch der Verbesserungsplan der Unterrichtsanstalten langsam und bedarf er wohl auch jetzt noch mancher kräftigen Nachhülfe, so hoffen wir doch, dafs Hamburg noch schneller und vollständiger das Ziel solcher wissenschaftlichen und gemeinnützigen Lehranstalten zu erreichen vermöge, als selbst London, wo die nach Selbstständigkeit strebende Residenz-Universität noch mit Schwierigkeiten nicht nur der Hülfsmittel, sondern auch mit Hinderungen von solcher Art zu kämpfen hat, die wir in Deutschland durch ein blofses Belächeln beseitigen würden, wie z. B. wenn der Universität Cambridge Anspruch auf ein Monopol, akademische Würden-Titel durch ein altes Sigill kräftiger und wahrer als durch ein neues, nicht von der Episkopal-Orthodoxie geweihtes, übertragen zu können, sogar von Wellington noch als eine der Unterstützung des so hoch stehenden Herzogs und europäischen Feldmarschalls nicht unwürdige Staatsfrage in das grofsbritannische Oberhaus gebracht wird.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 37. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reden bei der Einführung der neuen Professoren des akademischen Gymnasiums zu Hamburg.

(Beschlufs.)

In der dritten Rede behandelt der Prof. Philologiae sacrae, Dr. Krahbe unter der Aufschrift: *de vera Codicem sacrum interpretandi ratione*, eine Materie, die für eine dem gemischten Auditorium gewidmete Oration wohl allzu reichhaltig seyn mufste, und also um so gedrängter und bestimmter gefafst zu werden bedurfte. Dem Verf,, der nach S 58. als ein Schüler Gurlitts (des freisinnig gelehrten und für das Anwendbare bündig wirksamen!) auftritt, ist es vornämlich um die Andeutung zu thun, dafs man nicht nach einem metaphysisch-philosophischen System, nicht nach der kantisch-kritischen Methode, überall einen moralisch anwendbaren Sinn, nicht aber Entdeckungen aus der übersinnlichen Geisterwelt, zu suchen, nicht nach alexandrinischer Kunst, das Alterthümliche durch Allegorisiren unanstöfsiger und anwendbarer zu machen, auch nicht nach der von Germar (1821.) empfohlenen, panharmonischen, das unbestimmtere nach den bestimmteren Stellen regulirenden Lehrart, auch nicht nach einem speculativ idealisirenden Transcendentalismus, vielmehr philologisch-kritisch und grammatisch-historisch zu exegesiren habe. Da demnach hauptsächlich das Charakteristische dieser allgemeingültigen Interpretationsmethode anzugeben gewesen wäre, so würde man das Literarhistorische über neutestamentliche Kritik S. 50. 51, besonders in einem Redevortrag, gar nicht vermissen, wenn dagegen der Redner wenigstens die Hauptgründe, warum Er den angezeigten übrigen Methoden nicht beistimme, genauer angegeben hätte. Durch Präteritionsformeln, wie S. 47: „ad hanc sententiam refellendam coram Vobis, qui idonei adestis judices, afferre quidquam non opus est," kann die Kantische Behauptung, dafs auch in der Bibel nur das Moralisch-religiöse als göttlich-wahr anzuerkennen sey, nicht widerlegt werden. Oder sollen denn auch dogmatisch ausgesprochene, aber mit unserm Bewufstseyn von moralischer Vollkommenheit nicht mehr vereinbare Stellen, wie Genes. 6, 7. נִחַמְתִּי, Exod. 20, 5. das Eifersüchtig-

seyn Gottes zum Bestrafen der Vätersünden bis auf die Urenkel hinaus, 1 Kön. 22, 20. 28. das vom Propheten geglaubte göttliche Aussenden eines רוּחַ שֶׁקֶר und dergl. nicht blos den Glauben jener ungebildeteren Zeiten, sondern auch etwas aussprechen, das wir als unfehlbare Revelation zu glauben und also wirklich in den locus de Deo, etwa als Theil einer höheren, geheimnifsvollen Religionsmoral unbedingt, so wie Offenbarungen aufgenommen werden sollen, aufzunehmen hätten? Zwar hält der Redner, als Schüler von Gurlitt, S. 49. darauf, dafs zuerst interpretatio *grammatico-historica* instituenda sit. Was aber an dieser Methode (Alterthümliches aus dem Sprachgebrauch und aus den darauf Einfluſs habenden Zeitbegriffen und andern Zeitumständen zu verstehen) das Eigenthümliche sey, wird dadurch bei weitem nicht genug gezeigt, dafs nach S. 52. auf die Regel, immer nach der Analogia scripturae und fidei zu erklären, verwiesen wird. Sehr richtig ist es freilich, dafs der Apostel dem γραμμα (der wörtlichen Ueberlieferung alttestamentlicher gebotener und temporärer Gesetzlichkeit) 2 Kor. 3, 6. das Verstehen und Reden nach dem Pneuma, d. i. nach der christlichen, aus treuer Selbstüberzeugung (evangelischer Pistis) entstehenden Begeisterung für das Göttlich-heilige entgegenstellt und also das, was mit dem praktischen Ideal der Vollkommenheit Gottes nicht übereinkäme, nicht für christlich theologisch erklärt. Aber eben deswegen hätte S. 54. klar gemacht werden sollen, in wiefern der Buchstabe nach dem Geist (nach der obersten Kraft, ächte Vollkommenheitsideen zu denken und ihnen gemäfs zu wollen) zu berichtigen sey. Der Verf. wiederholt nur den der Erklärung bedürfenden Ausdruck selbst: „Nihil igitur hisce verbis (1 Kor. 2, 13. 2 Kor. 3, 7. 8.) significatum esse velim, nisi quod *mundi prudentia* in judicanda pietatis doctrina nihil valeat, sed haec censura resideat — *penes unum Dei Spiritum*“ (!!). Worin, mufs man nothwendig hier fragen, besteht und wo spricht denn dieser unus dei spiritus? Und gehört denn nicht auch die Logik, welche S. 55. mit Recht vorzüglich angewendet wissen will, zur mundi prudentia? Ohne Zweifel ist es dem Redner vornämlich darum zu thun, dafs die Bibel als ein Werk Heiligbegeisterter Männer auch mit Sinn für heilige Begeisterung, also mit Andacht, als dem Gegensatz von Leichtsinn und von Aberglaubigkeit, gelesen, erklärt und zur ernsten Willensverbesserung (S. 56.) angewendet werden solle. Dies ist nach der allgemeinen

Regel, dafs, wer etwas verstehen lernen will, sich in die Stimmung des Autors versetzen müsse, höchst nothwendig. Gerade dazu aber führen theologisch-dogmatische Voraussetzungen (wie S. 56. remissio peccatorum *morte Christi accipienda)* nicht, wenn sie, wie eben diese, biblisch nicht so gesagt und gedacht sind, sondern nur aus Angewöhnung an das Scholastische hineingetragen werden. Macht nicht vielmehr gerade der von dem Verf. angeführte treffliche Ausspruch von J. Fr. Gronovius, die Beziehung auf das Moralische zur Hauptsache? »A prima aetate in lectione Veterum id potissimum habui, *ut mei mores emendarentur,* non ut apices et puncta librorum.« Dieser Geist ist Gurlitt's Geist und Sinn, den gewifs der Verf. auch auf seine Schüler durch logikalisch klare und bestimmte Begriffe und durch philologisch nachzuweisende Uebereinstimmung mit dem gottandächtigen Alterthum fortzupflanzen sich zur Pflichtaufgabe macht.

Den denkwürdigen Act schlofs der Professor Historiarum Dr. Wurm durch eine nach Form und Inhalt sehr anziehende Probe, wie das alterthümlich gelehrteste auch mit den neuesten Realien auf eine local erfreuliche und an sich wahrhaft belehrende Weise sinnreich in Verbindung zu setzen sey. Was mufste überraschender für die meisten Zuhörer und für die erneuerte Lehranstalt vereinigter gelehrter und allgemein anwendbarer Geistesbildung empfehlender seyn, als dafs der im Alten und Neuen wohlbewanderte philologische und psychologische Geschichtforscher aus den neuentdeckten und ergänzten Büchern Cicero's de Republica mit Ciceronischer Klarheit und Feinheit *Ciceronem* als *hujusce, qua frimur, Hamburgensis reipublicae laudatorem* darstellen konnte. Er zeigt dies, und nicht blos zum Schein, in dem Verhältnifs zwischen dem dortigen Senat und der Bürgerschaft. Er zeigt Vorzüge selbst vor der englischen Verfassung, vergleicht neueste nordamerikanische Staatserfahrungen und beleuchtet sogar eine dunkle Stelle der Ciceronischen Fragmente durch Analogie mit dem, was den hamburgischen Freibürgern vor Augen ist, dafs το κυριον oder summa rei sey *penes Senatum et Cives inseparabili nexu et conjunctim,* ita ut lex nulla fieri possit, nisi idem volentibus, idem jubentibus et Senatu et Civibus. Auch wir stimmen ein in die Anwendung dieser gelehrt praktischen Ideen und den patriotischen Wunsch, dafs Gott und ächte, wissenschaftliche Freiheitskenntnifs, *hanc,* quam salvam hucusque esse voluerunt atque incolumem, faciant *perpetuam libertatem.*

Zugleich verfehle ich nicht, auch rückwärts noch auf eine der Redaction gefälligst mitgetheilte, interessante

Historia Joannei Hamburgensis. Scripsit C. Ph. Calmberg, Prof. Hamburgi 1829. (235 *S. in* 8.)

aufmerksam zu machen, wo nach andern trefflichen Vormännern auch Director Gurlitt S. 206—234. geschildert ist.

3. Mai 1834.

Dr. *Paulus.*

Nachträglich ist uns noch eine mit der Erneuerung des akademischen Gymnasiums zu Hamburg in Beziehung stehende, interessante kleine Schrift:

„*Die Englische Kirche vom Regierungsantritt bis zum Tode Wilhelms* III. 1689—1702. *von Christian Fr. Wurm, Dr. der Philos.*" *(jetzt Prof. am akademischen Gymnasium.) Hamb. b. Kümpel.* 22 *S. in* 8.

mit Vergnügen bekannt geworden. Auch in diesem Aufsatz stellt der Geschichtsforscher Erfahrungen der Vergangenheit mit den Zeitproblemen der Gegenwart in eine Verbindung, welche für Die, denen überhaupt die Geschichte eine psychologisch-philosophische Belehrerin werden kann, Denkwürdiges darbietet. Schon König Wilhelm III. erklärte in einem Satz seiner Parlamentsrede vom 16. März 1689, den Er aber selbst seinen Ministern zuvor nicht mittheilte: Er zweifle nicht, dafs man gegen das Eindringen von Papisten (in die Staatsregierung) hinlänglich sich verwahren werde. Ebenso aber hoffe Er auch, man werde Raum geben für die Zulassung aller Protestanten, die den Willen und die Fähigkeit (dem Staate) zu dienen haben. Um wie viele Jahrzehnde aber war der (sogenannte) Protestantismus in England für die Erfüllung dieser Hoffnung noch nicht reif! Und warum? Gerade deswegen, weil die englische hohe oder Episkopalkirche, an welche die Befähigung zu Aemtern gebunden blieb, einzig und allein gegen die päbstlich-römische Hierarchie protestantisch ist, nicht aber den höheren Sinn der gewissenhaften Ueberzeugungsfreiheit erfafst hat, vermöge dessen die evangelischen Fürsten und Stände Deutschlands schon auf dem Speyerer Reichstag von 1529. überhaupt dagegen protestiren zu müssen einsahen, dafs in Sachen der Religion die Minorität, und selbst der Einzelne, sich nicht dem Zwangs-

gehorsam gegen die Stimmenmajorität zu unterwerfen die Pflicht habe.

Auch die damaligen deutschen Protestationsurkunden waren zwar noch nicht bis zu dem allgemeingültigen Hauptgrund aufgestiegen, dafs durchaus kein Mensch gegen den Andern eine Infallibilität der Einsicht behaupten könne, vielmehr das menschlich mögliche Erkennen des Wahren eben nur durch ungestörte Verwendung aller Geisteskräfte für dasselbe erreichbar sey und dafs dadurch allein, wenn Jeder in sich diese Pflicht frei erfülle, das von vielen Seiten betrachtete und von den Individualitäten gereinigte Subjectiv-wahre ein Lichtpunkt für die Empfänglichen und ein ächt gemeinschaftliches bleibend eigenes Gut werde. Doch aber waren die deutschen evangelischen Regenten, Geistlichen und Laien eben dieser tiefsten und alles umfassenden Begründung der aus der Ueberzeugungspflicht entstehenden Rechte der Ueberzeugungsfreiheit im sechzehnten Jahrhundert weit näher, als es die vorherrschende, aber in ihrer Herrschaftstradition sehr gefährdete Episkopalkirche von England noch jetzt ist. Und diese steht offenbar nur deswegen immer noch soweit zurück, weil sie auch seit Heinrichs VIII. Gewaltreform im mittelalterlichen Sinn episkopalisch geblieben ist, das heifst, weil die nicht auf Amtskenntnisse, sondern auf Pfründenerwerb gerichtete Hierarchie immer im Dienst der gewalthabenden Aristokratie nur durch das Herrschen über die Einsichten der Mindermächtigen den unverhältnifsmäfsigen, durch Ministergunst erreichbaren Besitz noch länger sich zu sichern oder wenigstens zu fristen hoffen kann.

Der Verf. zeigt, wie weit die Toleranzacte vom 24sten Mai 1689. die protestantischen Dissenters wenigstens von gewaltigen Strafgesetzen der herrschenden Kirche befreite. (Vorher sollte, wer einen Monat lang Sonntags den Cult der Episkopalkirche nicht besuchte, dem Staat 20 Pfund Strafe bezahlen.) Jetzt wurden doch gottesdienstliche Versammlungsorte für Dissenters legitimirt. Ihre Lehrer wurden wenigstens von einigen der 39 Artikel, nämlich von denen freigelassen, welche über kirchliche Tradition und Ritual, über Homilien, Priesterweihe und die Macht der Kirche, Gebräuche anzuordnen und bestrittene Glaubensfragen zu entscheiden, anmafsliche, unprotestantische Vorschriften enthalten. Um noch mehr die Annäherung zu erleichtern, sollte eine geistliche Commission eine Revision der Liturgie des kanonischen Rechts und der kirchlichen Gerichtsbarkeit vorbereiten, woraus sodann die Convo-

cation oder Nationalsynode das annehmbare Resultat zur Sanction an den König bringen sollte. Aber selbst die Vorarbeiten der Commission kamen nicht zur Offenkundigkeit.

Der Verf. hat hier das Verdienst, über das Alterthümliche der „Convocation," als einer dem Parlament ähnlich gewesenen Separatversammlung der Repräsentanten des Klerus, neue Forschungen aus Pulgrave's Parlamentary writs (einem der Geschenke der brittischen Record-Commission an die Hamburger Stadtbibliothek) angestellt und mitgetheilt zu haben. Ueberhaupt macht Form und Inhalt dieses Aufsatzes auf die Geschichte Englands von der Revolution bis zur Reformbill sehr begierig, welche der Verf. in 2 Bänden (bei Göschen) herausgiebt. Er ist Uebersetzer der 2 ersten Bände von Sir James Makintosh's englischer Geschichte. Was nun der Verf. selbstständig liefert, wird sich an jenes Musterwerk würdig anzuschliefsen suchen. Die vielerlei Versuche über ein constitutionelles Staatenleben, welche bei so verschiedenen National-Charakteren begonnen sind und sich westwärts immer mehr ausdehnen und gestalten, können auf die Geschichte Englands von 1688. an, als auf den längsten Zeitraum gemachter Erfahrungen und Begriffsentwicklungen, nicht ohne vielfache Belehrung zurückzublicken veranlafst werden. Der Verf. beweist durch die hier bekannter gemachten Proben, dafs er, um Altes und Neues glücklich und sachkundig in Parallelen zu stellen, Lust und Takt hat.

Dr. *Paulus.*

Harmonien von Alphonse de Lamartine für Freunde der heiligen Dichtkunst deutsch bearbeitet von Chr. Fr. Karl Schirlitz. 1. *Leipzig, Schumann.* 1832.

Wer selbst übersetzt hat, und nun Uebersetzungen Anderer beurtheilen soll, ist geneigt, sehr streng oder sehr milde zu verfahren: streng, sobald er die Arbeit an das Ideal hält, das er während seines eignen Strebens sich vorzusetzen verpflichtet war; milde, wenn er der Schwierigkeiten gedenkt, die sich ihm selbst bei seinen Versuchen in den Weg gestellt haben und die er nicht selten vergebens zu überwinden gerungen hat. Der Verf. dieser Anzeige, welcher vor Jahren mit einer Auswahl verdeutschter Meditationen Lamartine's öffentlich aufgetreten ist, und einen Theil der Harmonien seit dem Sommer 1830. druckfertig über-

getragen hat, wird sich bei seiner Kritik von der Anschauung des idealen Vorbildes, und von dem Bewufstseyn der Mängel seiner eignen Uebertragungen zugleich leiten lassen: sofern davon die Rede seyn wird, wie Lamartine behandelt werden mufs, von jener; wenn der Mafsstab an die vorliegende Bearbeitung angelegt werden soll, von diesem.

Von den neuern französischen Dichtern bot sich vor Allen Lamartine den Deutschen zur Nachbildung dar, sowohl durch den Inhalt, als durch die Form seiner Dichtungen. Unsre Nation war überrascht, vom Lande des Unglaubens herüber Laute zu vernehmen, die nicht etwa blos aus einer von der Religion künstlich erhitzten Phantasie stammen, sondern aus einer vom Göttlichen tief bewegten und oft erschütterten Brust hervordrangen. Die Gedichte, die dieser Franzose aussprach, und selbst seine Ausdrucksweise schienen der deutschen Denk- und Empfindungsweise so nahe verwandt, dafs man bei uns geneigt war, eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft dieses Sängers mit unsrer Literatur, wenigstens dem religiös-poetischen Theile derselben anzunehmen, und ein Studium Klopstocks und Novalis bei ihm vorauszusetzen. Es überraschte wenigstens den Verfasser dieser Recension nicht wenig, als der übersetzte Dichter in einem dankenden Schreiben ihm das durch keine zudringliche Frage veranlafste Geständnifs ablegte: *malheureusement je ne suis point la langue de Goethe et de Schiller.* Auch das formelle Gewand seiner Poesie, soweit dies nicht blos in der metrischen Form, die französisch blieb und bleiben mufste, sondern hauptsächlich auch in der eigenthümlichen Behandlung der Sprache sichtbar wird, zeigte recht eigentlich zum Verdeutschen anlockende Eigenschaften. Der französische Ausdruck hatte unter dieser Feder eine Bilderfrische, eine Unmittelbarkeit und Elasticität erhalten, wie man sie in jener Sprache nicht gewohnt war, ja kaum für möglich hielt, für welche aber der Reichthum, die organische Bildungsfähigkeit und Biegsamkeit unsrer Muttersprache die entsprechenden poetischen Formen und Farben, selbst ohne dafs eine ängstliche Auswahl nöthig wäre, darzubieten schien.

Als es aber an den Versuch der Ausführung kam, zeigte sich doch manche vorher weniger in Anschlag gebrachte Schwierigkeit. Die besten Uebersetzer der neuern Zeit waren von dem Grundsatze ausgegangen, dafs durchweg nach dem Sylbenmafse des Originals übertragen werden müsse. Wie sollte nun aber der Alexandriner, besonders da, wo er nicht in Stanzen abge-

theilt war, sondern fortlaufenden, mehr didaktischen als lyrischen Dichtungen zum Vehikel diente, behandelt, wie weit sollten die lyrischen Metra des Originals, welche ihre angeborne Armuth hinter eine Vervielfältigung der Reime und eine deutschem Ohre fremde Verschlingung derselben zu verbergen strehen, mit jener Gewissenhaftigkeit, mit welcher wir die auf ächte Kunstgesetze begründeten Sylbenmafse der Griechen, Römer, Spanier und Italiener nachbilden, beihehalten werden?

Nach wiederholter Durchfühlung des verschiedenen Charakters der einzelnen Poesien setzte sich in Beziehung auf seine eigne Behandlung des französischen Dichters bei Ref. der Entschlufs fest, die lyrischen Alexandrinerstrophen und Stanzen streng nach dem Original zu hehandeln und jener Versart durch eine gedrungene, etwas alterthümliche Sprache, bei welcher ihm vorzüglich die Alexandriner Haller's als Muster vorschwebten, im Deutschen zwar nicht den Wechsel, dessen sie nur in der französischen die Sylben blos zählenden Poesie fähig sind, aber doch Kraft und Würde zu gehen. Wo sie aber die Träger von Lehrgedichten sind, und nur deshalb von den Franzosen selbst angewendet werden, weil sie für diese Gattung gar keine andre Form besitzen, da wurde von dem Verf. jener ersten Uebersetzung Lamartine's kein Bedenken getragen, ihnen ihr mehr gefälliges Kleid auszuziehen und an ihre Stelle die fünffüfsigen, reimlosen Jamben zu setzen, denen er durch seltenere Anwendung weiblicher Endungen, deren nicht leicht zwei unmittelbar hinter einander folgen durften, ein beschränkteres Bett zu graben, und ihrem Strom einen entschiedeneren und melodischeren Wellenschlag zu verleihen suchte. Die einfachen, lyrischen Sylbenmafse fanden sich auch im Deutschen vor, und wurden natürlich mit Lust und Liebe nachgebildet, weil sich in ihnen die Uebersetzung frei wie ein Original bewegen konnte. Aber auch jene verschränkteren, drei und vierfach reimenden Lieder, wo lange Zeilen unerwartet mit kurzen wechseln, wagte Ref. nicht in andre Melodien umzuwandeln, aus Furcht, den Grundton zu verlieren und seine eigne, gewöhnlich durch die Erfindung der Form bedingte Stimmung in das so umgewandelte Original überzutragen. Mit grofser Mühe zerarbeitete er sich daher an diesen undeutschen Formen, bis er ihnen auch in der deutschen Uebertragung eine gewisse Harmonie abgedrungen zu haben hoffen durfte.

Eine andre Schwierigkeit zeigte sich unerwartet bei Wiedergebung der Bildersprache Lamartine's durch die Farben deut-

scher Poesie. So leicht dies auf den ersten Anblick zu seyn schien, so fand sich doch bald, daſs, was im Französischen kühn und neu erschien, wörtlich getreu nachgebildet im Deutschen sich als verbrauchtes Bild oder veraltete Phrase darstellte, und daſs manche Strophe, die im Original das unbestreitbare Gepräge einer Einfalt und Innigkeit trug, wie sie in jene conventionelle Sprache nur durch die Wunder, die das Genie thut, hineingezaubert werden konnte, in der Uebersetzung streng wiederholt, flach und leer aussah. Hier galt es, bald an die Stelle eines Bildes, das der Sprache des Franzosen neu, der Deutschen aber alltäglich war, ein entsprechendes, aber auch für uns Deutsche neues zu setzen; bald durch Synonymen, durch frischere Beiwörter, durch schlagende Reime nachzuhelfen, und bei dem Allem doch dem Geiste des Originals getreu zu bleiben und die Harmonie des Ganzen nicht zu stören. Die letztere ward besonders auch dadurch bedroht, daſs ein einzelner Ausdruck oft zu greller Nachahmung auffordert, namentlich oft zu einem brillanten Reime verleiten konnte, und allerdings dabei wörtlich übersetzt ward; daſs aber dann die Phrase im Deutschen doch zu dem Uebrigen nicht paſste, mit der ganzen Stelle nicht recht verschmolzen war, daſs zu grelle Lichter und Töne entstanden, und die Wörtlichkeit selbst oft gegen den Geschmack oder den höheren Genius der Sprache sich versündigte.

Nach dieser Schilderung der Anforderungen an einen deutschen Uebersetzer des Lamartine, und der Klippen, auf welche sein Unternehmen stoſsen muſs, wenden wir uns zu der Uebertragung der »Harmonien« dieses Dichters durch Hrn. Chr. Fr. Karl Schirlitz, deren erstes Heft vor uns liegt.

Hier zeigt uns gleich die erste Harmonie, daſs der Uebersetzer bei den Alexandrinern einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen hat. Er erlaubte sich die Bequemlichkeit nicht, sie in fünffüſsige, reimlose Jamben umzuschmelzen, aber er behielt zwar den Reim, jedoch nicht die Form der Verse selbst bei. Er gebraucht vielmehr für jenes erste Gedicht Verse, die sogar noch um zwei Füſse länger sind, als die langen Alexandriner, und dennoch des Einschnitts, der jene Versart charakterisirt und ihr, wenn sie nicht ganz athemlos tönen soll, unentbehrlich ist, bei ihm entbehren. So lautet denn der Anfang dieser ersten Dichtung bei dem Hrn. Uebersetzer so:

Du, der dem Vogel seine Stimme gab, um mit Auroren
Den jungen Tag zu grüfsen in der Hymnen vollem Chor;
O du der Seel' ihm gab, zum Wohllaut seine Kehl erkoren,
Dafs bei der Liebe Klage lauscht der Abend leis empor;
Der zu den Wäldern sprach: ertönet bei den Abendlüften!
Den Bächen zurief: rieselt ihr harmonischen Gesang!
Zum Strome sprach: erbraus'!; und zu dem Sturmwind: Stürm' an Klüften!
Zum Ocean: erseufze sterbend du der Küst' entlang!

Auch mir, o Herr, auch mir hast du, die Wunder zu besingen,
Die dich erhöh'n, noch eine andre Stimm' in meinen Geist
Gelegt, die reiner dich, als Stimmen, die das Ohr umschwingen,
Dich stärker noch, als Sturm' und Meereswog' und Wälder preist;
Es ward mir der Begeistrung Flug, — ihr Nam' ist Gnad' im Himmel,
Der frommen Barden Israels ein sanftgedämpfter Hall,
Ein Echo in der Brust, den Wirrlaut in dem Weltgewimmel
Zu lösen in der Harmonien reingestimmten Schall.

Im Original lauten diese Verse:

Toi qui donnas sa voix à l'oiseau de l'aurore,
Pour chanter dans le ciel l'hymne naissant du jour;
Toi qui donnas son âme et son gosier sonore
A l'oiseau que le soir entend gémir d'amour;

Toi qui dis aux forêts: répondez aux Zéphire!
Aux ruisseaux: murmurez d'harmonieux accords;
Aux torrens: Mugissez; à la brise: Soupire!
A l'océan: Gémis en mourant sur des bords!

Et moi, Seigneur aussi, pour chanter tes merveilles,
Tu m'as donné dans l'âme une seconde voix
Plus pure que la voix qui parle à nos oreilles,
Plus forte que les vents, les ondes et les bois!

Les cieux l'appellent Grâce et les hommes Génie;
C'est un souffle affaibli des bardes d'Israel,
Un écho dans mon sein, qui change en harmonie
Le retentissement de ce monde mortel.

Ref. hätte diese Stanzen lieber im strengen Versmafse des Originals übersetzt gelesen; sobald der Alexandriner strophisch behandelt ist, scheiden sich in ihm die dem französischen Geiste ohnehin natürlichen Gegensätze so scharf ab, dafs auch die Uebersetzung nicht berechtigt ist, sie zu verwischen. Sollte aber im vorliegenden Gedichte die Schwierigkeit unüberwindlich seyn, so hätte doch der Hr. Uebersetzer gewifs besser daran gethan, nach dem 4ten Fufs eine regelmäfsige Cäsur eintreten zu lassen; auf dem Wege, den er betreten, geht Melodie und Harmonie zugleich verloren. Sonst fehlt es der angeführten Probe nicht

an Vorzügen, mancher Gedanke ist darin mit Treue und Glück wiedergegeben, aber doch sind die oben von uns angegebenen Gefahren nicht alle vermieden worden. Der *oiseau de l'aurore* und der *oiseau du soir* sind im Original zwei verschiedene Individuen; die Uebersetzung hat sie zu einem einzigen gemacht, und den schönen Gegensatz von Morgen und Abend etwas verwischt; *l'hymne naissant* ist nicht recht wiedergegeben; *gosier sonore* ist im Französischen viel eigenthümlicher, als das Deutsche: Wohllaut der Kehle; *répondez* und *soupire* sind jenes zu schwach durch „ertönt," dieses viel zu stark durch „stürm an Klüften" ausgedrückt; die *brise*, der gelinde Seewind, hat weder mit Stürmen noch bei Klüften zu thun. „Stimmen die das Ohr umschwingen," dies letzte Wort ist nicht glücklich gewählt und nur durch den Reim entstanden; wie anspruchslos ist das französische: *parle* dagegen. Der Gegensatz zwischen *grâce* und *génie* in der 4ten Strophe ist aus der Uebersetzung ganz verschwunden dadurch, dafs „*les hommes*" nicht berücksichtigt worden ist. Wir hätten den Vers möglichst wörtlich so gegeben:

„Auf Erden Dichtergeist — im Himmel heifst sie Gnade."

Ein passender Reim auf Gnade hätte sich dann schon finden lassen. *Retentissement* durch Wirrlaut in dem Weltgewimmel, däucht uns zu breit und zu wenig sonor; aber der lange Vers, den der Uebersetzer wählte, erlaubte freilich, und der Reim provocirte solcherlei Umschreibungen.

Viel glücklicher ist der Uebersetzer in der Handhabung der eigentlich lyrischen Versmafse, besonders wo er sie dem Dichter getreu nachbildet. Wir wollen eine zweite Probe aus derselben Harmonie entlehnen:

Elevez vous, voix de mon âme,
Avec l'aurore, avec la nuit!
Elancez-vous comme la flamme,
Répondez vous comme le bruit!
Flottez sur l'aile des nuages,
Mêlez-vous aux vents, aux orages,
Au tonnerre, au fracas des flots;
L'homme en vain ferme sa paupière;
L'hymne éternel de la prière
Trouvera partout des échos!

Ne craigneuz pas que le murmure
De tous ces astres à la fois,
Ces mille voix de la nature,
Étouffent votre faible voix!

Tandis que les sphères mugissent,
Et que les sept cieux retentissent
Des bruits roulans en son honneur,
L'humble écho que l'âme réveille
Porte en mourant à son oreille
La moindre voix qui dit: Seigneur!

Diese Strophen lauten im Deutschen so:

Auf, auf! ihr Stimmen meiner Seele
Mit Morgenröth' und mit der Nacht,
Hervor, wie Flammen aus der Höhle
Verbreitet euch mit Sturmesmacht!
Schwimmt auf der Wolke dunklem Flügel,
Mischt in die Wind' euch ohne Zügel,
In Donner, in der Woge Schwall!
Umsonst verschliefst der Mensch die Augen;
Die Bitte, die die Hymne hauchen,
Bringt rings zurück der Wiederhall.

Nein! fürchtet nicht, dafs dieses Sausen
Von so viel Sternen, die Gott schuf,
Die tausend Stimmen, die da brausen,
Ersticken euren schwachen Ruf!
Indefs die Sphären laut ertönen,
Die sieben Himmel mächtig dröhnen
Vom Donner zu des Höchsten Ruhm,
Trägt selbst der schwächste Hauch das Lallen
Das bald im Tode wird verhallen,
Noch in des Herren Heiligthum!

In diesen Versen, denen die nachfolgenden nicht nachstehen, dürften vielleicht nur die Strophenausgänge sinngetreuer übersetzt seyn; alles Andere ist trefflich behandelt; wortgetreu, soweit es möglich war, ohne im Deutschen grafs zu werden, was z. B. bei *fracas des flots* leicht möglich gewesen wäre, oder glatt, wozu *bruit* verführen konnte. Im Ganzen hält sich der Uebersetzer auf der Flughöhe des Dichters.

Auch die zweite Harmonie: Hymne an die Nacht, ist im Durchschnitte gelungen; nur scheint der rasche Trott der Verse ($\upsilon \acute{-} \upsilon\upsilon - \upsilon \mid \upsilon \acute{-} \upsilon\upsilon -$):

L'Océan se joue
Au pied de son Roi;
L'aquilon secoue
Ses ailes d'effroi etc.

durch die Umgestaltung des Metrums in $- \upsilon - \upsilon - \upsilon \mid \underline{\upsilon} - \upsilon - \upsilon -$ gelitten zu haben:

Spielend legt sich nieder
Zu deinem Fuſs an's Meer,
Und des Aars Gefieder
Rauscht matt (?) von Schrecken schwer u. s. w.

und die Wendung:

Das Leuchten und Dröhnen
Das Haupt dir umkrönen
Mit dreifachem Strahl.

ist kaum verständlich. Der Sinn ist: das Leuchten und das Dröhnen (d. h. der Sturm und Blitz) krönt dein Haupt mit dreifachem Strahl (mit einem Zickzack). Wie klar ist dieses im Französischen:

L'éclair, la tempête
Couronnent ta tête
D'un triple rayon.

Die dritte Harmonie liefert uns ein Beispiel, wie ein Bild in der einen Sprache zwar immerhin gesucht und pretiös, aber doch grandios und imponirend seyn kann, während es, umverändert übergetragen, in der andern Sprache sogar unedel wird. In dieser Hymne auf den Morgen heifst es unter andern von den Gebirgen und ihren riesigen Schatten:

Ses lambeaux, déchirés par l'aile de l'Aurore
Flottent livrés aux vents dans l'orient vermeil,
La pourpre les enflamme et l'iris les colore;
Ils pendent en désordre aux tentes du soleil,
Comme des pavillons quand une flotte arbore
Les couleurs de son roi dans les jours d'appareil.

Diese Verse, ziemlich wörtlich, nur auch in sehr alterirtem Sylbenmafs übersetzt, lauten im Deutschen so:

Die dunkeln Lappen, durch Aurorens Flügelschlag zerfetzet,
Schwimmen von dem Wind im rothen Osten aufgeschwellt,
Von Purpur glänzend und von Iris Farbenduft benetzet,
Hangen flatternd sie herab am grofsen Sonnenzelt.
Wie Flaggen, mit dem königlichen Wappenbild besetzet,
Wenn mit stolzem Pomp die Flotte ihren Einzug hält.

Nothwendig hätte hier das Original wenigstens theilweise umgedreht werden müssen, wenn das Bild auch in der Uebertragung einigermafsen für den Geschmack genieſsbar hätte bleiben sollen.

Mit der vierten Harmonie *(La Lampe du Temple)* haben drei Uebersetzer gerungen, Hr. Schirlitz, Hr. G. Pfizer (in seiner Gedichtesammlung) und der Verf. dieser Anzeige, dessen Uebersetzung im Cotta'schen Taschenbuch für Damen (Jahrgg. 1831.)

erschienen ist. Ref. vergleicht einige der schwersten Verse mit den dreierlei Versuchen:

Pâle lampe du sanctuaire,
Pourquoi dans l'ombre du saint lieu,
Inaperçué et solitaire
Te consumes-tu devant Dieu?

Diesen ersten Vers übersetzte Schirlitz:

Warum willst Lampe du verblassen
Am Hochaltar so öd' und todt,
Warum so einsam und verlassen
Verzehrst du, heil'ge, dich vor Gott.

Pfizer:

Im Tempel, wo es schaurig nachtet,
Alleinz'ge Leuchte, blasser Stern!
Warum so still und unbeachtet
Verzehrst du dich vor Gott dem Herrn.

Referent:

Warum, o bleiche Lampe, schmachtet
Dein Licht im dunkeln Heiligthum,
Warum allein und unbeachtet
Verzehrst du dich vor Gott? warum?

Der Leser wird ohne einen Fingerzeig erkennen, welche Schwierigkeiten jeder dieser Uebersetzer vorzugsweise bekämpft, besiegt oder umgangen hat. Nur mufs bemerkt werden, dafs das: »warum willst du verblassen« des ersten Uebersetzers dem Sinne der französischen Worte nicht recht entspricht. In dem schweren, fünften Verse scheint Pfizer die Krone davon getragen zu haben, wenn er übersetzt:

Und doch, ihr ahnungsreichen Strahlen,
Ihr lodert fort, unsterblich gleich;
Es wiegt der Hauch der Cathedralen
Auf jedem Hochaltare euch!

Weder die „heil'gen Lampen" von Schirlitz noch unsere »sinnvolle Lampen« drücken so gut und dichterisch das »*lampes symboliques*« des Originals aus. Auch *brise* ist von Pfizer durch „Hauch" am besten gegeben worden.

Noch setzen wir die Verse her, in welchen die Vergleichung der Seele mit der Tempellampe beginnt:

Et c'est ainsi, dis-je à mon âme,
Que de l'ombre de ce bas lieu,
Tu brules, invisible flamme,
En la présence de ton Dieu.

Et jamais, jamais tu n'oublies
De diriger vers lui mon coeur,
Pas plus que ces lampes remplies
De flotter devant le Seigneur.

Schirlitz:

Auch du, sag' ich zur Seel' entzücket,
Sollst so an diesem dunklen Ort,
Wie eine Flamme, unerblicket,
Anbetend glüh'n vor deinem Hort

Nicht in Vergessens Nacht gehüllet,
Sey, Herz, dies Ziel dir jemals fern,
Schwimm', wie die Lampen, reich gefüllet,
Auch du in Andacht vor dem Herrn.

Pfizer:

Ich spreche: Mit verborg'nem Lichte
So glüh'st in schattenhaftem Ort
Vor deines Gottes Angesichte
Auch du, o meine Seele, fort!

Noch nie vergafsest du, dem Herzen
Zu ihm empor die Bahn zu ziehn,
Wie diese stets getränkten Kerzen
Vor Gott ihr schimmernd Licht versprühn!

Referent:

Und so hienieden auch im Dunkeln —
Sprech' ich zu meiner Seele — harrt
Dein Licht mit unsichtbarem Funkeln
Vor Deines Gottes Gegenwart.

Und du vergissest nimmer, nimmer
Zu lenken gegen Ihn mein Herz,
Wie diese vollen Lampen immer
Zu Ihm aufwogen, himmelwärts. —

Die fünfte Harmonie besteht aus strophenlosen Alexandrinern. Auch hier hat Hr. Schirlitz sich an den Reim gebunden und dadurch sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Das Erleichterungsmittel jedoch, das er angewendet hat, die abermalige Vernachlässigung der Cäsur, erscheint hier in einem um so ungünstigeren Lichte, da die unwillkührliche Anwendung derselben (denn die Uebersetzung beginnt sogar mit einigen regelmäfsig gekerbten Versen) darauf schliefsen läfst, dafs die regelmäfsige Form des Alexandriners sich dem Ohr des Uebersetzers auch wider seinen Willen aufgedrungen hat. Dasselbe gilt von der sechsten Harmonie, die in Stanzen abgefafst ist, welche, bis auf den letzten Vers jeder Strophe, aus Alexandrinern bestehen.

In der siebenten Harmonie (Hymnus eines Kindes bei seinem Erwachen), an welcher sich Ref. auch versucht hat, und welche — im Vorbeigehen gesagt — Reflexionen enthält, die im Munde eines kleinen Kindes gar zu altklug und bewufst-unschuldig lauten, läfst sich der Reim betet und redet, und die Phrase, dafs die Sonne schaukelnd zu Gottes Füfsen stehe (statt: *se balance)* nicht vertheidigen. — Die lyrischen Strophen der achten Harmonie sind fliefsend und dichterisch wiedergegeben,

und sprechen für des Verfassers Beruf zu dieser Arbeit. — Die neunte Harmonie *(une larme)* kennt Rec. gar wohl; er hat sich an ihr lange abgearbeitet; sie scheint ihm unter der Hand des neuen Uebersetzers vorzüglich gelungen. Folgende, an die Thränen gerichtete Verse sind an sich, auch unverglichen mit der Uebersetzung, gewifs lesenswerth:

Fallt nieder, wie ein Regen zischet,
Der fruchtlos auf vom Felsen springt,
Den nicht des Himmels Strahl verwischet,
Den nie ein Hauch zum Trocknen bringt.

. . . . . .

Wir sinken, Herr, in deine Arme
Wie an des Freundes Brust zurück,
Die Welt sieht lächeln uns dem Harme (im Harme?)
Und fragt: woher kommt dieses Glück?

Die Seel', in Andacht hingegossen,
Fleht glühend auf zum Himmelslicht,
Die Thräne, die dem Aug' entflossen
Versiegt von selbst im Angesicht,

Sowie der erste Tropfen Regen
Bei einem Winterstrahl verflog,
Der auf dem Zweig, dem Fels gelegen,
Und nicht beim Schatten sich verzog.

Die unterstrichenen Worte der letzten Zeilen stören allein den Eindruck des Uebrigen.

Der Raum erlaubt uns nicht, die Gedichte weiter zu verfolgen. Ref. bemerkt daher nur noch ohne Belege, dafs die erste, fünfte und neunte Harmonie des zweiten Buchs, lauter ganz oder hauptsächlich aus lyrischen Elementen bestehende Stücke, sich durch leichten und flüssigen Gufs auszeichnen, und dafs in den meisten übrigen Harmonien es hauptsächlich die Behandlung des Alexandriners ist, was den Eindruck im Ganzen und Einzelnen stört. Wenn sich Hr. Schirlitz in den folgenden Heften entschliefsen könnte, hierin eine Radikaländerung zu treffen, und im Einzelnen, auch bei lyrischen Metern, besonders die durch den Drang des Reimes dunkel, oder in den Bildern schielend gewordenen Stellen einer unerbittlichen und unermüdlichen Revision zu unterwerfen, so würde seine Arbeit, die von offenbarer Anlage und sonst von vielem Fleifse zeugt, an Werth gewinnen und der gewifs von ihm selbst beabsichtigten Vollendung um Vieles näher rücken.

G. Schwab.

Ueber akademische Lehr- und Lernweise mit vorzüglicher Rücksicht auf die Rechtswissenschaft. Von Dr. C. F. Frhrn. v. Löw, ord. Prof. des Rechts in Zürich. Heidelberg, bei J. C. B. Mohr. 1834. 48 S. 8.

Diese Schrift eines akademischen Lehrers, den wir bis vor Kurzem noch zu den unsrigen zählten, enthält beherzigungswerthe Aeufserungen und Andeutungen über die zweckmäfsigste Methode des akademischen Vortrages und Studiums der Rechtswissenschaft.

Der *erste* Abschnitt handelt von den *Vorlesungen.* — 1) Vom Quellenstudium. Der Verf. erklärt sich gegen blos dogmatische Vorträge; er verlangt, dafs der Lehrer zugleich die Hauptstellen der Gesetze vorlesen und auslegen soll. — 2) Von der Richtung auf das Praktische. Der Verf. empfiehlt den Vorträgen diese Richtung zu geben; nicht nur, um in den Zuhörern ein lebhafteres Interesse für die Wissenschaft zu wecken, sondern auch aus dem Grunde, weil die Mehrzahl der Zuhörer für die Praxis bestimmt sey. Der Verf. schlägt in dieser Hinsicht unter Anderem vor, die Gesetze durch Beispiele zu erläutern, den Zuhörern praktische Aufgaben vorzulegen. — 3) Von der Selbstthätigkeit der Studirenden während der Vorlesungen. Es wird hier z. B. bemerkt: Jedes Collegium, das nicht Exegese einer Rechtsquelle ist, mufs sich an ein bestimmtes Lehrbuch anschliefsen. Die Erläuterungen, welche der Lehrer giebt, müssen in der Regel frei vorgetragen werden; das Dictiren ist nur ausnahmsweise zulässig. Der Lehrer richte an die Zuhörer Fragen; lege ihnen Gesetze zur Interpretation vor. — Am Schlusse dieses Abschnittes spricht der Verf. von den Mängeln einzelner Vorlesungen und von der Ordnung, in welcher die Vorlesungen über die einzelnen Theile der Rechtswissenschaft zu hören sind.

Zweiter Abschnitt. Vom *Privatfleifse* der Studirenden. Vorbereitung zu den Vorlesungen; Wiederholung des Gehörten; beide werden dringend empfohlen. Der Lehrer sollte seinen Zuhörern besondere Veranlassungen und Aufforderungen zum Privatfleifse geben; z. B. durch Fragen, durch Rechtsfälle, durch schwierige Gesetzstellen, die er ihnen mit der Aufforderung mittheilt, ihm Ausarbeitungen darüber einzureichen. Eben so ist es eine Pflicht des Lehrers, die Schriften auszuzeichnen, welche vor Andern über die Wissenschaft, welche der Gegenstand seiner Vorträge

ist oder über eine einzelne Lehre nachgelesen zu werden verdienen. Der Verf. bedauert nicht ohne Grund, dafs es in den meisten Abtheilungen der Rechtswissenschaft an zeitgemäfsen Handbüchern fehle, welche als Commentare über die gehörten Vorlesungen benutzt werden könnten. — So weit der Verf. Es versteht sich übrigens von selbst, dafs wir nur die Hauptgedanken herausheben konnten. Die Ausführung, welche, wie billig, specielle Andeutungen und Vorschläge enthält, mufs man in der Schrift selbst nachlesen.

Ein jeder akademische Lehrer, der, von der Wichtigkeit seines Berufs durchdrungen, über die Mittel, ihn würdig zu erfüllen, nachgedacht hat, sollte die Resultate dieses seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen dem Publikum mittheilen. Der Verf. verdient also gewifs allen Dank, dafs er die vorliegende Schrift dem Drucke übergeben hat. Rec., der schon über 40 Jahr lang auf Universitäten Vorlesungen gehalten hat, hat dieselbe Aufgabe unausgesetzt vor Augen gehabt, hat sie bald auf diese bald auf eine andere Weise zu lösen versucht, hat die vorliegende Schrift mit um so gröfserem Interesse gelesen, da er in jeder Beziehung den Vorsatz hat, keine Untersuchung, die er zu führen versuchte, jemals für geschlossen zu halten. Es darf nicht befremden, wenn die Resultate, die Rest. aus seinen Erfahrungen gezogen hat, nicht immer mit den von dem Verf. dieser Schrift gefundenen übereinstimmen. Aber er würde jenem Vorsatze untreu werden, wenn er deswegen irgend einen Tadel gegen die Schrift ausspräche. Doch darf er Folgendes, um Vergleichungen zu veranlassen, anführen: Der akademische Lehrer hat für Viele zu sorgen; er kann nicht einem Jeden Alles, aber er mufs für einen Jeden Etwas, wo möglich, viel seyn. Blos dictiren, oder nur das Meiste dictiren, taugt nichts; aber eben so wenig möchte es, im Interesse der Mehrzahl, zweckmäfsig seyn, nicht durch Dictate für die Wiederholung u. s. w. einen Leitfaden zu geben. Auch die Verschiedenheit der Wissenschaften macht einen Unterschied. Die Grundidee der vorliegenden Schrift ist die, was die Rechtswissenschaft betrifft, den akademischen Unterricht dem Schulunterrichte zu nähern. Rec. hält diesen Plan allerdings für ausführbar; wenigstens ist er überzeugt, dafs ein Lehrer, welcher das Zutrauen seiner Zuhörer besäfse, diesen Plan ohne Schwierigkeit durchführen könnte. (Nur die Zeit, die kärglich zugemessene Zeit, könnte Einsprüche machen!) Aber ist er auch an sich der bessere? Soll sich nicht der aka-

demische Unterricht von dem Schulunterrichte so unterscheiden, dafs jener mehr auf die Selbstthätigkeit, dieser mehr auf die Receptivität der Lernenden berechnet ist? Ein Sprüchwort sagt: Alle Wege führen nach Rom! So möchte es auch für die akademische Jugend vortheilhaft seyn, dafs der eine Lehrer diese, der andere eine andere Methode bei seinen Vorträgen befolgt. Eben so haben vielleicht auch Andere die Erfahrung an sich gemacht, die ich an mir selbst gemacht zu haben glaube, dafs ein Umweg oft besser, als der gerade Weg, zum Ziele führt.

Zachariä.

Die Irrenheilanstalt Sachsenberg bei Schwerin im Grofsherzogthum Mecklenburg. Nachrichten über ihre Entstehung, Einrichtung und bisherige Wirksamkeit. Mit 4 lithogr. Tafeln. 1833. *Schwerin, in der Kürschner'schen Buchhandlung. Berlin, in Commission bei Karl Fr. Plahn.* 43 *S.* 8.

Als Verfasser dieses Schriftchens nennt sich im Vorwort der dirigirende Arzt der Anstalt, Hr. Dr. C. F. Flemming. Der Plan dieser Anstalt ward dem nun verstorbenen, um Psychiatrie hochverdienten, Staatsrath Langermann zu Berlin zur Prüfung vorgelegt; der Bau selbst 1825 begonnen und die Anstalt zu Anfang des Jahres 1830 eröffnet.

Ein Gebiettheil der Grofsherzogl. Domäne Grofs-Medewege, eine kleine halbe Stunde nördlich von Schwerin, im Umfang von 12000 □Ruthen, auf einem anmuthigen, vom Schweriner (Ziegel-) See bespülten Hügel, Sachsenberg genannt, ward für die Anstalt bestimmt.

Das 604′ lange, mit seiner Façade gegen S.O. gerichtete Hauptgebäude hat über einem Souterrain, worin Bäder, Küche, Brauerei, Heizapparat u. s. w. zwei und theilweise 3 Stockwerke, und darin die Wohnungen der Beamten und der Kranken, nebst Kirche, Sälen für Billard, Bibliothek u. s. w. Jeder Flügel hat einen 180′ langen und 10′ breiten Corridor. Den verschiedenen Classen der Kranken entsprechen im Hause verschiedene Abtheilungen. In dem Parterre der beiden äufsersten Enden des Hauses ist die nach dem Muster der Siegburger Logen eingerichtete Abtheilung für unruhige und unreinliche Kranke [nur dafs in Siegburg nicht über den Logen ruhige Kranke schlafen. Ref.]. In den übrigen Wohnungen ist alles Auffallende vermieden. In den Sprossen der verschliefsbaren Fenster sind von aufsen eingelassene Fensterstäbe. Eiserne mit Schilf umflochtene Bettstellen. In

jedem Flügel sind 2 Zimmer für bettlägerige Kranke nebst Küche. Zwei Badanstalten mit Douche; in jeder können 25—30 Bäder des Vormittags gegeben werden. Decarro'scher Räucherungsapparat. Eine kleine Hausapotheke. Die täglich verschriebenen Arzneien kommen aus den Apotheken der nahen Stadt. Das Brunnenwasser mufs schon bis zu ebener Erde 80 bis 90′ gehoben werden. Die Anstalt hat 3 Brunnen.

In den Oekonomie-Gebäuden: Bäckerei, Waschanstalt, Tischler-Werkstatt, Schlachthaus, Ställe für Rindvieh und Pferde u. s. w. — Höfe, die den einzelnen Abtheilungen entsprechen, Garten und Feldanlagen umgeben das Ganze.

Die Anstalt ist eigentlich zur Heilung von Irren (aus allen Ständen) bestimmt, dient aber auch zu ihrer Detention, bis das gesteigerte Bedürfnifs ein eigenes Pflegehaus nöthig machen sollte. Sie kann bequem 150, selbst 200 Kranke fassen. Die Landesbehörde verfügt die Aufnahme. Die Genesenen verlassen die Anstalt als Beurlaubte, über die noch 3 Jahre lang Nachricht ertheilt wird. Nach drei Verpflegungsclassen (zu 340, 160 und 95 Rthlr.) sind Wohnung und Kost verschieden. [Ob jeder Kranke und für den Armen seine Commune bezahlen müsse oder ob die Anstalt auch für Freistellen dotirt ist, wird nicht erwähnt, überhaupt nichts von den Einkünften der Anstalt und ihrem Budget. Ref.] Das Beamten-Personale besteht aus einem dirigirenden Arzte, einem Geistlichen, einem Oekonomen oder Hausverwalter, einem Kassenberechner, einem inspicirenden Chirurgus für die männliche und einer Aufseherin für die weibliche Abtheilung, einem Bureauschreiber, einem Nachtwächter, der Schneider und einem Thorwärter, der Schuhmacher ist, mehreren Domestiken für die Oekonomie, zwei Ofenheizern, und bei einer Anzahl von 120 Kranken aus 11 Wärtern und 9 Wärterinnen, wovon eine für das Waschgeschäft bestimmt ist. Diese Wärter erhalten die Kost der dritten Classe.

Rücksichtlich der Krankenbehandlung huldigt der Verf. den humanen Grundsätzen der seit den letzten Jahrzehnten geläuterten Psychiatrie. Es sollte kein Gefängnifs, sondern ein friedlicher, ländlicher Wohnsitz gegründet werden. In den innern Bewegungen herrscht Gesetz und Ordnung. Schwer hielt es, den Geist einer freundlichen Milde allen Subalternen mitzutheilen. Der Verf. bekennt sich zu der von Jacobi im 3. Bd. seiner Samml. weiter ausgeführten Ansicht von der somatischen Natur der Seelenstörungen. Die somatische Behandlung ist ihm daher die Hauptsache;

psychische Hülfsmittel werden zwar nicht vernachlässigt, doch hat die directe und indirecte psychische Methode ihre geringe Herrschaft, die sie anfänglich gehabt, verloren. Dafs der Verf. Sturzbäder, Drehstuhl, moralische Anleitung u. s. w., die er unwirksam erfunden, hierher, Lebensordnung und Beschäftigung aber, die sich ihm als heilsam erprobt haben, mehr zu dem der somatischen Behandlung zugehörenden Regimen rechnet, scheint dem Ref. nicht ganz consequent. Die angewandten Bändigungsmittel sind die Zwangsjacke, die Muffe nach Knight und in seltnern Fällen der Zwangstuhl. Reiche Gelegenheit zur Beschäftigung bietet die Oekonomie im Haus und im Freien, die Werksätte, der Spinnsaal, der den Leinenbedarf der Anstalt vollständig zu liefern verspricht. Durch die Garten- und Feldwirthschft wird nicht nur die heilsamste Beschäftigung, sondern fast der ganze Bedarf an Garten- und Feldfrüchten, mit Ausnahme des Getreides, gewonnen. [Eine beherzigenswerthe Erfahrung! Ref.] Von 120 Kranken der niedern Stände blieben nur 10 Gebrechliche unbeschäftigt. Schwieriger ist es bei den höhern Ständen, doch füllen Gartenarbeiten, Unterricht durch den Geistlichen, Spiele, Spaziergänge und gröfsere Parthien auch hier den Tag aus. Sonntäglicher Gottesdienst. Wenn der Verf. die Hausordnung seiner Anstalt noch keineswegs als geordnet ansieht, so wünscht Ref., dafs nur erst alle Anstalten so weit seyn möchten.

Nach den statistischen Nachrichten, die übrigens unter sich nicht übereinstimmen, wurden während der ersten 3 Jahre 200 Kranke aufgenommen. Davon starben 19. 50 genasen und wurden beurlaubt. Die Zahl der Männer war beständig gröfser als die der Weiber.

Die angehängten Ansichten und Plane verdeutlichen das Ganze. Im Allgemeinen erscheint die Bauanlage dem Ref. zweckmäfsig; Einzelnes würde er anders construirt haben.

Ref. glaubte ein Schriftchen, das uns Kunde giebt von der ersten zu ihrem Zweck neuerbauten deutschen Irrenanstalt (der Wiener Narrenthurm ist füglich zu übergehen), das namentlich jetzt, wo man an vielen Orten mit Verbesserung dieser Anstalten umgeht, willkommen seyn mufs, etwas ausführlicher anzeigen zu müssen. In manchen Punkten hätte es vollständiger seyn können. Immer ist es eine freundliche Erscheinung, die sicherlich nicht nur für die Sachsenberger Anstalt (der Ertrag ist für eine dortige Unterstützungskasse bestimmt), sondern auch für viele andere Irrenanstalten einen wohlthätigen Zweck erfüllen wird.

Roller.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ UND STAATSWISSENSCHAFTEN.

Entwurf eines Gesetzes über die Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden im Königreiche Hannover, mit erläuternden und rechtfertigenden Bemerkungen, vom Amtsassessor Friedr. von Reden zu Westen, b. R. Dr. Hannover, im Verl. der Hahn'schen Hofbuchhandl. **1832.** *94 S. und Vorr. XVIII S.* 8.

Der Verf. wirft in der Vorrede einen Blick auf die Geschichte der Verfassung der Landgemeinden in Deutschland. (Möchten wir doch bald ein Werk über diesen Theil der deutschen Geschichte erhalten. Freilich fehlt es noch gar sehr an Vorarbeiten. Die Schicksale der Verfassung dieser Gemeinden waren wohl in gewissen Hauptpunkten, nicht aber auch in den Einzelheiten in ganz Deutschland dieselben.) Ins besondere verweilt er bei dem, was im K. Hannover in den neueren Zeiten für die Verbesserung der Verfassung der Landgemeinden geschehen ist; wobei er zugleich die Meinung bekämpft, als ob nicht eine allgemeingeltende Gemeindeordnung in diesem Lande eingeführt werden könnte. Auf die Vorrede folgt ein Verzeichnifs der Gesetze und Schriften, welche der Verf. bei seiner Arbeit benutzt hat.

Die Schrift selbst oder der Gesetzesentwurf läfst nicht wohl einen Auszug zu. Jedoch kann Rec. die Arbeit allen denen empfehlen, welche diese Aufgabe zu lösen veranlafst sind. Wenn es auch dem Verf. nicht gefallen hat, sich — in einer Einleitung — über die Grundsätze zu verbreiten, von welchen er bei seiner Arbeit ausgegangen ist, (da er sich, nach dem besonderen Zwecke der Schrift, auf das Specielle oder auf die Resultate beschränken zu müssen glaubte,) so sieht man doch, dafs ihm die Schwierigkeiten der Aufgabe keineswegs unbekannt waren. Eine jede Gemeindeordnung, sey es, dafs sie für alle Gemeinden des Landes oder nur für die Stadt- oder für die Landgemeinden bestimmt ist, hat nämlich schon deswegen eine sehr mifsliche Aufgabe zu lösen, weil sie zwischen zwei einander entgegengesetzten Forderungen einen Vergleich zu stiften hat. Sie soll nämlich einerseits für die Selbstständigkeit der Gemeinden und andererseits für die Abhängigkeit der Gemeinden von der Regierung Gewähr leisten. Nicht geringer ist vielleicht eine andere Schwierigkeit. Ein Gesetz dieser Art verfällt fast unausbleiblich in den Fehler, die besondern örtlichen Verhältnisse einzelner Gemeinden unbeachtet zu lassen. Und doch hängt der Erfolg eines solchen Gesetzes zu einem guten Theile davon ab, dafs die allgemeinen Regeln in der einen oder andern Gemeinde nach deren besonderen Verhältnissen und Bedürfnissen modificirt werden. Das ahndeten oder erkannten schon unsere Vorfahren, indem sie die Verfassung der Städte durch besondere Freibriefe ordneten.

Verwandten Inhalts ist folgende Schrift:

Vorträge des Abgeordneten Grafen von Drechsel, die Revision des (Königl. Baier.) Gemeindeedicts v. 27. Mai 1818, und den Mafsstab der Local-Umlagen betreffend. — Mit Noten unter Hinweisung auf die neueste Literatur begleitet. München, in Comm. bei G. Franz. 1833. 100 *S.* 8.

Der Verf. gehört zu der nicht eben zahlreichen aber besonders achtungswerthen Klasse derjenigen Schriftsteller, welche mit allgemeinen Kenntnissen Erfahrung verbinden. Die vorliegenden Vorträge verdienen um so mehr auch im Auslande gelesen zu werden, da sie von Gegenständen handeln, welche bei einer jeden Gemeindeordnung Steine des Anstofses sind — von den Wahlen der Gemeindevorsteher und von den Gemeindeumlagen.

Handbuch der Strafgesetze des Königreiches Sachsen von 1572. *bis auf die neueste Zeit. Von Prof. Dr. Jul. Weiske. Leipzg. Verlag v. Gust. Schaarschmidt.* 1833. 385 *S. Vorrede u. Inhaltsanzeige XVIII S.* 8.

»Da auch jetzt noch,« sagt der Herausgeber in der Vorrede, »das Erscheinen eines Strafgesetzbuches für das K. Sachsen in den nächsten Jahren nicht zu erwarten ist, und frühere Handbücher der sächsischen Strafgesetze, namentlich das von Pfotenhauer, vergriffen sind, so hielt ich den Druck eines neuen nicht für unzweckmäfsig und folgte deshalb der Aufforderung, mich der Herausgabe des vorliegenden zu unterziehn.« Gewifs wird dem Herausgeber auch das Ausland für diesen Entschlufs Dank wissen. — Die Gesetze sind ihrer Zeitfolge nach abgedruckt. Doch ist durch ein gutes Sachregister für die Auffindung der in eine bestimmte Lehre einschlagenden Gesetze gesorgt. Die durch ein späteres Gesetz abgeschafften oder in einem späteren Gesetze wiederholten Gesetze sind, billig, in die Sammlung nicht aufgenommen worden. Eben so hat der Herausg. aus genügenden Gründen Bedenken getragen, erläuternde Anmerkungen beizufügen. Die Sammlung beginnt mit dem J. 1572, dem Jahre, in welchem die chursächsischen Constitutionen, (deren vierter Theil, Criminalia betreffend, die Sammlung eröffnet,) publicirt wurden.

Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Von dem geh. Rathe und Prof. K. H. L. Pölitz zu Leipzig. Dritter Band. Leipz. Verlag v. Hinrichs. 1833. 322 *S.* 8.

Dieser Band ist eine Fortsetzung und Ergänzung der (in zwei Bänden erschienenen) staatswissenschaftlichen Vorlesungen desselben Verfs. Der Plan dieses Werkes war ursprünglich nur auf die vier Hauptlehren — der Staatsbegründung, der Staatsverfassung, der Staatsregierung und der Staatsverwaltung, berechnet. Nach dem Wunsche, welcher in einigen Beurtheilungen jenes Werkes öffentlich geäufsert worden ist,

läfst der Verf. in dem vorliegenden dritten Bande das Strafrecht, das Völkerrecht und die Diplomatie folgen. In einem Anhange giebt er Bemerkungen über Sprache und Styl im constitutionellen Leben, über constitutionelle und parlamentarische Opposition und über den Staatsdienst. — Der Verf. hat die Gabe eines gemeinfafslichen Vortrages, welche er in einem so hohen Grade besitzt, auch in dieser Fortsetzung seines Werkes vollkommen bewährt. Auch diesem dritten Bande wird daher der Beifall nicht entstehn, welcher den ersten zwei Bänden nach Verdienst geworden ist.

Zachariä.

MATHEMATIK.

1) *Grundrifs der reinen Mathematik von Andreas Neubig, Dr. der Philos. und k. b. Lyceal-Professor. Zweite, stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 5 Tafeln. Baireuth, im Verlage der Grau'schen Buchhandlung.* 1829. *VIII und 223 S.* 8.

Ref. kennt die erste Ausgabe dieses Grundrisses nicht, und kann deshalb über das Verhältnifs der vorliegenden zweiten zu jener ersten nichts sagen. Die zweite Ausgabe enthält, nach der Versicherung des Verfs., bei weitem mehr als die erste, und da auch das Frühere umgearbeitet ist, so kann sie wohl als neues Werk betrachtet werden.

Das Buch ist für den Gymnasialunterricht bestimmt, und zu dieser Absicht, nach des Ref. Dafürhalten, nicht unzweckmäfsig, wenn Lehrer von des Verfs. persönlichen Eigenschaften sich desselben als Leitfaden bedienen. Der Verf. steht, nach seinen Bekenntnissen in der Vorrede, zu seinen Schülern in dem schönen Verhältnisse, dafs er nur lenkt und leitet, conversativ bei der Betrachtung des Einzelnen verweilt, und mit den Schülern Freude empfindet, wenn der Beweis eines Lehrsatzes oder die Auflösung einer Aufgabe gelungen ist. Diesem Verhältnifs verdankt das Buch seine Entstehung, und eben dafür ist es auch berechnet. In einer einfachen klaren Sprache trägt es die Gegenstände vor, und wenn man auch im Einzelnen wie im Ganzen wohl erkennt, dafs Schärfe und Tiefe des Gedankens, überhaupt jene über der Masse stehende Einsicht, worin der wahre Charakter der Wissenschaftlichkeit liegt, hier nicht zu Hause sind, so mag man sich doch wohl mit dem Verf. versöhnen, da er die Tiefe durch eine gefällige Deutlichkeit und eine dem jungen Kopfe sehr zusagende Handgreiflichkeit ersetzt, woraus, bei des Verfs. Weise, immerhin manches Gute entspringen mag.

---

2) *Die Arithmetik, Algebra und allgemeine Gröfsenlehre, die ebene Geometrie und ebene Trigonometrie, nebst der Stereometrie und sphärischen Trigonometrie. Für Gymnasien und ähnliche Lehranstalten bearbeitet von Dr. J. Götz, Oberlehrer der Mathematik und Physik am herzogl. Gymnasium zu Zerbst und Mitgliede des thüringisch-sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums. Mit 7 Figurentafeln. Zerbst 1830, gedruckt und verlegt bei J. A. Kummer XII u. 580 S. 8.*

Das zweite Blatt dieses Buches enthält den bekannten zweiten Spruch des Confucius von Schiller: »Dreifach ist des Rammes Maafs . . .« Was der Verf. mit diesem Motto sagen will, ist leicht einzusehen, schwerer dagegen, dafs man den Dichter so, wie der Verf., lesen kann. Genug aber, unser Verf. liest so, und das nicht allein, sondern er scheint selbst so etwas von Dichter-Glut zu haben. Denn geht man zur Vorrede, so findet man ihn in poetischem Feuer: es wird da gar pathetisch gerühmt und gepriesen, dafs »in unsern Tagen« alle Theile der Mathematik mit Eifer studiert und bearbeitet werden; dafs die Franzosen zwar mit dem Lichte vorangegangen, aber »der deutsche Kosmopolit« Alles bereitwillig aufgenommen, und „aus der Fülle des eigenen Geistes" das Fehlende ergänzt habe. Freilich erfährt man gleich darauf, was es mit diesem Ueberwallen für eine Bewandtnifs hat, ganz prosaisch. »Nur sagen will der Verf., dafs eben hierin (in der Fülle des eigenen Geistes?) der Grund lag, warum er zur Schreibung eines neuen Lehrbuches geschritten . . . . Altes durch Neues, Mangelhaftes und minder Wahres durch Besseres und der Wahrheit näher Kommendes zu ersetzen, und das, was gegeben worden, auch dem im Denken und Abstrahiren noch weniger geübten Verstande zugänglich zu machen, war der Wunsch des Verfassers.«

Wenn mit dem guten Willen und einer hohen Meinung vom eigenen Vermögen Alles gethan wäre, so möchte unser Verf. wohl Vortreffliches geleistet haben. Er hat sich gar Vieles ab- und angemerkt, weifs, wie man die Sachen nennt, und versteht den Mechanismus zu handhaben; aber in das Innere der Mathesis ist er nicht gedrungen, und noch sehr weit davon entfernt, dafs ihm das Verhältnifs des Lernenden zu dem zu Lernenden klar geworden wäre. Das Buch ist im Einzelnen wie im Ganzen sehr flach, und dabei durchaus das Bestreben vorherrschend, die ganze Fülle des algebraischen Wustes dem Lernenden so früh als möglich einzugiefsen. Wer weifs, wie viele Jahrtausende hingehen mufsten, bis die successiv erworbene Einsicht der Gesammtheit, in Vieta's Geiste concentrirt, diesen zu dem kühnen Schritte vermochten, die Buchstaben in die Arithmetik einzuführen. So etwas ist für den Verf. eine Kleinigkeit; er sagt schon im §. 2. seiner Arithmetik: »Die unbenannten Zahlen bilden eine fortlaufende stetige Reihe, welche man Zahlenreihe nennt. Sie werden entweder durch Ziffern oder Buchstaben dargestellt. Durch Buchstaben werden beliebige, durch Ziffern dagegen nur bestimmte Zahlen der Zahlenreihe bezeichnet.« Das mag der Lernende einstweilen unverdaut

bei sich bewahren; er mufs mit Respect weiter, jedoch wird es nicht zu hindern seyn, dafs er sich etwas verwundere, wenn er in §. 2. der Geometrie des Verfs. als wichtiges Resultat eines langen Forschens die Erklärung liest: »Man nennt eine Linie gerade, wenn sie in einer und derselben Richtung fortgeht, krumm, wenn dieses nicht der Fall ist.«

Ueber dergleichen Lehrbücher könnte man wohl stillschweigend weggehen, und es möchte eben auch nicht gerathen seyn, viel dagegen zu sagen; doch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, möchte nicht unzeitig seyn. Der Verf. bricht in der Vorrede in laute Klagen über die wenige Achtung und grofse Zurücksetzung aus, der die Mathematik auf den Lehranstalten ausgesetzt sey, und fordert unbedingt, dafs sie mit den übrigen Fächern der Schule gleichen Rang, d. i. gleichviel Zeit erhalte. Dergleichen Klagen und Forderungen sind, nachdem Biot zuerst sich etwas stark ausgesprochen, ganz an der Tagesordnung, und hängen mit andern Intentionen der jetzigen Zeit zusammen. Betrachtet man aber dieses Klagen etwas näher, so wird man die Bemerkung machen, dafs in der Regel Leute, welche politechnisch, Hypothenuse, und, wie unser Verf., auch noch Kathede schreiben, mit ihren Forderungen am ungestümmsten sind, am meisten darüber klagen, dafs dem sprachlichen Unterrichte und der Erklärung der Klassiker zu viele Zeit gewidmet werde; dafs solche Leute, die den Mangel einer anderweitigen Ausbildung gerade in ihren Forderungen beurkunden, am ersten mit ihrem Ausspruche über Einrichtung der Schulen bei der Hand sind. Und wenn dies auffallend ist, so mufs man noch mehr erstaunen, wenn man diesen Leuten in ihrer eigenen Wissenschaft folgt. Von geschichtlicher Ausbildung ist durchaus nicht die Rede, und an dem philosophischen Scharfsinne und der Logik dieser Herrn mag sich die Nachwelt noch ein negatives Exempel nehmen!

---

3) *Beiträge zu einer leichtern und gründlichern Behandlung einiger Lehren der Arithmetik von Jos. Cad. Jandera, Chorherrn des kön. Prämonstratenser-Stiftes Strahov, und k. k. Prof. d. Mathematik a. d. Univ. zu Prag. Prag* 1830. *Gedruckt bei Gerzabek. XL u.* 189 *S.* 8.

Der Verf. dieser Schrift ist der Meinung, dafs genauere Bearbeitungen einzelner Zweige der Elementar Arithmetik jetzt mehr Noth thun, als die Abfassung eines neuen Lehrbuches, und hat in dieser Ueberzeugung vorliegendes Werk ausgearbeitet. Dasselbe handelt in eilf Hauptstücken: von der mannigfaltigen Ordnung im Multipliciren, von Brüchen, von den Exponentialzahlen, den Logarithmen, von Potenzen und dem Wurzelausziehen, vom allgemeinen Binomialsatze, von Primzahlen, und arithmetischen Differenzenreihen.

Was zunächst die Meinung des Verf. von der Nothwendigkeit solcher Schriften, wie die vorliegende ist, betrifft, so wird sie vielleicht nicht von Jedem getheilt werden; es ist aber doch Thatsache, dafs gar manches Kapitel der Arithmetik, worüber in fast

allen Lehrbüchern mit Leichtigkeit weggegangen wird, noch sehr im Argen liegt. Schon der Ausspruch einer solchen Ueberzeugung läfst von dem Verf. etwas Gutes erwarten, und man findet sich in der That nicht getäuscht. Es ist nicht etwa eine wässerigte Breite, wodurch der Verf. sonst kurz und ungenügend abgehandelte Lehren deutlich zu machen sucht, sondern jene einfache, klare, alle Seiten des Gegenstandes beleuchtende Darstellung, die wir an Euler und Lambert bewundern. Wenn man auch nicht jede Auffassungsart des Verfs. richtig, und nicht alle Beweise überzeugend nennen kann, so bleiben dennoch Klarheit der Gedanken und ein geordneter angenehmer Vortrag Haupteigenschaften des Buches, wodurch der Leser sich angezogen fühlen mufs. Nebenbei enthält die Vorrede schätzbare und interessante Bemerkungen, die einen Mann voraussetzen, der mit seiner Wissenschaft ins Klare zu kommen strebt, der sich durch die gepriesenen Fortschritte der analytischen Rechenkunst nicht irre führen läfst, sondern recht gut weifs, dafs wir in gar vielen Puncten der Elemente von ungläubigen Schülern schamroth gemacht werden können.

---

4) *Uebungen aus der angewandten Mathematik für Techniker und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte u. s. w., bearbeitet von Dr. Ephraim Salomon Unger. Erster Band. Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin, bei J. A. List,* 1830. *VI u.* 668 *S.* 8.

Wenn man als Zweck einer mathematischen Disciplin eine vollendete Einsicht in das Wesen ihres gegebenen oder beliebig geschaffenen Objectes und seiner Theile, und in die Weise, auf welche man diese Einsicht sich erworben, annimmt, und die durch mannigfaltige Verhältnisse bedingte Beschaffenheit der Lehrbücher berücksichtigt, so erscheinen Werke, welche die dadurch herbeigeführten Lücken auszufüllen streben, eben so nützlich als nothwendig. Solchen Schriften ist in jeder Beziehung ein schönes Feld offen: Aufstellung neuer Gesichtspunkte für das Bekannte, Specialisirung allgemeinerer Partien, Vereinigung vieler Besonderheiten zu einem Allgemeinen, Heraushebung des etwas verborgen liegenden Gemeinsamen von sonst heterogen erscheinenden Gegenständen u. s. w. Solche Arbeiten wären für Jeden wahrhaft nützlich, und das eigentlich, was man Uebungen für den Privatfleifs nennen könnte. Dafs unsere sogenannten Uebungsbücher oder Sammlungen von Aufgaben diese Eigenschaft nicht haben, ist ohne Widerrede richtig, und auch das vorliegende macht keine Ausnahme. Dasselbe weicht zwar darin von den gewöhnlichen Sammelsurien ab, »dafs die wichtigsten Lehrsätze der behandelten Wissenschaften selbst mit aufgenommen worden sind, um, fährt der Verf. fort, das Zurückweisen auf Lehrbücher zu vermeiden, und überhaupt um das Werk selbstständig zu machen, und ihm eine solche Einrichtung zu verschaffen, dafs es auch von denjenigen mit Nutzen gebraucht werden kann, die sich noch gar nicht mit der angewandten Mathematik beschäftigt haben.« Aber mit dieser Selbstständigkeit des

Werkes sieht es in jeder Rücksicht übel aus; wer, wie der Verf. in No. 3. des ersten §., demonstriren kann: »Wenn eine Ebene mit einer Linie, die nicht in derselben liegt, zusammentrifft, so können beide nur einen einzigen Punkt gemein haben; eine grade Linie und eine Ebene schneiden sich nämlich immer nur in einem Punkte,« bedarf selbst noch zu sehr einer Unterstützung, als dafs er Andern auf die Beine helfen könnte. Was übrigens den Hauptpunkt, nämlich dafs das Werk Uebungen aus der angewandten Stereometrie enthalten soll, betrifft, so kommen unter der grofsen Masse anderswohin gehöriger Gegenstände allerdings auch solche Fragen vor, die den Praktiker näher interessiren möchten. Nebenbei kann man vom Verf. auch eine neue orthographische Regel lernen; er schreibt: Elypse und elyptisch!

---

5) *Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie von J. C. H. Ludowieg, Capitän im kön. hannoverschen Artillerie-Regimente. Erster Theil. Die ebene Geometrie und ebene Trigonometrie. Mit 5 Kupfert. Hannover* 1830. *Im Verl. d. Hahn'schen Hofbuchhdl. XVI u.* 404 *S.* 8.

»In der Darstellung der Geometrie habe ich es mir angelegen seyn lassen, die einzelnen Sätze derselben, Theoreme und Aufgaben, mehr in Verbindung und Zusammenhang mit einander zu bringen, als es gemeiniglich in dieser Wissenschaft zu geschehen pflegt. . . . . In dem Grundrisse der reinen Mathematik von Thibaut ist die Aufgabe eines systematisch zusammenhängenden Vortrags der Geometrie auf die vortrefflichste Art gelöst. Ich habe gesucht, dem von ihm vorgezeichneten Wege zu folgen. Dafs ich dabei auch andere Rücksichten genommen, viele Lehren und Beweise, meinem Zwecke gemäfs, also abweichend von ihm darstellen mufste, und überhaupt die Geometrie und Trigonometrie in gröfserem Umfange vorgetragen habe, wird die nähere Ansicht des Buches ergeben.« So spricht sich der Verf. des vorliegenden Buches in der Vorrede aus. Ref. fügt hinzu: die nähere Ansicht des Buches zeigt allerdings, dafs der Verf. von Thibauts Ansichten Mancherlei aufgenommen, und Anderes dazwischen gemengt hat. Wenn man aber Thibaut's Geometrie, die ein Werk des Genie's ist, das in einem Zuge und mit aller ihm eigenen Leichtigkeit das Ganze wie das Einzelne entwickelt, zuerst und dann das vorliegende Lehrbuch betrachtet, so will es nicht scheinen, dafs der Verf zur Verarbeitung und Erläuterung der Ansichten von Thibaut Geschick gehabt hätte. Des Verfs. oft nicht viel sagende Breite, das Herumnagen an einer einfachen Sache, die mit einem Worte vielfach für Jedermann verständlich bezeichnet wird, ist eben nicht sehr aufklärend, und eben so wenig kann sein Kauderwelsch, das Tautologien als Schlufsfolgen aufführt, so wie die nicht selten beurkundete Beengtheit in den Ansichten förderlich erscheinen. Daher kommt es denn auch, dafs Feststellungsarten und Beweise, die an und für sich nicht leicht gebilligt werden, die aber, von Thibaut vorgetragen, sich von einer plausiblen Seite darstellen, bei dem Verf. ganz unerträglich sind.

---

6) *Anfangsgründe der Algebra, gemeinverständlich zum Selbstunterrichte vorgetragen von Wilh. Rosseg. Leipz., Ch. G. Kayser'sche Buchhdl.* 1832. *VI u.* 75 *S.* 8.

Eine unbedeutende Schrift, die indefs, in gewissen Verhältnissen, auch nützlich seyn mag. Wenn ein guter gläubiger Schüler das Ganze durchmacht, so wird er Mancherlei finden, was ihm zusagt, und ihn zum Weitergehen bewegen kann; dabei wird er aber gar Vieles mechanisch einlernen, was ihm zwar, bei dem erzählenden Tone des Verfs., ganz verständlich scheinen mag, worüber er aber eben so wenig ins Klare kommen wird, als der Verf. selbst.

---

7) *Die gemeine Rechenkunst oder Anleitung (,) diejenigen Rechnungen zu führen (,) welche im Geschäftsgange und im Handelsverkehr erforderlich sind (,) als Vorbereitung zu mathematischen Studien bearbeitet von Dr. W. Mensing, kön. Professor, Oberlehrer d. Mathem. u. Physik am kön. gemeinschaftl. Gymn. zu Erfurt, Secretär d. Akad. gemeinnütziger Wissenschaften das., Mitglied d. naturforsch. Gesellsch. zu Halle, u. Ehrenmitgl. d. Apothekervereins im nördl. Deutschland. Erfurt* 1832. *Im Verlag d. Maring'schen Buchhandl. (F. W. Otto). XX u.* 251 *S.* 8.

Die Absicht des Verfs. bei vorliegendem Werke war: für den ersten mathematischen Unterricht in Gymnasien ein aritbmetisches Lehrbuch zu geben, worin der Schüler, der nach einiger Zeit den Studien entsagt und sich irgend einem Gewerbe widmet, die für seinen künftigen Stand nöthigen mathematischen Kenntnisse sich holen kann, andrerseits aber auch der beim Studieren verharrende Schüler für seine künftigen mathematischen Studien die richtige Grundlage findet. Diese Absicht ist, nach des Ref. Dafürhalten, erreicht; es ist nicht etwa die gemeine Rechenkunst, im gewöhnlichen Sinne, vorgetragen, sondern die Arithmetik bis zu einem gewissen Punkte, wissenschaftlich jedoch mit der für Anfänger nöthigen Verständlichkeit; und dieser schliefst sich eine Abhandlung praktischer Fragen an, worin der Verf. mit feinem Sinne nach allen Seiten hin Licht zu verbreiten sucht. Eine brave Arbeit, die alle Empfehlung verdient!

---

8) *Regeln für die wichtigsten arithmetischen Operationen (,) zusammengestellt von Dr. W. E. Grebe, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Rinteln. Rinteln* 1833. *Verlag von Albrecht Osterwald. IV u.* 129 *S.* 8.

An dieser Arbeit sieht man, dafs der Verf. zu jenen Schulmännern gehört, die das Bedürfnifs ihrer Schüler kennen. Das Büchlein enthält zur Uebung erster Anfänger in der Aritbmetik eine geordnete Sammlung von Beispielen, neben diesen aber auch, und jedesmal vorausgehend, die Regeln, worin die vorzunehmenden Operationen bezeichnet sind. Hierdurch unterscheidet es sich von ähnlichen Uebungsbüchern, und wenn ein Lehrer sich desselben blos zur Nachhülfe bedient, so kann es gute Dienste leisten.

Dessen ungeachtet möchte man dem Verf. doch nicht rathen, eine Sammlung für die Uebung in späteren Theilen der Arithmetik, welche er beabsichtigt, auf gleiche Weise zu bearbeiten. Der ersten Jugend kann man durch Regeln behülflich seyn. Aber der erwachende und fortwachsende Verstand fordert mehr; für diesen müssen Uebungsbücher die oben bei No. 4. angedeuteten Eigenschaften haben, wenn sie wahrhaft nützen sollen. Wird die Sache so angegriffen, aber dabei festgehalten, dafs man die Analysis nicht als Fertiges eingeben, sondern ganz sachte, wie der Verstand sich erweitert und zum allgemeineren Ueberblicken fähig wird, von Innen heraus entwickeln mufs: so wird das, was man so sehr wünscht, von selbst folgen, die Klagen werden wegfallen, und ebenso die hohlen Declamationen über hohe Würde und dergleichen verschwinden.

Ref. benutzt diese Gelegenheit, noch auf zwei andere Schriften des Verfs. aufmerksam zu machen, die gekannt zu seyn verdienen, jedoch als Gelegenheitsschriften leicht unbeachtet bleiben könnten, nämlich: *a*) De linea helice ejusque projectionibus, quam ad summos in philosophia honores rite capessendos amplissimo philosophorum Marburgensium ordini offert Ernestus Guilielmus Grebe, Michaelobaco-Hassus, pastor extraordinarius. Marburgi MDCCCXXIX. Typis Kriegeri academicis. 8. — und *b*) Q. D. B. V. Natalem quinquagesimum sextum Augustissimi et Potentissimi Principis et Domini Gulielmi II. Electoris Hassiae, Magni Ducis Fuldae, rell. in Gymnasio Hasso-Schaumburgensi die XXVIII. M. Jul. rite celebrandum *commentatione de linea tubulari* indicit Ernestus Guil. Grebe, philosophiae doctor, matheseos atque physices praeceptor. Rintelii MDCCCXXXII, typis Steuberianis. 4.

---

9) *Die Geometrie des Euklid und das Wesen derselben, erläutert durch eine damit verbundene systematisch geordnete Sammlung von mehr als tausend geometrischen Aufgaben und die beigefügte Anleitung zu einer einfachen Auflösung derselben. Ein Handbuch der Geometrie. Für Alle, die eine gründliche Kenntnifs dieser Wissenschaft in kurzer Zeit erwerben wollen. Von Dr. F. S. Unger. Mit 560 durch die Steinpresse eingedruckten Figuren. Erfurt, in der Kayser'schen Buchhandl.* 1833. *XII u. 676 S.* 8.

»Der Zweck des gegenwärtigen Werkes,« heifst es in §. 3, »ist: die Geometrie gründlich und vollständig durch den Euklid zu lehren. Dasselbe enthält zu dieser Absicht: 1) Die Bücher der Elemente des Euklid. 2) Die Nachweisung, dafs diese Elemente vollständig sind und ein vollständiges Lehrgebäude bilden. 3) Eine Anleitung zu dem Gebrauche der Sätze, welche die Elemente enthalten, um mittelst derselben alle vorkommenden, rein geometrischen Arbeiten auf eine dem Geiste der Geometrie entsprechende Weise ausführen zu können, und 4) Abhandlungen über die vorzüglichsten Sätze der Elemente, um ihre Wichtigkeit, Allgemeinheit und ausgedehnte Brauchbarkeit anschaulich zu machen.« Nebenbei hat, wie der Verf. schon auf dem Titelblatt versichert,

das Buch die vortreffliche Eigenschaft, dafs man durch dasselbe die Geometrie in kurzer Zeit gründlich kennen lernt, und so wäre denn in dem unvergleichlichen Machwerke alles Mögliche vereinigt, so wie der Verf. dadurch, dafs er neben der Industrie sich auch der Charletanerie befleifsigt, eine lobenswerthe Eigenschaft mehr sich errungen hat.

---

10) *Körperliche Geometrie nebst einer Erweiterung derselben, und sphärische Triganometrie. Dargestellt von Fr. Adrian Köcher, Dr. d. Philos., ordentl. Lehrer am Magdalenischen Gymnasia und Privatdocenten an der Universität zu Breslau. Mit 4 Figurentafeln. Breslau* 1833. *Gedruckt bei Gustav Kupfer. VI u.* 199 *S.* 8.

Die Stereometrie befindet sich zur Zeit noch in einem Zustande, der, man mag das Vorhandene für sich oder in Bezug auf andere Disciplinen betrachten, jedenfalls sehr dürftig und ungenügend genannt werden mufs. Während durch Arbeiten in einem andern Felde schon sehr lange ein bedeutender Schritt als vorbereitet betrachtet werden kann, stehen unsere Compendien unverrückt fest; über das Längstbekannte wird nicht hinausgegangen, und die einmal ererbte Auffassungs- und Behandlungsweise mit aller Absurdität treulich beibehalten. Auch die vorliegende Schrift macht keine Ausnahme; es wird darin der alte Sauerteig wieder vorgesetzt, und mit einem Scharfsinne entwickelt und distinguirt, wodurch man wohl an Cancrin erinnert werden mag, der in seinen Abhandlungen vom Wasserrecht unter Anderm das Wasser in Stadt-, Land-, Quell-, Bach- und Flufswasser abtheilt. — Dafs der Verf., wie er versichert, recht fleifsig an der Schrift gearbeitet hat, mag man gerne glauben, aber dann ist zu bedauern, dafs er bei allem Kraft- und Zeitaufwand in seinem Gegenstande nicht jene lebendige durchdringende Einsicht sich aneignen konnte, die sich immer in klarer lichtvoller Darstellung und richtiger Sprache kund giebt. Das Werk unterscheidet sich übrigens von den gewöhnlichen Compendien dadurch, dafs in einem Anhange die geometrischen Eigenschaften des Schwerpunkts aufgefafst, und daraus die Auflösungen vieler specieller stereometrischen Aufgaben abgeleitet sind. Hiervon nimmt der Verf. das Meiste als sein Eigenthum in Anspruch, wogegen nichts eingewendet werden mag; nur mufs das ausgesprochen werden, dafs die Weise, den Schwerpunkt geometrisch zu betrachten, und eine ganze Reihe von Sätzen nicht dem Verf. angehören, und dafs das plumpe Uebertragen mechanischer Sätze, und darauf gegründete schlechte Entwicklung einiger isolirter Sätze nicht eine wirkliche Erweiterung der geometrischen Einsichten genannt werden kann.

---

11) *Elemente der Combinationslehre nebst einer vorausgeschickten Abhandlung über die figurirten Zahlen und arithmetischen Reihen, zunächst als Leitfaden zum Gebrauche seiner Schüler entworfen von M. J. K. Tobisch, Prof. am kön. Friedrichs-Gymnasium zu Breslau. Breslau* 1833. *In Comm. bei E. Neubourg. IV u.* 72 *S.* 8.

12) *Elemente der Analysis des Endlichen, zunächst als Leitfaden zum Gebrauche seiner Schüler entworfen von M. J. K. Tobisch, Prof. u. s. w. Breslau* 1833. *In Comm. bei E. Neubourg. VIII u.* 106 *S.* 8.

Diese beiden Schriften bilden, nach des Verfs. Absicht, einen Leitfaden zum Gebrauche bei Vorträgen über Aritbmetik in der ersten (obersten) Gymnasialklasse; die erstere ist in Bezug auf die zweite als Vorbereitung zu betrachten, und diese enthält das Binomial- und Polynomial-Theorem und die Exponentialgröfsen mit den Logarithmen. Die reine Combinationslehre, wie sie vom Verf. vorgetragen wird, ist der Sache nach sehr kurz beisammen; man findet bei weitem nicht alle bis jetzt bekannten Zusammenstellungsarten, und von den unter denselben stattfindenden Relationen fast nichts. Jene hätten consequenter Weise aufgeführt werden müssen, wenn man, wie der Verf., das Geschäft des Combinirens als für sich stehende Wissenschaft ansieht. Dessenungeachtet weifs der Verf. das wenige Material so ins Weite und Breite zu ziehen, dafs dadurch gar wohl für den Unterricht eines vollen halben Jahres Stoff geboten wird. Wie dies dem Verf. möglich wird, zeigt hinreichend deutlich schon der erste Satz des Büchleins, der deshalb hier stehen mag:

> »Unter einer Reihe der figurirten Zahlen des m ten Ranges versteht man eine Folge von Zahlen, welche successiv aus den Gliedern der Reihe der figurirten Zahlen des (m — 1)ten Ranges auf folgende Weise entstehen: Man nimmt das erste Glied, dann die Summe der zwei ersten, dann die der drei ersten Glieder der Reihe d. f. Z. des m — 1 ten Ranges u. s. w., und erhält so successiv das erste, das zweite, das dritte Glied d. f. Z. des m ten Ranges.«

Mit dem Allgemeinen hebt der Verf. durchweg an, was bei recurrirenden Operationen für den Lernenden völlig ohne Sinn ist, und stellt dann das Besondere als Folge dar. Eben diese Vortragsweise läfst auch nicht zu, dafs zur Verdeutlichung irgend ein besonderer Fall vorgelegt wird; dieses scheint durch ein breites Gerede erreicht werden zu sollen. Ganz in derselben Weise werden in der zweiten Schrift die wenigen, oben bemerkten Probleme behandelt.

(Der Beschlufs folgt.)

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

SIEBEN UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.
In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. WINTER.
1834.

Digitized by Google

N°. 39. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mathematik.

(Beschlufs.)

18) ***Lehrbuch der besondern Zahlenlehre für lateinische Vorbereitungs- und Gewerbschulen, als Vorbereitung zum gründlichen Studium der Mathematik von Dr. Reuter, kön. bair. Professor d. Mathem. am Gymnas. zu Aschaffenburg. Aschaffenburg 1830. Verlag von Theodor Pergay. VIII u. 217 S. 8.***

Der Verf. ist durch die „allgemeinen und häufigen Klagen" über das erfolglose Betreiben des arithmetischen Unterrichts zur Ausarbeitung der vorliegenden Schrift veranlafst worden; der Grundfehler, glaubt er überzeugt zu seyn, liege in den arithmetischen Lehrbüchern selbst, und diesen soll des Verfs. Schrift entfernen. Aus der Vorrede sieht man, dafs des Verfs. Absicht auf etwas Tüchtiges geht; nur mufs man sogleich gestehen, dafs die aufserordentlich vielen, gar wenig bedeutenden Redensarten, womit der Verf. um sich wirft, eben nicht das Beste ahnen lassen. Und so zeigt sich denn auch das Büchlein. Dasselbe besteht neben der Einleitung aus acht Abschnitten, wovon die sieben ersten der Rechnung mit unbestimmten ganzen Zahlen und Brüchen, den Gleichungen, Verhältnissen und Proportionen gewidmet sind, und der achte endlich mancherlei Anwendungen der geometrischen Proportionen auf Rechnungsfälle des gemeinen Lebens enthält. In Bezug auf das Materielle möchte, wenn man das Zopf- und Haarbeutelgepränge mit Verhältnissen und Proportionen gelten lassen will, die Wahl des Verfs. nicht zu mifsbilligen seyn; desto weniger aber kann der Zusammenhang der Lehren und die Auffassung des Einzelnen gut geheifsen werden. Der Verf. pocht zwar gerade auf seine Zusammenstellung; aber wem wird denn wohl in den Sinn kommen, das Wurzelausziehen mit dem Addiren, Subtrahiren u. s. w. in eine Linie zu stellen? Freilich wenn man, wie der Verf., vom Wurzelausziehen die vortreffliche Erklärung giebt, dafs es „eine eigene auf Subtraction, Multiplication und Division beruhende Operation" sey, so ist ein plausibler Grund für jede mögliche Anordnung gefunden. Eben so verunglückt sind auch die Erklärungen von Decimalbrüchen und Gleichungen. Damit harmonirt endlich ganz gut die gedankenlose Plauderei, der sich der Verf. zuweilen überläfst: „Zwei Zahlen vergleicht man durch die Frage," ferner; „Das Geschäft der Auflösung (der Gleichungen) besteht in folgenden Gesichtspunkten" und manches Aehnliche zu sagen, nimmt der Verf. gar keinen Anstand.

14) *Hand- und Lehrbuch der reinen Mathematik zum Gebrauche für Schulen und zum eigenen Studium von J. Hehl, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Weilburg. Erster Band. Weilburg* 1834. *Druck und Verlag von L. E. Lanz. XII u.* 320 *S.* 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Hand- und Lehrbuch der reinen Arithmetik zum Gebrauche für Schulen und zum eigenen Studium von J. Hehl u. s. w. Erster Band.

»Erst in neuerer Zeit,« sagt der Verf. des vorliegenden Werkes in der Vorrede, »ist der Mathematik und den Naturwissenschaften eine würdigere Stellung als früher auf unsern Bildungsanstalten eingeräumt worden. Es hat freilich manchen Kampf um sie gekostet und es wird denselben noch fernerhin kosten. Täglich wird noch von denjenigen, welche nicht einmal ihre ersten Handbegriffe durchschaut haben und mithin nicht entscheidend mitsprechen können, der Stab über sie gebrochen. Aber alles dieses fruchtet nicht mehr . . . . . Die Mathematik und die Naturwissenschaften stammen wenigstens in ihren ersten Anfängen aus dem Alterthume. Da aber ihr Gehalt und ihr Werth nicht nach den Fesseln, welche ihr angelegt sind, mögen sie auch noch so prachtvoll und ausgebildet seyn, bestimmt wird und werden kann, so zerrissen sie dieselbe und kleideten sich in eine neue Sprache und eine neue Bezeichnung, in der sich ihre Vorstellungen freier und ungezwungener bewegen konnten. In die Naturwissenschaften wurde das Experiment eingeführt, die Mathematik und die Physik verbunden, und jene bis zur Rechnung der fliefsenden Gröfsen erweitert. Sie stellen sich nunmehr stolz den Kunstwerken der Alten gegenüber, fragend, ob jemals ein Weiser Griechenlands zu der Einsicht gelangt, ob jemals römische Macht über solche Mittel geboten, welche uns der Fortschritt dieser Wissenschaft an die Hand gegeben hat. . . . . Die Werke der reinen Mathematik lassen sich nach der Art ihres Verfahrens in zwei Klassen zerlegen. In der ersten kommen diejenigen vor, worin die einzelnen Lehren registermäfsig aufgeführt sind. In keinem, nicht einmal scheinbar inneren Zusammenhange stehend, kommt der Jüngling auf die Vermuthung, dafs sie durch einen glücklichen Zufall erfunden . . . . worden wären. Hier erscheint das Ganze aus einem Gusse. Dem Jünglinge wird ein Gesichtspunkt verschafft, aus dem er dasselbe übersehen kann. Wenige Werke sind in diesem Sinne bearbeitet; das vorliegende macht Anspruch, unter sie aufgenommen zu werden.

Dies ist ungefähr das Wichtigste dessen, was Hr. Hehl von sich, von seiner Mathematik und seinem Lehrbuche zum Besten giebt, und damit möchte es an diesem Orte wohl genug seyn!

15) *Versuch einer rein wissenschaftlichen Darstellung der Mathematik durch strenge Begründung derselben in ihren Principien und Elementen von Dr. L. M. Lauber. Erster Theil. Berlin. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.* 1834. *VI u.* 154 *S.* 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Die allgemeinen Principien der Gröfsenlehre nebst den Elementen der Zahlenlehre von Dr. L. M. Lauber, Professor am königl. Gymnasium zu Thorn. Berlin u. s. w.

Der Verf. dieser Schrift geht von der Bemerkung aus, dafs die „absolute innere Gewifsheit" der mathematischen Lehren eine Folge des Umstandes ist, dafs die mathematischen Sätze »ihren ersten Ursprung in Wahrheiten finden, die der Verstand an seinem als Uranschauung gegebenen Gegenstande, der Gröfse, aus sich selbst entwickelt,« und folgert nun: eine Darstellung der Mathematik, die den eigenthümlichen Charakter der Wissenschaft bewähren soll, müsse vorerst in jenen allgemeinen, aus dem blofsen Gröfsenbegriffe entwickelten Wahrheiten eine Basis legen, in der jedes Besondere sein Grundgesetz und seine Grundsicherung findet, zugleich aber auch aus dem Gesammtgebiete eines jeden Theils der Wissenschaft die Elemente »mittelst durchschaulicher Zurückführung auf jene allgemeinen Wahrheiten streng begründen.« Eine solche Darstellung der Mathematik sucht der Verf. auszuführen, und theilt hier zunächst »das in sich geschlossene System der allgemeinen Principien der Gröfsenlehre,« und aufserdem »die Elemente der reinen Zahlenlehre« mit; in späteren Theilen seiner Arbeit verspricht er die Elemente der Gröfsenlehre zu liefern.

Die allgemeinen Principien der Gröfsenlehre trägt der Verf. in der Weise vor, dafs er zunächst die allgemeinen Gröfsenbeziehungen, sodann die allgemeinen Gesetze der Gröfsenvergleichung, der Gröfsenbestimmung, und zuletzt die Gesetze der Vergleichung allgemeiner Zahlengröfse entwickelt. Gröfse ist ihm das Ausgedehnte, im Besondern jede der drei Formen desselben, die Linie, die Fläche und der Körper; unter Beziehung versteht er die Zusammenstellung gleichartiger Gröfsen zu bestimmter Absicht, wobei zunächst das Zusammensetzen der Theile zum Ganzen (Addition) erscheint; hieran schliefst sich das Vergleichen, welches ein unmittelbares oder mittelbares seyn kann, und auf dieses folgt die Betrachtung des Abhängigkeitsverhältnisses im Allgemeinen, woran sich die Proportion reiht. Diese Entwickelungen bilden das erste Buch; im zweiten Buche setzt der Verf. das Vergleichen fort, und entwickelt dabei die allgemeinen Gesetze desselben. Im dritten Buche erst tritt die Betrachtung der Zahl auf, und die Darlegung der mannigfaltigen Arten, die Zahl zu erhalten, was der Verf. allgemeine Gesetze der Gröfsenbestimmung nennt; im vierten Buche wird endlich das Vergleichen allgemeiner Zahlengröfsen aufgefafst und dabei die bekannten, bei Brüchen, Producten u. s. w. stattfindenden Gesetze entwickelt.

Die Elemente der Zahlenlehre, welche die zweite Abtheilung

des vorliegenden Bandes ausmachen, umfassen nach des Verfs. Darlegung dreierlei: zunächst die Aufsuchung der Bedingungen der Theilbarkeit der Zahlen, und Feststellung der Folgerungen, welche sich hieraus für die Zeichen der Rationalität und Irrationalität der Zahlengröfsen ergeben; sodann die Gesetze der Bildung und Darstellung der Zahlen, allgemein, ohne Beachtung eines besonderen Systems; endlich die Lehre des Rechnens.

Dieser kurzen Darlegung des Inhalts und des vom Verf. befolgten Ganges kann noch die Bemerkung hinzugefügt werden, dafs das Ganze wie das Einzelne einen grofsen Fleifs des Verfs. beurkunden. Schade, dafs dieser Fleifs nicht auf einen Gegenstand verwendet worden, der für den Verf. sowohl als für das Publikum von wirklichem Nutzen seyn könnte. Es ist ein Irrweg, der mindestens zu gar nichts führt, wenn man bei der Behandlung einer, vom Fixiren des Einzelnen und Besonderen so abhängigen Wissenschaft, wie die Mathesis ist, die Einsicht in das Allgemeine postulirt, und auf dem Wege der Entfaltung in das Reich des Besonderen herabsteigen will.

Müller.

PHILOSOPHIE.

Ueber Hegels System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. Von Dr. Karl Friedrich Bachmann, Herzogl. Sachsen-Altenburg. Hofrathe, Prof. der Philosophie zu Jena u. s. w. Leipzig 1833, *bei Fr. Chr. Wilh. Vogel. VI u.* 322 *S.* 8.

Die offene Opposition gegen das Hegel'sche System ist bereits so weit gediehen, dafs der Verf. obiger Schrift im Anhang durch eine Reihe von Titeln polemischer Abhandlungen eine Art von Kampflinie aufstellen kann, welche diesen neuen sprachverwirrenden Babelthurm mit Erfolg von verschiedenen Seiten umringt. Dahin gehören:

1) *Weifse über den gegenwärtigen Standpunkt der philos. Wissensch. in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Leipz.* 1829.
2) *Ders. über das Verhältnifs des Publikums zur Philosophie in dem Zeitpunkt von Hegels Abscheiden.* 1832.
3) *Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und modernen Pantheismus. Leipz.* 1829.
4) *Die neueste Identitätsphilosophie und Atheismus oder über immanente Polemik. Breslau* 1831.
5) *Ueber Seyn, Nichts und Werden. Einige Zweifel an der Lehre des Herrn Prof. Hegel. Berlin* 1829.
6) *Briefe gegen die Hegel'sche Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Berlin* 1829—30.
7) *Vermischte philos. Abhandl. 2tes Bdch. enthaltend eine Kritik von Hegels Encyklopädie. Tübingen* 1831.
8) *Schubarth und Carganico, über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philos. Wissensch. insbesondere. Berl.* 1829.
9) *Fortlage, die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Heidelberg* 1832.

10) *Krause in den Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissensch. Stahl in der Philos. des Rechts, Herbart, Schulze, Krug, Fries, Troxler, Reinhard, Fichte, theils in gröfseren Werken, theils in Aufsätzen und Recensionen.*

Wir fügen dem noch hinzu:

11) *Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache von O. F. Gruppe. Berl.* 1831.

12) *Irene. Zur Vermittlung der philosoph. Systeme von Eisenlohr. Karlsruhe* 1831.

13) *Hegel in seiner Wahrheit vom Standpunkt der strengsten Unbefangenheit von C. J. Hoffmann. Berlin* 1833.

14) *Ueber Seyn, Werden und Nichts. Eine Excursion über vier Paragraphen in Hegels Encyklopädie von Rühle von Lilienstern. Erste und zweite Abtheil. Berlin* 1833.

Die Vorwürfe, welche dem System gemacht werden, sind mehrfacher Art. So z. B. stimmen Fichte und Weifse in ihrem Tadel überein. Ihre Klage geht dahin, dafs das Hegel'sche System keinen persönlichen Gott kenne. Beide Tadler werden, sobald man die Lehre vom wahrhaft persönlichen Gott mit dem System in Verbindung setzt, durch eine solche erneute Auflage des Hegel'schen Systems zufrieden gestellt seyn. Andere, wie Rühle von Lilienstern, Krause (in den Grundwahrheiten), Hoffmann, Gruppe und Herbart richten ihre Angriffe gegen die dialektische Methode des Systems, Krause, indem er den Hegel'schen Triaden ein anderes viergliedriges Schema der Kategorien entgegenstellt, Herbart, indem er es ihm zum Vorwurf macht, in den metaphysischen Widersprüchen zu verharren, und dies eine Versöhnung derselben zu nennen, anstatt eine künstliche Lösung derselben zu versuchen, Gruppe, Rühle durch Verwerfung der Methode überhaupt. Ein dritter und besonders wichtiger Vorwurf ist der, dafs das System es verkennt, dafs all unser Wissen als menschliches Wissen beständig Stückwerk seyn und bleiben mufs, und dafs alle Wissenschaft sich am Ende verläuft in einer mysteriösen Nacht, dem Gebiet des Glaubens und der Hoffnung. Es sind demnach namentlich drei philosophische Ideen, welche sich durch das Hegel'sche System beleidigt fühlen.

Die Anklage wegen des persönlichen Gottes dehnt sich zu derjenigen aus, dafs überhaupt die Person, das Individuum, bei Hegel zu wenig gilt, und immer nur dem Begriff oder der Gattung untergeordnet wird als Coefficient zu einer Gröfse oder als Exempel zur Erklärung einer Regel. Ja, indem der moralische Imperativ uns auffordert, eine höhere Person in uns anzuerkennen, als die von Zeit und Raum begrenzte, eine Person, welche unaussprechlich und in keinen Begriff fafsbar ist, und falls sie anschaubar wäre, nur in allerindividuellster, subjectivster, unsagbarer Intuition gewufst werden könnte, so empört sich die Hegel'sche Philosophie, indem sie das Unsagbare Individuelle dem Zero gleich setzt, gegen den moralischen Imperativ. Denn das Ueberirdische und Freie, an welches seine Forderung, sich über allen Naturmechanismus zu erheben, geht, ist das rein Persönliche, Individuelle, das, was über der Gattung erhaben liegt, und als eine

Flamme aus einer höheren Welt uns das richtigste Ebenbild und Gleichnifs ist für die Gottheit selber. Diese höhere Person in allem Persönlichen, diese mit jeder Person gleichsam herumwandelnde höhere Person ist das, was jene Streiter gegen die Hegel'sche Philosophie mit vollem Recht darin vermissen und unter dem Namen des persönlichen Gottes gegen sie geltend machen.

Kant spricht sich über diese Idee unter anderm also aus: *)

»Das, was allein eine Welt zum Gegenstande des göttlichen Rathschlusses und zum Zweck der Schöpfung machen kann, ist die Menschheit in ihrer moralischen ganzen Vollkommenheit. Dieser allein Gott wohlgefällige Mensch ist in ihm von Ewigkeit her, die Idee desselben geht von seinem Wesen aus; er ist sofern kein erschaffenes Ding, sondern sein eingeborener Sohn, das Wort (das Werde!), durch welches alle andere Dinge sind, und ohne das nichts existirt, das gemacht ist, denn um seinetwillen ist Alles gemacht. . . . Dem Gesetz nach sollte billig ein jeder Mensch ein Beispiel zu dieser Idee an sich abgeben, wozu das Urbild immer in der Vernunft bleibt« u. s. w. Und ein andermal: **)

»Der Mensch, als vernünftiges Naturwesen, *homo phaenomenon*, ist durch seine Vernunft als Ursache bestimmbar zu Handlungen in der Sinnenwelt. Eben derselbe aber seiner Persönlichkeit nach, d. i. als mit innerer Freiheit begabtes Wesen, *homo noumenon* gedacht, ist fähig einer Verpflichtung gegen die Menschheit in seiner Person, so dafs der Mensch in zweierlei Bedeutung betrachtet wird.«

Auch nennt Kant an mehreren anderen Orten den Menschen ein Wesen zu zwei Welten gehörig. In der niederen Welt herrscht Natur, Gesetz, Causalnexus, Form, Begriff, Raum, Zeit, Einheit, Vielheit u. s. w. In der oberen Welt das Gegentheil von diesem allen: Freiheit, Persönlichkeit, Individualität, das Unaussprechliche, Raumlose, Zeitlose, das, was weder eins noch viel ist, und dieses ist die wahre Menschheit, die transcendentale Person in mir, das Ebenbild der Gottheit, das ich an mir trage. »Quid autem melius potes velle,« sagt Seneca, ***) „quam eripere te huic servituti, quae omnes premit; quam mancipia quoque conditionis extremae et in his sordibus nata omni modo exuere conantur — — Puto, inter me teque convenit, externa corpori aequiri, corpus in honorem animi coli, in animo esse partes ministras, per quas movemur alimurque, propter ipsum principale nobis datas. In hoc principali est aliquid irrationale, est et rationale. Illud huic servit. Hoc unum est, quod alio non refertur, sed omnia ad se perfert. . . . Denique, ut breviter tibi formulam scribam: talis animus sapientis esse viri debet, qualis Deum deceat.«

Die Hegel'sche Philosophie bleibt sowohl hinter der Kantischen, als der Stoischen Theorie zurück, indem sie die Gemeinschaft des Menschen mit der überirdischen Welt nicht in die Person und den Willen, sondern in den Gedanken und Begriff verlegt.

*) Relig. innerhalb der Grenzen der bl. Vern. 2te Aufl. S. 73. 74. 78.

**) Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. S. 65.

***) Seneca ep. 80. 92.

Hieraus geht als Folge hervor, dafs Hegel statt eines persönlichen Gottes einen logischen Weltgeist lehrt. Auch hängt damit zusammen, dafs die Hegel'sche Philosophie der Seele keine Ermunterung giebt, sich zu entreifsen *huic servituti, quae omnes premit*, sondern im Gegentheil nur Anleitung, sich als ein dienendes Glied dem grofsen Progrefs der Weltgeschichte zu unterwerfen, und uns jener Sklaverei, welche Alle drückt, jenen Strömungen des Zeitgeistes, jenem Mechanismus der die Welt beherrschenden und auch in der Geschichte regierenden Naturgesetze unbedingt, als einen mit dem Strom schwimmenden und fortgeschwemmten Körper hinzugeben. So lebt allerdings der Sohn der Welt und seiner Zeit. Der Fromme aber ist nicht blos ein Sohn der Zeit, noch ein Sohn des Universums, der Weltgeschichte, des Proeesses der absoluten Idee u. s. w., sondern er ist selbst ein Kind des Höchsten — er ist nicht blos ein Strahl der absoluten Kategorie oder des absoluten Ich, sondern mit ihm wandelt umher, er mag stehen oder liegen, einschlafen oder erwachen, ein beschirmendes persönliches Du, ein unaussprechbares Mysterium, zu hoch und unendlich, um von der speculativen Vernunft bis auf seinen tiefsten Grund begriffen zu werden. Aber umschattet von den Flügeln dieses Geheimnisses und umweht von den Aromen dieses Paradieses spricht er mit dem Psalmisten: *) „Herr du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weifsest du es; du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Du schaffest es, was ich vor oder hernach thue und hältst deine Hand über mir. Solches Erkenntnifs ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann's nicht begreifen. Wenn ich aufwache, bin ich noch bei dir."

Dies ist die erste Idee, welche sich gegen die Hegel'sche Philosophie geltend macht, und auch der Verf. gegenwärtiger Schrift führt mit Recht Klage darüber, dafs Hegel den Glauben an eine persönliche und hülfreiche Gottheit verwandelt in die Resignation unter den Gesetzen eines Weltgeistes, welcher bald als ein sich durch die ganze Welt hinwälzender logischer Procefs, bald als der Menschengeist in seiner Gattungseinheit dargestellt wird, und dafs hier jedes Individuum nur darauf angewiesen ist, sich als einen Sohn seiner Zeit und der Welt den Strömungen des Zeit- und Weltgeistes zu unterwerfen, unterdrückend den in seiner praktischen Vernunft lebenden Imperativ, welcher es zur Verachtung des Welt- und Zeitgeistes anfeuert, und aus der Sphäre des Sagbaren und der Gattung in die des Unsagbaren und Persönlichen hineintreibt. Hierüber drückt sich der Verf. unter andern also aus:

S. 141. „Hegel sagt: „Die Aufgabe, das Individuum von seinem ungebildeten Standpunkt aus zum Wissen zu führen, ist in ihrem allgemeinen Sinn zu fassen, und das allgemeine Individuum, der Weltgeist, in seiner Bildung zu betrachten." **) Dieser Weltgeist könnte nun seyn: 1) der Geist der ganzen Welt in seiner Einheit,

*) Ps. 139.

**) Phänomenol. des Geistes. Vorr. S. XXXII. u. S. 765.

d. i. Gott selbst. Dann würde also die Phänomenologie des Geistes berichten, wie Gott, von der sinnlichen Gewifsheit anfangend, durch diese verschiedenen Metamorphosen hindurch sich zuletzt in einen Philosophen verwandelt, und Hegel würde, wo nicht mehr als Gott, doch wenigstens Gott gleich seyn. Es kann mithin der Weltgeist nur bedeuten 2) den Menschengeist. Dieser Menschengeist existirt aber nicht als allgemeines Individuum. Das Allgemeine könnte nur die Gattung seyn. Nicht aber die Gattung wird vom ungebildeten Standpunkte aus zum Wissen geführt, sondern diejenigen Individuen, welche sich der Wissenschaft widmen.«

S. 147. »Es heifst bei Hegel: »Das, was ist, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie, denn das, was ist, ist die Vernunft. Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit, so ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken gefafst.« *) Unendlich abenteuerlich und eines Don Quixote würdig wäre ja aber der Gedanke, falls Philosophie nur ihre Zeit in Gedanken gefafst wäre, eine Wissenschaft der Idee an und für sich, des ewigen Wesens Gottes vor der Schöpfung und in der Natur und dem endlichen Geist zu behaupten. Auch leidet jeder einzelne Staat in concreto an so manchen Mängeln und Uebelständen, dafs der Satz: Philosophie solle den Staat, wie er ist, als Vernünftiges begreifen, nur wie Hohn klingen und die gröfste Satyre entweder auf den Staat oder auf die Philosophie seyn würde. Das Sollen, welches Hegel bei jeder Gelegenheit herabsetzt, ist also beim Staate, wie bei jeder praktischen Idee, ein Hauptmoment, und er hatte wahrhaftig nicht nöthig, gegen Plato und Fichte eine so vornehme Miene anzunehmen.«

S. 193 „Spinoza macht kein Geheimnifs daraus, und gesteht es mit liebenswürdiger Offenheit, dafs er die moralische Freiheit für Einbildung, einen persönlichen Gott nach anthropomorphistischer Vorstellung für einen Wahn hält, und wir können ihm deswegen nicht zürnen, da er denselben Gott, welchen sein Verstand verwarf, im Herzen trug, und durch sein Leben bekannte. Hegel dagegen spricht viel von einem persönlichen Gott, von der Dreifaltigkeit, von der Schöpfung, von der Freiheit, von Sittlichkeit, Tugend und von Allem, was dem Menschen theuer ist; er führt damit den Leser irre, welcher, durch den dictatorischen Ton eingeschüchtert, seine Zweifel kaum sich selbst zu gestehen wagt, und sich leicht überredet, er besitze dies Alles im System ungeschmälert, weil es darin aufgenommen ist, ohne zu bemerken, dafs dieselbe Dialektik, deren Räder diese Ideen heraufwinden, sie auch wieder nach unten treibt, indem sie ihr nur fliefsende Momente sind, und so der Zustand des Lebens nun der unglückselige des Tantalus ist, dem ein grausames Geschick die Früchte in dem Augenblick entzieht, in welchem er sie zu kosten versucht.«

Die zweite Idee, welche sich gegen das Hegel'sche System geltend macht, ist die einer vollkommenen Methode des Philosophirens.

*) Philos. des Rechts. Vorr. S. XXI.

Seitdem Kant durch seine Vernunftkritik die meisten der speciellen Fragen, mit deren Beantwortung die Philosophie vorher beschäftigt war, zu einem einstweiligen Ruhepunkt gebracht hatte, haben sich die höheren philosophischen Fragen nach der wahren Gestalt des philosophischen Systems und der philosophischen Methode mit einer Energie und in einem Umfang wiederholt, wie sie bisher selten aufgeworfen worden waren. Man machte wieder die Anforderung eines einzigen Princips. Man machte die Anforderung, dafs Inhalt und Form des Systems in enger Verbindung stehen und eines das andere abspiegeln sollte. Man schlofs daraus, dafs, da der Inhalt der Philosophie das regeste, volubilste Leben des Geistes und der Gedanken selbst ist, auch die Form der Philosophie eine eben so rege, volubile, dialektische seyn müsse. Man machte demnach die Forderung eines Systems, welches als durchaus organisch die Organisationen der Natur möglichst treu nachahmen sollte, in welchen die einzelnen Theile nicht blos dienende Mittel sind zum alleinigen Zweck des Ganzen, wie in einer Maschine, sondern auch jedes zum Theil Zweck für sich ist, dem das Ganze dient, jedes selbst ein für sich und in sich lebender Organismus. Aber die neue Philosophie ist gar zu weit hinter diesen von ihr selbst gemachten Forderungen zurückgeblieben. Oder heifst es nicht weit hinter seinen Forderungen zurückbleiben, wenn Hegel aus der postulirten freien Gliederbewegung der Ideen und Begriffe ein tririthmisches Uhrwerk macht, welches uns im beständigen Umschwung desselben ermüdenden Ideenrades immer dieselbe Melodie im Dreivierteltakt vorspielt? Dies ist eine Ideenbewegung, zu welcher sich z. B. die freie Dialektik bei Plato verhält, wie die freie und schwebende Gliederbewegung des menschlichen Leibes zu den steifen Gesticulationen eines Automats. Der eigentliche Grund der Sache ist dieser: Jene hohen Anforderungen in Rücksicht auf die lebendige dialektische Methode sind nicht erst a priori erfunden, sondern schon von dem grofsen Musterbilde des Alterthums, dem Platonischen System, abstrahirt, und die neuen Philosophen unternahmen in der Nachahmung dieses Vorbildes das mifsliche Geschäft, eine Iliade nach dem Homer zu singen, oder vielmehr den Homer nach seinen eigenen Regeln verbessern zu wollen. Denn man darf in dieser Beziehung nur das Platonische System dem Hegel'schen entgegenhalten, um letzteres in seiner eigenen Mattigkeit erblassen zu sehen. Was bei Hegel als Forderung steht, aber in der Ausführung beständig desiderirt wird, bei Plato sehen wir es schon mit Meisterschaft ausgeführt. Wenn wir uns das Platonische System als eine Harmonie von Gesprächen über die Principien der philosophischen Wissenschaften (ähnlich der Hegel'schen Encyklopädie) vergegenwärtigen, so nehmen wir darin in der That eine Dialektik von bewundernswürdiger Agilität wahr, welche, indem sie sich auf dem Standpunkt einer bestimmten Idee hält, dennoch keine Idee einzeln behandelt, sondern immer Alles in Allem giebt, immer aus jeder Idee Uebergänge in alle andere, aus jeder Wissenschaft Uebergänge in alle andere zu eröffnen weifs. Diese Philosophie zeigt sich in der That freigebig, wie die

Natur selbst, durchaus lebendig und lebenerweckend, wie der Athem lebendiger Existenz und lebendig machenden Geistes. Sie sondert nicht Licht und Finsternifs in zwei Behälter, sondern läfst sie in einem bunten Farbenspiel frischester Mannichfaltigkeit durcheinanderspielen und weifs Uebergänge zu erfinden von jedem in jeden. Und so ist sie begriffen in steter lebendiger Bewegung ihrer Gedanken, in einem rhytmischen Tanze ihrer Ideen und in der wahren freien Dialektik. Wenn aber Hegel sagt, dafs seine Philosophie in ihrer dialektischen Bewegung ähnlich sey einem bacchantischen Taumel, an welchem kein Glied nicht trunken sey,*) so besteht diese sogenannte Trunkenheit des Lebens doch in nichts, als in den sich mit ewiger Monotonie wiederholenden dreischrittigen Bewegungen eines logischen Automats, die man genau berechnen und wie das Werk einer Uhr aufziehen und ablaufen lassen kann.

Die Idee eines in freier und wahrhaft dialektischer Ideenbewegung begriffenen Systems ist also die zweite, welche sich der Hegel'schen Philosophie entgegenstellt. Der Verf. rügt in dieser Beziehung unter andern Folgendes:

S. 133. »Gewundert haben wir uns, Hegeln die Encyklopädie mit einer Definition der Philosophie anfangen zu sehen, da nach seiner eigenen Lehre die Definition überhaupt als aus dem unmittelbaren Daseyn genommen keine Rechtfertigung hat, und am Anfange nichts weiter, als eine Versicherung ist, welche erst in der Ausführung ihre Gewähr findet.«

S. 137. »In der Encyklopädie ist die Phänomenologie des Geistes nicht blos nicht mehr als erster Theil, sondern gar nicht als Haupttheil der Philosophie aufgeführt Die Phänomenologie des Geistes ist wie in einen Winkel versteckt worden; sie ist zu einem einzelnen Abschnitte in der Philosophie des Geistes herabgesunken, und zwar zwischen die Anthropologie und Psychologie in die wenigen Paragraphen 41—44. eingeklammert worden. Indem nun so die Encyklopädie des Stützpunktes der Phänomenologie des Geistes beraubt worden, schwebt die Logik in der Luft« u. s. w. — S. 139. »Der Grund zur Zurücknahme der Phänomenologie konnte aber doch nur darin liegen, dafs entweder die als einzig wahr gerühmte Methode, welche als die sich selbst bewegende Dialektik mit dem Inhalt identisch seyn soll, falsch ist, oder dafs sie, wenn sie die wahre ist, von Hegel nicht auf die rechte Weise gebraucht worden ist.«

S. 143. »Philosophie soll zwar (nach Hegels Erklärung) nur Gott zum Inhalt haben, aber dann auch von dem Gebiet des Endlichen, von der Natur und dem menschlichen Geiste, deren Beziehung auf einander und auf Gott, als ihre Wahrheit, handeln. Nach dieser Erklärung ist man von der Naturphilosophie zu fordern berechtigt, dafs sie die Natur betrachte in ihrer Beziehung auf den menschlichen Geist und auf Gott, und eben so von der Philosophie des Geistes, dafs sie den Geist in Beziehung auf die Natur und auf Gott erfasse. Diesen Aufgaben entsprechen aber diese beiden Disciplinen gar nicht.«

*) Phänomenol. Vorr. S. LVI.

S. 186. »Unbegreiflich ist, wie die Objectivität selbst in die subjective Logik gehören kann, da sie ja eben als subjectives Moment nicht objectiv ist, und das Absolute selbst, welches doch der Gegenstand der Philosophie seyn soll, schon in der objectiven Logik zur objectiven Wirklichkeit gelangt ist, und damit schon *ipso facto* der objective Begriff selbst ist. Und wozu bestimmt sich dieser göttliche Begriff durch die Objectivität? Man traut seinen Augen kaum, wenn man erfährt, dafs dies nichts Anders sey, als der Mechanismus und die mechanischen Processe. Es mufste dieser Begriff in der objectiven Logik eine Stelle erhalten, und zwar, wenn anders diese Probleme in die Logik gehören, da, wo von den Atomen, von der Attraction und Repulsion die Rede ist.«

Der dritte Hauptvorwurf gegen das System ist der, dafs es dem menschlichen Verstande keine Grenzen bestimmt, sondern das Spiel seiner Begriffe in unbeschränkter Vermessenheit ins Blaue hinaus laufen läfst.

Das *qui nimium dicit, nihil dicit,* thut sich bei einem philosophischen System in vollem Maafse kund, welches alle Dinge wissen will und dadurch in die Gefahr geräth, nichts recht zu wissen. Der menschliche Verstand erkennt in seinem Selbstbewufstseyn seine eigenen Grenzen gut und bestimmt, und wenn er sie einmal vergifst, so kann das durch den künstlichen Schwindel einer solchen trunkenen und taumelnden Ideenbewegung doch nur auf Augenblicke und in einem Zustande der Unklarheit über sich selbst kommen. Es gehört zum Wohlseyn und zur Gesundheit, sowohl unseres Lebens, als auch unseres Erkennens und Denkens, hinter der klaren Perspective seiner Ideen und Lebensgestalten einen dunkeln und geheimnifsvollen Hintergrund zu haben, und ein Leben, dem dieser fehlte, z. B. ein Leben, das keinen Glückswechsel und keinen Tod kennte, ein Leben, das nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hätte, wäre eben so fade und unwahr, als ein Erkenntnifssystem, welches keine Grenzen der Erkenntnifs kennt, welches keinen Gegenstand kennt, dessen Natur es nicht schon ergründet hätte, und dessen ausgeklärte und ganz durchsichtige Ideen wie mit Licht in Licht gezeichnet, aus Mangel an Schatten in einander ununterscheidbar verschwimmen.

Alles Leben nimmt seinen Ursprung in einem Geheimnifs und endigt in einem Geheimnifs. Alles wächst aus der Nacht empor zum Licht, und Gott hat geredet, dafs er in der Nacht wohnen wolle. Die Pflanzenkeime, welche sich in dem Dunkel des Erdreichs entwickeln, verdorren, an die Sonnenstrahlen gelegt, und verlieren das Wachsthum. Was Wunder, wenn ein System, welches kein Geheimnifs anerkennt, weder im Wissen, noch im Leben, ebenfalls vertrocknet wie ein Pflanzenstamm, dessen Wurzel man dem Boden entreifst und an das Licht der Sonne kehrt, dafs seine Früchte faul werden und sein grüner Schmuck eintrocknet zu feinausgezackten Blattskeletten. Denn es mangelt ihm das mütterliche Erdreich, und die fruchtbare Feuchte seines erwärmenden Dunkels.

Wir dürfen nicht die Existenz der Dinge in lauter Ideen ver-

wandeln. Denn Ideen sind Formen, die Existenz ist aber ein in Formen eingeschlossener Inhalt, und wir haben keine Berechtigung, Inhalt in Form zu verwandeln. Was in unsere Erkenntnifs fällt, sind Vorstellungen, Vorstellungen sind die Formen von den Formen der Dinge. Was ist klarer, als dafs der Inhalt dabei als Ding an sich beständig draufsen bleiben mufs?

Dieser dritte Vorwurf, der Mangel der Dinge an sich, nimmt beim Verf. die Form an, dafs das System Alles, was dem Menschen heilig ist, in die Charybde eines speculativen Nichts hinabzieht, dafs es Philosophie höher stellt, als Religion, und von einem Philosophen fordert, die Religion hinter sich zu haben, wie ein überlebtes Ereignifs. Seine Worte darüber sind:

S. 134. „Philosophie steht, nach Hegels ausdrücklichen Worten, als Moment in der Entwickelung des absoluten Geistes höher, als Religion, und zwar haben wir diese höhere Stufe des Geistes so zu denken, dafs in ihr das niedrigere concrete Daseyn zu einem unscheinbaren Momente herabgesunken ist, worin nur noch eine Spur der Sache ist, in einfacher Schattirung, etwa wie Jemand, der eine höhere Wissenschaft vornimmt, die Vorbereitungskenntnisse in Gedanken durchgeht, um sich ihren Inhalt gegenwärtig zu machen, ohne darin sein Interesse oder Verweilen zu haben. Schlimm wahrlich wäre es und sehr zu bedauern der Philosoph, der die Religion hinter sich hat, und sie wie eine abgelebte Gestalt und die Spiele seines Knabenalters nur noch in der Erinnerung festhält.«

S. 150. „Es steht: *) „Die Philosophie kommt mit dem Belehren, wie die Welt seyn soll, immer zu spät. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läfst sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.« Diese sentimentale Stelle scheint Hegeln unwillkührlich entschlüpft zu seyn: wenigstens das System müfste sie verleugnen. Sollte vielleicht Hegeln selbst in den logischen Processen und in dem ganzen Kategorienwesen etwas unheimlich zu Muthe geworden seyn? sollte sein Gemüth sich gesehnt haben nach einem Trunke des frischen Lebens, wie es um uns, neben uns, in tausend Adern und Pulsen quillt? O wäre er doch dieser Stimme gefolgt, die Gräber würden sich geöffnet, und die Gebeine der Verstorbenen der Odem Gottes belebt haben, und anstatt wie jetzt auf einen unermefslichen Kirchhofe zwischen Leichensteinen und Cypressen, würden wir in einem lachenden Eden wandeln.«

S. 182. »Wie ein Strom, sobald er einmal aus seinen Ufern getreten, wild hinstürmend Alles, was sich ihm in den Weg stellt, mit sich fortreifst, so sehen wir auch Hegels Logik, nachdem sie die Dämme der Aristotelischen durchbrochen, unbekümmert um deren Gesetze, in immanenter Dialektik fortstürzen, die ganze Natur und den Geist in den ewigen Strudel und magischen Kreislauf eines göttlichen Processes unerbittlich mit sich fortwälzend.«

*) Philosophie des Rechts. Vorr. S. XXXIII. XXXIV.

S. 191. »Bei Hegel werden alle Begriffe durch den Widerspruch in einander gewirrt, und indem er den Widerspruch absolut und ganz allgemein nimmt, von dem Seyn eines jeden Wesens, von dem logischen Seyn an durch die ganze Natur und den endlichen Geist bis zur Philosophie, welche selbst nur durch diesen Widerspruch besteht, schwillt das ganze System zu einem ungeheuren Strom an, welcher Alles, was dem Menschen das Liebste auf Erden ist, mit seinen Wellen umschliefst; und wo zwar einzelne Gestalten augenblicklich auftauchen und flehend die Arme nach Rettung auszustrecken scheinen, aber erbarmungslos fortgerissen gar bald aus unsern Augen schwinden, um anderen zu weichen. — S. 192. So findet diese Dialektik ihr Vorbild in dem unaufhörlich zeugenden, aber seine Geburten wieder verschlingenden Chronos. Nicht die ewige erhaltende Liebe hat hier ihren Thron errichtet, sondern der Geist, der stets verneint, weil Alles, was hier besteht, werth ist, dafs es zu Grunde geht; Mephistophiles ist der Patron, den dieses Völkchen nie spürt, und wenn er es beim Kragen hätte. Das ganze System gleicht einem weiten Kirchhof und Murtener Beinhause, in welchem bei einbrechender Dämmerung die Schatten der Abgeschiedenen umgehen und der kleine Todesprophet, das Käuzchen, sein klägliches Geschrei erhebt.« — S. 311. »So hätten wir denn diesen grofsen Bau des Meisters im Innern kennen gelernt. Wie sehr dieses Prachtwerk auch durch seine Massen und kolossale Höhe imponirt, wie kostbar auch einzelne Materialien sind, wie bewunderungswürdig die Kunst in der Bearbeitung einzelner Partien, und wie magisch die Beleuchtung einzelner Gemächer: das Ganze ist in einem bizarren Geschmacke nach wunderlichen Grundsätzen auf lockerem Boden erbaut. Die schwachen Stützen sind zwar durch blendende Zierrathen den Augen der Dilettanten entzogen, verrathen sich aber durch die vorhandenen Risse und Senkungen, so wie die vielen dunkeln labyrinthischen Gänge, in denen die Gespenster des Mittelalters hausen, und die Prachtsäle mit ihren hohen nach Norden gerichteten Fenstern und der Aussicht auf ein unfruchtbares Feld mit Gräbern den Aufenthalt für die Bewohner zu einem ungesunden, lebensgefährlichen machen.«

Es treten also die drei Ideen: der Persönlichkeit, der systematischen Vollendung und des Geheimnisses, auch in dieser Schrift gegen das System der absoluten Idee auf, und zwar mit Glück und Erfolg, wenn auch an mehreren Orten eine bündigere, strengere und weniger lockere Ideenentwickelung zu wünschen gewesen wäre, deren Mangel nicht durch die Vorliebe für prägnante und schlagende Bilder ersetzt wird, durch welche der Vortrag in Wahrheit zwar an Frische und Lebhaftigkeit, nur scheinbar aber an Schärfe gewinnt. So z. B. würde das Räsonnement Anfangs der Einleitung weit deutlicher und eindrucksvoller seyn, wenn die einzelnen Gedanken weniger in spielende Bilder gehüllt, schärfer gesondert und härter artikulirt und nicht mit dem folgenden kurzen Abrifs der Geschichte der Speculation seit Spinoza in ein einziges absatzloses und lockergewebtes Netz zusammengezogen wären. Ferner zeigt sich uns der Verf. noch an einigen

Orten als Hegels Genofs, wo er richtiger, sich hingebend der ganzen Energie seiner eigenen Ideen, sein Gegner hätte seyn sollen. Die wichtigste Stelle, wo er dies thut, ist in seinem Urtheil über die wahre Bedeutung des Kantischen Dinges an sich oder Noumenon. Dieser Punkt verdient als einer der wichtigsten hier noch eine nähere Erläuterung.

Der Verf. sagt S. 10: „Bedenkt man, dafs die Dinge an sich blos als Grenzbegriff angenommen werden zur Einschränkung der Anmafsung der Sinnlichkeit, damit aber gar nicht behauptet werden solle, es gebe solche Dinge an sich, indem diese gar nicht im Raume und in der Zeit sind, da in einer Erscheinung Alles wieder Erscheinung ist, sondern in einem aufsersinnlichen Substrate (Noumenon) und nicht einmal unter die Möglichkeiten gerechnet werden können, und so im Grunde nichts sind u. s. w.« . . . . . Der hierbei citirte Abschnitt aus Kants Kritik der reinen Vernunft, überschrieben: »Von dem Grunde der Unterscheidung aller Gegenstände überhaupt in Phänomena und Noumena,« bestätigt zwar scheinbar die Idee des Verfs., indem beinahe alle von ihm gebrauchten Ausdrücke aus diesem Abschnitt selbst genommen sind.

Wenn wir aber den Gedankengang Kants in jenem wichtigsten Abschnitte der Kritik im Zusammenhange verfolgen, so sehen wir den grofsen Philosophen darin nicht als Dogmatiker eine positive Lehre über die Dinge an sich oder Noumena festsetzen, sondern ihn selbst, in lauter strengen Zweifeln über seinen Gegenstand befangen, nach Klarheit ringen und mit Macht, auf ähnliche Weise wie Sokrates in seinen Gesprächen pflegte, eine neue Bahn der Untersuchung bezeichnen, ohne ein Resultat zu geben. Aber das Schiff seiner Speculation segelt nach der entgegengesetzten Richtung, als wohin sowohl Hegel als Bachmann es treiben wollen. Es beschreibt in der That folgende Bahn:

Indem wir von Erscheinungen (Phänomena) reden, erkennen wir dabei ein Erscheinendes (Noumenon) an.
Das Erscheinende verhält sich zur Erscheinung, wie Wahrheit zur Täuschung.
Das Noumenon ist die Wahrheit, das Phänomenon die Täuschung.
Wir haben kein Erkenntnifsvermögen, die Noumena zu erkennen.
Wir wissen daher nicht, was sie sind, sondern blos, was sie nicht sind.
Selbst die Existenz ihnen beizulegen, ist problematisch.
Folglich hat die Täuschung (Phänomenon) unbezweifelbare, die Wahrheit (Noumenon) problematische Existenz.
Die Täuschung ist uns gewifs, die Wahrheit ist uns ungewifs.
Die Gewifsheit oder Täuschung besteht aus einer Synthesis von Begriff und Anschauung.
Die Wahrheit oder das Ungewisse kann nur gesucht werden entweder im reinen Verstande oder in einer reinen intellectuellen Anschauung.
Der reine Verstand oder die Kategorien können nicht dienen zur Erklärung des Wahren.
Die intellectuelle Anschauung der Dinge an sich selbst würde und dürfte einzig dienen. Aber diese besitzen wir nicht in unserm irdischen Zustande.

An dieser Grenze nun bricht Kant mitten im Gedankengange ab. Wir erlauben uns aber hier denselben in gerader Richtung bis ans Ende zu verfolgen.

Es ist möglich, dafs es einen anderen Zustand gebe, worin wir der intellectuellen Anschauung der Dinge an sich mächtig werden können.
Wir erwarten einen solchen zukünftigen Zustand der Wahrheit und hoffen auf ihn.
Der Grund dieser Hoffnung ist, weil es uns unmöglich ist, zu denken, dafs die Täuschung das Wahre, und die Wahrheit das Unwahre sey, und weil unsere Vernunft die Idee bewahrt, dafs die Wahrheit als solche den Charakter der Gewifsheit, die Täuschung aber den Charakter des Problematischen hat, und wir folglich in einer gleichsam auf den Kopf gestellten Welt leben.

Dies ist die Richtung, welche in diesem Abschnitt der Kritik die Kantische Untersuchung nimmt, mitten durch schärfste Widersprüche der Begriffe hindurch, nach ächt-sokratischer Weise, aber auch nach ächt-sokratischer Methode den letzten Ideenschwung und das Ziehen des Resultats dem Leser überlassend. Wir handeln deshalb unbillig gegen Kant, wenn wir aus einzelnen Aussprüchen dieses Abschnitts mit so knapp gezogenen Consequenzen, wie der Verf. thut, eine Kantische Dogmatik machen, da er doch nie dogmatischer Philosoph hat seyn wollen. Doppelt müssen wir aber dies dem Verf. zum Vorwurf machen, weil er durch ein Einstimmen in dieses Mifsverständnifs eine der unbesiegbarsten Waffen, womit das Hegel'sche System bestritten werden mufs, freiwillig aus der Hand giebt.

Die Dinge an sich selbst sind der festeste Unterscheidungspunkt zwischen Hegel und Kant. Sie sind es, die dem Kantischen System seinen Halt und Hintergrund geben, und der irdischen Erscheinungswelt ein Fundament von überirdischer und unsterblicher Realität unterstellen. Sie sind es, welche bewirken, dafs uns im Kantischen System so sicher und fest zu Muth ist, als stünden wir auf festem Grund und Boden und befänden uns in einem sicheren Wohnhause. Denn wir fühlen uns in diesem System beständig von Dingen an sich selbst umfangen, deren transcendentale Existenz die atomistischen und steifen Figuren dieser Erscheinungswelt wie ein quellenreiches Geheimnifs umgiebt, und mit Ahnungen und Gefühlen höherer Art durchströmt und befeuchtet. Dagegen im Hegel'schen System, wo dieser transcendentale Hintergrund fehlt, die Objecte der Erscheinungswelt vertrocknen und gleichsam zusammenschrumpfen, wie ein Gewächs, dem das Wasser und das richtige Erdreich fehlt. Aber es fehlt nicht allein dies, sondern es fehlt der ganze Grund, und wir stehen da nicht wie in einem Wohnhause, woraus der Schritt vor die Thür auf den festen Boden einer quellenreichen Natur führt, sondern wie auf einem Thurm, wo wir beim Hinaustreten nichts haben, worauf wir schreiten, sondern nur den jähen Abhang vor uns sehen.

Die Philosophie ist nun in vielen Gebieten umhergewandelt. Und zwar so, dafs sie sich in verschiednen Systemen auch verschiedne Wissenschaften zu Grundwissenschaften erhoben hat. Bei Fichte kann man die Mora ldie Grundwissenschaft nennen, weil da durch den moralischen Kampf des Ich mit dem Nichtich das Räthsel der Existenz gelöst werden soll. Schelling sah die Lösung dieses Räthsels in einer gesetzmäfsigen Geneais, einem physikalischen und historischen Proceſs, und erhob Naturwissenschaft und

Historie zu Grundwissenschaften. Bei Hegel ist Logik zur *philosophia prima* geworden, und bei den Schulen von Fries und Herbart die Psychologie. Dadurch kommt es nun, dafs letztere Systeme in all ihren Verzweigungen im Grunde nichts anders sind, als Psychologie, so wie Hegels System in keinem Theil etwas anderes ist, als Logik. So ist Fichte fast nie ohne moralische oder naturrechtliche Tendenz, und selbst die Wissenschaftslehre gleicht einem Procefs ums Mein und Dein. Die naturphilosophische Schule hat ihre Wissenschaft aber beständig durch geistreiche Combinationen aus der Erfahrung und den Schätzen empirischer Wissenschaften bereichert, und ist vorzugsweise angewandte Philosophie gewesen. Wohin wollen wir nun gehen, uns vor diesen Einseitigkeiten zu retten? wohin wenden wir uns namentlich, um den drei Fehlern auszuweichen, an denen das Hegel'sche System krank liegt? Wir müssen uns ohne Zweifel zu Systemen wenden, wo jene drei vernachlässigten Ideen in ihrem vollen Lichte glänzen. Und da finden wir, dafs die Anerkennung des transcendentalen Hintergrundes in aller Erkenntnifs und der Grenzen des menschlichen Bewufstseyns nirgends tiefer ausgesprochen ist, und diese Grenzen selbst nirgends genauer und sicherer bezeichnet sind, als in Kants Philosophie. Wir finden, dafs die Idee der lebendigen Dialektik der Begriffe, welche Hegel vergebens zu erreichen strebte, weil er sich ein falsches Ideal derselben vorgesetzt hatte, in ihrer ganzen Lebendigkeit und Schönheit schon anzutreffen ist in den Platonischen Gesprächen. Was aber die Idee des persönlichen Gottes betrifft, welches System können wir darüber besser zu Rathe ziehen, als das gründlichste und gediegenste über diesen Gegenstand, nämlich die heil. Schrift selbst? Wir wagen also zu behaupten, dafs ein Philosoph, welcher das System Kants mit dem des Plato und der heil. Schrift zu vereinigen verstünde, sich gerade an den Stellen stark erweisen würde, wo Hegel am schwächsten ist. Er würde ein System aufstellen, in welchem zugleich, was Hegel ebenfalls wünschte, aber nicht leistete, die philosophischen Gewinnste aller Zeiten und die bewährtesten Normen der Weisheit sich vereinigten, und so die Philosophie wieder aus ihrem sklavischen Zustande befreien, worin sie, unfähig, die Parteien unter einer höheren Idee zu vereinigen, unter den Fahnen einer jeden derselben sich ins Joch einer ihrer eignen untergeordneten Wissenschaften schmiegen mufs, sey es der Logik oder der Psychologie oder der Ethik oder gar der philosophischen Historie und Naturwissenschaft. Bis dahin bleibt indessen beständig als eine unbefriedigte Sehnsucht in unserem Geist zurück der Trieb nach der ächten Wissenschaft, welche ist ein Spiegel des ewigen Lichts und ein Rathgeber der göttlichen Werke, und welche als die wahre *philosophia prima* sich wohl nicht in die Paragraphen der Logik, Psychologie und Ethik einkerkern lassen würde, gewifs aber da, wo sie wäre, lebenerweckend und befruchtend auf alle diese Wissenschaften die Ströme ihres Segens herabgiefsen würde mit freier Spendung aus überfliefsendem Horn.

Dr. *C. Fortlage.*

N°. 40. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ΣΟΥΙΔΑΣ. *Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford, S. T. P. Aedis Christi Decanus necnon Graecae Linguae Professor Regius. Oxonii e Typographeo Academico. MDCCCXXXIV.* 3 *Bände. Fol. LII und* 4245 *S.*

So wäre denn endlich ein von allen Gelehrten längst gehegter Wunsch erfüllt und eine grofse Lücke nicht blos der griechischen, sondern der allgemeinen Literatur ergänzt; denn wie die Universität Cambridge im Jahr 1705. die Küsterische Ausgabe hervortreten liefs, so liefert jetzt die andere britische Akademie Oxford diese neue Edition, welche unstreitig einen bleibenden Werth behaupten wird. Die Universität Heidelberg hat aber mehrfachen Grund, dieser wichtigen Erscheinung in ihren Jahrbüchern der Literatur alsobald zu gedenken; denn Hr. Gaisford hat in dieser seiner Ausgabe zum erstenmal die kritischen Anmerkungen des Friedrich Sylburg mitgetheilt, welcher im 16. Jahrhundert eine der gröfsten Zierden Heidelbergs und als feiner Kenner der griechischen Sprache weltberühmt war, hat ferner aus unsrer jetzigen Universitätsbibliothek handschriftliche Mittheilungen von der Hand zweier Alumnen unseres philologischen Seminars, der Herren Wilhelm Frommel und Lorenz Nokk, empfangen, und der Geber gedacht, ja des Letzteren eigene Anmerkungen am Schlusse des 2ten Bandes von p. 3976 bis 1390 unter dem Titel: Observationes criticae in Suidam. Scribebat Laurentius Nokk, Seminarii Heidelberg. Sodalis, wörtlich abdrucken lassen, und somit diesem jungen, so früh verstorbenen Gelehrten ein würdiges Denkmal gestiftet.

Jedoch bevor ich von dieser Ausgabe spreche, die in Papier, Lettern und Druck, so wie in der ganzen Ausstattung zu den schönsten Leistungen der Oxforder Universitätsofficin gehört, halte ich es nicht für überflüssig, über den Autor und über die Entstehung und die Schicksale seines Werkes das Nöthige zu sagen, da selbst in neueren Schriften hinsichtlich einiger Punkte unrichtige Angaben vorkommen.

Von dem Schriftsteller wissen wir so wenig, dafs selbst die Existenz eines so benannten Autors geleugnet, oder dieser Name

auf die seltsamste Art entstellt worden ist. Beides ungebührlicher Weise. Denn einmal kennt Strabo einen Geschichtschreiber dieses Namens (VII, 12. p. 476. ed. Tzsch., wo vielleicht die beiden Lesarten so zu verbinden sind: Σουΐδας δὲ ἐν τοῖς Θεσσαλικοῖς τοῖς Θετταλοις μυθώδεις λόγους προσχαριζόμενοις Wenigstens citirt der Scholiast des Apollonius Rhod. zu I, vs. 555: Σουΐδας ἐν τοῖς Θεσσαλικοῖς), und andere Schriftsteller führen öfter seine Zeugnisse an. (Man vergl. Clinton's Fasti Hellenici II, 565. und das Classical Dictionary ed. Edm. Barken im Artikel Suidas); so dafs also an der Alterthümlichkeit und Aechtheit dieses Namens nicht zu zweifeln ist. Sodann wird dieser spätere Lexicograph selbst nicht nur von ihm nachfolgenden Autoren unter diesem Namen citirt, sondern in bewährten Handschriften erscheint auch an der Spitze dieses Wort- und Sachwörterbuchs das: Σουΐδας und Σουΐδα ganz ausdrücklich. (Man s. p. LI. und p. 2. dieser Gaisford'schen Ausgabe.) Von des Mannes Vaterland und Lebensumständen sind wir nicht besser unterrichtet. Daher auch die schwankenden Annahmen seiner Lebenszeit; indem ihn Einige ins 10te Jahrhundert setzten, Andere ihn bis ins 12te herabrücken wollten. Letzterer Annahme widersetzte sich Friedr. Aug. Wolf aus dem Grunde, weil er vor der Eudocia gelebt haben müsse. Man glaubte nämlich, diese kaiserliche Schriftstellerin habe das Lexikon dieses byzantinischen Mönchs (wofür ihn Einige halten) in ihren Veilchengarten (Ἰωνιά, wie diese Sammlung betitelt ist) grofsen Theils verpflanzt; wie denn noch Harles zu Fabricii Biblioth. Gr. VI. p. 392. ausdrücklich sagt: »Atque de Eudocia, quae Suidam inprimis compilavit, res est hodie notissima.« Aber diese Vorstellung ist unrichtig, und die auffallende Gleichheit vieler Artikel in beiden Sammlungen vielmehr daher zu leiten, dafs Suidas und Eudocia sehr häufig aus gemeinschaftlichen Quellen geschöpft haben; und es ist auch nach Allem, was Reinesius, Cave, Pagi, Saxe und Andere beigebracht haben, wohl nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, wenn von ihnen das Zeitalter des Suidas auf den Ausgang des 10ten Jahrhunderts n. Chr. Geb. festgestellt wird. (Fabric. Bibl. Gr. VI. p. 393. mit Harles vergl. die lesenswerthe Praefatio Chr. Gottfr. Müllers zu Thomae Reinesii Observationes in Suidam. Lips. 1819. p. XI sqq.)

Aber hat es denn zwei Personen Namens Suidas gegeben, und ist nicht vielmehr der Verfasser dieses Lexikon, wie es in seiner Urgestalt gewesen, eben jener von Strabo u. A. angeführte Geschichtschreiber Suidas? Diese schon von Lilius Gyraldus

vorgetragene Hypothese (s. Fabricii Bibl. Gr. VI. p. 394. ed. Harles.) hat neuerlich Mr. de Brequigny in den Notices et Extraits de la bibliotheque nationale de France. T. V. p. 1 – 10 sq. wieder aufzustutzen gesucht, und weil selbst Schöll, der doch sonst die französischen Sammlungen und Schriften so fleifsig benutzt hat, in seiner Histoire de la Litterature Grecque VI. p 289 sq. ihrer nicht erwähnt, hauptsächlich aber, weil diese Meinung mit der Frage nach den Quellen dieses Lexikon zusammenhängt, mufs ich ihrer Erwähnung thun. Brequigny hält nämlich ein viel kürzeres Lexikon, das er in einer papiernen Handschrift in 4to in der Bibliothek der Jesuiten zu Paris gefunden und beschrieben, für das ursprüngliche Wörterbuch des Suidas, und glaubt, dafs dasselbe nachher durch Einverleibung der Glossarien Anderer und namentlich derer, die der dem Werke des Suidas vorgesetzte Index angiebt, zu dem jetzigen Umfang erweitert worden sey. Zu diesem Ende nimmt er den Titel dieses Verzeichnisses in einem eignem Sinn, und corrigirt ihn sogar oder vielmehr er corrumpirt ihn: Τὸ παρὸν βιβλίον Σουΐδα, οἱ δὲ συνταξάμενοι τοῦτο ἄνδρες σοφοί· Εὔδημος ῥήτωρ κ. τ. λ. Man höre: »Mais si l'on fait à ce titre la plus légère des corrections, en lisant τούτῳ au datif, au lieu de τοῦτο à l'accusatif, le sens qui en resultera fera disparoitre toute difficulté. Le titre signifiera: *Ce livre est de Suidas; les savans dont on a joint les ouvrages au sien, sont ceux-ci:* οἱ συνταξάμενοι τούτῳ. Je sais que le mot συνταξάμενοι est dans la conjugaison moyenne; mais il peut s'entendre ici dans la signification passive, et des-lors rien de si clair et de si juste que ce titre. Le Lexique de Suidas existoit; on y inséra d'autres ouvrages pour rendre le sien plus complet: ce sont ceux dont on nomme ici les auteurs.« Allein es ist eine sehr mifsliche Sache um die passive Bedeutung jenes Aoristus primus medii (man sehe nur Lobeck zum Phrynichus p. 320.), und noch mifslicher steht's mit der Aenderung τούτῳ. Nein, jenes Verbum hat und behält seine active Bedeutung, und das Activum selbst erscheint in der Ueberschrift des Madrider Codex: τὸ λεξικὸν τοῦ σούδα συνέταξαν ἄνδρες πλεῖστοι σοφοί, und selbst die späteren Griechen würden in jenem Sinne συνταχθέντες geschrieben haben; wie denn von eben diesem Lexikon in der Mediceischen Handschrift gesagt wird: συνταχθὲν παρὰ διαφόρων σοφῶν ἀνδρῶν (s. ed. Gaisford p. LI.) — Und solche Operationen werden gemacht, damit wir glauben sollen, jener papierne Codex des 16ten Jahrhunderts enthalte den uralten Suidas aus den Zeiten des Kaisers Augustus. Denn in

dieses Zeitalter versetzt Brequigny seinen einzigen Suidas, auch ohne weitere Beweise, da wir doch nur wissen, dafs der Historiker Suidas von Strabo angeführt wird, und also eben sowohl vor den Zeiten Augusts als in denselben gelebt haben kann. Mit Einem Worte, jener Suidas der Pariser Jesuitenbibliothek ist nichts weiter, als ein sehr verkürzter Auszug aus dem gröfseren Werke, das wir jetzt vor uns haben; wie es denn dergleichen Epitomen dieses Lexicon mehrere gab, z. B. eine des Thomas von Creta und eine des Macarius Hieromonachus, des Bruders des Nicephorus Gregoras. Aus letzterer hat Tittmann in den Prolegomenen zum Lexicon des Zonaras Proben mitgetheilt, den man darüber (p. XCI sqq.) nachlesen mufs.

Was es übrigens mit jenem Verzeichnifs jener eilf berühmten Grammatiker, aus deren Werken das Lexikon des Suidas zusammengesetzt seyn soll, für eine Bewandtnifs habe, hatte schon Hermann Conring vermuthet und L. C. Valckenaer (in der Digressio IV. ad Theocriti Adoniazusas p. 294 — 300.) mit siegenden Gründen erwiesen. Nämlich Suidas selbst hat jenen Index seinem Werke nicht vorgesetzt und, ohne sich eines groben Betrugs schuldig zu machen, nicht vorsetzen können, denn er hat keinen einzigen jener alten Grammatiker vor Augen gehabt. (Ueber den darunter genannten Cassius Longinus vergl. man noch Ruhnken's Dissertatio de vita et scriptis Longini §. XIV. p. 38. ed. Toup. und über den Caecilius die Noten des Toup zum Longinus p. 270.) — sondern ein Abschreiber dieses Lexicon oder ein Handschriftensammler, der es auf Speculation abschreiben lassen, hatte aus verschiedenen Artikeln des Suidas selbst die Namen dieser alten und berühmten Grammatiker zusammengetragen, um durch diese glänzende Gelehrtenschaar Käufer des Buchs anzulocken.

Fragen wir nun, aus welchen andern Grammatikern und Lexikographen Suidas geschöpft hat, so stellt es sich heraus, dafs sie mehrentheils dem byzantinischen Zeitalter angehören, d. h. dafs sie meistens nach Constantin dem Grofsen geschrieben haben. So hat er das Lexicon des Patriarchen Photius fast ganz in das seinige aufgenommen, wie schon Valckenaer vermuthete, und wie wir jetzt, seitdem G. Hermann und nachher aus Porson's Abschrift des Gale'schen Codex Dobrée es herausgegeben, noch bestimmter urtheilen können. Vieles hat er auch aus dem Wörterbuch des Zonaras entlehnt, dessen Ausgabe wir dem verstorbenen Tittmann *) verdanken. Dasselbe gilt von einem schätzbaren

*) Der jedoch (p. LIII.) wohl richtiger die Uebereinstimmung beider Lexica aus dem Gebrauch gemeinschaftlicher Quellen herleitet.

Lexicon rhetoricum und von dem Apparatus Sophisticus des Phrynichus, die wir nun vollständig in dem ersten Bande von Hrn. Imm. Bekkers Anecdota Graeca vor uns haben. Das wichtige Lexicon des Harpokration über die griechischen Redner hat Suidas gleichfalls benutzt, oder vielmehr einen Auszug daraus; *) nicht minder das Platonische Wörterbuch des Timaeus (s. Ruhnken ad Tim. p. 4. ed. alter. p. 5. ed. Koch.) und die grofsentheils aus den Commentarien des Proclus excerpirten, und von Siebenkees, Ruhnkenius und Imm. Bekker herausgegebene Scholien zum Plato. Von Scholiasten hat er viele in sein Werk verwebt, auch solche, die sich zur Zeit noch nicht wieder aufgefunden haben, wie mehrere zum Sophokles und zum Aristophanes. Ferner stand unserm Sammler die nicht lange vor seiner Zeit durch des Kaisers Constantinus Porphyrogennetus Veranstaltung gemachte grofse Excerptensammlung aus den griechischen Geschichtschreibern **) offen, und wie fleifsig er sie gebraucht hat, beweisen mehrere seiner Artikel. — Aeltere Schriftsteller, die uns abgehen, scheint Suidas nicht viele mehr vor sich gehabt und gebraucht zu haben; jedoch einige von den verlornen Bü-

*) Ersteres bemerkte Valekenaer (ad Theocrit p. 297.), der vermuthete, Suidas habe den Harpokration selbst excerpirt. Er fand aber schon eine solche Epitome vor, und brauchte sie nur unter die gehörigen Rubriken einzutragen. Eine solche besitzen wir in einem Codex Palatinus der Heidelberger Bibliothek unter No. 375; schon im Sylburgischen Catalog p. 117. angezeigt und von Bast benützt. (Man vergl. z. B. dessen Commentatio palaeographia zum Gregorius Corinth. p. 582. ed. Schäfer und Hrn. Wilken's Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 289.) Herr Gaisford, dem die Brauchbarkeit dieses Auszugs zur kritischen Bearbeitung des Suidas nicht entgangen war, hat eine Abschrift davon gewünscht und erhalten. Man s. dessen Praefatio p. XLVIII.

**) Wovon neuerlich Hr. Angelo Mai in der Praefatio zur Scriptorum vett. nova Collectio Vaticana. Tom. II. p. XII sqq. gehandelt hat. Aufser den in diesem Bande gemachten Mittheilungen historischer Stücke haben wir nun eine neue höchst wichtige von Hrn. Feder in Darmstadt aus der Escurialbibliothek zu erwarten, und zwar aus dem Titel der Constantinischen Eklogen: περὶ ἐπιβουλῶν, von den Empörungen, Revolutionen. Gelegentlich bemerke ich, wenn Henr. Valois in der Vorrede zu Polybii etc. Excerpta p. III. aus jenen Eklogen einen Titel περὶ ἐπιβουλῆς anführt und darauf einen andern: περὶ ἐπιβοῶν, so werden wir wohl am besten von Hrn. Feder erfahren können, was es damit für eine Bewandtnifs hat. Weiterhin wird ein dritter Titel περὶ ἐπιστολῶν citirt.

chern des Polybius, und wie es scheint, auch des Dio Cassius. Von einzelnen Stellen verlorner Geschichtschreiber und anderer Schriftsteller ist natürlich nicht die Rede. Diese kommen in beträchtlicher Anzahl vor. Aber die ansehnlichsten Mittheilungen untergegangener Schriftwerke sind aus denen des Aelianus, Jamblichus, Eunapius und Damascius entnommen. Die des Aelianus füllen im Index (p. 4184. ed. Gaisford) eine lange Reihe aus. Sie sind wohl ohne Ausnahme aus dessen Büchern von der Vorsehung (περὶ προνοίας), oder wie diese Bücher auch citirt werden, von den offenbaren göttlichen Zeichen (περὶ θείων ἐναργειῶν) entlehnt, wie Küster in einer Anmerkung zum Suidas (p. 15. ed. Gaisford) darthut, oder vielmehr, wie vermuthlich schon Perizonius vor ihm dargethan hatte. (Man s. Dessen Praefat. ad Aeliani Fragg. Tom. II. p. 316. ed. Kühn.) Denn Küster hatte die Unart, sich die besten Bemerkungen seiner Vorgänger und selbst seiner Zeitgenossen zuzueignen, ohne ihre Namen zu nennen, wie die Hnn. Dobrée und Gaisford (in den Addenda zum Suidas bemerken, p. 4244 unten; woselbst, so wie zur angeführten Stelle (p. 15.) den Namen der von Küster ausgeplünderten Kritiker auch der des Perizonius beizufügen ist. Der von Suidas gelesene und theilweise excerpirte Jamblichus ist der Romanschreiber, aus dessen Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis *) eine ziemliche Anzahl von Stellen

*) Betitelt Βαβυλωνικά oder Βαβυλωνιακά, welche letztere Lesart Herr Gaisford ad Suid. p. 1721. vorgezogen hat. Der Verf., der mit dem späteren gleichnamigen Philosophen nicht zu verwechseln ist, lebte unter Hadrian und den Antoninen. Interessante Nachrichten und Auszüge daraus nach Photius, Suidas u. A. hat S. Chardon de la Rochetto in den Mélanges de Critique et de Philologie Tom. I. p. 18—52. gegeben, und die Texte selbst mit Anmerkungen, Passow im Corpus Scriptorum Eroticorum Graecorum Vol. I. p. 38—84. unter dem Titel: Ἰαμβλίχου δραματικόν und ein neues Bruchstück mit der Ueberschrift: Ἐκ τῶν Ἰαμβλίχου Βαβυλωνικῶν Hr. Ang. Mai in der Scriptorr. Vett. Collectio nova Vatican. Tom. II. p. 349—351. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dafs ausser dem von Leo Allatius, Chardon Rochette und Passow herausgegebenen Bruchstück von dem Auszug des Königs von Babylon, welches den Rhetor Adrianus als Verfasser angiebt, die unter demselben Namen bei Leo Allatius (Excerpta Varia. Romae 1641. p. 248—249.) abgedruckte Declamation: Δεσπότης δούλου κατηγορεῖ u. τ. λ. in einem Apographum einer Florentiner Handschrift von Jacob Gronovius den Titel führt: Ἰαμβλίχου ἱστορικοῦ βαβυλωνιακῶν, und einer Handschrift des andern Jamblichus vorgesetzt ist,

mitgetheilt sind. Wie viel Suidas ferner aus den Schriften des Eunapius ausgezogen, bezeugt das lange Register von Stellen (p. 4211. Gaisford.) Der neueste Herausgeber, Hr. Boissonade, hat sie seiner Edition von p. 485. an einverleibt, und vorher (p. 473.) bei einer Anführung aus dem Titel de Legationibus auf den Suidas verwiesen. Sie sind, nach unsers Sammlers Gewohnheit, nicht alle unter des Eunapius Namen angeführt, und Herr Angelo Mai, der in seiner Nova Collectio vett. Scriptorum aus Vaticanischen Handschriften einen ansehnlichen Zuwachs von Bruchstücken gewonnen hat, glaubt noch mehrere aus verschiedenen Citaten des Suidas nachweisen zu können. (Man lese die Praefatio zu Vol. II. p. XXX.) Endlich mit den Auszügen aus Damascius hat es dieselbe Bewandtnifs. Suidas citirt unter diesem Namen bald eine philosophische Geschichte (φιλόσοφος ἱστορία), bald ein Leben des Isidorus (Ἰσιδώρου βίος), woraus auch Photius in seiner Bibliothek (Cod. 242.) einen langen Auszug gegeben, bald führt er Stellen daraus ohne Beifügung des Autors an. Aus beiden Sammlern möchte sich eine beträchtliche Parthie dieses für die Geschichte der späteren Philosophie und religiösen Denkart wichtigen Werkes herstellen lassen (vergl. des Hrn Joseph Kopp Praefatio zu Damascii philosophi Quaestiones de primis principiis p. XV.), und es wäre zu wünschen, dafs dieser Plan mit dem kritischen Geiste eines Henri Valois, der diesen Gedanken gefafst hatte, ausgeführt werden möchte.

Diese Excerpte aus einem der spätesten Platoniker lassen schon vermuthen, wie viel Suidas aus den noch vorhandenen Schriften von Philosophen der verschiedenen Schulen angeführt haben werde, nicht blos von den grofsen alten, wie Plato und Aristoteles, sondern auch aus den neueren, wie Plotinus, *) Porphyrius, Johannes Philoponus u. A. Dasselbe gilt von allen Classen der griechischen Autoren, der Dichter und Prosaiker. Von erstern werden besonders Homer, die Tragiker und die Komiker, namentlich Aristophanes und Menander **) häufig citirt; von Letzterem insbesondere

---

den der Copist mit jenem Romanschreiber verwechselt hat, denn er fährt so fort: τοῦ αὐτοῦ Ἰαμβλίχου εἰς τὴν ἐπιστολὴν Πορφυρίου. Diese Apograph hat mir der sel. Wyttenbach mitgetheilt.

*) Von Plotin ist gleich der Anfang angeführt: Ennead. I. lib. I. cap. 1, und so citirt er ihn öfter, vergl. ad Plotin. de pulcritud. p. 242. und Hrn. Gaisford's Index zum Suidas p. 4224.

**) und die griechische Anthologie, wo immer citirt wird: ἐν ἐπιγράμμασι, welche Lesart Hr. Gaisford der andern ἐν ἐπιγράμματι an

die Redner, sodann Thucydides, Polybius, Marcus Antoninus, Athenaeus, Diogenes Laertius und Procopius, ausser den Schriftstellern des griechischen A. und N. Testaments. Welch' eine grosse Fülle von Sentenzen und Sprüchwörtern in dem Werke des Suidas sich findet, siehet man am besten aus Vergleichung mit den Sammlungen dieser Art, der Antwerpner, der von Michael Apostolius, von Arsenius *) und Andern.

Dies führt uns zur Unterscheidung der zwei Haupttheile, in die das Werk des Suidas zerfällt. Dem einen nach ist es ein Glossarium und bekanntlich mit mehrern andern verwandt, die wir in griechischer Sprache noch übrig übrig haben; jedoch in sofern nicht zu verwechseln mit einem andern lexikographischen Buch, das unter Suidas Namen und mit dem Titel Ἐτυμολογίαι in verschiedenen Bibliotheken handschriftlich sich vorfindet, und auch in unserer alt-pfälzischen Bibliothek zu Heidelberg sich befand (s. Villoisen Anecdota II. p. 250 sqq. und vergl. den Sylburgischen Katalog der Heidelberger griechischen Codices p. 74. No. 244.) So schätzbar dieser Theil des Suidas für das Studium der griechischen Profan- und kirchlichen Schriftsteller ist, so wird er doch an Werth von dem andern, dem realen Theile, bei weitem überwogen. In diesem letzteren besitzen wir ein grosses historisches Lexikon, einzig in seiner Art und das Vorbild aller Arbeiten dieser Gattung, die bis auf die neueste Zeit in verschiedenen Sprachen erschienen sind; und selbst nachdem Villoison im ersten Theile seiner Anecdota ein ähnliches Real-

---

vielen Stellen mit Recht substituirt hat. Man s. Dessen Anmerkung p. 2, wo angemerkt wird, dass jene Sammlung von den Alten ganz einfach Ἐπιγράμματα oder βίβλος ἐπιγράμματων genannt worden zu seyn scheine. Valckenaer (ad Theocriti Adoniaz. p. 297.) äussert, wir könnten die Excerpte des Suidas aus noch vorhandenen Autoren, selbst die Anthologie nicht ausgenommen, ohne grossen Nachtheil der Literatur wohl entbehren, d. h. mit Ausnahme des kritischen Gebrauchs, den wir für die Textberichtigungen davon machen können. Bekanntlich citirt Suidas viele Epigramme der sogenannten Anthologia Palatina, jetzt wieder in der Heidelberger Universitäts-Bibliothek. Chardon de la Rochette gab daraus Eclaircissemens sur quelques articles de Suidas (in den Mélanges I. p. 92 sq.) Hr. Gaisford hat bei jedem dieser Artikel die Ausgabe des Hrn. Jacobs verglichen.

*) Womit uns erst kürzlich Hr. Walz beschenkt hat. S. Arsenii Violetum ex codd. mss. nunc primum edidit animadversionibusque instruxit Chr. Walz. Stuttgart. 1832.

lexikon der Eudocia (Ἰωνιά, oder Violarium betitelt) herausgegeben hat, bleibt diesem Theile der Sammlung des Suidas im Ganzen ihr Werth ungeschmälert. Um so wichtiger wäre es, zu wissen, aus welchen Quellen diese historisch-biographischen Nachrichten geschöpft sind. Man hat auf eine einzige Quelle gerathen, und noch Schöll spricht diese Vermuthung in seiner Histoire de la Litterature Grecque. Tom. VI. p. 290. als eine erwiesene Thatsache in folgender Stelle aus: »On a remarqué que les notices biographiques se ressemblent tellement par une certaine uniformité de style, qu'on est tenté de croire que Suidas les a toutes prises dans un seul ouvrage historique ou dans une espèce d'Onomasticum. Pearson et Küster ont indiqué les sources de presque tous les fragmens d'auteurs profanes que Suidas a placés dans sa composition; mais ils n'ont pu trouver celle d'aucune notice biographique. C'est donc d'un ouvrage perdu que Suidas s'est servi. Quel est cet ouvrage? It le dit lui-même à l'article d'Hesychius de Milet. 'Il a écrit,' dit-il, 'un Onomatologue ou tableau des hommes qui se sont distingués dans les sciences, *dont cet ouvrage est un abrégé.*' C'est donc l'ouvrage d'Hesychius qui a été sa source, non le maigre extrait que nous en avons, mais le grand Lexique de ce grammairien, qui est perdu.« Suidas sagt unter jenem Artikel (p. 1707. ed. Gaisf.): Ἡσύχιος Μιλήσιος — ἔγραψεν Ὀνοματολόγον ἢ Πίνακα τῶν ἐν παιδείᾳ ὀνομαστῶν, οὗ ἐπιτομή ἐστι τοῦτο τὸ βιβλίον. Meursius, der die noch vorhandene Epitome des Hesychius Milesius zu Leyden 1613. herausgegeben hat, vermuthete (p. 110.) in diesen Worten des Suidas eine Lücke zwischen ὀνομαστῶν und οὗ, die er so auszufüllen vorschlug: Διογένην τὸν Λαέρτιον μιμησάμενος, so dafs Suidas sagte: Hesychius von Milet habe aus dem Werke des Diogenes von Laërtes einen Auszug gemacht, und wirklich ist in dem Büchlein dieses Hesychius sehr Vieles aus dem Diogenes Laertius genommen. Hr. Naeke (ad Choerili Samii Fragg. p. 34 sq.) statuirt keine Lücke in jenen Worten, sondern nimmt an, Suidas habe sich etwas kurz ausgedrückt: „Hesychius der Milesier hat einen Onomatologos oder eine Tabula (πίναξ, ein biographisches Lexikon der durch ihre Bildung berühmten Männer) geschrieben, von welchem dieses Büchlein, welches jetzt den Namen des Hesychius Milesius zur Aufschrift hat, ein Auszug ist.« Auf diese, meines Erachtens, durch ihre Einfachheit sich empfehlende Erklärung, die auch Hr. Gaisford in seine An-

merkungen aufgenommen, hatte schon der selige Müller *) aufmerksam gemacht. — Hieraus ergiebt sich freilich nur die negative Wahrheit, dafs wir nicht wissen, aus welchen Quellen dieser interessanteste Theil des Lexicon des Suidas geschöpft ist, und Valkenaer hat schon (a. a. O. p. 298.) bemerkt, dafs diese Artikel aus keinem der älteren grammatischen Werke, deren Verzeichnifs man späterhin dem Buche des Suidas vorgesetzt hat, geflossen seyn können, ja dafs der Verf. dieses Index, wenn er nur einigermafsen fähig war, den grofsen Werth dieser biographischen Artikel zu würdigen, diese Quellen eben so wenig gekannt hat, ansonst er gewifs nicht unterlassen haben würde, sie namhaft zu machen. Hier liegt also für künftige Forschungen noch ein weites Feld vor, um durch Nachweisungen der Quellen diesen historischen Stücken des Suidas ihre relative Auctorität zu sichern.

Fragen wir endlich, wie die Quellen gebraucht und überhaupt, in welchem Geiste und mit welcher Urtheilskraft diese grofse Compilation, die des Suidas Namen trägt, abgefafst worden, so hat Valkenaer (a. a. O. p. 296.) die harten Worte fallen lassen: »Qui conflavit Suidae Lexicon, opus, nobis in hac clade librorum veterum utilissimum, hominem esse noveramus stupidum et imperitum.« Etwas billiger äufsert sich ein neuerer Kritiker:**) »The great Lexicon of Hesychius and Suidas, as every scholar knows, are compiled, *and in many instances with very little judgment*, from the works of more ancient grammariens.« Aber wenn wir auch annehmen, dafs zwischen dem 10ten und 12ten Jahrh., d. h. zwischen der ersten Abfassung dieses Werks und der Fertigung der ältesten Handschriften, die wir davon besitzen, manche nachtheilige Ueberarbeitungen damit vorgenommen seyn mögen, so dürften doch noch viele Mängel und Unrichtigkeiten auf die Rechnung des Suidas selber kommen. Sie bestehen, neben dem

*) Zu Thomae Reinesii Observationes in Suidam p. 109, wo aber der Druckfehler: Naeke ad Choerili Fragm. p. 55 seqq. zu verbessern ist in p. 34 sqq. Uebrigens nimmt Hr. Naeke an, dafs der biographische Artikel über Choerilus von Suidas aus dem damals noch vorhandenen Onomatologos des Hesychius entlehnt sey. Dafs Schöll die Observationes des Reinesius ed. Müller nicht nachgesehen hat, gehört zu den Unterlassungen dieses sonst so verdienstvollen Geschichtschreibers, deren ich aus den ersten 3 Bänden seines Werkes in einem Bericht in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1833. mehrere nachgewiesen habe.

**) Blomfield im Edinburgh Review. 1813. No. XLII.

Verdienst eines grofsen Sammlerfleifses, welcher dem Verfasser nicht abgesprochen werden kann, in schlechter Anordnung vieler Glossen; *) falschen Erklärungen; verstümmelten Anführungen von Stellen der Alten, oder Anführungen an unpassenden Orten; Inconsequenz in der Behandlung überhaupt, Mangel des kritischen Urtheils; endlich in den historisch-biographischen Artikeln in Vermischung der Notizen und Verwechselung ganz verschiedener Personen desselben Namens und dergl. Bei dem Allem bleibt dieses Werk ein Schatz für Sprach-, Geschichts- und Alterthumskunde und eine wahre Fundgrube der Philologie schon allein wegen der darin aufbewahrten köstlichen Bruchstücke der griechischen Poeten und Prosaiker. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dafs dieses Werk, seitdem der Grieche Demetrius Chalkondylas dasselbe im Jahr 1499. in Mailand zuerst herausgegeben, nicht nur mehrere Ausgaben erlebt, sondern dafs auch in jeder Generation ein oder mehrere Kritiker sich mit dem Vorsatz getragen, es neuausgestattet herauszugeben bis auf die noch lebenden Herrn J. G. Schweighäuser *) und Bernhardy. Ob Letzterer nach den grofsen Leistungen des Hrn. Gaisford seinen Plan noch verfolgen wird, mufs ihm selbst zu bedenken überlassen bleiben. Ich habe nun noch über die Einrichtung dieser neuesten Ausgabe und über die Nachricht, die uns der Herausgeber von seinen

---

*) Vergl. Schulze im Specimen Observationum in Suidam. Halae 1761. p. 2 sqq. Bei diesem ersten Punkte mufs doch der laxere Begriff in Anschlag gebracht werden, den die griechischen Grammatiker von der alphabetischen Anordnung hatten, oder von Lexicis κατὰ στοιχεῖον. Hr. Osann bemerkt darüber (in Prolegomm. ad Philemonem grammaticum p. XXIV.): „Hic enim vocabulorum ordo κατὰ στοιχείων vulgo appellatus non is erat, quo quodvis vocabulum ad singulam quamvis litterarum exactum e serie apud nos alphabetica dicta locum inveniret, sed liberior ille, quo initiales vocabulorum litterae vel prima vocis syllaba tantummodo respiceretur," und in diesem Sinne citirt denn auch Eustathius ad Iliad. λ. p. 834: ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον μεγάλῳ βιβλίῳ τοῦ Σουΐδα. (s. daselbst p. XXV.) Doch lassen sich manche den Suidas eigene wunderliche Abweichungen von der natürlichen Ordnung daraus nicht erklären.

**) Man s. Chardon de la Rochette in Millin's Magasin encyclopedique. Tom. I. an. 7. No. 2. p. 201. Hr. Schweighäuser würde wohl nach dem Vorgang seines sel. Vaters dem Suidas seinen gelehrten Fleifs gewidmet haben, hätten ihn nicht beklagenswerthe Gesundheitsumstände daran verhindert.

Hülfsmitteln, An- und Absichten und von seiner Arbeit überhaupt giebt, kürzlich zu berichten:

Das Werk wird eröffnet mit *Ludolphi Kusteri Praefatio ad Lectorem*, welcher Vorrede an den gehörigen Stellen allenthalben Zusätze und Berichtigungen von Fabricius, Heumann, Harles u. A. aus der Bibliotheca Graeca Vol. VI. p. 390 sqq.) untergesetzt sind. Es folgt von p. XX—XXIV: *Excerptum ex J. Alb. Fabricii Bibliotheca Graeca.* Tom. VI. p. 412. ed. Harles. — Darauf: *Joan. Lud. Schulze Prolusio Critica de Glossarii a Suida denominati indole et pretio.* p. XX—XXX. — *J.C.G. Ernesti de glossis sacris Suidae et Phavorini Dissertatiuncula.* p. XXXI—XXXIV. — *M. C. G. Mülleri Praefatio ad Thomae Reinesii Observationes in Suidam.**) — *Praefatio J. Toupii ad Emendationes in Suidam.* p. XXXV—XL. — *Praefatio Editoris Oxoniensis.* — *Lectiones* ex margine editionis Basil. 1544, cujus principio adscriptum, Fuit *Frid. Sylburgii*, hodie *Bongarsii* — sodann des Aldus Manutius griechische Vorrede zum Suidas; — das Verzeichnifs der von Küster bei seiner Ausgabe gebrauchten alten Schriftsteller; endlich mit dem eingeklammerten Titel: Προοίμιον jener dem Suidas von späterer Hand vorgesetzte Index von alten Grammatikern mit untergelegten Anmerkungen, p. XLII—LII. — Hierauf der griechische Text des Suidas selbst ohne lateinische (unnöthige) Uebersetzung, welcher mit den untergelegten Anmerkungen die zwei ersten Bände anfüllt bis p. 3968; von da an folgt bis p. 3976 die Erklärung der militärischen Kunstwörter. Den Beschlufs dieses Bandes bis p. 3990. machen die oben bemerkten Anmerkungen von L. Nokk. — Der 3te Band enthält: *Indices tres:* scilicet 1) Rerum et Nominum; 2) Glossarum; 3) Scriptorum (die beiden letzteren von Herrn

---

*) In dieser Vorrede hat Müller erwiesen (p. XVIII sq. ed. Lips.), dafs Küster einen Theil dieser unschätzbaren Erläuterungen der biographischen Artikel des Suidas gekannt und stillschweigend benützt hat, Gottfr. Olearius aber das ganze eben so stillschweigend ausgeplündert haben würde, wenn er die unleserliche Schrift des Reinesius durchweg hätte lesen können. Daraus müssen im Classical Dictionary. London 1832. unter Suidas die Worte berichtigt werden: „The Notes *of G. Olearius* on Suidas are appended to J. A. Ernesti's Obss. philoll. critt. in Aristophanis Nubes et Fl. Joseph. Lips. 1795; the Obss. *of Th. Reinesius* were edited by C. G. Müller. Lips. 1819," denn sie gehören sämmtlich dem Reinesius an.

Gaisford selbst verfafst). Den Beschlufs machen die *Addenda et Corrigenda* von p. 4324 bis 4245. — Ueber Plan und Ausführung lasse ich den Herausgeber nach seiner kurzen und bescheidenen Vorrede selbst sprechen: »Quum de Suida lexicique ab eo conditi natura ac pretio nihil amplius certiusque proferre possim quam quod ab aliis, quorum praefationes ante hanc meam excudendas curavi, abunde disputatum est, restat solum ut de hujus editionis consilio, et de subsidiis quibus usus sim, breviter agam. Kusterus scilicet iisdem fere, quos mihi versare contigit, codicibus manuscriptis usus, eorum lectiones prae nimia, ni fallor, festinatione negligenter admodum excerpsit, totamque rem ita administravit, ut editio ejus, etsi multis ornata dotibus quibus ceterae carent, tamen propter eam quam modo commemoravi incuriam criticae pene inutilis a viris doctis perhibeatur. *) Huic igitur malo, quantum potui, mederi studui. Primum operam dedi, ne qua varietas lectionis, quam praebent optimi codices, haereat diutius in ambiguo: editionis Mediolanensis ubique rationem habui: ceteras, Aldinam scilicet, Basiliensem et Portinam minus diligenter excussi: Porti emendationes, quas Kusterus haud raro tanquam suas tacite adoptat, plerumque indicavi, plures hujusmodi fortasse commemoraturus, si Portus eas paullo distinctius imprimendas curasset: fallunt enim saepenumero oculos lectoris versioni Latinae interpositae.

»Nec minus officium editoris putavi fontes unde hauserit Suidas diligenter persequi atque indagare. Et quanquam huic negotio multum operae impenderim, nullus dubito quin largam praetermissorum messem a posteris colligendam reliquerim. E Kusteri annotationibus nonnulla, sed parce, sustuli: v. g. Epigrammata, quae is ex mendoso codice Anthologiae protulerat, Palatino exemplari jam diligentissime typis vulgato, vix opus erat repetere: nec dubitavi numeros paginarum, capitum et versuum, quos is ex editionibus scriptorum veterum hodie vel non facile reperiendis vel usu minus commodis citaverat, ad recentiores magis parabiles aptare. Nec pauca hujusmodi tamen, ut repereram, manere sustinui. Postremo duos de integro indices confeci. Quorum prior exhibet

*) Dafs dies nicht zu viel gesagt ist, mag das Urtheil eines berühmten deutschen Kritikers darthun. Hr. G. Hermann sagt in der Praefatio ad Sophoclis Trachinias p. XV: „Suidae quoniam mentionem feci, meminerint velim lectores, me hujus lectiones ex editione Mediolanensi, quacum Aldina et Basileensis fere consentiunt, *nunquam ex Kusteriana, cujus nulla auctoritas est*, indicasse."

omnes glossas secundum literarum seriem digestas, ideo inprimis necessarius, quia Suidas usitatiorem literarum ordinem respuit, et multa vocabula locis non suis exponit. Huic indici inserui vocabula haud pauca notatu digniora sive in grammaticorum interpretamentis, sive in veterum scriptorum exemplis obvia; nomina item propria hominum. Alter auctores a Suida citatos complectitur, quorum fortasse nonnulli per incuriam in priorem irrepserint.“ — Es folgt der *Index subsidiorum*, oder die Angabe der Hülfsmittel mit kurzen Beschreibungen und Würdigungen: den 2 Pariser Codd. der kön. Bibliothek No. 2625. 2626. giebt der Herausgeber vor allen den Vorzug, und bezeichnet sie mit A. B. Ferner werden genannt: ein anderer Pariser derselben Bibliothek; C. ein Oxforder aus Christ-church College; D. einer in der Bodleianischen Bibliothek; E. ein Brüsseler, vorher Antwerpener des Jesuitencollegs; F. ein Florentiner der Mediceischen Bibliothek; *) G. H. zwei andere Pariser der königl. Bibliothek; V. ein Leydner aus der Vossischen Sammlung; M. die Mailänder Ausgabe. Dazu kommen, aufser Beiträgen von Elmsley, Anmerkungen von Hemsterhuys, Valkenaer, Wasse, Bast, Toup, Holoander, Dobrée, Burney, Porson u. A. Das Pearson'sche Exemplar, bemerkt der Herausg., finde sich in Cambridge leider nicht mehr vor; auch Taylor's Appendix habe sich nicht auffinden lassen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dafs die Anmerkungen früherer Bearbeiter des Suidas, ingleichen der neueren, wie Toups, Joh. Schweighäusers, Chardon de la Rochette's, Schulze's, der beiden Ernesti, C. G. Müller's — so wie die von andern Philologen zu andern Autoren oder in andern Schriften niedergelegten, vom Herausgeber an den gehörigen Orten eingeschaltet worden.

Dafs Hr. Gaisford von seiner Arbeit weniger gesagt, als damit geleistet, und die erste eigentlich kritische Ausgabe des Suidas geliefert hat, davon wird sich Jeder nach kurzem Gebrauch des Werkes selbst überzeugen, zu dessen Vollendung wir ihm und der gelehrten Welt Glück wünschen.

Fr. Creuzer.

*) Im Besitz eines deutschen Edelmanns befand sich ein anderer, wie er rühmte, alter und werthvoller Codex des Suidas. Ich habe Grund zu vermuthen, dafs es der von Harles zu Fabricii B. Gr. VI. p. 410. angeführte Florentiner im Marienkloster sey. Meine Bemühungen, ihn für Hrn. Gaisford zur Vergleichung zu erhalten, waren vergeblich, da er in Italien zurückgelassen worden, wohin sein Besitzer, meines Wissens, nicht wieder zurückgekehrt ist.

Sir Isaac Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster. Uebers. von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes. Mit Newton's Portrait und einer Kupfert. Leipzig 1833. *XX u.* 343 *S.* 8.

Dafs ein so berühmter Mann, als Newton, bereits mehrere Biographen gefunden habe, läfst sich leicht erwarten, und einige der bisher über ihn erschienenen Lebensbeschreibungen sind auch von den zahlreichen Verehrern des unsterblichen Gelehrten mit gebührendem Beifalle aufgenommen; dennoch aber war die vorliegende nichts weniger als überflüssig, vielmehr verdient sie nicht blos von Physikern gelesen zu werden, sondern auch der Aufmerksamkeit derer nicht zu entgehen, denen es nicht sowohl um die genaue Kenntnifs des eigenthümlichen Ganges seiner wissenschaftlichen Forschungen, als vielmehr um die Persönlichkeiten eines so tiefen Forschers zu thun ist. Der Uebersetzer verdient daher gleichfalls den Dank des Publikums dafür, dafs er das gehaltreiche Werk in einem sehr fliefsenden Style ins Deutsche übertragen hat, und nicht minder Hr. Prof. Brandes für die schätzbaren Anmerkungen, deren zwar nicht viele sind, die aber um so gröfseren Werth haben, je wichtiger jede Zugabe zu einem an sich schon sehr vollständigen Werke seyn mufs. Ref. erneuert das Vergnügen, welches ihm das Lesen der Schrift gemacht hat, durch die Mittheilung einer Uebersicht ihres wesentlichsten Inhalts.

Im Allgemeinen ist Brewster nicht dabei stehen geblieben, die bereits benutzten Quellen abermals genau zu prüfen, sondern er hat in Folge seiner ausgebreiteteten Bekanntschaft und der Berühmtheit seines Namens deren noch verschiedene neue aufgefunden, indem ihm mehrere bisher unbenutzte Briefe und Nachrichten über vorhandene Manuscripte, Documente und selbst mündliche Traditionen mitgetheilt wurden. Ganz dem Titel gemäfs giebt er nicht blos eine gewöhnliche Lebensbeschreibung, sondern zugleich eine Geschichte seiner Entdeckungen und eine ziemlich vollständige Darstellung des eigentlichen wissenschaftlichen Gehaltes der durch Newton aufgefundenen oder anders gestalteten Wahrheiten. Beides ist vortrefflich so in einander verwebt, dafs das blos Biographische nur den geringsten Theil ausmacht, wie bei einem durch geistige Leistungen so überwiegend ausgezeichneten Manne nicht wohl anders seyn konnte, wobei man jedoch die persönlichen Verhältnisse desselben nie ganz aus

den Augen verliert. Wir wollen einige Hauptsachen näher angeben, um danach das Ganze besser beurtheilen zu können.

Ueber die Vorfahren Newton's herrscht einige Ungewifsheit, gewifs aber ist, dafs er in dem kleinen Dorfe Woolstorpe in Lincolnshire am 25sten December alten Styls 1642, mehrere Monate nach dem Tode seines Vaters geboren wurde, und wegen auffallender Kleinheit und Schwäche wenig Hoffnung seiner Erhaltung gewährte. Von seinem 12ten Jahre an auf der Schule zu Grantham war er, einer der untersten, aber beleidigt durch einen der oberen Mitschüler arbeitete er mit solchem Fleifse, dafs er bald der oberste wurde; so erwachte in ihm die Liebe zur Chemie, weil er bei einen Apotheker im Hause wohnte, und sein mechanisches Talent entwickelte sich durch Verfertigung einiger Kunstwerke, als einer Windmühle, einer Wasseruhr und eines Karren, worin sich eine Person selbst fahren konnte. Funfzehn Jahre alt mufste er zu seiner Mutter, die zum zweitenmale Wittwe geworden war, zurückkehren, um ihr kleines Erbgut zu verwalten, allein er vernachlässigte diese Geschäfte durch Lesen und Studiren so sehr, dafs er auf den Rath von Freunden und Verwandten in das Trinity-Collegium nach Cambridge geschickt wurde. Hier zeichnete er sich von seinem 18ten Jahre an sehr bald durch Fleifs und Scharfsinn vorzüglich aus, durchlief schnell die dort üblichen akademischen Grade, entfernte sich 1666 auf einige Zeit nach Woolsthorpe, und erhielt 1669, also nach neunjährigem Aufenthalte, die Professur der Mathematik daselbst. Von dieser Zeit an bis zu seiner Wahl ins Parlament verdienen blos seine wissenschaftlichen Forschungen beachtet zu werden, jedoch ist es merkwürdig, dafs der Anfang seiner grofsen Entdeckungen entschieden schon vor diese Zeit fällt, nämlich die der Fluxionen und der ungleichen Brechbarkeit des Lichtes in das Jahr 1666 und der allgemeinen Schwere in das Jahr 1667.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 41. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Newton's Leben von Brewster.

(Beschluſs.)

Auf welche Weise Newton mühsam und besonnen forschend die Gesetze der Lichtbrechung auffand, dabei mit nie übertroffener Genauigkeit Messungen anstellte, deren Resultate noch jetzt gültig sind, in Folge derselben aber nothwendig zu der Folgerung geleitet werden mufste, dafs eine Compensation der Farben bei optischen Gläsern durch Vereinigung ungleich zerstreuender Medien unmöglich sey, wie er dem gemäfs sein Spiegelteleskop erfand und durch ein selbstverfertigtes Exemplar die Bewunderung der kön. Societät erregte, ist den Physikern hinlänglich bekannt. Er wurde 1671 Mitglied der Societät zu London, und theilte ihr im folgenden Jahre die Resultate seiner Untersuchungen über die farbige Brechung des Lichtes mit, wobei es auffallend ist, dafs gerade diese, die einfach aus deutlich beschriebenen Versuchen abgeleitet waren, gleich anfangs so vielfachen Widerspruch fanden, der sich selbst in den neuesten Zeiten verschiedentlich wieder erneuert hat, jederzeit vermuthlich in Folge vorherrschender Neigung zur Speculation, damals wenigstens im Geiste der Cartesischen Philosophie. Seltsam ist es zugleich, dafs die Gegner stets durch ihren Widerspruch ihre Unwissenheit klar zu Tage legten, und bei grofsem Mangel an Bescheidenheit ungewöhnlich dreist Thatsachen leugneten, die ohne Rücksicht auf die daraus abgeleiteten theoretischen Folgerungen durchaus keinem Zweifel unterliegen. Blos Lucas zu Lüttich wiederholte die Versuche mit dem Prisma auf die erforderliche Weise, und hätte nicht die Prüfung der Behauptungen seiner Gegner in Newton bereits das Vertrauen auf seine eigenen Resultate zu sehr verstärkt, die entgegenstehenden aber gröfstentheils als ganz falsch oder mindestens sehr oberflächlich dargethan, so würden die Angaben des genannten Gelehrten ihn vermocht haben, andere Prismen, als die von ihm bis dahin benutzten von Krystallglas, anzuwenden, und die Astronomen wären schon früher in den Besitz achromatischer Fernrohre gesetzt, wie Brandes in einer Anmerkung genügend nachweiset. Unter seine gewichtigsten

Gegner gehörte unter andern auch Dr. Hooke, der als genauer Beobachter und scharfsinniger Forscher die Versuche zwar nicht in Abrede stellte, aber als Anhänger der Cartesischen Undulationstheorie die Erklärungen, und somit das Ganze verwarf, und aufserdem aus neidischem Wetteifer die Verdienste seines Rivals überall in Schatten zu stellen suchte.

Brewster reihet an die Erzählung dieser Entdeckungen die damit zusammenhängende Geschichte der allmähligen Verbesserung der achromatischen Fernrohre, und giebt dann eine kurze Uebersicht seiner eigenen Theorie, wonach das Spectrum aus drei Farben, Roth, Gelb und Blau von gleicher Intensität an den verschiedenen Stellen bestehen soll; allein Brandes zeigt in einer Anmerkung, dafs die Thatsachen hiermit keineswegs genau übereinstimmen. Die durch Rob. Boyle und Hooke bereits entdeckten Farben dünner Blättchen wurden von Newton näher untersucht, indem er seiner Gewohnheit nach sogleich anfing, die zu ihrer Entstehung erforderlichen Dicken der Räume zu messen, wodurch er zu Bestimmungen gelangte, die noch jetzt für die Breiten der verschiedenen Lichtwellen als unübertrefflich genau benutzt werden, obgleich die zur Erklärung ihres Entstehens aufgestellte Hypothese der Anwandlungen den Physikern stets etwas gewagt und keineswegs so fest begründet geschienen hat, als was übrigens der Scharfsinn des berühmten Forschers so klar darzuthun vermochte. Hiermit hängt dann die Erklärung der natürlichen Farben der Körper zusammen, die Brewster nebst den dagegen erhobenen Einwendungen und seiner eigenen Theorie mittheilt, eben so dasjenige, was Newton in Beziehung auf die Erscheinungen der Inflexion geleistet hat, worin er jedoch nicht viel über das bereits durch Grimaldi und Hooke Geleistete hinausgegangen ist. Auch hier werden die weiteren Bemühungen von Th. Young und Fresnel, nicht aber die von Fraunhofer, der Hauptsache nach hinzugefügt, nebst einer sinnreichen Hypothese von Brewster selbst, wonach ein Theil dieser Erscheinungen aus einer Repulsion der Lichtkügelchen unter einander erklärt wird, die an den Rändern der Körper wegfällt, weswegen die an diesen hinlaufenden Strahlen in den Schatten getrieben werden und, mit den auf der anderen Seite zusammenfallend, durch Interferenz die inneren Ränder bilden.

Die bisher angezeigten optischen Entdeckungen sind die wesentlichsten, durch welche Newton einen wichtigen Zweig der Physik gänzlich umgestaltete. Unter seine minder bedeutenden

Bemerkungen gehört auch die, dafs er aus den Erscheinungen der doppelten Brechung schlofs, man werde künftig noch Eigenschaften der Lichtstrahlen entdecken, wodurch die eine Seite derselben sich von der andern unterscheide, eine Aeufserung, worin offenbar die erste Andeutung der Polarisation im Sinne ihres späteren Entdeckers, Malus, enthalten ist. Die genannten Forschungen sind ferner die ersten, womit er seine glorreiche Laufbahn eröffnete, die Resultate theilte er der königl. Societät mit, das Ganze aber, was wir jetzt in seiner Optik besitzen, wollte er erst nach dem Tode seines Nebenbuhlers Hooke herausgeben, welcher 1702 erfolgte. Merkwürdig ist es in der That, dafs dieser Theil seiner Leistungen anfangs so viele Gegner fand, erst spät triumphirte, und dann abermals vielfach von solchen angefochten wurde, die nicht zu wissen scheinen, dafs die durch ihn aufgestellten Thatsachen niemals untergehen können, wenn man gleich zu ihrer Erklärung eine andere Hypothese, als die seinige, anwendet, und dafs die letztere hauptsächlich in England noch viele Vertheidiger zählt, unter welche namentlich auch der in diesem speciellen Zweige so klassische Verfasser seiner Biographie gehört, während die lebhaftesten Anhänger der Undulationstheorie, ohngeachtet der vielen und gewichtigen, hierfür entscheidenden Argumente, noch keineswegs alle optische Phänomene aus dieser mit gröfserer Leichtigkeit und Consequenz erklären zu können behaupten.

Newton's astronomische Forschungen sind noch wohl höher geschätzt und weniger angefeindet, als seine optischen, und dennoch dürfte er wohl zu jenen mehr gründliche Vorarbeiten benutzt haben, als für diese. Brewster erzählt klar und ausführlich, was vor ihm geschehen war, und man erfährt hier das Interessanteste aus dem Leben und über die wissenschaftlichen Bemühungen seiner berühmten Vorgänger Copernicus, Tycho, Keppler und Galiläi. Neu war für Ref. die Erzählung, dafs Tycho in einem über geometrische Probleme mit einem dänischen Edelmanne contrahirten Duelle seine Nase verlor. Die Art seines Todes wird hier nicht so, wie gewöhnlich erzählt, auch erfährt man hier nicht die Ursachen des gerechten Tadels, den dieser allzu ehrgeizige und heftige Gelehrte nach den zuverlässigen Angaben in Keppler's Biographie von Hrn. v. Breitschwert verdient, dagegen wird ihm mit Grunde das Verdienst beigelegt, Kepplern von der Bahn phantastischer Schwärmereien, die selbst noch in den neuesten Zeiten bei Vielen Beifall,

ja sogar Bewunderung gefunden haben, auf den richtigen Weg der klaren und besonnenen Forschung zurückgeführt zu haben. Auch über Galiläi erhält man hier die wesentlichsten biographischen Nachrichten, seine Erfindung des Fernrohrs wird jedoch wohl zu sehr hervorgehoben; denn da er die Nachricht erhielt, dafs dasselbe aus zwei Linsengläsern bestehe, so mufsten bei den wenigen möglichen Combinationen einige rohe Versuche ihn nothwendig zu dem gewünschten Ziele bringen. Die interessanteste Begebenheit in der Lebensgeschichte dieses grofsen Reformators der mechanischen Wissenschaften ist ohne Zweifel die über ihn verhängte Untersuchung der Inquisition wegen seiner Anhänglichkeit an das für ketzerisch erklärte Copernicanische System, die hier ganz so erzählt wird, wie die richtende Behörde sie dargestellt hat, und diesem gemäfs spricht dann Brewster das Verdammungsurtheil über einen Mann aus, den man wegen seiner ausgezeichneten Geisteskräfte bei sonst durchaus unbescholtenem Charakter hochzuachten sich verbunden fühlt. „In einem Alter von siebenzig Jahren," heifst es hier wörtlich, „mit gebeugten Knien und die rechte Hand auf dem heiligen Evangelium, bekannte dieser Patriarch der Wissenschaft seinen gegenwärtigen und früheren Glauben an alle Dogmen der römischen Kirche, verliefs die Lehre von der Bewegung der Erde und dem Stillstehen der Sonne als falsch und ketzerisch, und verpflichtete sich, der Inquisition jede andere Person, die sich der Ketzerei nur verdächtig machen würde, anzugeben. Er schwor ab, verwünschte und verfluchte jene ewigen und unveränderlichen Wahrheiten, welche der Allmächtige ihm zuerst festzustellen vergönnt hatte. Welch ein schimpfliches Bild von der moralischen Ausartung und Verstandesschwäche! Wenn der unheilige Eifer der Versammlung von Cardinälen als schändlich gebrandmarkt worden ist, was müssen wir denn von dem sonst verehrungswürdigen Weisen denken, in dessen Haar der Kranz der Unsterblichkeit gewunden war, wenn dieser aus Furcht vor Menschen verzagte, und die Ueberzeugung seines Gewissens und die sicheren Schlüsse seiner Vernunft an dem Altare eines niederträchtigen Aberglaubens aufopferte? Hätte Galiläi neben der tiefen Einsicht eines Weisen den Muth eines Märtyrers besessen, hätte er den Blick seines zürnenden Auges rund um sich auf den Kreis seiner Richter geworfen, hätte er die Hände gen Himmel gehoben und den lebendigen Gott zum Zeugen der Wahrheit und der Unabänderlichkeit seiner Meinungen angerufen, so würde die Bigotterie seiner Feinde

entwaffnet worden seyn, und die Wissenschaft sich eines denkwürdigen Triumphes erfreut haben."

Ref. hat diese ganze Stelle zugleich als Probe der blühenden Schreibart des Verfs. mitgetheilt, erlaubt sich aber gegen die Wahrheit dieser ganzen Erzählung einige bescheidene Zweifel vorzubringen. Dafs über die Verhandlungen Galiläi's mit den Inquisitoren in jener Nacht, als ihm sein Urtheil gesprochen wurde, und namentlich über den Inhalt seiner Zugeständnisse, noch immer Ungewifsheit herrsche, ist bekannt, indem der Verurtheilte in seinen späteren Lebensjahren sich nie bestimmt darüber erklärt hat, und auch die vor einigen Jahren herausgegebenen Briefe aus dieser Periode, in denen das Publikum begierig Aufklärung hierüber erwartete, die Sache im Dunkeln lassen. Hiernach ist zu bezweifeln, dafs es der historischen Forschung, wozu ohnehin Ref. bei einem so schwierigen Gegenstande sich zu schwach fühlt, jemals gelingen werde, hierüber vollkommene Gewifsheit zu verschaffen, allein dafs die Sache sich so verhalten sollte, wie sie hier erzählt wird, bleibt auf allen Fall im höchsten Grade unwahrscheinlich. Von der einen Seite ist zwar nicht zu erwarten, dafs Galiläi durch irgend ein Mittel seine Richter, die von der Sache eigentlich nichts verstanden, in ihrem Glauben an die vermeintlichen Entscheidungen der heiligen Schrift wankend zu machen vermocht haben sollte, von der anderen Seite aber ist es durchaus unbegreiflich, dafs ein nur etwas gewissenhafter Mann eine geometrische Wahrheit abzuschwören im Stande seyn sollte, wie grofs auch immer seine Nachgiebigkeit in Sachen des blofsen Glaubens seyn möchte, wozu noch das gewichtige Argument kommt, dafs Galiläi in den späteren Jahren nie einen seiner früheren Ueberzeugung widersprechenden Satz geäufsert hat. Hätte er wirklich abgeschworen, so würde er der Strafe nicht entgangen seyn, die seine fanatischen Gegner über den anerkannten Ketzer so gern verhängen wollten; blos sein fortgesetzter Widerspruch konnte ihn, wie Keppler's Mutter in ihrem bekannten Hexenprocesse, retten, und es ist also im höchsten Grade wahrscheinlich, dafs die Inquisitionsrichter bei dem Respecte, den ein hochberühmter, in seiner Wissenschaft ergrauter, der höchsten Protectionen sich erfreuender, Gelehrter ihnen bei einer ihrer Natur und seiner Darstellung nach blos geometrischen Aufgabe einflöfsen mufste, sich mit dem Versprechen begnügten, dafs er über dieses Problem künftig Stillschweigen beobachten wolle, um das Ansehen der heiligen Schrift, oder eigentlich die Grundfesten der kirchlichen Hierarchie, nicht weiter

zu erschüttern, die durch Bestrafung des bekennenden Sünders eine eben so starke Stütze zu erwarten hatte, als die Verfolgung und endliche Hinrichtung des bei seiner Meinung beharrenden Märtyrers ihr rauben mufste. Wenn also Galiläi nach diesen triftigen Wahrscheinlichkeitsgründen blos zu schweigen versprach, so hat er dieses Versprechen redlich gehalten, und sein moralischer Charakter ist damit vollständig gerettet.

Newton fand also bereits eine Menge Vorarbeiten früherer Gelehrten über das Gesetz der allgemeinen Schwere vor, die ihm als Grundlage dienen konnten, und insbesondere hat sich Hooke so ausführlich und bestimmt über dieses Problem geäussert, dafs die Auffindung der Sache im Allgemeinen ihm gar nicht beigelegt werden kann; sein Verdienst besteht vielmehr in der aufserordentlichen Genauigkeit und Schärfe, womit er dieses Gesetz bestimmt und als allgemein gültig bestätigt hat. Hiernach ist es nicht blos unwahrscheinlich, sondern fast unmöglich, dafs Newton bei seiner scharfen Auffassung der Erscheinungen erst 1667 zu Woolsthorpe durch den Fall eines Apfels von einem noch vor 15 Jahren daselbst deswegen als merkwürdig vorgezeigten Baume auf diese Idee gekommen sey. Das Gesetz des Falls der Körper war durch Galiläi unlängst bestimmt, führte aber als solches nicht zur Auffindung der Abnahme der Schwere, die gleichfalls schon so weit bekannt war, dafs Hooke 1666 Versuche darüber durch den Gang der Uhren in ungleichen Höhen anstellen wollte, und sogar der Societät den Umlauf der Planeten vermittelst eines konischen Pendels erläuterte. Die Sage von dem fallenden Apfel scheint blos auf einer Erzählung der Madame Conduit zu beruhen, welcher Newton mit seiner gewohnten Freundlichkeit vielleicht die Schwere durch dieses Mittel zu versinnlichen gesucht hat. Dafs derselbe die Sache keineswegs errathen und nicht durch einen glücklichen Gedanken aufgefunden habe, geht deutlich aus der Art hervor, wie er das ganze Problem behandelte. Nachdem nämlich durch Keppler aufgefunden war, dafs die Bahnen der Himmelskörper Ellipsen seyen, so kam es darauf an, die Abweichung von der Tangente dieser Curve, oder den Raum, um welchen der Himmelskörper sich in einer gegebenen Zeit seinem Centralkörper näherte, auf ein allgemeines Gesetz zurückzuführen. Die Voraussetzung, dafs die Schwere dem Quadrate der Entfernung proportional abnehme, liefs sich nach dem damaligen Bestande der vorhandenen Kenntnisse mit einiger Wahrscheinlichkeit folgern, aber dann erst trat die Schwie-

righeit ein, durch genaue Bestimmung des Fallraumes in einer gegebenen Zeiteinheit im Niveau des Meeres und der Gröfse der Bahn irgend eines Himmelskörpers über das blos Hypothetische hinaus bestimmt nachzuweisen, dafs die Annäherung desselben zum Centrum sich als ein wirkliches Fallen nach dem Gesetze der Schwere betrachten lasse. Die erste jener Gröfsen, nämlich der Fallraum in einer Secunde, liefs sich schon damals ziemlich genau bestimmen, aber da die Parallaxe des Mondes nur mangelhaft bestimmt, der Durchmesser der Erde aber kaum überall mit Genauigkeit gemessen war, so mufste dieses nothwendig zu einem falschen Resultate führen, und weil Newton nicht errathen, sondern auf sicher berechneten Thatsachen fufsend zur Gewifsheit gelangen wollte, so gab er nach dem anfangs mifslungenen Versuche die ganze Hypothese wieder auf, und erst nachdem ihm Cassini's Messung eine richtigere Grundlage verschafft hatte, nahm er das Problem abermals vor, fand seine Berechnung mit der Erfahrung genau übereinstimmend, und gab dann der ganzen Theorie eine solche Vollendung, dafs hierdurch sein Ruhm für alle Zeiten hinlänglich begründet ist. Das Ganze wurde der gelehrten Welt durch die im Jahre 1687 zuerst erschienenen *Principia philosophiae naturalis* bekannt, aber auch diese in so hoher Vollendung dargestellte Theorie fand Widersacher, zu denen sogar Leibnitz, Huyghens, Joh. Bernoulli, Mairan, Cassini, Maraldi und Andere gehörten, ja selbst in seinem Vaterlande wurde sie nicht überall angenommen.

Die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte der berühmte Streit zwischen Newton und Leibnitz über die Erfindung des Infinitesimal-Calcüls, woran fast alle Geometer bis auf den heutigen Tag Theil genommen haben. Brewster handelt hierüber sehr ausführlich, und in sofern gewissenhaft und unpartheiisch, als er die darauf bezüglichen theils bereits bekannten, theils durch ihn erst aufgefundenen Documente beibringt. Das hieraus hervorgehende interessante Resultat in der Kürze ist, dafs die Sache an sich bei beiden die nämliche, die Bezeichnungsart bei Leibnitz die vorzüglichere ist, die eben deswegen auch rücksichtlich der Anwendung den Sieg davon getragen hat. In Betreff der Priorität ist es unmöglich, dafs Newton die Erfindung von Leibnitz entnommen habe, für den umgekehrten Fall giebt es zwar durchaus keinen vollständigen Beweis, inzwischen geht aus einer genauen und unpartheiischen Prüfung der vorhandenen Documente mindestens mit einem hohen, kaum noch Zweifel übrig lassenden, Grade

von Wahrscheinlichkeit hervor, dafs Newton der erste und eigentliche Erfinder ist, Leibnitz aber aus den ihm zu Theil gewordenen Andeutungen dieselbe entnommen und in der Form verbessert wiedergegeben hat. Brewster's Darstellung der Sache erhält ein zum Nachtheil Leibnitzen's ausfallendes Corollarium durch einen wichtigen Beitrag von Brandes, welcher den Inhalt der Briefe, die beide Gelehrte mit einander wechselten, genau erforscht hat. Der erste Brief von Newton am 13ten Juni 1676 in der Absicht geschrieben, um Leibnitz mit den Entdeckungen der Engländer bekannt zu machen, enthält nur undeutliche Aeusserungen über den Fluxionen-Calcül, in dessen Besitz der Erfinder übrigens schon länger gewesen war. In der Antwort hierauf sagt Leibnitz: „meine Methode ist nur ein Corollarium der allgemeinen Lehre von den Umformungen. Newton's Methode der Wurzelausziehungen und Bestimmung der Flächen durch unendliche Reihen unterscheidet sich ganz von der meinigen.“ Diese Aeufserung ist mit der Voraussetzung, dafs Leibnitz im Besitze des Differentialcalcüls Newton's Andeutungen gar nicht verstanden haben sollte, weit weniger vereinbar, als mit der andern, dafs er damals diese Methode noch nicht kannte. Am 24sten Oct. des nämlichen Jahres erhielt er abermals einen Brief von Newton, in welchem zwar die Fluxionen-Rechnung nicht deutlich beschrieben, vielmehr absichtlich in Dunkel gehüllt, aber doch so weit angedeutet war,*) dafs nach Brewster's Ansicht ein Mann von Leibnitzens Scharfsinn sie erkennen mufste. In einem Briefe an Oldenburg vom 21sten Juni 1677 zeigte Leibnitz zuerst an, dafs er im Besitz einer Methode sey, Tangenten auf eine allgemeine Art zu ziehen, nämlich durch die Differenzen der Ordinaten, und 1684. machte er die Sache in den *Actis Eruditorum* öffentlich bekannt, während Newton beständig schwieg, und erst in den 1687 herausgekommenen *Principiis* das merkwürdige Scholion hinzufügte, dafs er vor zehn Jahren Leibnitzen seine Methode in versetzten Buchstaben mitgetheilt, dieser ihm dann eine von der seinigen blos durch die Bezeichnung verschiedene gemeldet habe. Brewster meint mit Recht, dafs diese Stelle Leibnitzen weder als ersten Erfinder noch als einen solchen bezeichne, welcher die Entdeckung entlehnt habe, auch

*) In diesem Briefe war die Methode der Fluxionen, jedoch mit versetzten Buchstaben, angegeben; es fragt sich aber, ob Leibnitz dieses dechiffriren konnte und wirklich dechiffrirt habe.

stimmt es ganz mit dem friedfertigen Charakter Newton's überein, dieses im Dunkeln zu lassen, und seinen bis dahin geschätzten Freund als zweiten Erfinder gelten zu lassen, bis dieser ihn selbst des Plagiats beschuldigte, und hierdurch zwang, seine gerechte Sache zu vertheidigen.

Uebergehen wir den unerwiesenen Verdacht der englischen Geometer, dafs Leibnitz unter Collins Papieren Newton's *analysis per aequationes* etc. gesehen habe, welche die Grundsätze des Fluxionen-Calcüls enthält, und den hierüber mit Duillier entstandenen Zwist, an welchem der friedliebende Newton gleichfalls gar keinen Theil nahm, so erhob sich der mit grofser Erbitterung beider Partheien geführte Streit erst seit 1705. Die Sache wird durch die im Werke mitgetheilten, durch Brandes wesentlich ergänzten Actenstücke so klar, dafs man mit grofser Zuversicht zu folgendem Resultate gelangte. Leibnitzen's Scharfsinn hat allerdings die erste Idee der Fluxionen-Rechnung entweder aus Newton's Papieren bei Collins oder aus seinen Briefen aufzufassen vermocht, verarbeitet und demnächst in verbesserter Form wiedergegeben, ohne sogleich anfangs an einen möglichen Prioritätsstreit zu denken, wie aus seiner offenen Mittheilung an seinen Rival im Jahre 1677 deutlich hervorgeht. Durch den grofsen Beifall, welcher der neuen Methode in Deutschland und Frankreich zu Theil wurde, wuchs seine eigene Werthschätzung derselben, und dieses nebst der allgemein verbreiteten Ansicht, wonach er für den alleinigen Erfinder derselben gehalten wurde, machte ihn bei dem gänzlichen Stillschweigen Newton's fortwährend mit dem Gedanken vertrauter, sich selbst als solchen zu betrachten, und die Andeutungen minder zu würdigen, die er von dem brittischen Geometer entnommen hatte. Indem er sich aber aufserdem in seinen Abhandlungen wenn gleich nicht ausdrücklich, doch so, dafs man es nicht anders verstehen konnte, als ersten und alleinigen Erfinder dargestellt hatte, kränkte ihn 1699 die Aeufserung Duillier's, die etwas scharf genommen allerdings den Schein eines Plagiats auf ihn warf, und dieses veranlafste 1705 die Recension in den *Actis Eruditorum*, worin Leibnitz der Erfinder des Differential-Calcüls genannt und von Newton gesagt wird, er habe statt der Differenzen die Fluxionen substituirt. Dafs diese Recension von Leibnitz selbst verfafst sey, wie Newton annahm, wird daraus fast gewifs, dafs in dem Exemplare der Leipziger Bibliothek sein Name beigeschrieben steht, der weiteren Gründe nicht zu gedenken, die aus dem nach-

folgenden Verlaufe des Streites hervorgehen. Nach der Ansicht, welche die Londoner Societät von dieser Stelle hegte, waren Newton's Verdienste dadurch so sehr in Schatten gestellt, und der Vorwurf des Plagiats dem Scheine nach so deutlich ausgesprochen, dafs sie die ihren hochgefeierten Präsidenten betreffende Angelegenheit unmöglich auf sich beruhen lassen konnte, und man mufs ihr das Zeugnifs geben, dafs sie den Streit namentlich durch die zur Prüfung der Documente ernannte Commission mit gehöriger Würde geführt hat, wogegen ein hoher Grad von Leidenschaft bei Leibnitz und seinen Vertheidigern nicht in Abrede zu stellen ist. Aus der Darstellung der Societät und den von ihr mitgetheilten Actenstücken geht unverkennbar hervor, dafs Newton auf die Priorität die gegründetsten Ansprüche hat, Leibnitz aber eben so gut seine Entdeckung von diesem entnommen, als selbst gemacht haben kann, und wenn Letzterer in der Heftigkeit des Streites das Gegentheil behauptet, so ist er den versprochenen Beweis dafür stets schuldig geblieben. Die Entscheidung wird aber vollständig klar, wenn man lieset, was Leibnitz in einem von Brandes beigebrachten Briefe vom 9ten April 1716 sagt, nämlich vermöge einer: „*maligna interpretatio hominis rixandi causam aucupantis*“ habe man der (berühmten und den ganzen Streit veranlassenden) Stelle in den Act. Erud. von 1705 den Sinn gegeben: „*Newtonus Fluxiones Differentiis Leibnitianis substituit,*“ da im Gegentheil expreſs gesagt sey: „*adhibet semperque adhibuit, — innuens Newtonum non post visas Differentias meas, sed jam antea Fluxiones usurpavisse.*“ Die Stelle gereicht dem berühmten Gelehrten wahrhaft zur Ehre, und zeigt nach unserer Ansicht deutlich, dafs ein leicht verzeihlicher Ehrgeiz ihn zu einem unvorsichtigen Ausdrucke verleitete, den er nach vielem darüber erduldeten Kummer zwar nicht zurücknehmen konnte, aber doch gern milder zu deuten suchte. Der Gegenstand ist von zu allgemeiner Wichtigkeit, als dafs Ref. Bedenken tragen konnte, das Resultat für diejenigen ausführlich mitzutheilen, die das schätzbare Werk selbst zu lesen keine Gelegenheit haben.

Newton und Leibnitz sind oft mit einander verglichen, und beide sind allerdings würdige Nebenbuhler; wenn aber von der Physik und auch der Mathematik die Rede ist, so war Ersterer offenbar der Ueberlegene. Als deutlicher Beweis hierfür gilt, dafs Leibnitz noch 1715 an Conti schrieb: „Ich bin ein grofser Freund von der Experimentalphysik, aber Newton weicht davon

sehr ab, wenn er behauptet, dafs jede Materie schwer ist, oder dafs jedes Theilchen der Materie jedes andere Theilchen anzieht.« Als ferner 1697 Johann Bernoulli den Mathematikern zwei Aufgaben zur Auflösung vorlegte, ersuchte ihn Leibnitz, den festgesetzten Termin von 6 Monaten auf 12 zu verlängern, Newton dagegen sandte am folgenden Tage, nachdem er die Aufgaben erhalten hatte, die Antworten an Montague, und obgleich sie anonym waren, erkannte man doch in ihnen den Autor, „*tanquam ex ungue leonem*," wie es heifst. Eine von Leibnitz selbst gestellte Aufgabe, die Bestimmung der Trajectorien, durch die er »den englischen Analytikern den Puls fühlen wollte,« erhielt Newton, als er um fünf Uhr ermüdet aus der Münze kam, und beantwortete sie noch am nämlichen Tage.

Die sonstigen zahlreichen Forschungen des gelehrten Britten wurden neben den eben erwähnten gröfseren kaum überall beachtet. Am wenigsten hätte dieses jedoch bei denen über das Verhalten und das Messen der Wärme der Fall seyn sollen; allein er hatte einmal das Schicksal, dafs sein Zeitalter im Ganzen den Werth seiner Geistesproducte nicht gebührend anerkannte, vermuthlich weil es ihren eigentlichen Gehalt nicht zu würdigen verstand, denn sonst würde man namentlich seine Bestimmung der Thermometerskale angenommen haben, und die Physiker hätten dann diesen wichtigen Apparat nicht ein volles halbes Jahrhundert länger entbehrt. Seine Erfindung des Spiegelsextanten vor dem Jahre 1700 beachtete man so wenig, dafs sie gänzlich in Vergessenheit gerieth, und Hadley 30 Jahre später als Erfinder betrachtet wurde. Die Construction des Spiegelmikroskops knüpfte er unmittelbar an die des Teleskops, aber auch dieses ist erst in neuester Zeit zur hohen Vollendung gebracht, und eben so war es einem späteren Jahrhundert vorbehalten, von seinem reflectirenden Prisma einen allgemeineren, mehrfach wichtigen, Gebrauch zu machen.

Am wenigsten richtig ist Newton hinsichtlich seiner theologischen Studien beurtheilt, die man meistens als eine Folge seiner durch Alter zerrütteten Verstandeskräfte zu betrachten pflegt, und Brewster verdient daher den Dank aller Verehrer des grofsen Mannes dafür, dafs er durch unzweifelhafte Documente über diesen Punkt vollständige Aufklärung gegeben hat. Seine Leistungen in der Chronologie sind zuvörderst keineswegs gering zu schätzen, sie hängen ohnehin mit seinen astronomischen Forschungen innigst zusammen, und er hat sie gegen Freret sieg-

reich vertheidigt; dafs aber das Alter ihm den Gebrauch der Verstandeskräfte nicht geraubt habe, beweisen die Arbeiten seiner späteren Jahre, namentlich die schnelle Lösung der Leibnitzeschen Aufgabe in seinem 74sten Jahre. Die theologischen Forschungen erklären sich sehr natürlich aus den herrschenden Ansichten der damaligen Zeit und seinem sehr religiösen Sinne, abgerechnet dafs sie keineswegs werthlos sind und sich darin keine Aeufserung findet, die man so abgeschmackt nennen könnte, als des grofsen Keppler's Glauben an Hexereien. Zu dem herrschenden Vorurtheile an eine temporäre Verwirrung oder langwierige Schwächung seines Verstandes, die man später hiermit in Verbindung gesetzt hat, gab folgende interessante Begebenheit Veranlassung. Nach dem Tagebuche eines gewissen Pryme, welcher zu Cambridge studierte, vergafs Newton am 3ten Februar 1692, als er Morgens zur Kirche ging, sein Licht auszulöschen; sein Hund, mit Namen Diamant, stiefs dasselbe um, und es verbrannte ihm ein Buch, worauf er langjährigen Fleifs verwandt hatte, so dafs er einige Tage vor Kummer nicht mehr derselbe war. Dieses genaue Datum, in Verbindung mit andern in Briefen, giebt die Zeit einer allerdings stattfindenden Krankheit an, wovon 1694 Nachricht an Huyghens gelangte, die zu dem später herrschenden Glauben an seine Verstandesverwirrung Veranlassung gegeben hat. Letztere Sage wird jedoch durch seinen ununterbrochenen Briefwechsel und seine unausgesetzte literärische Thätigkeit vollständig widerlegt, inzwischen hat er zu jener Zeit allerdings zwei Briefe, namentlich einen an Locke, geschrieben, nach dessen wahrhaft sinnlosen Inhalte dieser sein Freund und Verehrer nothwendig jenen Verdacht schöpfen mufste, und sich deswegen auch theilnehmend nach der Ursache erkundigte. Newton gab selbst nachher Auskunft darüber, indem er erklärte, er wisse wohl, dafs er geschrieben habe, jedoch nicht den Inhalt, denn weil er oft zu lange aufgeblieben sey, habe er in Folge körperlicher Zerrüttung 14 Tage lang nie 2 Stunden und seit 5 Tagen keinen Augenblick geschlafen. Brandes theilt bei dieser Gelegenheit eine Nachricht aus dem Munde Lichtenberg's mit, dafs sein Bedienter ihn oft, wenn er ihm das Frühstück brachte, noch in der nämlichen Stellung fand, worin er ihn am Abend verlassen hatte. Das ganze Uebelbefinden dauerte indefs kaum einen Monat, und kann daher für nichts anderes, als eine vorübergehende Nervenkrankheit gelten.

Ref. würde gern noch länger bei der reichhaltigen Biographie

verweilen, wenn er nicht fürchten müfste, die billigen Grenzen einer Anzeige zu überschreiten. Die Beharrlichkeit, womit sich Newton den Eingriffen Karl's II. in die Rechte der Universität widersetzte, seine Erwählung zum Parlamentsmitgliede, Ernennung zum Aufseher der Münze durch Montague, Aufnahme in die Societät, Ernennung zum Präsidenten derselben, Erhebung zur Ritterwürde durch die Königin Anna und vieles Anderes aus seinem thatenreichen Leben mufs daher hier übergangen werden. Seine wissenschaftliche Thätigkeit, verbunden mit amtlichen Geschäften bei der Münze und in der Societät, dauerte fort bis zu seinem achtzigsten Jahre, indem er 1722 die neue Ausgabe seiner *Principia* mit Hülfe des Dr. Pemberton besorgte. Um diese Zeit stellten sich Steinschmerzen bei ihm ein, die jedoch bei der Mäfsigkeit seiner auf wenig Fleischspeisen, mehr Kraftbrühe, Gemüse und Früchte beschränkten Diät bald wieder vorübergingen, eben wie einige sonstige Uebel, indem er mit Ausnahme eines Anfalles von Gicht in beiden Füfsen noch 1725 bei völlig klarem Verstande körperlich wohl war, jedoch wegen natürlicher Altersschwäche sein Amt bei der Münze aufgab. Im 85sten Jahre machte er noch eine Reise nach London, um bei einer Sitzung der Societät am 28sten Febr. 1727 zu präsidiren, jedoch war dieses und die vielen Besuche für ihn so beschwerlich, dafs er am 4ten März unwohl nach Kensington zurückkehrte, wo sein Uebelbefinden zunahm, das volle Bewufstseyn ihn jedoch erst am 18ten des Abends verliefs, und er dann am 20sten starb. Seine Leiche wurde nach London gebracht, in der Jerusalem-Chamber zur Parade aufgestellt, und dann in der Westminsterabtei beigesetzt, wobei der Lord Ober-Kanzler, die Herzöge von Ruxburgh und Montrose und die Grafen Pembroke, Sussex und Macclesfield als Mitglieder der Societät das Leichentuch trugen. Seine Verwandten errichteten ihm daselbst ein Standbild, ein anderes der Dr. Smith in der Vorhalle des Trinity-Collegiums zu Cambridge, auch wurde auf ihn eine Denkmünze geprägt. Er war von mittlerer Gröfse, in den letzten Lebensjahren etwas stark, sprach in Gesellschaften wenig, und schien stets im Nachdenken begriffen. Es giebt mehrere gute Bildnisse von ihm, von dem besten derselben ist ein Kupferstich dieser Biographie beigefügt. Die Vermuthung Brewster's, dafs es noch andere Kupferstiche von ihm gebe, kann Ref. bestätigen, indem er sich im Besitze eines stets als selten betrachteten befindet, welcher durch Simon nach einem Gemälde von Thornhill gestochen, Newton mit seinem silberweifsen Haare

nachdenkend, weniger stark und geistreicher darstellt, als auf dem mitgetheilten, mithin vermuthlich aus einer früheren Periode seines Lebens entnommen ist.

Den Beschluſs dieser Anzeige möge Newton's Aeuſserung über sich selbst machen. »Ich weiſs nicht, wie ich der Welt erscheine,« sagte er, »aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt, und sich damit belustigt, daſs er dann und wann einen glatten Kiesel oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der groſse Ocean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt.« Von dem Manne, der so bescheiden über sich selbst sprach, sagte La Place, den man so oft mit ihm verglichen hat, Newton erscheine ihm als ein Sehender, welcher auf einer groſsen Wiese unter zahllosen Blumen bedächtig die schönsten pflücke, während alle übrige mit verbundenen Augen umhertappten, um gleichfalls irgend eine werthvolle zufällig zu erhalten.

Muncke.

Arabische Sprüchwörter oder die Sitten und Gebräuche der neueren Aegyptier, erklärt aus den zu Kairo umlaufenden Sprüchwörtern, [welche] übersetzt und erläutert von Joh. Ludw. Burkhardt, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zu Beförderung der Entdeckung des Innern von Afrika, von William Ouseley, deutsch mit einigen Anmerkungen und Registern [hier bekannt gemacht werden] von H. G. Kirmſs (S. Weimar. Candidaten des Predigtamts). Weimar. 1834. Im Landesindustrie-Comtoir. XII und 396 S. in 8. (4 fl. 3 kr.)

999 Sprüchwörter oder gangbare, bedeutsame Volksaussprüche (Maschals), welche Vieles vom Volkscharakter bemerklich machen, auch zum Lernen der Sprache einen leichten Anlaſs geben, weil aus jedem Satz zwei, drei Worte sich durch das Sinnreiche und Kurze gar schnell einprägen. Die Erklärungen sind zweckmäſsig, ohne mit Gelahrtheit zu prunken. Auch die beigefügten Register sind zweckmäſsig und wohl zu benutzen. Manches ist zu *Caussin de Perceval Gramm. arab. vulg.* zu benutzen oder nachzutragen. z. B. بايش ist = شي *res* اي *un?* ب *per*, und bedeutet Frageweise: wodurch? kann aber hinter das Verbum gesetzt werden, wie تصلّي بايش wodurch (mit welcher Formel) kannst du beten? — S. 14. In Aegypten wird ذ wie *d* aus-

gesprochen. أخذ = אחז, ي statt هذي = זֶה S. 17. ودن statt أذن = אוֹזֶן S. 34. Ueberhaupt werden oft die feinern Unterschiede der Aussprache vernachlässigt. بلاش für nichts statt بلاشي S. 101. مالوش der nicht hat, statt مالهُشي S. 66.

Zur Erläuterung auch der neutestamentlichen Anordnungen gegen das *ἀπολύειν την γυναικα*, dessen Hindeutung auf ein dort gar nicht gemeintes gerichtliches Scheiden soviel Unheil in die kanonistische Matrimonial-Gesetzgebung gebracht hat, ungeachtet es nur das orientalisch-willkührliche Losgeben und Wegschicken der Frau nach Launen des Mannes bedeutet und Jesus nur dieses verboten hat, dient eine aufmerksame Vergleichung der orientalischen Gebräuche, welche zeigen, wie leicht es dort den Männern gemacht ist, sich ihrer Frauen zu entledigen, und wie sehr also ein moralisch religiöser oder auch nur ein lebenskluger Gesetzgeber solche despotische Unmenschlichkeiten (nicht aber verständig motivirte Ehescheidungen) zu erschweren Ursache hatte. Sagt der Mann in Hitze zu der Frau طلّقتُكِ ich habe dich für losgegeben erklärt (ein Ausdruck, welchen auch die arabische Uebersetzung Matth. 5, 31. 32. 1 Kor. 7, 11. gebraucht), so ist dieser Ausspruch (dieses *απολυειν*) unwiderruflich. Sie können aber einander wieder ehelichen. Weil aber dem Mann immerfort das *απολυειν* gar zu leicht wird, so kommt der Fall (nach S. 32.) nicht selten vor, dafs der Mann die Wiedergeheirathete zum zweitenmal ebenso verstöfst, und dann doch sie sogar zum drittenmal wieder zur Frau nehmen möchte. Dies bewog Mohammeds gesetzgeberischen Sinn, dafs er (wahrscheinlich um die Hitzköpfe behutsamer zu machen) in der Sura 2. Vs 231. befahl: »Verstöfst sie der Mann zum drittenmal, so ist sie ihm nicht mehr (als Frau) verstattet, wenn sie nicht vorher einen andern geheirathet hat.« Dieses Gesetz, in Aegypten in Sitte übergegangen, bringt eine neue orientalische Eigenthümlichkeit hervor. Der Mann, der sie abermals haben möchte, miethet irgend einen am wenigsten Liebenswürdigen, oft um beträchtlichen Preis, dafs er, eine Nacht über, ihr Ehemann werde, alsdann aber auch das *tallakatoca* erkläre, worauf sie zum Ersten zurückgehen darf. Ein solch Surrogirter wird مستحِل *Mostachil* genannt, ein Freimachender, s. schon Castell. Polygl. Lex. Fol. 1228. Der ägyptische Maschal sagt: »Tausend

Liebhaber! Nur nicht Einen Mostachil.“ (Freytags Lex. arab. p. 413. hat Mochallil.)

So werden oft durch klimatische Sitten sonderbare Gesetze veranlafst, die nicht unmittelbar das Moralischrichtige, sondern nur eine Nothhülfe zur Absicht haben, um Ein hartnäckiges Uebel durch eine Unbequemlichkeit einigermafsen zu beschränken und seltener zu machen. Vieles in der Mosaischen und Mohammedischen politisch-religiösen Gesetzgebung ist so zu erklären und zu rechtfertigen. — Jesus forderte nach Matth. 5, 32. den zum Verstofsen schnell entschlossenen Ehemann auf, zu bedenken, dafs, wenn er seine Frau als Jungfrau (nicht als πορνη = nicht als factisch von einem Andern angehörig) gefunden habe, er sie nun auch nicht veranlassen sollte, eine Ehebrecherin zu werden, d. i. einem Andern sich hinzugeben, während sie doch noch rechtmäfsig seine Gattin wäre und dem richtigen Begriff nach bleibe. (Der λογος πορνειας dort ist nicht Ehebruch. Denn der Context unterscheidet μοιχεια gar sehr von πορνεια!) Der Morgenländer, mufs man sich erinnern, ist sehr eifersüchtig. Daher kann der orientalische Sittenlehrer einen Effect davon erwarten, wenn er dem aufbrausenden Ehemann, um ihn von einem übereilten απολυειν = Privatscheiden, abzuhalten, die Instanz macht: Willst Du denn selbst Deine Frau einem Andern in die Arme werfen? d. i. sie zur Ehebrecherin machen? und zugleich einen Andern veranlassen, dafs er die, welche eigentlich Deine Gattin ist, ehebrecherisch behandelt? Der Eifersüchtige stutzt dann wohl und bedenkt sich. Auf solche Weise setzt gesetzgeberische Klugheit oft Aeufseres gegen Aeufseres, einen Affect gegen den andern, um den Zweck eher, als durch die Moral allein, zu erreichen. Dieses zu Berichtigung der Gesetze über gerichtliche Ehescheidung, als von Jesus gar nicht gedacht und nicht verboten, habe ich längst und aufs Neue in Meinem Exegetischen Handbuch gezeigt. Aber nur der psychologische Sinnerklärer, nicht der pedantische, scholastische Dogmaticus oder Kanonista versetzt sich in die Kunst, den Sinn nach den Zeit und Ort umgebenden Umständen historisch zu entdecken. Anders versteht ein Mönch, anders Montesquieu die alterthümliche, oder überhaupt eine landfremde, Legislation. Schlimm genug, dafs des Mönchs apriorischer Fehlbegriff alsdann doch gewöhnlich viel mehr wirkt, als die Berichtigung des Menschen- und Sittenkenners gegen den legislatorischen und administrativen Regierungsschlendrian zu wirken vermag.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 42. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Arabische Charakteristische Sprüchwörter, von Burkhardt, Ousely und Kirmfs.

(Beschlufs.)

Wir geben noch mehrere Miscellen von Notizen, die nicht anders, als vereinzelt aus einer solchen Sammlung zu schöpfen sind. S. 85. No. 213. zeigt sich ein Beispiel, wie auch lateinische Worte ins Arabische übergingen. اصطبل und اسطبل Stall, ist offenbar von *stabulum*. S. 143. bei No. 358. erfahren wir, was eine Beschneidung תחתין der Sykomoren = גמיז ist. (Nach No. 708. pflanzt man sie, um Schatten zu geben. Vergl. dies zu Luk. 19, 4.) Ehe ihre Früchte reif sind, sticht der Gärtner ein Stückchen von der Gröfse einer Erbse heraus, weil die Frucht alsdann süfser wird. Feigen, aus denen nichts ausgestochen wird, schmecken schlecht und werden باط verdorben genannt.

Das hier vorkommende ختن *circumcidit* ist wohl anzuwenden bei Exod. 4, 25. vergl. Reland de relig. Mohamed. p. 76. Die drei Wurzelbuchstaben חתן haben nämlich so, wie sie auf dreierlei Weise ausgesprochen werden können, dreierlei ganz verschiedene Bedeutungen und geben eigentlich 3 verschiedene Worte, die aber in den Lexicis untereinander gemischt erscheinen. 1. ختن ist heifs seyn. 2. ختن gleichartig seyn oder werden. Daher verwandt werden durch Heirath (Affinität) als Bräutigam, Braut, Schwiegervater, Tochtermann u. s. w. 3. ختن abschneiden, beschneiden. Die Anekdote vom חֲתַן דָּמִים Exod. 4, 25. dreht sich um ein Wortspiel zwischen ختن Verwandter durch Verlobung = Bräutigam und Gatte, und ختن beschneiden. Mose war auf dem Rückweg nach Aegypten schnell gefährlich krank geworden. (Der Orientalismus sagt dies durch die Worte: Jehova traf auf Ihn, um ihn todt zu machen.) Die Frau meint: Mose habe den Jehova dadurch beleidigt, dafs er seinen im Ausland gebornen Sohn jetzt unbeschnitten unter die Abrahamiden nach Aegypten

bringen wollte. (Nach Genes. 17, 14. hielten Manche dies für eine mit Verstofsung aus der Nation bedrohte Vernachlässigung. Mose selbst aber mufs nicht für die Beschneidung geneigt gewesen seyn; wie dies daraus erhellt, dafs er während der langen Umzüge in Arabia deserta all das junge Volk unbeschnitten liefs. s. Jos. 5, 5.) Eilends beschneidet also Zippora den noch unbeschnittenen Sohn und macht darüber gegen Mose, da er genafs (= der Text sagt: da Gott von ihm abliefs) und sie dieses der schnell verrichteten Beschneidung zuschrieb, das Wortspiel: Jetzt bist Du *Hatan* = durch Verlobung mir verwandter, auch ein durch Beschneidung = *Chatan*, mit Blut gewonnener. Kürzer: Du bist mir Hatan und Chatan zugleich. Vergl. auch No. 441. eben dieser Sprüchwörter.

Uebrigens zeigt die Anekdote nichts, als was die Frau gemeint hat, nicht den Sinn Mose's. Aufbewahrt aber wurde sie wohl in späterer Zeit von solchen, welche die rohe, nomadische Körperbezeichnung für nöthiger hielten, als Mose, der Gesetzgeber, welcher seine Althebräer entnomadisiren und in ein Feldbauland versetzen wollte, wo, von andern Völkern ohnehin gesondert, sie des rohsinnlichen Zeichens nicht mehr zur Unterscheidung bedurft hätten, wenn sie nur Mose's Willen, alle Fremde aus ihren Grenzen zu vertreiben, erfüllt hätten. Josua (5, 2. ff.) gebrauchte das Zeichen erst wieder, als die Kriege mit den Cananäern anfangen sollten. Denn natürlich waren die Meisten von beiden Völkern fast oder ganz nackt, und so hatte das Beschneidungszeichen zunächst wieder einen Zweck, die Hebräer in der Schlacht und auch die Gefallenen kennbar zu machen. (Später hätte es längst als zwecklos ganz unterlassen werden können und sollen — — wenn nur nicht gewöhnlich die Ceremonienmenschen die Frage: Warum war der Gebrauch einst zweckmäfsig? ganz vergäfsen und die blofse Vollziehung des Zwecklosgewordenen, das man nicht einmal ohne Anstofs nennen kann, dennoch für Religiosität zu halten und zum Unglück der Ueberglaubigen so zu verewigen pflegten. Nur der Morgenländer spricht, wie auch bei No. 714. bemerkt wird, von dergleichen Gegenständen ohne Anstofs. Soll denn aber, wer im Abendland gleichgestellt seyn will, das orientalische *naturalia non sunt turpia* sogar als Religiosität festhalten?)

Oft sind diese Mashâle gerade durch Localumstände witzig. Nach No. 321. sagen nahe Verwandte, wenn sie einander heirathen: »Unser Oel ist in unserm Oelkuchen.« Denn der Oelkuchen

דקיק ist ein Lieblingsessen. Dazu kommt statt des Butters Brennöl, זית חאר genannt. (Mehl zu solchen zerbröckelten Kuchen und das dazu nöthige Oel war deswegen in der Torah eine gewöhnliche Oblation, ein Theil der Naturalbesoldung für Priester und Leviten.)

Das Tamburin מבור طنبور ist nach No. 322. S. 129. die beständige Begleiterin der Frauen, die in fröhlichen Stunden sie mit der Einen Hand halten, mit der andern schlagen. Vgl. das תוף der Mirjam, auch Josephus Archäol. 7, 12. 3. —

Vom Elegant sagt man nach No. 360: Er macht den Süfsling. تحلا.

Sonderbar ist, dafs nach No. 362. oft der ganze Satz: شيل ابوك عن اخوك »nimm deinen Vater mit deinem Bruder,« in Erzählungen wie zur blofsen Ausfüllung, ungefähr wie: und dergleichen mehr, gebraucht werden soll. Ist vielleicht سيل zu schreiben = »Frage deinen Vater um deinen Bruder!« so dafs der Sinn wäre: Das Uebrige versteht sich von selbst.

Bei No. 377. sagt der Verf.: »Ich kann auf mein Gewissen versichern, dafs mir weder in Syrien noch in Aegypten ein Beispiel einer Freundschaft im Kreise meiner Beobachtung vorkam, die sich unter schwierigen Umständen bewährt hätte.« (Dies ist die Frucht des Despotismus und der Verarmung in Ländern, wo einst Gastfreundschaft und Treue Naturtugenden waren!!) — No. 386. sagt: »Herberge den Beduinen, Er stiehlt dir deine Kleider!«

Bei No. 409. wird Nachricht gegeben, wie sehr der Aegyptier an böse Vorbedeutungen oder Zeichen glaube, die er שום الشوم (σημεια?) nennt. »Seine Ferse ist nicht gut,« sagen sie, das heifst: Wo er hinkommt, bedeutet es Unheil.

Nach No. 420. ist Libân schâmi لبان شامي ein weifses, glänzendes, klebriges Harz, Terpentinartig, das von einer Tanne genommen, aus den Inseln, besonders von Scio, nach Aegypten gebracht wird. Frauen, welche Haare im Gesicht vertreiben wollen, lassen es zergehen und reiben einige Tropfen ins Gesicht. Durch dieses تحفيف gehen alle Haare mit der Wurzel aus. Andere (S. 158.) brauchen hierzu eine Mischung von ungelöschtem Kalk بوره und Quecksilber.

S. 171—182. wird die زفّة „der feierliche Aufzug und Verlauf einer ägyptischen Brautheimführung“ ausführlich beschrieben. Der Preis, der an den Vater des Mädchens bezahlt wird, heifst חוק אלבנת. Die Hauptfestivitäten beginnen in der Nacht vor der Hochzeitnacht. Jene wird genannt ليلة الدخلة. Die Braut, ganz verhüllt, wird am Hochzeittag selbst unter einem Baldachin mehrere Stunden lang umher gefahren oder getragen und von allerlei Spieltreibenden, selbst von einem Priap, begleitet, aber erst gegen Abend in des Bräutigams Haus gebracht. (Die Parabel von den Brautjungfern, welche voraussetzte, dafs der Bräutigam in das Haus der Braut eindringe, setzt also eine andere Sitte voraus!)

Erst im Schlafgemach heben ein Paar Frauen den Schleier weg, wofür er ihnen ein Geschenk als حق كشف الوجه = »ein Recht für Enthüllung des Gesichts“ bezahlt. Sollte dies nicht zur Erläuterung von Genes. 20, 16. anzuwenden seyn, wo der Regulus von Gerar dem Abraham eine Summe von 1000 Caeseph giebt, zur »Augenbedeckung« für die Sarah, und dabei sagt: וְאֶתְכֹּחַ, und ich will den Auftrag gegeben haben (nach نكل *commisit alicui aliquid, quod ipsa noluit facere)* וְנוֹכַחַת und sie soll (dadurch, dafs sie immer so verschleiert ist) ausgezeichnet seyn, nämlich kennbar, dafs sie verheirathet ist, *arguatur maritata.*

Wie noch immer auf Zeichen der Jungfrauschaft gehalten werde, davon giebt S. 179. die Beschreibung in arabischen Worten. Nach S. 181. sind willkührliche Scheidungen häufig, Vielweiberei selten. Uebrigens seyen die Frauen in Aegypten freier, als in Syrien und Hedschas.

No. 455. Der Ichneumon النمس gebe scharfe, schrillende Töne von sich. Dieses grillen nennt man زمزم Dsimdsim.

S. 203—213. wird eine umständliche statistische Berechnung eingeflochten, was die Feldbauer jetzt, da Mehemmed Ali sie im ganzen Lande nur als seine Landpachter behandelt, erarbeiten können. Zugleich Notizen über die Art zu messen, nach Fäusten قبض, Ruthen = Cassaba's, und Feddans.

Zu dem, was schon Michaelis zu Jes. 3, 16. über Kettchen und Ringe an den Füfsen der Weiber vermuthete, mag nach S. 221. bemerkt werden, dafs, wenn eine Frau oft ihren Schleier lüftet oder ihre Beine ausstreckt, um ihre Knöchelringe sehen zu lassen, sie eine مبهرجة genannt wird = die sich gern scheinglänzend zeigen will.

Eine ganz eigene Beschreibung giebt S. 222—228. von einem besondern auf mehr als 6000 geschätzten Stamm von Mädchen, die von dem berühmten Barmeki, dem Vezier des Chaliphen Harum erraschid abstammen wollen, wenigstens sich Barmeki, برامكة nennen, überhaupt aber *Gowâsi*, غوازي vom Singular عزية genannt werden und ächte Beduininnen seyn wollen, auch nach der besondern Bildung (Adlernase, nicht stark brauner Farbe) dies zu seyn scheinen. Sie heirathen fast immer nur in ihrem Stamm, aber so, dafs jede, sobald sie mannbar ist, vor der Verehlichung sich einem Fremden überlassen mufs, auch nachher den Ehemann nur wie verstohlen zu sich kommen läfst, überhaupt ihn als Diener behandelt, von Andern hingegen ungescheut Besuche annimmt, und so nur in Beduinischer Ungebundenheit als Tänzerin, Sängerin und von bezahlenden Liebhabern lebt, von andern Almen und حلبية Halebinnen aber dennoch sich ferne hält und in Ansehen zu erhalten weifs. Sie wohnen in eigenen Quartieren, wo Eine als Emire alnedsl gewählt ist, meist auf dem Lande, haben eine eigene Gesellschaftssprache u. s. w. Ein sonderbarer Beitrag zur menschlichen Sittengeschichte! Castellus führt unter غزل (= auf etwas stark losgehen) aus Giggejus Wortbedeutungen an, die sich hieher zu beziehen scheinen.

Nach S. 223. No. 507. sind die Mogrebinischen Kaufleute zu Kairo als rechtlich, aber trotzig bekannt. Daher ist das von ihnen gesagte الاخلاق الزيدة nicht zu übersetzen: schlechter Charakter, sondern: Naturel der Willkührlichkeit. Sprüchwörtlich ist dagegen »ein Mogrebinerwort« ein Ehrenwort, worauf man trauen kann.

Interessant wäre es, die am meisten charakteristischen Sprüche auszuwählen. Z. B. auch der Orientale kennt nach No. 542. „die Kopfhänger« recht gut. »Unter jedem gesenkten Kopf, راس مطاطية sagt er, sind tausend Schlechtigkeiten.« No. 774. sagt in diesem Sinn treffend: Er betet das Dankgebet der Maus: »Ich preise dich, dafs du (Gott) mich geschaffen hast zum

Schädlichseyn!« No. 570. sagt vom Stolz auf angeborne Vorzüge: „Wie ein Impotenter, der sich der Mannhaftigkeit des Vaters rühmt.«

Nach No. 547. ist وتد = יתד Richt. 5, 26. ein Pflock von 6—8 Zoll, den man in die Erde schlägt, um das Pferd durch einen ihm um den Schenkel gewundenen Strick daran festzuhalten. Der Spruch ist: So oft ich ihm (dem Reiter) einen Pflock einschlage (= ihn so aufnehme, dafs er als Reiter absteigen und sein Pferd anbinden kann), hängt er auch einen Gerstensack an. = Der Reiter nämlich bringt den Sack mit, den er dem Pferd zum Fressen vor das Maul hängt. Aber er bringt die Gerste nicht mit, sondern erwartet sie auch von Dem, bei dem er absteigt. Sinn: Er will nicht nur beherbergt seyn, sondern auch sein Pferd gefüttert haben. = Gastfreundschaft ist kostspielig.

No. 252. No. 553. Der bekannte Ortsname Luxor bedeutet nur Pallast = الاقصر, was die Bauern el oksor aussprechen.

No. 559. sagt ein ägyptisches Sprüchwort, was überall zu sagen wäre: »Sey ganz ein Jude! Wo nicht, so spiele nicht mit der Torah.« Die Sammlung enthält mehrere das Jüdische auch dort charakterisirende Witzworte.

Bei No. 527. wird die Mäfsigung gepriesen, mit welcher orientalische Schriftsteller gegen einander schreiben. Doch müssen die arabischen Worte etwas richtiger übersetzt werden: »Seine Feder trieft nicht von Blut, aufser gegen das Schlechte.« — Einen recht philosophischen und praktischen Rath giebt No. 707:

اهتك ستور الشك بالسوال

Ziehe weg den Schleier des Zweifels durch — Fragen. = »Lieber Fragen als am Ungewissen nagen.«

Nach No. 748. ifst der Aegypter vor der Thüre und selbst der Arme ladet den Vorbeigehenden zu seinem Essen ein. Ohne Armenhäuser findet der Hungernde etwas Nahrung. Das Klima erlaubt ihm dann, unter freiem Himmel, halbnackt auf der Erde, zu schlafen. Deswegen aber arbeiten Viele wenig und die fruchtbarsten Länder sind unbebaut.

S. 334. beschreibt den ägyptischen Lotos, jetzt Bischnin بسنين, dessen Blüthe dem Lotos der Hieroglyphen ganz gleiche. Diese schöne Blume besteht aus 4 grünlichten Aufsenblättern,

zwischen denen 4 violettfarbene stehen. Das Innere der Blume hat eine Doppelreihe kleiner, weifser Blätter, wovon eines hinter dem andern steht. In der Mitte ist der anderthalb Zoll hohe Samenbehälter. Sie wird Braut des Nils, عرس النيل genannt. Ihr Stengel hebt sich 1 bis 2 Fufs über das Wasser, senkt sich aber schwimmend auf die Oberfläche, die Blätter legen sich horizontal und der Pistill steht allein in die Höhe. So im October, wenn der Nil gestiegen ist Sinkt das Wasser, so stirbt sie. Ein Bild des Auflebens der Natur und des Frühesterbens.

S. 343. zeigt, wie wir uns das *discumbere* der Orientalen in ihren Gesellschaftszimmern vorstellen sollten. Ganz anders, als wir z. B. das Sitzen im Abendmahlszimmer Jesu gemalt zu sehen pflegen. Vergl. Luk. 22, 12.

Hie und da ist wohl der Sinn dieser Mashâle richtiger zu bestimmen, besonders ehe sie lexikalisch eingetragen werden; was doch zu wünschen ist. Zum Beispiel. No. 82. wird

اقلّ الزاد يوصل البلاد

übersetzt: »Den geringsten Theil der Lebensmittel bringt (des Wanderers Rücken) in seine Heimath.« Der Hauptgedanke läge dann in dem, was in Parenthesis steht, im Arabischen aber nicht gesagt ist. Auch wäre dann doch, was der Sinn seyn soll, an sich unrichtig. Das Arabische sagt:

Das leichteste des Unterhalts bringt herzu das Land!

Der Sinn ist: Bleibe im Land. Dieses nährt dich am leichtesten!

No. 86. wird اوراه النجوم بالنهار, welcher Mashâl sagt: „Er machte ihn sehen die Sterne am lichten Tage,« sehr künstlich erklärt von Filzigen, welche ihre Leute so lange hungern liefsen, bis sie alles schwarz sehen. Aber wie sollte dies je auf jene Worte passen? Der Sinn derselben mufs auf irgend eine Täuschung gehen, welche unter Umständen etwas zu zeigen verspricht, die es doch unmöglich machen. Z. B. auf Metaphysiker, die das Wesen Gottes erkennbar, überhaupt das Unbegreifliche doch begreiflich zu machen versprechen u. dergl.

No. 145. wird der Mashâl بئش البذيل بيدق بغيل übersetzt: »Ein schlechter Tausch, ein Bauer für einen Läufer.« Das Sprüchwort bezieht sich allerdings auf das Schachspiel, wie die Erklärung sagt. Aber es heifst: Schlimm ist der Tausch! Ein Läufer für einen Elephanten!

No. 184. wird der Mashâl جمل موضع جمل يبرك erklärt von Fällen, wo, sobald ein Beamter stirbt, ein anderer eintrete. Vielmehr aber ist das bekannte orientalische Sprüchwort gegen die Nachahmerei der Niederträchtigkeit. „Wenn ein Kameel sich niederlegt (um sich belasten zu lassen), so pflegt schon auch das andere Kameel die Kniee zu beugen (macht auch schon Miene zur Unterwerfung).

No. 208. sagt wörtlich: »Binde mich los von einer Säule, um an eine andere mich zu binden. Vielleicht kann kommen Befreiung.« Der Sinn ist: Wird nur das Peitschen noch so lange aufgeschoben, dafs es an einem andern Ort geschehen soll, so kommt vielleicht indefs Freisprechung.

Viele dieser Mashâle entstehen durch Reime, überhaupt durch Alliterationen, wie No. 352: شيب وعيب „Grau und Schlau.«

No. 450. ist اعز من انف الاسد schwerlich zu übersetzen: Seltener als eine Löwennase, sondern: stärker. Der Löwe schnaubt Zorn.

Bei No. 480. habe ich die, oft nöthige, Bemerkung zu machen, dafs die Form der Futura nicht leicht umsonst steht. Sie bedeutet wohl nicht immer das Werden, ist aber oft durch sollen, mögen u. s. w. zu übersetzen. Hier z. B. ist der Sinn: Einer wallfahrtet. Ein anderer sagte: Wegen seiner Plagereien möge er nur dort wallfahrtend verbleiben! من تحسه يجاور. Bei berühmten Moscheen aus Andacht sich verweilen heifst جاور.

No. 767. ist يا سايلي عن طعام الخربز راس الامور nicht zu übersetzen: „O du, der du mein Brod von mir verlangst, wisse: Brod ist das Hauptstück unter allen Dingen!“ sondern: „O du, der du mich bittest um das, was mir schmeckt (um etwas Leckeres); Brod ist unter allem die Hauptsache.« Sinn: Sey zufrieden mit dem lieben Brod.

Zum Schlufs noch von S. 256. und 267. ein arab. Epigramm:

صرتُ كاتّي دُبالَة نُصبت تضي للناس وهي تُحرق

Ich ward wie ein Docht in der Lampe.
Er leuchtete den Leuten; aber Er verbrannte.

مَن خَلّفَ ما مات

Wer etwas an seine Stelle setzt, ist nicht gestorben.

20. März 1834. Dr. *Paulus.*

Le Roman du Renart. Edit. Méon. Paris 1826.

Reinardus Vulpes. Edit. Mone. Stuttg. u. Tüb. 1838.

Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834.

Reineke Vos. Nach der Lübeck. Ausg. v. 1498. *herausg. von Hoffmann v. Fallersleben. Breslau* 1834.

In diesen vier Werken haben wir alles Bedeutende aus dem ganzen Kreis der Dichtungen des Mittelalters in lateinischer, französischer, niederländischer, hoch- und niederdeutscher Sprache über die Thiersage vom Wolf und Fuchs beisammen, und aufser einem Theil des flandrischen Reinart bleiben uns nun nur Uebersetzungen und gleichgültige verirrte Nachbildungen noch unzugänglich, an denen wenig oder nichts gelegen ist. Wir haben also endlich diesen ganzen Schatz, bei weitem eine der gröfsten Leistungen des Mittelalters, die durch die Dauer ihrer Wirksamkeit und Geltung fast alle übrigen mehr ephemeren Dichtungen jener Zeiten überflügelt, in unseren Händen und können nun in Mufse geniefsen, was uns durch die Betriebsamkeit unserer deutschen Forscher, die ja auch die Franzosen erst zur endlichen lebhafteren Theilnahme an ihren alten Gedichten angeregt haben, errungen worden ist. Je weniger diese Dichtungen jene beengenden Eigenthümlichkeiten einer einzelnen Zeit, abgetrennter Zustände und besonderer Menschenklassen an sich tragen, die uns so manches andere Product des Mittelalters verleiden, je mehr sie sich darum eigneten, vor allen anderen wieder in Ausgaben erneuert, und in Bearbeitungen verjüngt zu werden, um so mehr müssen wir nun mit Freude empfangen, was nur zu lange ein böses Geschick verborgen gehalten hat.

In diesen verschiedenen Ausgaben ist uns denn auch das Mittel gegeben, in diesem Stoffe historisch zu forschen und ihn in seinen mannichfaltigen Metamorphosen zu verfolgen und zu vergleichen. Alles, was bisher über diese Dichtung gesagt worden ist, bezog sich — so unendlich Vieles auch darüber geschrieben war — fast allein auf Ausgabenkunde und Autorschaften, auf antiquarische Curiositäten, auf allerhand Grillenfängereien, und allenfalls auf einige schöne Redensarten über die Bedeutsamkeit und den ästhetischen Werth dieser Epen. Es war auch freilich keine Möglichkeit, über die geschichtliche Entwicklung derselben vor der Bekanntwerdung unserer anzuzeigenden Werke auch nur etwas Unbedeutendes zu sagen, aber nun hat uns Jacob Grimm zugleich mit der Nachlese oder der sauberern Ausgabe der kleineren in

seinem genannten Buche enthaltenen Stücke eine weite Abhandlung über das geschichtliche Verhältnifs, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage gegeben und, was er schon in einem Jugendschriftchen im deutschen Museum andeutend gethan hatte, eine ganz andere Bahn gebrochen, eine ganz neue Untersuchung geöffnet. Ob nicht auch geschlossen? Er wird unstreitig sehr viele Anhänger aller seiner Meinungen, er mufs nothwendig viele Begünstiger der meisten seiner Ansichten finden; wenn ich mich unter diese letzteren rechne, wenn ich in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen glaube, so denke ich, dafs dies der Untersuchung nicht schaden, sondern ihr nützen wird; ich hoffe auch nicht, dafs mehrseitige Beleuchtung dieses schwierigen Gegenstandes dem trefflichen Forscher mifsfallen könne, dem es wie Einem um die Wahrheit ein rechter Ernst ist, und dem ein nachdenkender und im Nachdenken zweifelnder Leser lieber seyn wird, als ein leerer Nachbeter. Wie viel Bedenken mufs es auch dem Nachdenkenden kosten, ehe er einem solchen Manne opponirt; der mufs schon an irgend einem grofsen Hindernifs straucheln, der einem so seltenen Kenner nicht vertrauend folgen kann.

Diesem seltenen Kenner! Denn gewifs, dieser Mann und seine Kenntnifs des deutschen Alterthums sind von einer ganz eigenthümlichen Art. Es ist so selten unter uns, dafs Jemand trotz dem verkehrten Unterricht, der irreführenden Mannichfaltigkeit der Studien und den äufseren bestimmenden Verhältnissen in der Wahl eines Berufes sicher greift; noch seltner, dafs Jemand zu einem ausgezeichneten Berufe durch ein günstiges Geschick oder durch einen aufserordentlichen unbesieglichen Drang mit einer entsprechenden ausgezeichneten Anlage geführt wird. Dieser Mann aber fällt mit dem Gegenstande seiner Lieblingsstudien so zusammen, in ihm spiegelt sich die Natur der Zeiten und Zustände, die er behandelt, so treu ab, dafs er zu einer Consequenz der Ansichten und zu einer inneren Geschlossenheit kam, die ihm und seinen Aussprüchen ein fast grenzenloses Vertrauen erwarb. Ja ich mufs es selbst erkennen: da wo seine Meinungen mir zuweilen Irrthümer schienen, fand ich immer, dafs selbst seine Irrthümer voll Belehrung waren, da sie nie die Erzeugnisse eines leichtsinnigen Schreibers, sondern eines oft vielleicht nur zu gründlichen Forschers sind, und meist, dünkt mir, betraf, was mir Irrthum schien, nur solche ältere Zeiten, wohin zu folgen einem grundsätzlich-vorsichtigen Historicus schon schwerer ankommt, oder solche neuere, wohin zu folgen vielleicht der Er-

gründer des Mittelalters nach seiner inneren totalen Richtung auf das Aeltere weniger Lust hatte.

Seine vorliegende Abhandlung scheint nun zum Anknüpfen einiger Erörterungen über die anzuzeigenden Bücher, zum Aufstellen einer zum Theil abweichenden Ansicht und zu Andeutungen über die eigenthümliche Art seiner Kritik und Forschung gleich geeignet. Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, dafs die Quelle der Thierfabel in der Beobachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere liegt, die namentlich dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug seyn mufsten, um ein viel engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier hervorzubringen. Bleiben zwar in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt, »so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faſst auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit.« Es glaubt also an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt, es leiht ihr Kenntnifs unseres Schicksals, eigene oder gar menschliche Sprache. »Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.« Sogleich fährt dann der Verf. fort: »Die Thierfabel gründet sich also auf nichts anders, als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung,« sie stehe wie alles Epos in stetem Wachsthum, schmiege sich den Zeiten an, u. s. w. Aechte Thierfabeln zu ersinnen, sey widerstrebend; alle Versuche scheiterten, »weil das Gelingen gebunden sey an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen seyn mufs, ihn zu weihen und zu festigen.«

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage und Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptsächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied

von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche mit Anderen es bei uns dahin gebracht haben, dafs an der volksmäfsigen, allmählichen Entstehung unserer grofsen Epen, so wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben der Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon schwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar nicht adoptiren werden; kaum hat hat man auch im Auslande diese Entdeckung in unserem Epos beachtet, und in Bezug auf die Homerischen Gedichte hat man sie verspottet und sie hat selbst unter uns den innerlichsten Widerwillen, z B. in Göthe, erregt. Dies hat seine sehr deutlich nachweisbaren Ursachen, es hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich, worauf wir uns nur hier nicht einlassen dürfen. Den Mafsstab unserer Dichtungsgeschichte an jede fremde zu halten, würde auch eine Einseitigkeit seyn, die uns Deutschen am wenigsten zu verzeihen wäre. Die Volksmäfsigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der unteren Volksklassen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Unbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäfsiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern nun ist die Vorliebe für diese Volkspoesie nicht allein in unseren alten Dichtungen, sondern auch in aller Poesie überhaupt zu einer Höhe getrieben, auf die zu folgen schon etwas von dem eigenthümlichen Organismus gehört, auf den wir vorhin deuteten. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volkspoesie oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel volksmäfsige Dichtung gesehen, indem er Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermährchen auf Einerlei Stamm gewurzelt denkt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der seyn, den Grimm im Anfang seiner Abhandlung angab, den wir oben auszogen. Wenn er aber das Thierepos und die moralische Thierfabel in Einer Folge als Blüthe nnd Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieses Stammes ansieht, dann wissen wir ihm, es ist möglich aus Mangel an

gründlicher Einsicht, nicht zu folgen. Die Thierfabel, d. h. das, was alle Welt eigentlich und von je Thierfabel genannt hat, ist von dem Charakter des Thierepos, da wo dieses am reinsten ist, grundverschieden; nichts ist vielleicht hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem namentlich bei einer ersten Lectüre, z. B. des niedersächsischen Reineke die äsopischen Fabeln, die dort in dem zweiten Theil Eingang fanden, aufs unangenehmste lästig, wenigstens als etwas Fremdes beschwerlich fallen werden. Diese Thierfabel ist einzig und allein im alten Orient ein einheimisches Product (wir sagen ausdrücklich im alten, weil der neue unter griechischen und anderen Einflüssen litt); nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und das, was in Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierfabel. Sie mag ihre ersten Anfänge schon in den Zeiten gehabt haben, als die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensch bewufst wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen in den Menschen hervorrufen mufste, konnte kein anderer seyn, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in diesen Beziehungen lernte er eben die Thiere, die sich an ihn anschlossen, und jene, welche diese befeindeten, d. h. eben jene, welche fast ausschliefslich in der Thiersage auftreten, zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Geselligkeit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es giebt kein denkbares älteres Verhältnifs zwischen Thier und Mensch, als dies, und dies ist ja auch durch jederlei Gestaltung der Thiersage von der ersten zur letzten fast allein durchgedrungen, dafs die geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittelpunkt bilden, und wenn der Versuch in den *gesta Romanorum*, christliche Moral daraus zu ziehen, so sehr gescheitert ist, so liegt eben hier die Ursache am Tage; und wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin spielen, als die Laster, so liegt das eben darin, dafs der Friedensstand überall in der Gesellschaft vorausgesetzt wird, und nur deren Störung Anlafs zu Erzählung oder Belehrung giebt, und in diesem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundschaft, der Einigkeit (Tauben im Netz; zwei Stiere und Löwe) und ähnliche Eingang finden. Dagegen hat man es fast überall vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menschheit beizulegen, Frömmigkeit, Aufopferung und dergl., weil das leicht zur Blasphemie oder zur Lächerlichkeit werden konnte. Ja das Thierepos scheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu seyn

und ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu seiner Sphäre gemacht und alles Höherstrebende in den Menschen, das ja leider auch so leicht die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, zur Verirrung führt, grundsätzlich zu verspotten. Faſste nun der Mensch diesen ersten Bezug zwischen sich und dem Thier, so sehen wir, daſs die Lehre allerdings das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Ursprüngliche in der Thiersage ist. Zur Fabel genügte ein Nachdenken über des Menschen gesellige Zustände, das früh genug geweckt werden muſste, und eine nur allgemeine Bekanntschaft mit den hervortretendsten Eigenschaften der Thiere. Beides konnte der scharfsinnige, zu Räthseln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben; und gleichwohl scheint mir, als müsse eine Gegend zum Entstehen der Fabel gesucht werden und eine Zeit, die schon höhere Begriffe von Menschlichkeit besaſs, als sie der Orient im Alterthum fast durchgängig hatte, und die Heimath und das Zeitalter, das man dem Aesop giebt, scheinen hierzu gleich gut passend, ohne daſs ich übrigens damit leichtsinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen meinte. In irgend einer roheren Form möchte sie allerdings volk-mäſsig viel früher existirt haben; wer ihr aber diese Gestalt der äsopischen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben: diese Gestalt darf man für die uranfängliche halten, denn alles frühere erhielt vielleicht nie eine feste Form, und sollte dies doch geschehen seyn, so war eben diese Veränderung von solchem Momente, daſs von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, diese kleine Schöpfung in sich eine Solidität, eine Dauer und Festigkeit erhielt, der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte, und Anstoſs wird es daher erregen, wenn Grimm von einer geschwächten Form, von Verdünnung der äsopischen Fabel spricht. Und damit meint er grade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre; das nennt er die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwirft er die Lockman'schen Fabeln; in diesem Sinne will er die Aesopischen nicht als den Gipfel betrachtet haben; in diesem Sinne spricht er Lessings Fabeln ein Urtheil: das naive Element ginge ihnen ab; das Thun seiner Thiere interessire nicht an sich, sondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig ist, ob Lessings Fabeln auf die Moral spannen oder nur blos sie erwarten lassen, weil wir nicht

anders gewöhnt sind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poesie ist, die von dem Gedanken überall beherrscht wird, ob das Epigrammatische in L.'s Fabeln, das Grimm zu meinen scheint, nicht eine Eigenthümlichkeit Lessings ist, die seinen Grundsätzen über die Fabel sonst keinen Eintrag thut, dies Alles lassen wir dahingestellt. Gewifs ist das Eine, dafs der ganze Occident den Aesop und der ganze Orient den Lokman als die Quelle aller Fabeln, und ihre Fabeln als Muster angesehen hat; gewifs ist, dafs die Entfernung von der Kürze zur epischen erzählenden Breite in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf Lafontaine, la Motte und Richer und die Dentschen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung, ja selbst von den berühmtesten dieser Erzähler selbst als eine Entartung ist angesehen worden, und es giebt wohl fast keine Stimme, die nicht Lessings Rückschreiten zu der alten Simplicität ein Zurückgehen aufs Klassische und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten, ist gegen alle historische Möglichkeit. Solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum seyn sollte, müfste ein Irrthum seyn, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann also nur Irrthum scheinen, aber nicht seyn. Die Wahrheit, auf der jene Ansicht ruht, ist die, dafs die Fabel der erste Versuch der Kunstpoesie ist, um mit Grimm zu reden, d. h. der erste Anfang, eigenen Gedanken nnd allgemeinen Sätzen den Körper der Besonderheit zu geben, und es ist vielleicht nur zufällig, dafs diese Sätze auf das Moralische fielen (abgesehen davon, dafs nach der oben angegebenen Quelle aller Thierfabel dies ihre Richtung werden mufste, und dafs sie z. B. jene literarischen Lehren bei Lessing sehr füglich, aber nur nicht in Menge an die Hand geben konnte), weil der erste Keim der Kunstpoesie in solche Zeiten der vorherrschenden Moral zu fallen pflegt, wenigstens jener Poesie, welche in den unteren Regionen sich umtreibt, welche in der Dichtkunst das ist, was die niedere Kunst in der bildenden. Solche Zeiten der aufkeimenden Theilnahme des Volks an der Poesie, solche Zeiten der herrschenden Didaktik haben dann auch zu jeder Zeit die äsopische Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene selbstständige Entwicklung beginnt und dies fast, den ersten Spuren nach, seit dem welschen Gaste, eben dem Buche, welches gleichsam die höhere Ritterpoesie verabschiedet; sondern

es zeigt sich noch viel deutlicher im 18. Jahrh., wo die Fabel ihren engsten Verband mit der didaktischen Poesie zeigte, und zugleich in einer Zeit der helletristischen Vielseitigkeit, die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand, zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren, sich geltend machte, alle producirenden Köpfe, alle Theoretiker beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte klassische Simplicität erreichte. In dem gröfsten Wirwarr einer aufblühenden, von Fremden überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einstigen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Aussicht zu irgend einer klassischen Dichtung. So sehr ward die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, dafs sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dasteht, dafs sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommne Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die gröfsten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Poesie ein verständiges Princip nicht vermissen wollen; die gröfseren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung interessirt; nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr ursprüngliches, so würde das grade umgekehrt seyn; das Epos seinerseits hat sich mit solchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, dafs dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sey; man kann die Fabel nicht als volksmäfsige Dichtung ansehen, sondern als anfänglichen Versuch kleiner poetischer Erfindung im Fache der niederen Dichtkunst, die nachher nur volksmäfsige Geltung und Beliebtheit erhalten hat. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Genius sich bewufst, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würden alle gröfseren Köpfe, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, aufschreien, wenn sie hörten, Alles das sey gescheiterter Versuch gewesen! Gern würden sie zugeben, ihre Produkte ständen so weit hinter Aesop zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthum überhaupt zurückständen, und sie näherten sich ihm um so mehr, als sie allem diesem näher kämen, aber darin würde alle ihre Concession und ihre ganze Entschuldigung liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 43. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgaben des Reineke Fuchs von Méon, Mone, Grimm und Hoffmann v. Fallersleben.

(Fortsetzung.)

Aber nun die andere Seite! Dieser Ansicht von Grimm, ob wahr oder irrig, haben wir die schönste Entdeckung zu danken, die über das ganze Thierepos das beste Licht verbreitet und zugleich unserer vaterländischen Dichtung den Kern dieser werthvollen Producte vindicirt. Dies würde ich so fassen: Es existirte in Deutschland, wer weifs von wie langen Zeiten her, ein Zweig der Thiersage, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, der von äsopischer und aller anderen Fabel ganz unabhängig ist. Diesen Zweig würde ich das Thiermährchen nennen; er tritt nicht allein in unserem gröfseren, durch Einmischung alter Faheln entstellten Epos auf, sondern auch in besonderen unabhängig gebliebenen Mährchen, und die von Grimm mitgetheilten esthnischen und serbischen Faheln, welche die völlige Geschiedenheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von der unschätzbarsten Bedeutung. Die innere Bedeutung der Namen der Hauptheldeu im deutschen Thierepos führt auf ferne Zeiten der Existenz dieser Erzählungen zurück (p. CCXCIV.), wo noch an keinen römischen Einfluss zu denken ist, »die ganze Complication dieser Dichtungen hat alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung, — eine Zugabe von Wildheit ist darin noch merkbar, die Römern und Griechen widerstanden hätte.« Die Stücke, welche Grimm p. CCLVII. in der Note nennt, welche durchaus keine Spur von äsopischer Fabel an sich tragen, sind eben lauter solche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein grofses Kunststück seyn; diese haben ihren Zweck in sich selbst, sie wollen durch Stoff und Erzählung wirken; alle Requisite vereinigen sie, die Grimm an die ursprünglichere Form der äsopischen Fabel verlangt, sie haben jene epische Breite, die das ganze Mittelalter gesucht und auch auf diese Fabeln selbst übertragen hat; aber sie widerstreben dem Charakteristischen der Fabel eben so sehr, wie das Charakteristische dieser jenen

Mährchen widerstreht. Ein ganz allgemeines Band umschlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Schwänke, Fabliaux der Thiere u. m. A. Eingang fanden, mufsten sie bedeutend verändert werden, wenn sie sich natürlich einfügen sollten, und wie ich schon oben andeutete, so ist das bei weitem vortrefflichste Stück aus unseren Thierepen, das niederländische von Wilhelm die Matox, hauptsächlich darum so einzig, weil es die äsopische Fabel ganz ausschliefst, und die Fortsetzung verräth sich durch nichts mehr, fällt durch nichts so sehr auf, als durch die Einmischung solcher Fabeln, und was damit nothwendig verbunden war, durch deutlicheren moralischen Bezug, der nun dem Ganzen gegeben wird. Wenn aber Grimm auch gewisse Theile in den deutschen Epen, die Aehnlichkeit mit den äsopischen verrathen, nicht von diesen hergeleitet wissen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechischer Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutschen Völker im byzantinischen Reiche so viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher schöne Zug aus der äsopischen Fabel in solchen Entlehnungen verwischt ward, diese nicht als Entlehnungen gelten lassen will (als ob das Mittelalter nicht meist in Allem, was es von dem Alterthum herübernahm, das Schöne verwischt hätte!); wenn er darum in allen solchen ähnlichen Stücken, die sich in dem griechischen Fabulisten und im deutschen Epos blos allgemein entsprechen und nicht spätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinschaft, eine Verwandtschaft der Sage, die sich auf ein uraltes Band des indischen und deutschen Stammes gründe, annimmt, so kann ich da wieder nicht folgen. Abgesehen davon, dafs sich mir Alles dagegensträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge, wie den im Hitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallnen Shakal und den im Renart gelb gefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die wieder gegen alle Geschichte sind Ich bemerkte oben, wie solche Entdeckungen wie die von volksmäfsiger Dichtung, neu, richtig, anerkannt wie sie sind, leicht auf eine Uebertreibung führen müsse, und auf solche Anwendung: genau so ist's hier. Diese Männer haben auch eine neue Sprachforschung begründen helfen; überall wies sie hier die Verwandtschaft der deutschen und der klassischen Sprachen auf eine höhere Quelle, als die der Entlehnnng im Mittelalter. Das war natürlich: denn Sprachen

kann man wohl aufs Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die Ottonische Zeit, in der griechische und lateinische Literatur in Deutschland blühte, vertilgt; die Völkerwandrung hat in der Heimath alle und sämmtliche alten Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen, Erinnerungen grofser Thaten und Kämpfe der Nation gegen Feinde, die Freiheit und Alles gefährdeten; und durch diese ungeheueren Verwüstungen des Alten, und noch dazu durch wer weifs wie viel Jahrtausende der Wanderungen aus dem Osten und der Ortsveränderung im Norden hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, dafs in der Sprache so Manches ausdauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und selbst in der Sprache scheint mir, als habe man zu wenig beachtet, dafs derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenstände dieselben Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von solchen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Aehnlichkeit in der Geschichte ausgehen, dann gäb' es kein Gesetz innerer Entwicklung, und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu copiren. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müfsten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst jämmerliche und magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, fafste in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue, oft naturgeschichtliche Kenntnifs des Thiers, wie sie in den deutschen Mährchen sichtbarer ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt," gehört ein ganz anderer Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen; das frühere Alter-

thum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; das Alterthum kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch, den Grimm wagte und den nicht Jeder gleich hingeschrieben hätte, dafs ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man einmal die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Kindlichkeit, ein Verhältnifs zwischen Thier und Mensch, auch da, wo nicht Menschen neben Thieren in der Fabel auftreten, sondern eben schon durch jene Epimythien, aus ihnen, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine gröfsere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es ganz eigentlich unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Branchen manchmal der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in Collision und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind, und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läfst sich der Mensch zu dem Thiere ganz fühlbar herab; in den lateinischen Sachen sieht man ordentlich den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mönchische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewufst-Menschliche der Thiere noch immer sehr deutlich, und es forderte ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epos, wie später in der Fabel, um wieder dahin zu gelangen, wo, wie im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungestörter von unpassend geliehenen höheren menschlichen Capacitäten, Zuständen und Attributen erscheint. Dieser Gang bestimmt schon den Werth der verschiedenen lateinischen, französischen und deutschen Epen; in diesem selben Verhältnifs stehen sie der Jugend näher oder ferner, die man immer bei solchen volksmäfsigen Poesien zuerst hören mufs, die immer reiner fühlt als wir Aelteren, die wir beim Beurtheilen eines Kunstwerks vor tausend accessorischen Beziehungen den Mittelpunkt der Sache allzuoft übersehen. Dafs sich nun das deutsche Mährchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fabel so sehr verschmolz, lag einfach darin, dafs diese Fabel dem Mittelalter in einer Gestalt

zugeführt ward, welche jene alte strenge innere Consistenz schon etwas aufgegeben, schon viel mehr die Erzählung zur Hauptsache gemacht hatte, und gleichwohl konnte sie nur unter mancherlei Veränderungen tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken gleichfalls der germanischen Natur entgegenkam (was fast in allen erdenkbaren Beziehungen auf eine sehr merkwürdige Weise durchgeht), diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen seinen Poesien, wie in seiner plastischen Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter: sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Diese niedere Region der Fabel überläfst die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebt sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte, auf ihres Gleichen, auf Geringere zu blicken, der die Ideen von Menschengleichheit zuerst anregte, die sich allmählig ausbreiteten, und vermittelt durch das Christenthum wieder auf fruchtbaren Boden unter den Germanen trafen. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht! Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stilleleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dies trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier ward das Thierepos auch ohne Zweifel gezeugt und gewiegt, grofs gezogen und in die Welt geschickt ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen anderen Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren alten Sinn hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie; Froschmäufsler und dergl.). Ueberall, bemerkte ich ferner, steht

diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republikanischem, oder dafs ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der untern Classen, mit Freibeitssinn, mit Tyrannenhafs; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dies ist genau die Scheide der Wirkungen des R. Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied seyn zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte z. B. nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man beides fallen liefs und die Früchte verscherzte, während in Deutschland das Eine und das Andere sich ewig umgestaltete und fortentwickelte. Hier also komme ich wieder auf einige eigene Resultate, die aber so einfach als überraschend sind. Was Gr. p. XVI. über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft nicht den rechten Punkt und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die Wahl der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, diese aus jenen zu erklären, dann ihre Wirkungen nachzuspüren und in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Popularität basirt, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für sich, in Mährchen oder Fabel, dem Hörer oder Leser behagen, und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem blofsen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmter schieden, sobald nur das Mönchswesen anfing aufzukommen, und gar als es anfing auszuarten, sobald man ein ascetisches Leben überhand nehmen sah, dessen Unnatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mufste, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte, die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung die Existenz der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als dafs diese Thierpoesie, die von je auf der materielleren Seite des Menschen, mit der er der Natur und ihren anderen Geschöpfen

näher steht, festhaftete, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stets mehr Ursache finden mufste, dieser sich je enger anzuschliefsen, je höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, luftiges Träumen und Treiben verlor, unter dem jeder feste Boden schwand, konnte es anders kommen, sage ich, als dafs sie, auch ohne dafs sie es wollte, politisch, moralisch und ästhetisch einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poesie zu bilden anfing? dafs sie das Heilige und das Hohe parodirte, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht stellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und das Schmähliche satyrisch verfolgte? War auch keine Absicht, kein Bewufstseyn der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der Stoff an sich dieses Verhältnifs mit sich; jedes bessere spätere Volksbuch in Deutschland allegorisirt gleichsam die Zustände oder Schicksale eines Standes, einer Tendenz, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne dafs eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen sey. Dies eben ist das, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewufstseyn in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dies hing natürlich von dessen Individualität, es hing auch von der Zeit ab, in der der jedesmalige Dichter lebte und von dem Volke, dem er angehörte. Hier mufs man sich allerdings hüten, zu weit zu gehen, man mufs sich hüten, keine eingelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, allein man mufs auch auf der anderen Seite das Allegorische, was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen, man darf ferner nicht leugnen wollen, dafs nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältnifs dieser Art von Poesie und ihres Inhalts zum Leben mehr oder minder klar gemacht, dafs sie nicht eigene Nutzanwendungen davon gemacht, wozu sie die Moral der äsopischen Fabeln von selbst leiten mufste, dafs sie den entgegenkommenden Stoff nicht oft freudig zu Satyren u. s. w. benutzt hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volkspoesie nachhängt, ab, so stemmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes.

Es ist in die Augen fallend, dafs in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt, und dafs er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die

des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich agirt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Collision kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen seyn, dafs hier wie in einer zufälligen Personification die Geistlichkeit, die grofse bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erscheinen, in denen der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als grofser Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Um ja nicht mifsverstanden zu werden: ich meine nicht, dafs ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten; allein die erste Gestaltung eines Thierstaats konnte doch nicht anders, als sie mufste das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es denn wohl seyn, was Grimm aus anderen Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugnifs (p. LI.) behauptet, dafs einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und dafs erst nachdem das biblische Königthum von Karl dem Grofsen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, wie geschah, so war es ja wohl natürlich, dafs man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte, auffrischte und bestimmter zeichnete. Da ferner diese Sagen von Anfang an in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern und Autoren bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Mifsbrauch zu einer unheholfenen Satyre gegen den Mönchstand zeigt. Den Wolf (Gr. meint, seines Alters, seines Graukopfs wegen, oder weil er vielfach in Verkleidungen, im Schaafpelz umhergeht) als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon im *luparius* (Gr. p. 410.), der ins 11te Jahrh. gesetzt wird,

wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, dafs diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben, eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der Gr. die Steinbilder in dem Strafsburger Münster anführt, welche ein Todtenamt für den scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späfse und Verspottung oder Parodirung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht möchte aber doch dergleichen schwer zu finden seyn. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Querbau des Freiburger Doms, dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. gebaut gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schliefsen läfst) lesen gelernt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn fafst, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episkopalkirchen durchaus keine Ursache hatten, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Oh in dem Bruchstücke Isengrimus, welches Gr. zum erstermal herausgab, und welches eine Quelle des von Moné herausgegebenen Reinardus zu seyn scheint und wohl den Umfang dieses letzteren gehabt haben mag, eine solche Schärfe der Satyre gegen das Mönchthum gelegen, wie im Reinardus, läfst sich nicht sagen, solange man das Ganze nicht besitzt; es läfst sich indefs bezweifeln, weil Gr. (p. CCLIX.) sehr richtig bemerkt, dafs „die Derbheit und umständliche Ausarbeitung der satyrischen Ausbrüche im Reinardus auf Rechnung des mönchischen Dichters geschrieben werden mufs.“ Das Alter des Isengrimus setzt Gr. nach scharfsinnigen Erörterungen in das erste Jahrzehent des 12ten Jahrhunders, der Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher, als der des Reinardus, jener aus Süd-, dieser aus Nord-Flandern. Der Isengrimus enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel gröfserer Kürze; das erste Abentheuer dort ist hier von 528 auf 1200 Verse angewachsen. So wenig schon im Isengrim die Sprache einfach ist, so redselig, so mönchwitzig er schon ist, so ist doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzelne Züge stechen gegen die Behandlung

im Reinard vor, z. B. die wenigen Verse 53 sq., die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich schildern.

Dagegen ist der Reinardus in der Ausgabe von Moné, aus der Mitte des 12ten Jahrh., wie jener in elegischen lateinischen Versen, ein recht eigentlich unleidliches Gedicht. Der Titel ist wohl willkührlich, und es sollte billig wie jener Isengrimus heifsen, denn dieser ist der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall erscheint er hier als Abt (I, 20. 3.), überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs (1389.), in mönchischer Dummheit, Unwissenheit (p. 115.) und Gefräfsigkeit (p. 203.) Die Fabel, die Erzählung wird gleichsam zur Nebensache, überall sucht der geistliche Verfasser, die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweist (III, 1879. »gavisam *scriptura* refert his lusibus illam«), zu benutzen zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt (»praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes defuerunt testes, est data Roma Petro«) und seine Geldgier (p. 296.) »Ein bitterer Spott,« sagt Gr., »ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen, und weder des Oberhaupts der Kirche (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Conrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen (IV, 1217 sqq.), noch anderer hervorragender Bischöfe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont.« Er meint dann weiter, die beifsende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satyre, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlafst; mich dünkt, die gelehrt pfäffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Gr. ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm den Mund geöffnet haben. »In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geistlichen, vielfach eine Parthei gegen den päbstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schlofs oder auch ganz selbstständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauter er sich darstellt. Auch dies spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte, die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren

Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich.“ Wenn man auch in den Hauptpunkten seiner allgemeineren Satyre mit dem Dichter sympathisiren möchte, wenn man seine allzu zelotische Derbheit auch dem Zeitalter zu gut halten wollte, wenn man seine Personalsatyren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Partheisucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vorzublicken; sein Spott ist oft frech, wie er selbst im Mittelalter selten sonst gefunden wird; die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäfsig hingeben, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt seyn, aber die Ironie geht doch stellenweise etwas weit, wenn z. B. die Apostel simpel gescholten werden, weil sie die Grundsätze der frivolen Predigt p. 190. nicht theilten, nirgends ist Mafs und Schonung, in dem Ausmalen obscöner Stellen geht er wo möglich noch weiter, als die französischen Dichter, und er scheint schmutzigen Witz zu lieben. Ich weifs nicht, ob es nicht eine Stufe zu tief steigt, wenn hier alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Frefssucht fliefsen; ganz anders sind die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Man sollte meinen, es leuchtet aus dieser Beredtsamkeit eine gewisse Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isegrim zu plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein, einzelne Beschreibungen und dergl. einen Dichter machen, dann mag man den Verf. dieses Reinardus vielleicht loben. Allein dieses endlos breite Geschwätz, dieses Haschen nach Phrasen, nach Sentenzen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, dieses Wiederholen und Breittreten, diese stete Vernichtung jedes guten Gedankens durch das ewige Item des Variirens, diese langweiligen, gedehnten Reden, die hier zwischen zwölf und Mittag liegen und jeden Gang der Handlung stören, diese grade Ironie, welche ermüdend das Laster fortwährend preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die dünnsten Fakten festzuhalten, an ihnen sich vergnügen zu können und über jenen sich wegzusetzen, dies ist mehr, als ich selbst einem Zeitgenossen des flandrischen Geistlichen, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, zugemuthet hätte, geschweige einem Zeitgenossen des Herausgebers. Was die Ausgabe und den Herausgeber dieses Gedichtes angeht, so ist mir den Statuten der Jahrbücher zufolge nicht vergönnt, darüber anders als referirend zu reden. Auf dem Titel schon ist

der Reinardus als ein Zwillingsgedicht aus dem 9ten und 12ten Jahrh. angegeben, und in dem Text selbst sucht der Herausgeber mit Interclusionen und Ausscheidungen einzelner Stellen aus dem in sich höchst gleichmäfsigen und übereinstimmenden Ganzen das Aeltere, das er zu Grunde liegen sieht, herzustellen. Eine ältere Quelle, und eine solche, welche mehr erzählender und weniger eloquenter Natur war, als das Werk des 12. Jahrh., liefs sich nun freilich vermuthen und sie hat sich auch im Isengrimus gefunden, und in sofern war es auch leicht, mit Entfernung mancher Stellen, welche den Flufs der Begebenheiten läppisch unterbrachen, das Rechte zu treffen. Aber damit konnte man nicht hoffen, das ältere Gedicht, noch viel weniger aber ein Werk des 9ten Jahrh. herzustellen, wohin Moné diese frühere Quelle der Eccardischen Conjectur (Franc. Or. 1729. 2, 281 sqq. 297 — 800.) zu Gefallen verlegte, nach welcher der Reinhart Fuchs einen Herzog Reginarius und Isegrim der König Zwentihold oder ein Graf Isanricus seyn solle, Deutungen, die auch von Moné angenommen und wieder ausgeführt werden. Grimms Erörterungen im 12ten Cap. über diese Erklärungen müssen diesen Stoff so gut wie John Drake's Deutung aus der Literargeschichte entfernen; eine allgemeine Auffassung der Fabel aus der Geschichte" leugnet er, ohne darum »einzelne Anspielungen auf geschichtliche Personen oder auf die wirkliche uns jetzt meist verdunkelte Zeit der Dichter zu verreden." Ich verweise daher auf Grimms angeführtes Capitel, das ich in jeder Hinsicht für erschöpfend und entscheidend ansehe.

Neben diesen von Geistlichen behandelten Gedichten entwickelte sich die Thiersage fortwährend in volksmäfsiger Gestalt, und schon im 12ten Jahrh. war eine hochdeutsche Bearbeitung von Heinrich dem Glicheser bekannt, die wir nur in einer Ueberarbeitung des 13ten Jahrh. kennen, die aus dem Koloczaer Codex schon früher erschienen war und nach einer Vergleichung der Heidelberger Handschrift mit jenem Drucke von Grimm wieder herausgegeben ist, der es versuchte, bei allgemeiner Festhaltung des Tons der Umarbeitung, Einzelheiten des alten Verfassers herzustellen. Dieser ältere Dichter, den Gr. (p. CX.) für einen Schwaben hält, hatte wieder eine französische Quelle vor sich, und in Frankreich waren Erzählungen vom Fuchs und Wolf nach Zeugnissen, die Raynouard (Journ. des Savans. 1826. p. 339.) und hier Gr. im Cap. 10. beibringt, schon im Anfang des 12. Jahrh. so verbreitet, „dafs man einem wildaussehenden Menschen spöt-

tisch den Namen Isengrim heilegen und Jedermann im Volke die Anspielung fassen konnte.“ Der deutsche Reinhard Fuchs enthält auch aufser dem Abentheuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung durch den Fuchs nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene; und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinhart ausdrücklich hervorzuheben, so dürfen wir sagen, dafs das hochdeutsche Gedicht bei scheint's gröfserer Zucht, Naivität und Anspruchslosigkeit und bei gröfserer Kürze im Allgemeinen den Styl der französischen Branchen hält und mit dem Renart in eine Linie gesetzt werden kann. Gr. scheint von dem französischen Renart vortheilhafter zu denken, als mir billig scheint. Seine Verbreitung in Frankreich, die Ausdehnung, welche die Thiersage hier erhielt, ist allerdings bedeutender, als irgendwo sonst; die deutschen und niederländischen Bearbeitungen lassen auf französische Quellen schliefsen, die nicht einmal mehr existiren, und aufser den beinahe 42,000 Versen, welche der von Meon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der obscöne renart contrefait aus dem 14ten Jahrh., der nicht darin aufgenommen ist, aber noch in zwei Handschriften existirt, einen ähnlichen Umfang. Eine solche Masse hat freilich Niemand sonst entgegenzusetzen, obgleich es schon, was die blofse Masse angeht, billig zu seyn scheint, blofse Nachahmungen der späteren Jahrhunderte nicht mitzuzählen. Doch, wollen wir Alles zusammenfassen, was in Frankreich und in deutschen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geschlossen werden darf, so müssen wir in Anschlag bringen, dafs in Frankreich alle alten Dichtungen unstreitig viel besser zusammengehalten und weit nicht so viele davon verloren wurden, als in Deutschland, wo die Dichtkunst eine gröfsere und fühlbarere Unterbrechung erlitt, als irgendwo sonst; dafs ferner die Franzosen den Renart später ganz fallen liefsen, während in Deutschland der blos in einem Dialekte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, dafs Deutschlands gröfseres Interesse nur später kam, als Frankreichs, und dafs es sich, wie es dem Charakter der gründlichen Nation ganz angemessen ist, auf Eine einzige, aber vortreffliche Bearbeitung, die überhaupt den ganzen Cyclus abschlofs, beschränkte, während die Franzosen oberflächlich und flüchtig ewig nach neuem trachteten, von einem zum andern flatterten, schale Wiederholungen und platte Varianten

schufen, aufser der leichtesten Unterhaltung nichts vermifsten, und so zu einem festen Epos und zu einer ästhetischen Vollendung dieses Romanes nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Ansicht der Franzosen, dafs sie auch für die Ausgabe von Meon ein ganz entsprechendes Verfahren an die Hand gab, das unsere deutschen Kritiker entsetzen würde: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen zusammengetragen und ihnen eine willkührliche Ordnung gegeben, so dafs ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbände, die aus ganz verschiedenen Zeiten, in sehr abweichendem Geschmacke und von dem ungleichsten Werthe sind. Wenn ja nur die Lectüre bequem gemacht war, was lag weiter an kritischer Behandlung und an historischer Folge! Indefs hat auch dies Alles in der That nicht so viel auf sich; denn nirgends hat sich der Renart zu einem episch geschlossenen Ganzen gebildet, wie selbst der deutsche Reinhart (so unvollkommen er seyn mag), aufser etwa in br. 20. bei Meon, wo ein Fortsetzer des Pierres de St. Cloot, den man für den ältesten und Hauptbearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert jedoch mit allerhand schlechten Abweichungen erzählt und mit Recht mit den Worten beginnt V. 9649:

Perroz, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier conpere,
lessa le miez de sa matere
quant il entr' oblia les plez
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion.

Auch dieser Dichter hat wieder eine ältere Quelle vor sich, die, wenn sie erhalten wäre, vielleicht näher auf Wilhelm's führen würde; er sagt V. 9659: „Ce dist l'estoire es *premiers vers*, que jà estoit possez y vers, et l'aube-espine florissoit etc.« Doch, wie gesagt, auch diese etwas geschlossenere Branche trägt den Charakter des Fabliau, und das thun alle Branchen der drei ersten Bände bei Meon. Wenn Grimm (p. CXVI.) meint, die nordfranzösischen Gedichte seyen der Thiersage ergiebigste Ader, so mag dies in einem gewissen Sinne zugegeben werden; nennt er sie aber ihre lauterste Quelle, so fürchte ich, geht er wieder zu weit. Die lauterste Quelle würde ich immer den Reinaert nennen, dort ist alles Aechte und erweislich Nationale ungetrübt, diese Reinheit mag sich auch nach der Verpflanzung der fränkischen Sage auf gallischen Boden lange erhalten haben, einzelne gewifs

ächte deutsche Thiermährchen finden sich auch offenbar in den noch erhaltenen Branchen, allein im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoff äsopischer oder avienischer Fabeln überladen und nehmen oft eine lehrhafte Wendung, sondern noch mehr haben sie von der Manier der Fabliaux und Contes gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schwänken ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschliefsen. Ich bemerkte oben, dafs ein offenbarer Gegensatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und überhaupt der höheren Stände sich von selbst in diesem volksmäfsigen Thierepos herausstellen mufste, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, dafs man es in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet, aber sogleich in Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Diesem Leben, dieser preciösen Abgeschlossenheit steht nun auch das Fabliau überall gegenüber, sowie der ganze ungeheure Schatz der kleineren Erzählungen und Novellen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewufstheit, weil der Gegensatz hier fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache und Darstellung, Effekt und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das, was in die genannte Klasse fällt, so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier, in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand. Und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen, wahrscheinlich den aus älteren Zeiten herstammenden Branchen (denn überarbeitet und aus dem 13ten Jahrh. sind auch die ältesten, die wir haben), mit den Fabliaux; denn hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der heiteren, leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Reinaert und Reineke, wenn sie daneben bestehen wollen, andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Ritterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sey, gegen den grofsen Styl der Kunst in dem Ritterepos die kleine, minutiöse, detaillirte Manier der Niederländer; gegen die allgemeinste, weiteste und unbestimmteste Bühne dort, wo man bestimmte Sitze erwarten sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Localität und der engste Schauplatz; gegen bedeutungsvolle Namen

hier ganz individuelle; gegen die schale Flachheit der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen; dem pomphaften Wesen jener Ritterwelt und der Höhe ihrer Bestrebungen gegenüber diese alltägliche Gemeinheit; statt dem hohen Kotburn der niedrige Soccus; statt der träumerischen Sehnsucht dort das vergnügliche Behagen hier; wo dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fliefst hier Alles in der plansten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm dort, desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter und abscheulicher verspottet man sie hier (Br. 20. p. 11259 sqq.); dort kennt man das gemeine Bedürfnifs nicht, hier drebt sich Alles um dies Eine; dort ist die Liebe ätherisch und subtil, hier ist viehische Unzucht; und als ob sich Alles vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der guten ritterlichen Poeten hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der Darstellung, diese reizende Leichtigkeit, diese stets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische ausgeht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt; und in Deutschland, wo der Gegensatz sich am vollkommensten herausstellen sollte, mufste sich als Schlufsstein des ganzen Gebäudes eine Uebersetzung oder Bearbeitung in einem Dialekte geltend machen, der wie eine weitere Besonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunst erscheint, ein Dialekt, der, so wenig er sich sonst hervorgethan hatte, so ganz für diese Art der Dichtung geschaffen schien, dafs man die späteren Umarbeitungen, selbst die von Göthe, damit vergleichend, nichts Wahreres sagen kann, als was Lauremberg vor Zeiten schon gesagt hat:

Man hefft sich twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdütsche Spraek, men ydt wil gantz nicht klingen,
Jot klappet yegen dat Original tho recken,
als wenn man plecht ein Stücke vul bolt tho brecken,
edder schmitt einen olden Pott gegen de Wand;
dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke Eigenschop dersülven Rede
welcke de angebahrne Zierlichkeit bringt mede u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 44. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgaben des Reineke Fuchs von Méon, Mone, Grimm und Hoffmann v. Fallersleben.

(Fortsetzung.)

Der französische Renart nun excellirt, wie die französischen Fablianx überhaupt, in dieser Kunst der heiteren Darstellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouveres gehalten, noch mehr, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutschland; sie übertreffen das gröfsere Epos, wie die Gellert'schen und ähnliche Erzählungen und Fabeln den Schönaich; sie verhalten sich aber zu der reinen Thiersage wie Lafontaine und seine Nachahmer zu der reinen äsopischen oder der sich ihr wieder nähernden lessingischen. Ob nun dies dem Charakter dieser Dichtungen angemessen ist, ergiebt sich sehr leicht von selbst: tausend Züge finden sich in dem französischen Renart, die, wenn man an den Reinaert oder Reineke gewöhnt ist, so lästig fallen, wie Lafontaine, wenn man die äsopische Fabel kennt. Ich will nur Einiges anführen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung, wie Lessing vortrefflich gezeigt hat, so wenig Zweck ist, dafs sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läfst, ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Alles konnte in der schönsten Gleichheit miteinander conversiren, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thierepos, das in seinem Stoffe schon materiell dem Dichter eine ganze, von unserer wirklichen verschiedene Welt an die Hand gab, machte es nöthig, dafs der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und seinem geistigen nnd moralischen Treiben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es: kein Dichter, der eine solche auf hlofsen Imaginationen ruhende Welt verkörpern will, kann anders; wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so mufs er recht unverholen die Menschlichkeit in jene Zustände oder Charaktere übertragen; dies wird immer durch den Contrast etwas Komisches hervorbringen,

aber es scheint, dies Komische macht Homers Olymp und Göthe's Mephistopheles, so verschieden es in beiden auch ist, allein erträglich. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder anderen steht: der Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die Handlungen und das moralische Treiben seiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens entfernt: umgekehrt war es hier, wie wir sahen. Hier also würde ich die beiden nothwendigen Bedingungen der Thiersage suchen, dafs sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äufseren Beziehungen der Wahrheit gemäfs schildert, und ihr nur menschliche Fähigkeiten (ich wähle noch den unbestimmten Ausdruck mit Fleifs) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus jenen wirklichen äufseren Zuständen verlangt, nur da darf man zugeben, dafs es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorsicht geschieht, eine Steigerung des komischen Effects hervorgebracht wird, die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen, dafs sie eine gleichmäfsige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernst grenzen und lieber in satyrischen Eifer oder in tiefe Gedanken überstreifen wird, als in frivolen Leichtsinn und in oberflächliche und thörichte Späfse. Zu dem ersteren wird sie zum Theil im Reinardus, zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Reinaert im ersten Theile steht mitten inne. Wenn gleich im Eingange zu dem französischen Romane der Unglauben rege gemacht und auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt gleich mit Fingern gedeutet wird, indem man sich auf Bileams Esel, indem man sich spafshaft auf die Autorität der Bücher beruft:

mès l'en doit croire l'escripture,
a desenor muert à bon droit,
qui n'aime livre ne ne croit;

wenn gleich den Thiercharakteren ihre moralischen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue personificirt vorgeführt werden, so ist sogleich aller Eindruck weg und die bestimmteste Hindeutung auf moralische Lehre am Schlufs des Reineke ist gegen diese so wenig störend, dafs im Gegentheile Manche darin erst eine Beruhigung finden werden. Hier stellt sich

der Dichter sogleich über seinen Gegenstand, theilt uns seine Weisheit mit, und unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns, wie der Lateiner mit seiner sophistischen Redekunst, so er mit seiner feinen Erzählung zu interessiren, mit Ausmalung obscöner Situationen, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen, und es ist schon seltner, wo die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleichmäfsigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier meist durchgeht, ganz verschieden von dem niederländischen und sächsischen Gedicht. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen conversiren, Menschen betrügen so gut wie ihres Gleichen, Menschen mifshandeln, so finden wir darin einen Mifsbrauch und eine Verletzung der allerersten Bedingung, die durchaus ein ganzes Mifsverständnifs der Sage verräth, die auch nur aus dem Hang flofs, Neues und Niegehörtes zu sagen. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im lateinischen Gedichte die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, hinhalten und stören, und diese üble Eigenschaft wird auch V. 5468. ausdrücklich bemerkt: »Voir dist li vilain ce me semble, qui dist qu'entre bouche et cuillier Avient sovent grant encombrier: Or en sui bien certains et fiz. Sages fu Catons et recuiz, Qui enseigna son filz petit, Q'à son mengier parlast petit, Mis ne l'ai pas bien retenu, Bien voi que mal m'est avenu, de trop parler a ceste foiz.« Es mufs ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Schwert, mit Pferd, mit Sporen eingeführt werden, meist, scheint es, ohne dafs man anders als figürlich davon redet, und auf der anderen wieder in allen ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten erscheinen, der Hahn, singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreitztem Flügel, den er mit den Füfsen tritt, die Katze, mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dgl. Es ist schwer und geht mich hier nicht an, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen, was die Thierfabel schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet, aber doch frage ich, ist die branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt, nicht so läppisch, wie man nur was haben kann? Ist in br. 9. das Auffressen der Hostien durch den Fuchs und der Kirchenraub, sammt anderen begleitenden Um-

ständen nicht so nutzlos frivol als möglich? Ist die br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch hersetzen kann, wie so manche französische Fabliaux in ihrer nackten Unflätigkeit werth, dafs so viel Gabe der Darstellung daran verschwendet ist, eben wie auch in br. 21. und 27? Ist in br. 20. die Profanirung der Wallfahrtinsignien *) grade nothwendig, um den Mifsbrauch der Wallfahrten mit Spott zu strafen? Giebt es irgend ein Beispiel, wo das übertriebene Uebertragen menschlich-äufserer Verhältnisse auf die Thierwelt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben dieser Branche in der Belagerung von Maupertuis? Ist die Häufung kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen irgendwo deutlicher und ekler als am Ende eben dieser Branche, oder in der Neigung, die hier sehr allgemein ist, den Fuchs von allerhand Thieren überlisten und betrügen zu lassen? Kurz, überall fast sieht man diese Dichtungen der Franzosen nichts als die flachste Unterhaltung bezweckend, und im Allgemeinen verhalten sie sich auch ihrem Werthe nach nicht anders zu dem niederländischen und niedersächsischen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von schöner Oberfläche zu einem epischen Gedichte, das in sich geschlossen und innerlichst von Einem Geiste belebt, den reinsten und tiefsten dauernden Eindruck zu machen im Stande ist, weil es nur Einen totalen Eindruck zu machen sucht, wie jedes ächte Gedicht thun soll, das nicht blos auf Zerstreuung und flüchtige Vergnügung berechnet ist. Kein Wunder denn, dafs auf diesem Grunde nachher im 13. und 14. Jahrh. sich nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthlosen couronnemens Renart von Marie de France zu schweigen) ein renart le nouvel von Jaquemars Gielee (circa 1290.), der schon Thierkriege behandelt und in ein Feld überstreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung grenzt, und dann ein renart li contrefet (um die Mitte des 14ten Jahrh. vollendet), der noch elender seyn mufs, als das elendeste, was gedruckt ist, wenn man nach den Auszügen von Legrand d'Aussy urtheilen soll. Wie ganz anders dagegen der niederländische Reinaert! Auf diesem mehr deutschen Boden, wo gleich unter den Händen der lateinischen Dichter diese Thiersage eine feste epische Abrundung erhielt, kam, scheint es, keine andere

*) V. 11259: Danz Roi, tenez vostre drapel,
Que Diex confonde le musel,
qui m'encombra de ceste frepe
et du bordon et de l'escherpe!
Son cul en tert voiant les bestes,
puis si lor giete sor les testes.

Form auf; und diese Arbeit von Willam die Matok, aus der Mitte des 13. Jahrh., der übrigens auch nach einer französischen Quelle gearbeitet zu haben versichert, *) hängt in sich so fest zusammen, giebt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lektüre stets deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken dieser sämmtlichen Thierdichtungen, dafs nur Ein doch nicht ganz geistloser Nachahmer vielleicht hundert Jahre später auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht Wilhelms in einer Fortsetzung mehr zu wiederholen als weiterzuführen. Von da an ward dieses vereinte Werk, das man, nach Grimms Bemerkung, bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die grofsen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen.« Eben so genau hielt sich wieder an diese Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nachdem jene 1479. in Gouda bei Gheraert Leu zum erstenmale gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben; was war auch hier zu ändern oder zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen Reinaert der niedersächsische Reineke, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch Grimm im 8ten Capitel veranlafst hatte, auf welche der neueste Herausgeber des Reineke verwies und auch mir zu verweisen erlaubt seyn wird. Dies Gedicht ist unmittelbar aus den niederländischen Gedichten geflossen, nicht aus der Prosa, schon weil sehr oft die gleichen Reime beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstige Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist, wie schon gesagt, der Schlufsstein des Ganzen geblieben, in Deutschland er-

*) Es ist doch sehr eigen, dafs alle die Quellen unserer besten deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen auch bis auf die Spur in Frankreich verschwunden sind! Die Quellen des Willam, des Lamprecht, des Wolfram! Entweder müssen die Franzosen — und das sieht ihnen freilich ähnlich — all ihre besten Sachen am ersten vergessen haben; oder wir Deutsche trauen unsern Deutschen in ihren Quellenangaben zu viel, und das sieht uns freilich auch ähnlich.

lebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen, seit den letzten zehn Jahren ist die oben angeführte von Hoffmann v. Fallersleben die dritte; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem typisch gewordenen Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, ans dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willam ausgegangene Gedicht! Der kühnste poetische Schöpfer der neuen Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neu-hochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben, und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! An diesem, alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte; neben der eindringenden und umfassenden Verbreitung dieses Werkes in zahllosen Drucken, neben seiner, jeder Veränderung trotzenden Kraft können die hunderttausend Verse der Franzosen in keinen Betracht kommen.

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln sich einmischen. Ueberall, wo dies in den französischen Branchen, in der Fortsetzung des Willam und wo sonst geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als dafs sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermährchen, und nur das Thiermährchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng den Kreis der äufseren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie wie in der Wirklichkeit ihre Feinde, die Raubthiere, verfolgen: sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, dafs sie mit in den Vordergrund träten oder mit den Bestien sich unterhielten, Händel mit ihnen abschlössen u. dgl., wie im Renart geschieht, und wie selbst in dem lateinischen Gedichte nur dann vorkommt, wenn die offenste Satyre

auf die Mönche bezweckt wird. Der Takt des Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punkts sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer entschieden bestimmt. Noch scheint mir diese Reinigung des Terrains bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das gröfste Verdienst des Dichters (womit ich gradezu den Willam meine, denn nie glaube ich, dafs ein Franzose etwas der Art machen könne.) In der Fabel und Parabel bemerkten wir, dafs auf Wahrscheinlichkeit, dafs selbst auf einen Grad der Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden braucht, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Das konnte in einer handelnden Welt nicht geschehen, hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Hier ward auch überall, was das Handeln selbst angeht, das rechte Mafs beobachtet, wie wir sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die französischen und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Motive untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Conterre und Fabliauerzähler zumuthen, dafs, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten solle; wie konnte man also billigerweise verlangen, dafs er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen lassen, die sein eignes Hirn erzeugte; oder wie sollte gar ein mönchischer, zierlicher Latinist dem Geist der Thiersage zu Gefallen seine schönsten Wortspiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein nun liegen auch ihre Producte da, und wurden frühe vergessen, denn dazu lag die Aufforderung in den Producten selbst, die kein befsres Schicksal verdienten. Es ist überhaupt eine sehr bequeme Sache, verlorene Schätze der Literatur zu beklagen, und die Vernachlässigung Anderer zu bedauern: allein den Verlust und die Vernachlässigung zu erklären, ist wohl sehr häufig eine mögliche, und nur nicht oft versuchte Sache. Dieser Willam hat es über sich vermocht, sich nach dem Eingang zu dem Gedichte aus der Erzählung zu entfernen; nirgends tritt er im Geringsten hervor, und indem er allein mit dem Gang seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner Helden die Phantasie fesselt, verschmäht er

mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seine Leser zu behelligen, und mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte; eine Einsicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborner Instinct von selbst an die Hand geben. Er hütet sich, seinen Thieren zu ihren Handlungen bestimmte Motive zu geben: gab er ihnen die viehischen, welche der Verf. des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er ins abschreckend-Gemeine; gab er ihnen zufällige, äufsere, so fiel er in das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzosen; gab er ihnen grundsätzlich-bewufste Schlechtigkeit, so war die milde Ironie kaum festzuhalten. Er liefs ihnen daher die thierischen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Quelle des Schlechten und Guten sind; der Fuchs geht hier nicht aus Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache, als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergifst (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit, wo er kann, aber er übt seine losen Streiche nicht um des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren. Ich weifs nicht, ob man mir's übel nehmen wird, aber dies scheint mir das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Principien kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Menschen, sondern des Menschen, wie er gemeinhin seyn würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firnifs der Welt und was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen liefs, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das active Princip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das meine Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen,

indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör geben, so wünschte ich, dafs sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blöfsen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die grofse Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte, wie im Alterthum; und dann indignirt alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären, unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser, als wir sind; nicht ganz mit Unrecht: denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schöneren Handlungen. Allein hier in dieser poetischen Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Abscheu auch nicht, denn Jeder wird sich ertappen, dafs er für den Bösewicht Reinhart Parthei nimmt. Ja, in der Geschichte geht es uns leicht so, dafs wir für überlegne, kräftige Charaktere uns interessiren, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden; unser Gefallen an kühnen Räubern und dergl. fliefst aus dieser Quelle der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das Schlechte ist. Wir treffen also in unserem Inneren den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig ist, darum ganz auf; wir nehmen ihn ganz ungetrübt auf, weil keine vereinzelte Empfindung rege gemacht wird, weil die Schicksale der Handelnden unser Gemüth nicht so berühren, als wenn wir handelnde Menschen in diesen Zuständen sähen; und hier tritt wieder von einer anderen Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menschen als mitagirenden Personen in die Thiersage liegt. Indem nun der Dichter überall mit einer Mäfsigung und einem Takte, der ganz unvergleichlich ist, diese Geschöpfe ohne Principien immer nur so handeln läfst, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Situationen bringt, die dem angemessen sind, so mufste er nothwendig auch ihre Intelligenz limitiren und dem Ausdruck und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich also fiel alles Räsonniren, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmäfsige Entwerfen, aller gröfsere

Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit u. dergl. konnte nicht dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in dem Maſse wie die früheren Bearbeiter leihen. Es ist daher ganz vortrefflich, daſs die Thiere hier stets blos im treuesten Ton der täglichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste legen, welche auch der spieſsbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt; wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemeinplätze, die sie reden: und die Bedeutung derselben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verstanden, denn man hat sie ausgezogen, mit gesperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit in Worten und auch oft in Werken gestattet, so reden sie hier — und ist das nicht wieder bei neun Zehnteln der gewöhnlichen Menschen der Fall? — immer viel gescheidter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, was sie sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht), ein — ich weiſs nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen muſste, waren gefährlich, leicht konnte die unerträglichste Langweiligkeit daraus folgen, allein er wuſste sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh und jenen Mutterwitz, der sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren verschen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die Beichte in den Mund gegeben haben, welche der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völlige Bewuſstheit im Handeln und Denken deutet; obwohl man sonst bekennen muſs, daſs der Reineke schon darum ein vortreffliches Stück ist, weil er den Geist des Reinaert so treu festzuhalten verstand. Göthe hat es darin versehen, daſs er diesen Fehler im Reineke noch weiter treibt: eben in jener Beichte redet zuweilen aus seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes schlieſsen läſst. Auch hier aber muſs man zugeben, daſs der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in seiner Zeit und in seiner Sprache gewiſs sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daſs namentlich für den ans Hochdeutsche Gewöhnten diese niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Conversation hervorzubringen,

so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, dafs sich der niederdeutsche, sonst in aller Dichtkunst ganz obscure Dialekt dieses Gegenstandes grade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In allen ritterlichen Epen in Deutschland und Frankreich finden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13te Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt (was nur hier nicht ausgeführt werden kann), jenen Grund der völligen Principlosigkeit im Handeln. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Allein in den besten epischen Gedichten ringt der Dichter oder sein Held meist nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Princip der Kunst kommt, einsieht, dafs er dem Charakter jener Stoffe nach seinem Helden gradezu alles Princip am kürzesten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert und auf diese Weise mit ihm zu interessiren sucht. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundsätzen, dieses Thierepos aber vergräht sich recht in den Mangel derselben und weifs und ahnt deren keine; dort ist ewiger Wechsel von Lieb' und Leid, und in das schönste Glück, das man da kennt, ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs Lustigste her und das Unglück, das man hier leidet, wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das gröfsere höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die niederen Stände trotz ihrer äufseren Geplagtheit immer besitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht; hier ist die unverwüstliche Festigkeit eines Volksgedichts, das von dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dargestellt und wahrscheinlich vielmehr zur alten ursprünglichen Einfachheit hergestellt ward, und das in seiner Wirkung auf das Gemüth des Lesers durchaus total und vollkommen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel,

hier fühlen wir uns innerlichst erquickt, wir fühlen uns in unserer edleren Menschlichkeit, die feine Ironie der Dichtung, die wir, hingerissen von dem epischen Interesse der Erzählung während des Lesens oder Hörens, nur ganz im Hintergrunde zu vernehmen im Stande waren, die uns also im Genufs des Einzelnen nirgends störte, tritt, so wie wir das Buch schliefsen, aufs lebhafteste hervor; sobald wir das Detail des Gemäldes in der Nähe uns verständlich gemacht haben, treten wir zurück, um Alles auf einmal zu übersehen und sogleich lehrt uns jener Farbenton, in welchem Liebte wir das Ganze zu betrachten haben. Wir gehen edler und gehobener von dem Gedichte weg, und dies ist die gröfste Wirkung und die ächteste, die je ein Kunstwerk machen kann.

Glücklich trifft es sich, dafs wir zu allen diesen Schätzen auch wieder für die vergriffene eutinische Ausgabe des Reineke und der ungenieſsbaren von Scheller und Scheltema einen neuen Abdruck der Lübecker Ausgabe durch Hoffmann erhalten. Ohne auf das philologische Verdienst des Herausgebers einzugehen, der nach meiner Ansicht sehr wohl that, in seiner Schreibung mehr das Verständnifs als die kritische Herstellung des Textes zu berücksichtigen; ohne auch das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buchs, die Streitigkeiten über den Verfasser zu berühren, in welcher Hinsicht der Herausgeber selbst in seiner Einleitung blos auf das 8te Cap. bei Grimm verweist, will ich blos das Verhältnifs des Reineke zum Reinaert zum Gegenstand weniger Erörterungen machen. Der Herausgeber ist über diesen Punkt mit Grimm nicht einig. Gewifs ist, dafs die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und dafs, versteht sich von selbst, der Reiz eines Originals ihm allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte, so weit wir nämlich diese nach dem Fragment bei Grimm und der Prosa beurtheilen dürfen, etwas aufhöhe und versöhne. Ich würde sagen, dafs im Reinaert von Willam die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; dafs der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der Fähigste ist; dafs er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse, die vor ihm in einem chaotischen Gewirre da lag, einen Geist einhauchte, der seitdem typisch fest-

stand und von den frühesten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienst dieser Art mufs wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen liefse sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Gr. scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei ich den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, er sey züchtiger als das Original; so läfst er gewisse Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die Willam nicht hat. Es scheint demnach beinahe, dafs man genau wissen müfste, ob der Uebersetzer des Reineke eben den Text vor sich gehabt habe, den wir besitzen, ehe man über seine Art des Umarbeitens und besonders der Veränderungen im Stoffe mit Bestimmtheit urtheilen dürfe. Dafs es dem Verfasser des Reineke nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dies aber würde ich ihm nicht zum Vorwurf machen: dafs er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters ist, an sein Original hielt, dafs er überhaupt, wenn er einmal die Arbeit Willams und deren Fortsetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geschehen zu seyn scheint, das Wesen des Gedichts aufserordentlich treu festhielt und, da er eine so ungeheure Wirksamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies scheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, dafs Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher sey als sein Original, dafs er an anderen Orten vorzüglicher sey, dafs er eigne treffende Wendungen, belustigende Anspielungen und hübsche Züge habe, dies scheint mir kleinlich und hilft überdies nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es mufs vielmehr in etwas anderem liegen, dafs dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr Willam gegeben, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weifs) gethan hat, so kann er un-

möglich ganz werthlos seyn; darf unmöglich für eine bloſse unbedeutende Uebersetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, interessiren; so sehr auch das bisher den Gelehrten die einzig interessante Seite schien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daſs er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie dem Stoff, sondern einzig der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die gröſsten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dies Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen, den Schrei der Masse über das, was sie grade jetzt in dieser Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für ein Orakel und für Gottes Stimme zu halten, ist eine groſse Thorheit; aber was sich in einem groſsen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zeiten als bewährt und ohne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem forsche man doch ernstlich nach, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu ausehen als abzusprechen, denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daſs, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen, daſs dieser stets in seiner ersten Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erst in den Händen einer groſsen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Spedition, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt. Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung — so oft er auch behandelt, so manchmal er auch mifshandelt ward — getrotzt hat, der Form nach dem strengen Styl und der trocknen Manier angehörig. Sie sey wahrer und ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene

Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muſs, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man anatomire sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen verständigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daſs das Knochengerüste und das innerste Mark dem Willam gehört, daſs dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daſs aber diesen festen Bau der Glieder für's Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem späteren Bearbeiter vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmer oder ein Niedersachse Nikolaus Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem strengen ernsten kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen, und da er nichts Wesentliches opfert, so wird ihm auch der Kenner seine Liebe nicht versagen können. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Verhältniſs der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft, wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs Unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze, die es macht, und dennoch appelliren wir an jeden Leser von Geschmack, ob er nicht vom Reinecke den Eindruck einer gröſseren poetischen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Verschieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald hier bald da, was, indem es das Ganze unverändert läſst, die Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter, wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in seinen innersten Gesetzen sich erklärt haben würde, was auch einem offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge selbst dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunst versteht, ein stetes Rätsel bleiben muſs. Hätten doch alle unsere volksmäſsigen Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leise zu mildern, dem Ganzen

seine solide Form zu lassen und doch so sinnig zu verfeinern, die naive Simplicität so zu wahren und doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältnifs. Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck bessern, aber hätte ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel so rein fassen, wie Willam, so trefflich er ihn subjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält sich zu Willam, wie etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes und Rittergedichts zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erscheint. Was bei Willam Takt ist, wird bei ihm Einsicht. Dies gab seinem Gedichte nothwendig bei den Vielen einen Vorzug. Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständnifs des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht man hier leichter ein als im Reinaert. Hier wird der zweite Theil bedeutender, als der erste: in dem Reineke möchte man sagen, ist die zweite Beichte des Fuchses der Mittelpunkt des Gedichtes. Ueberall ist hier dem Helden ein gröfseres Bewufstseyn geliehen, als Willam gethan haben würde: denn der Niedersachse ist schon wieder nicht mehr mit der allgemeinen poetischen Wirkung des Werkes zufrieden, er sucht wieder eine moralische und giebt dem ganzen bestimmter eine satyrische Wendung. Dies machte ihm, wie den alten lateinischen Bearbeitern der Sage, nothwendig, seinen Thieren und namentlich dem Fuchse, eine gröfsere intellectuelle Kraft beizulegen, als Willam durfte oder nöthig hatte. Der Reineke schildert, wie jedes Glied dieser Thiersage die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive. Beide Gedichte gehen daher von einem Landfrieden aus, der verkündet ist: der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläfst sich jeder seiner Willkühr, so gut er vermag. Hier siegt nun, sehen wir, die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie ununterbrochen Kämpfe zu bestehen hat; diese Nothwendigkeit zeigen beide Gedichte: so weit gehen sie miteinander. Aber der Reineke zeigt, wie dieser Sieg errungen wird, und hier trennen sich die Gedichte. Der Reinaert schildert nur diesen Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Reineke aber weifs, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 45. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgaben des Reineke Fuchs von Méon, Mone, Grimm und Hoffmann v. Fallersleben.

(Beschlufs.)

Dies stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, wie sie bei Willam ist, aber sobald wir eine bestimmtere satyrische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundsätze gefafst sind. Und da können wir unsere Bewunderung nicht verschweigen! Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewufst, stützt seine Maximen auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Maximeu mit der Nothwehr gegen die Grofsen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er nun mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld gemordet und zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herschen dort, das mifsliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Grofsen rauben und geniefsen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es mufs ja wohl so recht seyn, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet das grofs? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man macht sich daraus blutwenig Gewissen! Ganz vortrefflich! Er beichtet fremder Leute Sünden,

wie ihm sein Beichtiger sagt, wo er für die eigenen Bufse thun soll! Ein treffenderer Zug war nicht zu erdenken. Eine tiefere Ergründung war kaum möglich. Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewufste Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abstrahirte Moral läfst sich auch nicht anders personificiren. Bei Willam ist die gemeine Welt nach Trieb und Instinct handelnd geschildert, hier handelt sie der Masse nach eben so, der Ton im Ganzen ist daher so vortrefflich festgehalten, allein der Held steht mit Bewufstseyn darüber. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satyre auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefafst; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst der Reinaert konnte auf diesen Gedanken leiten.

Um in Kurzem zusammenzufassen, welch ein treffliches Werk dieser Reineke ist, und wie sein Verdienst darin liegt, dafs er als ein wahrer Schlufsstein des ganzen poetischen Cyclus alle Grundeigenschaften dieser Dichtungen in einem eminenten Grade in sich fafst, bemerke ich noch dies: Wir sahen, zu der niederen Kunst gehörte der ganze Kreis; diese niedere Kunst, welche bei dem Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit in Europa herrschend war, schuf durch Rückführen zur Wirklichkeit das plastische Element der neuen Kunst, jene Neigung zu individuellen Charakteren, die nachher bei Shakespear, Holberg u. Aehnl. oft unbillig übertrieben ward. Hier mufs man den Reineke in seinen Wirkungen neben die Brandt, Murner, Rollenhagen u. A. halten, um seinen Einfluss zu berechnen. — Wir sahen ferner, überall standen diese Gedichte von Anfang an in einer feindlichen Stellung gegen Mönchthum und Geistlichkeit. Diese Bezüge wieder aufzunehmen, konnte keine Zeit geeigneter seyn, als jene Scheide des 15 und 16ten Jahrh., und in diesem Sinn mufs man im Reineke die Schilderung des Treibens der Geistlichen und die treffliche Satyre gegen den päbstlichen Hof lesen, um seine Bedeutung für die Reformation zu erkennen. — Wir sahen, dafs das Treiben der niederen Volksklassen, das Interesse und die Achtung für diese, die Opposition gegen obere Stände eine Hauptgrundlage dieser Dichtung war: nirgends konnte diese schärfer hervortreten, als bei dem völligen Absinken der Geistlichkeit und beim Schwinden des Ritterthums, und so erscheint uns Reineke zu den bür-

gerlichen Regungen um die Zeit der Reformation in einem ähnlichen Verhältnifs, wie Cervantes zu der Entdeckung von Amerika und des Wegs nach Ostindien, der durch Erweiterung der commerciellen Interessen der Ritterzeit den letzten Stofs gab. — Der Reineke, im volksthümlichen Geiste gefafst, konnte nicht vorüberlassen, welch ein neues Regiment der Laune und Willkühr, welch eine tückische Staatskunst damals dem Republikanismus entgegentrat, es war daher nothwendig, dafs in der Zeit, in welcher Machiavell lebte und schrieb, diese Seite besonders in dem Gedichte hervortrat. Die gröfsten und tiefsten Zeitereignisse spiegeln sich in diesem Werk; dem letzten Bearbeiter mufs dies fast einzig zum Verdienste gereichen, und dies ist doch ein Verdienst, welches das Höchste in sich schliefst. Ich verleugne also meine grofse Bewunderung dieses Gedichtes und seines Dichters nicht.

Gervinus.

Die vollkommene Association, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftstaates und der Lehre Jesu. Ein Beitrag zur ruhigen Lösung aller grofsen Fragen dieser Zeit. Von Fr. Tappehorn. Augsburg, bei Karl Kollmann. 1834. 82 S. 8.

In Zeiten einer allgemeinen und dauernden Noth und Aufregung, wenn die bisherigen Grundlagen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft erschüttert wanken und weichen, wenn die Menschen, wenn ganze Völker, hoffend und fürchtend, der Dinge harren, die da kommen sollen, — in solchen Zeiten fehlt es selten oder nie an Plänen und selbst nicht an Versuchen, der menschlichen Gesellschaft eine von der bisherigen wesentlich verschiedene Organisation zu geben. Sind jedoch diese Zeiten zugleich Zeiten der Entartung und der Unkraft, so verbreitet sich der Glaube, dafs ein Wunder Errettung verschaffen werde. Dieser Wunderglaube ist ein Verbesserungsplan der Ohnmacht.

So sah man im weströmischen Reiche, als sich zu dessen Untergange eine schlechte Verfassung und Verwaltung und auswärtige Feinde vereinigten, dem Untergange der Welt und der Stiftung des tausendjährigen Reiches entgegen. So wurde in den Zeiten der Reformation, (es waren sorgliche Zeiten, aber Zeiten der Kraft,) der neue Glaube, das neue die Augen Vieler blendende Licht, Veranlassung, dafs man die wunderlichsten politischen Hirngespinnste ersann und zu verwirklichen strebte. (Man

erinnere sich nur z. B. der Münster'schen Unruhen, der religiös-politischen Partheien in England und in Schottland.) Unsere Zeiten gleichen auch in dieser Beziehung den Zeiten der Reformation. Alles soll neu, alles soll anders werden, als es bisher, als es jemals war. Das ist die Meinung, das ist die Hoffnung Vieler. Das goldne Zeitalter soll zurückkehren; aber nicht so, dafs die Götter wieder unter den Menschen wandeln, sondern so, (denn auch die den höchsten Flug haltenden Gedanken tragen die Farbe der Zeit ihres Ursprungs,) dafs ein jeder Mensch des Goldes genug habe.

Die oben genannte Schrift gab Reftn. zu diesen Betrachtungen Veranlassung, da sie zu der wohlausgestatteten Klasse der Schriften gehört, welche zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der europäischen Menschheit bestimmt sind. Der Plan, den die Schrift zur Erreichung dieses Zwecks darstellt und empfiehlt, ist jedoch nicht das Geisteskind des Verfs., sondern das eines französischen Schriftstellers, Karl Fourier. Wenigstens hat dieser Schriftsteller den Plan, so wie er in der vorliegenden Schrift aus einander gesetzt wird, ausgebildet, wenn er auch nicht als Erfinder desselben betrachtet werden kann.

Der Plan kann, seiner Grundidee nach, so charakterisirt werden: Die Menschen sollen sich zu grofsen Erwerbsgesellschaften vereinigen, übrigens unbeschadet des Sondereigenthumes der einzelnen Gesellschaften. (Durch diesen Zusatz oder Vorbehalt unterscheidet sich der Plan von dem der St. Simonisten. Die Association ist nicht eine société universelle de *biens*, sondern eine soc. univ. de *gains*.) Fourier giebt der Association den Namen *Phalanstere* und den einzelnen Gesellschaften den Namen *Harmoniens*. Vermehrt sich die Zahl dieser Gesellschaften, so können sie wieder in Verbindungen unter einander treten. (Und so kann sich vielleicht mit der Zeit der gesammte Staatsverein in eine einzige grofse Gewerbsassociation auflösen?)

Um den Plan anschaulicher zu machen, führt der Verf. die Bedingungen an, unter welchen auf dem Landgute des Deputirten Delaru eine solche Association wirklich zu Stande gekommen ist; wobei jedoch bemerkt wird, dafs dieser Versuch nur unvollkommen entspreche, da der Plan besonders auf Dorf- oder kleine Landgemeinden berechnet sey, auch die Ackerkrume jenes Landgutes auf einer Unterlage von Tufstein ruhe, weshalb das Gut bisher nur zum Theil in Cultur ge-

bracht worden sey. (!) „Hr. Delaru giebt zum Zweck der in Association zu betreibenden Bewirthschaftung sein theils in Kultur stehendes, theils noch wüst liegendes Landgut von 500 Hectaren her, läfst solches zu Gelde taxieren und nimmt für die ganze taxirte Summe Actien. Die übrigen Theilnehmer machen baare Geldeinschüsse. Die Landnachbarn können sich dem Vereine nach Belieben anschliefsen. Der Gesammtfond, den die Gesellschaft an Grundstücken, Gebäuden, Vieh, Fabriken, Maschinen, Meublen und an baarem Gelde zusammenbringen will, soll 1,200,000 Fr. (etwa 500,000 Gulden) betragen. Dieses Kapital wird in Actien, jede von 500 Fr. unterabgetheilt. Die Handwerker, Arbeiter und Angestellten, sollen der Regel nach zugleich Actionäre nach Kapitalfufs seyn, doch können auch Arbeiter als blofse Tagelöhner angenommen werden, bis dahin dafs sie die erforderliche Summe erübrigt haben werden, um Actionäre zu werden. Um ihnen dieses noch zu erleichtern, werden für sie zweihundert Actien, jede von 300 Franken, in Coupons von 100—200 und 300 Fr. getheilt, und mit dem Erwerb eines oder mehrerer Coupons werden sie verhältnifsmäfsig Actionäre, und üben das diesfällige Recht in Gemeinschaft mit den übrigen Couponsbesitzern aus. Die Verwaltung verabredet mit jedem Arbeiter und Angestellten eine Summe als Tagelohn oder Monatsgehalt, was er wenigstens erhalten soll (Minimum), und auf soviel, als dies beträgt, wird ihm für Wohnung, Kleidung und Kost jährlich bis zur Auszahlung der Summe des Minimum Credit gegeben. Jährlich im Monat März wird von dem Bestande des Vermögens, von den Verbesserungen und vom Uebergewinnst ein Generalinventarium aufgenommen. Der Uebergewinnst kann zweierlei Art seyn: vereinnahmtes Geld und die etwa noch zu verkaufenden Früchte, dann der Zuwachs und die Verbesserungen im Grundvermögen, in der fortschreitenden Urbarmachung, in neu angeschafften Maschinen und Heerden, u. s. w. Sollte in dem Grundvermögen jemals wider Erwarten eine Verminderung eintreten, so wird zu deren Deckung eine gleiche Summe aus dem baaren Uebergewinnst genommen, um den Verlust zu ersetzen, jedoch darf dadurch nie das Minimum der Arbeiter geschmälert werden. Für die Summe, um welche das Grundvermögen vermehrt seyn wird, werden neue Actien ausgegeben, und diese, wieder mit der Unterabtheilung in Coupons, zum Verkauf gebracht. Die hieraus gelöste Summe wird zum baaren Uebergewinnst geschlagen. Aus dem auf diese Weise sich bildenden Ueberschufs werden dann die Zahlungen geleistet,

und zwar nach folgender Ordnung. Zuerst der vereinbarte Tagelohn der Arbeiter; darauf die Gehalte der erforderlichen Verwalter, des Kassirers und des Direktors; drittens, wenn der Gewinn so weit reicht, die Zinsen an die Actionärs zu 5 p. C. Die geringen Arbeiter sollen noch die Begünstigung genieſsen, daſs sie von dem ersten Coupon von 100 Fr. 6 p. C. Zinsen erhalten. Bleibt nach Berichtigung der Tagelohne, Gehalte und aller Zinsen, noch ein fernerer Ueberschuſs, so fällt dieser keineswegs dem Eigenthümer des Landguts oder den Actionären ausschlieſslich zu, sondern solcher bildet eine Dividende, die unter die Arbeiter, Angestellten und Actionäre nach Verhältniſs des für jede Klasse festgesetzten Minimum's oder Zinsfuſses vertheilt wird. Was den Arbeitern als Prämie zufällt, wird nach Stimmenmehrheit unter ihnen vertheilt. Noch ist in mehrern anderen Bestimmungen daranf Bedacht genommen, das Loos der Arbeiter zu verbessern. So sichert die Gesellschaft jedem einmal angenommenen Arbeiter zu jeder Zeit eine Beschäftigung, die ihm nothdürftigen Unterhalt gewährt; kranke und invalide Arbeiter und elternlose Kinder werden, in Ermangelung eigenen Vermögens, von der Gesellschaft ernährt. Sind die Eltern dazu im Stande, so haben sie für diejenigen Kinder, die ihren Unterhalt noch nicht verdienen können, monatlich ein angemessenes geringes Kostgeld zu entrichten. Dafür übernimmt die Gesellschaft, für alle Bedürfnisse und für den Primärunterricht dieser Kinder zu sorgen, auch denselben zum Betrieb der Landwirthschaft oder eines Industriezweiges die nöthige Ausbildung zu geben. Bei der Wahl des Standes soll vorzüglich darauf gesehen werden, daſs der junge Mensch demjenigen Rufe folge, wozu sich in ihm vorzugsweise und dauernd Naturanlagen und Fähigkeiten offenbaren. Zu den Verrichtungen in der Küche, in den Fabriken und in der Landwirthschaft werden die Arbeiter und Arbeiterinnen sich zu Gruppen oder Chören vereinigen; ein jeder folgt derjenigen Beschäftigung, wozu Lust und Liebe und der Reiz des Gewinnes ihn hinziehen. Es versteht sich, daſs die Gesellschaft durch ihre Vorsteher daranf sehen läſst, daſs solche Arbeiter angenommen werden, wie die Colonie sie zu ihrem Geschäftsbetriebe gebrauchen kann. Ein Arbeiter kann, je nachdem er Kraft und Fähigkeit und Fleiſs besitzt, nacheinander in vielen Gruppen sich beschäftigen, wornach sich auch seine Bezahlung richtet. Jede Arbeitergruppe wählt sich auch ihren Vormann, der die Arbeit leitet. Die sämmtlichen Actionärs in einer Generalversammlung

vereinigt, wählen jährlich die Vorsteher, Verwalter und Kassirer der Gesellschaft, und bei dieser Wahl führt ein jeder Actionär in der Regel so viele Stimmen, als er persönlich Actien besitzt. Mehrere Couponbesitzer, die zusammen eine Actie inne haben, sind zu einer Stimme berechtigt. Da in der Colonie Condé dem Eigenthümer des Landguts eine zu grofse Anzahl Stimmen zufallen würden, so ist für ihn beschränkend festgesetzt, dafs er nicht mehr als etwa 50 Stimmen erhalten soll. Die Zahl der Köpfe, die das Landgut zu Condé nur wird aufnehmen können, wird zu 600 angeschlagen. Die Gesellschaft ist auf 20 Jahre eingegangen, kann aber auf Verlangen der Actionäre nach Verlauf von 5 Jahren aufgelöst werden. Alle und jede Differenzen, so zwischen der Gesellschaft und den einzelnen Actionären sich erheben möchten, sollen durch erwählte Schiedsrichter, ohne processualische Förmlichkeiten, und in letzter Instanz, geschlichtet werden."

Nachdem der Verf. den Plan dargestellt, auch die Gründe in der Kürze angeführt hat, mit welchen Fourier dem Vorschlage Eingang zu verschaffen hofft, geht der Verf. zur Prüfung dieses Associationssystemes über. Hierbei verfährt der Verf. so, dafs er 1) die Philosophie, 2) die Geschichte, (hier werden z. B. die Missionen der Jesuiten in Paraguay erwähnt,) und 3) die Religion Jesu zur Beurtheilung des Systemes anwendet. Jedoch giebt der Verf. in der That nicht eine Kritik, sondern eine Vertheidigung und Empfehlung des Planes. „Ein Werk," so lautet der Schlufs der Schrift, „wozu, in harmonischer Zusammenstimmung, die Religion das Liebesgesetz, die Philosophie das Rechtsgesetz und der Erfindungsgeist des Industrialismus den Organismus des geordneten Gesammtlebens anzubieten sich beeifern, kann sicher nicht anders als Gedeihen haben."

Dem Verf. gebührt unstreitig Dank, dafs er das deutsche Publikum mit diesem Associationssysteme bekannter gemacht hat. Und sollte auch seine Prüfung des Systemes der Einseitigkeit beschuldiget werden können, so kann doch der Verf. antworten, dafs er an seinem Gegenstande keine Schattenseite entdeckt habe. Eine Partheischrift hat auch für die Wissenschaft einen Werth. — Am wenigsten konnte sich Ref. mit dem Theile der Abhandlung befreunden, in welchem zur Empfehlung des Planes Sprüche aus der Schrift benutzt werden. Prüft oder empfiehlt man einen Plan von der Art des vorliegenden aus dem Standpunkte der christlichen Religion, so läuft man Gefahr, entweder der Ach-

tung, die man dem Christenthume, oder der Achtung, die man der Freiheit des Urtheiles schuldig ist, zu vergessen.

Reft. will übrigens nicht verhehlen, dafs er dem von dem Verf. empfohlenen und einen jeden ähnlichen Plan zwar in einzelnen Fällen für ausführbar und möglicherweise für vortheilhaft hält, dafs er ihn dagegen, wenn von einer allgemeinen und dauernden Verbesserung des Zustandes der menschlichen Gesellschaft die Rede ist, als einen Traum betrachtet, welcher »goldne Berge regnet, die ein Hahnenruf zerstört.« Vielleicht verzeiht der Verf. dem Rcstn. dieses harte Urtheil, wenn er sich mit der Wirthschaftslehre, in so fern deren Regeln aus dem ökonomischen Charakter des Menschen abzuleiten sind, vertrauter macht, als er für jetzt zu seyn scheint. Zu Folge dieses Charakters können Erwerbsgesellschaften wohl für einen bestimmten Zweck, oder, wenn sie den gesammten Erwerb umfassen, unter einigen Individuen oder unter besonderen Verhältnissen bestehn. Um aber die menschliche Gesellschaft nach dem Plane einer allgemeinen Erwerbsgesellschaft zu regeneriren, müfste man den Staat in eine Missionsanstalt der oben erwähnten Art verwandeln. Denn, *ohne* gezwungen zu seyn, werden sich die Menschen nimmermehr entschliefsen, ihren Erwerb einer Regel zu unterwerfen, nach welcher sie nie von ihrer Arbeit den ganzen oder den höchsten Lohn oder von ihrem Kapitale den ganzen oder den höchsten Zins beziehen können. Nicht überall ruht die Ackerkrume auf einer Grundlage von Tufstein!

Zachariä.

Die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu Wien, Baaden, Linz und Salzburg in medicinisch-administrativer Hinsicht betrachtet von Anselm Martin, Dr. d. Philos. u. gesammten Heilkunde, praktischen (m) Arzte in München. Nebst einer Vorrede von F. X. von Häberl, med. Dr., königl. bair. Obermedicinalrath, Director des allgemeinen Krankenhauses zu München u. s. w. München, Druck und Verlag von Georg Franz, 1832. XII u. 321 S. kl. 8.

Im Jahr 1831 besuchte der Verf. die Hospitäler Wiens und der drei andern genannten Städte Oestreichs. Nach seiner Rückkehr übergab er die vorliegende Schrift dem kön. bair. Staatsministerium als Reiserelation. Der um das Nosokomialwesen so hochverdiente F. X. v. Häberl, dessen Schrift über diesen Gegenstand wohl nicht bekannt genug geworden ist, hat sie mit einem empfehlenden Vorwort begleitet.

In der Einleitung führt der Verf. das Münchner Krankenhaus als das bei weitem schönste und beste Spital Deutschlands auf, sodann rühmt er die Krankenanstalten Wiens, in denen Josephs II. Geist und Segen sichtbar sey. Unbestreithar Recht hat der Verf., wenn er das Gedeihen des allgemeinen Krankenhauses zu Wien dem Umstand zuschreibt, dafs seine Directoren stets Aerzte waren, welche sich die Einrichtung und Verwaltung der Spitäler zum eigenen Studium gewählt haben. [Leider wird an vielen Orten dieses eigenthümliche Studium von den Aerzten selbst vernachlässigt oder sie nehmen eine durch Controlen nnd Hemmungen aller Art sehr eingeschränkte Stellung ein, weil den Staats- und Communal-Behörden, besonders den letztern, das Rechnungswesen als die Hauptsache und der Schreiber, der die Rechnungen stellt, als die Hauptperson erscheint, indefs der eigentliche Zweck der Hospitäler im Schlendrian untergeht. Mit einem nachahmungswerthen Beispiele ist das Wiener Krankenhaus — Dank sey es dem erhabenen Kaiser Joseph und seinem trefflichen Arzte Quarin — schon vor einem halben Jahrhundert hierin vorangegangen und geht noch jetzt so vielen ähnlichen Anstalten, selbst in deutschen Hauptstädten, voran.]

S. 7. beginnt die Beschreibung des Wiener Krankenhauses: *saluti et solatio aegrorum Josephus* II. *Aug.* 1784. Es ist für Kranke jedes Alters, jeder Nation und jeder Religion bestimmt. Seine Höhe mifst 60′, seine beiden Längenseiten 700′ und seine gegen die Alser-Strafse gerichtete Façade 400′. Es hält 9 Höfe und 100 Krankensäle. In den 4 medicinischen Abtheilungen wurden im Jahr 1826 zusammen 10,464 Kranke behandelt, 6996 genasen, 1506 starben. Die Medikamente kosteten 15,003 fl. 17 kr. C.M. [Es genasen also ⅔, der 7te starb; die Arzneien für einen kosteten 1½ fl.] In den 2 chirurgischen Abtheilungen wurden in demselben Jahr 2253 behandelt; 1300 genasen nnd 158 starben. Die Medikamente kosteten 1976 fl. 40 kr. C.M. [Es genasen also nicht ganz ⅘ und starb der 14te; die Arzneien für einen Kranken kosteten 1 1/7 fl.] Jedem Primärarzt und Primärchirurgen ist ein Assistent oder Secundärarzt beigegeben und in der medicinischen Abtheilung noch ein ambulatorischer Primärchirurg angestellt. Die Kranken werden durchgehends von (weltlichen) Wärterinnen besorgt. Es sind ihrer meist 200, die 1826 18,086 fl. C.M. kosteten. Aufser dem ärztlichen Personale ist die Aufsicht über den Krankendienst 3 Krankenpflegern oder s. g. Hausvätern übertragen. Die Administration des Hauses theilt sich

in die eigentliche und in die Material-Verwaltung. Jene hat die Aufsicht über die Einkäufe, über das Kassenwesen und niedere Dienstpersonale, diese über die eingekauften Gegenstände, Wäsche, Beleuchtung, Heizung und Reinigung. — Der Fond für die nicht zahlenden Kranken der Stadt Wien beträgt 811,973 fl. C. M. Für Auswärtige mufs bezahlt werden. Für Syphilitische, welche alle aufgenommen werden müssen, tritt, wenn sonst nichts aufgebracht werden kann, das Hofzahlamt mit ⅔ ein. Besondere Einnahmen hat das Krankenhaus durch einen Holz- und Kohlen-Aufschlag, von allen Legaten innerhalb der Linien Wiens, von Schenkungen und Collekten und durch die Zinsen, welche die Universität für die Kliniken zahlen mufs. 1829 betrug die Gesammt-Einnahme 237,593 fl. C. M., die Gesammt-Ausgabe aber, wegen des Baues neuer Säle 20,000 fl. mehr, was durch frühere Ueberschüsse bald wieder gedeckt war. In demselben Jahre wurden 23,797 Kranke behandelt, ein Kranker kostete also 10 und 11 fl. C. M. Die Lieferung der Kost und die Reinigung der Wäsche sind nach den vom Verf. mitgetheilten Contracts-Entwürfen verpachtet. S. 33 bis 42. enthält die Speiseordnung. Erst nachdem ein Ordinarius die Kost in der Küche untersucht hat, darf sie ausgetheilt werden. 1829 wurden für Kost und Getränke 49,416 fl. und für Brod 11,473 fl. C. M. bezahlt. Die Wäsche kostet monatlich gegen 500 fl. C. M., die Beleuchtung 1829. 2926 fl. C. M., die Reinigung des Hospitals 1920 fl. C. M. — Zur geistlichen Besorgung sind 5 Cooperatoren angestellt — Die oberste Leitung des ganzen Krankenhauses in medicinischer und administrativer Beziehung ist mit gröfster Vollmacht (man sehe Beilage 8.) einem k. k. Director, der zugleich Dirigens des Irren-, Gebär- und Findelhauses ist und ein graduirter Arzt seyn mufs, übertragen. — Es giebt 3 Verpflegungsklassen, monatlich für 40 fl., für 25 fl. 30 kr., für 16 fl. wenn Fremde, und für 9 fl. C. M. wenn Wiener. Sämmtliche Verpflegungstaxen von 1829 beliefen sich auf 84,034 fl. C. M. — Der Kliniken sind es 5: zwei medicinische, eine chirurgische, eine ophthalmologische und eine geburtshülfliche. Die Professoren derselben (Hildenbrand, Wawruch, Wattmann, Rosas und Klein) haben das Recht, sich die Kranken aus allen Abtheilungen auszuwählen.

Die Irrenanstalt, unter dem Namen „Narrenthurm“ bekannt, nordwestlich vom Krankenhaus, ist rund, hat 5 Stockwerke und in jedem 28 kleine Zimmer. [Dafs derselbe zu seinem Zwecke neu erbaut worden seyn soll, wird man heut zu Tage

ungern glauben. Dafs die Resultate in diesem Festungsartigen Thurme günstig seyn sollen, ist allerdings zu verwundern, wie Ref. auch darin mit dem Verf. einverstanden ist, dafs eine solche Irrenanstalt in der an trefflichen Instituten so reichen Kaisterstadt befremden mufs, gerade so, wie wenn man nach dem Anschauen der prachtvollen Bauten und reichen Kunstschätze zu München die nahe Irrenanstalt zu Giesing besucht]. In einem anderen, vom Thurm etwas entfernten, Hause, dem Irrenlazareth, sind Reconvalescenten und Kranke höhern Standes. Im Jahr 1829 wurden 603 Irren behandelt, es genasen 116, also nicht ganz ⅙; es starben 58, also 1 zwischen dem 10 und 11ten Kranken. Am 1. Jan. 1830 bliehen 350 Kranke.

Das Gebärinstitut nimmt die Schwangern nach denselben Classen wie das Krankenhaus auf. Zu den beiden ersten Classen hat aufser der Hebamme und dem Gehurtshelfer Niemand, auch der Director nicht, Zutritt. Das Kindbettfieber fand der Verf. sehr häufig, sehr rasch verlaufend und sehr tödtlich. Der gewöhnliche Ausgang war, wie die Sectionen auswiesen, Brand, Ausschwitzen im Unterleib oder Metastasen auf das Gehirn. Im Winter von $18^{30}/_{31}$ sollen 8 Wöchnerinnen an einem Tage gestorben seyn. Wie dies dem Verf. erklärbar geworden, beschreibt er selbst auf folgende Weise: „Als ich die Kindbettzimmer besuchte, hemmte mir sogleich bei meinem Eintritte eine specifische, den gewöhnlichen Gerüchen der Kindbettzimmer, die ich sehr genau kenne, nicht gleichkommende Atmosphäre den Athem. Als ich endlich dieselben selbst betreten hatte, sah ich ganze Thürme von alter, blutiger, schmutziger Wäsche an mehreren Stellen der Zimmer aufgerichtet; an den Ecken befanden sich in der Nähe greulich riechende Nachtstühle. Im ganzen Zimmer war eine aufserordentliche Hitze, da in dem grofsen Ofen bis zum Ersticken eingeheizt war, wahrscheinlich um einige neue Waschlappen zu trocknen, welche man um denselben aufgehangen hatte u. s. w.« [Dafs sich die gröfste Gebäranstalt der Welt seit Boer's Rücktritt auf keine andre Weise zu erkennen giebt, dafs all die zahl- und lehrreichen Resultate, die dort für Kunst und Wissenschaft gewonnen werden könnten, verloren seyn sollen, ist betrübend und geht die Ehre der betreffenden Behörden sehr nahe an.] S. 250. fügt der Verf. hinzu, dafs er von geburtshülflichen Operationen nichts gesehen habe, da die Ausländer das Gebärzimmer nur des Morgens während des ½ Stunde dauernden Krankenbesuches bei den Wöchnerinnen hätten betreten dürfen. 1829

wurden 3168 Mütter verpflegt, 156 waren als Rest vom J. 1828. vorhanden, gestorben sind 140 Wöchnerinnen; 2888 Kinder wurden geboren, todt 136, gestorben sind 170. — Die Irrenanstalt und das Gebärinstitut kosteten 1829. 89,973 fl. C. M.

Die Leichenöffnungen besorgt ein eigener Prosector, damals der Professor der pathologischen Anatomie Dr. Wagner [der inzwischen zum grofsen Verlust für die Wissenschaft und für seine Freunde gestorben ist] mit Hülfe zweier Assistenten, wobei es dem ordinirenden Arzte frei steht, gegenwärtig zu seyn. Der Verf. bemerkt, dafs die hier beobachtete Genauigkeit der Sectionen sich kaum anderswo vorfinde. Dazu kommt, dafs ebendaselbst alle gerichtlichen Sectionen der Stadt Wien vorgenommen werden. [Die anatomisch-pathologische Sammlung, die unter Wagners Leitung erst recht geordnet und bedeutend erweitert ward, wird vom Verf. nur vorübergehend erwähnt.]

Das Findelhaus unter der Direction des allgemeinen Krankenhauses, in derselben Strafse. In 10—12 Zimmern befinden sich in jedem 10—16 Ammen, je eine mit 2 Kindern. Nach einiger Zeit kommen die Kinder aufs Land. Für die 10*jährige* Verpflegungsdauer eines Kindes werden 294 fl. C. M. bezahlt. Für eine an das Säugammen-Institut abgegebene Amme werden dem Findelhause 294 fl. C. M. bezahlt. Eine von den Aerzten des Findelhauses nicht untersuchte Amme darf sich in Wien als solche nicht verdingen.

Das k. k. Militär-Hauptspital (Josephinum) hängt auf der einen Seite mit dem allgemeinen Krankenhause zusammen, ist für die Kranken des Wiener Militärs, ihre Angehörigen und für die Kliniken der Josephinischen Akademie bestimmt. Das Gebäude umfafst 2 grofse Höfe und hat 2 Stockwerke. Es bestehen 4 Abtheilungen: für Syphilitische und Krätzige, für die, welche an Geschwüren, Frakturen, Contusionen leiden; für die internen acuten, und für die internen chronischen Krankheiten. Jeder Abtheilung steht der Oberarzt eines Wiener Regiments vor. Ein Wiener Regimentsarzt ist Chefarzt des Hospitals. Diese Stelle wechselt alle 2 Monate. Die Oberaufsicht der medicinischen Sphäre des ganzen Hospitals führt ein dirigirender Stabsarzt. Die Administration wird von dem Hofkriegsrath besorgt. Im Spitale selbst ist ein Stabsofficier damit beauftragt. Aufserdem ist ein Rechnungsführer mit 6 Schreibern angestellt. So lange die Soldaten im Hospital sind, wird ihr Sold diesem ausbezahlt. Speisen und Getränke mufs ein Militär-Küchenmeister nach einer äufserst ge-

nauen Kostordnung (S. 112—130.) liefern, der Verf. ist aber mit der Kost nicht ganz zufrieden. Civilkranke dürfen nur nach den klinischen Sälen gebracht werden. — Der verschiedenen Sammlungen des Instituts, worunter die bekannten Wachspräparate, erwähnt der Verf. nur dem Namen nach. Kliniken sind es 4, jede mit 16 bis 24 Betten: die medicinische, chirurgische, ophthalmologische und geburtshülfliche (in welche nur Frauen von Militärpersonen oder zahlende Schwangere aufgenommen werden), unter den Professoren Bischoff, Hager, Jäger und Schwarzer. Besonders hebt der Verf. Jägers Klinik heraus und gedenkt dabei auch seiner Hausordinationen, denen beizuwohnen jener berühmte Arzt fremden Aerzten so bereitwillig gestattet. — Vom 1. Novbr. 1829 bis 31. Oktober 1830 wurden in den Kliniken und dem Krankenhause 5309 innerliche Kranke, wovon 3656, also $^2/_3$, genasen, und 218, also der 15te, starben, sodann 3451 äufserliche Kranke, wovon 2575 ($^3/_4$) genasen und 17 (nicht einmal der 202te) starben.

Das Krankenhaus der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt hat aus Stiftungen, aus Sammlungen des Ordens durch ganz Oestreich und aus dem Ertrag der berühmten Apotheke im Wiener Kloster ein jährliches Einkommen von fast 160,000 fl. C. M. In einem Saal sind 101 Kranke. Ein kleiner mit 18 Betten ist für Wahnsinnige, besonders geistlichen Standes bestimmt. Die gefährlichen innerlichen Kranken werden von einem Stadtarzte, die übrigen Ordinationen durch Fratres, welche promovirte Aerzte seyn müssen, besorgt. Arme jeder Nation und jeder Religion werden unentgeltlich behandelt, 1830 überhaupt 2735, wovon 2275 entlassen wurden und 298 starben. Dieses 300 Jahre alte Spital ist reinlich, doch etwas Alterthümliches darin.

Das Krankenhaus der Elisabethiner-Nonnen, eine 1710 gegründete Privatanstalt. Die Betten stehen eng. Etwa 50 Kranke täglich werden von 48 Nonnen mit einigen Novizinnen und Mägden besorgt. Graf Harrach, früherer Arzt des Instituts, hat demselben 20,000 fl. C. M. vermacht. Die 1830 behandelten 504 Kranken, von denen 50 (die 8te!) gestorben sind, sollen 25,000 fl. gekostet haben. Alle weibliche, mit keiner ansteckenden Krankheit behaftete (!) Kranke werden aufgenommen. Der Verf. lobt die Reinlichkeit, findet aber sonst Manches zu tadeln und verwirft überhaupt die weiblichen, geistlichen Orden für den Krankendienst, glaubt dagegen unter Beistimmung erfahrener Spi-

talärzte; dafs für Deutschland ein Orden von weltlichen, gebildeten, eigends dazu unterrichteten Frauen passend wäre, die aber keinen andern Vorstand als den Director und die andern Aerzte des Hospitales anerkennen dürften. [Im Widerspruch mit dieser Ansicht rühmt der Verf. die in Baiern gestifteten, aber verunglückten geistlichen Orden, so wie die in Frankreich und zum Theil auch in Deutschland so edel wirkenden soeurs grises, de St. Vincent u. s. w. Auch ist nicht ganz richtig, dafs sich diese geistlichen Orden bei der Auflösung aller andern völlig gehalten hätten, da auch sie in der Revolution gefährdet und erst unter Napoleons Consulat durch den Minister Chaptal aufs Neue wieder eingeführt wurden. In Deutschland, zumal in seinem protestantischen Theile, neue geistliche Orden gründen wollen, wäre unstatthaft. Ob aber nicht, wie der Verf. vorschlägt und wie auch Ref. schon lange meint, durch weltliche, obwohl sicherlich durch die Religion gehobene Vereine, dem Hospital-Krankendienst, der so sehr im Argen liegt, dafs oft nicht einmal eine ordentliche Magd sich ihm widmen will, aufgeholfen werden könne, ist wohl der Frage werth. Ref.]

Das Krankeninstitut für dürftige Kaufleute ist im allgemeinen Krankenhaus.

Das Judenspital in der Rofsau, von der Familie Oppenheimer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gestiftet; mit einem eigenen, jüdischen Primärarzt, hellen und reinlichen Zimmern, kostet jährlich 6—8000 fl. C.M.

Privat-Irrenspital von Dr. Görgen, damals noch in Gumpendorf, ward zu Ende 1831 nach Döbling, einem Dorfe bei Wien verlegt; für Personen höherer Stände geschmackvoll eingerichtet. Die Kranken essen gemeinschaftlich mit der Familie des Dr. Görgen. [An dieser sehr lebhaften, von Dr. Görgen und seiner Frau jedoch mit allem Nachdruck präsidirten Tafel nahm auch Ref. Theil.] Für die 3 Classen werden täglich 3, 4 und 5 fl. C.M. bezahlt. 1830 wurden 36 Kranke verpflegt, 5 geheilt, 4 starben. In den ersten 3 Monaten 1831 wurden 4 geheilt entlassen. Der Verf. schliefst mit dem Wunsche, dafs diese als Muster anzusehende Irrenanstalt in Baiern nachgeahmt werden möge zum Heile „der Hunderte von Unglücklichen, die im Elend der Geistesverwirrung schmachten und deren Angehörige zitternd ihre Hände falten.“ [In einer 1820 deutsch und französisch erschienenen Broschüre hat der verdiente Görgen selbst die Einrichtung seiner Anstalt und die Grundsätze seiner Behandlung

bekannt gemacht. In seiner Gesellschaft hat Ref. das neue Gebäude zu Döbling im Mai 1831, also ehe es bezogen ward, besucht, und sich von der herrlichen Lage und sinnigen Sorgfalt dieser schönsten aller Privatanstalten erbaut. Sehr zu wünschen wäre eine Beschreibung derselben. Ref.]

Das Priester-Kranken- und Deficienten-Hospital in der Vorstadt Landstrafse.

Das Arrestanten-Spital im Strafhause in der Leopoldstadt; 150 Kranke täglich.

Unter dem Namen: Versorgungs-, Siechen-, Grund-Spitäler bestehen in Wien mehrere der Regierung, dem Magistrat und Privaten angehörige, oft nur für 8—10 Personen bestimmte Institute zur Unterstützung gebrechlicher Armen, denen sie Wohnung und einige Kreuzer zum nöthigsten Unterhalt geben. Die bedeutendern sind: in der Währingergasse; Langenkeller; am Alserbache; zu St. Marx auf der Landstrafse, 500 Jahre alt. Das erste, seit 1826 neu eingerichtet, mit einem Siechenspital verbunden, ist für 570 Pfleglinge bestimmt, hat freundliche und reinliche Zimmer und wird durch Luftheizung erwärmt. Alle Dienste des Hauses werden von Pfründnern verrichtet. Die Verwaltung erhebt jährlich im Durchschnitt 100,000 C. M. Die ausführliche Beschreibung dieses schönen Versorgungshauses (S. 166 bis 191.), nach welchem die übrigen eingerichtet sind, verdient von Allen, die sich für solche Institute interessiren, nachgelesen zu werden.

Die Bäder und Spitäler zu Baden. Die ersten sind für jedes Geschlecht gemeinschaftlich. Der letztern giebt es 3: das Marienbad, von adelichen Frauen gestiftet, um die Kranken von Wien und Nieder-Oestreich während der Badezeit zu verpflegen; im J. 1830 waren es 224, wovon 190 genasen und 10 starben. 78 Kranke brauchten zusammen 2356 Bäder. Die Wohlthätigkeits-Anstalt, ebenfalls für arme Badegäste, hat 17 Zimmer, jedes zu 10—18 Betten. Das Militärspital nur für die Soldaten, welche die Badner Quellen nöthig haben.

In Linz, der Kreishauptstadt Oberöstreichs, sind 6 Hospitäler: das der barmherzigen Brüder; nur Mönche besorgen den Krankendienst. Von 840 Kranken des Jahres 1830 wurden 753 entlassen. Gestorben sind 86 (also der 10te); das der Elisabethinerinnen, von den Frauen und Schwestern des Ordens besorgt. Im Jahr 1830 nahe an 400 Kranke. Das Lazareth, der Sammelplatz für die in das 3 Meilen von Linz entfernte Ver-

sorgungshaus bestimmten Siechen; sodann werden die aus dem vorigen ausgeschlossenen syphilitischen Mädchen hier aufgenommen. Verbunden damit ist *a*) die Irrenanstalt mit 30—40 Zimmern, meist Unheilbaren; *b*) die Gebäranstalt mit einer Hebammenschule, reinlich und zweckmäfsig. Es kommen im Jahr selten 100 Geburten vor, weil jede Schwangere ihr zu gebärendes Kind mit 40 fl. C. M. ins Findelhaus einkaufen mufs. Das k. k. Militärspital, in dem bis 400 Kranke sind. Das Arrestantenspital.

Salzburg hat 7 Spitäler: das St. Johanns-Spital, früher ein Pilger-Hospitium, dient zum Unterricht für Chirurgen. 900 Kranke im J. 1830 kosteten 17,000 fl. rhein., welche Summe den Zinsen noch lange nicht gleichkam. Im kleinen Irrenspital sind meist unheilbare, sich selbst überlassene Kranke. Im Leprosenspital sind unheilbare und die in dieser Gegend häufigen Cretinen. Von einem Mädchen ward dem Verf. erzäht, dafs sie von ihrer Grofsmutter im Viehstall mit Gras und Heu bis zum 18ten Lebensjahre ernährt, dann aber aufgefunden worden sey und sich beim Gebrauch des Gasteiner Bades bei Pflege und Unterricht merklich bessere und seine frühere Wildheit verliere. Das Erhardtsspital zur Versorgung der Bediensteten des bischöflichen Kapitals. Das städtische Bürgerspital; es können 54—56 aufgenommen werden. Ist durch die Sorge einer Aufseherin sehr reinlich gehalten. Das Bruderspital für gebrechliche Taglöhner und Dienstmägde, die 10 Jahr lang in Salzburg gedient haben. Vom Hausaufseher werden Paracelsus Gebeine aufbewahrt. Sein Grabmal ist in einer Kapelle der Spitalkirche. Das k. k. Militärspital, wie alle in Oestreich, nach dem Muster des Wiener eingerichtet.

S. 219—250. berichtet der Verf. über die (1831) von ihm in den Wiener Spitälern beobachteten Krankheiten und ihre Behandlung mit Angabe vieler dort üblichen Arzneiformeln. Besonders häufig waren damals intermittirende Fieber. Von den in Wien bekanntlich endemischen Scrofeln behauptet der Verf., dafs fast jeder Eingeborene daran leide. Von der Chirurgie, wo er nur Zang und Hager ausnimmt, meint er, dafs sie nicht im besten Zustande wäre. Rühmlicheres weifs er von der Augenheilkunde. Rücksichtlich der Geburtshülfe bezieht er sich auf das Angeführte. — Die Beilagen enthalten die Ordinationsnorm für das allgemeine Krankenhaus und verschiedene, kaum anderswo abgedruckte, Instructionen, welche für Alle, die das Hospitalwesen interessirt, eine dankenswerthe Zugabe bilden.

Das Ganze ist mit grofser Genauigkeit gesammelt, enthält zum Theil aktenmäfsige Darstellungen und unterscheidet sich dadurch von vielen im Flug geschriebenen und abgeschriebenen Reisebeschreibungen sehr vortheilhaft. Einige Nachlässigkeiten im Ausdruck und Provinzialismen, wie deren S. 166. drei stehen, nämlich Kotze, Hallnerdecke und Obertuchet, hätten können vermieden werden.

Roller.

N°. 46. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ.

Schutzschriften von Theod. Ludw. Aug. Hobein, Advokaten zu Schwerin, für des Hochverrathes und der Demagogie, des Giftmordes, Diebstahls, sträflichen Banquerouts und anderer Fälschungen Angeschuldigte, nebst beigefügten Urtheilssprüchen. Herausgegeben nach dem Tode des Verfs. Schwerin, bei Kürschner und Berlin, bei Plahn. 1833. 418 S. 8.

Diese Schutzschriften verdienten allerdings durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Sie sind sehr gut gearbeitet und können daher von Sachwaltern als Musterschriften benutzt werden. — Geringer ist das wissenschaftliche Interesse der Fälle, auf welche sich die Vertheidigungsschriften beziehn. Doch macht der zweite Fall eine Ausnahme von dieser Regel. Er betrifft einen Giftmord. Der Thatbestand war nicht mit der gebührenden Sorgfalt erhoben, ins besondere war die Flüssigkeit, die sich im Magen vorfand, nicht gehörig geprüft worden. Mehrere Wochen nach der Beerdigung wurde der Leichnam wieder ausgegraben; und das Resultat der wiederholten Leichenschau u. s. w. war so genügend, dafs die medicinische Facultät zu R. (Rostock) mit Bestimmtheit ihr Gutachten dahin abgeben konnte, dafs die Ursache des Todes eine Vergiftung mit Arsenik gewesen sey. Auch dadurch wird dieser Fall interessant, dafs der Inquisit sein anfangs unumwunden abgelegtes Geständnifs in der Folge widerrief. Der Inquisit wurde übrigens zum Tode verurtheilt. (Das Einzige ist uns bei der Sache aufgefallen, dafs nicht genau nachgeforscht wurde, bei wem der Inquisit das Gift und wie viel er gekauft habe. Wenigstens besagen die Acten, in so fern sie hier mitgetheilt sind, nichts von einer Ausmittelung dieser Umstände.)

Keine Vorrede oder Einleitung giebt Nachricht von den Lebensumständen des Verfs. dieser Schutzschriften. Deshalb darf man dem Herausgeber einen Vorwurf machen. Wenn auch einem Schriftsteller die Herausgabe seines Werkes eine geistige Fortdauer sichert, so hängt doch diese an einem blofsen Namen, an einem blofsen Schalle, wenn wir nicht auch die Individualität des Mannes kennen.

Ueber Fideicommisse. — Eine Bitte an unsere Landstände von einem Bürgerlichen. Berlin in der Nicolai'schen Buchhandl. 1833. 52 *S.* 8.

Von einem Bürgerlichen? — Doch dem sey, wie ihm wolle; es kommt auf die Sache, auf den Werth der Bitte an. Der Verf. wollte vielleicht mit dieser Ankündigung nur so viel sagen, dafs einem jeden Vaterlandsfreunde, wefs Standes er auch sey, die Angelegenheit, von welcher die Schrift handelt, ein dringendes Anliegen seyn müsse und seyn werde.

Die Schrift, welche vorzugsweise den preufsischen Staat vor Augen hat, beantwortet folgende Fragen: 1) Ist der Adel in der repräsentativen Monarchie (d. i. in der Monarchie mit einer Volksvertretung) nothwendig? Allerdings! Sowohl in dem Interesse des Fürsten als in dem des Volkes. — 2) Kann der Adel in seiner jetzigen Beschaffenheit seiner Bestimmmung entsprechen? Nein! Denn der Adel ist verarmt; und die Schuld trägt die Gesetzgebung, welche dem Adel die Zerstückelung und Veräufserung seiner Landgüter gestattete. „Nur mit Mühe findet man noch standesmäfsige Landgüter zur Provinzial-Vertretung. Der verarmte Adel greift zu bürgerlichen Gewerben, bringt seine Kinder in Armenanstalten, schreibt Bettelbriefe, und prangt mit einem adeligen von auf dem Schauspielzettel zur grofsen Belustigung aller Adelsfeinde. So lesen wir: Frau von * spielt die Gurli, Herr von * singt den Papageno. Wir werden ehestens Gräfinnen und Baronessen die Breter betreten sehen, was natürlich den Glanz des Adels und der Monarchie sehr erhöhen wird.« — 3) Wie ist dem Adel zu helfen? und hat die Regierung das Recht, das Erbfolgegesetz in Betreff der Landgüter zu ändern? — 4) Ist die Aenderung dieses Gesetzes möglich? — Die Hülfe würde die seyn, dafs die Adelsgüter für unveräufserlich erklärt, dem jeweiligen Besitzer das Recht, sie mit Schulden zu belasten, entzogen, und das Erstgeburtsrecht eingeführt würde. Das Recht, diese Mafsregeln zu ergreifen, kann der Regierung nicht abgesprochen werden. Denn das Interesse der Gesammtheit spricht für dieses Recht. Aber freilich wird der Plan nur in einem beschränkten Umfange ausführbar seyn, da schon so viele Adelsgüter verschuldet sind. Eben deswegen aber ist desto schneller die Hand an's Werk zu legen. — 5) Was ist zu thun, um die gänzliche Auflösung des Staatsverbandes und der Volksverfassung zu verhindern? Dieser Abschnitt enthält Vorschläge und Andeutungen zu einer Verbesserung des dermaligen Adelsrechtes überhaupt, zur Reorganisation des Adelsstandes in Deutschland. Z. B. Der niedere Adel sollte nur unter der Bedingung erblich seyn, dafs er mit einem Majorate verbunden wäre und dieses sollte nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden. Nicht alle Söhne eines Fürsten oder Grafen sollten den väterlichen Titel führen, sondern man sollte in dieser Hinsicht das englische Adelsrecht zum Muster wählen. (Dieser Abschnitt hat Rctn. besonders gefallen. Ur-

sprünglich war in Deutschland, von Adel seyn und eine Grundherrschaft besitzen, gleichbedeutend. Unermefslich waren die Folgen, als sich der Adel vom Grundbesitze losrifs. Man spricht nicht selten mit Leidenschaft bald für bald gegen den Adel. Aber die Aufgabe, die man vorzugsweise vor Augen haben sollte, dürfte die seyn: Wie liefse sich jenes Band von neuem auf eine zeitgemäfse Weise knüpfen? Vieles ist in unseren politischen Einrichtungen veraltet. Aber das Veraltete ist deswegen nicht verwerflich; oft bedarf es nur einer Verbesserung, um wieder vollkommen zweckmäfsig zu seyn. So manche Staatsverfassungen sind verjüngt worden. Warum hat man nicht auch das Adelsrecht einem Verjüngungsprocesse unterworfen? Was der Verf. in diesem Abschnitte seiner Schrift über die in dem Adelsrechte zu treffenden Neuerungen sagt, verdient gewifs Beherzigung. Aber der Gegenstand bedarf noch einer weitern Ausführung.)

***Rechtsgutachten über die Verhältnisse der St. Petri-Domgemeinde der freien Hansestadt Bremen zum Bremischen Staate, abgegeben vom Herrn Hofrathe C. Fr. Eichhorn, und zum Druck befördert durch die Diaconie der St. Petri Domkirche zu Bremen. Hannover. Verlag der Hahn'schen Buchhandl.* 1831. 162 *S.* 8.**

Die Domkirche zu Bremen war vor der Reformation nicht eine Pfarrkirche, sondern nur zu den Andachtsübungen der Mitglieder des Domstiftes *(ad officium divinum)* bestimmt. Nach der Reformation stellte sich mit der Zeit das Verhältnifs so, dafs in der Domkirche für die Lutheraner der Stadt Gottesdienst gehalten wurde. In den Pfarrkirchen der Stadt war der reformirte Ritus eingeführt. Die zur Domkirche sich haltenden Bürger hatten zwar ihre Diakonen, d. i. ihre Vorsteher; aber die Stellung dieser Gemeinde, (wenn man ihr anders diesen Namen beilegen konnte,) war doch immer in mehr als einer Hinsicht schwankend und unbestimmt. Dieser Zustand dauerte auch dann noch fort, als der Deputationshauptschlufs v. J 1803. §. 27. alle von dem Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg in der Stadt Bremen und in deren Gebiete abhängigen Rechte, Gebäude, Besitzungen und Einkünfte der genannten Stadt überliefs. Der Senat suchte das bisherige Verhältnifs der St. Petri Domgemeinde aufrecht zu erhalten, diese die Rechte der übrigen Pfarrgemeinden der Stadt Bremen zu erlangen. Dieser Anspruch der Domgemeinde ist der Gegenstand des vorliegenden Gutachtens. In der Beilage sind mehrere in die Sache einschlagende Urkunden abgedruckt.

Zachariä.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Specimen Sententiarum Ali Chaliphae, cum versione Persica, e Cod. Ms. Bibliothecae Vimariensis editorum. Comm. qua ad audiend. orationem Professionis Theol. extraordinariae adeundae causa recitandam human. invitat Jo. Gustav. Stickel, Th. et Philos. Dr., Societatis Asiat. Parisiensis Sodalis. Jenae. b. Schreiber. 16 S. in 4.

Hr. St. wurde schon 1830 zum Extraordinarius in der theologischen Facultät zu Jena ernannt. Er hatte indefs das Glück, in den Pariser Schätzen arabischer und persischer Mss. sich zu üben. Da Er neuerlich in der Grofsherzogl. Bibliothek zu Weimar Codices ex Oriente allatos maximaque parte incognitos untersuchte, fand Er die auf dem Titel bemerkten Sinnsprüche. Er beschreibt das Ms., zeigt literarhistorisch, wie Manches schon als Proverbia des Ali — dessen Name bei den Moslemen, wie sonst der Name Salomo's, eine ganze Gattung solcher weisen Witzspiele umfafst — edirt und wiederholt worden ist, und will jetzt durch Mittheilung einer Auswahl aus dem Neugefundenen, ein für das Arabische und Persische zugleich nützliches Lehrbuch vorbereiten. Unstreitig ist es sehr zu loben, wenn jede Möglichkeit, neue anziehende Materialien für diese aus dem Orient am meisten wünschenswerthen Studien durch den Druck zugänglich zu machen, benutzt und nicht aus dem schon Bekannten eine crambe bis terve cocta gemacht wird. Die Uebersetzung solcher abgerissener Sentenzen, wenn von ihrer Veranlassung nichts historisch überliefert ist, fordert ein genaues Festhalten an die grammatikalischen Formen und den Sprachgebrauch. S. 8. ist ein heroisches Wort Ali's aus Abulfeda angeführt: Ich bin Der, den meine Mutter benannt hat حيدرة *Hhaidarato*. Dies Wort (mit Hha, nicht mit Cha geschrieben) bedeutet Niederstürzen und ist dann einer der vielen Beinamen des Löwen. Die zweite Zeile ist:

اكيلكم بالسيف كيل السندرة

Hr. St. übersetzt: Qui *capita hostium ipsis* gladio admetior integris modiis. Schon bei Castellus Fol. 1716. wird sie aus Giggäus angeführt und übersetzt: gladio certabo vobiscum celeriter, vel ense celeriter interficiente. Wörtlich sagt Ali: Ich will Euch zumessen durch das Schwerdt ein Maafs der gröfsten Art. Der Sinn ist also verspruchsweise: admeti*ar vobis* sc. caesos.

כיל סנדרת ist, wie wir sagen: Scheffelweise.

Die erste Sentenz, welche S. 12. gegeben wird, ist

لَو كُشِفَ الغِطاءِ ما ازْدَدْتُ يقيناً.

Der Verf. übersetzt sehr sinnreich: »Wenn der Schleier aufgedeckt gewesen, wäre ich nicht gewachsen an Erkenntnifs.« Die beiden Verba aber sind nicht Futura oder Subjunctivi, sondern

einfach indicativ. Der Sinn ist also wohl eher sinnlich, als geistig, und hierbei eben das anzumerken, was Hr. Dr. St. S. 13. in der Note sagt: Vide, ne quid subtilius, quam auctor voluit, ex dicto elicias. Dem Wort nach ist gesagt: Wenn aufgedeckt war die Decke, habe ich nicht mehr gehabt an Erkenntnifs. Sinn: Es war nichts hinter dem verdeckten Geheimnifs!

Die zweite Sentenz ist religiös: »Die Menschen sind im Schlaf. Aber wenn sie gestorben sind, erwachen sie zur Klarheit.« Die dritte Sentenz beweist viel Menschenkenntnifs: »Die Menschen sind ihrer Zeit mehr ähnlich, als sie (ähnlich sind) ihren Vätern.« Die Bildung in der Mitwelt wirkt auf den Menschen mehr, als die Erzeugung. Der Sinn war etwas schwer zu finden, weil dabei vorauszusetzen ist, dafs das arabische Wort ähnlich seyn, nicht mit dem Dativ, sondern mit ב construirt wird, und weil der Gebrauch des comparativen منهم ein orientalischer Idiotismus ist, der aber auch bisweilen auf das απο = מִן im N. Test. übergeht, wie Matth. 11, 19. — Die fünfte Sentenz

قِيمَةُ كُلِّ امْرِئٍ مَا يُحْسِنُهُ

wird übersetzt: Der Werth jedes Mannes ist — wie viel er Gutes that. Wäre aber alsdann nicht das ه am Ende überflüssig? Wird nicht das letzte Wort in der vierten Conjugation zu nehmen seyn? »Der Werth eines Jeden ist — das, was ihn beliebt machen kann.« — —

Wünschenswerth ist's, dafs der Verf. das Versprechen S. 11, diese und andere Uebungsstücke im Arabischen und Persischen zugleich recht bald mit Uebersetzung und Anmerkungen bekannt mache.

6. Juni 1834. Dr. *Paulus.*

GRIECHISCHE LITERATUR.

Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Eduard Eyth. Erstes Bändchen. 1—8. Buch mit 4 Abbildungen. Karlsruhe, Druck und Verlag der Hofbuchhandlung von G. Braun. 1834. 204 S. in 8.

Alles, was Homer betrifft, sey es Berichtigung und Erklärung, oder Verdolmetschung und dem Aehnliches, verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten: denn Homer, der Repräsentant einer hochbegabten Urwelt, ist ein heller Spiegel der Natur und ein unerschöpflicher Quell alles Schönen. Darum sagen wir auch dem Verfasser dieser Odyssee aufrichtigen Dank für seine Bemü-

hung, den Altvater in Kreise einzuführen, die er in seiner ursprünglichen Form selten betrat, den vielgestaltigen Heldenvers der Griechen in deutsche Reimjamben zu verwandeln, und so in verjüngter Gestalt den alten Sänger Jedermann zu befreunden. Es gebrach zu solchem Unternehmen dem Hrn. Dr. Eyth weder an Geist, noch an Kenntnifs dieser beiden Sprachen. Auch hat er poetische Ader, die Verse fliefsen ihm leicht, und er handhabt den öfters ungefügen Stoff mit vieler Geschicklichkeit.

Dennoch befürchten wir, dafs auch in solcher Auffassung, und dächten wir sie uns in der gröfsten Vollkommenheit, Homers Dichtungen nie zu einem deutschen Volksbuche werden. Volksbücher wurzeln in Religion, Sitten und Gesetzen eines Volks, sie entspringen entweder in seinem Schofse, oder, wenn sie von aufsen eingeführt werden, stimmt wenigstens ihre Weltansicht mit der des Volkes, zu dem sie kommen. So ward die Bibel, ein jüdisches Werk, Volksbuch aller Christen, weil das Christenthum nur ein veredelter Zweig des Judenthums ist, und so verbreitete sich Homer selbst unter allen Stämmen des Griechenvolks, weil alle, wenn nicht durch gleiche Sitte und gleiches Gesetz, doch durch einerlei Religion und Heiligthümer vereinigt waren. Dagegen mufs alles dies jeder neuern Volksmasse ewig fremd bleiben; die Kluft der Zeiten ist zu grofs; die moderne Form kann sie weder ausfüllen, noch verbergen, und so wenig der einzelnstehende Jehovah dem geselligen Götterkönige Zeus zu vergleichen ist, so wenig kann Geist und Gefühl einer christlichen Bevölkerung griechischen Polytheïsmus in sich aufnehmen, und zum Glauben, dem Fundament alles Volksthümlichen, steigern.

Lassen wir also diese Hoffnung fahren! Unser Volksbuch ist die Bibel, die, entbehrte sie auch die silbernen Schalen, doch ebenfalls ihre goldenen Früchte hat. Es ist schon Gewinn genug, wenn Homers Gedanken, immer mehr popularisirt, sich weiter und weiter unter uns verbreiten, und dazu kann Hrn. E.'s Bearbeitung viel beitragen, da sie unstreitig dem Verständnifs der Menge weit näher steht als die Vossische Uebersetzung, so vortrefflich diese im Ganzen genommen ist. Man vergleiche nur den Anfang des Gedichts.

Vofs:

Melde den Mann mir, Muse, den vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heil'ge stadt, er zerstöret;
Vieler menschen städte gesehn und sitte gelernt hat,
Auch im meere soviel herzkränkende leiden erduldet,
Strebend für seine seele zugleich und der freunde zurückkunft.
Nicht die freunde jedoch errettet' er, eifrig bemüht zwar;
Denn sie bereiteten selbst durch missethat ihr verderben:
Thörichte, welche die rinder dem leuchtenden sohn Hyperions
Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den tag der zurückkunft.
Hievon sag' auch uns ein weniges, tochter Kronions!

Eyth:

Von einem schlangewandten Manne hört,
Der viel gesehn, der weit umhergezogen

Durch Menschenwelt und stürm'sche Meereswogen,
Nachdem er Troja's heil'ge Burg zerstört!
Wie Manches um sein Leben duldet' er!
Wie Manches um der Freunde Wiederkehr!
Doch diesen Thoren hat ein graunvoll Sterben
Sein bester Wille selbst nicht abgewehrt;
Sie hatten ja (und dies war ihr Verderben)
Des Sonnengottes Heerden aufgezehrt;
Da schwand für sie der Heimkunft Wonnestunde. —
Von allem diesem höret nun die Kunde!

Möge denn der Verf. auf seiner rühmlichen Bahn wohlgemuth fortwandern, ohne jedoch des weisen Sprüchleins *Festina lente* zu vergessen! Denn er unternahm nichts Leichtes. Zwar ist die von ihm gewählte Form weder die Strophe des Nibelungenliedes, noch Ariosto's Stanze, oder die freiere Wieland's im Oberon und Schiller's in der Nachahmung des 4ten Buchs der Aeneïde. Auch Pope's gleiche Reimpaare, so gefällig sie sich lesen, hätten die Sache erschwert. Dessen ungeachtet bleiben der Knoten genug übrig, die man nicht zerhauen kann; der Reim ist nicht der beste Sprachmeister; auch hört er zuweilen falsch und behandelt sich zu sehr als Zweck, wenn er enjambement auf enjambement häuft, und lange und kurze Verse willkührlich durch einander wirft. Diese Schwierigkeiten mag wohl Bürger gefühlt haben, als er seinen Homer in Jamben liegen liefs, und der gute Minervius, dessen Hr. E. erwähnt, hatte nicht ganz Unrecht, als er für Homers Vers den altdeutschen Volksvers, das heifst den vierfüfsigen Jambus, ohne Aenderung wählte. Doch möge immer unser Bearbeiter in seiner Weise fortfahren, wenn er nur nach wie vor sich mit der Würde des Gegenstandes durchdringt und die Feile nie aus der Hand läfst. Auch für die Muttersprachen möchten wir ein Fürwort bei ihm einlegen. Warum wäre sie zu phlegmatisch für den Daktylus? Und warum sollte der Hexameter kein Glück mehr in Deutschland machen, da unsere Dichter ihn noch täglich gebrauchen, und die deutsche Sprache von allen neuern vielleicht allein dieser Form fähig ist? *Ne, jambe, ultra crepidam!*

Die lithographirten Umrisse sind — nicht von Flaxman.

ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΝΕΦΕΛΑΙ. ARISTOPHANIS NUBES. *Secundum editionem Boissonadii. Varietatem lectionis et adnotationem adjecit L. de Sinner. Parisiis, apud L. Hachette, Bibliopolam.* 1834. *VI u.* 147 *S. in* 8.

ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΜΗΔΕΙΑ. EURIPIDIS MEDEA. *Secund. ed. Boiss. etc. II u.* 150 *S. in* 8.

Hr. G. R. L. von Sinner, aus Bern, Examinateur des livres classiques zu Paris und Mitherausgeber des Journal pour l'instruction publique, ein Verwandter und Nacheiferer Wyttenbach's, rühmlich bekannt durch eine Ausgabe von Buondelmonte's Descriptio insularum Archipelagi und durch die von Firmin Didot so schön ausgestattete des Longus, erwirbt sich

durch die Bearbeitung dieser Schauspiele ein neues Verdienst. In der Vorrede zu den Wolken äufsert er sich darüber so: »Significavimus nuper in Diario quod vocant Instructionis publicae librorum aliquot in certamina litteraria propositorum editiones a nobis paratum iri, non doctas illas quidem neque novis quaestionibus aut inventis refertas, sed quae reperta a prioribus vel exhiberent ipsa, vel certe breviter indicarent.« Man nehme diese Worte des bescheidenen Herausgebers nicht buchstäblich. Seine Anmerkungen sind keineswegs bloſse Wiederholungen oder Auszüge, sondern räsonnirend, und selten möchte man Bedenken tragen, sein überdachtes und auf groſse Belesenheit gestütztes Urtheil zu unterschreiben. Beiden Ausgaben zu Grunde gelegt ist Boissonade's Text, der in den Schulen und Universitäten Frankreichs fast allein gebraucht wird, auch in den Händen der meisten Liebhaber sich befindet. Doch folgte Hr. v. S. in Dem, was Orthographie, Interpunction und gewisse Formen der Dialekte betrifft, theils eigner Ueberzeugung, theils den Ansichten Karl Rühlstädt's in seinen Observationes criticae de Tragicorum graecorum dialecto, die 1832 zu Reval erschienen. Bei Anordnung des Lyrischen wird hoffentlich sowohl er selbst als der wackere Boissonade künftighin neuern Forschungen mehr Einfluſs gestatten, und besonders die Wortbrechungen vermeiden, wie zum Theil schon Wolf gethan hat.

Beide Vorreden schlieſst ein Verzeichniſs der vorzüglichsten Handschriften, wovon zwar Hr. v. S., durch die Zeit beengt, keine neu verglich, dafür aber die gedruckten Ausgaben und sonstigen Hülfsmittel desto sorgfältiger benutzte.

Noch bemerken wir, daſs Medea Hrn. Louis Pasquier, Dr. der Rechte, gewidmet ist, den der Herausgeber auf mehrern literarischen Reisen begleitete, die Ausgabe der Wolken aber dem Grafen J. von Murawieff-Apostol, russischem Senator, dem wir eine schätzbare Uebersetzung des Stücks in seiner Muttersprache verdanken.

Was die äufsere Ausstattung betrifft, so erreicht sie zwar nicht Didotische Eleganz, doch ist der Druck deutlich, nicht allzuklein, und (was besonders gerühmt werden muſs) äufserst korrekt. Der Schnitt der griechischen Lettern bleibt sowohl in diesen Ausgaben, als in andern französischen, selbst die von Didot nicht ausgenommen, hinter den deutschen der neuesten Zeit zurück, und ermüdet das Auge durch eine gewisse Steilheit und Magerkeit, wie man sie bei uns, z. B. in den Verlagswerken der Koryphäen unter Leipzigs Buchhändlern, nicht mehr findet.

Möge der gelehrte und geschmackvolle Herausgeber Muſse finden, uns mit mehrern so nützlichen Arbeiten zu beschenken!

Observations sur l'Iliade d'Homère. Par Dugas-Montbel, des Académies de Lyon, Besançon et Nancy. Tome premier. Paris, typographie de A. Firmin Didot, 1829. 474 *S. in gr.* 8. *Tome deuxième,* — 1830. 402 *S.* — Als Anhang: *Histoire des poésies Homeriques, par D.-M., de l'Acad. des Inscriptions et belles-lettres, et des Académies de Lyon &c. Paris, chez F. Didot frères,* 1832. 166 *S.*

Observations sur l'Odyssée d'Homère. Par le méme. Paris, typ. de F. Didot fr., imprimeurs du Roi et de l'Institut, 1833. 386 *S.*

Das neueste Hauptwerk unserer Nachbarn über Homer; eigentlich der Commentar einer treuen und gefälligen Uebersetzung des Dichters in Prosa, gleichfalls aus der Feder des Hrn. Dugas-Montbel. Man findet hier im Ganzen genommen das Wissenswürdigste aus Allem, was Alte und Neuere über Homer schrieben, vermehrt durch eigene Bemerkungen voll von Sprachkenntnifs, Scharfsinn und Geschmack. In der Histoire des poés. d'Hom. folgt der Verf. hauptsächlich Wolf's Prolegomenis, deren glänzende Dialektik auch in Deutschland fortwährende Anerkennung findet, wenn auch in Rücksicht der angefochtenen Einheit Homer's und der Entstehungsart dieser Gedichte die Stimmen jetzt sehr getheilt sind. Wenn, nach unserer Meinung, Wolf hier zu weit ging, so irren wohl im Durchmustern des Einzelnen Payne-Knight und Andere nicht weniger, wenn sie fast bei jedem Schritte anstofsen, und Interpolation über Interpolation zu entdecken glauben; ein Kitzel, der schon die alexandrinischen Grammatiker stach. Wie viel Schönes würden wir verwerfen müssen, wenn die Hyperkritik dieser Kunstrichter gegründet wäre! Hat man doch sogar die Erzählung der Odyssee von Hefästos Netze, in welchem er seine Gattin und Ares fing, verdächtig gemacht, da sie blos am unrechten Ort in den Büchern steht, ohne Zweifel weil engbrüstige Diaskeuasten sie schon früh obelisirten, worauf sie denn zu wandern anfing und sich verirrte. Die Verdächtiger bedachten nicht, dafs Homer alle Tonarten versteht, dafs er, zwar Meister des ernsten Epos, doch auch den Scherz liebt und handhabt, dafs in ihm die Keime der Komödie, wie der Tragödie, liegen, und dafs er, nach Platon's und Aristoteles Urtheil, nicht allein Ilias und Odyssee, sondern auch den Margites, dichtete.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns in einzelne Erörterungen dieser Werke einlassen wollten; auch sind sie schon zu bekannt, wenigstens die Observ. sur l'Iliade, und nach Verdienst gewürdigt, und wir entledigen uns nur einer, zufällig versäumten, Pflicht, indem wir ihrer in diesen Jahrbüchern ehrenvoll erwähnen. Daher begnügen wir uns, dem Verfasser zur Vollendung dieser schätzbaren Arbeit Glück zu wünschen, und ihn im Namen aller Freunde des klassischen Alterthums zu ähnlichen Unternehmungen aufzumuntern.

Bothe.

De aetate, vita scriptisque Luciani Samosatensis. Commentatio historico-philologica, quam scripsit Godofredus Wetzlar, Hanovia-Hassus. Marburgi, typis Elwertii, Academicis. 1834. 56 S. *in gr.* 8.

Durch diese gut geschriebene Abhandlung, womit sich der Verf. die wohlverdienten akademischen Würden errang, ist der Wunsch, den Ref. bei Gelegenheit der Anzeige von Jakob's Charakteristik des Lucian in diesen Blättern aussprach (1833. No. 25. p. 389.), auf eine ihm erfreuliche Weise erfüllt und somit in der griechischen Literatur eine Lücke ausgefüllt worden, die allerdings befremden konnte, wenn nicht die Schwierigkeit des Gegenstandes den bisherigen Mangel zur Genüge erklärte. Der Verfasser dieser Monographie sucht zuvörderst auf gedoppeltem Wege das Geburtsjahr des Lucianus (125. p. Chr.) zu bestimmen, schreitet dann zu der Untersuchung über das Leben des Lucian, seine Bildung, seine verschiedenen Reisen und Aufenthaltsorte, so wie den Einfluſs, den sie auf die schriftstellerische Thätigkeit und den Charakter seiner Schriften ausgeübt, so weit sich dies überhaupt aus den Schriften Lucian's (denn andere Quellen von Belang haben wir nicht) ausmitteln läſst. Dann muſs freilich auch erst die Stellung der einzelnen Schriften Lucian's und ihre Reihenfolge auf einander bestimmt werden, es müssen die unächten von den anerkannt ächten und von den bezweifelten ausgeschieden werden, lauter Punkte, die noch nicht in dem Grade erledigt sind, um bei einer Untersuchung über Lucian's Leben überall festen und sichern Schrittes zu gehen, ohne auf eine Reihe von Schwierigkeiten zu stoſsen, welche der Untersuchung hemmend und störend in den Weg treten. Dieser Umstand hat auch den Verf. S. 16 ff. veranlaſst, über die einzelnen unächten oder doch verdächtigen Schriften Lucian's seine Ansicht auszusprechen. Unter die mit ziemlicher Sicherheit und fast allgemein als unächt anerkannten Schriften Lucians rechnet er den Chaoidemus, den Halcyon, die Longävi, Philopatris; unter die von Manchen bezweifelten, nach seiner Meinung aber demungeachtet ächten Schriften zählt er die Amores, De dea Syria, De Astrologia, Lucius s. Asinus (lauter Schriften, die auch wir unbedingt unter die ächten zählen würden). Bei dem Patriae Encomium, Demosthenis Encomium, Cynicus und Necyomantia betrachtet der Verf. die Frage über die Aechtheit oder Unächtheit noch keineswegs als ausgemacht.

Chr. Bähr.

SCHULWESEN.

Biblisches Sachwörterbuch, zum Gebrauch für Landschullehrer und Seminaristen, ausgearbeitet von M. Eduard Löhn, Pfarrer zu Naundorf bei Freiberg. Leipz. 1834. *b. Fr. Fleischer.* 169 *S.* 8. (1 fl.)

Kurz, deutlich und für den auf dem Titel angegebenen Zweck brauchbar. Unstreitig war dem Verf. durch das an grofser Belesenheit und eigenen Prüfungen reiche

Biblische Realwörterbuch, zum Handgebrauch für Studirende, Candidaten, Gymnasiallehrer und Prediger ausgearbeitet von Dr. Ge. Benedikt Winer, kön. Kirchenrath u. ord. Prof. der Theol. zu Leipzig. IIte ganz umgearbeitete Auflage. (1. *Band. A—K.* 812 *S. in* 8.) 1833. *b. Reclam.*

trefflich vorgearbeitet, wenn auch Hr. L. wahrscheinlich nur die erste Ausgabe dieses sehr zweckmäfsen Werks, dessen Beendigung bald zu hoffen ist, benutzen konnte. Hr. L. zeigt sich nicht geneigt für herkömmliche Vorurtheile, wie dies schon der erste Artikel Aaron bei der Bemerkung über den grünenden Stab zeigen kann. Doch aber ist er auch nicht zu Erweckung einer Neuerungssucht geneigt, die besonders bei den für Schulen zu bildenden Seminaristen sehr zu vermeiden und zu dämmen ist. Denn was hilft es, wenn diese Classe von Volkslehrern zwar einige abergläubige Meinungen weniger hat, dadurch aber nach Art halbgebildeter Menschen in einen Eigendünkel von überkluger Aufklärung übergeht, während sie vielmehr in eine recht kräftige Ueberzeugung von allem Nothwendigwahren der Religion als auszuübender (praktischer) Gottandächtigkeit bis zur fast mechanischen Fertigkeit eingeübt und überhaupt mehr in dem, was unbezweifelbar wahr gemacht werden kann, affirmativ geschult seyn sollten, ohne durch das blos Negative, gewissermafsen gekitzelt zum schulmeisterischen Uebermuth aufgereizt und excentrisch gemacht zu werden. Das Unwahre verschwindet von selbst, wenn das anwendbar Wahre, ohne Einmischung frömmelnder Phantasiespiele, im Gemüth befestigt und gleichsam zur andern Natur gemacht worden ist. Das Schwerste bei populären Hülfsbüchern für diese so wichtigen Beförderer des allgemeinen Wohls ist deswegen das treffende Auswählen dessen, was ihnen genau zu wissen und zu verbreiten nöthig sey, und das Abhalten von aller Zerstreuung in entbehrliche, klügelnde, oberflächliche Nebenmeinungen. Bemerkungen, welche jetzt, da man endlich auch an ein äufseres Besserstellen des Schulstands zu denken anfängt, um so mehr beherzigt werden müssen, damit nicht durch Uebersprungen von Einem Extrem auf das Andere die beabsichtigte Verbesserung in Verschlimmerung und Anstöfsigkeiten ausarte.

14. März 1834. Dr. *Paulus.*

Grundrifs der alten und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien und Lyceen, für die Schüler der Pädagogien und lateinischen Schulen, so wie für höhere Bürgerschulen und Schullehrer-Seminarien. Aus dem Französischen des Hrn. Letronne nach der sechszehnten Originalausgabe bearbeitet von Dr. Anton Baumstark, Grofsherzogl. bad. Professor zu Freiburg. Freiburg, Univ.-Buchhandlung u. Buchdruckerei der Gebrüder Groos. 1833. *XXVI u.* 375 *S. in* 8.

Es war ein glücklicher Gedanke, das durch ganz Frankreich verbreitete, auf allen höhern Lehranstalten eingeführte geographische Lehrbuch des berühmten Letronne auch auf deutschen Boden zu verpflanzen und für deutsche Lehranstalten zu bearbeiten. Dieses Werk empfiehlt sich, auch abgesehen von der Gründlichkeit, mit der es abgefafst ist, noch durch andere Eigenschaften, welche bei einem Schulbuch insbesondere zu berücksichtigen sind: durch eine klare, leicht fafsliche Darstellung und eine gedrängte Kürze, die das ganze Gebiet der geographischen Wissenschaften umfassend, in einen verhältnifsmäfsigen geringen Raum so Vieles zusammenzudrängen und eine möglichst vollständige Uebersicht des Ganzen nach seinen verschiedenen Theilen zu geben suchte. Es ist nämlich darin nicht blos die eigentliche Geographie oder die Beschreibung der einzelnen Staaten unseres und der übrigen Welttheile enthalten; diese, freilich manchmal etwas kurz abgefafst, bildet blos das zweite Buch der zweiten Abtheilung nach eben so vielen Capiteln als Welttheilen eingetheilt; sondern die erste Abtheilung giebt in ihren zwei Büchern einen zweckmäfsig eingerichteten Ueberblick der mathematischen und physischen Geographie, worin also über Gestalt, Gröfse, Länge und Breite der Erde, ihr Verhältnifs zu den übrigen Himmelskörpern, Sonne, Mond, Planeten, Kometen u. s. w., also ihre Umdrehung, und den dadurch hergebrachten Einfluss auf die Bestimmung der Jahreszeiten u. s. w., dann von der Beschaffenheit und Bildung der Erde und ihrer Theile, von der Luft, Winden, Wasser, Vulkanen, Gebirgen u s. w. gehandelt wird. In der zweiten Abtheilung wird, nach einigen allgemeinen Vorbegriffen über die verschiedenen Raçen des Menschengeschlechts, über Sprachen, Religionen, Regierungen, Bevölkerung und Civilisation, im ersten Buch die alte Geographie in drei Abschnitten nach den drei Welttheilen der alten Welt in einer kurzen Uebersicht behandelt, wo auch bei den einzelnen Orten stets die Namen der neueren Geographie beigefügt sind, und der Aussprache durch die beigefügten Accentzeichen nachgeholfen wird, während bei der, in dem zweiten Buch, wie bemerkt, behandelten neuen Geographie die Aussprache der uns fremden Ortsnamen in Klammern beigesetzt ist. Dafs diese Verbindung der alten und neuen Geographie ihre grofsen Vortheile für den Lehrer hat, bedarf kaum einer Bemerkung; und daher ist die ganze Einrichtung des Buchs von der Art, dafs der Schüler das Wesentlichste aus dem Gebiete der alten Geographie kennen lernt und in Verbindung mit der neuen Geographie, diese zu-

gleich hinreichend in der dazu bestimmten Zeitfrist absolviren kann.

Diese Rücksichten der Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Grundrisses haben ohne Zweifel diese deutsche Bearbeitung und deren Einführung auf mehreren Mittelschulen unseres Landes, wie z. B. Offenburg, Donaueschingen, Freiburg (an welcher Anstalt der deutsche Bearbeiter selbst wirkt) veranlafst, und es steht zu erwarten, dafs noch mehrere Anstalten diesem Beispiel folgen werden, zumal da, aufser dem geringen Ladenpreis von 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. bei einem Buch von fast vierhundert Seiten, für Schulen von der Verlagshandlung ein sehr ermäfsigter Parthiepreis bestimmt worden ist.

Sechs Schulreden von Dr. Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Dr. Gottlieb Mohnike. Stralsund. Verlag der Löffler'schen Buchhandlung. 1833. *XIV u.* 119 *S. in* 8.

Eine Sammlung von Reden, die von dem berühmten Verf. auf dem Gymnasium zu Wexiö und auf der Schule zu Jönköping in den Jahren 1824. 1826. 1827. 1828 und 1830. gehalten worden sind, und uns hier in einer deutschen Bearbeitung geboten werden. Sind es auch nicht gerade neue Ansichten, frappante Zusammenstellungen u. dergl. m., die uns hier entgegentreten — so Etwas lag weder in der Absicht des Redners, noch konnte es der Natur der Sache nach erwartet werden — so ist dagegen die ganze Art und Weise, wie der Verf. den Gegenstand aufgefafst und behandelt hat, die herrliche Sprache, die Würde und der edle Sinn, der Alles durchdringt, für Jeden, dem die Bildung der Jugend nicht ganz fremd ist, so anziehend, dafs er gern dabei verweilen wird. Die einfache, anspruchslose und doch ernste Weise, wie Vorurtheile des Tags, die in neuerer Zeit leider nur zu sehr in Bezug auf die Wahl der Gegenstände des Unterrichts und das Studium der alten Sprachen, um sich gegriffen haben und meist nur in Unwissenheit und Rohheit oder in Bequemlichkeit und Trägheit ihren wahren Grund haben, widerlegt und beseitigt werden, um ihren gefährlichen und verderblichen Folgen durch Verbreitung besserer Einsicht vorzubeugen, wird selbst die gewinnen, die noch aus Unkunde des Gegenstandes wohl anderer Ansicht waren, da sie in dem Verf. zugleich einen Mann erkennen müssen, der das Verhältnifs unserer Zeit zu der früheren und das Verhältnifs antiker und moderner Bildung richtig erkannt und aufgefafst, keineswegs einseitig in irgend einer Richtung befangen ist, und daher auch, zum Beispiel, das Verhältnifs des jetzigen Lehrstandes zur Religion und Geistlichkeit so klar erkannt und dargestellt hat. Die Vorrede des Uebersetzers beschliefst ein noch nicht in Deutschland, so weit wir wissen, bekanntes Gedicht des ehrwürdigen Verfs. auf die Säcularfeier Gustav Adolph's.

Chr. Bähr.

ALTERTHUMSKUNDE.

Siciliae antiquae tabula emendata. Auctore G. Parthey. Berolini, Prostat in libraria Fr. Nicolai, 1834. 19 *S. in* 8. *nebst* 1 *Karte in Fol.*

Jedermann, der sich nur einigermafsen in der alten Geographie umgesehen hat, oder durch seine Forschungen unwillkührlich auf dieses Feld hingewiesen ist, hat zur Genüge erfahren, wie Wenig im Ganzen noch für berichtigte und zuverlässige Karten der einzelnen Theile der alten Welt gesorgt ist, wie Viel hier noch zu thun ist, wenn nur billige Wünsche erfüllt werden sollen. Freilich wendet man sich in unsern Zeiten lieber andern Gegenständen zu, die weniger Mühe und Zeit kosten, denn es ist bekanntlich leichter zu räsonniren und dieses Räsonnement mit einem Anstrich von Philosophie zu übertünchen, als das Einzelne mühsam zu erforschen und daraus sich ein Resultat zu bilden. Die Bequemlichkeit unserer heutigen Genie's liebt freilich ein solches Verfahren nicht, obschon es das einzige ist, das der Wissenschaft wahrhaft frommen kann; und von diesem Standpunkt aus gedenken wir hier gerne der mit der gröfsesten Genauigkeit entworfenen Karte des alten Siciliens und der sie begleitenden Schrift des Dr. Parthey, dessen Verfahren wir wohl als Muster allen Denen, die mit ähnlichen Unternehmungen umgehen, empfehlen dürfen. Die Karte selbst — ein trefflicher Steinstich, ist, was die geographischen Mafse und den Umfang der Insel betrifft, nach den besten neuesten Hülfsmitteln, d. h. nach den besten Karten der neuern Zeit — der Verf. nennt besonders die Karte von Smyth — entworfen, für die Bezeichnung der alten Orte, bildete Cluver die Grundlage, und wir freuen uns, bei dem Verf., der selbst zweimal Sicilien durchwanderte, eine Anerkennung der Verdienste dieses Mannes um die alte Geographie Siciliens (und Italiens) zu finden, welche nur unbegründete Tadelsucht in Zweifel ziehen konnte. Seit Cluver ist freilich nur Weniges für die Geographie dieser Insel geschehen. Es hat daher der Verf auf seiner Karte nur diejenigen Orte angegeben, deren Lage über jeden Zweifel erhoben ist, diejenigen, worüber einiger Zweifel herrscht, sind durch ein beigesetztes Fragezeichen kenntlich; solche endlich, über deren Lage wir in völliger Ungewifsheit sind, ganz weggelassen und ihr Verzeichnifs in dem Text angegeben. Dies war der sichere Weg und darum wollen wir dem Verf. keinen Vorwurf daraus machen, dafs er z. B. auch die verdorbenen und unsichern Namen des Geographus Ravennas ausgeschlossen hat. Seine Aeufserungen über die Wichtigkeit der römischen Itinerarien und über die Zeit, so wie die Art und Weise ihrer Abfassung unterschreibt Ref. gerne, da er bereits früher in seiner Geschichte der Römischen Literatur sich in ähnlichem Sinne geäufsert hatte. Der Verf. giebt einen berichtigten, mit mehreren kritischen Bemerkungen begleiteten Abdruck der das alte Sicilien betreffenden Stellen dieser Itinerarien, woran sich der Nomenclator veteris Siciliae anschliefst.

Rudolphi Lorenz Disquisitio de civitate veterum Tarentinorum, qua solemnia scholae provincialis Portensis lat. Nov. MDCCCXXXIII. — indicunt et — invitant rector et collegium scholae regiae Portensis. Numburgi, typis C. A. Klaffenbachii. 54 *S. in gr.* 4*to.*

In dieser mit eben so viel Sorgfalt und Fleifs als Umsicht ausgearbeiteten Monographie, die sich auch durch einen einfachen und klaren Vortrag auszeichnet, finden wir eine vollständige und wohlgeordnete Zusammenstellung alles dessen, was in den Schriften der Alten über den Staat und die Staatseinrichtungen des alten Tarent vorkommt, begleitet mit eigenem Urtheil und manchen eigenen Vermuthungen, um die Mittelglieder des Ganzen, die uns fehlen, auszufüllen, was, wenn es mit Vorsicht geschieht und auf die gegebenen Data sich stützt, gewifs erspriefslich ist Der Verf. gehört keineswegs zu jenen philosophischen Schöngeistern, die Alles a priori construiren, wie es war oder doch hätte seyn müssen, und mittelst ihrer Philosophie Alles wissen, was wir Andern, die wir dieses Lichtes entbehren, nicht zu wissen vermögen, da wir uns lieber an die geschichtliche Ueberlieferung halten. So ist freilich das Gemälde des alten Tarent oft sehr unvollständig und mangelhaft. Werden wir aber die Schuld davon dem Verf. beimessen dürfen, wenn er lieber ein unvollständiges, aber getraues Bild, als ein Gebilde eigener oder fremder Phantasie liefern wollte?

Sectio I. handelt von der *Oeconomia civitatis Tarentinae.* In diesem Abschnitt werden nun alle Natur- und Kunstproducte, die dem alten Tarent eine so grofse Bedeutung gaben und seinem Handel eine solche Ausdehnung, der Reihe nach aufgezählt, im ersten Cap. ist von den verschiedenen Producten des Bodens und deren Ertrag, insbesondere in Bezug auf die Ausfuhr mittelst des Handels die Rede, im zweiten von dem Reichthum an Heerden, insbesondere von der so berühmten und durch Horatius gepriesenen Schaafzucht, von der Bienenzucht u. A; im dritten von dem Fischfang, im vierten von den Salinen und dem Salzgewinn. In einem weiteren Abschnitt werden dann die Wollemanufacturen und Färbereien, insbesondere Purpurfärbereien, durch welche Tarent so bekannt noch in der späteren römischen Zeit war, besprochen, so wie auch die Arbeiten in Erz, darauf aber wird in einem eigenen Abschnitt von dem Handel und der damit in Verbindung stehenden ausgebreiteten Schifffahrt, zum Absatz der Natur- und Kunstprodukte, ferner von Münzen und Mafsen gehandelt. Ein kurzes Epimetrum giebt einige Angaben *De Tarentinorum opulentia.*

Dies bildet den Uebergang zur zweiten Sectio, welche die *Mores* der Bewohner des alten Tarent zum Gegenstande hat und insbesondere über den so verschrienen Luxus der Bewohner, welcher eine Folge der grofsen Reichthümer war, welche durch die Güte des Bodens, den Fleifs der Bewohner und die zum Handel so günstige Lage der Stadt hier sich aufgehäuft hatten, sich im Einzelnen verbreitet. Darum ist auch hier von den öffentlichen Mahlzeiten der Tarentiner, ihrer Gourmandie und Söfferei und Aehnlichem die Rede. Aus der Art und Weise, wie noch Cicero von Tarent spricht, sehen wir, dals die Stadt auch damals noch in dieser Beziehung verschrieen war, so sehr auch alle andern politischen und commerciellen Verhältnisse sich geändert hatten, und Tarent zu einer römischen Municipalstadt herabgesunken war. In dem nun folgenden Abschnitt über die Verfassung des Tarentinischen Staats unterscheidet der Verf. mit Recht die verschiedenen Perioden, in denen allerdings auch die Verfassung sehr verschieden war; nur ist sehr zu beklagen, dafs im Ganzen hier die Nachrichten der Alten sehr dürftig sind, und Combination gar Manches ersetzen mufs. In der ersten Periode, die der Verf mit der Zeit der persischen Kriege Ol. 75 beschliefst, mag die Verfassung noch viele Aehnlichkeit mit der der Mutterstadt Sparta gehabt haben. Daher erscheinen hier auch Könige, deren Königthum freilich eben so wenig uneingeschränkt war, als das der Spartanischen; weshalb wir dem Verf. auch gern beistimmen,

wenn er den bei Herodot IV, 136. erwähnten König der Tarentiner, in diesem Sinn und nicht als eine bloſse Magistratsperson verstanden wissen will (S. 31.). Neben diesen Königen glaubt der Verf. auch Ephoren in Tarent annehmen zu dürfen, weil sie überhaupt ein alt-dorisches Institut seyen, das auch zu Heraclea, der Tochterstadt Tarents, vorkomme. Es wird schwer seyn, bei dem Mangel aller bestimmten Data hierüber mit Sicherheit zu entscheiden. Mit mehr Sicherheit schon läſst sich von einer tarentinischen Gerusia, oder einem Senat reden, wie er als oberste Verwaltungsbehörde in allen dorischen Staaten bestand; auch an Sklaven fehlte es in Tarent nicht; von Periöken findet sich keine Spur; wahrscheinlich traten die umwohnenden Völker bei der Eroberung des Landes in das härtere Loos der Knechtschaft.

In der nächsten Periode, die der Verf. bis auf Ol. 110, bis auf das Herbeirufen fremder Heeresführer berechnet, mögen in Tarent ähnliche Veränderungen vorgegangen seyn, wie sie in den meisten griechischen Staaten damals statt fanden, wo die zunehmende Bedeutung und das Ansehen des Mittelstandes der Verfassung eine mehr demokratische Richtung gab. Und darauf führen auch im Ganzen die wenigen und dürftigen Nachrichten über Tarent aus dieser Periode. Wir wissen nicht einmal etwas Näheres über die Eintheilung des Volks, über die von ihm bestellten Behörden und deren Wirkungskreis. Könige kommen nicht mehr vor, wohl aber Strategen, obwohl ohne Civilgewalt. Eben so wenig läſst sich über das Gerichtswesen etwas Näheres angeben. Bei dieser Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit aller Nachrichten können nur einige Rückschlüsse aus den Institutionen der Mutterstadt Sparta und der Tochterstadt Heraklea, einiges Licht über die Verhältnisse von Tarent verbreiten. Eben so dürftig sind die Nachrichten aus der letzten Periode, deren Anfang freilich als der Glanzpunkt des Staats sich bezeichnen läſst, bis der Verfall der Sitte und eine furchtbare Ochlokratie die Stadt um ihre Freiheit brachte. Tarent fiel in römische Botmäſsigkeit und ward, wie Mazocchi vermuthet, ein römisches Municipium. Auch hier fehlen die näheren Data.

Die vierte Section handelt zuerst von den verschiedenen Verträgen und Bündnissen Tarents mit andern Staaten und dann von dem Kriegswesen, wo insbesondere von der berühmt gewordenen Reiterei der Tarentiner, von ihrem Seewesen u. A. geredet wird. Die zur Vollständigkeit des Ganzen gewiſs erwünschten Abschnitte über die Religion des alten Tarent, über Kunst und Wissenschaft, fehlen; nach einer Note S. 29. zu schlieſsen, gedenkt der Verf. diese Gegenstände bei einer andern Gelegenheit vorzutragen, vielleicht in der nach S. 43. von ihm zu erwartenden Geschichte Tarents, zu der auch vorliegende Abhandlung als ein integrirender Theil sich im Ganzen betrachten läſst.

Chr. Bähr.

Edinbugh, W. and D. Laing: History of the extinct volcanos of the basin of Neuwied, on the lower Rhine. By Samuel Hibbert, M. D. et F. R. S. Ed. ect. With maps, views and other illustrations. XXX and 261 pag. in 8vo.

Der, durch seine „*Description of the Shetland Islands*," und so manche werthvolle, in wissenschaftlichen Zeitschriften enthaltenen, Abhandlungen — namentlich durch klassische Berichte über die *vitrified forts* — bereits auf sehr günstige Weise bekannt gewordene schottische Geolog, besuchte, in den Jahren 1828 und 1829, zu wiederholten Malen das Festland. Es beschäftigten ihn vorzugsweise die vulkanischen Landstriche von Süd-Frankreich und von Italien. Allein keine Gegend zog unsern Verf. in dem Grade an, als das Becken von Neuwied. Erst nachdem er diesen „klassischen Boden" zum zweiten Male gesehen, und mit grofser Sorgfalt untersucht, gelangte er, wie sein eigenes freimüthiges Geständnifs aussagt, zu einer, einigermafsen genügenden, Lösung mancher problematischen Erscheinungen. So entstand die Schrift, deren Anzeige uns beschäftigt.

Hibbert begreift unter dem Ausdrucke »Neuwieder Becken" den Landstrich in Rhein-Preufsen gegen N. durch die Bergreihe begrenzt, in welcher die Brühl (Brohl) entspringt, nach S. aber von den Höhen eingeschlossen, in denen die Nette ihre Quelle hat. Frühere Nachrichten über die Gegend trifft man, jedoch auf unbequeme Weise zerstreut, in Büchern, welche von den Rheinlanden im Allgemeinen handeln; so in den Werken von Collini, Hamilton, Nose, Al. von Humboldt, Forster, Detticr, Wurzer, Camper, Noeggerath, Steininger, van der Wyck u. A. — Hibbert sagt, dafs, indem er sich anschicke, einen Landstrich zu schildern, der von so vielen trefflichen Gebirgsforschern untersucht und beschrieben worden, ein ähnliches Gefühl ihn ergriffen habe, wie den Waidmann, wenn Jagdlust denselben auf fremdes Gebiet verlockt. Indessen wufste unser Verf. seiner Darstellung gar manche Eigenthümlichkeiten zu verleihen. Er ging beim Plane von der Ueberzeugung aus, dafs Abhandlungen aus dem Bereiche der Geologie bei weitem verständlicher werden müssen, wenn man strebt, dieselben

gleichsam zu einer geregelten Geschichte der Aenderungen zu machen, welche der zu schildernde Felsboden im Zeitenlaufe erlitten hat, statt sich darauf zu beschränken, mehr oberflächliche Profile der Gesteinlagen zu liefern. — Für das Becken von Neuwied wurde eine solche geschichtlich-geologische Darstellung noch vermifst. Hibbert sah sich darum, beim ersten Besuche der Gegend, in seinem Streben: die dortländischen vulkanischen Ausbrüche in ihren so verwickelten Beziehungen zu tertiären und späteren Gebilden aufzufassen, bei jedem Schritte gehemmt. Er mufste diese Verhältnisse durch eigene Forschungen zu ergründen bemüht seyn. Auch eine genaue geognostische Karte fehlte; die dem Buche beigefügte, wurde, nach des Verfs. Beobachtungen und unter dessen Augen, von seiner Reise-Gefährtin, Mrs Hibbert entworfen. Ihrem schönen Talente verdankt man ferner sämmtliche Ansichten, womit die Schrift so reichlich ausgestattet, und deren Ausführung als sehr gelungen zu erachten ist.

In der Einleitung wendet sich Hibbert zuerst zur Beantwortung der Frage: welche Ursachen den vulkanischen Phänomenen im Allgemeinen zum Grunde liegen? Die Arbeiten von L. v. Buch, Alex. v. Humboldt, Macculloch, P. Scrope, Daubeny, Lyell u. A. würdigend, zeigt er, wie wesentlich der Antheil sey, welcher den astronomischen, physikalischen und chemischen Forschungen an Lösung jener Probleme gebühre, und wie aus den Untersuchungen von La Place über die Erd-Temperatur, und mehr noch aus jenen von Fourier und Cordier, sich rationelle Hypothesen über die periodischen Umwälzungen aufstellen lassen, von denen die Erdrinde, seit ihrem Festwerden, betroffen wurde. Am Schlusse findet man Bemerkungen über den Charakter trachytischer Eruptionen.

Lernen wir den Inhalt des Buches selbst kennen.

Im I. Kapitel ist von den primitiven Gesteinen die Rede, welche das Neuwieder Becken aufzuweisen hat. Der Ausdruck primitive Felsarten — wie bekannt durch das Vorschreiten der wissenschaftlichen Geologie in neuester Zeit ohnehin höchst schwankend — wäre hier um so mehr durch einen andern zu ersetzen gewesen, da Thon- und Grauwacke-Schiefer nicht nur vorherrschen, sondern auch die Gesteine sind, welche bis jetzt in gröfster Tiefe aufgeschlossen worden, und da man an verschiedenen Stellen in denselben versteinerte Ueberbleibsel mee-

rischer Thiere trifft. Von sogenannten primitiven Felsmassen, den Unterlagen jener Schiefer-Formationen — wie Granit, Gneifs und Glimmerschiefer — hat man nur durch die von basaltischen Laven mit heraufgebrachten, in ihnen enthaltenen, Trümmern, so wie durch die einzelnen, von den Vulkanen ausgeschleuderten Bruchstücke, Kenntnifs nehmen können. Das Streichen der Thon- und Grauwacke-Schiefer-Schichten bleibt sich keineswegs gleich; am häufigsten wird dasselbe aus SW. nach NO. gefunden. Auch das Fallen schwankt; meist ist die Neigung bedeutend, 60° und darüber, zum Theil stehen die Lagen auf dem Kopfe.

Im II. Kapitel betrachtet unser Verf. den Zustand der Schiefer-Gebilde in den Rheinlanden von Anfang der Tertiär-Epoche. Die im Becken von Neuwied vorhandenen Gesteine der Art machen den kleinen Central-Theil einer weit erstreckten Formation aus, zu welcher die Felsmassen des Westerwaldes, der Eifel, des Hundsrücks, Taunus und der Ardennen gehören, und sehr möglich ist, dafs diese Formation, mannigfaltige sekundäre Gebirgsarten unterteufend, bis zu den Vogesen und zum Schwarzwalde und weiter reicht. Die Emporhebungen der Schiefer dürften, nach Hibbert, in mindestens sechs bis sieben Epochen statt gefunden, und diese Katastrophen schon während des Bildungs-Alters der befragten Felsmassen begonnen haben. Elie de Beaumont's Annahme: die erhebenden Gewalten hätten in den Rheinlanden ungefähr in der Richtung aus SW. nach NO. gewirkt, erachtet unser Verf. für zu allgemein und schwankend. Dabei ist nicht zu übersehen, dafs die Emporhebung eines Theils der Rheinlande die Senkung eines andern Theiles bedingt haben könne.

III. Kapitel. Alte, dem Neuwieder Becken verbundene, in die Länge erstreckte, Thäler. Gewaltsame Ereignisse, wie jene, von denen im vorhergehenden Kapitel die Rede gewesen, mufsten eine Erschütterung der Fels-Schichten bis auf ihre Grundfesten zur Folge haben. So entstanden, während der Emporhebung, tiefe, mehr und weniger breite Klüfte und Spalten, Zerreifsungs-Thäler. Die ältesten, muthmafslich der frühesten Emporhebung der Eifel gleichzeitig, scheinen die ungefähr aus SW. nach NO. ziehenden. An diese reihen sich zunächst, hinsichtlich der Altersfolge, die von W. nach O. erstreckten Thäler. Eine dritte Klasse, die zahlreichste und wichtigste von allen, sind die dem Rheinthale parallel ausgedehnten; das Rheinthal selbst mufs als Zerreifsungs-Thal betrachtet werden. Diese Thäler ziehen

aus NW. nach SO.; sie durchschneiden den ganzen Landstrich, welcher Gegenstand von Hibberts Untersuchungen ist. Auch die vulkanischen Eruptionen folgten, mit wenigen Ausnahmen, dieser gemeinsamen Richtung.

Im IV. Kapitel handelt der Verf. von der Beschaffenheit der Rheinlande zur Zeit, als die tertiären Formationen zu entstehen begannen. Es werden unterschieden und mit sachgemäfser Ausführlichkeit geschildert: das marinische Becken von Mainz bis Basel; das Zerreifsungs-Thal zwischen Bingen und dem Neuwieder Becken (allem Ansehein nach Ergebnifs einer Emporhebung des Hundsrücks und des Taunus); das obere Süfswasser-Becken von Neuwied (dürfte seine Entstehung den emporhebenden Gewalten verdanken, welche die Gebirgszüge der Eifel und des Westerwaldes auftrieben); die Kanäle, wodurch die Wasser aus dem Neuwieder Becken abgeleitet wurden; das untere Süfswasser-Becken von Köln.

V. Kap. Der Laacher See. Einer der ersten vulkanischen Ausbrüche in der Gegend um Neuwied hatte, ohne Zweifel in dem, durch seine kreisförmige Gestalt ausgezeichneten, Laacher Becken statt. Die am meisten genügende Hypothese über die Bildungs-Art soleher runden Becken, oder Kratere, wie jener von Laach, dürfte die seyn, dafs während die innere flüssige Masse unsers Erdkörpers fest wurde (ein Procefs, der, bei der sehr allmählig statt gehabten Abkühlung, Jahrhunderte gedauert haben kann), Gase entstanden wären, deren expandirende Gewalt an schwächern Erdrinde-Stellen Risse oder Spalten hervorbrachten. Eine auf solche Art entstandene Weitung würde eine mehr runde Gestalt haben u. s. w. Beim Laacher See bleibt nur der Umstand schwierig zu erklären, dafs die meisten Ueberbleibsel der Ausschleuderungen, welche statt gehabt, verschwanden. Allerdings ist es denkbar, dafs der gröfste Theil derselben in die unergründlichen Tiefen, welche sich aufgethan hatten, wieder hinab gestürzt seyn könne; auch führten die Diluvial-Strömungen ohne Zweifel von jenem losen Material viel hinweg. (Zwei wohl gerathene bildliche Darstellungen erläutern die Beschreibung des Laacher Sees.) Mit der Central-Oeffnung des Laacher Beckens standen, und stehen zum Theil noch, Seiten-Spalten in Verbindung, deren beträchtlichste das Brohl-Thal ist. Andere Spalten gingen von jener Oeffnung gleichsam wie Strahlen aus, so u. a. eine bis zu den berühmten Niedermendiger Steinbrüchen führende Schlucht.

Im VI. Kap. findet man die Schilderung des vulkanischen Beckens von Rieden. Die Begrenzung dieses vormaligen Kraters ist überaus regellos. Nachdem die Gase sich entladen hatten, folgten trachytische Eruptionen und sodann Erfüllungen mit vulkanischem Schlamm, welcher den nachbarlichen Seen oder Thälern zuströmte. Um das Becken herum ereigneten sich auch eine nicht geringe Zahl basaltischer Ausbrüche; von den Schlünden sind nicht unzweideutige Beweise vorhanden, und an der Ostseite, dicht am Rande des Beckens, läfst sich ein Basalt-Strom auf ziemlich bedeutende Weite verfolgen. — Allgemeine Bemerkungen über Schlamm-Vulkane, veranlafst durch die Phänomene des Beckens von Rieden.

VII. Kap. Trachyt-Ausbrüche in der Nähe der Brohl-Quelle. In der Geschichte dieses Beckens wiederholen sich im Allgemeinen die Erscheinungen des Riedener. Es war ein Krater und der Sitz trachytischer Eruptionen; später wurde dasselbe mit schlammigem Tuff angefüllt. Auch basaltische Ausbrüche ereigneten sich, sie gehören jedoch einer neuern Periode an, als die von Rieden. — VIII. Kap. Trachyt- und Basalt-Eruptionen aus den Hügeln, wo die Nette entspringt. Südlich von Nürburg ist ein Krater vorhanden, dessen Wände aus Trachyt bestehen, ferner findet man einen Trapp- [Dolerit-?] Gang und mehrere basaltische Emportreibungen. Der vereinzelte Kegel, welcher die Ruinen des Nürburger Schlosses trägt, wurde durch Ausbrüche gebildet, die durch Thonschiefer hindurch statt hatten. Massen und Bruchstücke verschiedenartiger Trachyte, Fragmente von Mandelsteinen und Basalten, in höhern und geringern Graden verschlackt, setzen das Ganze zusammen. Die ältesten Eruptionen dürften trachytischer Natur gewesen seyn. Andere Massen ähneln mehr den Porphyren, von welchen die Steinkohlen begleitet zu werden pflegen. Den neuesten Erscheinungen zählt der Verf. den Krater unfern des Dorfes Boos bei, dessen Durchmesser sehr ansehnlich ist. Schlackige Basalt-Trümmer setzen die Wände zusammen; sie umschliefsen viele Thonschiefer-Brocken, die augenfällige Beweise erlittener feuriger Einwirkungen tragen. Unter den Auswürflingen kommen nicht selten Thonschiefer und Grauwacke vor, deren Oberfläche oft schön verglast ist. Von da stammen die Musterstücke, welche so manche Kabinette zieren.

Das IX. Kap. ist einem Rückblick auf den fortschreitenden Zustand der Sand- und Thon-Ablagerungen in den Becken von Neuwied und Köln gewidmet, und zwar

von der Zeit an, wo die Trachyt-Ausbrüche ihren Anfang genommen. Da, wo gegenwärtig der Schlund von Andernach vorhanden ist, mufs, als die Wasser des Neuwieder Beckens noch ihre ursprüngliche Höhe hatten, ein Felsenriff gewesen seyn, und an dessen nördlicher Seite ein tief eingerissener Kanal, welcher die überströmenden Wasser dem Süfswasser-Becken von Köln zuführten. Für den Neuwieder See nimmt Hibbert eine muthmafsliche Längen-Erstreckung von mindestens 40 engl. Meilen an, auf eine Breite-Ausdehnung von 10 bis 20 e. M. Die Formationen, von denen im Anfang der Tertiär-Epoche die obern und untern Süfswasser-Becken am Niederrhein eingenommen wurden, bestanden aus Sand, Sandstein und plastischem Thon. Der Sand umschliefst hin und wieder Braunkohlen-ähnliche Theile. Im Sandstein kommen wohl erhaltene Pflanzen-Abdrücke vor. Die angebliche Gegenwart von Gebeinen erloschener Thier-Geschlechter in den untern Sand-Lagen hat sich nicht bestätigt. Diesen Formationen gleichzeitig hatte der vulkanische Ausbruch des Laacher See's statt, dessen Krater mit Sand und mit plastischem Thon erfüllt ist; oder es ging jenes Ereignifs dem Anfang der befragten Ablagerungen unmittelbar vorher.

X. Kap. Braunkohlen-Gebilde, die, während der Ausbrüche von Trachyten und ältern Basalten, an die Stelle der aus frühern Perioden stammenden Süfswasser-Formationen kamen. Der Verf. schickt seiner Schilderung der Braunkohle eine Notiz voraus, die Zunahme der Vegetation betreffend, welche am Schlusse der, im vorhergebenden Kapitel abgehandelten, Sand- und Thon-Gebilde statt gefunden. Um jene Zeit mufste die Temperatur in den untern Rhein-Gegenden bereits in dem Grade niedriger geworden seyn, dafs sie der von gemäfsigten Himmelsstrichen näher kam. Dies scheint aus dem Umstande hervorzugehen, dafs Eichen, Buchen und andere Waldbäume, in weniger heifsen Landen heimisch, einst mit den fossilen Palmen von Köln gleichzeitig waren; ein Umstand, welcher sehr glaubhaft macht, dafs die Temperatur des in Frage liegenden Landstriches jener der Süd-Küste Spaniens oder Italiens ziemlich nahe kam, die noch heutigen Tages Pflanzen ganz verschiedener Klimate nähren. So hatten z. B. zu S. Remo, im Genuesischen, dichte Palmen-Wälder lange Zeit bestanden, und ihr Anbau wurde später besonders begünstigt, um der Zweige willen, welche bei den feierlichem Umgängen am Palm-Sonntage dienten. Die Palmen um Murcia, deren Plinius bereits vor

vielen Jahrhunderten gedachte, wurden bis zum Jahre 1775, um ähnlicher frommer Zwecke willen, gepflegt. Swinburne erzählt: »wir verweilten zu Elche, einer bedeutenden, dem Herzoge von Arcos zugehörenden, Stadt, die am Rande eines Palmen-Waldes erbaut ist. Man war gerade mit Erndten der schmackhaften Früchte beschäftigt; die Zahl der Bäume, alt, von hohem kräftigem Wuchse, dürfte über 200,000 betragen haben. Manche derselben sah man mit zu einer Spitze zusammengebundenen Aesten, und mit Matten bedeckt, um sie gegen Wind und Sonne zu bewahren.« — In den höhern Rhein-Gegenden mufs eine durchaus verschiedenartige Vegetation, kältern Klimaten entsprechend, bestanden, oder in jener Periode sich entwickelt haben. Tannen, Buchen, Eichen und Erlen wuchsen, und mit ihnen gleichzeitig die gewöhnliche Haide *(Erica vulgaris)*. Nicht minder wichtig ist der Umstand, dafs die Braunkohlen-Ablagerungen uns auf eine Periode hinweisen, in welcher gewisse grofse Thiere in den europäischen Waldungen und Sümpfen lebten, noch ehe der Boden zur Wohnstätte von Menschen geeignet war. Was die untern Rhein-Gegenden betrifft, so vermissen wir jedoch genauere Angaben in letzterer Hinsicht. — Nächstdem verdienen die Strömungen beachtet zu werden, welche in der tertiären Epoche statt hatten, und die zur Bildung von Braunkohlen-Lagern mitwirkten. Bei Katastrophen solcher Art, die sehr heftig gewesen seyn müssen, erlitten die in den Seen von Neuwied und von Köln vorhandenen Ablagerungen, besonders in ihren obern Schichten, grofse Störungen. So findet man stellenweise von dem Sandstein, welcher einst eine nicht unterbrochene Decke über dem Sand gebildet, nur einzelne Blöcke, und hin und wieder verschwand der Sandstein spurlos, oder es wurde selbst der tiefer gelagerte Sand mit hinweggeführt. — Während des Abzugs der Wasser entstanden an manchen Orten Becken von minder grofser Ausdehnung, geeignet zur Bildung kleiner Seen und Sümpfe, und in diesen erfolgten lokale Absätze. Der Beweis, dafs die Vegetation in den untern Rhein-Gegenden sich vorzugsweise während dieses Wechsels der Dinge entwickelt habe, ist darin zu suchen, dafs man unfern Köln die untersten Braunkohlen-Ablagerungen, oder Schichten bituminösen Thones, ihre Stelle über losem Sande einnehmen sieht, dessen Sandstein-Decke gänzlich entfernt worden, oder die nur durch einzelne Blöcke ihr früheres Daseyn verräth. — Die Braunkohlen-Formation, die Sand- und Sandstein-Lagen, so wie die Schichten plastischen Thones mit gerechnet,

läfst sich, obwohl keineswegs im ununterbrochenen Zusammenhange, als Bedeckung des Gehänges der Schiefer-Berge, vom Andernacher Becken an verfolgen längs des Laufes des Nieder-Rheines, woselbst jene Formation auf beiden Stromseiten, zumal am Sieben-Gebirge vorkommt. — Was die Braunkohlen-Ablagerungen im untern See von Köln betrifft, welche die Stelle hinweggeführter älterer Schichten einnehmen, so ist es, nach dem Verf., sehr glaubhaft, dafs in jener Periode, als Eichen, Buchen, Fichten u. s. w. am Ufer sich anzusiedeln begonnen, sandige oder schlammige Landzungen und kleine Inseln gebildet wurden, in deren weicherem Material Palmen ihre Wurzeln schlugen, und aufserdem zahlreiche Wasser-Pflanzen, deren Ueberbleibsel man in den mächtigen, noch vorhandenen, Lagern erdiger Braunkohlen trifft. Periodische Ueberschwemmungen versenkten die neue Vegetation theilweise oder ganz unter sandigen und schlammigen Lagen, zumal aber unter Schichten plastischen Thones, und durch angefluthete Holztheile entstanden Wechsel-Lagerungen von Braunkohlen und von Thon, wie solche in den untern Rhein-Gegenden so häufig gefunden werden. Bei Friesdorf bestehen, wie dies schon Nöggerath's Untersuchungen dargethan, die obern Lagen aus wechselnden Schichten von erdiger Braunkohle, von bituminösem Holze, Alaunerde und von plastischem Thon, in denen man einzelne Baumstämme trifft, zum Theil den Eichen ähnlich, bis zu 12 Fufs im Durchmesser, und ihrer obern Theile beraubt, als wären diese gewaltsam abgebrochen worden; einige der Bäume liegen horizontal, andere senkrecht, indem sie durch sämmtliche erwähnte Lager hindurch reichen. Bei Köln hat man eine Palme in aufrechter Stellung gefunden. Am Sieben-Gebirge zeigen sich in absteigender Ordnung: Lehm-Boden mit Braunkohlen; Lehm-Schichten; Braunkohlen; [sogenannter] Kleb- und Polirschiefer mit Abdrücken von Süfswasser-Fischen und von Pflanzen; Papierkohle mit dergleichen Abdrücken; plastischer Thon. Die Mächtigkeit der Braunkohlen-Ablagerungen wechselt zwischen 6 und 32 Fufs. Mineralogische Merkmale der Braunkohlen-Arten. Reste tropischer Pflanzen, welche darin nachgewiesen werden. — Im obern Neuwieder Süfswasser-Becken sind die Braunkohlen-Ablagerungen bei weitem minder zahlreich, nur Sand und plastischer Thon finden sich mächtig entwickelt. — Mit Ausnahme der, einer sehr frühen Zeit angehörenden Eruptionen des Vulkans von Laach, dürften sämmtliche trachytische Ausbrüche und Krater, so wie die Anhäufungen tuffigen Schlammes innerhalb der trachytischen

Becken, in den Anfang der Braunkohlen-Ablagerungs-Periode fallen. Die ältesten Basalt-Eruptionen scheinen mehr den obern als den untern Braunkohlen-Bildungen gleichzeitig gewesen zu seyn.

XI. Kap. Berg-Emporhebungen am Schlusse der Braunkohlen-Formation in den untern Rhein-Gegenden. Im Hundsrück, im Taunus und in der Eifel hatten einige, jedoch wenig beträchtliche Ereignisse der Art statt. — XII. Kap. Vulkanische Thätigkeit im Becken von Neuwied zur Zeit, als gewisse Berge in den untern Rhein-Gegenden geringe Erhebungen erlitten. Die Tertiär-Epoche, bezeichnet durch den beginnenden Abfluſs der Rheinischen Seen, fällt wahrscheinlich mit jener zusammen, welche Beaumont an den Schluſs seiner Reihen stellt. Manche vulkanische Ausbrüche im Neuwieder Becken gehören in diese neuere Periode, ihre chronologische Folge ist jedoch keineswegs genau nachweisbar. Die trachytischen Eruptionen hatten aufgehört; die neuern Basalte unterscheiden sich, mit wenigen Ausnahmen, von den ältern durch ihre mehr schlackige und blasige Beschaffenheit; das ausgeschleuderte lochere Material besteht aus basaltischen Blöcken, aus Bruchstücken [sogenannter] Primitiv-Gesteine, losgerissen von den Wandungen der vulkanischen Schlünde, aus Schlacken-Trümmern, endlich aus vulkanischem Sande und aus Asche. Gleich den ältern Eruptionen, folgten auch die neuern im Allgemeinen einer Richtung aus NW. nach SO.

Das XIII. Kap. bestimmte unser Verf. zu den Betrachtungen über die Niveau-Abnahme und das Austrocknen der Seen von Neuwied und Köln, und im XIV. Kap. deutet derselbe die Zwischenräume von Ruhe in jenen Becken an, die Perioden von langer Dauer, während denen nur sehr wenige Eruptionen statt hatten und der Austrocknungs-Prozeſs vorschritt. Die geologischen Erscheinungen, von denen die Rede, betrachtet Hibbert, sehr naturgemäſs, als zwei Epochen angehörend. In der ersten wurden die Süſswasser Becken am Niederrhein nach und nach mit den oben erwähnten Ablagerungen von Sand u. s. w. angefüllt; in diese Zeit fallen die Trachyt- und die ältern Basalt-Ausbrüche. Der zweiten Epoche gehören die uns schon bekannten Erhebungen gewisser Gebirgs-Theile an, so wie das Beginnen der Austrocknung der untern Süſswasser-Becken am Niederrhein. Auf diese

mehr und minder gewaltsamen Ereignisse folgte ein langer Zwischenraum ohne, oder nur mit sehr wenigen vulkanischen Katastrophen. Am Schlusse der tertiären Zeit verschwanden die letzten Spuren des Vorhandenseyns von Palmen; das Klima im westlichen Europa kam dem gegenwärtigen Zustand der Dinge schon sehr nahe, Eichen, Buchen und Fichten behaupteten sich, während die frühere Vegetation untergegangen war. — Bemerkungen über die mächtigen Torf-Ablagerungen, welche vor der grofsen Diluvial-Katastrophe im nördlichen Deutschland und auf den britischen Inseln vorhanden gewesen; Vorkommen von Torf auf Höhen im W. des Rheines.

XV. Kap. Vulkanische Kette von den Kempenicher Höhen bis zum Hochstein in einer Richtung aus NW. nach SO. streichend. Alle Ausbrüche dürften ungefähr gleichzeitig seyn. Die meisten sind Schlacken-Kegel und Hügel; regelmäfsige Kratere werden vermifst. — XVI. Kap. Der Hochstein, ein erhabener Thonschiefer-Berg im SO. des Beckens von Rieden, der an seinen beiden höchsten Gipfeln Laven-Ausbrüche aufzuweisen hat. Dieser Vulkan dürfte denen beizuzählen seyn, von welchen die verhältnifsmäfsig lange Periode der Ruhe unterbrochen wurde. Unter den ausgeschleuderten Bruchstücken der Schlund-Wände trifft man Granite und grofse Blätter von Glimmer. Das letzte Ergebnifs der Eruption scheint der Erguſs eines Stromes basaltischer Lava gewesen zu seyn. — XVII. Kap. Hochsimmer, Ausbrüche bei Ettringen, Lavenfeld von Mayen und Kottenheim. Diese Feuerberge gehören zu der aus NW. nach SO. sich erstreckenden Reihe, von der bereits die Rede gewesen. Am Hochsimmer [Hochsummer] findet man, 1695 Fufs über dem Rheinspiegel, Reste eines bedeutenden Kraters. Grauwackeschiefer bildet die Basis des Berges: die Krater-Wände sind überdeckt mit Asche und mit basaltischen Lapilli. In den Schlacken-Hügeln um Ettringen fand der Verf. Fragmente von Granit und von Glimmerschiefer, durch Gluht in höherm und geringerm Grade verändert. Was die Lavenfelder von Kottenheim und Mayen [Meyen] betrifft, so glaubt Hibbert nicht an einen sehr grofsen Krater als den muthmafslichen Mittelpunkt der Eruption. Die meiste Gestein-Masse ist schlackiger Basalt, der häufige Trümmer von Granit, Gneifs und Glimmerschiefer umschliefst. — XVIII. Kap. Lavenfeld von Mendig. Die Ausdehnung desselben ist sehr regellos und dürfte, in der Richtung

von N. nach S., 1 bis 2 engl. Meilen betragen, von O. nach W. aber etwa 2 e. M. Als diese Eruption, über deren Ursprung-Stelle man wenig oder nichts weifs, erfolgte, erlitt das Becken von Neuwied eine beträchtliche Verminderung seines Niveaus. — Bemerkungen über die mineralogische Beschaffenheit der Mendiger Basalt-Lava und ihrer mannigfaltigen Einschlüsse. — XIX. Kap. Vulkanische Berge im O. und SO. des Laacher Sees (der Krufterofen, Rothenberg, die Ausbrüche unfern Eich und Fornich). Bei den meisten bezweifelt der Verf. das Vorhandenseyn von Kratern; die Laven stehen jenen von Mendig am nächsten.

Im XX. Kap. ist die Rede von den mit dem Trafs-Thale von Brühl [Brohl] zusammenhängenden Vulkanen. Als die tertiären Ablagerungen ihren Anfang nahmen, war längs des Laufes der Brühl, von ihrer Quelle bis Burg Brühl, ein See mit regellosen Umrissen vorhanden. Frühere Eruptionen dürften den gröfsern Theil jenes Sees allmählig mit tuffigen und andern vulkanischen Produkten erfüllt haben. Der Abfluſs aus dem See hatte zwischen Burg Brühl und Tönistein statt. Ein Zerreifsungs-Thal — durch seine steilen Gehänge kenntlich, wie durch die aus- und einspringenden Winkel, welche den Lauf bezeichnen, und als Beweise einer gewaltsamen Entstehungs-Art gelten — erstreckt sich von Wassenach bis zum Rhein. Der Verf. legt ihm den Namen Trafs-Thal von Brohl bei, in Beziehung darauf, dafs dasselbe theilweise mit Tuff-Schlamm erfüllt worden, welcher, nach seiner technischen Zubereitung, unter der Benennung Trafs allgemein bekannt ist. Der Tuff (Tuffstein) war Ergebnifs jener Vulkane, deren Beschaffenheit Hibbert nun genauer schildert, Untersuchungen, in denen wir ihm nicht folgen können, ohne die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten. Die 8. Tafel enthält eine bildliche Darstellung vom Brohler Trafs-Thal, und zur Erläuterung des interessanten Kraters von Lummerfeld und der ihm zunächst verbundenen Feuerberge — deren Bezeichnungen als höchst verwickelt gelten müssen — ist ein Kärtchen beigefügt. — XXI. Kap. Erneuete Thätigkeit solcher Vulkane, die ihre Kraft-Aeufserungen bis zum Schlusse der tertiären Epoche, und selbst noch weiter fortsetzten. Sie gehören zwei Gegenden an, die erste ist der Laacher See, die andere in der Nähe von Hummerich, wo die Nette dem Rhein zufliefst. Ohne Zweifel fallen die wiederholten Ausbrüche des Laacher Kraters

in die Zeit, wo manche der beschriebenen gröfseren Feuerberge noch wirkten. Ihnen folgten die Eruptionen der Hummericher Berge, von denen man geneigt seyn könnte zu glauben, dafs sie bis in die geschichtliche Zeit hinübergereicht hätten. Nun begann eine Periode, wo die vulkanischen Umwälzungen sich beträchtlich minderten. Die Ufer des Neuwieder Beckens fingen an, bewaldet zu werden; die damals bestehenden Thier-Geschlechter, von denen einige gegenwärtig erloschen sind, durchstreiften in Schaaren jene Waldungen, oder lebten am Gestade. — Der Verf. ist geneigt zu glauben, dafs zu dieser Zeit das westliche Europa am frühesten von Menschen bewohnt worden sey.

XXII. Kap. Neueste Ausbrüche des Laacher Kraters. Die Entwickelung der Geschichte des Sees gehört zu den am schwierigsten lösbaren Aufgaben im Becken von Neuwied, und vergebens würde man eine Erklärung der mannigfaltigen Substanzen versuchen, welche während der letzten Katastrophe ausgeschleudert wurden, nähme man nicht Rücksicht auf die Ereignisse, die in den andern Kratern statt hatten, deren Tiefen genauer bekannt sind. Mit Hinweisung auf das V. Kap. bemerkt der Verf., dafs während des Beginnens der Tertiär-Epoche ähnliche Erscheinungen im Laacher Krater sich ereigneten. Die Tiefen des letztern blieben verhüllt durch mächtige Ablagerungen von Sand und von plastischem Thon, die er, als Krater-See, aufgenommen hatte in Folge seines Zusammenhanges mit dem grofsen See von Neuwied und der eingetretenen Vermengung der Wasser beider Weitungen. Nach des Verfs. Vermuthung stiegen — vielleicht gleichzeitig als der Krater von Laach zum See wurde — vulkanische Gesteine feldspathiger Natur aus den Tiefen unter Gestalt von Gängen oder *dykes* durch den Schlund empor, die meisten Trümmer, welche die Mündung schlossen, vor sich wegtreibend, oder von ihrer nach und nach völlig erstarrenden Masse umhüllt, mit sich fortführend. Einer andern Voraussetzung zu Folge wäre loses Material, wie solches trachytische Eruptionen so häufig zu begleiten pflegt, durch den Krater-Schlund emporgetrieben worden, und im Gemenge mit dem Wasser des See's hätten sich tuffige Ablagerungen gebildet, die über dem Trachyt ihre Stelle einnahmen. (Hibbert glaubt, dafs die frühern trachytischen Eruptionen nicht zu bedeutender Höhe gelangt, sondern unter dem Niveau des See-Wassers zurückgeblieben seyen.) Der übrige Theil der Geschichte des Laacher See's ist augenfäl-

liger. Bei der Nähe des grofsen Neuwieder Beckens wurde jener Krater mit den erwähnten Thon- und Sand-Ablagerungen angefüllt, deren Ueberbleibsel unverkennbar sind. Von dieser Periode an, und fast bis zum Schlusse der tertiären Zeit, dürften keine gewaltsamen Störungen eingetreten seyn. Der Verf. unterscheidet die vulkanischen Phänomene, welche sich nun ereigneten, in: Ausbrüche in der Runde um den See, aus dem den Rand bildenden Thon- und Grauwacke-Schiefer, und in Eruptionen aus den Tiefen des Kraters selbst, jene dürften nicht ohne Grund als bedingende oder vorbereitende Ursachen der letztern zu betrachten seyn. — Schilderung der, nach den vier Himmels-Gegenden, den Laacher See begrenzenden Vulkane. — Um die aus der Central-Oeffnung statt gehabten Ausbrüche anschaulicher zu machen, ist ein idealer Durchschnitt beigefügt, welcher zeigt, wie der See in der Tiefe mit Trümmer-Haufwerken angefüllt, die Mündung des Schlundes geschlossen gewesen, darüber aber Ablagerungen von plastischem Thon und von Sand, in den obersten Schichten untermengt mit vulkanischem Tuff. Aus den Tiefen drangen Trachyt-Gänge bis an die untere Grenze der Sand- und Thon-Ablagerungen empor. Am Schlusse der Tertiär-Epoche scheint der vulkanische Heerd unterhalb des Laacher Sees von neuem thätig geworden zu seyn. Die elastischen Mächte bahnten sich einen Weg durch den seit langer Zeit verschlossenen Schlund u. s. w. Das Mannigfaltige des ausgeschleuderten Materials dient zur Erläuterung der Früh-Geschichte des See-Beckens. Es gehören dahin: Trümmer [sogenannter] Primitiv-Gesteine (Granit, Gneifs, Glimmer- und Thonschiefer), von den Krater-Wänden herrührend, sodann Bruchstücke eigentlicher vulkanischer Felsarten, abstammend von den beim Beginnen der tertiären Epoche aufgestiegenen Trachyt-Gebilden. Ferner findet man Massen von altem vulkanischem Tuff, der muthmafslich eine zusammenhängende Decke über jenen trachytischen Gängen gebildet hatte u. s. w. Die verschiedenartigen Auswürflinge umschliefsen, wie dies zur Genüge bekannt ist, sehr vielartige Mineral-Substanzen [so dafs wir solche, in dieser Hinsicht mit den vom neapolitanischen Feuerberge ausgeschleuderten Blöcken und Trümmern zu vergleichen uns öfter veranlafst fanden]. — Der Verf. schliefst dieses Kapitel mit Betrachtungen über die fortgesetzten Eruptionen des Laacher Kraters und über die in der Runde desselben statt gehabten Phänomene.

XXIII. Kap. Vulkanische Höhen im Südosten des Neuwieder Beckens, als die letzten Erscheinungen solcher Art in diesem Landstriche. Es gehören dahin der Carmelenberg, die Saftiger und Humricher Vulkane und jene des Nickenicher Sattels u. a. a. Bei weitem die meisten sind durch gewisse Eigenthümlichkeiten bezeichnet. Man findet die Basis derselben mit tiefen Ablagerungen von tuffigem Schlamm bedeckt, in denen Trümmer weifsen Bimssteines vorherrschen. Die Bildung von Schlacken-Hügeln und Kratern ist an den Schluſs der tertiären Zeit zu setzen, die Bimsstein-Ausschleuderungen gehören einer spätern Periode an. — Von den wichtigern beschriebenen vulkanischen Bergen enthält Taf. VIII. überaus zierliche und sehr unterrichtende bildliche Darstellungen.

XXIV. Kapitel. Ablagerungen erdiger und anderer Natur, wie solche am Schlusse der tertiären Periode bestanden. Hierher: die Travertin-Bildungen, welche die Stelle der aus dem Brohler Trafs-Thal entfernten Tuffstein-Lager einnahmen, ausgezeichnet durch manche vegetabilische und animalische Ueberbleibsel, welche sie enthalten, ferner die Ablagerungen von Gerölle und von Gruſs, stellenweise untermengt mit Schlacken- und Bimsstein-Trümmern und mit Asche-Theilen.

XXV. Kap. Diluvial-Strömung, mit welcher sich die tertiäre Epoche schloſs. Diese Katastrophe war Folge der Emporhebung unserer europäischen Alpen-Gebirge; Strömungen ergossen sich ins groſse Rheinthal und brachten die Wasser des Neuwieder Beckens wieder zu ihrem vormaligen höhern Stande. — Als letztes Tertiär-Gebilde betrachtet der Verf. den Loeſs (Brietz). Daſs das Mainzer Becken ein Süſswasser-See gewesen, bezeichnet durch die Löſs-Ablagerungen, ist nach ihm auſser Zweifel. — Am Schlusse der tertiären Zeit, als die Süſswasser-Gebilde bereits beträchtliche Mächtigkeit erlangt hatten, dürfte die Oberfläche unseres Welttheiles weit mehr verändert worden seyn, als dies seit der Emporhebung und Zerreiſsung der Kreide-Becken der Fall gewesen. Im Neuwieder Kessel ereignete sich die Katastrophe zur Zeit, als die Bimsstein-Auswürfe der Hummricher Berge begannen, als die letzten Eruptionen des Laacher Kraters statt fanden; sie war Folge der Emporhebung alpinischer Berge in der Nähe des Bodensee's.

XXVI. Kap. Gewaltsame Ereignisse in der Nähe von Niedermendig während der Diluvial-Katastrophe;

Bimsstein-Eruptionen aus einer Spalte der Laven-Masse in der Nähe von Thür. Die letzten Ausbrüche sollen an so erhabener Stelle erfolgt seyn, dafs sie nicht tief unter dem Diluvial-Wasser vor sich gingen. Ein Theil der emporgeschleuderten Bimsstein-Stücke fiel auf der Oberfläche des See's nieder, andere wurden zwischen Spalten und Höhlungen der Lavenmassen geführt und mengten sich hier mit Sand, Thon u. s. w.; noch andere Bimsstein-Trümmer trifft man auf dem Hochlande im W. und SW. von Thür, ja bis zum westlichen Ufer der Nette zerstreut.

XXVII. Kap. Schlamm-Ausbrüche in der Nähe der Hummricher Berge zur Zeit, als die Wasser des Neuwieder Beckens ihr hohes Niveau wieder erreicht hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach begünstigte die Ursache, durch welche das Entstehen der Diluvial-Katastrophe bedingt worden, die Fortdauer der Bimsstein-Ausbrüche. Die Humricher Höhen — ihr erhabenster Punkt mifst nur 725 Rheinl. Fufs über dem Strom-Spiegel bei Koblenz — waren mit Wasser bedeckt; die vorhandenen Kratere mufsten zu Krater-Seen werden; dies ergiebt sich aus den Aufhäufungen von vulkanischem Tuff am Fufse jener Berge.

XXVIII. Kap. Abnahme des Niveaus fliefsender Wasser im Becken von Neuwied zur Zeit, als die gegenwärtige geologische Epoche begann. Die Löfs-Ablagerungen, von denen im XXV. Kapitel die Rede gewesen, hatten durch die Diluvial-Strömungen eine theilweise Zerstörung erlitten; durch das fortgeführte Material wurde der Abfluſs der Wasser im Becken von Neuwied gehemmt, so dafs das Niveau wieder zu 700 F. und mehr über den Rheinspiegel anstieg. Während dieser Ereignisse gingen nicht alle Thiere und Pflanzen unter im Gebiete der Rheinlande; Gewächse, die an höhern Stellen sich angesiedelt hatten, Thiere, welche an solchen Orten lebten, oder in Tagen der Gefahr dahin flohen, blieben verschont von den anschwellenden Wassern. Bald sanken diese wieder. Das lockere Löfs-Material, wodurch der Engpafs bei Andernach geschlossen (verstopft) wurde, wich allmählig den aus den Alpenhöhen herunter kommenden Fluthen; es wurde nach und nach dem Kölner Becken zugeführt und gelangte endlich bis ins deutsche Meer. Auch das Neuwieder Becken hat Thatsachen aufzuweisen, aus denen hervorgeht, dafs die Wasser, ehe sie ab-

zogen, geraume Zeit auf dem Boden verweilten. — Als die Emporhebungen des Alpen-Gebirges ihr Ende erreicht hatten, als die Diluvial-Katastrophen aufhörten, nahm die gegenwärtige geologische Epoche ihren Anfang.

XXIX. Kap. Letzte Bimsstein-Eruptionen, welche auf die heutige Zeit sich beziehen lassen. Der Verf. handelt von den Bimsstein-Aufhäufungen am südlichen und westlichen Rande des alten Neuwieder See's, auch untersucht derselbe die spätern Ausschleuderungen jenes vulkanischen Materials, die auf der Oberfläche des See's niederfielen und sich versenkten, so wie die Ablagerungen von Bimsstein an der Nord-Grenze des Kessels von Neuwied.

XXX. Kap. Gänzliche Austrocknung des Neuwieder Beckens. Drei Kärtchen dienen, um den ursprünglichen Zustand der untern Rheinlande, so wie deren Beschaffenheit unmittelbar nach der Diluvial-Katastrophe und endlich den gegenwärtigen Zustand derselben darzustellen. Hibbert sieht es als höchst wahrscheinlich an, dafs zur Zeit der gänzlichen Austrocknung des Neuwieder Beckens ein bedeutender Theil der Formationen, welche hier eine Stelle gefunden hatten, durch die nach dem Ocean abfliefsenden Wasser fortgeführt wurden; nur eine verhältnifsmäfsig geringe Menge jener frühern Ablagerungen ist noch vorhanden.

XXXI. Kap. Ende der Bimsstein-Eruptionen. Die Ausbrüche, welche, am Schlufs der Tertiär-Epoche, aus ältern vulkanischen Spalten begannen, dauerten, mit zufälligen Unterbrechungen, während eines langen Zeitraumes, der auf die Diluvial-Katastrophe folgte; allein dafür, dafs jene Ereignisse auch noch in der historischen Periode anhielten, fehlt es durchaus an genügenden Beweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 48. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hibbert, History of the extinct Volcanos of the basin of Neuwied.

(Beschlufs.)

XXXII. Kapitel. Aenderungen der Oberflächen-Beschaffenheit, was Gesteine und Boden angeht, im Becken von Neuwied, in der Folge, wie die Gegend allmählig bewohnt worden. Der Verf. handelt, in drei Abschnitten, von den Aenderungen, welche auf die frühesten, geschichtlich bekannten Einwohner zu beziehen sind, so wie von jenen, die durch Menschenhände im Becken von Neuwied während des Mittelalters und während der neuesten Zeit hervorgebracht wurden. — Von den Ubiern dürften manche Ausweitungen in den [vulkanischen] Tuffstein-Ablagerungen herrühren. Sie waren zu Wohnplätzen bestimmt und scheinen aus der Epoche abzustammen, wo jenes Volk aus dem Jagdleben zum Hirtenleben überging, in welchem letztern Zustande es von den Römern getroffen wurde. Diese kamen ungefähr 50 Jahre vor der christlichen Aera ins Neuwieder Becken. Cäsar unternahm damals einen Zug gegen die Katten und Sigambrer, welche die Länder im Norden des Maines und im Osten des Rheines inne hatten. Die Ubier waren Verbündete des römischen Feldherrn. Mit ihrer Beihülfe baute er seine berühmte Holzbrücke, um die an der Sieg aufgestellten Sigambrer anzugreifen, so wie die Katten, welche sich längs der Lahn postirt hatten. Nach errungenem Siege zerstörte er seine Brücke wieder. Wenige Jahre später siedelten sich die Römer im Neuwieder Becken förmlich an. Aus ihrer ersten Zeit dürften manche Städte und feste Plätze herrühren, so u. a. die »prachtvolle« Stadt Victoria auf etwas hoch liegender Fläche, unfern des heutigen Dorfes Nieder-Bieber, etwa eine Meile vom Rhein, und eine andere Stadt, nicht weit von Victoria und nahe bei Engers, das Rigodulum von Ammianus Marcellinus. Beide Städte wurden auf furchtbare Weise zerstört. Zur Zeit Gordianus, als die römische Macht zu sinken anfing, vereinigten sich Franken und Alemannen, brannten Victoria und Rigodulum nieder und machten Alles dem Boden gleich. Teutonische Stämme nahmen nun Besitz vom Neuwieder

Becken. Sie scheinen die kleine Stadt Andernach bewohnt zu haben. Im Jahre 359 eroberte Julian, auf seinem Zuge gegen die empörten Germanen, Andernach [der Name Andernach stammt von *ante Nacum*, vor der Nahe, die Lage andeutend]. Der Ort, ein militärisch wichtiger Punkt, wurde Sitz eines Kriegs-Befehlshabers. Auf die erste Anwesenheit der Römer sind die frühesten Steinbrüche in der Niedermendiger Basalt-Lava, so wie in den Tuffstein- (Trafs-) Ablagerungen von Brohl u. a. O. zu beziehen; dieses Material war zu Bauzwecken besonders diensam. Bei Gewinnung der Lava benutzte sie die tiefe Schlucht, welche in Folge früherer gewaltsamer Natur-Ereignisse entstanden war. Spuren alter Steinbrüche findet man sehr viele und sehr grofsartige um Niedermendig. Härte und andere Eigenschaften machten die Gestein-Masse besonders werthvoll zum Behuf des Brückenbaues. Man hediente sich ihrer zuerst bei den Brücken, welche in der Gegend von Engers über den Rhein und bei Trier über die Mosel geschlagen wurden [auch die Moselbrücke bei Koblenz ruht auf römischem Fundament]. Ein anderer Zweck bei Gewinnung der befragten Lava, war deren Verwendung zu Steinen für Handmühlen; die Römer kannten diesen Gebrauch von ihren heimathlichen vulkanischen Gegenden her. Wie sich das Gerücht verbreitet hatte, im Lande der Ubier könnten Steine gewonnen werden, ähnlich den Laven Italiens, so wurde die Nachfrage nach solchem Material in den römischen Stationen allgemein. Trevelyan, ein ausgezeichneter englischer Alterthumskundiger und Naturforscher, hat, in den Ueberbleibseln einer Villa in Northumberland, Bruchstücke von Niedermendiger Lava nachgewiesen. In der römischen Station zu Aldborough in Yorkshire, dem *Isurium* Richard's fand man »tragbare Mühlen,« den Beweis bietend, dafs man an noch andern Orten die Niedermendiger Lava zu benutzen gewufst. Ferner diente die befragte vulkanische Felsart den Römern zu stärkern Bogen bei öffentlichen, wie bei Privat-Gebäuden; als sie auf dem rechten Rheinufer sich mehr bleibend ansiedelten. Auch Säulen von verschiedener Gröfse, aus jener Lava gearbeitet, wurden aufgefunden; man glaubt, dafs sie aus der Stadt Victoria abstammen. Was die Ablagerungen von Tuffstein und von vulkanischen Konglomeraten betrifft, so waren jene im Neuwieder Becken nicht weniger gesucht, als die Laven, von denen die Rede gewesen. Bei Kruft und Plaidt wurden sehr ansehnliche Brüche betrieben. Im Brohlthale scheinen die Römer erst in später Zeit den Trafs (oder vielmehr den Tuffstein, woraus

der Trafs bereitet wird) in mehr bedeutender Weise gewonnen zu haben. Der Name Tonistein soll den Gebrauch andeuten, welchen Antonius, ein römischer Präfekt, davon gemacht. Vor wenigen Jahren erst entdeckte man, in einer der künstlichen Ausweitungen jenes Thales, zwei dem Hercules Saxanus gewidmete Votivsteine. Die Römer dürften den Tuffstein in Victoria zu allen Bauzwecken verwendet haben, für welche man sonst Backsteine zu nehmen pflegt, wie z. B. bei Gebäuden, die keine aufserordentliche Festigkeit und Dauerhaftigkeit verlangen, oder wo, zum Behuf mehr oberflächlicher Zierrathen, ein weicheres, sehr symmetrische Bearbeitung zulassendes, Material erforderlich war. So findet man namentlich den Tuffstein zur äufsern Bekleidung des schönen römischen Thurmes in Andernach verwandt. Wo Tuffstein-Bauten gewaltsamer äufserer Einwirkung zu widerstehen hatten, wurde die Felsart in mächtigen Blöcken gewonnen. In den Trümmern von Victoria bestanden manche Eingänge aus Tuffstein-Massen von 5 Rheinl. Fufs Länge, 2 F. 7 Zoll Breite und 2 F. Dicke. Ferner verwendete man die Felsart zu Pfeilern in gewissen römischen Bädern; endlich diente sie sehr häufig zu Votiv-Altären und zu Sarkophagen. — Aufserdem dürften die Römer im Neuwieder Becken hin und wieder Töpferthon gegraben haben: darauf weisen uns die Geschirre, welche in den Ruinen von Victoria getroffen werden und die, nach des Verfs. Zeugnifs, den bekannten Fabrikaten von Wedgwood nicht nachstehen. — Die Vertheidigung des Andernacher Engpasses hatte, wie es scheint, römische Soldaten veranlafst, unfern des heutigen Fornich, unterirdische Wohnungen sich zu bereiten. Man trifft Ausweitungen der Art im Löfs und im Thonschiefer; in einer derselben wurde ein Altar entdeckt, den zwei Krieger der siegreichen 35. Legion errichteten. Die Inschrift lautet: *Finibus, et Genio Loci, et Jovi Optimo Maximo.* — — Im Mittelalter, wo die Gegend zum Erz-Bisthum Trier gehörte, wurden auf isolirten Spitzbergen, auf Thonschiefer-Höhen und auf Kuppen von Trachyt und von Basalt viele Burgen erbaut; der äufserliche Charakter des Landstriches erlitt dadurch manche nicht unbedeutende Aenderungen. Zu den auf Thon- oder Grauwacke-Schiefer aufgeführten Schlössern gehören u. a. Ehrenbreitstein und Hammerstein, die Burgen von Burresheim und von Virneberg u. s. w. Trachytische und basaltische Massen, aus Thonschiefer-Rücken mehr und weniger hoch emporgestiegen, eigneten sich besonders zu festen Plätzen. Der vulkanische Gipfel von Olbruck trug eine Burg

mit Mauern von ungewöhnlicher Stärke und aus ihnen erhob sich ein Thurm zur gewaltigen Höhe von 170 Fufs. Auch die Nürburg, Werner's Eck u. s. w. können als Beispiele dienen. Selbst Tuffstein-Hügel wählte man, um darauf feste Schlösser zu gründen; hierher u. a. die Schweppenburg. Die leichte Bearbeitbarkeit dieser Felsmassen wurde benutzt zur Ausweitung geräumiger Hallen. Während des Mittelalters wurden ferner viele Klöster in den abgeschiedenen Thälern des Neuwieder Beckens aufgeführt. Im Jahre 1093 wählte Heinrich II. von Laach, erster Pfalzgraf bei Rhein, die schönen Ufer des Laacher Sees zur Begründung einer reichen Abtei. Zum Schutz gegen mögliche nachtheilige Einwirkungen der Wasser, wurde ein Kanal gegraben, wodurch der See in seiner Beschaffenheit einige Aenderungen erlitt. Diesem Zeitalter gehören noch viele andere Klöster und Kapellen an. Was aber wichtiger, ist der Bau mehrerer nicht unbedeutenden Städte in dem befragten Becken. Andernach ist die älteste und berühmteste unter ihnen; sie hatte sich einer festen Burg, hoher Thürme und starker Mauern zu rühmen. Koblenz, wo ein Römer-Castrum war, wurde befestigt und diente, bis zur Zeit Ludwig des Baiern, mitunter als Residenz für fränkische und deutsche Könige. Der Erzbischof von Trier befestigte Engers; er liefs eine Burg und Thürme aufführen, besonders auch zum Schutz gen Frankfurt ziehender Kaufleute. — So erfuhr die Boden-Oberfläche im Neuwieder Becken allmählig Aenderungen mehr und minder bedeutender Art. Die Berges-Gipfel wurden mit Burgen gekrönt, in Thälern baute man Klöster, auf den Ebenen zahllose Kapellen, endlich erhoben sich Städte an den Ufern des Stromes. — — Um Vieles bedeutender sind die Aenderungen in neuester Zeit, wie solche durch Kunst und Gewerbfleifs in ihrer fortschreitenden Entwickelung herbeigeführt wurden. Dahin die Gewinnung der Schiefer-Gesteine; die Thon-Gräbereien, die Braunkohlen-Gruben, die Brüche in der basaltischen Lava von Niedermendig u. a. a. O., so wie jene in den Tuffstein-Ablagerungen und in den Bimsstein-Konglomeraten u. s. w.

XXXIII. Kap. Natur-Erscheinungen im Neuwieder Becken während der geschichtlichen Zeit. — Meteorologische Aenderungen, die eingetreten wären und auf die Oberflächen-Beschaffenheit des Bodens eingewirkt hätten, kennt man nicht. Im Volke erhielt sich der Glaube: dafs die Basalt-Lava der Gegend von Mendig einen wesentlichen Einfluss übe auf Luft-Temperatur und auf die elektrische Beschaffenheit der

Atmospbäre. In den kaum 100 F. tiefen Steinbrüchen findet man fast während des ganzen Sommers Eis, und selbst im August-Monate nähert sich die Temperatur dem Gefrier-Punkte. Das Dorf Niedermendig, auf basaltischer Lava erbaut, soll nie vom Blitze getroffen worden seyn. — In den durch Erdbeben so ausgezeichneten Jahren 1755 und 1756 nahmen die Rheinlande keinen gröfsern Antheil an solchen Katastrophen, als andere von Lissabon gleich weit entfernte Gegenden von Europa; indessen sollen die Erschütterungen bei Koblenz, Düsseldorf und Düren ziemlich heftig gewesen seyn. Bei dem 1828 in den Niederlanden statt gebabten Erdbeben wurde die Bewegung am Unterrhein, namentlich von Nimwegen bis Koblenz stark verspürt. — Fortdauernde Gas-Entwickelungen und Mineral-Quellen Beiden Phänomenen steht ein sehr hohes Alter zu. Sie beweisen, dafs seit den letzten Bimsstein-Eruptionen die chemische Thätigkeit im vulkanischen Heerde der Tiefe nie gänzlich aufgehört haben. Von den entwickelten Gasen verdichteten sich manche, bei ihrer Abkühlung während des Aufsteigens, zu Salzen. Vorzüglich geeignet für das Entweichen solcher luftförmigen Flüssigkeiten, war der Krater von Laach. Durch diese gewaltige Spalte erhoben sich die Luftarten in so ungeheurer Menge, dafs sie, im Verlaufe der Zeit, dem Wasser des See's gewisse chemische Eigenthümlichkeiten mittheilten. Kohlensaures Natron ist namentlich als Ingrediens nachgewiesen worden. Mofetten sollen nachtheilig einwirken auf die über den See fliegenden Vögel; eine Legende, welche an den berühmten Averno-See erinnert. Ebenso übertrieben ist die Volkssage, dafs der See dreitausend Quellen nähre. Andere Mofetten erheben sich aus dem sumpfigen Gegenden, welcher den erloschenen Krater von Webr einnimmt. Die Menge aufsteigender Gase soll so grofs seyn, dafs man sich der Stelle nicht ohne Gefahr nahen kann. Ferner werden Mofetten unfern Bell getroffen u. s. w. — Nicht unwahrscheinlich ist, dafs in frühern Zeiten Ausbrüche entzündbarer Gase statt gefunden. Die Erzählung von Tacitus (*Ann. Lib.* XIII, 57.) dürfte darauf zu beziehen seyn; allein über die Stelle, wo solche Gas-Eruptionen sich ereigneten, läfst sich nichts Genaues sagen. Die Verbreitung der Flammen bis zu den Mauern von Köln wurden muthmafslich durch entzündetes Strauchwerk, oder durch in Brand gerathene Haide veranlafst; darauf deuten auch die bekannten Mittel, deren man sich angeblich zum Löschen bediente. Man weifs in England von ähnlichen Phänomenen zu erzählen [und die neuesten Ereignisse

unfern der baierischen Hauptstadt beweisen, dafs es auch in Deutschland nicht an Beispielen fehlt], wo Moor-Länder sich von selbst entzündeten, oder durch Zufall in Brand geriethen. — Mineral-Quellen findet man viele im Becken von Neuwied. — Aenderungen in den Rinnbetten des Rheines und der ihm zinsbaren Wasser. Zwischen Koblenz und Andernach, wo der Strom-Kanal eine verhältnifsmäfsig geringe Breite hat, sind keine auffallenden Erscheinungen wahrzunehmen. Von der Tertiär-Epoche an hält es überhaupt schwer, hierher gehörige Aenderungen nachzuweisen, da die Fornicher Lava, welche dem Rheinbette zuströmte, noch immer ihr früheres Niveau behauptet. Eine alte Sage, dafs die Könige von Austrasia in ihrer Burg zu Andernach, von den Fenstern aus, im Rhein hätten fischen können, verdient nach dem Verf. wenig Glauben; der Rhein dürfte mit einem Wasser (Andert), das in früher Zeit bei Andernach vorbeifloſs, verwechselt worden seyn. Kleinere Flüsse mit starkem Fall mufsten bedeutender einwirken auf ihre Ufer. So soll sich, wie berichtet wird, die Nette bei Saftig ihren Lauf durch basaltische Laven hindurch gebahnt haben; allein dies Ereignifs scheint jeden Falls älter, wie die Geschichte. — Fortdauernde Zersetzung und Zerstörung von Gesteinen verschiedner Art. Noch immer wird aus ältern und neuern Fels-Gebilden Gruſs erzeugt, noch immer führen Regenfluthen und Bergströme Massen von plastischem Thon und von Sand hinweg, obwohl solche Processe, im Vergleich zu frühern Zeiten, bei weitem geringer seyn dürften. Durch Einspühlungen von Thon und von Sand wurde die Tiefe des Laacher Sees und sein Durchmesser vermindert. Der gröfste Diameter soll 8422 Rheinl. Fufs betragen, der geringste 7643; die beträchtlichste Tiefe wird zu 214 F. angegeben, nach Andern beträgt dieselbe 28½ Toisen. — Wegführung des loosen Materials, welches durch Flüsse abgelagert, oder von Vulkanen ausgeschleudert worden, die später erloschen. Durch Fortführung solchen Materials wurden manche alte Werke der Kunst, namentlich aus der Römerzeit, allmählig verhüllt. Hin und wieder bildeten sich, durch Einwirken von Regenwassern und von Bergströmen auf Bimsstein-Trümmer, örtliche Konglomerate. Bei Bendorf fand man, in einer Ablagerung der Art, eine Münze von Vespasian, die, sehr voreilig, als Beweis für eine Thätigkeits-Periode Rheinländischer Vulkane benutzt worden. Unter mächtigen Ablagerungen von Bimsstein- und Alluvial-Boden blieben

die Fundamente der Römerstadt Victoria Jahrhunderte lang verhüllt. Man hat sie neuerdings ausgegraben und die Ausbeute war, in alterthümlicher Hinsicht, nicht uninteressant, durch Abräumung der Bimsstein- und Alluvial-Decke wurden manche historische Zweifel, die mit der Zerstörung der Stadt verbundnen Umstände betreffend, aufgeklärt. Es ergab sich, so berichtet unser Verf.: 1) dafs die Stadt zu Galienus Zeit aufgehört hatte zu bestehen, denn die ältesten gefundenen Münzen stammen aus dieser Periode. 2) Der Kampf zwischen den barbarischen Völkerschaften und den Römern, als jene Victoria überfielen, drang bis in die Wohnungen vor; es wurden in den ausgegrabenen Wohnungen Gebeine von Menschen und Knochen von Hausthieren, einzeln und im Gemenge mit einander getroffen; ferner bei einem der Gerippe ein Schild, durchbohrt von einer Waffe teutonischer Arbeit. 3) Mit den Häusern wurden nicht nur alle Geräthschaften mehr und weniger zerstört, sondern auch alle werthvollern Gegenstände, ja selbst die Hausgötter; daher die zahllosen Trümmer von irdenen Geschirren, Schüsseln, Bechern und Gefäfsen mannigfaltiger Art, die Fragmente von Glasplatten und Handmühlen, die Säulen-Stücke aus den festesten Fels-Gebilden der Gegend, die Theile von Altären aus Marmor und aus rothem Sandstein, die Bruchstücke von metallischen Utensilien, zumal von Eisen (Gegenstände, die nur mit grofser Gewalt zerbrochen werden konnten). An Restauration einzelner Dinge liefs sich nicht denken, so sehr war Alles im wirren Durcheinander. Beachtung verdient der Umstand, dafs auch jene Ueberbleibsel eines Lieblings-Gerichtes der Römer, Austerschalen, in ungeheuern Hufwerken gefunden worden. 4) Dafs später die Ueberreste den Flammen Preis gegeben wurden, ergiebt sich aus den vielen Kohlen und angebrannten Balken im Innern der Häuser. Die Hitze scheint mitunter so grofs gewesen zu seyn, dafs nicht nur die dicksten Glasstücke schmolzen, sondern auch Metall-Geräthschaften. 5) Endlich wurde das Ganze dem Boden gleich gemacht, wie solches die gewaltigen Reste von Säulen aus verschiedenen Marmor- und Tuffstein-Arten zeigen, die über den ganzen Platz, den einst Victoria eingenommen, zerstreut waren. Im Anfange des Mittelalters benutzte man mehrere solcher Säulen-Trümmer, um christliche Kirchen damit auszuschmücken. — Im Museum des Prinzen Max von Neuwied findet man das, was von diesen Trümmern einigermafsen erhalten war, aufgestellt. [Wir verweisen unsere Leser, was die in der Gegend von Neuwied entdeckten Alterthümer betrifft, auf

A. B. Minola, Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit Julius Cäsar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinstrome Merkwürdiges ereignete (Ehrenbreitstein, 1804), so wie auf W. Dorow, römische Alterthümer in und um Neuwied (Berlin, 1826).]

XXXIV. Kapitel. Allgemeiner Ueberblick. Hibbert stellt hier, in tabellarischer Ordnung, die Lagerungs-Verhältnisse der Gesteine im Neuwieder Becken dar, die vulkanischen Ausbrüche mit eingeschlossen.

Jungen Geologen, welche das Neuwieder Becken zum Gegenstand frühzeitiger Forschungen wählen, empfiehlt der Verf., dafs sie die Untersuchung der vulkanischen Phänomene jenes Landstriches — in so fern es ihre Absicht ist, die Umstände kennen zu lernen, unter welchen jene Erscheinungen statt hatten — mit den tertiären Ablagerungen nach ihren Einzelheiten beginnen. Da diese Formationen indessen nur unvollkommen entwickelt sind, so räth Hibbert den Besuch der Braunkohlen-Ablagerungen als besonders vortheilhaft an. Ferner bemerkt er, wie es nicht wohl möglich sey, die Vulkane des Beckens, ohne manche Unbequemlichkeiten, in der Folge zu sehen, wie solche geschildert werden; indessen möge man, so wenig als es seyn kann, von jener Ordnung abweichen. Vor allem erachtet er es für wichtig, dafs den vulkanischen Erzeugnissen des Laacher See's Aufmerksamkeit gewidmet werde, dessen Ursprung und Beziehungen indessen nicht wohl zu verstehen sind, ehe man durch Betrachtung der trachytischen Eruptionen von Rieden und der Umgegend sich Belehrung verschafft hat.

Es war Absicht des Verfs., seinem Buche Nachrichten über die Eruptionen in der Eifel und in andern vulkanischen Landstrichen, zu welchen er reiche Materialien gesammelt hatte, beizufügen; allein Angelegenheiten besonderer Art und leidende Gesundheit verhinderten die Ausführung dieses Vorhabens, was man nur aufrichtig bedauern kann. Wir glauben unserm gelehrten Freunde den Beweis gegeben zu haben, dafs wir sein Werk mit lebhaftem Interesse und nicht ohne mannigfaltige Belehrung durchlasen.

Leonhard.

Die Homöopathie und Allopathie auf der Wage von Krüger-Hansen. Güstrow und Rostock, J. M. Oeberg u. Comp. 1833. *XVI u. 377 S. gr.* 8.

Bei allen neuen Erscheinungen im Gebiete der Naturforschung kömmt es nicht gerade darauf an, neue Erklärungen aufzusuchen, neue Theorieen zu schaffen; sondern sie mit längst bekannten analogen Phänomenen zusammenzustellen, sie bekannten Naturgesetzen unterzuordnen. Hätten wir von jeher diesen Weg betreten, hätten wir den von der Natur befolgten Gesetzen genau nachgeforscht, wahrlich! wir wären weiter gekommen, als wir jetzt sind, da wir stets den letzten Grund aller Erscheinungen aufzusuchen uns bemühen, uns von der Erklärungssucht, von der Speculation hinreifsen lassen. Es wäre mit keiner Schwierigkeit verbunden gewesen, die Heilungen, welche durch ein homöopathisches Verfahren bewirkt seyn sollen, auf ein einfaches Naturgesetz, die Naturheilkraft, zurückzuführen. Es hätte dann der Derbheit Hahnemann's nicht bedurft, manchen seiner Grundsätze Eingang zu verschaffen, und viele seiner Gegner wären ihrer unziemlichen, oft bitteren und hämisch-satyrischen Widerlegungen überhoben gewesen. — Der Hr. Verf. legt die Allopathie und Homöopathie auf die Wagschale.

Mit Bitterkeit tadelt er die vielfältigen, bunten, mitunter sich zersetzenden, die Wirkung gegenseitig aufhebenden Gemische der Allopathen. Der Allopathie, den Blutentziehungen, dem Darreichen von ausleerenden Mitteln (von Brech-, Laxir- und Schweifstreibenden Mitteln) wird das so häufig vorkommende chronische Siechthum der Menschen zugeschrieben. Die Allopathen werden Leibfeger, Blutsauger, privilegirte Mörder von Hrn. Krüger-Hansen genannt. — Er will nur sanftkühlende, beruhigende, erhebende und stärkende Mittel zur Unterstützung der Naturheilkraft gereicht haben. Hat aber denn der Hr. Verf. ganz übersehen, dafs die Natur bei Krankheiten sich häufig durch Blutungen, durch Erbrechen, durch vermehrte Stühle,, durch Schweifse zu helfen sucht? Sollte er solche kritische Bestrebungen der Naturheilkraft, die den Laien nicht einmal entgangen sind, nicht zu würdigen wissen? Solches ist von einem Krüger-Hansen kaum zu glauben! Sein Streben nach einem Scheine von Originalität scheint ihn zu einem solchen Verkennen der Naturbemühungen, zu einem solchen Verachten aller bisherigen Leistungen, zu einer solchen Härte gegen unsere Vorfahren und Mitgenossen verführt zu haben. Seine glühende Phantasie gaukelt ihm Nebel-

bilder vor, denen in der Wirklichkeit Nichts entspricht. Die Arroganz und Derbheit seiner Sprache erinnert sehr häufig an Bombastus Paracelsus, wenn dieser sagt: „Ihr mir nach, Ihr von Wien, von Paris, von Leyden, Ihr von Montpellier, Ihr mir nach, ich nit Euch; mein ist das Regiment.“ — Kein gebildeter Arzt wird in Abrede stellen, dafs sich eine Menge Irrthümer bei den Heilkünstlern eingeschlichen haben. Kann aber unserer Wissenschaft und Kunst das zur Last gelegt werden, was unwürdige Fachgenossen aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen und an Geschicklichkeit zur Ausübung ihres Berufs, oder aus Charlatanerie thun? Mufs das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden, wenn das Wasser sich zu trüben beginnt?

Uebrigens finden wir in diesem Werke neben den ebengerügten Verirrungen treffliche Stellen. Jeder tüchtige Arzt stimmt gewifs mit dem Hrn. Verf. überein, wenn er sagt: „Alle auf Grundsätze der Philosophie, der unvollendeten Chemie u. s. f. hingestellten Systeme der Heilkunst haben ihren Untergang bald gefunden, nur die der Naturwirkung abgelauschten Grundsätze haben sich in allen Zeitaltern bewährt erhalten. Allen ächten Aerzten war es stets das interessanteste Experiment, zu versuchen, dem höchsten Geheimnisse in der Natur — dem Leben — auf den Grund zu kommen, und es bei Verirrungen auf die normale Bahn zu leiten.“

Krüger-Hansen hält es für wunderbar, dafs der gröfste Theil der Allopathen sich so grimmig gegen die Homöopathie geberdet, und dafs fast alle Homöopathen von ihnen angefeindet werden; obwohl diese ihren Kranken so schuldlose Geschöpfe sind. — Beschränkten die Homöopathen ihre Bemühungen nur auf solche Fälle, in denen die Genesung auch ohne irgend eine ärztliche Hülfe erfolgt, so wäre jede Gegenrede überflüssig. Hahnemann dehnt aber sein System auf Fälle aus, auf die es nicht pafst. Er nimmt an, dafs in einem Organismus stets nur eine Krankheit Bestand haben könne, weil alle Symptome zusammen nur ein Bild geben können; er führt indefs die Beweise für diese Behauptung nicht mit Evidenz durch. Auch in der Natur finden wir diese Annahme nicht bestätigt; wir treffen Kindbettfieber neben Flechten, Wechselfieber neben Syphilis, Scharlach neben Skirrhus, Lungenentzündung neben Hysterie u. s. f.

Dafs der Stifter der Homöopathie geradehin die Heilkraft

der Natur ganz bestreitet, widerspricht dem gemeinsten Menschenverstande. Wir sehen sie schaffen, wirken, verändern, sowohl im gesunden als kranken Zustande des Menschen. Dieselbe Lebenskraft, die im gesunden Zustande den ausgefallenen Milchzahn wieder ersetzt, erschafft im kranken Zustande, wo ein Röhrenknochen ganz oder theilweise abstirbt, einen Sequester, der jenes Stelle vertritt; einen Knochenbruch heilt die Natur selbst beim flüchtigen Hasen, bei der springenden Gemse. Ohne die *vis medicatrix naturae* vermag der Arzt gar Nichts. Eine direkte Heilkraft kommt keiner Arzenei zu. Die Wirkung der Medicamente ist das Produkt der Wechselwirkung zwischen Arzenei und Organismus.

Der Hr. Verf. macht sich lustig (S. 27.) über das Hahnemann'sche Princip: „Je kleiner die Materie, desto gröfser die inwohnende Kraft;" indem er diesen Satz auf die Nahrungsmittel überträgt. Ein Tropfen Champagner in die Decillionste Verdünnung gebracht, recht geschüttelt, könnte alle Homöopathen bei ihren Vereinen in Begeistrung bringen. — In Bezug auf die Kleinheit der homöopathischen Dosen hat Schimko berechnet, dafs, wenn der Erdball in Pulver verwandelt werde, der quintillionste Theil nicht mehr als 2 Mohnsamenkörner betrage, wenn 9000 Mohnkörner ein Quentchen wiegen. Wenn die Mathematik die Theilbarkeit der Körper bis in's Unendliche beweiset, so folgt daraus noch nicht, dafs wir im Stande sind, so etwas auszuführen; denn die Poren des besten Steinmörsers sind schon gegen ein Quintilliontel eines Granes, wie Alpenthäler gegen mikroskopische Stäubchen. — Nach Darlegung solcher Berechnungen wird es einleuchten, dafs Habnemann Recht habe, wenn er in der Vorrede zu seiner reinen Arzneimittellehre behauptet, dafs der Geist der Medicamente heile; denn da man von den körperlichen Atomen der so unbegreiflich kleinen Dosen wohl keine physische, chemische oder dynamische Wirkung erwarten kann; so müssen die homöopathischen Arzneimittel entweder durch die Gegenwart geistiger Potenzen wirken, oder sie wirken gar nichts.

Wenn das Riechen an einem Streukügelchen so grofse arzneiliche Wirkung hervorbringen soll, welche Wirkung müfste von den in der Luft verbreiteten aromatischen, narkotischen, fauligen, stickstoffhaltigen und ähnlichen Dünsten hervorgebracht werden? Welchen grofsen Einflüssen wären die Apotheker, Ta-

bakraucher, Parfümeurs und ähnliche Geschäftsleute stets ausgesetzt?

Hahnemann's Behauptung, dafs das Wesen der Krankheiten blos in geistigen Verstimmungen unsers geistartigen Lebens in Gefühlen und Thätigkeiten bestehe, und dafs diese folglich keiner materiellen Hülfe bedürfen, ist nirgends begründet; schon seine Hinstellung von Miasmen (?) der Psora, Syphilis, Sykosis als Quelle aller chronischen Krankheiten, zu deren Annahme ein wahrer Köhlerglaube verlangt wird, da kein Beweis ihrer Existenz geliefert worden ist, widerspricht derselben. Ein Miasma beruht doch auf etwas Materiellem! Harn- und Gallensteine, Weichselzopf, Tinea, Scirrhus, Sarkom, Steatom, Rhachitis, Skropheln, Scorbut, Lungensucht, Wassersucht u. s. w. sind doch gewifs materielle Krankheiten!

Von dem Vorwurfe, welchen Hahnemann den Allopathen macht, dafs sie sich zusammengesetzter Mittel zur Heilung von Krankheiten bedienten, ist er selbst nicht ganz frei; denn auch er verbindet seine Mittel mit Weingeist, Milchzucker und dergl. Es ist nicht zu leugnen, dafs von vielen Allopathen häufig die lächerlichsten Compositionen gemacht werden; allein alle Gemische sind nicht zu vermeiden, — den turbirten Magen beschwichtigt kohlensaures Kali und Essig, jedes für sich allein, nicht, wohl aber beide in Verbindung gereicht; das Dower'sche Pulver erzeugt eine ganz andere Wirkung, als Opium und Ipecacuanha einzeln gereicht u. s. w.

Das Anathema, das Hahnemann über die Allopathen ausspricht, mufs um so mehr befremden, wenn man einen Blick auf seine frühere Praxis wirft, und z. B. liest, wie er im Jahre 1797 einem 5jährigen Kinde, das eine Menge Kampher verschluckt hatte, und welches er kalt, starr, ohnmächtig, sprach- und vernunftlos fand, schnell dadurch herstellte, dafs er ihm pro dosi 4 Tropfen Opiumtinktur, im Ganzen 2 Gran Opium reicht, wie er im April 1797 bei der nervösen Influenza über alle Erwartung Hülfe von in öfteren und reichlichen Gaben gereichten Kampher (30 — 40 Gran in 24 Stunden) erlangte! Wer sollte von einem Manne nach solch glücklichen, selbstgerühmten Erfolgen von allopathischen Arzeneien erwarten, dafs er solchartige Behandlung nach einer kurzen Reihe von Jahren mit einem Fluche belegen, über sie, als eine Geifsel der Menschheit, den Stab brechen werde?

In der reinen Arzneimittellehre werden oft von einem Mittel 400 bis 800 und mehr Arzneisymptome aufgeführt, die sich theilweise widersprechen, aufheben, ja oft in der nämlichen Verbindung bei einer Menge anderer Mittel wieder vorkommen. Eine solche Symptomenlegion muſs verwirren, muſs Mifsgriffe, Verzögerung der Krankheit erzeugen. Wir sehen auch in der Praxis, wie die Homöopathen rasch und willkührlich von einem Mittel zum andern überspringen. Dr. Attomyr sagt z. B.: wenn bei einem Kranken das gegebene Mittel keine bedeutende Besserung herbeiführt, so denke ich, es hat nicht vollkommen homöopathisch entsprochen, und suche ein besser passendes u. s. f. Derselbe hat ein Streukügelchen der 30sten Verdünnung des Steinöls an 100 Tage wirken sehen, während welcher Zeit eine mehrjährige Harthörigkeit verschwand, vier knorpelartige, Hühneraugen ähnliche, stark schmerzende, oft zum Hinken nöthigende Gewächse aus den Zehen und der Sohle des Fuſses, wie ausgeschält, herausfielen, Ausschläge des Hinterkopfs heilten u. s. w. *Eheu jam satis!!*

Das alleinige Heilobjekt sollen nach Hahnemann's Lehre die Symptome liefern, und diese werden nicht einmal in ein Bild verschmolzen, sondern als einzeln abgesonderte Erscheinungen betrachtet. Heifst dies nicht der Oberflächlichkeit Thür und Thor öffnen? Der Vernunft Hohn sprechen? Hat man die Symptome und Symptömchen gefunden, so nimmt man die reine Arzneimittellehre (nein, das ist nicht einmal mehr nöthig, die Jünger haben ja schon für Taschenbücher gesorgt, — das Heilbringende steht in einem Vademecum) zur Hand, und sucht ein diese Symptome deckendes Mittel. — Dazu gehört nun noch das Selbstdispensiren der Homöopathen, um der Quacksalberei, dem unbefugten Curiren, der Geheimmittelkrämerei (welcher Hahnemann, wie er schon früher sattsam bewiesen, nicht abhold ist, wenn er nur damit seinen Beutel spicken kann), ja selbst der Giftmischerei die Bahn zu brechen.

Die äufserliche Anwendung von Mitteln bleibt von den Homöopathen völlig unberücksichtigt. Welch günstige Erfolge verdanken wir dem Reiben, Bürsten, Peitschen mit Brennesseln, den Breiumschlägen, Senfteigen, Zugpflastern, Moxen, dem Glüheisen, dem äufserlichen Gebrauche des Schwefels, Arseniks, Quecksilbers, Höllensteins, der Iodine, des kalten und warmen Wassers und dergl.!

Hahnemann hätte wohl gethan, als ruhiger Forscher, wie

er sich am Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt, auch ferner aufzutreten; seine Methode auf die Fälle einzuschränken, wo ein energischeres Eingreifen nicht nöthig ist. Willig würden ihm die besseren Aerzte das Ohr geliehen haben; gerne hätten sie mitgeholfen, die alte Lehre von ihren Schlacken zu reinigen. Hätte er sein aufgestelltes Princip, dafs die Heilkunst auf deutlich einzusehenden Gründen beruhen müsse, befolgt; hätte er auf die Heilkraft der Natur gebaut, und die gemachten Erfahrungen benutzt; hätte er uns nicht eine camera obscura, ein Gewebe von Mysticismus, Magie und Aberglauben, aus welchem oft nicht undeutlich ein gewisser Jesuitismus hervorblickt, vorgeführt, sein Streben hätte wirklich heilbringend seyn können! — Es läfst sich nicht leugnen, dafs man durch die vielen Theorieen und Systeme, durch die sich immer häufende Anpreisung von einer fast unendlichen Zahl neuer Arzneimittel bald den Wald vor Bäumen nicht mehr sah. Der verheerende Schaden der Systeme eines Brown, Broussais, Rasori u. A. läfst sich nicht in Abrede stellen.

Nachdem Hr. Krüger-Hansen sein Urtheil über Allopathie und Homöopathie gefällt, erste als eine verderbliche Pest für die Menschheit hingestellt, letzte auf ein passives Nichtsthun zurückgeführt, wendet er sich zu den Bädern, als Heilmitteln (S. 101 bis 157.). Auch über diese wird das Verdammungsurtheil ausgesprochen. Er sieht die Heilquellen als reichliche Spenderinnen sicherer Pfründen für die Protektoren der Bäder, die Badeärzte, an, in welchen den Kranken und Gesunden das Geld auf die verschiedenste Art aus der Tasche gespielt werde. Wie vorurtheilsvoll der Hr. Verf. ist, sieht man aus seiner Erklärung, dafs er nie einen Kranken in ein Bad geschickt habe. Was derselbe über die sogenannten Belustigungen in den Bädern, über Lotto- und Pharaospiele und dergl. sagt, verdient Beherzigung.

Hierauf erhalten wir »Skizzen neuester Cholera-Kuren« (S. 158—288.). Der Hr. Verf. hat bekanntlich schon 1831 und 1832 uns „Kurbilder mit Bezug auf Cholera“ und eine Abhandlung „Opium als Hauptmittel in der Cholera“ mitgetheilt. In diesen Skizzen werden die schon oben angezogenen Ehrentitel den Allopathen wieder in reichlichem Mafse gespendet. Der gröfste Theil der Choleristen starb nach ihm nicht an der Brechruhr; sondern an der ihnen von den Leibfegern und privilegirten Mördern geleisteten Hülfe. Bei dem Hrn. Verf. scheint sich wirklich

eine fixe Idee von dem Nachtheile der Blutentziehungen, der Brechen erregenden, abführenden und Schweifstreibenden Mittel gebildet zu haben, und man wird in der That mitunter versucht, einen von ihm auf der 140sten Seite dieses Werkes ausgesprochenen Satz, wo von Universalgenies und dergl. die Rede ist, auf ihn selbst anzuwenden. Doch nein! Rec. will mit solchen Waffen nicht kämpfen. — Opium wird in der gröfsten Ausdehnung als Präservativ- und Heilmittel in der Cholera empfohlen. Der Mohnsaft ist die Panacee, die dem Verf. in der Cholera immer geholfen hat, wenn er zur gehörigen Zeit gerufen worden ist. Opium wird als Universalmittel, als Specificum in der Cholera gepriesen. Doch dafs wir nicht in Versuchung kommen, ihn für einen gar zu einseitigen Mann zu halten, erzählt er uns, dafs er auch einigemal andere, belebende, reizende, stärkende Mittel hier gereicht habe. Die Ausfälle, welche auf die Medicinalbehörden, die Choleracommissionen, die einzelnen Aerzte (deren Mifsgriffe Rec. freilich auch nicht vertheidigen kann und mag) gemacht werden, fallen gewifs Niemanden mehr auf, der das Buch bis zu dieser Stelle gelesen hat.

S. 289—356. werden »Inconsequenzen der Homöopathie« aufgezählt. Wir finden hier grofsentheils die von andern Schriftstellern längst gemachten Vorwürfe. Krüger-Hansen ist besonders darüber böse, dafs manche Homöopathen wieder ihre Zuflucht zu Blutentziehungen nehmen wollen. Nebenbei singt er sich und seinem Juste milieu hier ein Loblicdchen.

Auf S. 357—371. folgt ein Anhang, der überschrieben ist: »Hermann Friedrich v. d. Leyen auf Palmersheim bei Köln u. s. w.« Nach vielen derben Ausfällen auf die medicinischen Fakultäten, Medicinalbehörden und auf einzelne allopathische Aerzte erzählt uns der Hr. Verf., Hr. von der Leyen habe einen erwachsenen hoffnungsvollen Sohn gehabt, welcher, nachdem er im Sommer 1831 bei kühler Temperatur im Rheine gebadet habe, von catarrhalischen Beschwerden befallen worden sey, die nach kurzer Zeit vorübergegangen, aber schon im Monate August wiedergekehrt wären. Es wurden Blutegel, Schröpfköpfe, Salpeter, Salmiak, Brechweinstein, Calomel, Digitalis u. s. w. angewendet. Der Kranke starb. Der tiefbetrübte Vater, der mit der ärztlichen Behandlung (über die sich nach der von Krüger-Hansen gemachten Mittheilung schwerlich ein gerechtes Urtheil fällen lassen dürfte) nicht ganz einverstanden war — der Verblichene wurde

während seines Krankseyns von 3 Aerzten — von 2 gemeinschaftlich behandelt — setzte nach dem Tode des Sohnes die Krankengeschichte auf, und sandte sie an viele Aerzte, unter Andern auch an Hrn. Krüger-Hansen zur Begutachtung. Dieser behauptet nun, die ärztliche Behandlung habe das unglückliche Resultat herbeigeführt, der Kranke wäre gerettet worden, wenn man erhebende, stärkende und beruhigende Mittel in Gebrauch gezogeu hätte (?!!). Der zur Behandlung beigezogene Stadtarzt schrieb den Tod einem Ergusse in die Brusthöhle zu. Die Section wurde nicht gemacht; Krüger-Hansen hatte den Gestorbenen weder im gesunden, noch kranken Zustande je gesehen, und dennoch wagt er ohne irgend erhebliche Gründe anzugeben — seine Deklamationen, die auf der fixen Idee: »alle entleerende Mittel schaden,« beruhen, können dafür nicht gelten — eine solche jede Delikatesse nicht allein gegen die Aerzte, sondern auch gegen den trauernden Vater verletzende Behauptung aufzustellen. Mit gleicher Dreistigkeit wird (S. 341.) Göthe's und Alexander's Tod den behandelnden Aerzten zugeschrieben.

Auf S. 372—377. stehen einige Worte an den Recensenten in den Ergänzungsblättern zu der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung, welcher seine Schrift: »Opium als Heilmittel in der Cholera,« „ein seltenes Gemisch von Arroganz, Grobheit, Geistesblitzen und Phantasien« nennt, und dann ein Nachwort, worin die Derbheit der in diesem Werke geführten Sprache durch Aufzählung von ähnlich derben Aeufsesungen grofser Männer (die in diesem Punkte aber dem Hrn. Verf. weit nachstehen) entschuldigt werden soll.

Leider! mufs Rec. auch über die vorliegende Schrift ein ähnliches Urtheil fällen. Damit aber der Hr. Verf. nicht Ursache habe, auch ihn einen in seinem Geheimwinkel gleich einem Uhu krächzenden Archiater zu nennen, so unterzeichnet er seinen vollen Namen.

Dr. *Franz Ludwig Feist*
in Mainz.

N°. 49. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland, von Dr. Bluff. Band I. Erster Jahrgang. 1832.

Auch unter dem Titel:

Die Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland im Jahre 1832. *von Matthias Joseph Bluff, der Med. und Chir. Dr. u. s. w. Berlin, bei Hirschwald.* 1833. 8. *VIII u.* 404 *S.*

Das dankenswerthe Unternehmen Bluff's hat zum Zweck, die Aerzte durch eine systematisch geordnete Uebersicht mit den Leistungen der Deutschen in der Heilwissenschaft bekannt zu machen und so gleichsam *au niveau de la science* zu erhalten. Ein solches Unternehmen verdient Anerkennung, es erscheint analog den Jahresberichten des grofsen Berzelius über die Fortschritte der Naturwissenschaften, und sollte in keiner ärztlichen Büchersammlung fehlen.

Ein solches Unternehmen verlangt viel Zeit und Fleifs, und es wäre wünschenswerth, dafs dazu mehrere von einem wissenschaftlichen Triebe erfüllte Aerzte zusammentreten, und die Fächer unter sich vertheilend, zugleich auf die Forschungen und Leistungen anderer Nationen reflectiren möchten. Denn die Wissenschaft, und vor Allem die Naturwissenschaft, kennt keine nationale Abgeschiedenheit, sie ist kosmopolitisch und verlangt daher eine kosmopolitische Behandlung.

Von den Zeitschriften Hänel's und Kleinert's unterscheidet sich vorliegendes Werk wesentlich dadurch, dafs es nicht allein Journale, sondern auch selbstständige Werke berücksichtigt, bei dem Wichtigen und Gediegenen länger verweilend, das weniger Wichtige nur im Vorbeigehen berührend. Von den Uebersetzungen werden nur die Titel angegeben, populäre medicinische Schriften oberflächlich angeführt.

Das Werk eröffnet ganz passend ein Aufsatz, betitelt: „Blicke auf den gegenwärtigen Standpunkt der Heilkunst." Die Schattenseite der Medicin ist mit kräftigen Farben hervorgehoben, die Lichtseite der Wissenschaft wenig angedeutet. Wir können hierüber keinen Vorwurf aussprechen, denn das Treiben der Aerzte im Ganzen ist zwar lebendig, aber gewährt für den ruhigen Beobachter keinen angenehmen Blick. Die Homöopathie und die

Allopathie im Kampfe und Krüger-Hansen im eigenthümlichen Costüme erwecken Bedauern und Lachen.

Die übrigen Abschnitte sind folgende: Uebersicht der Literatur von 1832, die Uebersicht der Medicin im Allgemeinen (wobei die Systeme der Heilkunde, Methodologie, Historisches, Encyklopädien, Lexica u. s. w. zur Sprache kommen), Anatomie und Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie, Cholera, Chirurgie, Augen- und Ohrenkrankheiten, Geburtshülfe, Frauen- und Kinderkrankheiten, Psychologie, Arzneimittellehre und Toxikologie, Diätetik und populäre Medicin, Homöopathie, gerichtliche Medicin.

Manche dieser Abschnitte scheinen mit weniger Vorliebe gearbeitet und sind daher auch weniger gelungen zu nennen, als andere, daher wir noch einmal auf den Wunsch zurückkommen, dafs die Fortsetzung dieses Unternehmens durch mehrere gleichgesinnte und gleichgebildete Aerzte geschehen möge. Ebenso verdienen die Lichtseiten einzelner Zweige der Medicin mehr hervorgehoben zu werden, daher der Verf. besonders das berücksichtigen wolle, was für die historische Pathologie durch die gediegenen Untersuchungen Hecker's, Fuchs u. s. w. geschehen ist, denn nur, wem das Studium der Geschichte ein Greuel ist, wird verkennen, dafs das historische Studium im Leben, wie in der Wissenschaft vor Abwegen und vor Rückschritten schützt.

Heyfelder.

Die Lehre von den Köpfen (,) namentlich von dem witzigen und schwärmerischen Kopf (,) entwickelt und dargestellt von Harro Wilhelm Dirksen, Pastor in Schenefeld bei Itzehoe. Altona 1833. *VI u.* 336 *S.* 8.

Der Verf. hat ein sehr interessantes Thema zum Gegenstand einer psychologischen Monographie gewählt, dessen Ausführung jedoch dem Rec. nicht genügt hat. Man vermifst, bei manchen guten einzelnen Bemerkungen, zu sehr jene Sicherheit und Klarheit über die allgemeinen psychologischen Grundbegriffe, auf welchen eine solche Behandlung eines speciellen Gegenstandes aus der Psychologie nothwendig beruhen mufs; daher sich die Darstellung sehr häufig in unbestimmte und schwankende Räsonnements

verirrt. So vermifst man gleich Anfangs eine bestimmte Angabe und Entwicklung des Begriffs „Kopf“ (was um so nothwendiger war, da dieses Wort hier nur in uneigentlicher Bedeutung gebraucht wird, weshalb es auch nicht ganz passend auf den Titel gestellt worden ist). Das Gebiet des Kopfes, heifst es nur, steht in der Mitte zwischen Gedächtnifs und Geist und begreift in sich die Elemente der Einbildungskraft, des Verstandes und des intellektuellen Sinnes. Ganz dunkel bleibt es dabei, was hier unter dem Geist verstanden werden soll, unerklärt bleibt es ferner, in welcher Weise der Kopf durch die angeführten Elemente gebildet werden soll, und der Begriff eines intellektuellen Sinnes ist überdem ganz unhaltbar. Der Verf erklärt ihn (S. 5.) als eine besondere Empfänglichkeit für Gedanken; aber Gedanken sind nie Produkt der Empfänglichkeit oder des Sinnes, sondern gehören immer der Selbstthätigkeit des Denkens an, der Begriff von einem intellektuellen Sinne widerspricht sich daher selbst, da Intelligenz als die nichtsinnliche Erkenntnifskraft eben der Sinnlichkeit derselben entgegengesetzt wird. Der Verf. verwechselt hier offenbar (vergl. S. 9.) die unmittelbare Thätigkeit der Urtheilskraft im Gefühl mit Sinn. — Auch die Eintheilung der verschiedenen Köpfe ist nicht wohl begründet. Der Verf. theilt sie nämlich in drei Ordnungen, 1) diejenigen, welche aus Modificationen des einen der drei Elemente, also des intellektuellen Sinnes, des Verstandes und der Einbildungskraft entstehen, die einfachen Köpfe; 2) welche aus einer Verbindung mehrerer dieser Elemente entstehen, die zusammengesetzten Köpfe; 3) die aus der Zusammensetzung der verschiedenen Köpfe entstehen. Zu den Köpfen der ersten Ordnung gehören 1) die aus Modificationen der intellektuellen Sinneskraft entstandenen. Nämlich: Mangel an intellektueller Sinneskraft ist Dummheit (vielmehr Mangel an Urtheilskraft); ausgezeichnete intellektuelle Sinneskraft ist Feinsinn, Scharfsinn und Tiefsinn. Diese Begriffe werden ziemlich unbestimmt so erklärt: der Feinsinn entdeckt Merkmale, welche den Gegenständen für sich (?) zukommen, und äufsert sich im Beobachten; der Scharfsinn bemerkt die Unterschiede der Dinge und zeigt sich in allen logischen Functionen, in den Thätigkeiten der subsumirenden Urtheilskraft und der kritischen Thätigkeit; der Tiefsinn findet die Merkmale, welche das tiefste Wesen der Gegenstände betreffen (welche doch auch den Gegenständen für sich zukommen?). Obgleich diese drei Köpfe oben nur als einfache Köpfe und zwar als ausge-

zeichnete intellektuelle Sinneskraft bestimmt wurden, so werden diese Bestimmungen doch wieder aufgehoben, indem der Feinsinn sich auch mit Verstand und Einbildungskraft verbindet, der Scharfsinn hauptsächlich dem Verstande angehört, und der Tiefsinn dem Geiste (von dem wir nirgends eine bestimmte Erklärung erhalten haben). — Die zweite Classe der Köpfe der ersten Ordnung sind die des Verstandes. Der Verf. stellt hier eine ausführliche Erklärung von dem Wesen des Verstandes und insbesondere dem Unterschiede desselben von der Einbildungskraft voraus, worin viel Schiefes und Unhaltbares vorkömmt. Dahin gehört u. A. seine Behauptung, dafs Raum und Zeit nicht Formen der Anschauung, sondern des Verstandes seyen. Da der Verstand, nach der Ansicht des Verfs., theils das Vermögen ist, das Allgemeine oder Gesetze zu denken, theils (als Urtheilskraft) das Concrete auf das Allgemeine zu beziehen, so sind die Köpfe des Verstandes theils systematische, theils rhapsodische (oder des Verstandes in engerer Bedeutung und der Urtheilskraft). Auffallender Mangel des Verstandes ist die Einfalt. — Die dritte Classe dieser Ordnung bilden die Köpfe der Einbildungskraft. In der Einbildungskraft unterscheidet der Verf. drei Vermögen, nämlich aufser der reproduktiven und produktiven auch noch eine hypostasirende Einbildungskraft, d. h. wenn ihre Bilder in wirkliche Anschauungen (Visionen) übergehen. Allein dies letztere ist keine Thätigkeit der Einbildungskraft, sondern Schwäche des Verstandes im Verhältnifs zu der Einbildungskraft. Zu dieser Classe gehören: der dichterische, der träumende, der zerstreute und der vertiefte Kopf. — Die Köpfe der zweiten Ordnung sind die zusammengesetzten Köpfe. Diese entstehen durch Uebergang von einem der intellektuellen Vermögen, welche das Wesen des Kopfes ausmachen, in das andere. Dahin gehören hauptsächlich die beiden als Hauptgegenstand dieser Schrift auf dem Titel genannten, der witzige und der schwärmerische Kopf. Allein auch über diese findet man die versprochene vollkommnere Aufklärung nicht, und der Verf. befindet sich im Irrthum, wenn er die bisherigen Erklärungen dieser Punkte wesentlich verbessert zu haben meint. Man wird es nicht begreifen, wie gerade diese beiden in derselben Ordnung neben einander gestellt werden, so lange man nicht die Erklärungen des Verfs. darüber kennen gelernt hat, aber auch dann wird man wegen dieser Zusammenstellung noch nicht vollkommen befriedigt. Der Verf. erklärt nämlich den Witz als Uebergang aus dem

Verstand in die Einbildungskraft, die Schwärmerei als Uebergang aus der Einbildungskraft in den Verstand. Es ist wohl etwas Wahres an diesen Erklärungen, nur sind sie wieder zu unbestimmt. Weder jeder Uebergang aus dem Verstande in die Einbildungskraft ist Witz, noch jeder Uebergang aus der Einbildungskraft in den Verstand Schwärmerei. Ueber den Witz bemerkt der Verf. näher (S. 119 fg.): er sey eine Combination der Vorstellungen, welche in ihrem Grunde und in ihrer Anlage dem Verstande angehören, in ihren Resultaten aber der Einbildungskraft anheim fällt, folglich subjektiv ist und auf zufälligen Momenten der Aehnlichkeit und des Contrastes beruht. Diese unklare Erklärung hat allerdings den richtigen Sinn: dafs der Witz gebildet wird durch den Verstand, indem dieser die Vorstellungen verbindet oder trennt, welche den Witz ausmachen, aber das Product dieser Verstandesthätigkeit hat nur Bedeutung für die Einbildungskraft, indem es auf den ästhetischen Eindruck ankommt, den die witzige Combination der Vorstellungen auf die Einbildungskraft hervorbringt. Der Verstand bringt den Witz hervor, die Einbildungskraft wird durch ihn beschäftigt, fafst ihn auf. — Was der Verf. dann weiter ausführlich über die Eintheilungen des Witzes, über die Ursachen des Vergnügens an demselben, über die Eigenschaften eines guten Witzes bemerkt, so wie die darauf folgende Theorie des Lächerlichen und der Satyre, ist ebenfalls nicht sehr bedeutend. In der Theorie des Lächerlichen ist z. B. die Behauptung des Verfs. unrichtig, dafs das, was ernsthaften Unwillen oder Abscheu erregt, z. B. das sittlich Schlechte, nicht Gegenstand des Lachens seyn könne; es kommt dafür nur auf einen andern Standpunkt der Beurtheilung an, so wie ja selbst der Teufel als lächerlich dargestellt werden kann. — Eben so ungenügend ist auch die nähere Erklärung des Verfs. von der Schwärmerei. Sie ist nach ihm eine Einbildung, welche in den Verstand übergeht. Der Schwärmer geht von subjektiven und zufälligen Combinationen der Einbildungskraft aus, welche er hypostasirt und als Verstandesobjekte behandelt. Hier ist zuerst zu bemerken, dafs die Schwärmerei weniger auf überwiegende Einbildungskraft, als auf überwiegendes Gefühl zu gründen ist. Blos leere Einbildungen machen den Phantasten, aber noch nicht den Schwärmer: bei diesem müssen sich die Phantasien auf einen Gegenstand, einen Zweck beziehen, die das Gefühl mit besonderer Gewalt ergreifen. Ferner fehlt der Erklärung des Verfs. noch darin ein wesentlicher Punkt, dafs

nämlich jede Schwärmerei durch irgend ein ideales Element — Religion, Sittlichkeit, Freiheit, Liebe, Wahrheit u. s. w. — bewegt seyn mufs. Der Verf. behauptet in dieser Hinsicht u. a. S. 169. sehr unrichtig — was er freilich mit vielen Anderen gemein hat — dafs die Schwärmerei ganz in der Sphäre der niederen Sinnlichkeit bleibe. Allerdings wird sich die Sinnlichkeit in der Schwärmerei immer mit eindrängen, aber gewifs ist allein in der Sphäre der Sinnlichkeit, z B. in der blos sinnlichen Lust, im Essen und Trinken und dergl. gar keine Schwärmerei möglich. — Die Köpfe der dritten Ordnung endlich zerfallen in zwei Hauptclassen, in passsive oder in empfängliche oder gelehrige und in selbstthätige oder erfindende, schaffende Köpfe. Die selbstthätigen sind ferner theils pragmatische oder kluge, theils wissenschaftliche Köpfe, und zu diesen wird dann der mathematische, der dialektische, der speculative, der naturforschende und der psychologische Kopf gerechnet. Die Ausführungen des Verfs. enthalten auch hier im Einzelnen viel Gutes, sie leiden aber nicht minder, als die übrigen Theile der Schrift, an jener Unbestimmtheit und Unklarheit, die wir im Allgemeinen schon rügen mufsten, und um welcher willen man dem Werke, ungeachtet des Interesses, das schon der Gegenstand mit sich bringt und des Fleifses, womit der Verf. gearbeitet hat, doch nur eine geringe Stelle in der psychologischen Literatur zugestehen kann.

H. Schmid.

Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen, von Dr. Karl Grüneisen. Leipsig 1833, *bei J. A. Barth.* 116 *S.* — Für Künstler und Alterthumsfreunde aus dem dritten Bande der Zeitschrift für die historische Theologie besonders abgedruckt.

Die heidnische Kunst war schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Gegenstand heftiger Angriffe von Seiten der Kirchenväter, welche sie als Dienerin des Götzendienstes und als fruchtbare Mutter sinnlicher Lüste und niedriger Leidenschaften betrachteten. Der Zerfall der Religion und Sittlichkeit in jener Zeit war wirklich grofs, und im Einklange mit dem allgemein herrschenden Geiste der Entartung war auch die bildende Kunst zu Abscheu erregenden Darstellungen mifsbraucht worden. In sofern waren die Invectiven jener Väter der Kirche wohl begründet: die Untersuchung, ob die bildende Kunst die Quelle

der herrschenden Verderbniſs sey, oder ob sie von der allgemeinen Seuche mit angesteckt worden, konnte ihnen nicht angemuthet werden, denn die eifernde Rede geht auf die ihr hemmend entgegen tretende Erscheinung los, unbekümmert, woher sie entsprungen sey.

Dies ist aber ein anderer Fall in unserer Zeit. Hier handelt es sich nicht mehr um unmittelbare Bekämpfung des Heidenthums, sondern wenn man von seinem Wesen und sittlichen Zustand spricht, so geschieht dies auf dem Wege historischer Untersuchung. Ebenso verhält es sich mit der Kunst, die mit der Religion und dem Leben aufs Innigste verwachsen war, und darum auch mit dem wechselnden Zustand der Religion und der Sittlichkeit stets früher Schritt hielt. Wer sich berufen fühlt, über diese sein Urtheil abzugeben, von dem erwartet man billig, daſs er nicht in's Blaue hinein räsonnire, aus beliebiger Zeit einzelne auffallende Thatsachen von ihrem historischen Zusammenhange abreiſse und daraus Schlüsse für das Ganze ziehe, sondern daſs er den Entwicklungs-Gang der Kunst kenne, die verschiedenen Zeitalter unterscheide, und wohl bedenke, daſs die Vorwürfe, welche die Kirchenväter in ihrem entarteten Zeitalter der Kunst mit Recht machten, in unsern Tagen nicht wiederholt werden dürfen, ohne daſs man das Zeitalter, welches man meint, genau bezeichnet. Diese Anforderungen befriedigte Hr. Tholuck nicht, der in seiner Abhandlung: »Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluſs des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern, mit Hinsicht auf das Christenthum« im ersten Bande von Neander's Denkwürdigkeiten, Berl. 1823. als heftiger Gegner der alten Kunst aufgetreten ist, und sie im Allgemeinen anklagt, daſs sie nur unreine Triebe und Gedanken erregt, und den Verderb der griechischen Religionslehre dadurch begründet habe, daſs sie statt des Heiligen das Schöne der Aufsenwelt herrschend gemacht. Da man von einem Manne von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit nur wohlbegründete Urtheile zu empfangen gewohnt ist, so konnte es nicht fehlen, daſs solche Aussprüche von Vielen ohne weitere Prüfung auf Treu und Glauben nachgebetet, ja bei einem Theil von Theologen gewissermaſsen kanonisch geworden sind. Das Irrige dieser Ansicht aufzudecken, und durch tiefere Auffassung des Wesens der griechischen Religion den Charakter der mit der Religion auf's Engste verbundenen Kunst zu ermitteln, auf der andern Seite aber die zu hohe Erhebung der antiken Kunst zurückzuweisen, und der christlichen Kunst den Prin-

cipat über jene zu vindiciren — dies ist die Aufgabe vorliegender Abhandlung, deren Verfasser die höchste Begeisterung für die Ideen des Christenthums und ein rein sittliches Gefühl mit Anerkennung und Verehrung des Schönen in der alten Kunst und mit genauer Kenntnifs ihrer Leistungen auf eine so seltene Weise vereinigt, dafs ihm ein Beruf zum versöhnenden Vermittler zwischen den sich schroff gegenüberstehenden Ansichten über den genannten Gegenstand nicht abzusprechen ist. Zu Erreichung dieses Zweckes war es sehr wohlgethan, diese Abhandlung ursprünglich in einem theologischen Journal niederzulegen, indem sie auf diesem Wege am sichersten in die Hände derer gelangen kann, bei denen Berichtigung von gefafsten Vorurtheilen am nothwendigsten ist.

Wir versuchen es, die Hauptideen dieser gehaltreichen Abhandlung in gedrängter Kürze darzulegen.

Der Verf. geht aus von den Ansprüchen, welche die Griechen selbst an ein vollendetes Kunstwerk machten, und von dem Eindruck, welchen wir von der Beschauung der noch erhaltenen Ueberreste der alten Kunst erhalten. Wenn die Alten von Kunstwerken sprechen, so sprechen sie nicht blos von dem schönen Ebenmafse der Glieder und des ganzen Körpers, sondern sie heben hauptsächlich das hervor, was den sittlichen Charakter der dargestellten Personen kund giebt, und den Ausdruck ihrer jedesmaligen Stimmungen und Gefühle bildet. Dieser geistige Sinn, diese sittliche Empfindung und Würde ist auch an den erhaltenen Werken das, was die Schönheit ihrer Formen belebt, und den Beschauer so wohlthätig anspricht. Erst nachdem der Kreis der darzustellenden Gegenstände sich durch die Ausartungen des Mythus, und vielmehr schon durch den in moralischer wie in politischer Hinsicht ausgearteten und gesunkenen Geist der Nation selbst zur Aufnahme des Sittenlosen erweitert hatte, und die Künstler mit solchen Darstellungen mehr Eingang fanden, konnte sich der ursprünglich reinen Kunst-Tradition der unreine Geschmack beimischen, wiewohl auch da noch bis weit herab in die römische Kaiserzeit der edle Typus und die sittliche Grazie der ältern Kunst sich über der Gemeinheit des Gegenstandes erhielten. Uebrigens ist diese sittliche Weihe an den Werken der griechischen Kunst nicht eine blos zufällige, sondern eine wesentliche Eigenschaft derselben gewesen. Der griechische Genius erschuf sich im Gegensatz gegen das starre orientalische Natursymbol seinen Mythus, frei handelnde sittliche Wesen verlangte er zu

den Trägern des Unendlichen; zu den Gegenständen seiner Verehrung: diese Wesen verkörperte er durch die Schöpfungen seiner Kunst, und zu je höherer Vollendung diese sich erhob, desto weniger genügte es bei ihren Bildern an der schönen Gestalt allein, Ausdruck des sittlichen Charakters war unerläfsliche Aufgabe: und die Periode, in welcher diese Aufgabe gelöst wurde, wird mit Unrecht als ein Sieg des ästhetischen Gefühls über das religiöse betrachtet, sie ist vielmehr die Verklärung des religiösen Gefühls. Dieser Ausdruck des sittlichen Charakters wird an einer Reihe theils noch erhaltener, theils von Philostratus beschriebener Kunstwerke nachgewiesen und daraus der Schluſs gezogen: »So war die griechische Kunst sittlich, einmal schon durch die wohlgefällige und würdige Darstellung menschlichen Lebens und menschlicher Persönlichkeit, durch die Vergegenwärtigung der verschiedenartigsten Momente des Daseyns und Schicksals, durch den Ausdruck der mannigfaltigsten Charaktere und Gemüthsstimmungen; sodann aber auch durch den Adel dieser Darstellungen, durch den Hauch sittlicher Würde, welche sie über ihre Gestalten verbreitete, durch die Vorliebe zu Darstellungen edler Persönlichkeit in Göttern und Menschen, durch die Andeutung tiefer Ideen des reineren Gotteshewuſstseyns und sittlichen Gefühls.« Aber diese Sittlichkeit war doch mehr nach auſsen als nach innen gerichtet, sie bezog sich mehr auf das Allgemeine der Weltordnung und auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, als auf das Innerste des Gemüths, aus dem heraus sich das wahre Verhältniſs des Menschen zu seinem Gotte bilden muſs. Durch die Natur-Religion, auf welcher der griechische Mythus wurzelte, war ihm ein Element beigegeben, das leicht in das Gebiet des Unsittlichen hinübergezogen werden konnte. *) Dies

*) p. 92. wird als Beweis für die strengere Sitte, welche früher beobachtet wurde, das Beispiel der Hetaere Leaena angeführt, der zum ehrenden Andenken ihres Heldenmuthes, womit sie auf der Folter starb, ohne den ihr bekannten Plan des Harmodius und Aristogiton zu bekennen, das eherne Bild einer Löwin errichtet wurde, und zwar darum, weil man ihre patriotische Tugend ehren zu müssen glaubte, und sich doch scheute, einer Buhlerin die Ehre eines iconischen Bildes zu erweisen. Zur Vervollständigung der hierüber beigebrachten Literatur fügen wir die Nachricht aus Stuart's und Revett's Alterthümern von Athen Thl. 3. Cap. 4. Bd. 2. p. 438. der deutschen Uebers. bei; daſs Lord Elgin in seinem Memorandum über seine in Griechenland angestellten Untersuchungen der Sessel eines Gymnasiarchen erwähnt, die in einer Kirche oder

trat wirklich ein, als in Griechenland durch den lange dauernden Wohlstand eine Behaglichkeit des Genusses und daraus steigende Genufssucht erzeugt, als die strengeren Regeln der Sitte gelöst, das Verhältnifs im Umgange der Geschlechter verändert wurde, und der Einfluſs der Hetären das gesellige Leben neu gestaltete. Da mufste sich auch die Kunst, wollte sie sich ferner ihre Existenz sichern, nach dem Geschmacke des Zeitalters richten, zu Erhöhung des sinnlichen Genusses beitragen, und so wirkte auch sie auf die bereits untergrabene Reinheit der Sitten zerstörend ein. War die Schranke der Sittlichkeit einmal gebrochen, so war kein Ziel mehr zu setzen: die griechische Kunst mufste bis herunter in die Römerzeit dem Strome des Verderbens folgen; doch ging sie nicht darin unter: denn, sey es vermöge ihres nie ganz zu zerstörenden Charakters von sittlicher Würde, sey es durch eine fortdauernde Kunsttradition, zu jeder Zeit vermochte sie noch herrliche Werke hervorzubringen. »Aber sie mufste, weil es ihr an einem festen ethischen Principe fehlte, weil ihre Blüthe mit der unselbstständigen Existenz des griechischen Mythus zusammenhing, auch in ihrem Theile in das Zeugnifs aller merkwürdigen Erscheinungen und grofsen Bildungen des Alterthums einstimmen, dafs das Vollkommne, das da bleiben werde, erst noch zu erwarten stehe.« Mit diesen Worten bahnt sich Hr. G. den Weg zu dem letzten Theil seiner Abhandlung, worin er das Verhältnifs zwischen moderner oder romantischer und antiker Kunst zu bestimmen sucht.

So sehr wir uns in dem Bisherigen mit den Ansichten von Hrn. G. befreunden konnten, so müssen wir gestehen, dafs wir hier auf Manches gestofsen sind, worüber wir ganz anderer Ansicht sind. — Wenn Hr. G. sagt: „Im Christenthum ist das religiöse Bewufstseyn des Menschen auf seine innerste Gemüthswelt zurückgeleitet, und dadurch ist es zugleich über die Welt der Erscheinung hinausgetreten. Es ist nun für den Glauben und die Weltansicht ein neuer Standpunkt gewonnen, ja vielmehr erst der wahre Mittelpunkt aller ethischen und physischen Verhältnisse gefunden;“ so können wir dies mit voller Ueberzeugung unter-

---

Kloster zu Athen gefunden worden, auf dessen Rückseite sich die Figuren eines Harmodius und Aristogiton, Dolche in den Händen und der Tod der Leaena befanden. Da dieses Monument nicht nach England kam, so war es wahrscheinlich auf dem an der Insel Cerigo gestrandeten Schiff, dessen Ladung keine Taucher mehr zu retten vermochten.

schreiben, und glauben auch, dafs es Wenige gehen wird, die dies bestreiten: aber wir haben mehr als Einen Grund, zu bezweifeln, ob diese Tiefe des Gemüths, soweit sie sich auch in der christlichen Kunst objectivirt, dieser den Vorzug vor der griechischen sichert. Vorerst ist der oben angeführte Ausspruch: „Alle merkwürdigen Erscheinungen und grofsen Bildungen des Alterthums stimmen in dem Zeugnifs überein, dafs das Vollkommene, das da bleiben werde, erst noch zu erwarten stehe," unserer Ansicht nach zu allgemein gefafst. Gültig ist er nur in Beziehung auf die religiöse Erkenntnifs: anders verhält es sich mit dem Gebiet der Kunst. Nach unserer Ansicht ist Thucydides in der historischen, Sophokles in der dramatischen, Phidias in der bildenden Kunst noch heut zu Tage unübertroffen: wir behaupten nicht, dafs es unmöglich sey, sie zu überbieten, aber der Umstand, dafs es in so vielen Jahrhunderten noch nicht geschehen ist, ist uns wenigstens ein Beweis für die Schwierigkeit. Wir machen aber auch an das Christenthum gar nicht die Anforderung, dafs es das frühere Alterthum auch in den Leistungen der Kunst überbieten solle: es selbst kündigt Erleuchtung und Veredlung der Menschen in religiöser und sittlicher Hinsicht als seinen Zweck an. Da aber denn doch Viele der Verherrlichung des Christenthums es schuldig zu seyn glauben, auch seiner Kunst den Triumph über die heidnische zuzuerkennen, so wollen wir die von unserem Verf. vorgebrachten Gründe einer näheren Prüfung unterwerfen. Vorerst wird der erweiterte Gesichtskreis der christlichen Kunst dadurch hervorgehoben, „dafs sie nicht mehr, wie es in der griechischen Kunst geschah, alle Darstellungen in einer einzigen Darstellungsform, in der menschlichen Personification zu concentriren sucht, sondern alle Gebiete der Schöpfung als Offenbarungen des Unendlichen, jedes in seiner eigenthümlichen Bedeutung, aufzufassen und sittlich zu behandeln weifs, indem sie die Erscheinungen des Naturlebens in ihrer Beziehung auf die Zustände und Stimmungen des menschlichen Gemüthes beobachtet, und so das Landschaftliche in dem Charakter seiner Formen und Farben an Wolken und Gebirgen, Luft und Wasser, Vegetation und Staffage als den Reflex sittlicher Momente des Gemüthslebens darstellt." Allein es ist dem Hrn. Verf. gewifs nicht unbekannt, dafs auch die alte Kunst aufser der menschlichen Gestalt in Darstellung des Thierreiches Bewundernswerthes leistete: wir erinnern nur an die gepriesenen Pferde des Calamis und Micon, an die Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit, mit der Phidias dieses

edle Thier in allen möglichen Stellungen auf dem Friese des Parthenon darstellte, an die weltberühmte Kuh des Myron, die durch Epigramme verherrlicht wurde, so zahlreich und geistreich, als sie nur irgend einer Arbeit des sechszehnten Jahrhunderts zu Theil wurden, und an den Saal der Thiere im Vaticanischen Museum. Dagegen wollen wir allerdings die Proben von Landschaftsmalerei, die sich auf den pompejanischen Wänden finden, gegen die gemüthvolle Behandlung der neuen Kunst nicht in Vergleichung bringen. — „Ferner," wird gesagt, „wird der Begriff des Persönlichen und Sittlichen durch die Scheidung vom Unpersönlichen und Physischen fester umgrenzt und entschiedener ausgeprägt an den Darstellungen des menschlichen Lebens und seiner Zustände und Verhältnisse." Verstehen wir den Hrn. Verf. recht, so ist unter den Darstellungen des menschlichen Lebens und seiner Zustände und Verhältnisse die sogenannte Genre-Malerei zu verstehen, in der die neuere Kunst allerdings bewährt hat, wie viel sie in naturtreuer Darstellung und täuschender Pracht der Farben zu leisten vermöge, aber dies ist wohl auch ihr ganzes Verdienst, denn Ideen finden wir bei diesen Kleinmeistern in ihren Scenen und Schenken, Werkstätten, Märkten, Familien u. s. w. nicht ausgedrückt. Wir müssen übrigens bemerken, dafs es durchaus nicht in unserem Interesse liegt, den Werth dieser und der vorhin genannten Richtung der Malerei herabzusetzen: sie sind beide anerkannt untergeordnete Sphären, kommt es aber zum Wettstreit, so entscheidet das, was in der höchsten Richtung der Kunst geleistet worden. Hr. G. fährt fort: »Auch die mythische Welt des Alterthums ist in den Bereich des Darstellbaren mit aufgenommen, doch ohne andere Geltung, als die des Symbols menschlicher Vorstellungen und Verhältnisse, als die einer so unerschöpflichen wie ehrwürdigen Tradition, während die bildende Kunst auch da, wo man lange Zeit hindurch nur antike Gegenstände wählen und griechischer Formen und Modelle sich bedienen zu müssen meinte, ausübend immer mehr anerkennt, dafs Gegenstand und Behandlungsweise der Darstellung auch aus dem höheren oder niederen Kreise der modernen Welt und Sitte entnommen werden möge.« Hier müssen wir bezweifeln, ob die Koryphäen der heutigen Kunst ihren Darstellungen aus Mythe oder Geschichte des Alterthums keine andere Geltung, als die des Symbols menschlicher Vorstellungen und Verhältnisse, oder einer ehrwürdigen Tradition zuerkannt wissen wollen. Uns ist es immer vorgekommen, als ob sie sich mit sichtbarer Vorliebe

solche Gegenstände gewählt hätten; und warum sollten sie sich auch im Gefühle ihrer Kraft nicht aufgefordert fühlen, mit den alten Meistern auf gleichem Felde den Wettkampf zu versuchen? Die nach unserem Geschmack schönsten Schöpfungen der modernen Sculptur wurzeln auf dem Boden des Alterthums; und wie kräftigend der Genius der classischen Kunst selbst auf den sonst reichen Canova einwirkte, beweist uns sein den Centaur erschlagender Theseus, der die dem Meister durch die Bildwerke des Parthenon gewordene Inspiration nicht verleugnen kann. Dafs die neuere Zeit es versucht hat, in Fällen, wo man sonst antike Formen und Modelle für unerläfslich hielt, sich an die Sitten und Costüme der modernen Welt anzuschliefsen, ist gewifs sehr lobenswerth, und wir haben mit Bewunderung gesehen, wie weit Rauch in seinen Feldherrn die früheren Versuche der Art hinter sich liefs: aber wir halten es für unmöglich, dafs sich die Sculptur je mit den fest an dem Körper klebenden Costümen der modernen Welt ebenso befreunden werde, wie mit der faltenreichen Gewandung und noch mehr mit der Nacktheit der alten Welt; und wir dürfen wohl die in mehreren der neuesten Monumente beibehaltene antike Costümirung als Bestätigung unseres Urtheils anführen.

Dafs das göttliche Wesen bildlich nicht dargestellt werden dürfe, darin sind wir mit Hrn. G. vollkommen einverstanden; ebenso darin, dafs in der menschlichen Persönlichkeit des Erlösers dem Künstler das Ideal seines Strebens dargeboten sey, und dafs er in der heiligen Geschichte zu einer unübersehbaren Reihe der erhabensten und edelsten Kunstbildungen Stoff und Veranlassung finde. Aber wir können nicht umhin, einen Punkt zur Sprache zu bringen, den Hr. G. ganz übergeht, nämlich die Frage: welchen Gebrauch hat die christliche Kunst von den zum Bereich ihrer Religion gehörenden ausgezeichneten Persönlichkeiten gemacht? Der Erlöser, die heilige Jungfrau, die Apostel und die Heiligen waren historische Personen. Dafs sich wirkliche Portraite derselben fortgeerbt haben sollen, war bei dem Widerwillen der ersten christlichen Kirche gegen bildliche Darstellungen nicht zu erwarten, aber warum vereinigte sich die christliche Kunst in Ermangelung dieser nicht in einen Idealtypus dieser Personen? Die byzantinische Kunst war auf dem Wege dazu, wie Hr. Hofr. Schorn in seinem Bericht über ein neugriechisches Malerbuch im Morgenblatt. 1832. No. 1 sqq. schön dargethan hat, aber gerade in der Periode, wo die italienische

Kunst auf der Höhe stand, auf welcher sie unübertreffliche Ideal-Typen hätte festsetzen können, wurde die Achtung vor der alten Tradition gänzlich aus dem Auge gesetzt, und die Künstler hielten sich ausschliefsend an die Eingebungen ihrer eigenen Phantasie; auf diese Weise verwandelte die christliche Kunst die historischen Bilder der in der Geschichte der christlichen Religion merkwürdigsten Personen und des Erlösers selbst in Phantasiegebilde der Künstler. Die Wirkungen hiervon finden wir durchaus nicht gleichgültig. Jeder erinnert sich wohl, wie tief sich dem Gemüthe Bilder des Erlösers, der Apostel und der Heiligen einprägen, die man in der ersten Kindheit gesehen hat. Sallust (Jug. IV.) beschreibt den Eindruck, welchen der Anblick der Ahnenbilder auf die edelsten Römer hervorbrachte, mit folgenden Worten: »Saepe audivi, Q. Maximum, P. Scipionem, praeterea civitatis nostrae praeclaros viros solitos ita dicere, quum majorum imagines intuerentur, vehementissime sibi animum ad virtutem incendi. Scilicet non ceram illam, neque figuram tantam vim in se habere, sed memoria rerum gestarum eam flammam egregiis viris in pectore crescere, neque prius sedari, quam virtus eorum famam atque gloriam adaequaverit.« Dieselbe Wirkung kann das christliche von Liebe und Verehrung für die Vorkämpfer seines Glaubens erfüllte Gemüth beim Anblick ihrer Bilder empfinden; und da die christliche Religion das stetige Andenken an den Erlöser und die um die Gründung und Verbreitung seiner Kirche verdienten Männer als wirksame Förderungsmittel der Frömmigkeit empfiehlt, so müssen ihr auch die dieses Andenken vorzüglich belebenden Bilder erwünscht seyn. Diese Wirkung aber wird dadurch, dafs es der Kunst an einem allgemein anerkannten Typus fehlt, bedeutend geschwächt; denn wenn dem Gläubigen ein und dieselbe Person bald unter diesen, bald unter jenen Zügen vor die Augen gehalten wird, mufs er da nicht auf den Gedanken kommen, dafs ihm nicht objektive Wahrheit, sondern subjektive Phantasiegebilde des Künstlers geboten werden? Aus diesen Gründen finden wir in dieser »höhern Gabe der Individualisirung« und in dieser »Mannigfaltigkeit des persönlichen Lebens« so gar keinen Vorzug der modernen Kunst vor der antiken, dafs wir aber von diesem Gesichtspunkte aus auf den Glauben geführt werden, dafs die christliche Kunst in weit laxerem Zusammenhang mit dem religiösen Leben steht, als die antike; nur dadurch wird es erklärlich, wie die christliche Kunst solche Freiheit oder vielmehr Willkühr ausüben

konnte. Wir finden aber auch nicht einmal diese scharfe Individualisirung an der neuern Kunst. Denn während die alte Kunst die Individualisirung durch den ganzen Bau des Körpers so genau durchzuführen wufste, dafs wir selbst ohne den Ausdruck des Gesichtes einem blosen Rumpfe absehen können, ob er einem Jupiter, Herkules, Apoll oder Dionysos, einer Juno oder Venus angehöre, so hat es die christliche Kunst mit ihrer gerühmten Individualisirung nicht so weit gebracht, dafs wir, mit Ausnahme des Johannes, einen Apostel oder Propheten von dem andern unterscheiden können, wenn wir nicht die Attribute oder gar charakteristische ihnen beigegebene Sprüche zur Hülfe nehmen. Doch »das Bedeutsamste und Höchste der modernen Kunst, und weshalb man ihr im Gegensatz der antiken den Namen der romantischen, im Vergleiche mit der plastischen den der mystischen beigelegt hat, ist das in dem christlichen Gottesbewufstseyn und in allen aus demselben fliefsenden Gefühlen enthaltene Ueberschwengliche, Unendliche und Unaussprechliche, wodurch auch in den Darstellungen der Kunst die wahre Schönheit nur die Erscheinung des tiefen Gemüths, der gotterfüllten Liebe und des innigen Glaubens ist, in welchen sich die Gestalt und der sinnliche Ausdruck nur wie eine unvollkommene Andeutung schmiegt, die aber gleichwohl sich immer inniger und reiner der unendlichen Idee und Empfindung hinzugeben sucht.« Hier möchte wohl dieses tiefe mystische Element des Ausdruckes auf die ältere italienische und altdeutsche Schule zu beschränken seyn, von denen Hr. G. selbst sagt, dafs sie sich am Innigen und Gemüthlichen des Ausdrucks genügen liefsen, und um Ueberwindung der Steifheit und Härte des Uebrigen wenig Sorge trügen. Allein wir halten diese Vernachlässigung der Gestalt nicht blos für zufällig: mit diesem Ueberschwenglichen des Ausdruckes, mit diesen nach Ablegung der endlichen Fesseln schmachtenden Blicken, sind gesunde, wohlgebildete Gestalten nicht zu vereinen: dies zeigt die folgende Entwicklung der Kunst; denn sobald sich das Studium, grofsen Theils an der Hand der Antike, der Vervollkommnung der Gestalt zuwandte, so waren jene überschwenglichen Köpfe, wie sie ein Angelico Fiesole malte, mit den frischen und kräftigen Körpern nicht mehr zu vereinen. Der Charakter der Andacht war zwar nicht verdrängt, aber er gerieth in vielfachen Conflict mit der irdischen Schönheit. Betrachten wir z. B. einen dem Geist der christlichen Religion eng verwandten Gegenstand, die büfsende Magdalena. Unter den vielen Darstellungen

dieses Gegenstandes wird dem Gemälde des Correggio der Preis zuerkannt, gewifs nicht wegen des der Büfserin entsprechenden Ausdruckes, sondern wegen der schönen, in der anmuthigsten Stellung ausgebreiteten Formen; der Ausdruck der Büfserin ist ihr nur durch die Beigabe der Bibel und des Crucifixes verliehen; nimmt man diese hinweg, das Bild liefse sich selbst in eine idyllische Scene einrangiren. Wir wollen damit nur so viel sagen, dafs die Werke, in denen die christliche Idee mit wirklich schönen Formen verbunden ist, durchaus Seltenheiten seyen, und dafs der letztgenannte Vorzug der christlichen Kunst, in der Allgemeinheit, wie ihn Hr. G. aufgestellt, ihr mehr von dem idealen Standpunkte aus als in der Wirklichkeit zukomme.

Was nun endlich den Punkt, um welchen sich vorliegende Abhandlung hauptsächlich dreht, betrifft, so giebt der Hr. Verf. selbst zu, dafs die moderne Kunst an sittenlosen Gebilden nicht ärmer sey als die antike. Wenn er aber dies damit entschuldigt, »dafs diese Unsittlichkeiten wenigstens nicht dem christlichen Princip anheim fallen, dessen Charakter fest und klar ist, nicht aber, wie der des plastischen Alterthums, schwebend zwischen der höheren und niederen Region,« so ist dadurch zwar die christliche Religion von aller Schuld davon freigesprochen, aber desto schärferer Tadel trifft die Kunst, die trotz des ihr vorschwebenden sittlichen Principes nicht nur alle lüsternen Scenen aus der alten Mythologie wiederholte, sondern auch aus der alttestamentlichen Geschichte alle schlüpfrigen Erzählungen darstellte.

Möge der Hr. Verf. diese unsere Bemerkungen über Punkte, worin wir von seiner Ansicht abweichen, freundlich aufnehmen, und sie als einen Beweis betrachten, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Abhandlung nicht nur wiederholt gelesen, sondern auch geprüft haben.

Chr. Walz.

N°. 50. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ludovici Wihl de gravissimis aliquot Phoenicum Inscriptionibus Commentatio philol. crit. Cui accedit Oratio . . de Artium inter Graecos primordiis, explicatione phoeniciae inscriptionis praemissa. . . Cum duabus tabulis lithograph. Inscriptionum. Monachii 1831. *bei Wolf.* 80 *S. in* 8.

Die vielen Versuche, phönicische Inschriften zu enträthseln, haben noch wenig Ausbeute gewährt. Doch ist's nicht unwichtig, dafs die phönicische Schrift, wenigstens so, wie sie als Steinschrift erschienen ist, vollständiger bekannt wurde. Daher wird um so eher auch ein Uebergang auf die altgriechischen Uncialen, in sofern die handelnden Phönicier sie zu den Ioniern und Hellenen gebracht haben, gesucht werden können. Auch ergiebt sich wohl, wenn wir jetzt die von Kopp, in den Bildern und Schriften der Vorzeit Th. 2. S. 156. gegebene Tafel der westorientalischen Schriftzüge vergleichend überschauen, die Wahrscheinlichkeit, dafs die hebräische Quadratschrift zwischen die ältere aramäische und die neuere palmyrenische zu setzen und als eine gelehrte, für die heiligen Schriften nach Esra gebrauchte gleichsam diplomatische Urkundenschrift von jener cursiven, die im Handel und Wandel entstanden war, abzuleiten ist.

Gerade die Schwierigkeit aber, Buchstaben, welche wahrscheinlich anfangs zu kaufmännischem Gebrauch cursivisch gebildet waren, im Stein bestimmt auszudrücken, verursacht, dafs Aehnliches mit Aehnlichem gar zu leicht verwechselt und daher ein schwieriges Wort von verschiedenen Gelehrten sehr verschieden gelesen werden kann, da ohnehin die Abtheilung der Worte meist nicht bezeichnet ist.

Fast immer ist überdies der Inhalt unbedeutend. Ihn richtig gefunden zu haben, mufs man oft schon deswegen bezweifeln, weil er von der Art wäre, dafs man nicht begreift, wie ein verständiger Mensch ihn mühsam und mit Kosten in Stein graben zu lassen sich entschliefsen konnte.

Das bei weitem interessanteste neue Problem dieser Gattung war die *Inscriptio Phoenicio-Graeca Cyrenaica*, welche (Halae 1825. 4.) Hrn. Dr. Gesenius zu einer den Orientalismus und die Kirchengeschichte zugleich benutzenden, gehaltreichen Com-

mentation über die Karpokratianer veranlafste. Sie erinnerte uns daran, dafs es Saint-Simonianer vor dem französischen Saint-Simon gegeben habe, deren Hauptzweck in den Worten ausgesprochen wurde: Ἡ πασῶν οὐσιῶν καὶ γυναικῶν κοινότης (= שירכא) πηγη της θειας εστι δικαιοσυνης ειρηνη τε τελεια. *) . . .

Da diese Inschrift, nach dem in ihr beabsichtigten Sinn und nach den von dem Urheber nicht genug vermiedenen Zeitrech-

---

*) Beiläufig bemerke ich, dafs die Worte

πηγη της θειας εστι δικαιοσυνης
ειρηνη τε τελεια . .

ein Pentameter und Anfang eines Hexameters sind und wahrscheinlich auf ein symbolisches Lied der Parthei sich beziehen sollen. Der Ausdruck ἡ της δικαιοσυνης πηγη ist auch in der andern Inschrift und scheint charakteristisch. Der Sinn aber ist gewifs nicht dieser, dafs die Allgemeinschaft der Güter und Weiber vor Gott gerecht mache (justificire). Auch Röm. 10, 3. 3, 21. ist von einer justificatio *per* Deum nicht, sondern von einem gottergebenen und gottgefälligen Rechtschaffenseyn die Rede. δικαιοσυνη θεου ist = δικ. προς τ. θεον Röm. 4, 2. wie αγαπη θεου = amor *erga* Deum. Die Allgemeinschaftslehre aber will sich dadurch empfehlen, dafs, wenn man alles gemeinschaftlich benutzt, alsdann desto gewisser die wahre von Gott gewollte Gerechtigkeit Aller gegen Alle und eine vollkommene Eintracht entstehe.

Die zweite, nur griechische Inschrift bei Gesenius S. 13. giebt ein Sigill, das nach der Beischrift für das Sigill des Σιμων von Kyrene (Matth. 27, 32.) gehalten seyn will. Es besteht aus einem Kreis oder Ring, in welchem ein Kreuz ist, von den Buchstaben ΟΣΙΡΙΣ (= Οσιρις) umgeben. Zu bemerken nämlich ist, dafs die ägyptische Gnosis dem Osiris den, auf den Phallus sich beziehenden Isisschlüssel ☥ beizugeben pflegte. Dafür nahm die Christianische die leichte Umgestaltung an, in ein Kreuz, wie Napoleon Lilien mit Bienen vertauschte. Der Isisschlüssel pafste für die Allgemeinschaftslehre der Geschlechter. s. Jablonsky Pantheon aegypt. p. 283.

Das Emblem, oben auf dem phönicisch-griechischen Denkmal bei Gesenius zeigt einen geflügelten Triumphwagen, auf welchem keine Gestalt (keine Ceres), sondern zwei Fackeln von zwei zusammen an die Deiksel gebundenen Schlangen gezogen werden. Οφεις sind in der ägyptischen Gnosis Genien, Symbole der Geister. Die 2 taedae scheinen mir auf hochzeitliche Feier zu deuten. Im Flug verbinden sich zwei Seelengeister. Ψυχαι, aber so leicht, so löshar als möglich. So scheint das Symbol, ohne Rücksicht auf Demeter, Karpokratischen Sinn geben zu sollen. Der alte oder neue Erfinder wufste gut, was er bezeichnen wollte.

nungs- und Sprachfehlern, auf jeden Fall eine Täuschung (impostura palaeographica) ist, sie aber gerade in der Zeit von Paris aus angelegentlich in Umlauf gesetzt wurde, als die Saint-Simonianer ihren der Menge wohlgefälligen Dogmen von *communio omnium* auf alle Weise ein heiliges Ansehen zu verschaffen versuchten, so liegt sogar die skeptische Frage nicht allzu ferne: ob das Unächte im zweiten und dritten, oder vielleicht erst durch einen, doch nicht genug orientirten, orientalischen Archäologen im 19ten Jahrhundert entstanden seyn möchte? Immer möchte dann die andere, ebendaselbst S. 13. gegebene, schon auf einen Masdakes als Lehrer der *Communio mulierum* شرك في النسا (S. 17.) hinweisende griechische Inschrift ein ächtes Produkt aus der Justinianeischen Zeit seyn.

Auch das Phönicische in der Cyrenäischen Inschrift scheint diese byzantinisch-griechische Reliquie vorauszusetzen. Wo anders als ebendaher mag es kommen, daſs sie sogleich in der ersten und zweiten Zeile auch die gleichsam symbolische Sentenz: Gemeinschaft ist Quelle der Gerechtigkeit und des Friedenswohls! enthält, aber doch unbestimmt läſst, auf was alles sich die gepriesene κοινοτης erstrecke. Ich möchte nämlich das dort S. 24. gegebene Phönicische so übersetzen:

Ιουδας (sc. φησι)
Ειρηνη! Κοινοτης εν τη Δικαιοσυνη Πηγη
ειρηνης. Δικαιοσυνην εν τω νομω γραφειν ποιει
ειρηνην. Νομον εν τη ειρηνη γραψω.

Das erste שָׁלוֹם scheint als Gruſs ausgesprochen. Das folgende שִׁירָכָא ist eher *communio*, als *consortibus* zu übersetzen, da kein לְ voransteht. הַסְמֵר ist Imperativ im Hiphil von סמר = سطر *lineatim* i. e. *accurate*, *scribere*. „Mache, daſs Gerechtigkeit in dem Gesetz (= in der Moral der Karpokratianer) genau vorschreibe (vorzeichne) Friedenswohl.“ Sinn: Die Gerechtigkeit (Aller gegen sich selbst und gegen Andere) soll darauf hinzielen, daſs ειρηνη = Eintracht und Wohlbefinden, werde. Dies soll das Gesetz oder Statut seyn, welches man durch die Gerechtigkeit vorzeichnen lasse. Dabei wird als Princip vorausgesetzt, daſs nur die Allgemeinschaft aller Genüsse diese ειρηνη gewähre und also nur diese von der Gerechtigkeit zum Gesetz gemacht werden solle. — Der Schluſssatz ist zusagend: »Ein Gesetz mit dem Friedenswohl (verbunden) will ich vorzeichnen.«

Das dreimalige בא soll das hebräische בַּ sequente Dagesch, d. i. das Präfixum mit dem Artikel ה, ausdrücken. (Kopp liest dreimal מָא = מַה. Der Schriftzug ist der cyrenäischen Inschrift eigen, doch aber aus dem ältcren aramäischcn Charakter des ב erklärbar.)

Dies im Vorbeigehen, als Beweis der Aufmerksamkeit, welche Rec. längst der mit soviel Fleifs und Sachkenntnifs bearbeiteten Commentation des Hrn. Dr. Gesenius gewidmet hat. Kopp (s. Theol. Studien. 1833. 2. Heft. S. 334—355.) scheint nur darin recht zu haben, dafs שירכא sey *Communio*. Dafs er aber שלום dreimal *integritas* bedeuten läfst, ist gegen den hebräischen Sprachgebrauch. Ueberdies nimmt K. etliche Buchstaben anders, als er sie selbst sonst paläographisch bestimmte, nämlich wo offenbar ein ע ist, ein ז, wo ein ם ein ע, auch wo ך im letzten Wort ein ך. *Quisque suos patitur manes.*

Wenn jüdische Jünglinge nunmehr hie und da das Hebräische und andere westorientalische (semitisch genannte) Dialekte nach den bessern Methoden, welche unsere Philologen, seit sie endlich vom Gängelband der talmudischen Rabbinen und der lingua sancta losgekommen sind, nach freierer Rationalität gefunden haben, in Verbindung mit den verwandten Dialekten sprachrichtiger und vorurtheilsfreier zu erlernen strehen, so liegt es ihnen besonders nahe, auch auf diese paläographischen Studien zu achten. Hr. Wihl hat sich lobenswürdige Kenntnisse dieser Art erworben.

Dafs der Ton, mit welchem Er über seine Vorgänger mit höhnendem Uebermuth wegfliegt, gerade derjenige arrogante Mifston ist, durch welchen manche seiner Nation, die endlich durch Benutzung der nicht-jüdischen Cultur den Namen der Gebildeten erwerben, sich und ihren Nationalstolz anstöfsig und gehässig machen, hat Er indefs, wie Rec. weifs und gerne bezeugt, selbst gefühlt und eingesehen. Kann denn etwa eine Geneigtheit für ihren Wunsch nach Emancipation der Juden unter uns entstehen, wenn man in den ersten gedruckten Versuchen, ihre so eben errungene Bildung zu beweisen, immer lesen mufs, wie sie mit witzelndem Undank gegen Die, welchen sie nach und nach bessere Methoden ablernen, sich sofort von aller des Gebildeten und Gelehrten würdigen Wohlanständigkeit emancipiren? Wie unklug ist's, wenn sie dann auch, wie neu und ungewohnt ihnen das

Entdecken ist, dadurch verrathen, dafs sie jeden für sie neuen Gedanken mit Verwunderung als ihre Erfindung anrühmen. So glaubt Hr. Wihl S. 17. eine Entdeckung gemacht zu haben, dafs die phönicische Sprache die hebraica eaque *ab omnibus barbaris* et falsis *pura* gewesen sey, da doch nur mit Augustinus richtig zu sagen ist: istae linguae *non multum* inter se differunt, *cognatae* sunt, überdies aber das, was Hr. Wihl wie eine volle, neue Wahrheit behauptet, schon von dem für die lingua sancta noch eingenommenen Tychsen (s. Kopp I. Th. S. 212.) angenommen und zu weit ausgedehnt worden ist. Weit eher konnte das Hebräische, als Idiom eines Binnenvolks, unvermischt bleiben; nicht aber die Sprache der damals den Welthandel betreibenden Phöniker oder Pönen. Ebenso erstaunt Hr. W. S. 57. darüber, dafs nirgends, soviel er wisse, die Ansicht aufgestellt sey, dafs die Phönicier, von denen die Griechen doch die Buchstabenschrift erlernten, auch auf deren Gesammtbildung, und besonders auf griechische Kunst materiellen Einfluſs gehabt haben. Und doch giebt Er selbst S. 59. an, dafs Quatremere eine phönicische Kunstschule annehme und zweifle, ob die Plastik in Dädalus Schule aus dem Aegyptischen oder aus dem Phönicischen sich entwikkelt habe.

Wir möchten es umwenden. Wenn es wahr ist, dafs vor Kadmos Aegyptier unter Kekrops nach Griechenland versetzt wurden, so kann selbst dieses (als Uebersiedelung einer von Aegypten ausgetriebenen Truppe?) kaum anders als durch Schiffe der Phöniker geschehen seyn, da Aegypten sich so lange abgeschlossen und keine Seefahrt getrieben hat. Auch Chiram war bei dem Salomonischen Tempel der Plastiker für Säulen, sinnbildliche Gestalten, Gefäfse u. s. w. — nicht Baumeister.

Hr. W. beschäftigt sich zuerst mit der bei Kopp im I. Th. S. 206. nach einem Facsimile zu betrachtenden Inschrift eines Abdasar. Nachdem W. andere Versuche der Reihe nach als perversa und ab omni probabilitate aversa angegeben, nicht widerlegt, aber mit dem Spottwort von den kleinen Füchsen im Weinberg, aus Hohesl. 2, 15. (das sonst gegen die Ketzer angestimmt wurde) abgetrieben haben will, giebt Er eine Uebersetzung, welche ihm viva quasi e monumenti contemplatione hervorgegangen und durchaus nicht etwa collatis aliorum sententiis eclectica ratione erfunden sey. Dieses Originelle soll (S. 11.) seyn: „Ego sum Ebedoser *(servus Osiridis)* filius Ebedsusim *(servi equorum sc. sacrorum)* filii Chur *(Hori)* Monumentum *pacis* in vita mea *dabit*

testimonium de cubiculo quietis meae *mundo ut* uxori meae Amath Aschtoret (servae Astartes) filiae Toëm, filii Ebed-Molech (servi Molech). Der Sinn wäre: Ego sum Ebedoser . . Lebend habe ich ein Monument gesetzt, welches meine Ruhestätte omnibus hominibus und besonders meiner Frau zeigen soll.« Müfste nicht der alte Ebedoser eine sonderbare Gedankenmischung gehabt haben, wenn er so »alle Welt *und* seine Frau« zusammengestellt hätte? Sollte diese für das Grab des Gemahls ein besonderes אות = Zeichen, nöthig gehabt haben? Auch diese Deutung hätte demnach den oben angedeuteten Fehler, dafs sie den alten Inschriftverfasser nur lächerlich machen würde.

Ueberdies bringt Hr. W. diese seine originelle Uebersetzung nicht anders zu Stande, als dafs er eben solche Willkührlichkeiten sich erlaubt, wie irgend die kühnste seiner Vorgänger. Die zweite Linie der Inschrift ist:

למבחיי. ימנאת על משכב· נחתי לעלם· כלא
שתי· לאמתעשתרת· בתתאמ· בנעבדמלכ

Die zwei ersten Buchstaben למ trennt nicht nur Hr. W. von dem Ganzen, sondern beredet sich auch, es sey ein ש (wovon nirgends eine Spur auf dem Facsimile ist) vorangegangen. So muthmafsten freilich Barthelemy und Akerblad. Aber wer Anderer Willkührlichkeiten bespöttelt, mufs nicht selbst gleiche sich erlauben! Und dies um so weniger, weil es ferner blofse Fiction ist, hinzuzufügen: Usurpatur autem שלם *ευφημιχως* pro *morte*. מַצֶּבֶת ist ohnehin nicht monumentum, sondern stabile quid, *cippus*, ein Denkstein; und cippus *pacis* ist nicht cippus *mortis*. Tod und שלום denkt der Hebräer noch nicht, wie unsre Mystik, zusammen.

Ferner liest Hr. W. יִמַּן אוֹת, übersetzt aber *dabit*. Er fingirt demnach, der Steinhauer habe so, statt יִתֵּן gesetzt. Dergleichen Muthmafsungen tadelt Hr. W. an Andern. Die Seinige ist um so weniger zulässig, weil der Steinhauer statt eines so bekannten Buchstabens, wie ת ist, den unbekannteren, das seltene מ gesetzt haben müfste. W. fingirt ferner, das Masculine Verbum יִתֵּן sey mit dem Femininum מצבת zu verbinden und will sich durch die grammaticistische Fiction von „Enallage generis“ rechtfertigen. Immer wieder die nämlichen Willkührlichkeiten, durch deren Vermeidung Er sich über seine Vorgänger zu stellen die Miene macht.

Das Beste ist, dafs Hr. W. bei את an אות denkt, welches aber *signum*, nicht testimonium, bedeutet. Ich borge dankbar diese Erinnerung an אות, *signum*, von Hrn. W. Mit diesem Wort kann das Verbum als Masculinum verbunden seyn. Die Buchstaben ימן können יִמֵּן ausgesprochen werden. ימן = وطن bedeutet: bleiben an einem bestimmten, gewohnten Ort. למבחיי ist zusammengesetzt aus ל des Dativs, מ = מן απο, weg von, entfernt von . ., und בחיי in meinem Leben. »Die, welche weg (entfernt) sind von dem, was während meines Lebens ist,« sind die Nachkommenschaft. Man kann demnach übersetzen:

. . eine Denksäule
den von meinem Leben entfernten. Ein Zeichen bleibe
auf der Lagerstätte meiner Ruhe für lange Zeit;
wie meiner Frau, Amath Aschtoreth — —

Der Sinn ist, dafs die Frau, neben ihm begraben, ebenfalls durch dieses Ot, mit ihrem Namen der Nachwelt bekannt bleiben solle.

Diese Uebersetzung entsteht, ohne dafs wir im gegebenen Steinschrifttext per conjecturam ändern, was selbst bei den geschriebenen Texten nur gar zu selten zum ächten führt. Ist der gefundene Sinn gleich nicht sehr ingeniös, so enthält er doch nicht so was Sonderbares, wie wenn der Verf. annimmt: Ehesoser habe auf dem Stein gesagt, dafs er „aller Welt = mundo, wie auch seiner Frau« u. s. w. dadurch seine Ruhestätte bezeichne. Wer könnte *mundo ut uxori* so verbinden? Hr. Wihl meint: Uxorem a ceteris hominibus separatim nominat, amore ut videtur, incitatus.

Ob das erste Wort אנך für אֲנֹכִי *ego* stehe, oder aus dem chaldäischen אֲנָא zusammengesetzt mit ך die Bedeutung habe: *en tibi!* euge tibi! hin ich zweifelhaft. Als Acclamation pafst es besser als nach der Uebersetzung: *ego*.

Daran, dafs אמת Magd hedeute, hat Hr. Dr. Hug schon gedacht. Gerne aber nehmen wir von Hrn. Wihl das herichtigte an, dafs die Frau den Namen hatte Astartes Dienerin. Gerade durch das nichtegoistische, wifsbegierige Vergleichen der Versuche Anderer kommt man eklektisch und ohne Eigendünkel dem Wahren in solchen verwickelten Aufgaben näher, und wenn man streng sich Willkührlichkeiten versagt, oft desto

glücklicher zum Ziel. Auch in der Literatur, wie in der Politik, verderbt gegenwärtig nichts so sehr das Fortschreiten zum Besseren, als das Uebermafs von Egoismus, besonders in denen, welche Talent fühlen.

Gerne möchten wir auch noch von Hrn. Wihl annehmen, dafs חור sich auf Horus und אסר auf Osiris sich beziehe. Die Deutung wird interessanter. Aber Osiris würde wohl עוזר *juvans* = Juvans pater, nicht אוסר *ligans* geschrieben worden seyn, und wenn חר den Gott Ὥρος bedeuten sollte, so würde wohl auch עבד voranstehen müssen. Abdasar kommt auf mehreren Denksteinen der Phönicier vor. Sollten denn viele Verehrer des ägyptischen Gottes unter ihnen gewesen seyn? Auf der ersten Maltaischen phönicisch-griechischen Inschrift (Kopp S. 249.) steht Abdasar (Asarsdiener) mit dem griechischen Διονυσιος (= ein dem Dionysos ergebener) parallel und Asarshemur (= Asars Schützling) heifst griechisch Σεραπιων = ein dem Serapis ergebener. Ob aber hieraus zu schliefsen sey, dafs Dionysos sowohl als Serapis für Asar als Osiris gehalten worden seyen, wie Kopp S. 258. annimmt, möchte ich zu behaupten nicht wagen. Sollte denn bei dem assyrischen Königsnamen אסרחדון auch an Osiris, den Aegyptergott, zu denken seyn? Jes. 37, 38. Esr. 4, 2. Vergl. Gesenius zu Jesaial. S. 977 und 999. Vergl. שלמנאסר 2 Kön. 17, 3. Eine altaramäische Inschrift (Kopp II. S. 234.) nennt dreimal אוסרי, einmal mit dem Beisatz der Gott אלהא. Ist aber deswegen der Oseri in Aram mit dem ägyptischen Osiris einerlei?

Genug für unsere Absicht, theils auf Hrn. Wihl aufmerksam zu machen, als auf einen jungen Mann, der sich mehr als gewöhnliche Kenntnisse erworben hat, theils ihn selbst vor den Uebereilungen zu warnen, von denen sich ein lebhaftes Talent nur durch Strenge in der Schätzung seiner selbst und Anderer und durch Anwendung aller Kräfte auf reine Wahrheitforschung zurückhalten kann. — —

Noch etliche kurze Bemerkungen. Das Αμορκα (S. 27) oder Αμορωκα bei Berosus erkläre ich mir durch אומא רוקע *Mater expansi* sc. coelorum = רקיע. Diese sey, sagt B., χαλδαιστι Θαλατθ. Hr. Wihl denkt bei dem letzteren Wort an תלדת oder תלדת, welches, als eine Tiphelische Form von ילד abge-

leitet, *genitrix*, oder *quae generari facit* bedeuten kann. Er vergleicht auch S. 34. den Namen אלתולד Jos. 15, 20. 19, 4. Berosus erklärt dann Θαλατθ für gleichbedeutend mit σεληνη. Ein Αρτεμιδωρος heifst auf einer phönicisch-griechischen Inschrift bei Kopp I, 266. עבד תלת, welches Hr. W. nicht unwahrscheinlich durch jenes תַּלְדֵת erläutert. Warum aber vergifst Er, zu bemerken, dafs schon Hr. Hamaker in seiner Diatribe aliquot monumentorum punicorum. Lugd. Bat. 1822. bei תלת und תלד an die Ableitung von ילד *genuit* und an die Vergleichung mit Selene und Diana (Artemis) gedacht hat?

Αταργατις S. 28. ist wohl nichts anderes, als אתר גדתא *Loci Fortuna.* Τυχη εγχωριος; wie Hr. W. S. 33. an בְּגַד Gen. 30, 11. = בא גד nach dem arabischen جاء erinnert; was aber auch durch Mit Glück! übersetzt werden könnte. Μυλιττα (S. 30.) könnte wohl auch mit מֵילְדְתָא als Particip. Hiphil zu vergleichen seyn.

Ist auf dem Carneol S. 40. צַמֵּד zu lesen, so bedeutet dies eher eine Verknüpfung als eine Weihe. Ps. 106, 28.

Wie auf der S. 49. erklärten Münze der Pegasus mit der Ceres zusammen komme, darüber hätten wir gerne Wahrscheinliches gelesen. Ist unter dem Pegasus die Inschrift רַצְרַצַת zu lesen (was wegen der für צ angenommenen Figur nicht gewifs scheint), so müfste doch *cursus velox*, *citatus* übersetzt und etwa an ein Wettrennen gedacht werden. Denn dafs Pegasus einen weiblichen Beinamen (Rennerin) bekommen haben sollte, läfst sich durch die versuchte Vergleichung mit קוֹהֶלֶת nicht wahrscheinlich machen. Dieses Wort ist nobilis congregatio, Versammlung von Stimmfähigen, Angesehenen. Dem Sinn nach, als congregatio *virorum*, ist es dann mit einem verbum masculinum gar wohl zu verbinden. Bei Pegasus ist an ein solches Collectivum nicht zu denken.

Sonderbar ist S. 74. die Begeisterung, mit welcher Hr. Wihl in der angehängten Rede divinirt, dafs die Dädalische Kunst, den (vordem) verschränkten (ägyptisch starr aneinander klebenden) Beinen der Götter freie Bewegung zu verleihen, aus dem Institut der Mysterien hervorgegangen sey, die vorzüglich auf Samothrake, einer phönicischen Kunstinsel (?) gepflegt

worden seyen. Zum Beweis wird beigefügt: „Dafs schon frühe von dieser Insel Kunstwerke nach Griechenland gekommen sind, bezeugt uns Herodot I, 51, indem Er erzählt, Krösos habe eine drei Ellen hohe goldene Statue eines Weibes, die schöne Bäckerin genannt, nach Delphi verehrt, nebst goldenen Löwen, einem grofsen Schild, und einem silbernen Krater, welche beide letztere allein von dem Erzgiefser, Theodor aus Samos verfertigt waren.“ Welche alte Kunstgeschichte müfste entstehen, wenn sie auf diese Weise phantasirt würde! Setzt denn Hr. W. voraus, dafs Niemand den Herodot selbst frage? Der alte Weltbeschauer sagt kein Wort in dieser Stelle von Samothrake, noch weniger, dafs von dorther Kunstwerke nach Griechenland kamen. Er sagt nichts, als dafs die Delphier versicherten, ein von Krösus geschenkter Krater sey das Werk Theodors „des Samiers.“ Ist Samos Samothrake? Ist eine Spur im Text, dafs Krösus den Becher aus Samothrake hatte? Wie steht ein von einem Samier gearbeiteter Krater in Verbindung mit der Dädalus-Kunst, die Füfse der Götter und Menschen nicht mehr auf ägyptische Weise steif aneinander geschlossen, sondern gesondert und zur Bewegung bereit zu bilden?

Was alles hat man nicht schon in die phönizischen Weihungen auf dem Felseninselchen, Samothrake, hineinphantasirt, von denen doch einzig dies erweislich ist, dafs dort aberglaubige Gesellschaften von Handelsleuten und Schiffern, die als Compagnie oder *sociati* phönizisch חֲבֵרִים oder Kabirim genannt wurden (vergl. Job. 40, 30. Richt. 20, 11. Hos. 6, 9), sich erst durch rohe Entsündigungen Muth machen liefsen, um alsdann getroster in die Gefahren des Hellespontus und des schwarzen Meeres hineinzuschiffen. Von Aufklärung, von Kunst, welche aus diesen Weihungen und Incantationen (denn auch diese Bedeutung ist mit חבר verbunden, s. Deut. 18, 11. Ps. 58, 6. Jes. 47, 9. 12.) hätten kommen können, ist nirgends ein historisches Zeugnifs, nirgends eine an sich wahrscheinliche Muthmafsung. Man lese nur die Stellen der Alten, ohne in sie, was man glauben machen möchte (so wie Hr. W. in die Stelle Herodots) hineinzutragen.

10. Juni 1834. Dr. *Paulus*.

C. M. Muelleri ad M. Tullii Ciceronis orationem pro P. Sestio Curae secundae. — Inest varietas lectionis ex codice Büloviano. 8. *Coeslini* 1831. *sumptibus Heinemanni. XIV u.* 138 *S.* (1 fl. 40 kr.)

Hr. M. hat bekanntlich im J. 1827. eine Ausgabe der Rede *pro Sextio* (so schrieb er damals) nebst einem Abdrucke der *Or. pro Milone* (Cöslin, bei Hendefs) erscheinen lassen, die eben kein splendides Aeufseres hatte, während diese *Curae secundae* auf sehr schönem Papier, und, in Hinsicht des Raumes, verschwenderisch gedruckt sind. Veranlassung zu diesen *Curis secundis* gab dem Herausgeber theils sein fortgesetztes Studium des Cicero, theils die damals von ihm noch nicht benutzte Orelli'sche Ausgabe, theils vier ihm zugekommene Recensionen seiner Ausgabe. Die erste war die von E. Wunder in Jahns Jahrbb. (V, 2. S. 123 bis 175.), welche durch ihre Ausführlichkeit, und die beigegebene Abhandlung über Gebrauch und Bedeutung von *ut*, eine Celebrität erhalten hat; Hr. M. sagt von ihr: *quae si multo temperatior esset, minus admonere reliquos posset (?), ut et modestius et accuratius scriberent.* Die zweite steht in der Schulzeitung 1828. No. 50. von einem bereits verstorbenen Recensenten, die dem Herausg. ganz ungünstig ist, und von der dieser lieber schweigen will, *ne*, sagt er, *de gloria viri — tum — mihi magis, quam vellem, irati, aliquid detrahere videar.* Die dritte ist in dem Augustheft der Jen. Lit.-Zeit. 1828. und die vierte in der Leipz. Lit.-Zeit. 1830. No. 155; von beiden rühmt er, sie hätten ihm bei vielen Stellen zur Erklärung und Berichtigung geholfen. Lotzbecks Ausgabe der Rede (mit der *pro lege Manil.* Für Schulen bearbeitet. 8. Baireuth 1829.) befriedigte ihn nicht; van Dams *Specim. inaug. in Or. pr. Sext.* (Lugd. Bat. 1824.) hat er in Jahn's Jahrbb. 1828. III, 4. beurtheilt. Von der Teubner'schen Ausgabe sagt er, sie gebe Orelli's Text, *immixtis omnibus fere Wunderi opinionibus.* Ueber A. Matthiä's Ausg. (Oratt. sex. etc. Lips. 1830.) sagt er, sie gebe zwar grammatische Bemerkungen, schwierigere Stellen übergehe sie aber öfters, oder erkläre sie mehrmals unglücklich. Es sey hier überhaupt von kritischem Scharfsinne und neuen kritischen Hülfsmitteln noch viel zu leisten. Der Herausg. erwartet begierig die neue von Orelli versprochene Recension des Textes. Er habe indessen, berichtet er, als er seine *Curas secundas* herauszugeben Anstalt gemacht, von Görenz eine Collation des *Codicis Büloviani* (aus dem 14ten Jahrh.) erhalten, die durch die Faulheit des abschreibenden Mönchs um mehr als die Hälfte verstümmelt sey, ungeachtet sich nirgend eine sichtbare

Lücke finde. Es stehen übrigens fast alle die Lesarten in dem Texte dieses Codex, die Orelli aus der Ed. Herw. auffübre. — Von einer fünften Recension, die von dem Ref. in diesen Jahrbb. von der Ausg. des Hrn. M. bald nach deren Erscheinung abgedruckt erschien, hat derselbe keine Notiz genommen, ob sie ihm gleich auch Stoff für seine *Curas secundas* liefern konnte, und verschiedene Stellen mehr oder minder ausführlich behandelt.

Doch zum vorliegenden Buche. Zum Voraus sey bemerkt, dafs diese *Curae secundae* zwar zunächst die Besitzer der Ausgabe des Hrn. M. selbst interessiren werden, dafs sie aber in gewisser Hinsicht eine kleine Fundgrube des Ciceronischen Sprachgebrauchs in Beziehung auf manche seltenere oder bezweifelte Ausdrucksweisen sind; z. B. über den Genitiv bei Participien *(negotii gerentes* u. dgl.), über *et* für *etiam* (gegenwärtig ein Lieblingsthema der Philologen), über *videri* in passiver Bedeutung und mehrere dergleichen Punkte. Freilich sind auch zu vielen Ausdrücken Beweise und Parallelstellen gesammelt, die keine bedürfen, und wenn alles Ueberflüssige der Art weggelassen wäre, so dürfte das Büchlein um ein Ziemliches kleiner werden. Wunder, Matthiä und Orelli werden mehrmals bestritten, die erstern Beiden nicht ohne Bitterkeit; die Lesarten des Cod. Bül. sind so ziemlich ohne Ausbeute für den Text und seine Verbesserung, wiewohl dieser in dem Buche selbst nicht leer ausgeht, und manche gute Veränderung, nebst einer Anzahl von unnöthigen oder unpassenden, vorgeschlagen ist. Der lateinische Ausdruck ist nicht immer gut. So findet sich S. 64: *Exempla de hoc Ablativo*, und S. 98: *Exempla de positu: crede mihi.* Die Citate sind nicht immer zuverlässig, z. B. S. 94. Cic. de Rep. I, 40. statt I, 25, 40; eben dieser Fehler ist S. 95. So S. 26. Cic. de Rep. I. §. 8. statt cap. 8. Ferner S. 18. Cic. de Rep. §. 18. statt I, 12, 18. Alle diese Fehler kommen daher, weil Hr. M. den Cic. de Rep. nach den Orelli'schen Paragraphen citirt, ohne die Kapitelzahl anzugeben, was bei den Büchern de Rep. noch nicht angeht, da es erst eine einzige Ausgabe mit Paragraphenabtheilung giebt, die übrigen blos die Kapitel des A. Majus haben. S. 9. ist citirt Tusc. IV. §. 70. et §. 39. statt IV, 33, 71. IV, 35, 75. Zuweilen sind auch Noten gegeben zu Worten, die sich im Text der Rede nicht finden; z. B. S. 38. *Rhadamanthus,* S. 34. *infestus;* nicht selten sind die Stellen, auf die sich die neuen Noten beziehen, ganz aufser der Ordnung und durch einander geworfen, z. B. S. 40; am ärgsten aber S. 50 sq. Da suche man einmal die Stellen im 14ten Kap. zu folgenden hier nach einander

stehenden Kommaten: *ipsius — quis tyrannus — paramne;* dann wieder *sententia — non modo . . sed etiam;* dann gar *veste significarent,* aus der Mitte des Kapitels, vor *comprabaverunt,* welches das letzte Wort des Kap. ist, auf welches dann *ipse Piso* folgt, was gar nicht im Kap. steht, wohl aber *pro te ipso, Piso,* in der Mitte, worauf noch *foedere provinciarum* kommt, welches vor *comprobaverunt* stehen sollte. Druckfehler oder Schreibfehler, wie auf eben dieser Seite *mutabis* für *mutabit,* S. 68. *Ptolomaeus,* S. 20. und öfter *Creutzerus,* sind uns auch verschiedene aufgestofsen.

Zu einzelnen Stellen bemerken wir noch Folgendes: S. 10. C. I, 1. *non solum alacres laetosque volitare, sed etiam voluntarios fortissimis — civibus periculum moliri.* Wie die Stelle zu lesen sey, hat der Ref. in der Rec. der Ausgabe nachzuweisen versucht, worin ihm neulich A. Matthiä und dessen Recensent, Dr. Geist in Giefsen, in Jahn's und Seebode's Jahrbüchern (1831. III. 2.) beistimmten. Hier bemerkt er blos, dafs Hr. M. aus vielen Stellen des Cicero nachweist, dafs Cic. das Wort gebraucht habe, woran doch niemand zweifelt. Aber daran zweifelt man wohl, auch noch nach jenen Citaten, mit Recht, dafs *voluntarios periculum moliri* so viel heifsen könne, als *ultro periculum moliri;* und alle angeführten Stellen beweisen nicht, dafs *voluntarius* von einer absichtlich und ungereizt begangenen feindseligen oder bösen Handlung gesagt werde. — S. 20. zu C. III, 8. *nonnullius officii religione* wird citirt aus Philippic. I. §. 11. *nonnullo ejus officio debere.* So zerrissen mufs man keine Stelle citiren; entweder mufste *debere* wegbleiben, oder gesetzt werden: *idque me nonnullo ejus beneficio debere esse, prae me semper tuli.* — S. 24. im V. Cap. §. 12. *Longum est ea dicere: sed hoc breve dicam.* Ob es gleich auffällt, dafs die Handschriften entweder *ea,* oder nichts, an dessen Stelle haben, so müssen wir doch, schon wegen des Gegensatzes *sed hoc* — die Lesart des Grypb. *omnia* billigen, und fügen nur zu des Herausg. und Orelli's Billigung hinzu, dafs *ea* aus der Abbreviatur *oia* leicht entstehen konnte. — S. 26. zum Anfang des VI. Cap. billigen wir sehr die Conjectur: *Ad tribunatum, qui ipse ad sese jam dudum vocat — orationem meam — veniamus,* für *quia.* — S. 38. C. 8, 19. wird eine Conjectur Beier's *inepta* genannt, doch ohne hier oder in der Ausg. angegeben zu seyn. Ebendas. wird eine unnütze Conjectur *fingi* für *niti* vorgebracht, und dann gleich wieder verworfen. — S. 41. C. IX. 22. *et falsa opinione, errore hominum ab adolescentia commendatum.* An der hierher ge-

hörigen Note finden wir dreierlei auszusetzen: 1) sagt Hr. M.: *Haec duo sic conjunguntur etiam de N. D.* II. §. 70, da es doch dort heifst: *quae res genuit falsas opiniones erroresque turbulentos*, wo also die Ausdrücke nicht so, sondern ganz unanstöfsig, verbunden sind; 2) vertheidigt Hand im Tursellinus S. 33. nicht die Lesart *errore* gegen Matthiä's *errori*, das wir auch nicht billigen, aber an das H. gar nicht dachte; 3) sagt Or. nicht, die Stelle sey ihm überhaupt verdächtig, sondern nur das Asyndeton, und da hat er recht. Es könnte hier wohl eine Glosse in den Text eingeschlichen, oder, wie de N. D., *erroreque* zu lesen seyn. — S. 48. C. XIII. v. Anf.: *Quid hoc homine facias?* In der Ausg. wird die Note des Manutius, welcher annimmt, *hoc homine* stehe für *de hoc homine*, ohne Bemerkung mitgetheilt. In den Curis sec. wird geschwankt. Der Ref. glaubt, dafs der auch von Hrn. M. angeführte Kirchner zu Hor. Sat. 1. p. 181. die Constructionen des Dativs *(quid huic homini facias?)* und die des Ablativs mit Recht, und auch gröfstentheils recht, unterschieden habe: möchte aber doch bei *hoc nomine* an seine Note zu Cic. de Rep. I. 19. p. 85. zu *hoc avunculo;* an die zu *his moribus* bei Cic. de Div. II. 2. 4; an Wyttenbach zu Cic. de Legg. III. 16. S7. bei *hoc populo;* an Cic. de Or. III. 1. 2. *illo senatu;* an Cic. Acadd. II. 31. 100. *hac tranquillitate* (vergl. auch in Verr. Act. II. L. I. 16. 42.) erinnern, wo durchaus Ablativi absoluti sind. — S. 49. XIII. 29: *qui — hoc unum habet proprium, ut expulerit ex urbe, relegarit, non dico equitem Romanum — non amicissimum rei publicae civem. non illo ipso tempore una cum senatu — casum rei-publicae lugentem; sed civem Romanum sine ullo judicio. At edicto ex patria consul ejecit. Nihil acerbius etc.* So sollen wir jetzt nothwendig lesen *(Nihil puto certius*, sagt Hr. M.), da vorher nach *judicio* ein Komma war, und *ejecerit* für *ejecit* stand. Allein so schliefst nun die sonst so gerundete, lange Periode sehr unciceronisch. Bake's Conjectur — *judicio. ut edicto — ejecerit* sagt dem Herausgeber nicht zu, auch uns befriedigt sie nicht, wenn wir die ganze Periode zusammen lesen und zusammen fassen. Soll *At edicto — ejecit* stehen (wiewohl *at* keine sichere Autorität hat, sondern Conjectur ist); so müfste nach *judicio* auf jeden Fall auch *ejecerit* die Periode schliefsen, und als ausgefallen angenommen werden. Wir würden aber lieber, anstatt dieser doppelten oder vielmehr dreifachen Gewalt, mit Garatoni und Orelli, schreiben — *sine ullo judicio, edicto ex patria consul ejecerit*, so dafs der Gegensatz, wie oft, blos durch den Ton angedeutet würde. Soll aber, da doch die

Handschriften zwischen *judicio* und *edicto* ein Wort haben, Etwas eingeschoben werden, so wäre *sed* das Natürlichste, dessen Abbreviatur, die zu verschiedenen Zeiten verschieden geschrieben wurde (man sehe nur Baringii Clavis Diplomatica Tab. 13. col. 1), leicht verkannt werden konnte. — S. 101 sq. C. 51. 110. scheint uns, für das ganz unverständliche *nihil sane Attae juvabant*, das vorgeschlagene *actae* [amoeni litorum recessus, in quorum solitudinem cum anagnostis se contulerat — vergl. Or. pro Coel. §. 35.] nicht werwerflich, und es war, wenn es Cicero schrieb, wegen seiner Seltenheit und Schwerverständlichkeit, der Corruptel leicht ausgesetzt. — Doch wir müssen abbrechen. Eine schätzbare Zugabe, ja überhaupt eine schätzbare Gabe bleibt diese Schrift immer, und, wie gesagt, für jeden Herausgeber des Cicero, oder Jeden, der Cicero's Sprachgebrauch in dessen verschiedenen Wendungen und Abweichungen studirt, eine kleine Fundgrube, wenn auch schon sich die oben gerügten Mängel im Ganzen, so wie noch aufserdem gar manche im Einzelnen sich nachweisen lassen möchten; eine Bemerkung, wodurch vielleicht wieder ganz absprechende und verwerfende Urtheile veranlafst werden dürften, wozu wir jedoch uns unsererseits nicht berufen fühlen.

M o s e r.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE.

Glaubensbekenntnifs eines Philosophen über die Nichtigkeit des Philosophirens in seiner zeitherigen Vereinzelung vom Christenthum und über die Nothwendigkeit einer Beziehung und Uebereinstimmung desselben zu und mit dem Christenthum. Von Hermann von Kayserlingk, Dr. d. Philos. Berlin 1833. b. Logier. 39 S. in 8. (7½ Sgr.)

Ein Philosopb, den „die unselige Schwebe“ (S. 7.) der neueren, wohl allzu eilfertig bald gültig bald ungültig gemachten Systeme zur Verzweiflung gebracht zu haben scheint. Auch Er beschränkt die Philosophie „auf ein unzweifelhaft gewisses Erkennen von Gott und dessen Beziehung zur Welt und Menschheit.“ (Hat denn Sokrates, Jesus und Kant immer umsonst die Philosopbie vom Meteorischen auf die Erde herab zu führen gesucht, erst vom Nahen und Erkennbaren zum Unbekannten auf-

zusteigen gelehrt und überhaupt gezeigt, dafs das Philosophiren nicht im Erkennen oder im Wissen einer absoluten Substanz, sondern im Entdecken dessen bestehe, was in jedem, jedem Denkgegenstand als das Absolutwahre zu betrachten ist, wenn es als das dem Gegenstand Wesentliche und Nothwendige so umsichtig und eindringend: wie möglich, beobachtet und mit den um ihrer Einfachheit willen unläugbarsten Wahrheiten in Verbindung gesetzt wird?) Hr. K. setzt §. 7. voraus, dafs dem Menschen Erkenntnifs und Ueberzeugung vom göttlichen *Wesen* höchst nöthig sey, er aber diese nicht aus sich dem Bedingten [der sich aber doch eben daher das Unbedingte bildet!] schöpfen könne, also die Menschheit sowohl [deren bei weitem gröfster Theil vom Christenthum nicht einmal eine Kunde hat!] als das einzelne Individuum aus einer Quelle schöpfen müsse, die für ihre Gewifsheit eine höhere Auctorität [Philosophie und — Auctorität?] aufzuweisen habe. »Eine solche ist nun das Christenthum, da wir dasselbe nothwendig als eine unmittelbar gegebene, göttliche Offenbarung anschauen (?) müssen.« — Rec. erstaunt, dafs ein Mann, der das Mangelhafte mehrerer philosophischen Systeme kennt und eifrig rügt, und mit dessen negativen Bemerkungen also oft übereinzustimmen ist, sich nicht deutlich gefragt hat, ob denn die christliche Ueberlieferung des A. und N. T.'s über das Metaphysische von Gott, d. i. über das göttliche Wesen, mehr als das Populäre enthalte? und ob denn nicht eben deswegen die Dogmatiker darüber entweder nur Anthropomorphisten, oder aber ebenso divergent sind, als die philosophischen Systematiker? Unmittelbar als gewifs rechtfertigt sich dem Aufmerksamen, was von den moralischen (das Rechtwollen betreffenden) Eigenschaften Gottes und der Beziehung des Menschen auf dieselbe als Grundlage der Religiosität gelehrt ist. Welche Entdeckungen aber über die Tiefen und Untiefen des absoluten Seyns und Wesens aber hat denn Hr. K. in dem Urchristenthum gefunden? Sie können und sollen vielmehr dort weder gesucht noch gefunden werden, weil Unfehlbarkeit im Metaphysischen, eben so wenig als im Physikalischen, zur Religiosität nöthig ist, die sich nur auf das Heilige = das Rechte Wollen und Wissen, des vollkommenen Geistes bezieht und darin die religiöse Vergöttlichung als Sache des Willens findet.

15. März 1834. Dr. *Paulus*.

N°. 51. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

JURISPRUDENZ. — CIVILISTISCHE LITERATUR.

Mit Recht haben die jetzigen Herausgeber dieser Zeitschrift Gelegenheit gegeben, in einer Collectivübersicht Bemerkungen zu den neuesten Schriften niederzulegen, wobei die nicht mehr so ganz beliebte Form der Recension zurücktritt, und diejenigen, welche weniger Gelegenheit haben, alles Einzelne zu prüfen, auf eine andere Art in den Gehalt der Werke eingeführt werden.

Vorerst wollen wir von einigen systematischen Werken, die über die ganze Wissenschaft sich verbreiten, wenn auch kurz und mehr aus dem Standpunkte, sie gegeneinander zu vergleichen, sprechen und dann auf einige Monographien übergehen. In der Folge hoffen wir, von Zeit zu Zeit Fortsetzungen zu liefern.

Die bekanntesten Systeme, welche alle im Laufe der letzten Jahre neue Auflagen erhalten haben, sind von Thibaut (achte Auflage. 1834.), von Wening (vierte Ausgabe. 1831.), Makeldey (zehnte Ausgabe. 1833.), Schweppe (vierte Ausgabe. 1833, vollendet nach des Verfassers Tode von Majer), Mühlenbruch (edit. III. 1833.). Erfreulich ist es zu sehen, wie deutsche Bestrebung zu keiner Zeit tüchtiger, wie in der unsrigen, die Fundgruben des Römischen Rechts so zu öffnen sucht, dafs sie durch die Methode Anfängern und Praktikern möglichst zugänglich werden. Jedes dieser Systeme hat seine Eigenthümlichkeiten, alle haben ihre Vorzüge. Wir wollen uns hier nicht auf die Ordnung einlassen, nach welcher das System selbst gebildet ist, sondern allein auf den Geist hinsehen, in welchem das so reiche Material verarbeitet ist. Wir glauben zwar allerdings, dafs namentlich für den akademischen Unterricht Vieles von der äufsern Ordnung abhänge, sowie auch der Praktiker sehr davon angezogen wird, und dafs daher jeder berufen ist, fortan hier zur Vervollkommnung der Wissenschaft zu wirken, weshalb die vielen Grundrisse, zu welchen auch der Verf. dieser Anzeige jetzt einen geliefert hat, nicht unverdienstlich bleiben: allein die andre Seite der Verarbeitung des kleinsten Details ist doch diejenige, von welcher der wahre wissenschaftliche Werth eines solchen Buches abhängt. In dieser Hinsicht verdient dann gewifs die gröfste Achtung das zuerst genannte Werk. Seine Stärke liegt in der concisen Erklärung über alle wichtigen Punkte des noch anwendbaren Römischen Rechts, in der Anfstellung einer mit allen analogen Verhältnissen durchaus harmonirenden bestimmten Ansicht, in dem scharf urtheilenden Geiste, welcher über das Ganze und Einzelne geht; und die neue Ausgabe zeichnet sich besonders aus durch Anschliefsung an die seit einiger Zeit

herrschend gewordene Ordnung, und durch die fleifsigste Verarbeitung der Fortschritte der neuesten Literatur. In der letztern Hinsicht namentlich hat der Verf. bewährt, dafs ein solches Werk sich besonders hervorthun müsse durch den sichcren Gang, in welchem es über alle Erscheinurgen der Zeit, keine verachtend aber jede prüfend, hingeht. Dem Buche ist auf jeder Seite anzusehen, dafs alle Studien des Verfs. — jene sowohl, die im Geiste des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, wic die, welche in der Sonne des neunzehnten Jahrhunderts und mit der langen Erfahrung eines stets einem Ziele zugewendeten originellen Geistes gemacht wurden, darin concentrirt sind. Nur ist es für den Studirenden und Praktiker nicht leicht, immer die Tiefe der Ansichten des Verfs. an sich und durch die kurze Beziehung der Noten zu erkennen, und daher wäre es höchst wünschenswerth, dafs er seinen in der neuesten Ausgabe geäufserten Vorsatz realisirte, eine fortlaufende Verarbeitung aller schwierigen Punkte zu liefern, deren Erfolg, wenn man nur an die gedruckten Citate denkt, gewifs grofsartig seyn würde. Es giebt kein Buch, dessen Einflufs auf seine Zeit bedeutender genannt werden kann, und es übertrifft darin selbst des Donellus commentarii. Wir wünschen daher auch immer, dafs sich jeder in dieses Buch recht einüben möge, statt dafs er mit einem leichten vergleichenden Blicke über die sämmtlichen oben angeführten neueren Systeme hinwegschwebe. Im Besonderen zeichnet sich dieses Werk vor den andern durch die zweckmäfsige Fassung der einzelnen §§. aus, durch die es möglich wird, den Gegenstand gut zu überschauen, ferner durch den logischen Sinn, mit welchem das Einzelne aneinandergereiht ist, nicht weniger in den meisten Lehren durch den innern Umfang, der ihnen gegeben ist, so dafs in der That manchmal weitläuftige Monographien in einem §. gleichsam erschöpft sind, z. B. in der Lehre von der Cession, Culpa, von der Quarta Falcidia und in den meisten andern, endlich durch die nur der deutschen Abstraction mögliche Gabe, in zweien mäfsigen Bänden ein ungeheures Reich des Wissens so zusammenzufassen, dafs die Fülle und der Reichthum des Einzelnen anschaulich und praktisch brauchbar wird neben der Möglichkeit einer schnellen und erfreuenden Uebersicht. Schwerlich können Gelehrte andrer Nationen solche Bücher schreiben. Und ein solches Buch kann nicht beurtheilt werden nach der Ansicht von der Methode, die dieser oder jener über die Behandlung der Rechtswissenschaft überhaupt oder des Römischen Rechts insbesondre hat. Daher ist es unbillig, wenn der Eine historischen Apparat, wenn der Andere noch mehr exegetische Anweisung, wenn der Dritte noch mehr Literatur aus dem 16ten und 17ten Jahrhunderte verlangt. Der erste Punkt mufs an sich der Vorbereitung oder mündlichen Entwickelung überlassen werden, der andere Punkt fällt mit der Polemik zusammen, die nicht in das Buch gehört, in Hinsicht auf den dritten Punkt ist der Unterschied wichtig, welchen dieses Werk in der Geschichte aller

seiner Auflagen gegen den Heise'schen Grundriſs, der dann in das Wening'sche Lehrbuch übergegangen ist, darbietet. Der Verf. unsres Buches hat ursprünglich die feinere Richtung des Römischen Rechts gewiſs nicht vernachlässigt, denn man sieht gleich in ihm den Donell'schen Geist, er hat aber zugleich die praktische Richtung des Römischen Rechts in der genauesten Berücksichtigung der in der Praxis geltenden Detailschriften im Auge behalten: im Heise'schen Grundrisse dagegen war hauptsächlich auf die ältere Schule und deren Schriften, namentlich der Franzosen, hingewiesen, und nach der Methode des Grundrisses auch für die Literatur zwar nur im Ganzen, aber doch gleichmäſsig Altes und Neues zusammengehalten; daher kommt es auch, daſs die Literatur bei Wening im Ganzen sehr vorzüglich genannt werden muſs, wie man erst einsieht, wenn man Detailarbeiten macht. Nur ist bei Wening sehr zu tadeln, daſs er sich immer der neuesten Schrift in die Arme wirft, und ihr folgt, während umgekehrt bei Thibaut eine gewisse Neigung vorherrscht, das Neuere nur nach der genauesten Prüfung anzunehmen, im Zweifel aber bei dem traditionellen Rechte zu halten. Der Verf. dieser Anzeige ist im Besitze aller Ausgaben des Thibaut'schen Werkes und vergleicht sie oft miteinander, gerade so, wie er im Criminalrechte den verstorbenen verdienten Feuerbach immer zu erkennen suchte in der ersten Ausgabe seines berühmten Werks: er erfreut sich dann zu sehen, wie ein reges Menschenleben in einer reichen Wissenschaft sich bewegt, und wie die Vollkommenheit nur die Folge lange fortgesetzten tiefen Studiums ist. Bei einem solchen ächt literärischen Streben schwinden denn auch allmählig die Spuren jener groſsen philosophischen Schule, welche Deutschlands wissenschaftlichen Genius weckte, aber wie alle Philosophie auch ihrer Zeit gehört, und folglich wenig beitragen kann, eine so viele Jahrhunderte fortgehende positive Bildung zu erhellen.

Des zu frühe verstorbenen Wening's Lehrbuch hat unzweifelhaft ein reiches Detail nach einer mit Ausnahme des Erbrechts sehr guten, freilich ihm nicht angehörenden, Ordnung. Nur sind in den neueren Ausgaben die einzelnen §§. zu ausgedehnt, oft bis auf zehn und mehrere Seiten fortgehend, im Innern nicht immer gut geordnet und mehr den Compilator als den mit eigener freier Untersuchung handelnden Schriftsteller anzeigend. Das Buch ist sicher mit groſsem Fleiſse und mit vieler Kenntniſs des Einzelnen verfertigt, und besonders in einem Sinne gemacht, in welchem es den Weg in die Praxis finden muſste: wenn man an dasselbe gewöhnt ist, weiſs man es gut zu benützen, und es ist darin der Stand der wissenschaftlichen Verarbeitung des Einzelnen in unserer Zeit wohl zu übersehen. Wo Wening generalisirt, kann man nur weniger mit ihm zufrieden seyn, z. B. in der ganzen Lehre von der Concurrenz der Klagen, im allgemeinen Theil der Obligationen, und viele §§. verdienen bei einer neuen Ausgabe eine ganz neue Verarbeitung. Der schnelle Absatz der

einzelnen Auflagen und die zuletzt eintretende Kränklichkeit des Verfs. haben ihm nicht Zeit gelassen, die einzelnen Lehren zu verarbeiten, oder auch nur in einer einzelnen Lehre recht bestimmt quellenmäfsige Studien zu machen, so dafs diese Lehre ihm hätte Muster seyn können für die Bestrebungen in andern Lehren. Im Uebrigen nehmen wir keinen Anstand, das Buch der Schweppe'schen Arbeit auch in der Gestalt der neuen Ausgabe durchaus und weit vorzuziehen. Diese Schrift ist in der Aufstellung der Principien viel zu kühn, und entfernt sich oft frivol von dem Sinne der casuistischen Jurisprudenz der Römer, verliert über den *usus modernus* oft den römischen Geist, ist arm in der Literatur, sowohl der gelehrten als der praktischen, zeigt nirgends genau genug die Polemik an, und enthält in fünf Bänden nicht das reiche edle Material, was Thibaut in zwei Bänden giebt. Dem Wening'schen sowohl wie dem Schweppe'schen Werke kann mitunter Trockenheit vorgeworfen werden, und sie dienen viel zu sehr der Scholastik, als dem Gedanken der natürlichen Entwickelung der Rechtssätze. Was namentlich die Schweppe'sche Arbeit betrifft, so sieht man ihr an, wie der Verf. sein Buch nicht erweiterte durch das Studium der Detaillehren in den Quellen, z. B. indem er in dem Reichthume sämmtlicher Fälle in den einzelnen Pandekten- und Codextiteln Stoff für die Ausdehnung suchte, auch nicht durch das Studium der neueren Casuistik und der praktischen Schriftsteller der neuern Zeit, ferner dafs er nicht bedacht war auf die Natur der Entwickelung der Jurisprudenz, die nicht vom Begriffe und starren Regeln ausgeht, um *Corollarien* zu ziehen, sondern welche die einzelnen Fälle unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen sucht, wie wir dies besonders gut in der der römischen Rechtsentwickelung so ähnlichen englischen Jurisprudenz sehen — sondern man sieht, dafs der Verfasser eine rationelle Dogmatik lieferte, die von der römischen Quelle oft abirrt, wohl den Praktiker dadurch täuscht, dafs sie überall fertig ist, aber schwerlich das Leben befriedigt, und die Freude und Lust der Wissenschaft giebt. Auch da, wo der Verf. das moderne Recht hereinzieht (was nicht fehlen soll), z. B. bei den Obligationen au porteur (auch die Natur der Actien hätte er berühren können) ist er nicht befriedigend. Auch viele sonst in den Systemen vortrefflich bearbeitete Lehren sind mager gehalten, z. B. die Lehre vom Schadenersatz im ersten Theile, von der Codicillarclausel im fünften Theil u. s. w., und der neue Herausgeber hat überdies auf den Stand der Literatur, besonders im Erbrechte, selbst nicht im Allgemeinsten Rücksicht genommen, z. B. in der Lehre von der Collation auf die neue Ansicht von Franke, im Noth-Erbrechte auf das jetzt so blühende Derogationssystem u. s. w. Ein solches Buch verliert gleich aufserordentlich an seinem Werthe, wenn es nicht den Stand der Literatur seiner Zeit ausfüllt, und es ist dies bei uns nicht anders, als bei den Büchern der Naturwissenschaft, die als Uebersichtssysteme ihrer Wissenschaft nach einem Jahrzehend immer un-

brauchbar werden. Im Uebrigen wird diesem Werke nicht abzusprechen seyn, wohlthätig anregend auf die Praktiker einzuwirken; für den Unterricht aber ist es in der gegenwärtigen Form unzweckmäfsig. —

Zu dem Wening'schen Buche kommen die Erläuterungen von Friz, die bis hierher nur über den ersten Theil des Wening'schen Werkes gehen. Der Plan zu diesen Erläuterungen, welche sich nur über schwierige und bestrittene Punkte verbreiten, ist im Allgemeinen zweckmäfsig, denn eine Paraphrasirung des Ganzen wäre tödtend und zwecklos. Aber nicht Alles in dieser Arbeit ist von gleichem Werthe, in der ersten Abtheilung ist Manches, wenn auch nicht neu, doch sehr instructiv, z. B. die Darstellung über die Klagen; im Ganzen hat das Buch nur den Zweck, die neuere Literatur in ihren Resultaten darzustellen, und dies ist in mancher Lehre, wie z. B. im Pfandrechte, recht gut geschehen; und da in unsern Tagen so Vieles nicht eigentlich in Büchern, als vielmehr in Zeitschriften hingeworfen wird, so ist diese Zusammenfassung fast nothwendig: allein es ist nicht heilsam, wenn darüber die herrliche Literatur der früheren Zeit vernachlässigt wird, welche für die Hauptsache, die Exegese, fortan unsere einzige Führerin bleiben wird. Die Werke eines Cujacius allein sind hierfür die köstlichste Bibliothek, und wie gefehlt ist es daher, wenn in neueren Commentationen so wenig Gebrauch von denselben gemacht wird? Im Uebrigen ist eine solche Arbeit mit aufserordentlichen Schwierigkeiten verbunden, denn man wird immer von der Masse des Materials und dabei von demjenigen, was durch neuere Streitschriften momentan wichtiger geworden ist, fortgezogen, und beherrscht nicht mehr seine Wissenschaft, während bei einer Monographie die Ausdauer und Erschöpfung in exegetischer und dogmengeschichtlicher Hinsicht äufserst belohnend wirkt.

Was sofort das Mühlenbruch'sche Werk betrifft, so finden wir vorerst den allgemeinen Theil zu ausgedehnt, und wenn wir auch hier die Kunst des Generalisirens bewundern (denn es ist hier ein Generalisiren auf sicherem positiven Grund), so ist die Methode doch eben so wenig heilsam für die Einführung in das Leben, wie für jene in die Theorie. Der Studierende lernt leicht an der Anschaulichkeit des Speciellen, der Praktiker will nicht philosophiren und abstrahiren, und nicht einmal das Volumen der Wissenschaft wird auf solche Weise viel verringert. Auch zieht man mit Unrecht specielle Lehren in den allgemeinen Theil, wie z. B. von der culpa u. dgl. mehr. Im Uebrigen ist dieses Werk ausgezeichnet wegen der beständigen Hinweisung auf die Quellen selbst und deren Exegese, reich in der Literatur und originell in der Darstellung. Man sieht, dafs der Verf. die meisten Lehren durchdrungen hat, dafs er nicht compilirt, sondern kritisch verfährt. Nur hat er etwas mit Makeldey gemein, was wir an beiden tadeln müssen: sie lieben nämlich, ihre Sätze zu numeriren, die in einer natürlichen Verbindung an einander stehen sollten, denn

das Numeriren gehört nur dahin, wo verschiedene Species aufzuzählen sind. Unsre beiden Schriftsteller bezwecken durch das Numeriren Ruhepunkte zu gewähren, allein diese Methode zerreifst den Körper, statt ihn in seinem lebendigen Organismus zu zeigen. Die am meisten gelungene Parthie ist in allen diesen Lehrbüchern die Lehre von den dinglichen Rechten, obgleich man über den Begriff vom dinglichen Recht selbst uneinig, und dieser Begriff nicht römisch ist, sondern zuerst den Glossatoren angehört. Wir meinen daher die einzelnen Lehren, die hier vorkommen, Eigenthum, Servituten, Pfandrecht; besonders hat uns dieser Theil bei Mühlenbruch jederzeit angesprochen, als der nächste darnach erscheint uns die Lehre vom Familienrechte; welche aber nicht weniger meisterhaft besonders wegen der Verbindung des verschiedenartigen Materiales bei Thibaut durchgeführt ist, und wir können es keineswegs mit denjenigen halten, welche nur das römische ganz antiquarisch gewordene Familienrecht hier darstellen wollen, denn dies heifst die Wissenschaft eines gemeinen Rechts in dieser Beziehung leugnen. Im Obligationenrechte kommt viel auf die Anordnung des Ganzen an, denn entweder mufs man hier mit Thibaut bei dem römischen Systeme bleiben, oder die Ordnung mufs so seyn, dafs ohne Rücksicht auf das antiquirte römische System doch überall der Geist des römischen Rechts im Zusammenhange des Einzelnen und der darauf gebauten noch geltenden Rechtssätze erkennbar bleibt, z. B. bei den Obligationen auf ein Zurückgeben. Die Mühlenbruch'sche Ordnung und Zusammenstellung scheint diesem Zwecke nicht ganz zu entsprechen. Im Erbrechte ist bei Mühlenbruch nach unserem Dafürhalten das Beste die Lehre von den Universal- und Singularvermächtnissen, in manchen einzelnen Punkten sind schätzbare eigene Ansichten, z. B. über den *modus* bei der *heredis institutio* und an vielen Orten, manchmal auch gewifs unrichtige Ansichten, wie z. B. im letzten §. über das Accrescenzrecht der Legatare: allein darauf kann es hier überall nicht ankommen, so wenig es auch der Zweck einer Anzeige seyn kann, auf Einzelnes sich einzulassen, denn sonst müfste man Bücher schreiben, wie Schilling zu Hugo. Immer aber bleibt eines bei allen Pandektenlehrbüchern das Schwierigste und noch unerreicht: nämlich die Verbindung des processualisch Unentbehrlichen mit der Theorie der eigentlichen Rechtssätze. Dafs der Studierende schon in den Institutionen ein Bild von dem processualischen Gange und von der Ansicht der Rechtsverfolgung, sowie von den nothwendigen Modificationen und Beschränkungen, welche die Rechte hier erfahren, haben müsse, ist anerkannt, und besonders von Makeldey gut berücksichtigt; allein man sollte bei den processualischen Instituten überall untersuchen den reinen processualischen Standpunkt, und die wieder daraus hervorgehenden civilistischen Folgen. Wir wählen hierzu 2 Beispiele: *a*) die *res judicata*. Hier mufs nicht nur in den Pandekten der rein römische Sinn entwickelt werden in Beziehung

zur Litiscontestatio, sondern auch der Unterschied vom canonischen Rechte cap. 15. X. 2. 27. Heffter S. 248. Ferner müssen die Rechte aus der *res judicata (actio rei judicatae)*, die rein civilrechtlich sind, hervorgehohen werden. *b*) Der sogenannte Concursprocefs. Dieser gehört mit Ausnahme der Manipulationen des neueren Rechts nach dem Unterschiede des eigentlich Processualischen und des Administrativen, welches in unsere Procefswissenschaft zu verweisen ist, der Lehre von den Obligationen und von dem Pfandrechte an, und ist von Thibaut auch mit Recht in der neuesten Ausgabe wieder dahingestellt worden. Die Lehre vom Beweise aber sollte als allgemeine Lehre in den Pandekten gar nicht vorkommen, sondern nur in den besondern Lehren, wo von dem Fundamente der einzelnen Rechte und des Beweises desselben die Rede ist. Im Uebrigen loben wir an allen diesen Werken, dafs ihre Verfasser mit der Gelehrsamkeit ächten praktischen Sinn verbinden, und geben allen Beurtheilern derselben zu überlegen, dafs überall die mündliche Entwickelung erst in ein Compendium den rechten lebendigen Geist bringen, und dasjenige herbeiziehen mufs, was aus den verschiedenen Disciplinen zur Aufklärung des Einzelnen dient. Daher ist auch zu wünschen, dafs die Docenten aller Orten sich nicht blos auf die Pandekten-Jurisprudenz im Corpus juris beschränken, sondern eine wirkliche allgemeine Bildung haben mögen, in welcher Hinsicht selbst das achtzehnte Jahrhundert bei vielen Lehrern Manches vor dem so hochgepriesenen neunzehnten Jahrhundert voraus haben mochte. Zuletzt ist noch Einiges über das Makeldey'sche Lehrbuch beizufügen. Dieses hat seine grofse Brauchbarkeit durch die grofse Zahl von Auflagen bewährt, und in der That ist dies Buch unentbehrlich, da besonders der Anfänger einen Stab haben mufs, an welchem er sich, wenn er nicht an der Hand seines Lehrers geht, aufrichtet. Dieses Werk kann übrigens weniger dem Praktiker als dem Unterrichte dienen, da es für den erstern Zweck zu wenig detaillirt ist, dagegen gerade auf diesem Wege dem ersten Unterrichte zusagt. Die Verweisungen in den Noten sind zwar auch für das Detail einladend, und die neuere Literatur erscheint ganz vollständig, allein nur der selbst damit vertraute Gelehrte wird den Fleifs und die Studien des Verfs. hierin anerkennen. Im Ganzen aber hat dieses Lehrbuch seinen grofsen, nicht immer genug gewürdigten Werth darin, dafs, während Thibaut, Wening, Mühlenbruch den Zweck der Detaildarstellung des römischen Rechts in seiner Anwendung auf Deutschland verfolgen, und Schweppe selbst den Weg des Compendii verlassen und zum Commentar sich erheben will, was freilich nirgends gelungen ist — das Werk von Makeldey die Bestimmung hat, ein Hülfsmittel für die Elementarbildung zu seyn, und dabei überall die Punkte der weiteren Entwickelung sorgsam anzudeuten.

Nunmehr wollen wir nur noch eine kurze Anzeige dreier Monographien aus dem Familien- und Erbrechte beifügen:

1) *Tigerström, das Römische Dotalrecht. Berlin* 1831. 1832. 2 *Bände.*
2) *Rudorff, das Recht der Vormundschaft. Berlin* 1832—1834. 3 *Bde.*
3) *v. Glück's Pandekten-Commentar in der Fortsetzung von Mühlenbruch.* 35. 36. 37. *Band, welche das sogenannte Notherbenrecht enthalten.*

I. Der Verf. des ersten Buches hat es nicht auf eine grofse historische Einführung abgesehen, auch überhaupt nicht auf Aufklärung des vorjustinianischen Rechts, und er hat in dieser Hinsicht eine ganz andere Tendenz, als Hasse in seinem ersten Bande des Güterrechts der Ehegatten; aber ebendeshalb ist er in Beziehung auf das neueste oder justinianische Recht, einer um so gröfseren Rechtfertigung unterworfen. Wir wollen hier nicht mit ihm rechten wegen kleiner Controversen, z. B. ob die Frau zur Bestellung einer *dos* aus ihrem Vermögen gezwungen werden könne, denn er schliefst hier offenbar zu kühn aus dem, was in Beziehung auf den Curator des Mädchens angenommen ist, ferner ob die Pflicht der Dotation auf der *patria potestas* ruhe, was wir mit Hasse S. 349. und 411. ebenfalls nicht glauben, wir wollen auch Sonderbarkeiten in unbedeutenden Beziehungen nicht rügen, z. B. dafs die *magna et probabilis causa* in der l. 14. Cod. de jure dot. das Verhältnifs sey, wornach die Mutter eine *haeretica* und die Tochter eine *orthodoxa* sey: sondern wir wollen gleich auf den Hauptpunkt der Schrift hinsehen, auf die §§. 24. 25. des I. Theils, wornach der Ehemann nur den Fruchtgenufs und die Rechte eines Verwalters an den *res dotales* haben soll. Er baut hier auf zwei Argumente: das eine nimmt er aus der Interpretation einzelner Stellen, das andre aus einer historischen Conjectur. In der ersten Hinsicht bezieht er sich auf l. un. §. 5. Cod. de rei uxor. act., allein die Stelle sagt nur, dafs der Mann, welcher *impensas in res dotales* gemacht hat, deshalb gegen die Frau die *actio mandati* oder *negotiorum gestorum* habe, was sich recht wohl denken läfst, weil die *res dotales* restituirt werden müssen: ferner auf l. 64. D. sol. matr., wo der Mann, welcher den Dotalservus manumittirt hat, den Werth desselben ersetzen mufs; allein diese Stelle ist sogar mehr gegen, als für ihn, weil hiernach der *servus* doch gültig manumittirt ist. Die historische Conjectur anlangend, will der Verf. gleichsam nur erklären, warum der Mann auch *dominus* bei seiner, des Verfassers, Idee habe genannt werden können, indem im alten Rechte der *procurator* das *dominium litis* gehabt habe; allein überall ist nicht von dem processualischen Standpunkte, sondern von dem civilistischen des Rechts über die Dotalsachen die Rede. Wenn wir auch die eigene Ansicht des Verfs. eben so sehr, wie seine Belesenheit schätzen, so können wir doch nicht glauben, dafs er die bisherige Lehre auch nur im geringsten erschüttert habe. Im zweiten Bande ist

natürlich auf diese Idee fortgebaut, doch kommt hier auch sehr Vieles vor, was unabhängig hiervon schätzbare Entwickelungen giebt, sowie überhaupt die Lehre von der *restitutio dotis* der bessere Theil des Buches ist. In einzelnen Punkten, z. B. bei dem *beneficium competentiae* hätte der Verf. mehr seine Bekanntschaft mit den Ansichten über die Natur der Rechtsinstitute zeigen sollen, denn abgesehen von der Ansicht Schömans über das sogenannte *beneficium competentiae* hätte er berühren müssen die neuere in demselben Geiste geschehene Ausführung von Holtius in tom. I. der Themis, obgleich wir sie nicht für richtig halten. Ein Buch solcher Art mufs allseitig seyn, und man mufs sich hierin den Galvanus de usufructu zum Muster nehmen. In vielen einzelnen Punkten sind wir auch vollkommen mit ihm einverstanden, z. B. in seiner Ansicht von der *pollicitatio* des neuen Rechts in Beziehung auf die alte *dotis dictio*, und überhaupt können wir nicht leugnen, dafs er die ganze Lehre, und namentlich im IV. Abschnitte auch dasjenige, was sich auf die Dotalpacta und auf das gesetzliche Pfandrecht bezieht, wohl beachtet hat. Nur hätte er bei den Dotalpactis mehr hervorheben sollen, was im Dotalrechte *juris publici* ist. Es ziemt sich, in Rücksicht auf civilistische Arbeiten gerecht und billig zu seyn, fern von der Partheifahne den Eifer junger Männer anzuerkennen, und in dieser Hinsicht wollen wir auch unterdrücken, was wir in Beziehung auf Zusammenstellung, Exegese und klarere übersichtliche Entwickelung wünschen möchten.

II. Die oben angezeigte zweite Schrift hatte einen schweren Standpunkt nicht sowohl wegen ihres Arguments als vielmehr wegen der Schrift, die ihr unmittelbar vorging. Wir meinen den Glück'schen Commentar, denn diese letzte Arbeit des verstorbenen grofsen Civilisten ist besonders gelungen, und ohne Anstand kann man behaupten, dafs Rudorff's Schrift lange dahinter zurückgeblieben ist. Ueberall, wo nicht sowohl Geschichte und Exegese des römischen Rechts als auch die Dogmengeschichte für das Recht der neuesten Zeit den Ansichten den rechten Klang giebt, zeigt Glück seine stupende Gelehrsamkeit, verbunden mit einer aufserordentlichen Einfachheit der Darstellung. Leicht dürfte unter allen Arbeiten des Commentars keine besser seyn, als die über die Vormundschaft. Sey es uns erlaubt, die Mängel aufzudecken, welche wir in Rudorff's Werk finden:

1) Derselbe hat es nicht blos auf eine allgemeine Berührung des Particularrechts angelegt, sondern will gleichsam wenigstens in Aufzählung der Quellen desselben vollständig seyn: allein da hätte er die Sache anders greifen müssen, er hätte sich nämlich an einen gelehrten Praktiker in jedem deutschen Lande wenden sollen, wie dies bei einer andern Gelegenheit Dieck mit so vielem Erfolge gethan hat, dann hätte er z. B. nicht so viele wichtige Particularvormundschaftsordnungen im Königreiche Baiern übergangen. Auf der andern Seite aber hat die in der Einleitung

geschehene Anführung der Particularrechte keinen Zweck, da weiter in dem Buche gar keine Rücksicht darauf genommen ist.

2) Wer eine Monographie schreiben will, und zwar aus dem dogmatischen Standpunkte, also nicht die Specialgeschichte einer Lehre, der mufs seine Kunst darauf concentriren, dafs er, sich frei haltend von einem wenn auch noch so schätzbaren, doch hier störenden historischen Materiale, dasjenige im vollen Umfange vorträgt, was sich zu einem Ganzen für eine bestimmte Zeit auf das Innigste verbunden hat. Allein unser Verf. holt überall weithistorisch aus, nicht nur im attischen und römischen Rechte, sondern auch im deutschen, und ist dagegen in der Entwickelung des dogmatisch-exegetisch-praktischen Theils unbefriedigend. Eine tüchtige historische Einleitung wäre höchst erwünscht gewesen, aber nicht die Zusammenwerfung des alten und neuen Materials in den fortlaufenden §phen. Unsre Meister in der historischen Weise, Hugo, Savigny, wissen ihr Material so zweckmäfsig zu ordnen, so einfach aufzustellen, und wissen andrerseits, was Sache der dogmatisch-kritischen Darstellung ist, so gut, dafs sie gewifs in unsern Tadel einstimmen müssen. Man sehe z. B. nur einmal bei Hugo das Verhältnifs des III. und IV. Theils des civilistischen Cursus. Er war es gerade, der seinen ganzen civilistischen Cursus auf die Verschiedenheit des theoretischen Zwecks in den einzelnen Abtheilungen baute.

3) In Hinsicht vieler Dinge hätte sich der Verf. viel kürzer fassen sollen, z. B. hinsichtlich der römischen Behörden und des römischen Verfahrens, der Excusationen u. s. w., um interessante Fragen nach allen Seiten zu beleuchten. So aber hat das Buch mehr den Standpunkt eines Lehrbuchs, als einer Entwickelung und Ausführung in exegetisch-polemischer Hinsicht.

4) Die Literatur ist wohl im Allgemeinen angegeben, aber in Beziehung auf das Einzelne wenig angezeigt, und nicht mit dem, was im Texte ausgeführt ist, in Vergleichung gebracht.

5) Nicht selten sind Ausdrücke selbst zu Ueberschriften gebraucht, die nicht passend sind, z. B. §. 3. vom Familienrath, §. 136. Bewirthschaftung.

Doch ist nicht zu leugnen, dafs der Verf. mit grofser Umsicht verfahren ist, und nur Weniges übersehen hat, namentlich was sich auf das römische Recht bezieht, z. B. die Frage, ob bei mehreren Vormündern der Eine allein klagen kann, und wie hier die processualischen Grundsätze der Römer zu denen der Neueren sich verhalten, obgleich man implicite immer auch Grundsätze für die Entscheidung solcher Punkte im Buche findet. Wir wollen überall dem Talente und den sonst bewährten Kenntnissen des Verfs. nicht zu nahe treten, sondern glauben nur, dafs in der von ihm eingeschlagenen Methode schwerlich die Zwecke erreicht werden, die bei dergleichen Monographien im Auge zu halten sind.

III. Nunmehr kommen wir zur Fortsetzung eines Werkes, welches der deutschen Literatur zur gröfsten Zierde gereicht, und wo in andern Zweigen der Wissenschaft nur wenig Aehnliches geboten werden kann. Mühlenbruch hat es übernommen, den Glück'schen Commentar fortzuführen, und in den drei Bänden seiner Arbeit, die uns jetzt vorliegen, ist mit Freude zu erkennen, was freilich auch vorauszusehen war, dafs das Unternehmen in würdigere Hände nicht kommen konnte. Schon die Vorrede zum XXXV. Bande überzeugt jedermann von der tiefesten und wichtigsten Einsicht des ganzen Unternehmens, und hewährt den Meister. Wenn auch der sel. Glück, den ich mit Stolz meinen Lehrer nenne, Vorzüge hatte, die schwer zu ersetzen sind, wohin ich rechne seine vollendete juristische Bildung nicht nur im römischen, sondern auch im canonischen und germanischen Rechte, seine Alles umfassende Literaturkenntnifs, sein reines Gefühl für das Rechte, Wahre und Schöne, seinen tiefen, frommen Lebenssinn, seinen nie übertroffenen Fleifs; so weifs ich wohl, dafs ihm als Lehrer und Schriftsteller auch Manches nicht zu Gebote stand, namentlich nicht die Gabe, concis sich zu fassen, durch die Schärfe des Gegensatzes und durch reiche Bilder anzuziehen, und mit sicherem kritischen Geist sein Urtheil auf die gröfstmögliche Höhe der Beschauung zu erheben, und daher kann der Unternehmer der Fortsetzung, welcher grofse geistige Güter, besonders solche, wo Glück weniger reich war, in sich trägt, und der selbst bescheidenen Sinnes die Glück'schen Werke als Vorhild zu schätzen weifs, leicht auf der Bahn fortschreiten, die er zum Gedeihen dieses Nationaldenkmals der Rechtsgelehrsamkeit nicht verschmäht hat. — Der Fortsetzer mufste gerade mit einer der schwierigsten Lehren des römischen Rechts seine Arbeit beginnen, wobei er selbst mit der Ordnung der Pandektencompilation, und mit denjenigen, was früher in Glück's Commentare schon ausgeführt ist, zu kämpfen hat. Der Verf. hat hier den einzig richtigen Weg gewählt, die ganze Lehre vom sogenannten Notherbenrechte in ihrem Zusammenhange bei Gelegenheit der Commentirung des 2ten Titels des 28sten Buches zu geben, wobei er freilich wieder der Pandektenordnung wegen von der *Bonorum Possessio* nur soviel mitgenommen hat, als zur Brücke für die getrennten Theile des alten und neuen Rechts nöthig war. Zuerst behandelt der Verf. die Lehre vom Rechte des inofficiosen Testaments §§. 1421 *a.* bis 1421 *g.* Dann handelt er von der Einsetzung und Enterbung der *sui* 1421 *h*, sofort von dem prätorischen Notherbenrecht oder der *P. B.* in der oben angedeuteten Beziehung 1421 *h.* Vom §. 1422 bis §. 1421 *e.* kommen die Aenderungen des Notherbenrechts unter Justinian und die Folgen derselben, und damit erklärt der Verf. selbst die Lehre von dem römischen Notherbenrechte für geschlossen. Auseinander liegt nur etwas, das Notherbenrecht der Geschwister, worüber der sel. Glück seinen Schwanengesang gesungen (§. 1421.), indem er die Marezoll'sche Idee widerlegte, und wo dann erst 1425 *d.* Mühlenbruch

gleichsam fortfährt, obgleich man auch zugestehen kann, dafs die Lehre von den Aenderungen Justinians für die Mühlenbruch'sche Arbeit erst vorausgegangen seyn mufste. Die Darstellung Mühlenbruch's in allen diesen Beziehungen ist ganz vorzüglich zu nennen, obgleich wir nicht nur in einzelnen Punkten, sondern auch im Hauptresultate andrer Meinung sind. Vorerst bemerken wir nun

a) das Inofficiositätsrecht war eigentlich das allgemeine Recht nicht nur wegen seiner Ausdehnung und Unbeschränktheit in Hinsicht der Verwandten, sondern auch wegen der Durchführung des Princips auf die Geschäfte unter Lebenden, und wegen der Freiheit des richterlichen *arbitrii:* es war das Billigkeitsrecht *(of equity)* im Gegensatze des strengen Rechts. Mühlenbruch untersucht alles Einzelne genau, in manchen Punkten sind wir nicht überzeugt worden, z. B in Hinsicht des Einflusses des neuesten Intestaterbrechts auf die *adoptio* und namentlich auf die l. 10. Cod. de adopt., allein in dieser Anzeige können solche wichtige Punkte nicht besprochen werden. Ferner manches Argument ist zwar sehr scharfsinnig, aber doch angreifbar, z. B. wenn der Verf. mir S. 227. vorhält, dafs, wenn auch nach älterem Rechte schon der leibliche Vater und der *pater manumissor* Erbrechte gehabt hätten, so gehöre dies nicht hierher, weil sie an verschiedenen Orten gerufen worden seyen: allein ich wollte ja auch nur sagen, dafs sie früher beide erbfähig gewesen seyen, hinsichtlich der Erbordnung aber natürlich dem neueren Rechte folgen müssen, ich wollte also nur sagen, dafs das neuere Recht nicht einen neuen Erbrechtsberechtigten geschaffen habe, sondern nur eine neue Ordnung begründet habe, und in dieser Beziehung ist meine Argumentirung gewifs richtig.

b) Das Suitätsrecht, wie es Griesinger nennt, ist das strenge oder Civilrecht *(common law)* und die Ausbildung desselben in der Rücksicht der *sui* und *postumi* ist von der gröfsten Bedeutung, da die Suität nicht nur auf natürlichem, sondern auch auf civilem Wege, durch Adoption, *manus*, Agnation entstand. In dieser Beziehung ist eine der merkwürdigsten Stellen die berühmte L. Gallus l. 29. D. h. t., welche Mühlenbruch meisterhaft erklärt (XXXVI. Bd. S. 181 — 298.). Um nun aber gleich zu den Veränderungen im Suitätsrechte überzugehen, so hat man in der neueren Zeit Alles versucht, um das Wesen desselben als schon vor der No. 115. vernichtet darzustellen. Zu diesem Zwecke hat man sich theils auf die l. 4. Cod. 6. 28. berufen, und nicht erkannt, dafs diese Stelle gerade den entgegengesetzten Effect macht, indem Justinian hier das Suitätsrecht sowohl in Beziehung auf die *sui* als *postumi* gleichsam erweitert, und ohne Rücksicht auf Geschlecht und Grade die nominatim geschehene Enterbung verlangt (auch Mühlenbruch hat dieser Stelle nicht ihre wahre und volle Bedeutung zuerkannt), theils hat man auch auf die l. 30. Cod. 3. 28. provocirt, welche aber Mühlenbruch ganz richtig erklärt und sich hierin gegen Franke ausspricht, dessen Ansicht auch ein

junger Rechtsgelehrter in Linde's Zeitschrift VII. Bd. S. 290 ff. vollkommen widerlegt hat. Wenn nun hiernach Alles auf die Novelle 115. ankommt, so sind von jeher die beiden Fragen, was in der Novelle wirklich steht, und was Justinian darin hätte sagen sollen, so sehr vermischt worden, dafs es fast unmöglich ist, sich zu verständigen. Vor Allem müssen wir dem Verf. zugestehen, dafs er die verschiedenen Meinungen nicht nur auf das Klarste dargestellt, sondern auch sehr zweckmäfsig in den Worten der beiden Hauptsysteme (Derogations-, Corectionssystem), wie in der Unterabtheilung bezeichnet hat. Aufserdem ist er darin fast neu, dafs er den Einflufs der Nov. 115. in Beziehung auf die Form der Erbeinsetzung der *sui* und jenen in Beziehung auf die Wirkung nicht gehöriger Einsetzung und Enterbung unterscheidet. In der ersten Hinsicht soll die Novelle Nichts geändert haben, wohl aber in der andern. Wir glauben, dafs diese Unterscheidung zu fein und gerade geeignet sey, die gröfsten Zweifel über die Ansicht des Verfs., die er mit so vielen Neueren theilt, zu erregen, dafs nämlich die Nov. 115. dem älteren Rechte derogire. Er gesteht nämlich zu, dafs die Form der Einsetzung der *sui* durch die Novelle nicht abgeändert sey, und findet dies richtig schon darin, dafs die Worte *praeterire* und *exheredare* in der Novelle selbst auf das Feinste unterschieden seyen, was nicht, wie Franke glaubt, Wortklang, sondern die alte Realität seyn müsse. Nun aber sey ein Unterschied, wenn man frage, wie ist die Enterbung vorzunehmen, und wenn man frage, auf welche Weise soll der nächste Verwandte gegen den Willen des Erblassers gesichert werden. Nur die letztere Frage, den letztern Zweck habe Justinian im Auge gehabt, auf das erstere sich aber nicht einlassen wollen. Er selbst sagt aber: Möglich wäre es allerdings, dafs Justinian nicht beabsichtigte, die alte Nullität und das Recht der *contra tabulas B. P.* für die Fälle abzuschaffen, wo die dafür statt findenden Voraussetzungen nach dem bisherigen Rechte vorhanden waren. Aber diese Möglichkeit könne nicht entscheiden — bei einem allgemein über die Folgen der nicht gehörigen Einsetzung und Enterbung redenden Gesetze. Müblenbruch will den Unterschied in den Requisiten der Anordnung beibehalten, in den Wirkungen der nicht gehörigen Anordnung vernichten, ist dies nicht höchst willkührlich und unnatürlich? Das alte System soll gleichsam für die freiwillige Gerichtsbarkeit feststehen, für die contentiose fallen! Wer berechtigt den Interpreten zu solchen Ansichten, wornach mit der einen Hand das Alte erhalten, mit der andern zertrümmert wird? Und was hilft das Requisit, dem nicht die gehörige Wirkung entspricht? Mühlenbruch sagt S. 348. des XXXVII. Bandes so: „Wenn das neue Gesetz manche Beschränkungen früherer Rechte ertheilt, so gewährte und sicherte es doch den Notherben ihr Pflichttheilsrecht jedenfalls vollständig, und mehr konnte doch eigentlich keiner derselben fordern.« Dies ist aber nur wahr aus dem Standpunkte des einen Systems,

nicht aus jenem des andern oder des Suitätssystems, hiernach konnte der Notherbe mehr fordern, und Mühlenbruch gesteht es auch selbst noch für die Form der Einsetzung zu, nicht aber für die Wirkung. Was soll aber jene denn wirklich ganz abgestorbene Form? Im Uebrigen sieht man am besten aus der eigenen Ausführung Mühlenbruchs über die, wie er selbst sagt, auch im Geiste seines Derogationssystemes noch streitigen Punkte, wie gewaltsam und willkührlich man nach diesem Systeme entscheiden muſs. Also z. B. gleich hinsichtlich des Falles zu 1. Der Testirer hat den Notherben prätorirt, weil er ihn für verstorben hielt. Eigentlich muſs Mühlenbruch antworten: die *heredis institutio* ist nach Nov. 115. ungültig, aber Nichts weiter. Aber er selbst giebt im XXXV. Band eine und im XXXVII. wieder eine andere Entscheidung des Falles, und bezieht sich am Ende auf den Billigkeitsspruch der Kaiser in der bekannten Lex Pactumeius (92 D. 28. 5.). Aber ein Hauptfall der *Praeteritio* eines *suus* soll abhängig seyn von einem Rescript über einen Fall, welcher lediglich deshalb nach Billigkeit entschieden wurde, weil der Testator durch sein früheres Testament klar ausgedrückt hatte, daſs er nicht präteriren wollte, und wo die Kaiser gleichsam das früher durch Irrthum aufgehobene Testament wieder herstellen wollten. Die Entscheidung folgte keiner Rechtsregel, sondern der *voluntas testantis*, sie kann daher auch nicht an die Stelle des alten Rechtsprincips der Suität treten. Denken wir uns einen andern Fall. Der Vater macht gerade deshalb ein Testament, weil er seinen Sohn für todt hielte: auſserdem hätte er, wie er selbst ausspricht, keines gemacht: nun weist er einem Freunde, den er zum Erben einsetzt, einiges Wenige aus seinem Vermögen an, aber sey es auch, daſs ihm so viel bleibt, als des Sohnes Pflichttheil beträgt, das Uebrige giebt er den Legatarien; dabei aber bleibt es unbezweifelt, daſs, wenn er seinen Sohn lebend gewuſst hätte, er gar keine Legate gemacht haben würde; werden wir aussprechen, daſs der Sohn eintreten solle, aber die Legate bezahlen müsse, oder vielleicht daſs er die Legate deshalb nicht zu bezahlen habe, weil er auch in Beziehung auf den Irrthum im Motive die *exceptio doli* gebrauchen könne. Und zugegeben: man könne sich dieser Wendung des *juris communis*, die so und so in die Praxis gekommen ist, erfreuen; ist es nicht natürlicher und historischer, daſs der *suus praeteritus* auf seine Suität provocire? Endlich ist es unleugbar, daſs Justinian in seiner Nov. 115. an die Postumen nicht gedacht hat — wäre freilich erwiesen, daſs der Kaiser das Suitätsrecht habe aufheben wollen, so würde man über das Recht der Postumen hinwegkommen; allein da dieses nicht erwiesen ist, und da die Novelle sichtbar nur den Zweck hat, die Exheredationsursachen festzustellen, was auf die *postumi* sich gar nicht beziehen kann, so ist auch hier wieder ein groſser Stein des Anstoſses. Solche Verhältnisse bringen es mit sich, daſs man nicht von der Allgemeinheit der Nov. 115. sprechen kann, worauf ja gerade Mühlenbruch so groſsen

Werth legt. Das Suitätsrecht gehört zu der Formalität der Einsetzung, die Nov. 115. hat, wie Mühlenbruch selbst gesteht, nichts mit der Form der Einsetzung zu thun, aufser dafs sie will, die Pflichttheilsberechtigten Descendenten und Ascendenten sollen auf den Pflichttheil zu Erben ernannt werden, sie bezieht sich also auf das alte Inofficiositätsrecht, und wenn sie auch selbst in dieser Beziehung eine Form vorschreibt, und folglich eine Nullität des neuen Rechts entstehen kann, so ändert sie doch darin nicht das Suitätsrecht, sondern das Inofficiositätsrecht ab. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt weiter zu verfolgen. Mühlenbruch hat bei der Darstellung dieser berühmten Controverse das wesentlichste Verdienst in der klaren Darstellung des Ganzen und in der Hervorhebung des Systems der Derogation, in Beziehung auf welches er den Schlufssatz gesprochen haben dürfte. Dafs indessen in seiner Seele noch bedeutende Zweifel über die Sache zurückgeblieben sind, wage ich von diesem grofsen und tiefen Kenner des römischen Rechts zu behaupten, zumal er selbst auf den Verfechter des andern Systems, Cujacius, provocirt, der sich so ausdrückt: *Et non poenitet me, in ea opinione permanere, in qua fui semper et fuit Petrus, et Azo et Alciatus et Accursius etiam ipse.*

Rofshirt.

RÖMISCHE LITERATUR.

***Quaestionum de Servio Sulpicio Rufo, jurisconsulto Romano Specimen I. Scripsit Robertus Schneider, juris utriusque et philos. Dr., artt. libb. Magister, jus in Acad. Lipsiensi privatim docens. Lipsiae, apud Carolum Focke.* 1834. 102 *S. gr.* 8. — *Specimen* II. *ibid.* VI *und* 32 *S. gr.* 8.**

Ref. kann diese Abhandlung nur von seinem Standpunkte aus, d. h. von dem literärhistorischen, anzeigen, und mufs die andere Seite, die rein juristische, den Männern vom Fach überlassen. Was jenen Standpunkt betrifft, so wird diese Schrift gewifs von Seiten der Vollständigkeit, der Umsicht und Gründlichkeit, womit Alles abgehandelt ist, als eine Bereicherung unserer Literatur angesehen werden können, und Ref. trägt kein Bedenken, auch die Freunde der Literärgeschichte auf diese erschöpfende Monographie aufmerksam zu machen. Gegenstand derselben ist die wissenschaftliche und praktische Thätigkeit eines Mannes, der ein Zeitgenosse des Marius und Sylla, des Cicero, Crassus, Pompejus, Cäsar und Anderer der gröfsesten Staatsmänner Rom's, selbst als Staatsmann und praktischer Jurist ausgezeichnet, für jenes Zeitalter in vielen Beziehungen so bedeutend geworden ist.

Der Verf. geht nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Zeit und Verhältnisse, in welchen Servius Sulpicius

auftrat und lebte, auf die wissenschaftliche Bildung dieses Mannes über, die er so genau als möglich verfolgt, indem er zugleich die Art und Weise anzugeben sucht, wie Derselbe die Rechtswissenschaft behandelte und für die Praxis anwendete; wobei er zugleich gegen die herkömmliche Meinung, welche dem Q Mucius zuerst eine systematische Behandlung des Rechts zuschreibt, zu zeigen sich bemüht, dafs vor Servius Sulpicius von einem System des Rechts oder von einer systematischen Behandlung keine Rede seyn könne („ante Servium Sulpicium ad jus civile artem attulisse neminem"); was aber in dieser Beziehung Servius geleistet, wird sehr genau im Einzelnen nachgewiesen. Hiernach hätte Servius nicht sowohl ein bestimmtes Rechtssystem geschaffen, als vielmehr die Rechtswissenschaft philosophisch behandelt („in jure civili tractando philosophica ratione esse versatum." p. 42.) In dieser Beziehung mag allerdings Servius als Jurist unter seinen Zeitgenossen hervorgeragt haben; von seinen zahlreichen Schriften hat sich leider Nichts erhalten, als die Titel und Fragmente. Dafs der Verf. mit vieler Genauigkeit alle darauf bezüglichen Angaben zusammenstellen und prüfen werde, konnte man wohl erwarten und Ref. verweist gerne darauf seine Leser, da er dem Verf. in das Detail hier nicht folgen kann. Zugleich benutzt er diese Gelegenheit, um einen Fehler in seiner Römischen Literat. Gesch. §. 367. p. 742. Z. 7. v. unten der zweiten Ausgabe zu berichtigen. Dort nämlich werden hundert und acht Bücher, welche Servius verfafst haben soll, genannt; es mufs aber heifsen hundert und achtzig, nach der Stelle des Pomponius L. 2. §. 43 D. de orig. jur. I, 2: „hujus (Servii) volumina complura exstant, reliquit autem prope *centum et octoginta* libros:" eine Stelle, der auch unser Verf. S. 74 ff. eine ausführliche Erörterung gewidmet hat.

Das Specimen II. befafst sich zunächst mit der verlorenen Schrift des Servius: »De reprehensis Scaevolae capitibus sive notatis Mucii,« wovon die Fragmente sämmtlich geordnet und erläutert mitgetheilt werden. Nirgends wird man an dem Verf. den gründlich gebildeten Philologen verkennen, der daher auch von den handschriftlichen Hülfsmitteln, die ihm zur Verbesserung des Textes jener Fragmente zu Gebote standen, einen sehr erwünschten und dem Text ersprieflichen Gebrauch gemacht hat.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 52. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Beschlufs.)

C. Cornelii Taciti Opera ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgus Alexander Ruperti. Volumen I. Sex priores Annalium libros complectens. Hannoverae, in libraria aulica Hahnii. MDCCCXXXIV. CXLVI und 550 S. in gr. 8. — Auch mit dem besondern Titel:

C. Cornelii Taciti Annalium libri sex priores. Ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua instruxit G. A. Ruperti etc.

Ref. hat in diesen Blättern von dem vierten, früher erschienenen Bande Bericht erstattet (Jahrgg. 1832. No. 30. p. 475 ff.), worauf er hier um so eher verweisen kann, da Einrichtung und Anordnung des Ganzen, so wie die Behandlungsweise sich gleich ist. »Prima et perpetua cura fuit haec, ut qui eam (se. editionem) sibi parasset, in illa inveniret, quidquid boni tum ceterae continerent, tum singulares libelli (quos tamen non omnes conferre licuit) atque ita non modo adolescentibus erectioris saltem indolis, sed etiam magistris eorum virisque doctis gratificarer.« (S. CXLIV.) Mit diesen Worten hat der Herausg. Zweck und Bestimmung seiner Ausgabe hinreichend charakterisirt und zugleich den Mafsstab angegeben, den wir an seine Ausgabe zu legen haben, welche als die Frucht vieljähriger Studien eines Mannes erscheint, der nur die Stunden der Mufse eines vielfach bewegten Geschäftslebens darauf verwenden konnte, und von seiner Seite Nichts verabsäumt hat, um seiner Ausgabe diesen Charakter einer Collectivausgabe zu geben, wie solche jetzt bei dem Umfange unserer Literatur und der Masse einseitig und planlos gemachter Ausgaben immer nöthiger werden. Im Kritischen war durch Walther's Ausgabe dem Herausg. manche Mühe erspart worden, indem dieselbe eine vollständige Angabe der Varianten enthält, auf welche der Herausgeber sich beziehen konnte. Auf die Erklärung des Tacitus, die sprachliche sowohl als die sachliche, ist in den Anmerkungen, die hinter jedem Kapitel im Text, mit kleinerer Schrift gedruckt, folgen, die dem Zwecke der Ausgabe angemessene Rücksicht genommen, und aus den verschiedenen Commentaren das Wesentlichste zusammengestellt worden, meist abgekürzt, oft aber auch mit den eignen Worten mitgetheilt, und mit zahlreichen eigenen Bemerkungen des Herausgebers vermehrt, unter welchen wir namentlich nur auf die Erörterungen geographischer Punkte aufmerksam machen. Man vergl. z. B., um nur Eins anzuführen, die reichhaltigen Nachweisungen zu Annall. II, 60. über den Teu-

toburger Wald und das Lokal der Varusschlacht. Aufser den sechs ersten Büchern der Annalen, welche in diesem Bande, auf diese Art commentirt, enthalten sind, und welchen die noch fehlenden übrigen bald nachfolgen sollen, sind aber noch in diesem Bande ausführliche Prolegomenen über das Leben und die Schriften des Tacitus enthalten; sie geben eine Zusammenstellung dessen, was ältere und neuere Forschungen darüber zu Tage gefördert haben; zuerst eine Vita Agricolae und eine Vita Taciti probabilibus conjecturis per annos digesta, dann eine Uebersicht der Schriften des Tacitus, nebst näheren und specielleren Erörterungen über die einzelnen, namentlich über die Biographie des Agricola, über die Zeit und Abfassung, so wie über die Tendenz und Bestimmung der Germania, über den Unterschied der Historien und Annalen, so wie über den Charakter dieser und der übrigen Schriften des Tacitus. Auch dem Dialogus de oratoribus ist eine ausführlichere Untersuchung zu Theil geworden, um die Frage nach dem Verfasser der Schrift nach dem, was darüber bisher verhandelt worden, zu beantworten oder doch wenigstens nach Wahrscheinlichkeitsgründen einer Entscheidung näher zu bringen; weshalb auch Inhalt und Charakter des Dialogs näher besprochen wird, mit näherer Angabe der Gründe, die für und gegen Tacitus, als Verfasser der Schrift, erhoben worden sind. Der Herausg., der unpartheiisch die verschiedenen Ansichten und Gründe zusammenstellt, scheint sich indefs ebenfalls mehr zu der Ansicht zu neigen, die jetzt überhaupt wieder mehr die Oberhand gewinnen will — und wohl mit Recht — dafs der Dialog wirklich von Tacitus, dem Geschichtschreiber, verfafst worden sey. Endlich giebt der Hr. Verf. auch noch sehr genaue Verzeichnisse der Handschriften und Ausgaben des Tacitus, nebst den verschiedenen Erläuterungsschriften. Ref. will bei letztern einige Zusätze, die er zu machen hätte, übergehen, weil er überzeugt ist, dafs der Hr. Herausg., dem fast Nichts entgangen ist, mit der Zeit gewifs von selbst darauf kommen werde. Was den S. CII. und CIII. erwähnten Codex Sambuci und die daselbst über seine Beschaffenheit aus dem Programm von Wissowa gegebene Mittheilung betrifft, so müssen dadurch die Hoffnungen, welche die Freunde des Tacitus und unter ihnen auch noch Ref. in seiner zweiten Ausgabe der Röm. Lit.-Gesch. §. 209. S. 428. darauf gebaut hatten, allerdings sehr herabgestimmt werden. Es stimmen diese Angaben ganz mit dem überein, was ein Freund des Referenten, der den Codex zu Wien öfters sah, demselben bemerkte. Nach seiner Angabe würde der Codex neuern Ursprungs seyn und am Ende gar von einer gedruckten Ausgabe abgeschrieben! In jedem Fall darf sich die Kritik davon Wenig versprechen, so nett und schön auch das Aeufsere der Handschrift seyn soll, die vielleicht zunächst zu einem Geschenke bestimmt war. — Druck und Papier sind höchst befriedigend ausgefallen.

Variae Lectiones et Observationes in Taciti Germaniam. Commentatio III, *qua edita ad examen — gymnasii Helmstadiensis et Scheningensis consociati die* XXI. *mensis Martii* MDCCCXXXIV. — *celebrandum invitat Philippus Carolus Hefs, philos. Dr., gymnasii professor et director. Helmstadii, e typographeo Leuckartiano.* 42 *S. in* 8.

Diese Abhandlung schliefst sich an die beiden früheren an, deren auch in diesen Blättern 1828. No. 36. p. 574. gedacht worden ist und liefert auf gleiche Weise Nachträge und kritische Bemerkungen zu der Germania des Tacitus. Unter den letztern verdient insbesondere die Mittheilung der Varianten des vorhin erwähnten Codex Sambuci, welche Hr. Dr. Schubart besorgte, Aufmerksamkeit, weil sie zeigt, wie wenig reellen Werth dieser schön geschriebene, aber mit der Ed Spirensis fast überall übereinstimmende Codex hat. Dazu kommen noch die Vergleichungen mehrerer älteren Ausgaben, welche indefs, wie es scheint, keinen grofsen kritischen Werth haben, so dankenswerth auch die vom Herausgeber darauf verwandte Mühe ist, der selbst mehrere andere von Andern bereits verglichene Ausgaben einer neuen Vergleichung unterzog, welche für ihn nicht ganz ohne Erfolg war. Zu diesen kritischen Bemerkungen kommen noch andere, welche in gleicher Weise die sprachliche wie die sachliche Erklärung betreffen.

De vita, scriptis ac stilo Cornelii Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetuâ, scholarum maxime in usum scripsit Guilielmus Boetticher. Berolini, sumptibus librariae Nauckianae. MDCCCXXXIV. 88 *S. in* 8.

Ref. verweist hier auf die in diesen Blättern (Jahrgg. 1832. No. 30. p. 479 ff.) gelieferte Recension des Hrn. Prof. C. Hermann (in Marburg) über des Verfs. Lexicon Taciteum, indem das, was in vorliegender Schrift enthalten ist, bereits in den Prolegomenis jenes Lexici Tacitei gegeben ist und zum Theil noch ausführlicher daselbst (wie z. B. die Angaben über Tacitus Leben und Schriften) sich findet; was dann weiter De Varietate stili Tacitei, De vi ac brevitate stili Tacitei, De poetico stili Tacitei colore folgt, steht ebenfalls in jenen Prolegomenis, nur mit dem Unterschied, dafs hier, noch mehr als dort geschehen, der Stoff unter bestimmte Rubriken gebracht, und darnach in zahlreiche Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegt, Manches auch ganz weggelassen worden ist. Neu hinzugekommen ist S. 69 ff.: Index locorum, in quibus ab Immanuelis Bekkeri recensione discedendum esse videtur, indicatis simul typographicis erroribus, qui in minore ejusdem editione inveniuntur. Der Verf., der früher die Absicht hatte, eine neue Ausgabe des Tacitus zu liefern, stand später davon ab, und legt nun die Ergebnisse seiner Kritik in diesem Verzeichnifs nieder, ohne jedoch die Gründe anzugeben, die ihm die Aufnahme oder Verwerfung einer Lesart räthlich machen.

Illustrium poetarum Romanorum veterum Flores per Octavianum Mirandulam collecti et in titulos singulos digesti, nunc vero diligentius emendoti atque dispositi, novis etiam passim aucti et adspersis annotationibus illustrati a Ludovico Julio Billerbecko, philos. Doctore Hildesiensi. Lipsiae, sumtibus Leopoldi Voſs. MDCCCXXXIV. XVI *und* 655 *S. in gr.* 8.

Diese, von einem römischen Canonicus in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. besorgte lateinische Chrestomathie hat manches Eigenthümliche, was wohl den erneuerten Abdruck derselben zu rechtfertigen vermag. Diese Eigenthümlichkeit liegt zunächst in der Wahl der Stücke und in der Art und Weise ihrer Zusammenstellung oder Ordnung, welche durch den Inhalt bestimmt ist, der sich als moralisch oder sententiös gröſstentheils bezeichnen läſst, wie dies auch in dem Geiste der Zeit lag, in welcher die Sammlung veranstaltet wurde und in der Absicht, welche der Ordner damit verband. Es sind nämlich aus den lateinischen Dichtern lauter einzelne Stellen ausgewählt, die sich auf irgend eine Tugend, Eigenschaft u. dgl. beziehen, diese sind denn unter allgemeine Rubriken gebracht, die, alphabetisch geordnet, auf einander folgen, wie solches ein dem Werke vorausgeschicktes Inhaltsverzeichniſs („Index locorum communium“) angiebt. So kommt zuerst Abstinentia, dann Adolescentia, Adversae res, Adulatio, und in dieser Weise geht es fort. Unter jeder Rubrik folgen dann die ausgewählten, für sich ein Ganzes bildenden Stellen; der Text ist nach den berichtigtsten Ausgaben abgedruckt, und unter denselben finden sich erklärende Bemerkungen des Herausgebers, genaue Nachweisungen des Metrums u. A. der Art. Ueberhaupt suchte Derselbe den Abdruck auf eine für unsere Zeit zweckmäſsige und passende Weise einzurichten, und keineswegs ihn blos wörtlich zu wiederholen. „Hac de causa,“ sagt er deshalb S. VI, „ipsum librum (die Originalausgabe) perlegimus etiam totum atque semel et saepius perlegimus, loca, quae quidem emendanda erant — et dicendum est, omnia vel majore vel minore, aliqua tamen emendatione indiguisse — secundum editiones, quas breviter infra descripsimus, emendavimus, quae sententiae ipsi et toti fini haud convenire videbantur, delevimus, hic atque illic etiam nova loca adjecimus, in meliorem omnia ordinem, si quid vere intelligimus, disposuimus, et hoc, uno verbo, egimus sedulo, ut editio, quam novam horum florum bibliopola meditabatur, finem etiam adjuvare omnino et melius profecto quam ista antiquior editio posset. Verum ut lectoribus succurreretur, breviores et nostras et hinc illinc collectas annotationes adjecimus et lectionum apud Mirandulam varietatem saepissime non contemnendam diligenter enarravimus.“ — Mit Druck und Papier hat man alle Ursache zufrieden zu seyn.

Index Lectionum in Academia Turicensi inde a die XXVIII. *mensis Octobris* MDCCCXXXIX. *usque ad diem* XX. *mensis Martii* MDCCCXXXIV. *habendarum. Inest Scholiasta Juvenalis e codice Sangallensi cura J. C. Orellii suppletus et emendatus. Turici, ex officina Gessneriana.* MDCCCXXXIII. 18 *S. in gr.* 4.

Schon früher hatte Hr. Orelli in der seiner Ausgabe von Cicero's Orator vorausgeschickten Epistola ad Madvig. die Bemerkung niedergelegt, die sich ihm bei näherer Einsicht der Sanct-Gallen'schen Handschrift, nach welcher Cramer seine Ausgabe der Scholien Juvenal's gemacht hatte, unwillkührlich dargeboten hatte, wie oft der dort gelieferte Text mit dem, was in der Handschrift wirklich stehe, im Widerspruch sich finde. Die näheren Belege dazu giebt vorliegende Abhandlung. Sie weist Seite für Seite die zahlreichen Irrthümer und falschen Angaben nach, welche in Cramer's Ausgabe sich finden, theilt die wahre Lesart der Handschrift mit, vervollständigt und füllt Manches aus, was in jener Ausgabe entweder ganz oder zum Theil übergangen ist. Auf diese Weise wird freilich diese Abhandlung ein nothwendiges, ja unentbehrliches Supplement zu der Cramer'schen Ausgabe jenes Scholiasten, und wir haben wohl alle Ursache, dem um die Lateinische Literatur so hochverdienten Kritiker zu danken, dafs er sich des mühesamen und sauren Geschäfts einer solchen Revision unterzog, die freilich bei der offenbaren und grenzenlosen Nachlässigkeit, womit die Abschrift, welche Cramer zur Herausgabe benutzte, gemacht worden war, nur zu nöthig erschien. Das Resultat dieser Revision wird uns hier vollständig mitgetheilt, begleitet mit eigenen Urtheilen und Bemerkungen des Herausgebers, der freilich in den zahlreichen kritischen Ausgaben, die wir seiner Thätigkeit verdanken, eine ganz andere Methode befolgte und darin ein wahres Muster kritischer Behandlung aufgestellt hat. Wenn wir auch den berühmten Rechtsgelehrten, der auf diese, seine Ausgabe der Scholien Juvenal's selbst keinen geringen Werth legte, von der schweren Schuld, die auf ihm in dieser Hinsicht lastet, frei sprechen wollten, indem der Abschreiber ihn täuschte, oder er vielmehr durch einen ganz ungebildeten Menschen, der die Abschrift fertigte und sich dabei die gröfste Nachlässigkeit zu Schulden kommen liefs, sich täuschen liefs, so wird er doch schwerlich in der Beziehung ganz frei von Vorwürfen bleiben können, dafs er nicht einmal vollständig das, was in jener Handschrift vollständig enthalten ist, in seinem Abdruck uns lieferte, dessen Lücken und Mangelhaftigkeit durch diese Nachlese erst recht an den Tag treten. Wer einen solchen Schriftsteller in einer neuen Bearbeitung dem Publikum übergiebt, der sollte doch auch billig seine Bearbeitung so einrichten, dafs keine solche Nachlese nöthig wäre, welche das Bedürfnifs einer neuen Ausgabe und eines neuen berichtigten Abdrucks hervorruft, was doch bei Schriften der Art nicht immer so leicht angeht. „Semel opinor," so sagt Hr. Orelli mit Fug und Recht, „res transigenda

erat, cum praesertim multos per annos nemo facile de repetendo toto Crameri volumine cogitaturus sit, Scholiasta autem ipse sine interpretum commentariis exiguum usum philologis praebeat.«

In dem mit derselben Gelegenheit uns zugekommenen Index Lectionum des Sommerhalbenjahres 1834. giebt Hr. Orelli *Lectiones Polybianae et Theophrasteae.* 18 S. in 4., d. h. er theilt seine Vermuthungen und Verbesserungsvorschläge zu einer Reihe von Stellen des Polybius (zum Theil aus den durch Mai erst bekannt gewordenen Stücken, zum Theil zu den schon früher bekannten Eclogen) und Theophrast's Charakteren mit. Sie einzeln hier alle anzuführen, erlaubt der Umfang dieser Anzeige nicht, wohl aber glauben wir alle diejenigen, die sich mit der Kritik dieser beiden Schriftsteller, deren Schriften, zum Theil noch sehr entstellt, vor uns liegen, beschäftigen, auf diese Vorschläge aufmerksam machen zu müssen, da sie den verdorbenen Text vielfach berichtigen und verbessern.

Zweiter Jahresbericht über das Lyceum der Stadt Celle. Womit zur Prüfung und Redeübung u. s. w. — einladet Dr. Hüpeden, Director. Praemittitur: De usu atque natura Infinitivi historici apud Latinos commentatio grammatica. Scripsit H. L. O. Müller, Conrector. Celle 1833. *Gedruckt b. G. E. F. Schulze.* 24 *S.* (34 *nebst den Schulnachrichten). in* 4*to.*

Unter den auffallenderen Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache dürften wenige sich finden, welche so sehr die Aufmerksamkeit der neueren Grammatiker auf sich gezogen haben, als der Gebrauch des sogenannten historischen Infinitivs, wie dies nicht blos die gelegentlich in neueren Grammatiken oder ähnlichen Schulbüchern darüber aufgestellten Behauptungen, sondern auch die beiden Monographien von Mohr und Prahm, welche 1822. (zu Meiningen) und 1827. (zu Altona) darüber erschienen sind, beweisen. An diese schliefst sich nun vorliegender Versuch an, dessen Verfasser nicht sowohl bedacht war, das bereits hinreichend von seinen Vorgängern angehäufte Material zu vermehren, als vielmehr aus demselben die Natur und Beschaffenheit der Construction auszumitteln und den wahren Grund der Erscheinung nachzuweisen, da frühere Versuche der Art, durch die Annahme einer Ellipse, oder einer Enallage, oder eines Archäismus das Ganze aufzuklären, allerdings nicht genügen und befriedigen konnten. Daher schlägt der Verf. lieber einen andern Weg ein, indem er aus der Natur des Infinitivs selbst die Entstehung und die Natur dieser Construction zu erklären sucht (S. 18 ff), und so findet auch er die Absicht dieses Infinitivs darin »durch Angabe mehrerer Merkmale eines Gleichzeitigen und durch die allgemeine Aussage einzelner, gröfserer Aufmerksamkeit würdiger Züge die Phantasie zur selbstthätigen Schöpfung eines Bildes aus der Vergangenheit anzuregen.« Und allerdings

vermag der Infinitiv, eben in der Unbestimmtheit, welche alle bestimmte Züge vermeidet und blos im Allgemeinen sich hält, der Bewegtheit und Lebendigkeit des Gemüths, die darin eben eine unbestimmte ist, am besten zu entsprechen.

Bildung des Perfectum und des Supinum in der lateinischen Sprache. (Von Dr. J. Oehmann.) Zweite durchweg verbesserte und erweiterte Ausgabe. Oppeln 1833. *In Commission in E. Baron's Buchhandlung.* 36 *S. in* 8.

Unter den Bemühungen der neueren Zeit, die einzelnen Erscheinungen im Gebiete der lateinischen Grammatik, der Etymologie wie der Syntax, unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und dadurch ihrer Zufälligkeit zu entreifsen, nimmt gewifs vorliegender Versuch eine rühmliche Stelle ein, und verdient auch einem gröfseren Publikum bekannt zu werden, zumal da der Verf. seinen Gegenstand mit Umsicht und Klarheit behandelt hat, ohne in jene schwindelnde Höhen sich zu versteigen, wo Alles in einander verschwimmt, unbestimmt und unklar wird.

Da nämlich allen Perfectis der Endvokal *i* eigen ist, so stellt der Hr. Verf. drei Klassen auf; in die erste bringt er diejenigen, welche sich mit der Annahme dieser Endung zu ihrer Bildung begnügen *(bibo — bibi, viso — visi, acuo — acui* etc.), und wo auch die Quantität der der Endung vorausgebenden Sylbe sich gleich bleibt, ohne in Folge der Perfectendung etwa verlängert zu werden. An diese Klasse, als die einfachste, reiht der Hr. Verf. die zweite der Verba, welche ebenfalls den Endvokal *i* haben, aber aufserdem am Anfang, vornen, eine Veränderung erleiden, die entweder in einer Vermehrung (Augmentum) durch Wiederholung der Anfangssylbe, also in einer Reduplication *(curro — cucurri)* oder in einer Verlängerung der kurzen Stammsylbe (z. B. *lĕgo — lēgi, vĕnio — vēni)*, sowohl einfach, ohne Umlaut des Stammvokals (z. B. *caveo — cavi)* als mit einem Umlaut (z. B. *ăgo — ēgi, făcio — fēci)* besteht. Die dritte Klasse begreift dann alle diejenigen Perfecta, wo *i* als Personenendung nicht allein und unmittelbar eintritt, sondern mit einem anlautenden *s* oder *u* versehen, an den Stamm angehängt wird, so dafs sie alle auf *si* oder *vi* ausgehen. Jedoch treten hier mannichfache Veränderungen ein je nach den dieser Endung vorausgehenden Buchstaben, und so bilden sich mehrere Unterabtheilungen, die der Verf. hier sorgfältig im Einzelnen durchgeht. Aber dürfte es nicht zweckmäfsiger und mit Bezug auf die dem Griechischen nachgebildete Flexion des Lateinischen Verbums naturgemäfser seyn, den Anfang zu machen mit der Klasse, welche der Verf. als die zweite und zwar als erste Unterabtheilung derselben hinstellt; es würden dann in die erste Klasse diejenigen Verba fallen, welche im Perfect die Reduplication erleiden, wo also die griechische Bildung sich noch reiner erhalten hat, in die zweite diejenigen, wo

schon die Reduplication oder das Augment entweder ganz vernachlässigt wird, und blos die Endsylbe in die Perfectendung i übergeht, oder eine Verlängerung des Stammvokals oder ein Umlaut desselben sie gewissermafsen ersetzen soll. Die dritte Klasse würde bleiben. Zwar wird sich auch gegen diese Anordnung Manches einwenden lassen, und eben deshalb möge unser Verf. dieselbe einer näheren Prüfung unterwerfen; die Resultate bleiben sich obnehin gleich. Einfacher sind die Veränderungen des Supinum's, in dessen Endung *tum* der Buchstabe *t* sowohl als der ihm vorangehende Consonant nach den Wohllautsgesetzen der lateinischen Sprache manchen Veränderungen unterworfen ist, die der Verf. bei jeder einzelnen Klasse und deren Unterabtheilungen mit gleicher Sorgfalt nachgewiesen hat.

Nachträglich fügen wir noch folgende, einigermafsen auch in das Gebiet der Römischen Literatur einschlägige Schrift bei:

Caji Julii Caesaris Commentationum de bello Gallico Interpretatio Graeca Maximi quae fertur Planudis post Godofr. Jungermanum, Joan. Davisium, Nic. Elig. Lemaireum denuo, separatim autem nunc primum edidit et brevi annotatione critica instruxit Antonius Baumstark, philos. Dr. et artt. liberr. magister, Professor Friburgensis Friburgi, typis et sumtibus fratrum Groos, 1834. XVI u. 187 S. in gr. 8.

Bekanntlich war Jungerman der erste, welcher aus einer Handschrift Petau's die griechische Uebersetzung der sechs ersten Bücher von Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg in seine Ausgabe des Cäsar (1606 und 1669) aufnahm. Freilich war der Abdruck in Vielem sehr fehlerhaft, und keineswegs mit der Sorgfalt veranstaltet, die wir von dem, der ein Ineditum zu Tage fördert, billig verlangen können. Dieser Abdruck ward in der Ausgabe von Davies (1706 — durch ein Versehen steht wohl S. IV. der Praefat. *1796*) und 1727 wiederholt, ohne dafs auf die bessere Gestaltung des Textes Rücksicht genommen worden wäre, die freilich bei der ungünstigen Stimmung des Herausgebers, und dem ungerechten Urtheil desselben, das daraus über diese Uebersetzung hervorging, auch nicht wohl zu erwarten war. Mehr konnte man füglich von dem in der Lemaire'schen Ausgabe des Cäsar (1819 ff.) gemachten Abdruck erwarten; allein auch diese, obwohl gerechte Erwartung ist durch die Art und Weise, womit bei der Herausgabe verfahren worden, wenig erfüllt worden, da der Text nicht einmal von den Fehlern gereinigt worden, die Jungermann selbst nach dem Erscheinen seiner Ausgabe bezeichnet hatte! So sind denn auch die handschriftlichen Mittel, welche die Bibliothek zu Paris darbot, unbenutzt geblieben und nicht einmal eine nähere Notiz über dieselben mitgetheilt worden! Wir können daher es nur beklagen, dafs der deutsche Herausgeber nicht in der Lage war, diese Mittel für seine Ausgabe benutzen zu können. Dafs er aber in dieser, seiner

Lage das Möglichste gethan hat, einen fehlerfreien und lesbaren Abdruck dieser Uebersetzung zu liefern, wird nähere Einsicht bald lehren. Er selbst läfst sich über seine Leistungen folgendermafsen aus: „Qua ex re, quum aliunde salubrioris auxilii nihil quidquam suppeteret, omnis mea hujus editionis adornandae ratio et opera satis angustc et presse circumscribebatur. Omne autem studium atque cura eo pertinebat, ut quam possem accuratissime ex Jungermanni annotatione vera Interpretis verba ipsamque manum eruerem et veluti instaurarem, Caesarcam orationem cum Graeca versione diligenter et intento animo componercm, in locis dubia lectionis varietate vexatis et turbatis in fontem, unde sua hausisset Metaphrastes, inquirerem, quae ab Graeco vel prorsus omissa vel negligenter et perverse expresse essent, indicarem, quae sive in usu sive in formis verborum peccata neque posterioris Graecitatis abusu excusanda essent, meo nomine emendarem, firma ratione sententiarum ambitum finirem atque illustrarem, accentûs veram legem sequerer, innumeros typorum errores tollerem, hominum, urbium, populorum, fluviorum cett. nomina ex probatissimorum scriptorum, veluti Strabonis rell. normâ et consuetudine exprimerem, atque in universum hanc interpretationem pro virili ita instauratam exhiberem, ut legi saltem ea sine gravissimis molestiis et difficultatibus posset, quod in ipsius misero et paene lacerato statu vixdum locum habuisse negari nequit.“ — Was den Verf. dieser griechischen Uebersetzung betrifft, über deren Charakter, Werth oder Unwerth hier ein gewifs richtiges Urtheil gefällt ist, so glaubt der Herausgeber den auch durch andere ähnliche Uebersetzungen bekannten griechischen Mönch Maximus Planudes mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür halten zu können, wie solches auch Ref. in seiner Röm. Lit. Gesch §. 381. S. 359. der 2ten Ausg. gethan hat, Theodor Gaza kann es nicht seyn, indem nach Lemaire's Versicherung zu Paris Handschriften dieser Uebersetzung existiren, welche um zweihundert Jahre älter als Gaza sind, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts blühte. Vielleicht werden auch über diesen Punkt die Handschriften der Pariser Bibliothek einigen Aufschlufs geben, wenn sie einmal näher untersucht sind. Ueber die Person des Maximus Planudes und die verschiedenen Uebersetzungen lateinischer Autoren, die er geliefert haben soll, ist Weber's Abhandlung (aus dessen Ausgabe der von demselben Planudes gemachten griechischen Uebersetzung der poetischen Stücke in des Boethius Consolatio) abgedruckt worden, weil sie alles darauf Bezügliche vollständig enthält, und daran schliefst sich ein Wiederabdruck der wenig bekannten und seltenen Abhandlung von Ch. G. Flad: *Comparatio Julii Caesaris Graeci cum Latino. Friberg.* 1816. — Mehr über diesen wiederholten und correcten Abdruck zu sagen, verbieten uns die Gesetze unseres Instituts, die uns bei diesem Produkte des Inlandes auf eine einfache Anzeige verweisen, die, wie wir hoffen, genügen wird, das Publikum auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen.

Chr. Bähr.

Ueber die Aussprache des Lateinischen. Sendschreiben an sämmtliche Gymnasien von Ulrich Friedrich Kopp aus Hessen-Kassel. Mannheim, 1834. *Bei* T. *Löffler.* 13 *S.* 8.

Ein beherzigungswerthes Wort, wozu der gelehrte Paläograph und Lateinkenner durch den allgemein verbreiteten fehlerhaften Unterricht in dem bemerkten Gegenstande veranlafst wurde. Denn überall lehrt man ja z. B. *Cicero* wie *Zizero*, *justitia* wie *justizia*, aussprechen, da doch die Griechen Κικέρων schreiben, und kein Grund vorhanden ist, warum die Sylbe *ti* in *justitia* anders lauten sollte als in *tibi*. Dergleichen sind ohne Zweifel Mifstöne, die sich mit der *lingua rustica* der Römer nach und nach durch römische Soldaten und Kolonisten in alle Länder der bekannten Welt verbreiteten, und den neuern Sprachen einprägten. Die unrichtige Aussprache des *ti* verfolgt, wie hier bemerkt wird, Isidor nur bis in das Mittelalter; allein schon der alte Grammatiker Papirius in dem Fragment de Orthographia schreibt: „*Justitia* quando scribitur, tertia syllaba sic sonat, quasi constet ex tribus litteris t z et i, cum habeat duas t et i. Sed notandum, quia in his syllabis iste sonus litterae z immixtus inveniri tantum potest, quae constant t et i, et eas sequitur vocalis quaelibet, ut *Tatius*, et *otio*, *justitia*, et talia. Excipiuntur quaedam propria nomina, quae peregrina sunt, ut *Clitius*, *Lampetie*. Sed ab his syllabis excluditur sonus z litterae, quas sequitur littera i, ut *otii*, *justitii*. Item non sonat z, cum syllabam ti s antecedit, ut *justius*. *castius*, *honestius*.“ Haec Papirii sunt, sagt Johann Hartung in seiner Decuria 3. locorum memorab., ex optimis quibusque auctoribus excerptorum, cap. 6, 10, Lamp. Gruter. 2. p. 720, wo er diese Stelle des Papirius citirt, cujus stare judicio tutius duco quam quorundam neotericorum. Neuerer, neotoricos, schilt der gute Mann diejenigen, die den alten richtigen Gebrauch schon damals wiederherstellen wollten, sowie er auch die Erasmische Aussprache des Griechischen verwirft, mit der sonderbaren Bemerkung: „qui (Erasmus) nescio an, ut scripsit, sensisse censendus est.“ Dem sey, wie ihm wolle, so hat der Verf. vollkommen Recht, auf gleiche Aussprache des *ti* in allen Verbindungen zu dringen, und ebenso von keinem Zizero, keiner Zirze, keinen Zyklopen hören zu wollen. Bekanntlich schreiben auch schon viele Neuere Kikero, Kirke, Kyklopen; da jedoch diese Orthographie noch keineswegs allgemein, und an Leuten von Hartung's Schlage zu keiner Zeit Mangel ist, so ist es nöthig, dafs die Wahrheit immer auf's Neue ihre Stimme erschallen lasse, bis sie durchdringt. Mit gleichem Recht mifsbilligt unser Orthoëpist die noch so häufige Aussprache des *V* wie *F*. »Hätten die Römer,« sagt er S. 10, „*vixerit* pfeifend ausgesprochen, so würde der Zuhörer das Wort nicht von *fixerit* haben unterscheiden können.« Auch die sanfte Aussprache des *Z* empfiehlt er mit gutem Grunde.

Weniger können wir darin beistimmen, dafs *U* durchaus wie das griechische Υ ausgesprochen werden soll, nicht wie *Ou* im

Französischen. Zwar spielen *U, Y* und *I* häufig in einander, wie man, nach seiner Bemerkung, *inclutus* für *inclytus*, *lubet* für *libet*, *optumus* für *optimus* schreibt; aber dergleichen sind grofsentheils Aenderungen, nnd zum Theil Verweichlichungen, späterer Zeit; Sallust und Aeltere schrieben immer *optumus*, *maxumus* u s. w. Hingegen *Tu* wie *Tü* auszusprechen, scheint mifslich. Zwar sprach der Grieche Σύ: allein der heutige Italiener, der dem Altrömer näher steht, spricht *Tu*. Vollends in den Endungen *us*, *um*, scheint das *u* einen dem *o* ähnlichen Ton gehabt zu haben, wie man aus *cibom*, *tuom*, in alten Büchern und Inschriften sieht; daher auch heut zu Tage noch die Franzosen *meum* wie *meon* sprechen. Nicht überzeugt hat uns auch der würdige Veteran davon, dafs *Au* immer wie *O* klingen solle. Wäre dies, wozu die 2 Zeichen? Allein bekannt ist es, dafs diese Laute verwechselt zu werden pflegen, und so mag der Lateiner *plostrum* für *plaustrum* gesagt haben, wie bei uns der gemeine Mann Bohm für Baum.

Aufserdem hätten wir gewünscht, dafs der Verf. auf den verschiedenen Gehalt der Vokale aufmerksam gemacht hätte. Denn anders lautet z. B. *i* in *hiems*, anders in *tori*, *veni*, wo es lang ist und wie *ei* klingt. Dasselbe ist von *a*, *e*, *o* und *u* zu bemerken, welche Vokale lang sind in Wörtern wie *mensas*, *dies*, *libros*, und in der Endsylbe vom nom. und accus. plur. *fructus* (für *fructues*, sowie *mensas*, *libros*, für *mensaes*, *libroes*), kurz hingegen in den Endsylben von *anas*, *onus*, *fructus* im Singular u. s. w. Dennoch hört man nirgend *mensās*, sondern *mensăs*, wie *anăs*, und *fructus* klingt im Plural wie im Singular.

F. H. Bothe.

PORTUGIESISCHE LITERATUR.

1) *Die Lusiaden des Luis de Camoëns. Verdeutscht von J. J. C. Donner. Stuttgart, bei C. W. Löflund*, 1833. XVI und 416 S. 8.

2) *Lettre à l'Académie royale des Sciences de Lisbonne, sur le texte des Lusiades. A Paris, chez Treuttel et Würtz etc.*, 1826. 77 S. 8.

3) *Cartas de Echo e Narciso —: por Antonio Feliciano de Castilho, Bacharel formado em Canones pela Universidade de Coimbra. Segunda edição. Coimbra, na real Imprensa da Universidade*, 1825. *Com Licenza.* 216 S. 8.

4) *Amor e Melancolia, ou a novissima Heloisa: por A. F. de Castilho, Bach. form. em Direito pela Un. de Coimbra, e Socio da Academia real das Sciencias de Lisboa. Coimbra, na Imprensa de Trovão e Companhia*, 1828. *Com. Lic.* 240 S. 8.

Je unfruchtbarer jetzt, im Ganzen genommen, die Literatur Portugals, besonders die schönwissenschaftliche, ist, und je sel-

tener ihre Erzeugnisse zu uns gelangen, um so weniger Tadel befürchtet der Schreiber dieser Zeilen, wenn er mit der Anzeige der von Hrn. Donner verdeutschten Lusiaden eines kritischen Briefs über das berühmte Original die zweier Werke eines talentvollen Dichters und Gelehrten verbindet, der zu den Zierden der Universität Coimbra gehört.

Was die vorliegende Verdeutschung der Lusiaden betrifft, so beschäftigte sich Hr. Donner, Professor am Gymnasium zu Ellwangen, seit geraumer Zeit damit, und gab bereits 1826 den ersten Gesang als Probe. Rühmlich bekannt als Uebersetzer Juvenal's und des Persius, horchte er doch in Stunden der Muſse gern der lusitanischen Sirene, und spielte ihre Zauhertöne auf deutscher Laute nach. Daſs auch hier der Erfolg dem Talent und Fleiſse des Uebersetzers entsprechen würde, war vorauszusehn, und so besitzt denn jetzt Deutschland eins der merkwürdigsten und einfluſsreichsten Gedichte neuerer Zeit in einer Nachbildung, die sich der besten ihrer Art an die Seite stellen darf. Hrn. D.'s Verdienst erscheint in einem desto glänzendern Licht, je ehrenwerther die Mitbewerber um den Kranz waren, nach welchem er rang. Denn die Uebersetzung von Kuhn und Winkler, genannt Theodor Hell, die 1807 erschien, ist keineswegs verwerflich, und hatte sich Beifall genug erworben, um einen minder rüstigen Nachfolger abzuschrecken. Hr. D. *selbst* verkannte den Werth dieser Arbeit nicht; allein der Charakter der seinigen war ein anderer, und so verfolgte er ruhig und neidlos seinen Weg. *Si duo faciunt idem, non est idem*, sagt das Sprüchwort. Es paſste auch hier. Jene Uebersetzer hatten das Original wohl gleichgut verstanden, sie hatten es ebenfalls in derselben Form und in korrekter Sprache reproducirt; aber eine gewisse engere Vertrautheit mit Camoëns Geist, ein, wir möchten sagen, liebendes Anschmiegen an sein zartes Gebild, wurde vermiſst, und forderte zu einem neuen Versuche auf. Hier nun trat Hr. D. ein, und ward dem Camoëns Das, was A. W. v. Schlegel dem Calderon, und Gries den italienischen Heldendichtern. Sowie viele, und nicht die gemeinsten, Leser die Verdeutschungen dieser Meister den anders gedachten der v. d. Malsburg und v. Streckfuſs vorziehen, so wird es auch an Solchen nicht fehlen, die Hrn. D.'s stricte Observanz und die felsenfeste Treue, die immer Hand in Hand mit dem Originale geht, und doch der Form nie den Geist oder die Grazie anfopfert, erkennen und ehren werden.

Hier gleich der Anfang des Gedichts:

Die Waffen und die glorreich edeln Recken,
Die von der Lusitanier Abendstrand
Durch nie zuvor befahrne Meeresstrecken
Vordrangen hinter Taprobana's Land,
Die, groſs in Mühsal und in Kriegesschrecken,
Vollbracht, was niemals Menschenkraft bestand,
Ein neues Reich zu bau'n in ferner Zone,
Das sie erhoben zu der Länder Krone:

Zugleich der Fürsten *) ruhmgekrönte Thaten,
Die, Reich und Glauben mehrend weit und breit,
Der Afrikaner und der Asiaten
Ruchlose Gau'n dem Untergang geweiht:
Und Sie, die, ärntend tapfrer Werke Saaten,
Von dem Gesetz des Todes sich befreit,
Soll mein Gesang vor aller Welt verkünden,
Wenn sich Natur und Kunst in mir verbünden.

Verstumme denn, was weiser Griechen Ahnen,
Was Troja's Söhn' auf weiter See vermocht;
Von Alexandern schweige, von Trajanen,
Der Ruf der Siege, die ihr Arm erfocht:
Dich sing' ich, Hort ruhmvoller Lusitanen,
Die weithin Meer und Länder unterjocht:
Verstumme, was die Muse grauer Zeiten
Besang, vor andern, gröfsern Herrlichkeiten!

Wer diese Stanzen mit dem Originaltexte vergleicht, wird schwerlich mehr daran vermissen als — das Unerreichbare, den südlichen Hauch, jene Musik der Sprache, die fast in lauter tonreichen Vokalen hallt, und die Reime anmuthig wechselt, während die unsrigen fast alle in ein stummes E aussummen: denn andre Reime auf am, aft, ig, ifs, ung u. s. w. sind bei uns seltner und unergiebiger für die Poesie. Dafs es nicht immer so war, ist bekannt; aber was hilft Das dem deutschen Dichter? Aus Verzweiflung flüchten unsere Hebel in die Dialekte, in welchen man noch geba, liebi, guti und dergl. hört, wie vor Alters unsero, Herza, Schmerza (m. s. Vofs Krit. Blätter 1. Th. S. 543 ff.); allein die Uebermacht der Schriftsprache ist so grofs, dafs dergleichen wohlklingende Naturlaute eilig in die herkömmliche Monotonie umgedeutscht werden, damit die Menge sie verstehe.

Hr. D. brauchte bei seiner Arbeit besonders die Ausgabe des Originals, die 1821 in Rio de Janeiro erschien, und von welcher er S. 379. als ein gutes Zeichen bemerkt, dafs darin der ursprüngliche Titel *Os Lusiadas* wieder hergestellt ist, den Spätere in *A Lusiada* umwandelten. Ohne Zweifel zog er die alten Ausgaben zu Rath. Wir vermuthen, dafs er auch die 2 ältesten zur Hand hatte, die beide im Jahr 1572 gedruckt und vom Dichter korrigirt sind, wie Hr. Mablin, Sous-bibliothécaire de l'Université de France, ein geborner Portugiese, in der oben angezeigten Lettre sehr wahrscheinlich macht. Unter diesen Umständen hat die zweite Ausgabe ein günstiges Vorurtheil für sich, und wirklich zeigt Hr. Mablin gegen de Souza, dafs ihre Varianten (einige orthographische vielleicht ausgenommen) wahre Verbesserungen sind, welche die Hand des Dichters selbst verrathen. So steht Canto 1. oct. 1. Vers 7. in der 1. Ausgabe:

Entre gente remota edificaram;

*) Warum nicht der Könige? *daquelles Reis?*

in der 2. dagegen:

E entre gente remota edificarão,

mit Hinzufügung der unentbehrlichen Conjunction *E*, anstatt welcher Manoël de Faria ohne Grund *Que* setzte, was sich bis in die neuesten Abdrücke fortgepflanzt hat. Ebenso hat C. 1. oct. 29, 8. die 1. Ausgabe:

Começaram a seguir sua longa rota;

die 2. hingegen: Tornarão a seguir etc., was Hr. Mablin mit Recht vorzieht. „Les Portugais," sagt er, „commencèrent à *seguir sua longa rota*, lorsqu'ils partirent de Lisbonne, et non pas en quittant les côtes de Mosambique. Le verbe *tornarão* est donc le seul qui convienne: il ajoute au verbe *seguir*, qu'il détermine au sens de *marcher*, l'idée qu'ajoute aux verbes français le *re* itératif; et comme *tornar a pedir* signifie *redemander*, *tornar a seguir sua rota* signifie *se remettre en route*." So vergleicht dieser scharfsinnige Gelehrte die beiden Ausgaben Schritt vor Schritt, und wir empfehlen daher seine Schrift jedem Leser des Originals, vornämlich aber einem etwaigen Herausgeber desselben. Wir, durch den Raum beschränkt, begnügen uns mit dieser Probe seiner Bemerkungen, und nehmen auch von Hrn. D. selbst Abschied, indem wir ihm zur Vollendung dieses Musenwerkes aufrichtig Glück wünschen.

Was die Werke des Hrn. de Castilho betrifft,*) so sind sie in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig. Zuerst wegen des unverkennbaren Talents, das sie beurkunden, und wegen der neuen Bahn, die der junge Dichter sich durch alle Irrgänge und Hindernisse rohen Gelüstes und überspannter Verfeinerung, schon Athen's und Rom's, hindurch zur ächten Liebe und zu der fast verschwundenen Natur eröffnet, indem er seinen Landsleuten ein Gefsner zu werden strebt. Dann wegen des traurigen Schicksals, das ihn traf, und das er mit so bewundernswürdiger Resignation erträgt. Ein Freund in Paris schreibt mir darüber Folgendes: »Hr. Lopes de Vasconcellos verheifst Ihnen eine kurze Autobiographie von de Castilho, die er Tag für Tag erwartet. Interessant wird sie seyn. Denken Sie sich: de C. ist seit frühen Jahren blind; doch hat er die Rechte studirt, und seine Examina trefflich bestanden. Als er Cartas de Echo e N. herausgegeben hatte, erhielt er einen anonymen Brief, worin blos die lakonische Frage stand: »»Fänden Sie ein Echo, würden Sie handeln wie Narzifs?«« Der Brief war, wie sich späterhin fand, von einer Dame, und es entstand hieraus eine lange Correspondenz, die in Amor e Melancolia endigte." Die lusitanische Echo trat nie aus ihrem Inkognito hervor, wie ein Brief de Castilho's an sie beweist, der so anhebt: »Ente unico! Mulher

*) Sein erstes, der Frühling (A Primavera, Collecção de Poemetos de Ant. F. de C. Lisboa 1822.), kam uns nicht zu Gesicht.

incomparavel, a quem dou com a maior effusão de temura o nome de *minha Julia*, posto que aborreça este nome, como a máscara, que occulta um semblante angelico: Tal como te conheco ¿ es tu obra da imaginação ou da natureza? ¿ Um sonho ou uma realidade? ¿ Um desejo ou uma profecia? Condemnado a ignorar se existes sinto entre tanto que só eu e tu existimos.« („Einziges Wesen! Unvergleichliche Frau, der ich im Hochergufs der Zärtlichkeit den Namen meiner Julia gebe, obwohl ich diesen Namen verabscheue, als eine Maske, die ein Engelsgesicht verhirgt, so, wie ich Dich denke, hist Du Werk der Phantasie, oder der Natur? Traum oder Wirklichkeit? Wunsch oder Prophezeihung? Dazu verdammt, nicht zu wissen, ob Du existirst, fühle ich wenigstens, dafs nur ich und Du existiren") u. s. w. Wer erkennt hier nicht den südlichen Feuergeist, der Alles auf die höchste Spitze stellt, und selbst die Klippe des Widersprechenden nicht scheuet? Armer de Castilho, armer Leopardi — auch er blind — wie bedaure ich euch! Saunderson war doch nur des Vergnügens beraubt, seine mathematischen Figuren zu sehen; Pfeffel und Gleim erblindeten erst im Alter, und liehten nicht, soviel ich weifs; aber ihr Jünglinge lieht mit der verzehrenden Gluth eurer Landsleute, und — seyd blind; seht die Geliehte nicht, die euer Herz, eure Phantasie, mit überirdischem Glanz umgiebt; sucht das reizende Bild in der weiten, ohne sie verödeten, Welt vergehens, und zweifelt zuletzt, ob nicht Zauberei oder ein schadenfroher Traum euch neckte!

F. H. Bothe.

MEDICIN.

De morbis, qui Algerii occurrunt, eorum natura et sanatione, auctore Ludovico Herrmann, Med. etc. Dr., Chirurgo assistente primario in exercitu Gallico-Africano. Herbipoli 1833. 10 *u.* 44 *S.* 8.

Der Verf., als Chirurgien aide-major bei den Militärhospitälern in Algier angestellt, berichtet in vorliegender Schrift über Algier und seine Umgebungen, das Klima und den Krankheitscharakter dieser Gegend.

Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, den Winter (die Regenzeit) und den Sommer, der sich durch ununterbrochene Hitze und Trockenheit auszeichnet. In ersterem zeigt das Thermometer 10 — 15° R., im Sommer über 30° R. Die angenehmsten Monate sind April und Oktober, in ersterem heginnt der Sommer, mit letzterem der Winter, in beiden steht das Quecksilber des Thermometers auf 20 — 21° R. Die Sommernächte sind feucht und kalt und den Soldaten besonders gefährlich. Der Ostwind herrscht im April und Oktober, im Winter der Ost, der Süd und der Nord abwechselnd, der letzte ist von Regen heglcitet, der Süd

von heitern Tagen und im Sommer von einer unerträglichen Hitze. An warmen und heifsen Schwefel-, Salz- und Stahlquellen ist kein Mangel.

Der herrschende Krankheitscharakter ist der acute, entzündliche. Chronische Krankheiten sind im Ganzen selten. Besonders leiden die Verdauungsorgane, nächst diesen die Athmungswerkzeuge, die Augen, die Ohren und die Harn bereitenden und Harn ausführenden Organe, das Gehirn und Rückenmark, das Herz und die grofsen Blutgefäfse.

Es bewährte sich ein streng entzündungswidriges Verfahren, indessen reizende und ausleerende Mittel keinen Nutzen stifteten. Wo diese letzten nicht zu entbehren sind, ist es unerläfslich, sie aus der Klasse der kühlenden Mittelsalze zu wählen.

Wechselfieber sind im Sommer besonders häufig und treten gern mit einer Entzündung des Hirns und der Leber complicirt auf. Auch sind die *febres intermitt. comatosae* hier nicht ganz seltene Erscheinungen. Die Austrocknung der diesen günstigen Sümpfe ist angeordnet und der Anfang damit gemacht. Auch bei den Wechselfiebern ist es räthlich, wegen der fast nie fehlenden Irritation edler Organe, die Kur mit entzündungswidrigen Mitteln zu beginnen und hiernächst das Chinin oder die China in Verbindung mit Opium zu reichen. Zuweilen tödten die Wechselfieber in den ersten Paroxysmen, und dann finden sich die meisten Unterleibsorgane in einem Zustande von Hypertrophie.

Algier ist das Vaterland aller Hautkrankheiten. Vor Allem zeichnen sich die Blattern mit ihren Abarten durch Bösartigkeit und ihre Folgen aus. Die Syphilis heilt leicht ohne Quecksilber. Die Wunden zeigen eine auffallende Neigung zum Brande.

Die Sterblichkeit ist besonders grofs im Sommer, namentlich in der deutschen Legion, die gleich den Schweizern überdies sehr an der Nostalgie leiden.

Aus dieser kurzen Anzeige geht hervor, dafs die Schrift manches Interessante enthält. Möge sie ein Vorläufer einer umfassenden Mittheilung über das in naturhistorischer Beziehung noch eine *Terra incognita* zu nennende Algier seyn.

Heyfelder.

N°. 53. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Pastoraltheologie. In Reden an Theologiestudierende. Von Claus Harms, Archidiak. in Kiel. In drei Büchern: 1stes B. Der Prediger; 2tes B. Der Priester; 3tes B. Der Pastor. Serva Ordinem et Ordo servabit Te. Benedictus. Mit dem Bildnisse und fac simile des Verfassers. Kiel, Univers.-Buchhandl. 1834. — Drittes Buch: Der Pastor, wie ihn die Pastoraltheologie seyn und thun lehret, hinsichtlich der besondern Seelsorge, des Schulwesens, des Armenwesens und der mehrern persönlichen Verhältnisse. Von Cl. H. u. s. w.* (XIV u. 233 S.)

Warum hat uns der liebe Mann so lange warten lassen? Die beiden ersten Bücher (s. unsere Anzeige in den Heidelb. Jahrbb. 1832. No. 27. S. 427.) erschienen 1830 und 1831, also bereits vor drei Jahren. Doch um desto willkommner ist uns dieses Buch, welches lehrt, wie das geistliche Leben in den weltlichen Verhältnissen durch den Pastor in seinem Amt gefördert werde. Der Verfasser ist derselbe, der den Prediger und Priester in jenen ersten Theilen darstellt, derselbe, den ganz Deutschland besonders in seinen gedruckten Predigten schon von längst her und noch neuerdings *) kennt und liebt, derselbe ist er auch hier in seiner Eigenthümlichkeit wie in seiner evangelischen Kraft. Wir wollen die dreizehn Reden dieses Buches nach einander lesen.

Erste Rede. Jemandes Urtheil über die Nutzbarkeit des Predigtamts, worin sie nicht und worin sie bestehe. Der Begriff eines Pastors. Ob Prediger, Priester und Pastor nicht drei unverhundene Aemter seyn sollten? Uebersicht des Pastorengebiets. Jenes Urtheil will nicht viel auf das Reden von der Kanzel geben, wenn nicht der Prediger sein Amt durch die Seelsorge nutzbar macht. H. stimmt bei, nicht ohne einen frohen Zuruf, da es jetzt auf dem Kirchenacker besser aussehe, als damals 1806: »Freunde, Sie fahren unter günstigeren Vorzeichen aus, als ich und meine Altersgenossen ausgefahren sind.« Er berührt das Viele, was der Pastor zu thun hat: die kirchlichen Verrichtungen, Seelsorge, Schulaufsicht, Armenwesen, Administrationsgeschäfte u. s. w. — ein grofses, nicht gerade abgemessenes Feld. »Ob es

*) Auf seine Predigten von der Erlösung und Heiligung sind nun auch erschienen: Von der Schöpfung, neun Predigten von Archid. Harms, „welche mit jenen eine Trilogie bilden."

da nicht besser wäre, das Amt zu theilen, so, dafs Prediger, Priester und Pastoren auch verschiedene Personen würden?« Er meint: Ja. »Ich hoffe,« sagt er, »dafs Sie noch werden in unserer Kirche neben den *pastoribus loci*, auch *pastores ducatus, regionis, regni* sehen — doch das ist's eigentlich nicht, was ich meine, sondern: der soll Prediger seyn und sonst nichts, Priester der, und weder Prediger noch Pastor, der aber allein Pastor. Was sagen Sie dazu?« Wir sagen: Der Gedanke ist so gefafst neu, und verdient erwogen zu werden, wenn gleich Viele alsobald den Kopf dazu schütteln mögen, wie auch unser Harms selbst schon wegen obigen Urtheils zu thun scheint, und nun ausdrücklich hinzusetzt: »Indefs, Lieben, ich will's nicht darauf anlegen, Sie zu Radicalreformers zu machen — — seine Vortheile hat es auch, keine geringen, wenn jetzt die drei Aemter mit einander verbunden sind — um nur Einen zu nennen, die gegenwärtige Verbundenheit schützt vor Einseitigkeit.« — Diese erste Rede giebt nur eine Uebersicht über die Sphäre eines Pastors, der den Werth nicht aus seinem Begriffe construirt. »Nach Begriffen, oder gar nach Einem Begriffe, meint er, geht's nimmer an, sey's ein bildlicher oder ein eigentlicher;« und so nimmt er weder ein Systematisiren der Abtheilungen nach Kaiser an, noch mit Hüffell den gesellschaftlichen Verband als das Princip und dessen Eintheilung in Kirchenregiment und Seelsorge, noch irgend ein anders. Allerdings sucht man in allen bisher erschienenen Lehrbüchern vergeblich ein durchgreifendes Princip mit einem befriedigenden Theilungsgrund; auch das reichhaltige Lehrbuch von Köster beweiset augenscheinlich, wie dem Logischen der Eintheilung das Praktische einer Pastorallehre gar sehr widerstrebt. Gleichwohl dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, wenigstens nicht die Annäherung zur wissenschaftlichen Haltung.

Zweite Rede. Einreden: Keine Zeit dazu, keine Lust, kein Geschick, die Gefahr des Verbauerns, die Besorgnifs, sein Ansehen zu verlieren. Geschätzter Werth der Pastoraltheologie. Predigerseminarien. Die Sprache, die der Pastor spricht. Freie Sprache. Die Einreden sind in gemüthlicher, fast humoristischer Weise beseitigt. Der wissenschaftlichen Belehrung über die Pastoralthätigkeit läfst H. Gerechtigkeit widerfahren, wobei er an sein früher gesprochenes Wort erinnert, und dann ein Urtheil hinzufügt, das wir ganz in diese Blätter aufzunehmen uns gedrungen fühlen, weil es eben so sehr zeitgemäfs als beherzigungswerth ist.

»In das Lob der Pastoraltheologie, wie man es zu sprechen, auszurufen pflegt, in dieses laute und ungemessene Lob kann ich nicht einstimmen, so wenig wie in die selbst auf Landtagen gemachten dringenden Anträge, dafs besondere Predigerseminarien errichtet werden. Man hat sich so ausgelassen über den Werth der Pastoraltheologie, als wenn jemand ohne sie sein Lebtag im Finstern tappte, und wüfste auch nicht, was rechts und links wäre. Das ist zu stark gesprochen. — — Die Alten standen in Einer Hinsicht in einem grofsen Vortheil gegen uns, in dem Vortheil, sie wurden von dem Amte geführt, wir hingegen müssen das Amt führen. O, wer sich nur recht ins Amt versetzt, versenkt! — — Ein Predigerseminar, auch soweit es kein bloſser Anbau von ein, zwei Fach an die Universität, sondern wirklich ein pastoralisches Institut ist — nun wenn man es haben kann, mag es gar nicht übel seyn, einige Zeit als Zögling und selbst als Züchtling darin zu leben. Sie N, und Sie und Ihrer Mehrere, haben Sie in ein solches Seminar hineingesehen? Theilen Sie uns etwas davon mit. Aber wenn ich anders die gedruckten Lobreden richtig verstehe, so sind es die Uebungen vornämlich, die eignen Uebungen der Zöglinge wie in den Amtshandlungen, die ein unordinirter Candidat verrichten kann, so in der Seelsorge, in der Behandlung der Seelen, worauf es in einem solchen Seminar abgesehen ist, und da kann ich mich nicht entbrechen zu sagen: So eine Seele in die Kur nehmen, um sich an ihr zu üben, gleichwie der medicinische Candidat sich in einem Klinikum an einem ihm zugewiesenen Kranken unter Aufsicht des Herrn Hofraths übt, das ist eine Mifshandlung. Schon schlimm genug, dafs Uebungspredigten, Uebungskatechisationen unter Beisitz eines Professors gehalten werden müssen, ist nicht wohl abzuändern — aber einen Traurigen trösten, um sich im Trösten zu üben, einem Säufer, einem Spieler, einem Ausschweifenden Vorstellungen machen, dafs er sich bekehre, um sich zu üben in der Bekehrungskunst und sich zu versuchen in solcher Kunst, nein, wer tritt davon nicht zurück! wer mag einen Andern dazu gebrauchen und sich selber und den heiligen Stoff dazu brauchen!« Hierauf wendet der Verf. das Urtheil ab, das Rosenkranz in seiner Encyklopädie, über die Pastoraltheologie fällt, als sey sie »eine Anweisung in einer nützlichen salbungsvollen Heuchelei, ein System kleinlicher, die herzliche Hingebung tödtender Pfiffigkeiten,« und wendet es auf das Predigerseminar an: »wiefern dasselbe die sogenannten praktischen Uebungen in

der Seelsorge anstellen läfst und diese leitet, so geben wir ihm (jenem Urtheil von R.) mit lautem Munde Beifall, „es ist die wahre Anleitung zum Pfaffenthum, jedoch von der Pastoraltheologie gesagt, müssen wir uns ein solches Urtheil über sie stark verbitten. Und worin der Unterschied denn stecke zwischen einer Pastoraltheologie und einem Predigerseminar, insofern dieses die genannten Uebungen mithefasset? Darin eben, dafs sie diese Uebungen nicht exercirt, auch in schriftlich eingereichten Gebeten, Anreden und Unterredungen nicht einmal, und auch nicht vormacht, um der Heiligkeit des Stoffes willen nicht. Aber: sich sagen oder darauf führen lassen, was es auf dem Pastorengebiet zu thun gebe, dieses, jenes, mit den Menschen, auf welche man wirken soll, als Gattung, nicht als mit Individuen bekannt machen, und sich bekannt machen lassen, Mifswege und Mifsgriffe zeigen und sehen, den Pastor selber, den idealischen, der die rechten Wege geht und richtig angreift, wie völlig und rein er sich auf unser Wort darstellen will, den zeigen und sehen, und ihn ansehend uns sagen: Gleiche diesem! wie das die Pastoraltheologie thut, zu thun versucht: nein, Rosenkranz, nein, das ist kein Anfang des Pfaffenthums, ist keine Anweisung zur Heuchelei, ist nützlich, wir sagen nicht: ist nöthig, sondern nur, ist nützlich dem älteren Prediger noch und besonders dem jüngern und dem, der erst Prediger werden soll, wenn er so von der Pastoraltheologie geleitet — — in sein Amt tritt. Lassen wir auch, wie seit vielen Jahren geschehen ist, diese Disciplin fernerhin auf der Universität vortragen. Warum da nicht? Was macht man sich für abscheuliche Vorstellungen von einem rüden, gottvergessenen Studentenleben, das erst in eine Klosterzucht zu bringen sey und durch fromme Uebungen zu bearbeiten, ehe es ein geeigneter Boden würde, um Pastorallehren aufzunehmen! Meine Freunde, ich mufs wohl sprechen und zeugen von Ihnen, denn Sie können Selber nicht schicklicherweise von Sich sprechen, ich denn mit diesen Worten: Kommt, ihr Eingenommenen, ihr nach Hörensagen Urtheilenden, ihr über Einen Kamm alle Scherenden, kommt und suchet Theologiestudirende in der Kirche, ihr werdet sie da finden! und wenn ich euch das Confitentenregister aufschlage, so werdet ihr manchen Namen eines Studirenden lesen! und was ich wohl noch mehr sagen könnte, das lieber zu euch privatissime. Der Schwierigkeiten, welche die Errichtung eines Seminars hat, und der Bedenklichkeiten mancherlei Art, welche wider ein solches In-

stitut sich erheben, schon in Mehrern sich erhoben haben, nicht weiter zu erwähnen, geht man auch in unserm Lande (im Holstein'schen) gar nicht damit um, aufser dafs im Kieler Correspondenzblatt einmal, zugleich unter der Vertröstung auf die bald ins Leben tretende landständische Verfassung, dessen gedacht worden ist. Wo noch am füglichsten, wenn auf der Universität nicht, das Pastorale gelehrt, oder vielmehr, wo es gelernt werden könnte, das wäre: bei einem Prediger, im Umgang mit dem, der sich als ein musterhafter Pastor weist und sich vielseitig zu weisen die Praxis in seiner Gemeinde hat. Wohl, wem von Ihnen die Gelegenheit dazu nahe kommt, der ergreife sie! Ich bin der glückliche Candidat gewesen. Indefs von gröfserem Nutzen wird jedem Candidaten diese gute Gelegenheit alsdann seyn, wenn er schon manches Was und Wie auf der Universität sich hat vorstellen lassen. Es gilt auch in diesem Fall, was in so vielen: Wer da hat, dem wird gegeben, dafs er die Fülle habe. Die Fülle zur vollen Genüge? Man bleibt ein Schüler sein Lebenlang und keiner hat je ausstudirt, ich nicht, Sie nicht."

Ref. hat diese ganze Stelle hierher gesetzt, weil sie Wort für Wort das sagt, was er, das Lokale und Persönliche ausgenommen, bei dieser Gelegenheit aus reifer Ueberzeugung hier sagen wollte, auch theilweise anderswo gesagt hat, und was grade jetzt laut gesagt werden mufs. Wir übergehen das Uebrige dieser Rede, weil er sich auf das Provinzielle der Sprache bezieht, und weniger auf andere Gegenden anwendbar ist.

Dritte Rede. Die durch unser öffentliches Amt nicht erreicht werden, Entferntwohnende, Schwache, Kranke. Bücher, Betstunden, Besuche. Gefangene. Die sich unserm Amt willkührlich entziehen, Unkirchliche, deren Zahl, verschiedene Ursachen: ökonomische, sociale, ästhetische, intellectuelle, dogmatische, moralische. — Vierte Rede. Physische Ursachen. Gemüthskranke. Wahnsinnige. Ob sie häufiger zu unserer Zeit. Vorbauende Heilmittel: Vernunft und Glauben. Magisches Einwirken. Aerzte. — Fünfte Rede. Die durch unser öffentliches Amt nicht befriedigt werden, in wissenschaftlicher, in erbaulicher, in moralischer Hinsicht. Bei denen wegen besondrer Vorfälle ein besonderer Zuspruch nöthig ist oder erwartet wird. Friedenstiften. Die durch unser öffentliches Amt nicht genug behütet werden. Leset

das, Ihr jungen Theologen — und Ihr älteren — was Euch hier ein Geistlicher, der das Volk und das Christenthum kennt, aus dem Leben sagt und räth, es wird Euch die Wege Eurer Seelsorge zeigen, auf welchen Ihr christlich, ohne Euch z. B. in die Arzneikunde einzulassen und grade einer *Medicina clericalis* zu bedürfen, den Leibes- wie den Seelenkranken in das christliche Leben erwecken oder stärken möget. Er redet an Euer Gewissen, z. B auch, dafs Ihr die Gefangenen nicht, so gewöhnlich es auch geschieht, vernachlässigen sollt. Er giebt den rechten Rath, nämlich von innen heraus das Krankhafte aus dem kirchlichen Leben wegzubannen, nicht mit irgend einer Art von äusserem Bann, und lehrt Euch die Ursachen richtiger beurtheilen, uls die gemeinen Entschuldigungen wollen. Ref. findet nur einen Satz in der 3ten Rede zu hart ausgedrückt: „dafs ein offenbarungsgläubiges Pfarrkind einen vernunftgläubigen Prediger nicht hört, finden wir ganz in der Ordnung, möchten gar nicht rathen, ihn zu hören (?), schon aus dem Grunde, weil ein solcher Prediger doch nichts Hörenswürdiges vortrugen kann.“ Warum nicht? fragen wir. Läfst sich doch überall, auch wo in der Dürre das christliche Leben erstorben scheint, noch ein Hauch seines Geistes verspüren; und darum giebt sogar ein Prediger, der ganz in der Rationalisterei denkt und in der Schöngeisterei gefällt, selbst dem ächt gläubigen Christen noch Hörenswürdiges. Ueberdies wird unser H. selbst nicht wollen, dafs durch solches Kritisiren die Kirchen gar von den frommen Hörern verlassen werden. — Die 4te Rede, welche von der Behandlung der Seelenkranken spricht, und auf die Ursachen, dafs ihre Zahl zunimmt, wie man bemerken will, so wie auf das gründlichste Vorbauungs- und Heilmittel hinweiset, wünschen wir nicht blos von Geistlichen, sondern auch von Aerzten, auch von vielen andern verständigen Männern und Frauen gelesen, wenn sie gleich nur Winke darin finden. Sie werden sich dann wohl auch mit der Meinung des Verfs. von einem magischen »Einflufs,“ wie er ihn nennt, aussöhnen. — In der 5ten Rede spricht der Verf. auch von den Conventikeln, und läfst ihnen ihren Werth, unter der Bedingung verständiger Gesetze, räth jedoch dem Geistlichen vom Conventikelhalten in seinem oder in eines Andern Hause ab, weil ihm der »reine Gewinn solcher Stunden viel Nachtheiliges hinter sich her zu ziehen« scheine. Aechte Regeln der Pastoralklugheit giebt auch diese Rede, und zugleich spricht sie in das Gewissen, z. B.: »Ob nicht Mancher ein verlorner Sohn geworden seyn

mag, der es nicht geworden wäre, Mancher ins Zuchthaus gekommen ist, oder auf dem Richtplatz geendet hat, der seiner Familie Ehre und seinem Prediger Freude gemacht hätte, wenn sein Prediger sich mehr und früher sein angenommen hätte? Es falle dies Wort auf Ihre Seele als ein Gottcswort!« Hierauf noch einige wichtige Erinnerungen von Seiten des Criminalwesens für die noch vermifste Wirksamkeit des Geistlichen zur Verminderung der Verbrechen.

Sechste Rede. Ueber das Schulwesen. Das Studium der Schulwissenschaften. Woher die Prediger Schulaufseher seyen. Wie es steht mit den Schulen. Vergleichung zwischen dem gegenwärtigen und vormaligen innern Zustand der Schulen. Woher nicht so gut, wie man erwarten sollte. Eine Ermahnung und zwei Warnungen in Betreff der Schulinspection. Ein ultraischer Gebrauch eines Gleichnisses. — Siebente Rede. Das Schulwesen, Fortsetzung. Die Theilnahme an der Besetzung, die Gesichtspunkte bei Schulvisitationen u. a. m. »Dafs die Schule ihrem Ursprung nach gänzlich und ihrem Zweck nach zum bedeutenden Theil ein Institut der Kirche sey,« und dafs aus weiteren Gründen der Prediger des Orts der beständige Schulinspector sey, wird mit Recht ausdrücklich vorangestellt. Der Geistliche mufs also der Schulwissenschaften kundig seyn, und das kann er leicht werden. Nebenbei wird das Nachdenken darauf gelenkt, dafs »die Schulen im Allgemeinen dasjenige nicht leisten, was man sich vor ein dreifsig Jahren und weiter zurück davon versprach und mit Stimmen im Prophetenton versprechen liefs. Nicht einmal in wissenschaftlicher Hinsicht sind die gemachten Hoffnungen erfüllt worden, geschweige in moralischer und religiöser Hinsicht. Man verhiefs ja binnen Kurzem eine gänzliche Wiedergeburt unsers Volks mittelst der Schulen, und es ist einestheils nur ein wenig besser, anderntheils merklich schlechter mit der Jugend geworden.« Der Verf. verkennt nicht die Verbesserungen der Schulen in diesem und jenem, aber was dabei schlechter geworden, wenn er auch bei dem Abwägen etwas zu viel auf diese Wagschale legt, — möge er es den Geistlichen zur Besserung des nächsten Zeitalters zu Dank gesagt haben! Wahr ist es doch: — »so gehorsam nicht wie ehemals, und viel weniger fromm;« — und gerechter Weise merkt er noch an, »dafs an der verminderten Moralität und Religiosität der Schuljugend die Schule nicht allein

schuldig ist, sondern nur mit schuldig.« Wie er sich über das Vielerlei in den Lectionsplanen, über das Zuviel- und das Zuwenig-Thun der Schulinspectoren, über das Gleichnifs vom Bäumchen u. s. w. erklärt, brauchen wir weiter nicht zu bemerken. Schön und wahr gesprochen ist es: »Ein guter Schullehrer ist der Engel in einem Dorf;« was aber ein guter hier heifse? nicht eben der in einem modernen Seminarium zugestutzte. Auch ein starkes Wort über die gewöhnlichen Lesebücher: — »läppisch, täppisch alle mit einander und sich gleich wie ein Ei dem andern.« Indessen möchten wir doch sehen, wie das ausfallen würde, das uns ein solcher scharfer Beurtheiler selbst gäbe. Einiges von der Aufsicht des Geistlichen über die Gelehrtenschulen und die Nothwendigkeit eines besseren Religionsunterrichts; auch guter Rath, wie der Pfarrer für die Fortbildung des Schullehrers sorgen, und das auch durch Umgang, der jedoch die Grenze nicht überschreitet.

Achte Rede. Vom Armenwesen. Uebergang. Ursachen der Armuth. Was ein Prediger für sich allein hinsichtlich der Armen thut. Was mit Andern: Armensetzung, Vertheilung, andre Geschäfte, besonders Aufsicht. Armenschulen. Freie Verwaltung eines Legats. Aufsicht. „Einer der Schulzwecke soll es seyn, der überhandnehmenden Verarmung zu steuern, durch moralische Besserung der Menschen.« Hier wird einer der wichtigsten Gegenstände unserer Zeit berührt, der so eben auch den grofsen Staatsmann Brougham in dem englischen Parlament beschäftigt hat; und er wird von unserm Harms mit derselben Erinnerung, welche dort vorgekommen, begleitet aber im rechten Punkt erfafst, indem er sagt: »Von unsern Schulen, wie sie sind, erwarte ich hinsichtlich der moralischen Besserung gar nichts. Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w., *incitamenta* und *fermenta malorum* sind's, wenn nicht zugleich das *agens* und *regens* der Gottesfurcht den Kindern mitgegeben wird, und letzteres geschieht weniger in unseren Tagen als in den Tagen der Väter.« Höre man den Verf. nur noch weiter, und man wird ihm nicht schuld geben, dafs er das Gute dabei übersehe. — Die Armen möge der Prediger aus ihrer Versunkenheit herauf holen, welches schon durch freundliches Sprechen mit ihnen geschieht. Mit materiellen Gaben wird er sie wohl auch mitunter erfreuen können; »sonst möchte es wohl eine Regel seyn, dafs wir die Armen nicht gewöhnen, von uns Geistlichen andre Gaben zu empfangen als geistliche.«

Wenn gleich zunächst für des Verfs. Gegenden sein Rath gilt, so giebt er doch dabei beherzigungswerthe Winke auch für die Geistlichen überhaupt, z. B.: »Mit einigen Weltsachen mufs der Pastor freilich zu thun haben, auf dafs er seinen Weltverstand bewahre, allein diefs wird doch nur gar zu leicht einem Prediger zu viel, sein Amt mufs darunter leiden, sein Studium und auch seine Seele.« Der Verf. giebt hiermit auch noch weiter in die Geschäftsführung ein, in welche jetzt nur zu viel der Geistliche gezogen zu werden pflegt, möchte er nur noch weiter eingegangen seyn, was er selbst in der folgenden Rede wünscht und entschuldigt.

Neunte Rede. Von den persönlichen Amtsverhältnissen. Personen, die der Pastor beaufsichtigt, beauftragt, in mehrern Beziehungen untergeordnete: Küster, Klingelbeutelträger, Todtengräber, — Kirchenjuraten (d. i. Kirchenbaumeister), Schulvorsteher; Hebamme. — Zehnte Rede. Von den collegialischen Verhältnissen, die engern ministeriellen Mithelfer, Presbyterium. Collegen, Pastor und Diakonus. Geschäfte. Ob es nicht besser, keinen Collegen zu haben. Dodekalog. Die weitern administrativen und judiciellen Verhältnisse. Testamente machen. Die superordinirten Verhältnisse. Man sieht, wie der Verf. auch nichts Kleines aufser Acht läfst, wo dem Geistlichen Rath zu ertheilen ist. Seine Idee über ein Presbyterium, das »aus einer Zahl von Mithelfern, die aus den gottesfürchtigen und angesehensten Kirchspielsleuten gewählt sind,« bestehe, ist nicht zu übersehen. Dafs sie ausführbar und nützlich sey, hat Ref. in seinen Pfarrämtern einst selbst erfahren, wo er auf denselben Gedanken kam, und wo sich, grade so, wie der Verf. von sich bekennt, auch ihm »sein Selbstgefühl darüber empörte, dafs es eine Behörde geben soll, die mich bewacht,« als welche die Kirchenältesten angesehen wurden. Es ist freilich etwas der Art nöthig; wie es nun einmal ist, auch mit den Geistlichen und ihrer Amtsführung, kann diese Art von Bewachung nicht entbehrt, aber sie kann zu jenem edleren Verhältnifs erhöht werden. Auch über das collegialische sagt er Beherzigungswerthes, was bei dem alten Wunsch *officium sine collega!* trösten kann, und welches die Vortheile der Gemeinde seyen, wenn sie mehrere Prediger hat. »Für eine Theilung der Geschäfte, nach Art der Geschäfte, kann ich nicht sprechen — bemerkt er — und noch

weniger für eine Theilung der Gemeinde, chorographisch, aus Gründen nicht, die ziemlich hoch liegen. Dieser eine Grund wider das letzte liegt ganz oben: Es hebt den Begriff einer Gemeinde auf. Die beiden Collegen müssen Frieden halten.« Nur ist das Müssen so ein Ding! Wir setzen noch den weitern Ausspruch hierher: »Jung und Alt gehören zusammen, d. h. ein Repräsentant des Stabilen und des Mobilen, der Theorie und der Praxis, der Orthodoxie und der Heterodoxie, der Weile und der Eile, des Engels Gabriel und des Pflegevaters Joseph, des Ap. Paulus und des Ap. Johannes, und auch Jesus sandte seiner Jünger zween.« Sein Dodekalog besteht in 12 äufserlichen Regeln für die collegialischen Verhältnisse, unter welchen sich keine unbewährt erwiesen wird, wenn sie gleich im Anfang Manchem nicht zusagen sollte. In diesem Geiste läfst der Verf. das Verhalten gegen Vorgesetzte und in äufseren Dingen richtig abmessen, und was die (in unsern Zeiten allzubeliebten) administrativen Thätigkeiten des Pfarrers betrifft, so wiederholen wir gerne seine Warnung: »Werfen Sie sich nicht zu sehr in dieses Fach. Es ist anziehend, verlockend. Man ist beschäftigt und der Geist *bleibt* unangestrengt, das kommt auch dem Körper zu statten; man giebt sich ein Ansehen in der Versammlung und bekommt den Dank der Commune, wohlfeil erlangt.«

Elfte Rede. Die häuslichen Verhältnisse. Sich verheirathen oder unverheirathet bleiben. Sich mehrmals verheirathen. Ein Haus machen, grofse Gesellschaften. Der kleine Umgang oder die Besuche. Die Correspondenz. Kurz und gut sind die Gründe gegen den Cölibat gesagt, und mit folgendem geschlossen: »Geboten oder wenigstens sehr zu rathen ist dem Prediger ehelich zu seyn noch aus diesem Grunde, auf dafs er habe ein Haus vorzustellen und sein Haus, daran die Gemeinde ein Vorbild sehe häuslichen Friedens und Fleifses, häuslichea Frömmigkeit und Ehrbarkeit.« Doch werden auch die Entgegnungen nicht übersehen, und dafs wider die Musterhaftigkeit des Predigerhauses die Erfahrung sehr stark spreche, »es wäre denn gemeint, dafs man sähe, wie die Ehe nicht geführt, die Kinderzucht nicht geübt, der Hausstand nicht regiert werden müsse.« Nach Abwägung des Für und Wider, läfst der Verf. sogar mit einigen päpstlichen Autoritäten das erste siegen, und es mufs allerdings siegen, allein wir hätten hierbei doch wenigstens noch das zur völligen Begründung gewünscht, dafs jene Uebel, welche man in der Ehe

des Geistlichen für seine Amtswirksamkeit finden will, bei einer christlichen Ehe völlig schwinden, und dafs eine solche recht eigentlich die des Pfarrers seyn solle und — seyn könne. Was die Ueberschrift dieser Rede weiter anzeigt, darüber spricht der Verf. mit Kunde und Humor, wenn gleich nur andeutend, doch zurechtweisend.

Zwölfte Rede. Unser literärisches Leben. Bewahren des Gelernten. Es wird zu wenig Gebrauch in unsern Predigten von den gelehrten Kenntnissen gemacht. Hinzulernen. Humaniora. Wie man das Fortstudieren angreift. Arbeitsordnung. Unterricht geben. Landwirthschaft treiben, Verhauern, Verbürgern. „O, unter allen Umständen haben wir Ursache wacker zu seyn, dafs wir nicht literärisch sterben. — Es besteht aber das literärische Leben in diesen beiden, im Bewahren des schon Gelernten und im steten Zulernen.“ Wenn der Leser auch nicht ohne Beschränkung dem Verf. in diesem oder jenem beistimmt, so wird er doch seinen Winken dankbar nachdenken. Was für und wider das (vollständige) Unterrichten, selbst auch der eignen Söhne erinnert wird, ist aus der Erfahrung genommen. Der Punkt der Landwirthschaft ist zwar ebenfalls nur berührt, aber im rechten Punkt. „Es ist auch hier nicht allein die Zeit anzuschlagen, die auf den Feldern, in den Ställen — auf den Vieh- und andern Märkten zugebracht wird, das möchte noch das Unerheblichere seyn“ (und doch sehr erheblich!). „Die Seele, der Sinn, l. Fr., der Sinn wird so leicht von der Landwirthschaft erfüllt. — — Wetter, Kornpreise u. s. w. fordern Aufmerksamkeit, machen Sorgen, trüben die Seele, reifsen aus seinem Leben den Geist heraus. Ich spreche von einer bedeutendern Landwirthschaft u. s. w. Doch ist auch mit nichten in Abrede zu stellen, es läfst sich eine mäfsige Wirthschaft treiben so, dafs Prediger, Priester, Pastor sich wohl erhalten dabei u. s. w. Ich schliefse aber mit der Warnung: ebensowohl als verbauern kann der Prediger in Flecken und Städten mit Frau und Kindern auch verbürgern, und ich weifs nicht, welche Gefahr die gröfsere sey u. s. w., beides ist verweltlicht, entgeistlicht.“

Dreizehnte Rede. Der Candidatenstand. Lang, kurz, wie abzukürzen? Hauslehrer oder Prädikant? Schullehrer oder Particulier? Verschiedenheit der Predigerstellen. Göttliche Berufung. Die Bewerbung. Der Meldungsbrief. Amtsveränderungen. Nie-

derlegung des Amts. Cebes Gemälde. Viel Lokales, bei diesem aber viel, das überall gelten soll, z. B. der richtige Begriff über *vocatio divina*, und das nicht einseitige Urtheil über Amtsveränderung.

Das Buch enthält in diesen wenigen Bogen doch alles, woran eine Pastorallehre zu denken hat, und wenn gleich meist nur Andeutungen, doch überall das Eine und tiefe Princip, das klar hervorspricht, das wahrhaft christliche, und giebt hiermit „gute Lehren,“ wie der Verf. mit vollem Rechte sagen durfte. Seine originelle Darstellungsart, seine ausgewählte Belesenheit, und seine gemüthvolle Ansprache unterhalten Geist und Herz des Lesers, und nicht blos des Mannes vom Fach. Ref. fühlte sich manchmal in die Stimmung zurückversetzt, worin er einst in der Begeisterung seines geistlichen Lehramts den christlichen Religionslehrer in seinem moralischen Daseyn und Wirken (i. J. 1798—1800.) schrieb, und freute sich hier Manches zu finden, was er damals nur bestimmter, richtiger, entschiedener hatte sagen sollen. Die Pastorallehre von Harms in ihren drei Büchern gehört in dieser Literatur gewifs unter die lehrreichsten, ja es erscheint in derselben ein wahrer Fortschritt der praktischen Theologie, und wenn gleich in keiner systematischen Form, doch eben recht für die Wissenschaft.

---

2) *Das Gebet des Herrn. Predigten von J. G. Zimmer, Consistorialrath und Pfarrer der deutschen evang. reform. Gemeinde zu Frankfurt a. M. Daselbst bei Sauerländer*, 1834. 12. (198 *S.*)

Zufällig kam Ref. zu der Lektüre dieser kleinen Predigtsammlung unmittelbar nach dem eben angezeigten Buche, und er findet nun in derselben einen Beleg zu den Grundsätzen eben dieses Buches, so wie in der ganzen Wirksamkeit ihres würdigen Verfassers, und so möge sich denn eine kurze Anzeige dieser Sammlung an die obige anschliefsen. Das Gebet des Herrn ist eine unversieghare Quelle wie für das innere Leben jedes Christen, so für die Belehrung von der Kanzel. Wie man in dem Christenthum älter wird, mag man lieber dieses Gebet beten, und wie der Prediger tiefer in das christliche Leben einschaut, mag er auch den Sinn diesrs Gebets tiefer aufschliefsen. Dafs Luther hierin voransteht, ist vielleicht nicht Allen so bekannt geworden, wie die vorliegenden Predigten es von dem Verf. bezeugen, und auch Luther wurde durch Erklärungen dieses Gebets, die aus

alter Zeit der Kirche sich erhalten haben, zu den seinigen geführt. Wenn gleich einfach doch tief, und im edleren, christlichen Sinne populär, entwickelt Hr. CR. Z. in 9 Predigten den Inhalt zum richtigen Verstand und zum Leben im Reiche Gottes. Denn durch dieses Reich kann doch nur allein das Heil der Menschheit kommen, wie es in einer dieser Predigten gesagt ist: „Was auch sonst geschehen möge durch die Rathschläge der weltlichen Machthaber und ihrer Gesandten, durch Gesetze und Staatseinrichtungen, was auch sonst durch mancherlei äufsere Mittel geschehen möge zur Verbesserung der Weltlage, zur Herstellung und Begründung eines wünschenswerthen Zustandes der Völker, das kann der Noth doch nimmermehr abhelfen, und kann nicht einmal dem äufsern Uebel steuern, viel weniger wahres Glück gewähren, wenn nicht die Hauptsache geschieht, wenn nicht das Reich Gottes kommt, wenn nicht Alle, Hohe und Niedere, Herrscher und Beherrschte, im Glauben an Jesum Christum, sich diesem unterwerfen, und seiner höhern Segnungen theilhaftig werden, die allein nur die unruhigen Gemüther stillen und die sehnsüchtigen Herzen befriedigen können.«

Schwarz.

Bonn, bei Eduard Weber: Die Lehre von den chemischen Heilmitteln oder Handbuch der Arzneimittellehre als Grundlage für Vorlesungen und zum Gebrauche praktischer Aerzte und Wundärzte, bearbeitet von Dr. Christoph Heinrich Ernst Bischoff, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, Ritter des kais. russ. St. Annenordens 2ter Klasse, ord. öffentlichen Lehrer der Heilmittellehre und Staats- auch Kriegsarzneiwissenschaft an der kön. preufs. Rheinuniversität zu Bonn. — 1ster Band, enthaltend Einleitung, die allgemeine Arzneimittellehre und von der besondern die 1ste Klasse der Arzneimittel, oder die Basischen Arzneikörper. gr. 8. 1825. LI u. 580 S. — 2ter Band, enthaltend die 2te Klasse der Arzneimittel, oder die neutralen Arzneikörper. 1826. XXX u. 760 S. — 3ter und letzter Band, enthaltend die 3te Klasse der Arzneimittel oder die sauren Arzneikörper. 1831. XXIII u. 780 S. — Supplementband, enthaltend des Verfs. fernere wissenschaftliche Beiträge nebst den neueren Erwerbnissen und materiellen Bereicherungen der Arzneimittellehre, auch das vollständige Register über das ganze Werk. Auch unter dem besonderen Titel: *Fernere wissenschaftliche Beiträge u. s. w. zur Nachlese für praktische Aerzte und Wundärzte.* 1834. XXXIV u. 649 S.

Obwohl die ersten Bände dieses Werks bereits in mehreren Literaturblättern und krit. Zeitschriften angezeigt und der Kritik

unterworfen worden sind, wie denn auch bereits in diesen Jahrbüchern *) eine solche von den zwei ersten Bänden erschienen ist, so möchte doch nunmehr, nachdem dieses umfassende Werk als vollendet dasteht, eine nochmalige Würdigung und umfassende Anzeige desselben nicht unpassend erscheinen. Es mufs dies um so weniger der Fall seyn, da es dem unpartheiischen, wissenschaftlich prüfenden Manne nicht entgehen kann, dafs diese verdienstliche und mühevolle Arbeit hin und wieder nicht so beurtheilt worden ist, wie sie es wirklich verdiente, dafs vielmehr gewisse Vorurtheile, einseitige Ansichten, vielleicht auch andre Motive Veranlassung gaben, dafs von mehreren Seiten her, wie es scheint, theilweise, fast nicht ohne Absicht, an diesem Werk der Tadel gewissermafsen hervorgesucht, die Fülle des Guten und praktisch Brauchbaren aber, welches es enthält, weniger gewürdigt, vielmehr mit Stillschweigen übergangen worden ist, während man zum Theil ausschliefslich den einen oder den andern theoretischen Grundsatz des Verfs. zu bestreiten suchte. Doch der Verf. hat sich gegen diese Kritiken selbst zu ritterlich vertheidigt, **) als dafs wir uns berufen fühlten, uns hierüber weiter auszusprechen. Wir beschränken uns vielmehr auf eine kurze und unpartheiische Darstellung und Würdigung dieses Werks, und glauben damit der Wissenschaft und denjenigen Kunstgenossen, welchen es noch nicht näher bekannt ist, einen Dienst zu leisten.

Wenn es wohl nicht zu leugnen ist, dafs kein anderer Zweig der Arzneikunde in neuerer Zeit eine so umfassende Ausdehnung, eine so mannichfaltige Aufhäufung von Materialien, so wie endlich auch eine so verschiedenartige Bearbeitung erfahren hat, als die Arzneimittellehre, so war es wohl an der Zeit, diese Masse neuer Entdeckungen und Erfahrungen, die sich in den letzten Jahrzehnten aufgehäuft, zu ordnen, sie den weiteren chemischen und physiologischen Erkenntnissen gemäfs systematisch zu sichten und zu läutern und sie so einer rohen Empirie entreifsend, der höheren rationellen Erkenntnifs anzueignen. Dies war im Allgemeinen die

---

*) S. Novemberheft. 1827.

**) S. zur kritischen Rüge und Verständigung für die Arzneimittellehre von Dr. Ch. H. E. Bischoff. Bonn 1828.

Wider die Mystification in der Medicin. Sendschreiben an die Versammlung deutscher Naturforscher zu Hamburg im Jahr 1830; auch als zweiter Versuch zur Verständigung über die Arzneimittellehre von Dr. Ch. H. E. Bischoff u. s. w. Bonn 1830.

Aufgabe, die sich der Verf. im vorliegenden Werk gestellt hat und zu welcher er sich als akademischer Lehrer dieses Zweigs der Heilkunde vor andern berufen fühlen mufste. In der That ein grofses Unternehmen, welches, glücklich hinaus geführt, nunmehr den ungemeinen Fleifs, die Ausdauer und die grofse Belesenheit, die es beurkundet, nur bewundern läfst. Und verdient ein solcher Fleifs, eine solche Mühe um die Wissenschaft nicht volle Anerkennung? Vermögen wir uns vielleicht mit den theoretischen Ansichten des Verfs. nicht ganz zu vereinigen, finden wir vielleicht in der Classification überhaupt, oder in der systematischen Stellung eines oder des andern Heilmittels insbesondere Einiges auszusetzen, oder glauben wir, dafs die eine oder die andere Anordnung in der systematischen Eintheilung, eine oder die andere Ansicht von der speciellen Wirkung eines Arzneimittels nicht hinreichend begründet oder bewiesen sey, — ist darum das Lobenswerthe weniger zu loben, oder wird es darum weniger verdienstlich seyn, wenn es, wie alles menschliche Beginnen, die Stufe der Vollkommenheit nicht erreicht hat? Ein so schwieriges Unternehmen konnte um so weniger als ein in sich vollendetes Ganzes zu Stande kommen, als diese Wissenschaft, wie die gesammte Arzneikunde, noch keineswegs ein vollendetes Ganzes darbietet, vielmehr fortwährend im Fortschreiten begriffen ist und auch wohl nie zu einem Stillstande und einer begrenzten Vollendung gelangen wird. Aber es ist nothwendig, von Zeit zu Zeit die Materialien zu sichten und zu ordnen, sie unter allgemeine Gesichtspunkte, unter eine allgemeine Classification zu stellen, wie sie eben der jeweilige Standpunkt der Wissenschaft erfordert, und ein solches Unternehmen ist immer der gröfsten Anerkennung werth, wenn es auch der Natur der Sache nach immer mehr oder weniger unvollkommen bleiben wird.

Bei Beurtheilung solcher Werke möchte wohl der sicherste Weg der seyn, zu sehen, ob sie, abgesehen von aller Theorie, welche, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, einem beständigen Wechsel unterworfen ist, und deshalb keinen festen Anhaltpunkt gewährt, in praktischer Beziehung das leisten, was man von ihnen erwartet, d. h. dafs sie in praktischer Beziehung belehren und dem Anfänger, wie dem erfahrnen Arzte einen sicheren Leitfaden in seinem praktischen Wirken darbieten. Und grade diese Seite, welche uns in den früheren Kritiken des vorliegenden Werks nicht genug hervorgehoben zu seyn scheint, ist es, welche ihm, unserm Ermessen nach, einen unbestreitbaren Werth giebt. Dieser

Werth aber kann nur noch erhöht werden, wenn es in wissenhaft-theoretischer Hinsicht die Reihe der verschiedenen Arzneikörper nicht etwa alphabetisch aufzählt, oder nach unwesentlichen Kennzeichen und Kriterien, oder endlich nach ihrer mehr oder weniger unbestimmten oder auch mehrseitigen Wirkungsweise aufzählt, sondern hierbei sich an einen innern wesentlichen Anhaltpunkt hält, nämlich an ihre chemische Qualität nach ihren vorwaltenden Bestandtheilen und, diese durchgehends im Auge behaltend, sie mit ihrer eigenthümlichen Wirkungsweise und der entsprechenden Reaction des Organismus in der systematischen Anordnung zu vereinbaren sucht. Dies im Allgemeinen sind die Hauptpunhte, nach welchen dieses Werk durchgeführt ist, dies die Momente, welche seine Eigenthümlichkeit darstellen, und dies endlich die Seiten, welche das Verdienstliche desselben am meisten in die Augen stellen, nämlich praktischer Nutzen und praktische Brauchbarkeit, neben wissenschaftlich begründeter Ordnung und rationeller Classification. Als eine solche aber glauben wir die von dem Verf. befolgte Anordnung und systematische Eintheilung der Arzneikörper nach ihrer chemischen Eigenthümlichkeit und der darauf begründeten mehr oder weniger deutlich in die Augen fallenden allgemeinen und speciellen Wirksamkeit auf die verschiedenen Systeme und Organe nennen zu müssen. Und gewifs, es war an der Zeit und erscheint dem fortschreitenden Wachsthume unsers chemischen Wissens ganz angemessen, diese wesentliche und ganz rationelle Basis einer systematischen Classification durchgreifend zu benutzen und mit Ernst und Mühe wenigstens den Versuch zu wagen, da es wohl dem wissenschaftlich prüfenden Manne nicht entgehen kann, dafs wir, wenn wir fortfahren, die Arzneimittel nur nach ihren gröberen sinnlichen Merkmalen zu ordnen, oder sie in empirischer Einseitigkeit lediglich nach ihrer therapeutischen Dynamik zu betrachten, wohl nie zu einer tieferen, auf die innere Wesenverschiedenheit derselben begründete Erkenntnifs gelangen.

Dieses allgemeine Urtheil vorausschickend, gehen wir nun zur speciellen Darstellung des Inhalts dieses Werks über, wobei wir es uns zum Gesetz machen, den praktischen Nutzen desselben im Auge zu behalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 54. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bischoff, Handbuch der Arzneimittellehre.

(Fortsetzung.)

Die S. 1—37. umfassende Einleitung geht von allgemeinen Ansichten über die menschliche Erkenntnifs und über die philosophische Naturbetrachtung aus zur allgemeinen Betrachtung der Arzneimittellehre, indem sie nicht sowohl ihr Verhältnifs zur gesammten Naturkunde unter allgemeine Gesichtspunkte stellt, sondern auch die allgemeinen Beziehungen ihrer Wirkungen auf den Organismus und die Reaction desselben darstellt. Der Verf. zeigt hier von vorn herein, wie sich jegliche Arzneiwirkung auf den Organismus, auf die drei bestimmten Gesetze, welche in der Wechselwirkung aller Naturkörper, sowohl der organischen, als der unorganischen, als wesentliche Momente zu bezeichnen sind, nämlich auf die Gesetze der Positivität, der Negativität und der Indifferenz zurückführen lasse. Diesen entspricht in der Thätigkeitsäufserung des Organismus die Sensibilität, die Irritabilität und in dem Gleichgewichte beider die Bildung oder Vegetation des Thierkörpers.

Diese von den elektrisch-galvanischen Gesetzen entnommenen Begriffe sind zwar schon hin und wieder mit den Wirkungen der Arzneimittel in Relation gezogen worden, doch nie in der systematischen Durchführung, wie sie der Verf. versuchte. Wenn wir auch zugeben, dafs sie bei der speciellen Wirkungsweise der einzelnen Arzneikörper in praktischer Beziehung weniger Vortheil verspricht, so ist doch nicht zu leugnen, dafs sie mit Bezug auf die damit correspondirenden Begriffe ihrer chemischen Verhältnisse, wonach sie als vorwaltend sauer, basisch oder neutral (indifferent) erscheint, für die allgemeine systematische Eintheilung der Arzneikörper einen passenden, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden, Anhaltspunkt gewährt.

Eintheilung der Heilmittel: 1) in dynamische (psychische, organische, physische), 2) in mechanische, 3) in chemische. Die dynamisch-organischen Heilmittel werden hier als an eine Mitwirkung des leiblichen Organismus gebunden definirt. Wir sind aber der Meinung, dafs hiervon auch die chemischen Heilmittel,

ja selbst die psychischen und mechanischen nicht ausgeschlossen sind, indem sich bei allen eine mehr oder weniger deutliche dynamische Wechselwirkung zwischen den Kräften des Heilmittels und der organischen Thätigkeit nachweisen läfst. Richtiger möchte daher die Eintheilung der Heilmittel in psychische und physische, und diese wieder in chemische und mechanische anzunehmen seyn. Die Definition der chemischen Heilmittel: „die mit dem Organismus einen solchen Conflict der Thätigkeit eingehen, dafs sie unter Darstellung eines Dritten mit einer Veränderung der stoffigen Qualität und der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften des Organismus begleitet sind, als Gegenstand und Aufgabe der Arzneimittellehre (Pharmacologia)" erscheint dagegen sehr bezeichnend.

Nach Angabe der Quellen der Arzneimittellehre folgt eine geschichtliche Uebersicht derselben von den ältesten Zeiten an bis zum Jahr 1824, welche sehr lehrreich ist und als eine besondere Zierde dieses Werks angesehen werden mufs. Wir finden hier nicht nur die einzelnen Thatsachen aufgeführt, wann die verschiedenen Heilmittel nach und nach bekannt und von wem sie empfohlen wurden, sondern auch gleichzeitig die verschiedenen Theorien und Ansichten erwähnt, welche über deren Wirkungsweise nach und nach herrschend geworden sind; so wie endlich die gleichzeitigen Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaft überhaupt und der Medicin insbesondere, welche auf diese Theorien zum Theil Einfluss hatten, nicht unbeachtet geblieben sind.

Die allgemeine Arzneimittellehre (von S. 153 bis 230.) begreift als Inhalt die Berührungsweise, die Wirkungsweise und die Heilungsweise der Arzneimittel in sich, an welche sich Folgerungen und Erläuterungen über die Eintheilung, welche der Verf. befolgt, anreihen.

Was zuvörderst die mechanische Berührungsweise betrifft, so kommt sie bei Betrachtung der chemischen Heilmittel weniger in Anschlag (das laufende Quecksilber, die Zinnfeile, die *Setae siliquae hirsutae*, die Hagenbuttenkörner, als rein mechanisch wirkend, gehören, streng genommen, nicht unter die chemischen Arzneimittel, eher noch die einhüllenden schleimigen Mittel und fetten Oele). Desto wichtiger ist die chemische Berührung, welche, obwohl bei allen anzunehmen, doch nur bei wenigen Mitteln sichtbar deutlich in die Augen fällt. Die chemische Berührung aber bildet, mit der Reaction des lebenden Körpers

gegen dieselbe vereinigt, und während die letztere immer die Oberherrschaft über die erstere behauptet, die dynamische Berührung. „Diese Gegenwirkung des Organismus aus der Idee seines Wesens, kann in ihrem Wesen nur als Thätigkeit erkannt und daher auch keine Berührung desselben mit einem Arzneikörper anders gedacht werden, denn auch gleichzeitig eine dynamische mit der mechanischen und chemischen. Doch ist die eine oder die andere Wirkungsweise bei den verschiedenen Arzneimitteln vorherrschend, z. B. die dynamische bei den narkotischen u. s. w. Hieraus ergiebt sich die nähere Bezeichnung ihrer Wirkungsweise, welche sich im Conflicte mit dem Organismus zunächst als eine polarische und elektrische bezeichnet.« Die Wirkung der Arzneimittel, indem sie auf solche Weise die Lebensthätigkeit des Organismus als ihren unzertrennlichen Faktor mit einschliefst, ist ihrem inneren Wesen nach eine organisch-dynamisch-chemische, der äufseren Erscheinung nach aber: »Veränderung der Thätigkeit und Mischung des Organismus in unzertrennter Einheit.«

Als Aufgabe und Bedürfnifs der Arzneimittellehre ergiebt sich sonach:

1) die chemische Wirkung der Arzneikörper auf die Grundfunktionen des Organismus festzustellen;

2) diese Wirkung der höhern dynamisch-elektrischen Thätigkeit im Organismus unterzuordnen;

3) endlich da, wo uns die chemische und dynamische Wirkung der Arzneimittel weniger bekannt ist, dieselbe nach Mafsgabe ihres chemischen Verhaltens und ihrer empirischen Wirkungen denen anzureihen, die in diesen Beziehungen bereits sicherer und vollständiger erkannt sind.

In Beziehung auf die chemisch-dynamische Wirkung der Arzneimittel ist besonders hervorzuheben, dafs „die positiv-elektrisch wirksamen nach ihrer chemischen Polarität zu der wesentlich basischen irritabeln Faser die negative Thätigkeit des Organismus in derselben, die negativ-elektrisch wirksamen aber, nach ihrer chemischen Polarität zu der wesentlich sauerstoffigen Nervenmasse, in deren sensiblem Leben die positive Lebensseite des Organismus« anregen. Denn, wie im chemischen Processe die + E als wesentlich sauerstoffig, die — E dagegen als basisch erscheint, so ist in dessen Wirkung auf den Organismus das Nervensystem als wesentlich sauerstoffig, das irritable System als wesentlich basisch, das Schleimgewebe endlich als neutral bestimmt.

Jede Arzneiwirkung aber, obwohl in dem einen Falle vorherrschend positiv, in dem andern vorherrschend negativ, erscheint wiederum nach absolutem Grunde und abgesehen von den verschiedenen Lebensseiten des Organismus »als eine positive d. h. eine bestimmte Seite seiner Individualität bethätigende und zugleich als eine negative d. h. eine andere Seite derselben beschränkende (verleugnende).« „Alle Mannichfaltigkeit der Arzneikörper und ihrer Wirkungen beruht sonach lediglich in der Verschiedenheit ihrer elektrischen Werthe und in der Verschiedenheit der Reaction der organischen Mischungen und Functionen, unter welcher die Arzneikörper in Wirksamkeit treten, und die Arzneikörper erscheinen nach dieser Verschiedenheit einer Seits zwar in einer continuirlichen Reihe, anderer Seits aber auch in der gröfsten Mannichfaltigkeit der Abstufungen.«

In sofern die Arzneimittel alle mehr oder weniger auf das eine oder das andere System oder Organ vorzugsweise wirken, ist diese Wirkung eine specifische zu nennen. Diese specifische Wirksamkeit tritt aber bei verschiedenen Arzneimitteln besonders stark hervor und werden hier insbesondere als *specifica* bezeichnet.

Die von S. 178—188. gegebene Erläuterung des Verfs. über die Verhältnisse der positiven und negativen Elektricität, über die allgemeinen Eigenschaften, welche der Sauerstoff als positives und der Wasserstoff als negatives Moment den Körpern überhaupt, so wie den Arzneimitteln insbesondere aufdrückt, und endlich die Beweise, warum wir das Nervensystem als positiv oder sauerstoffig und das irritable oder das Muskelsystem als negativ oder wasserstoffig zu bezeichnen gezwungen sind, während die Schleimgebilde oder die Organe der Reproduction mehr einen indifferenten Charakter haben, sind gewifs höchst geistreich und verdienen von jedem denkenden Physiologen beachtet zu werden.

Nach den weiter gegebenen Erläuterungen scheint der Verf. unter positiver Wirkung eines Arzneimittels diejenige zu verstehen, oder vielmehr sie mit derjenigen zu identificiren, welche man gewöhnlich auch die aufregende, mehrentheils primäre Wirkung nennt, unter negativer aber diejenige, welche wir häufig als die herabstimmende Wirkung oder auch als die Nachwirkung eines Mittels bezeichnen. Wie bereits bemerkt, besitzt aber jedes Arzneimittel zugleich eine positive und eine negative Wirkung, von welchen aber die eine oder die andere, je nach der vorherrschenden Beschaffenheit des Mittels, je nach der Gabe

desselben, je nach dem Zustande des Organismus und dem Grade seines Reactionsvermögens und endlich je nach der Verschiedenheit seiner primären oder secundären Wirkung prävalirt. Daraus und je nach ihrer specifischen Wirkung auf die einen oder die andern Systeme und Organe resultiren nun die für die Praxis besonders wichtigen und bezeichnenden Hauptwirkungen der verschiedenen Klassen der Arzneimittel, als eine ermunternde, belebende, als eine schwächende, erhitzende, kühlende, schweifstreibende, rothmachende, betäubende, oder narkotische, Speichelfluſs erregende, Niefsen erregende, Schleimauswurf befördernde, als eine Ekel und Brechen erregende, abführende, Harn treibende und endlich als eine Gebärmutter-Blutfluſs erregende. In Beziehung auf die Heilungsweise sind ferner zu unterscheiden: stärkende (Nervenstärkende), auflösende, schlüpfrigmachende oder einhüllende, blutreinigende, scorbutwidrige, blähungstreibende, wurmwidrige, Gries- und Steinausführende (?), beruhigende und schmerzlindernde, entzündungswidrige und krampfstillende Arzneiwirkungen.

Da übrigens diese Wirkungen der verschiedenen Arzneimittel in Beziehung auf ihre wissenschaftliche Classification einen nur sehr relativen Werth besitzen, indem ein und dasselbe Mittel je nach der Art und Weise seiner Anwendung und Gabe oft ganz verschiedene Wirkungen äufsert, so geschieht ihrer hier mehr in historischer Hinsicht Erwähnung und ohne darauf einen gröfseren Werth zu legen, als ihr etwa zur praktischen Verständigung gebühren mag.

Der Verf. setzt nun ferner aus einander, wie die Arzneimittel heilsam einwirken, d. h. bald mehr auf chemische, bald mehr auf dynamische Weise, bald unmittelbar, auf positive oder negative Weise, bald mittelbar durch Entfernung schädlicher Stoffe u. s. w.

Obwohl nun, wie der Verf. in den weiteren Erläuterungen näher auseinandersetzt, die chemische Beschaffenheit der Arzneimittel nach ihren vorzugsweise sauerstoffigen, basischen oder neutralen Eigenschaften und Wirkungen als oberster Grundsatz ihrer rationell-systematischen Eintheilungsweise dient, so ist doch hierbei ihre bestimmte Wirkungsweise auf den Organismus, welche immer mit ihren vorwaltenden chemischen Eigenschaften correspondirt, mit zu berücksichtigen. Ja bei einer nicht geringen Anzahl von Mitteln, deren chemische Qualität uns noch mehr oder weniger dunkel erscheint, kommt ihre Wirkungsweise und

ihre praktische Anwendung besonders in Betracht und reiht sie andern chemisch bereits bestimmter erkannten, in ihrer Wirkung und praktischen Anwendung ähnlichen, Heilmitteln systematisch an.

Besondere Arzneimittellehre.

Die Art und Weise, wie der Verf. die Arzneimittel in ihrer speciellen Reihenfolge darstellt, ist sehr lehrreich und deutlich gewählt. Nach Angabe des Namens und der Synonyme, so wie des Vaterlands und des systematischen Namens der Pflanzen, sind folgende Rubriken eingehalten:

1) Die Beschreibung des Arzneimittels nach seinen äufsern Merkmalen.
2) Die Bereitungsweise desselben zum medicinischen Gebrauche.
3) Die chemischen Verhältnisse desselben.
4) Die Angabe der pharmaceutischen Präparate.
5) Die allgemeine Wirkungsweise auf den Organismus.
6) Die specielle therapeutische innere und äufsere Anwendung.
7) Die Dosis und Anwendungsform nach ihrem innerlichen und äufserlichen Gebrauche.

Erste Klasse. Die negativ-elektrischen Arzneikörper von basischer Qualität. Diese umfassen die Mittel, in welchen die basischen Grundstoffe, der Wasserstoff, der Stickstoff und der Kohlenstoff „als höchste, mittlere und niedrigste Stufe des Basischen.“ Pharmakodynamisch sind die hierher gehörigen Mittel dadurch ausgezeichnet, dafs sie die sensiblen Functionen des Organismus mit der gröfsten Lebhaftigkeit auf positive Weise erregen. Auf negative Weise beschränken sie dagegen bei ihrem anhaltenden Gebrauche und in ihrer Nachwirkung das irritable Leben und den Bildungsprocefs.

Die erste Klasse umfafst nun zwölf Ordnungen, und wir finden unter diesen folgende Mittel mit ihren Gattungen und Species aufgestellt und pharmakologisch beschrieben: Das Wasserstoffgas, das thierisch-ätherische Oel (Moschus, Biebergeil u. s. w.), der Aether und die versüfsten Säuren mit ihren verschiedenen pharmaceutischen Präparaten, der Alkohol mit dem Weine, nach seiner verschiedenen chemischen Qualität, als unausgegorner (Champagner), süfser, saurer und gerbestoffiger (rother) Wein, ferner das Ammonium, das *Ammonium sulphuratum (Liquor Beguini)*, das Schwefelwasserstoffgas mit den hierher gehörigen vorzüglicheren Mineralquellen, welchen als zweckmäfsige Erläuterung eine allgemeine Uebersicht der Heilquellen oder Mineralwässer *(aquae soteriae s. minerales)* und allgemeine Be-

zeichnung des Gebrauches derselben als chemischer Heilmittel vorausgeschickt ist. Wir bemerken hier nur, dafs der Verf. die stickstoffig-geschwefelten Mineralwässer als elektronegative, als basische Arzneimittel, die neutral-salzigen und die eisenhaltigen dagegen als elektro-positive, als saure Arzneimittel, die salinisch-kalischen aber als elektrisch-indifferente und chemisch-neutrale bezeichnet, während die muriatischen nebst den bitter- und glauhersalzigen im hestimmten Mafse als Uebergänge von den letzteren zu den eisenhaltigen Säuerlingen auftreten. Nach ihrem chemischen Verhalten richtet sich denn auch ihre Wirkung auf den Organismus, also dafs die stickstoffig-geschwefelten Mineralwässer als specifische Reize für die Sensihilität, die eisenhaltigen Säuerlinge für die Irritabilität und die salinisch-kalischen für die Vegetation des Organismus anzusehen sind u. s. w. — Gelegenheitlich der Wirkungen der warmen Mineralquellen giebt der Verf. eine zweckmäfsige Auseinandersetzung der Wirkungen der Wärme überhaupt auf den lebenden Körper. Die his jetzt ziemlich allgemein angenommene und hier in einer Note nach Longchamp's Untersuchungen für Täuschung angesehene Meinung, dafs das Wasser der Thermen langsamer erkalte als künstlich erwärmtes gewöhnliches Flufswasser, möchte allerdings noch einer weiteren Prüfung zu unterwerfen seyn. Bis jetzt scheinen die darüber von Wiesbaden, Karlsbad, Baden-Baden u. s. w. hekannten Thatsachen doch zu Gunsten dieser Meinung zu sprechen. — Da ferner nach dem Verf. die Mineralwässer in Beziehung auf den Organismus nur als wesentlich chemisch-wirksame Mittel anzusehen sind, so läfst er den künstlich dargestellten Mineralwässern nach Struve und ihrer den natürlichen, wo nicht gleichen, doch sehr analogen Wirksamkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Doch warnt er zugleich, ihnen eine gleiche Wirksamkeit wie den natürlichen zuzugestehen.

Bei der speciellen Angabe der stickstoffig-geschwefelten Mineralwässer ist ihre Anwendnng als Gas- und Dampfhäder sowohl in der Form zum Einathmen, als auch in ihrer äufseren Wirkung auf die Haut vorausgeschickt.

Als zweite Gattung der VII. Ordnung (Schwefelwasserstoff) sind die schwefelwasserstoffigen mit ätherischem Oele und mit Harz unter Vermittelung von fettem Oel verbundenen Mittel bezeichnet, nämlich das *Oleum anisi sulphuratum* und das *Ol. terebinthinae sulphuratum.*

Dritte Gattung. Laugensalzige Sulphuride (Schwefellebern).

VIII. Ordnung. Stickstoffoxydulgas.

IX. Ordnung. Die ätherisches Pflanzenöl enthaltenden Arzneimittel, worunter als erste Gattung die wasserstoffig-ätherischen Oele mit drei Geschlechtern, als campherartiges, als campherartiges mit Harz und Extractivstoff und als knoblauchartiges oder schwefelwasserstoffiges ätherisches Oel enthaltende Mittel, unter welchem letzten Geschlechte auch die *Gummata ferulacea* aufgeführt sind. — Die zweite Gattung enthält die kohlenstoffig-ätherischen Oele mit folgenden Geschlechtern: Aetherisches Oel mit Extractivstoff *(Flor. chamomill., Hb. absynth., Sem. cynae);* mit Extractivstoff und Harz *(Cort. aurantior., cinnamomi, Caryophylli, Semen curvi);* mit Extractivstoff und scharfem Harze *(Piper nigr., Capsicum annuum);* mit Extractivstoff, Harz und fettem Oel *(Baccae lauri, Nux moschata, Sem. foeniculi, anisi, phellandrii aquatici etc.)* — Die dritte Gattung enthält die sauerstoffig-ätherischen Oele mit einer weniger das Nerven- als das Blutsystem erregenden Wirkung, nach vier Geschlechtern, worunter *Ol. terebinth., Bacc. juniperi, Hb. sabinae, Lign. sassafras,* der Terpentin, der *Bals. copaivae,* das *Gummi myrrhae,* die Harze, der Bernstein u. s. w. — Die vierte Gattung ist als indifferenzirtes ätherisches Oel bezeichnet und umfafst diejenigen Mittel, in welchen das ätherische Oel mit Schleim und Eiweifsstoff dergestalt verbunden ist, »dafs die dem ätherischen Oele eigenthümlich zukommende erregende Wirkung auf die höhere Nerven- und Gefäfsthätigkeit dadurch wahrhaft ausgeglichen — indifferenzirt erscheint. Das vorzüglichste Mittel dieser Gattung sind die *flor. sambuci.*

X. Ordnung. Campher und Anemonenstoff. *(Herb. pulsatillae negricantis.)* [Dieses Mittel möchte wohl zweckmäfsiger den flüchtig scharfen Arzneistoffen anzureihen seyn. Ref.]

XI. Ordnung. *Ol. aethereum empyreumaticum,* worunter drei Gattungen mit verschiedenen Geschlechtern unterschieden werden, als reines brenzlicht-ätherisches Thieröl, brenzlicht-ätherisches Thieröl mit Ammonium *(sal. volatile c. c.);* ferner als pflanzlich-brenzlicht-ätherisches Oel *(Ol. pyro-carbonicum, Ol. cerae, fuligo pini);* als pflanzlich-ätherisches Oel mit Harz *(Pix liquida, Asphaltum, Ol. succini, Colophonium);* als pflanzlich-ätherisches Oel mit Gerbestoff *(Coffea tosta, Glandes quercus tostae);* als natürlich vorkommendes brenzlich-ätherisches Oel *(Naphtha, Petroleum).* Das von Reichenbach entdeckte, viel versprechende und bereits in mehreren Zeitschriften gepriesene *Kreosot,* ein Bestandtheil

des gemeinen Rauchs, des Holzessigs und aller Arten von Theer, möchte dieser Ordnung anzureihen seyn.

XI[I] Ordnung. Der Phosphor.

Der zweite Band umfafst die zweite Klasse, die elektrisch-indifferenten Arzneikörper von neutraler Qualität.

I. Ordn. *Acidum hydrocyanicum* (unrichtig *Acid. cyanicum)* in ausführlicher Darstellung nach ihrer verschiedenen Bereitungsweise und ihrem mehrfachen Vorkommen in verschiedenen Pflanzen nebst Erwähnung der von Porret entdeckten schwefel-wasserstoffigen Blausäure, welche inzwischen bis jetzt noch nicht arzneilich benutzt ist.

II. Ordn. Die narkotischen Mittel mit festen Grundlagen, worunter als erste Gattung die milden oder rein narkotischen Mittel *(Hb. et Sem. hyoscyami, Lactucarium, Hb. et Sem. cannabis, Secale cornutum, Hb. conii maculati, Hb. et rad. Belladonnae, Hb. Cicutae virosae, Hb. et Sem. Stramon., Opium, Crocus)*; als zweite Gattung die bittergiftigen narkotischen Mittel, *Picro-toxinum (Nux vomica*, die Ignazbohne, *Sem. Cocculi, Cort. bruceae ferrugineae)*; als dritte Gattung die scharfen narkotischen Mittel *(Hb. nicotianae, Fol. Rhois toxicodendri et radicantis, Agaricus muscarius, Hb. Ledi palustris, Hb. s. folia taxi, Hb. aconiti, Cort. et fol. pruni padi, Hb. et Stip. rhododendri chrysanthi, Viscum album, quernum, Hb. digitalis purp., Stip. Dulcamarae, Rad. Veratri albi, Sem. Sabadillae)*. An diese reihen sich mehrere Mittel, welche zwar mehr unter die eigentlich scharfstoffigen Arzneien gehören, aber doch so bedeutsam die höhere sensible Einheit des Lebens zu afficiren scheinen, dafs sie dadurch den narkotischen Mitteln nicht unähnlich sind. Dahin gehören namentlich die *Grana Tiglii (Ol. crotonis)*, als das vorzüglichste Mittel der Art.

III. Ordn. Die scharfen oder scharfstoffigen Arzneikörper. Erste Gattung: Scharfes ätherisches Oel und zwar *a*) mit Schleim oder Satzmehl *(Rad. Ireos florentinae, Alismae plantaginis)*; *b*) mit Schleim und Eiweifsstoff (*Hb. Chaerophylli, Sem. Petroselini, Hb. Rad. et Sem. Apii, Turiones asparagi* u. a.); *c*) mit Harz und Extractivstoff (*Rad. Pyrethri, Pimpinellae*). — Zweite Gattung: Scharfer Extractivstoff und zwar *a*) reiner scharfer Extractivstoff (*Rad. filicis maris, Cort. Geoffroyae Jamaicensis et Surinamensis, Helmintochorton* u. a.); *b*) kratzender Extractivstoff (*Rad. Senegae, Saponariae*); *c*) scharfer Extractivstoff mit flüchtiger Beimischung (*Rad. Squillae, Rad. Sem. et Fl. Colchici, Rad. bryoniae, Hellebori*

viridis, *Hb. Fl. et Sem. Calendulae offic.*, *Rad. Paeoniae* u. a.); *d*) scharfer Extractivstoff mit Harz (*Cort. et Lig. Guajaci*, *Cort. mezerei*, *Hb. et rad. Chelidonii majoris*, *Hb. Jaceae*, *Cort. rad. granati*, *Rad. sassaparillae*, *Hb. bardanae* und viele andere weniger bekannte Pflanzen der Art. Diesen angereihet ist ferner das *Ol. Jecoris aselli*, welches inzwischen auch mit dem thierisch-brenzlichtem Oele verwandt zu seyn scheint.

Dritte Gattung. Scharfes Harz. *a*) reines scharfes Harz (*Rad. Jalappae*, *Aloe*, *Gummi Guttae*, *Euphorbium*, *Sem. Ricini communis* mit dem *Ol. ricini* (gehörte das *Ol. crotonis* nicht ebenfalls passender hierher als unter die narkotischen Mittel? Ref. konnte wenigstens bei seiner Anwendung niemals eine narkotische Wirkung desselben wahrnehmen), ferner *Colocynthis*, *Rad. et Fruct. cucumeris asinini* (*Elaterium*), *Hb. et rad. gratiolae*, *Fol. Sennae*); *b*) scharfes Harz mit Extractivstoff (*Rad. Ipecacuanhae*, *Hb. Rad. et Flor. arnicae* (gehörte wohl passender unter die Ordnung der ätherisch-öligen Mittel); *c*) scharfes campherähnliches Harz (*Cantharides*, *Meloë majalis*).

IV. Ordn. Der Schwefel.

V. Ordn. Die Metalle, differenzirt durch Schwefel, Sauerstoff, Chlor, Iod und Säuren.

Hinsichtlich der systematischen Eintheilung der Metalle unterscheidet der Verf. drei Familien, nämlich

a) Metalle von überwiegender Expansion mit vorherrschend negativ elektro-magnetischer Wirksamkeit, oder expandirte Metalle.

b) Indifferente Metalle.

c) Metalle von überwiegender Contraction, mit vorherrschend positiv elektro-magnetischer Wirksamkeit oder contrahirte Metalle.

Diese Eintheilung ist in Beziehung auf die pharmakodynamische Dignität der Metalle von hoher Bedeutsamkeit, indem die expandirten Metalle als wesentlich erregend für die Nerven, die contrahirten für die Blutgefäfse und die indifferenten für die lymphatischen aushauchenden und einsaugenden Organe des Schleimgewebes u. s. w. erscheinen. Indem wir dieser Eintheilungsweise der wesentlichen Eigenthümlichkeit der Metalle gemäfs, unsern ganzen Beifall zollen, hätten wir gewünscht, dafs der Verf. das Eisen, welches, unserer Meinung nach, recht passend den contrahirten Metallen anzureihen ist, nicht aus dieser Reihe heraus gerissen und unter die sauerstoffigen Arzneimittel geordnet hätte.

Erste Familie. Die expandirten differenzirten Metalle.

Erste Gattung. Das differenzirte Kalium und Natrium. *a*) Reines, festes Laugensalz (*Kali causticum siccum* und *Natron causticum siccum*); *b*) festes Laugensalz mit Kohlensäure (*Kali carbonicum, Natron subcarbonicum*); *c*) festes Laugensalz mit fettem Oel und Talg (Seife); *d*) festes Laugensalz mit pflanzlich-brenzlichtem Oele; *e*) festes Laugensalz mit Erden, Salzen, Kohlensäure und Spuren von Stick- auch Schwefelwasserstoffgas und Eisen (salinische, kalische oder laugensalzige Mineralwässer, Fachingen, Geilnau, Selters, Töplitz, Schlangenbad, Ems, Bilin, mit Angabe ihrer verschiedenen Bestandtheile und Wirkungsweise).

Zweite Gattung. Das differenzirte Magnesium. *a*) Magnesium, differenzirt durch Sauerstoff (*magnesia usta*). *b*) Magnesium, differenzirt durch Kohlensäure (*Magnesia subcarbonica*, fälschlich *carbonica*).

Dritte Gattung. Das differenzirte Calcium. *a*) Calcium differencirt durch Sauerstoff. *Calcium oxydat. purum* (*Calx usta s. viva, Aqua calcariae ustae*); *b*) Calcium differencirt durch Säure, *Calcium carbonicum* (*Conchae praepar., Lapides cancrorum*), *phosphoricum, sulphuricum, muriaticum.* Als Anhang werden nun noch ferner C. G. Gmelin's Versuche an Thieren mit Cerium-, Iridium-, Nickel- und Osmium-Metall angeführt.

Zweite Familie. Die indifferenten differencirten Metalle.

Erste Gattung. Das differenzirte Platin (noch nicht arzneilich angewendet).

Zweite Gattung. Das differenzirte Gold. Aufser seiner Anwendung in regulinischer Gestalt zum äufseren Gebrauche, in nachfolgenden Präparaten: *a*) Gold, differencirt durch Sauerstoff (*Aurum suboxydatum*), *Ammonium aureum*; *b*) Gold, differencirt durch Chlor und Natron-Chlorid, arzneilich am häufigsten angewendet.

Dritte Gattung. Das differenzirte Quecksilber. Die Darstellung der allgemeinen Eigenschaften und Anwendung dieses wichtigen Arzneikörpers nach allgemeinen Principien ist sehr lehrreich und umfassend. Auch sind mehrere methodische Gebrauchsarten hier mitgetheilt, wie Louvriers sogenannte grofse und kleine Kur, Weinholds Quecksilberkur u. m. a. — Ob aber das Quecksilber, wie der Verf. S. 438. behauptet, für ein wahres und eigentliches Antiphlogisticum gehalten werden könnte, möchte wohl noch zu bezweifeln seyn, indem es in der Höhe der Entzündung gegeben, offenbar nachtheilig wirkt und sich eigentlich

nur gegen die secundären Erscheinungen der Entzündung und gegen die sogenannten lymphatischen und exsutativen Entzündungen hülfreich zeigt, und zwar auch hier wohl nur, indem es auf chemisch-dynamische Weise die erhöhte Plasticität des Bluts vermindert, keineswegs aber die Reizbarkeit des Blutsystems herabstimmt. *a*) Quecksilber, differenzirt durch Blaustoff; *b*) Quecksilber, differenzirt durch Schwefel (*Hydr. sulphuratum rubrum, H. s. nigrum, Hydr. stib. sulphurat.*; *c*) Quecksilber, differenzirt durch Iod; *d*) Quecksilber, differenzirt durch Sauerstoff, *Empl. mercuriale, Ungt. h. cinereum, mercurius solubilis*, und andere Präparate, worin das Quecksilber oxydulirt erscheint; *H. oxyd. rubrum*; *e*) Quecksilber, differenzirt durch Säuren. *α*) durch Chlor, Calomel (in Beziehung auf die Bereitungsweise dieses Mittels glaubt Ref. wahrgenommen zu haben, dafs der auf nassem Wege bereitete Calomel leichter Speichelflufs errege, als der durch Sublimation bereitete), *H. ammoniato-muriaticum* (*M. praec. albus*), *H. sublimat. corrosivum*, *β*) Quecksilber, differenzirt durch Essigsäure; *γ*) Quecksilber, differenzirt durch Weinsteinsäure; *δ*) durch Phosphorsäure; *ε*) durch Schwefelsäure; *ζ*) durch Salpetersäure.

Vierte Gattung. Das differencirte Kupfer. — *a*) Kupfer, differenzirt durch Essig- und Kohlensäure; *b*) Kupfer, diff. durch Schwefelsäure, auch in Verbindung mit Ammonium, *Cupr. sulphuricum*, *C. sulph. ammoniatum*; *c*) Kupfer, diff. durch Salzsäure und Ammonium, *Cupr. muriatico-ammoniatum*, *Aq. antimiasmat. Köchlini.*

Fünfte Gattung. Das differenzirte Arsenikmetall. Nach Beachtung der allgemeinen Eigenschaften dieses Mittels und seiner Wirkungen auf den thierischen Organismus, wobei hinsichtlich seines arzneilichen Gebrauchs die nöthige Vorsicht nicht aufser Acht gelassen ist, sind folgende Verbindungen angegeben: *A. sulphuratum*, *A. oxygenatum* (*oxydat. album*).

Sechste Gattung. Das differenzirte Spiefsglanzmetall: *a*) durch Schwefel. *Stibium sulphuratum nigrum*, *Sulph. stib. aurantiacum s. S. aur. antim.*, *Sulph. stib. rubrum*; *Calcaria sulphurato-stibiata*; *b*) durch Sauerstoff. *Stib. oxydato-sulphuratum*, *Stib. oxydat. album*; *c*) durch Säuren. *Tart. Stibiatus*, *Liquor stibii muriatici.*

Siebente Gattung. Das differenzirte Silber. *a*) durch Sauerstoff, *Argent. oxydatum*, *A. hydragogum*; *b*) durch Säure, Chlor und Ammonium, *Arg. oxydat. nitricum*, *A. phosphoricum*, *Liquor argenti muriatico-ammoniati* (von Kopp gegen krampfhafte Krankheiten statt des Höllensteins empfohlen).

Achte Gattung. Das differenzirte Zinn. Aufser seiner Anwendung als Zinnfeile gegen Würmer werden seine arzneilich wenig gebräuchliche Verbindung mit Sauerstoff und die noch unbenutzte Differenzirung desselben durch Salzsäure erwähnt. — Aufserdem sind hier noch Gmelin's Versuche mit Chrom (nicht Chlor), Kobalt- und Uran-Metall erwähnt.

Dritte Familie. Die contrahirten Metalle. Erscheinen ihrer Natur nach positiv elektrisch und wirken vorherrschend zusammenziehend, die Irritabilität erhöhend. Die unter diese Familie gehörigen Metalle sind: Das Barytium-Metall (*Baryta muriatica*); das differencirte Alumium (*Alumen*); das differenzirte Wismuth (*Bismuthum nitricum praecipitatum*); das diff. Zink (*Zinc. oxyd. alb., Z. oxyd. hydrocyanicum, Z. aceticum, sulphuricum*); das diff. Cadmium; das diff. Blei. *a*) durch Sauerstoff (*Lithargyrum*); *b*) durch Säure (*Cerussa, Plumb. oxyd. aceticum, Sacch. Saturni*); das diff. Mangan, *Manganum* (nicht *Manganesium* oder *Magnesium*) *oxydatum, M. salitum, muriaticum, sulphuratum, aceticum, phosphoricum.* — Aufserdem werden noch Gmelin's Versuche mit Molybdän, Palladium, Rhodium, Strontian, Tellurium und Wolfram erwähnt.

VI. Ordn. Das Iod, Iodina. *Kali et Natron hydriodicum, Spongia marina usta, Aethiops vegetabilis, Iodium cyaneatum* von Serullas und *Iodium sulphurato-stibiatum* von Henry und Garrot bekannt gemacht.

VII. Ordn. Fett.

Erste Gattung. Thierisches Fett, *Sevum ovillum, Adeps suillus, Cetaceum, Cera flava* (?) u. m. a. Fettarten. — Thierisches Fett mit Eiweifs, *Vitellum ovi, Cremor lactis.*

Zweite Gattung. Pflanzliches Fett. *Oleum olivarum, amygdalarum, lini, papaveris, Butyr. Cacao* u. s. w. — Pflanzl. Fett mit Schleim, auch Eiweifsstoff: *Amygdal. dulces, Sem. papaveris albi, cannabis, lini, Lycopodii* u. a. — Pflanzl. fettes Oel mit Stärkemehl, *Cacao.*

VIII. Ordn. Das Harz. Kommt pharmakologisch, als ätherisch-öliges, scharfes, bitteres, bernstein- und benzoesaures Harz vor und wird nach der Eigenthümlichkeit dieser Bestandtheile systematisch aufgeführt.

IX. Ordn. Die Gallerte.

X. Ordn. Der Eiweifsstoff. *Albumen ovi, Albumen vegetabile* (*Succus cucumeris* u. a.).

XI. Ordn. Der Schleim, und zwar 1) Pflanzlicher Schleim. *Acacin-Gummi mimosae, Rad. et Herb. Althaeae, Hb. et Flor. Malvae,*

Verbasci u. a.; *Bassorin-Gummi Tragacanthae.* Den Uebergang vom Pflanzenschleime zum thierischen bildet die *Sarcocolla.* — 2) Thierischer Schleim von Schnecken und im Spinnengewebe.

XII. Ordn. Mehl und Satzmehl, worunter aufser den verschiedenen Getreidearten die *Rad. Salep*, das *Arrow-Root*, der Sago vorkommen. Die chemischen Eigenthümlichkeiten der Mittel dieser Ordnung sind, wie überall im ganzen Werke, mit Sorgfalt und genauer Berücksichtigung aller neueren Untersuchungen hervorgehoben.

XIII. Ordn. Der Zucker. 1) Pflanzlicher Zucker, *Sacch. album.* Schleimzucker, Honig, Möhren, Feigen. Schleimzucker mit Satzmehl, *Rad. graminis;* Mannazucker. Thierischer Zucker, Milch, Molken, Milchzucker.

Am Schlusse dieses Bandes finden sich noch Nachträge, Zusätze und Berichtigungen zu den in der 2ten Klasse vorkommenden Mitteln nach neueren Entdeckungen und Bekanntmachungen.

Der dritte Band enthält die dritte Klasse der Arzneimittel oder die saueren Arzneikörper. Sie sind im Allgemeinen als positiv-elektrisch bezeichnet.

I. Ordnung. Aromatische Säure. 1) Benzoe-Säure: *Gummi Benzoes, Balsamum peruvianum, Styrax;* 2) Bernsteinsäure; 3) Boraxsäure — *Acidum boracicum purum, Natron subcarbonicum s. Borax* [gehört wohl nicht unter diese Ordnung. Ref.]; 4) aromatische Thiersäure — *formicae.*

II. Ordn. Der Extractivstoff. (Wegen seines vorwaltenden Bestandtheils an Sauerstoff und Kohlenstoff und weil er meistens das Lacmuspapier röthet und sich gern mit Säuren verbindet, hierher gerechnet.)

1) Reiner bitterer Extractivstoff: *Quassia, Gentiana, Centaureum, Polygala amara;* 2) bitterer Extractivstoff mit Schleim: *Simaruba, Columbo, Lichen islandicus, Galeopsis grandiflora, Hb. farfarae, Boletus suaveolens;* 3) Extractivstoff mit Harz und ätherischem Oel: *Cascarilla, Angustura, Alixia aromatica, Liriodendron tulipiferum, Hb. hyssopi, R. Helenii, Hb. Hederae terrestris, Strobuli lupuli, Marrubium vulg., Diosma crenata, Achillea millefol., R. rhei;* 4) Extractivstoff mit Eiweifs und Salzen, zum Theil auch mit gerbestoffiger Beimischung. *Hb. trifol. fibr., Card. benedict., fumariae, R. rubiae, Fol. uvae ursi, Hb. equiseti, mesembryanthemi crystallini, R. Cichorei, taraxaci* [möchte wohl eher die Verdauungsthätigkeit befördern als schwächen. Ref.], *Fol. tauri* u. a.; 5) Süfser Extractivstoff. *R. liquiritiae, Polypodii, Ononidis spinosae.*

III. Ordn. Der Gerbestoff. Erscheint in seiner nahen Angrenzung an die chemische Bildung einer wahren Säure, der Galläpfelsäure, vor allen andern Bildungen des Extractivstoffes durch eine höhere Stufe der Säuerung ausgezeichnet.

1) Gerbestoff mit ätherischem Oel. *Fl. rosarum, Fol. theae, Hb. salviae* u. a.; 2) Gerbestoff mit Extractivstoff, Harz und äthe-

risch-öligem oder sonstig flüchtigem Bestandtheile: *R. caryophyllatae, Lich. parietinus, C. cinchonae s. chinae* (von S. 193–239. in umsichtiger Darstellung und mit umfassender Benutzung aller neueren Entdeckungen), *C. salicis* [trotz der mehrfachen Empfehlung des Salicius in der neuesten Zeit scheint dieses Mittel dennoch in seinem Gebrauche gegen das Wechselfieber dem Chinin sowohl hinsichtlich seiner Wirksamkeit, als auch hinsichtlich seines Preises (weil man 4—6fach grofse Gaben desselben bedarf) sehr nachzustehen. Ref.]; Gerbestoff mit Extractivstoff auch Harz und Schleim: *Coffea cruda, C. Alcornoque, C. Cedrelae febrifugae, C. adstringens Brasiliensis, Fol. Ilicis aquifolii, C. Ulmi interior* u. m. a.; 4) reiner Gerbestoff: *C. hyppocastani, Rad. Ratanhiae, Tormentillae, Bistortae, C. Quercus, Gallae, Tannicum (Acid. tannicum), Terra Catechu, Gm. Kino, Sanguis Draconis, Lign. campechiense* u. a.; 5) Gerbestoff mit Schleim: *R. Consolidae maj., Hb. et R. Salicariae;* 6) Gerbestoff mit zusammengesetzten Säuren.

IV. Ordn. Kohle. *Carbo vegetabilis, animalis.* [Gehört die letzte nicht in die Reihe der *pyro-Oleosa?* Ref.]

V. Ordn. Die zusammengesetzten Säuren mit Einschluss der muriatischen, wie der schwefelsauren, Bitter- und Glaubersalz-Mineralwässer.

Erste Familie. 1) Die Pflanzensäuren. Die Essigsäure, Weinsteinsäure, Citronen-, Apfel-, Klee-, Gallertsäure (*Acidum pecticum*); 2) brenzliche Pflanzensäure, *Acid. pyro-lignos., Acid. pyrotartaricum.*

Zweite Familie. Die Neutralsalze. 1) Neutralsalze mit zusammengesetzten (pflanzlichen) Säuren: *Kali citratum, aceticum Natron acet., Liq. ammonii acet. Kali tart.* (ist nach Ref. Erfahrung in fieberhaften und Entzündungskrankheiten als besonders kühlend und in dieser Eigenschaft als ein in manchen Formen des Wahnsinns und der Epilepsie sehr hülfreiches Mittel zu bezeichnen); *Tart. natronatus* (wirkt nach Ref. Erfahrungen weniger abführend, als vorzüglich diaphoretisch); *Tart. boraxatus, ammoniatus.* 2) Neutralsalze mit einfachen (mineralischen) Säuren: *Natr. phosphoric., Magnesia sulph., Natr. sulph., Kali sulphuric.* An diese Mittel sind nun die schwefelsauren Mineralwässer (worunter auch Gastein und Pfeffers) gereiht und ausführlich dargestellt. 3) Salpetersaure Neutralsalze: *Kali nitricum, Natron nitr.*

VI. Ordn. Die Säuerlinge oder Sauerbrunnen.

VII. Ordn. Die einfachen (mineralischen) Säuren. 1) Die Kohlensäure und zwar *a*) reine gasförmige Kohlensäure; *b*) Kohlensäure mit Wasser; *c*) Kohlensäure entbindende Substanzen und pharmaceutische Mischungen zur innerlichen Anwendung des kohlensauren Gases, ferner das gährende Malz und die Bierhefen, der Carottenbrey; 2) die Phosphorsäure; 3) die Schwefelsäure; 4) die Salpetersäure.

VIII. Ordn. Die Salzbilder (vom Verf. nach Berzelius Vorgange unter diesem Namen zuerst in eine eigene Ordnung zu-

sammengestellt und pharmakologisch geordnet), deren Säuren und Salze nebst den muriatischen Heilwässern. 1) Das Iod (*Iodium purum, Kalium et Natrium jodatum, Iodium sulphurato-stibiatum, I. sulphuratum).* [Beachtungswerth ist die neuerdings empfohlene Anwendung des Iods beim Speichelflusse. Ref.] 2) Das Brom oder der Stinkstoff (*Bromium purum, Kalium bromatum, Ferrum bromatum acidum*). [Von ähnlicher therapeutischer Benutzung wie das Iod, aber eben deshalb wohl entbehrlich. Ref.] 3) Das Chlor, als Gas, theils unmittelbar auf die Luftwege, theils als Reinigungsmittel der Luft angewendet: ferner in Verbindung mit Wasser, mit Wasserstoff (salzsaures Gas, Salzsäure). [Die wahrhaft specifische Wirksamkeit der Salzsäure bei atonischer Diarrhoe nach Rombergs Erfahrungen mit schleimigen Mitteln verbunden, verdient hier noch erwähnt zu werden. Ref.] Endlich Chlor in Verbindung mit Metallen, oder die sogenannten salzsauren Neutralsalze nebst den muriatischen Heilwässern (Salmiak, Kochsalz, die Soolen oder Soolbäder, das Meerbad und Seesalz, Heringsmilch, verschiedene Seethiere und Mollusken, die muriatischen Heilwässer in Verbindung mit Luftarten, die muriatischen Thermen, Wiesbaden, Burtscheid, Baden-Baden, *Kalium chloratum (muriaticum), Calcium chloratum* (erhält zweckmäfsiger hier seine Stelle, als unter den differenzirten Metallen), *Chlor. sulph., Chl. nitrosum* (Königswasser), *Chlor. oxygenatum,* Chloroxydgas u. m. a. Verbindungen des oxigenirten Chlors, vom Verf. als Unter-sauerstoff-chlorsaure Salze (*Salia oxychlorosa*) bezeichnet: als *Kali oxychlorosum* oder *chlorinicum*, früher *Kali muriaticum oxygenatum* [nach neueren Erfahrungen von französischen Aerzten mit Nutzen auch in der colliquativen Lungenschwindsucht angewendet. Ref.], *Natron oxychlorosum* (früher *Natr. muriaticum oxygenatum*), *Calcaria oxychlorosa* (früher *Calcar. muriat. oxygen. s. oxymuriatica*).

IX. Ordn. Die eisenhaltigen, meistens zugleich kohlengesäuerten Heilquellen und das Eisen nebst dem Reifsblei. Die eisenhaltigen Mineralwässer sind vom Verf. in alkalisch-erdige, neutral-salzige, alkalisch- und erdig-neutral-salzige, in vitriolisch auch alaun-haltige eingetheilt. Zu den Präparaten des Eisens gehören: das metallische Eisen, Eisen mit entschiedenem Uebergewicht von Kohlenstoff (*Graphites s. Plumbago*), Eisen mit Schwefel, die Verbindungen des Eisens mit Sauerstoff, endlich die Eisensalze (*Ferrum cyanatum, Cyanetum ferri sulphuratum, F. carbonicum, arseniatum, pomatum, aceticum, tartaricum, phosphoricum, sulphuricum, nitricum chloratum* (*F. chloratum cum ammonio chlorato*, sonst *Flor. salis ammoniaci martiales*).

X. Ordn. Der Sauerstoff, als reines Gas und in Verbindung mit Wasserstoff (*Aqua oxygenata*).

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 55. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bischoff, Handbuch der Arzneimittellehre.

(Beschlufs.)

In einer Zeit, welche alljährlich so viele neue Entdeckungen und Erfahrungen in der Chemie und Pharmakologie zu Tage fördert, mufsten sich in einem beinahe zwölfjährigen Cyklus, während welchem der geehrte Hr. Verf. an diesem mühevollen Werke arbeitete, neuere Beiträge so sehr anhäufen, dafs er zuletzt nicht mehr, wie bei den ersten zwei Bänden, in einem kurzen Nachtrage das Wichtigste der neueren Forschungen aufzunehmen im Stande war, vielmehr um so weit als möglich ein vollständiges Ganzes zu liefern (wenigstens bis zu der Zeit, in welcher dieses Werk, wie alles menschliche Thun, sein Ziel erreichte), sich genöthigt sah, einen besondern Supplementband dazu herauszugehen. Er fand sich um so mehr hierzu aufgefordert, als sich mittlerweile auch seine theoretischen Ansichten, den weiteren Forschungen und Erfahrungen gemäfs, mehr geläutert haben und er sich somit gleichsam verpflichtet fand, sich in dieser Beziehung nachträglich zu verständigen.

Dieser Supplementband enthält nun die neuesten Entdeckungen und Erfahrungen in der gesammten *materia medica* und erscheint eben deshalb als ein jedem Praktiker, der mit den Fortschritten der Kunst und Wissenschaft Hand in Hand geht, sehr willkommenes Handbuch. Es ist daher nicht anders als zweckmäfsig zu erachten, dafs der Hr. Verf. diesem Supplementbande noch einen zweiten Titel beigefügt hat, damit auch diejenigen, welche die drei ersten Bände des Werks nicht besitzen, es als eine Fundgrube der neuesten Entdeckungen und Erfahrungen sich aneignen können.

Die diesem Supplementbande vorangestellte Uebersicht der chemischen Heilmittel enthält in der Klassification einige Verschiedenheit von der im ersten Bande enthaltenen. In der zweiten Klasse der Arzneimittel sind nämlich noch der Schwefelkohlenstoff als zweite Ordnung, und der Harnstoff (oxygenirter Stickstoff) als fünfte Ordung aufgeführt, während das Iod als eigene Ordnung verschwunden und in die siebente

Ordnung, welche von den differenzirten Metallen handelt, eingereiht ist. Auch die dritte Klasse hat in dieser Uebersicht einige Veränderungen erfahren; die hier getroffene Eintheilungsweise ist aber bereits im dritten Bande vom Hrn. Verf. eingehalten und oben angezeigt worden.

Es läfst sich wohl gegen solche Aenderungen in der Klassification der Heilmittel um so weniger etwas einwenden, da keine Klassification bis jetzt noch auf Stabilität Anspruch machen kann und die jährlichen Fortschritte und Aufklärungen in dieser Wissenschaft wohl noch lange hin Aenderungen derselben herbeiführen müssen. Wir beziehen uns hierbei auf das, was wir in dieser Hinsicht bereits in der Einleitung dieser Anzeige gesagt haben.

Mit Uebergehung der zur Einleitung des ersten Bandes gehörigen Zusätze und Erläuterungen, finden wir von S. 7—39. sehr schätzenswerthe Ergänzungen zur geschichtlichen Uebersicht der Arzneimittelkunde. Diese Ergänzungen betreffen hauptsächlich die Literärgeschichte der *Mat. med.* von den Jahren 1824 bis 1830. Die Cholera möchte ferner für die Jahre 1831 und 1832 einen reichhaltigen, aber die Wissenschaft eben nicht sehr bereichernden Beitrag zur Geschichte dieser Lehre liefern. Dafs der Verf. die Masse homöopathischer Geistesprodukte mehrentheils übergangen, wenigstens nur im Allgemeinen gewürdigt hat, ist zwar dem Widerwillen, welchen der ächte Praktiker gegen »die radikale Verworrenheit und völlige Nichtigkeit einer unheilbaren Irrlehre« (S. 39.) entsprechend, inzwischen gehören auch die Irrlehren in die Geschichte und diese, gegenwärtig fast epidemisch herrschende, verdiente ebenwohl eine gröfsere Berücksichtigung, wenn gleich es erst der Zukunft anheim gestellt bleibt, diese Irrlehre ihrem wahren Werthe nach zu würdigen.

Sehr lehrreich sind die in den Zusätzen zur allgemeinen Arzneimittellehre gegebenen weiteren Erörterungen über die Art und Weise, wie die Arzneistoffe den Organismus berühren. Hierauf beziehen sich auch die S. 57. gegebenen Bemerkungen über den Begriff der blutreinigenden Arzneiwirkung.

Es würde zu weitläuftig seyn, wollten wir die Zusätze und Bemerkungen zu den speciellen Arzneimitteln, welche in den drei ersten Bänden dargestellt sind, auch nur im Allgemeinen berühren. Wir beschränken uns daher darauf, nur auf die Aenderungen aufmerksam zu machen, welche der Hr. Verf. in der Eintheilung oder Stellung eines oder des andern Heilmittels zu machen für nothwendig gehalten hat, sowie ferner auf Erwähnung der wich-

tigeren neuentdeckten Arzneimittel, deren Darstellung hier nachgeholt wird. Vorerst ist zu bemerken, dafs überall die in der neuesten (vierten) Ausgabe der preufsischen Pharmakopoe enthaltenen Zusätze und Veränderungen in der Zubereitung der Präparate hier nachgeholt sind. Aufserdem findet man durchgängig die neueren chemischen Aufklärungen über sehr viele Mittel, soweit sie dem Verf. bekannt waren, angegeben.

Die Darstellung der geschwefelten Heilquellen erfreut sich hier reichlicher Zusätze, von S. 85—99. — Die Cubeben sind nach ihrer gegenwärtig deutlich erkannten, entschiedener scharfölharzigen Bestimmung definitiv hinunter zu rücken unter Gattung II. Geschlecht III, als ätherisches Oel mit Extractivstoff und scharfem Harze. — Die weiteren Erfahrungen über die Anwendung der *Artemisia* in der Epilepsie und anderen krampfhaften Krankheiten finden sich S. 125—128. vervollständigt. Nach Ref. Erfahrungen bleibt die gepriesene Wirksamkeit dieses Mittels in der Epilepsie doch immer sehr zweifelhaft. — *Extractum aethereum seminum santonici* (S. 129.) nach Schupman als ein sehr heilkräftiges *Anthelminthicum* erprobt. [Das neuerdings entdeckte Alkaloid des Zittwersamens (*Santonin*), ebenfalls kräftig wurmwidrig wirkend, und als ganz geschmacklos, besonders bei Kindern anwendbar, möchte hier ebenfalls noch zu erwähnen seyn. Ref.]

Dafs das Terpentinöl, in stärkern Gaben zu ½ bis 1 Unze p. d. angewendet, weniger stark reizend auf die Harnwege wirkt, als in kleinen Gaben (S. 152.), ist für den Praktiker sehr beachtungswerth. In diesen grofsen Gaben wirkt es mehr abführend und ist hier gegen Würmer, namentlich gegen den Bandwurm mit grofsem Erfolge angewendet worden, wogegen sich gegen die Anwendung desselben in acuten Krankheiten, z. B. im Kindbetterinfieber, nach englischen Aerzten, wohl grofse Bedenklichkeiten erheben. Das *Gum. elemi* und *bdellium* so wie der *Bals. de Mecca* sind nach neuerer botanischer Erkenntnifs unmittelbar der Myrrhe anzuschliefsen. — S. 177. hat sich ein sonderbarer Druckfehler eingeschlichen; wenigstens müssen wir das Wort Ertrunkenen (Z. 3. v. unten) dafür halten. Es mufs heifsen Vergifteten. — [Das (S. 179.) von Ranque entdeckte Pyrothonit scheint mit dem Kreosot wo nicht identisch, doch nahe verwandt zu seyn. Ref.]

Bei der ersten Ordnung der zweiten Klasse bemerkt der Verf. und gewifs mit Recht, dafs für die künftige Berücksichtigung der Pharmakologie, diese Ordnung, statt lediglich die Wasserstoff-

Blausäure zu umfassen, vielmehr aufzustellen seyn würde unter dem Begriffe: Blaustoff nebst dessen Differenzirungen durch Wasserstoff, Metalle, Schwefel, Iod u. s. w. Es ist hier ferner bemerkenswerth, dafs die Sauerstoff-Blausäure (aus 1 At. Blaustoff und 1 At. Oxygen gebildet) mit Ammonium verbunden den Harnstoff constituirt. — Die Zusätze zur Blausäure sind sehr reichhaltig sowohl hinsichtlich der neueren chemischen Aufschlüsse, als auch der neueren toxikologischen und therapeutischen Erfahrungen. — Als neues beachtungswerthes Präparat ist der Blaustoff, differencirt durch Kupfer, *Cyanetum cupri* hinzugekommen, und als zweite Ordnung der neutralen Arzneistoffe wird ferner der Schwefel-Kohlenstoff (*Carbonium sulphuratum* oder *Bisulphuretum carbonii*) aufgeführt, als ein in der atonischen Gicht, dem chronischen Rheumatismus, bei Amennorrhoe und unterdrückten chronischen Hautausschlägen empfohlenes Mittel.

Das Mutterkorn glaubt der Verf. den neuesten Forschungen gemäfs aus der Reihe der einfach-narkotischen weg, zu den scharf-narkotischen Mitteln zählen zu müssen. Gleich der Belladonna, dem Stramonium, dem Opium und der Brechnufs hat auch dieses Mittel bedeutende Zusätze erhalten. — Die neuerwähnten Birkenblätter sind wohl eher zu den resinösen, als zu den narkotischen Mitteln zu zählen. Sie sind übrigens auch, den Körper damit umhüllt, ein sehr wirksames Diaphoreticum. [Ref.]

Unter den Mitteln mit scharfem ätherischem Oele sind hier ferner hinzugekommen: die *Rad. selini palustris* (gegen Epilepsie, Wechselfieber, Keuchhusten), das Asparagin, eine eigenthümliche Säure, in den Spargeln, Kartoffeln und andern Pflanzen vorkommend, das *Extr. spirituoso aethereum filicis maris*, oder auch *Ol. aethereum filicis maris*. — Das *Decoctum Zittmanni* ist nach seinem vorwaltenden Stoffgehalte an Sassaparilla vom Verf. unter diese Wurzel gestellt worden. — Dem *Ol. jecoris aselli* sind hier mehrere andere Arzneimittel aus dem Thierreiche, wie namentlich die *Millepedes*, die *Lacerta viridis*, die *Lumbrici* u. s. w. angereiht. — Die Anwendung des aus der Ipecacuanha gewonnenen Emetins hat sich nach Dr. Prollius Erfahrungen mittlerweile als praktisch bewährt. — Der Arnika angereiht, wird hier unter mehreren andern Mitteln, ferner die in neuester Zeit empfohlene *Rad. chiococcae racemosae*, zuerst als *Rad. caincae* bezeichnet, erwähnt, ein gelindes Drasticum und Diureticum, welches in der Wassersucht sich heilkräftig erwiesen.

Als neue pharmakologische (V.) Ordnung schliefst sich den

thierischen scharfen Stoffen der Harnstoff, *Ureum* an und ist bereits als kräftiges Diureticum erprobt.

Zu der siebenten, die differenzirten Metalle enthaltenden Ordnung sind hier ferner die Verbindungen der Metalle mit Blaustoff und Brom zu rechnen. — Vor dem *Kalium oxydatum purum* ist hier das reine Kalium-Metall, *Kalium regulinum*, eingeschaltet. Es ist von Gräfe und Drümmer als ein sehr kräftiges Cauterium empfohlen, welches als *c. potentiale* und *actuale* zugleich wirkt. — Die *sapo viridis* (S. 384.) scheint allerdings die sogenannte schwarze Seife zu seyn. Wenigstens hat sich die letztere in der angegebenen Anwendung gegen die Krätze bereits vielfach bewährt.

Die Differenzirungen des Quecksilbers sind nunmehr vom Verf. nach folgenden Geschlechtern eingetheilt: 1) *Hydr. cyaneatum*, 2) *H. sulphuratum*, 3) *H. oxygenatum*, 4) *H. salitum*, mit folgenden Sippen: *H. jodeatum* (*proto-jodeatum*, *bijodeatum*), *bromeatum*, *chloreatum* (*chloridulatum*, *chloridulato-ammoniatum*, *chloratum* u. s. w.). — Wenn S. 397. der Verf. sagt: »Die allgemein gehegte Besorgniſs, daſs der Gebrauch von Quecksilbermitteln in seiner Wirkung durch das Zusammentreffen mit genommenen Säuren alterirt oder gefährdet werden könne, scheint wenigstens allgemein keineswegs begründet zu seyn,« und sich dabei auf Kopp's Autorität beruft, so muſs diesem Ausspruche der Ref. auf's Bestimmteste widersprechen, indem er in früheren Jahren mehrmals auf den alternirenden Gebrauch von Calomel und Salmiak sehr heftige Zufälle eintreten sah, welche lediglich einer entzündlichen Reizung des Darmkanals, durch den hierdurch gebildeten Sublimat, zuzuschreiben war. — Die in dem Handbuche fehlende Erwähnung des regulinischen Quecksilbers ist hier nachgeholt. Als völlig neue, in der praktischen Anwendung den salzsauren Quecksilberpräparaten ziemlich gleichkommende Differenzirungen des Mercurs erscheinen *Hydr. bromeatum* und *bibromeatum*. — Unter den Barytsalzen ist als deren erste Art noch das *Barytum jodeatum*, von Jahn in ganz kleinen Gaben als ausgezeichnet heilkräftig bei Scropheln und sonstigen Bildungsleiden erprobt.

Das differenzirte Zink zerfällt nach des Verfs. geänderter Eintheilung in 1) *Zincum cyaneatum*, 2) *Z. oxygenatum*, 3) *Z. salitum* mit folgenden Sippen: *Z. jodeatum*, *chloreatum*, *aceticum*, *phosphoricum*, *sulphuricum*. Eben so werden unter den Verbindungen des Blei's vom Verf. folgende Arten angeführt: 1) *Plumbum cyaneatum*, 2) *P. oxygenatum*, 3) *P. salitum*, als *P. carbonicum*,

aceticum, *tannicum*, *sulphuricum* und, als neu hinzukommend, *P. phosphoricum*, von H. Hofmann statt des Bleizuckers bei Vereiterung innerer Organe, namentlich der Lungen und Nieren, empfohlen. Das Iod endlich ist, wie bereits oben bemerkt, vom Verf. nunmehr unter die achte Ordnung der dritten Klasse (die sauer wirksamen Arzneimittel), und zwar unter die sogenannten Salzbilder geordnet.

Unter den Zusätzen zu den schleimigen und Zuckerhaltenden Mitteln werden hier auch das Althäin [nach mehreren Chemikern mit dem Asparagin völlig übereinstimmend. Ref.] und das Carotin als basische Bestandtheile der *Althea* und des *Daucus carota* angeführt.

Die dritte Klasse der Arzneimittel, die sauren Arzneikörper, hat hier nur noch wenige Zusätze erhalten, da der Hr. Verf. in dem dritten Bande seines Handbuchs, dessen Ausarbeitung in die neueste Zeit fällt, die neueren, diese Mittel betreffenden, Entdeckungen und Erfahrungen bereits gröfstentheils benutzt und angeführt hat.

Es ist hier nochmals zu bemerken, dafs die achte Ordnung dieser Klasse, die sogenannten Salzbilder (Iod, Brom, Chlor) enthaltend, hier neu hinzugekommen ist „als Uebergänge zu den Arzneistoffen von der höchsten Stufe saurer Wirksamkeit“ und den einfachen Arzneikörpern sich anschliefsend.

Zu den in der Arzneikunde angewendeten Arten der thierischen Galle kommt nun noch die von Marikovsky gegen Epilepsie empfohlene Schlangengalle. [Ref.] — Als neu entdeckte Basen verschiedener Arzneipflanzen sind hier ferner das *Centaurinum*, das *Esenbeckin* von der *Angustura brava* oder *Esenbeckia febrifuga*, ferner das *Hyssopin*, das *Rhabarbarin* (*Rhab. sulphuricum*) erwähnt. Von Salzzubereitungen aus der China sind noch beigefügt: *Chininum phosphoricum*, *citricum*, *chinicum*, *Cinchoninum chinicum*, *Pulvis antipyreticus Peretti*. — Bei den reichhaltigen Zusätzen zu dem Iod finden wir hier noch als fünftes Geschlecht das durch Blei differenzirte Iod angeführt. Auch das Chlor hat reichliche Zusätze erhalten.

Den Schlufs dieses Werks machen Schlufs-Nachträge, mehrere weitere Zusätze und Berichtigungen enthaltend, welche sich theils auf die drei ersten Bände, theils und vorzugsweise auf den Supplementband beziehen — und endlich ein sehr ausführliches Register, welches die Brauchbarkeit des ganzen Werks sehr erhöht.

Der an und für sich deutliche und schöne Druck dieses Handbuchs gewinnt noch durch die Unterscheidung der Haupt- und Nebensätze durch gröfsere und kleinere Lettern. Er ist übrigens im Supplementbande weit enger und kleiner gehalten, als in den drei ersten Bänden, was, um den reichhaltigen Inhalt dieses ersteren in einen Band zu bringen, nicht anders als zweckmäfsig erscheint.

Amelung.

Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzneivorräthe, sowie der chirurgischen Apparate, welche medicinische Polizei-Aufsicht fordern, in Bezug auf die Pharmacopoea Borussica et Batava. Von Dr. Johann Friedrich Niemann, königl. preufs. Regierungs- und Medicinalrathe in Merseburg u. s. w. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. Leipzig 1831. *Verlag von Joh. Ambr. Barth. X u* 180 *S.* 8.

Wie alle Schriften dieses im Gebiete der Staatsarzneiwissenschaften rühmlichst bekannten Verfs., so zeichnet sich auch die vorliegende dritte Auflage der Anleitung zu Apothekenvisitationen (die beiden ersten fanden in dieser Zeitschrift ebenfalls eine gebührende Anerkennung) durch Klarheit, Bestimmtheit, Präcision und praktische Brauchbarkeit vortheilhaft aus, was nur der zu würdigen versteht, der vermöge seiner amtlichen Stellung häufig in die Nothwendigkeit gesetzt wird, von den in den Schriften über Staatsarzneiwissenschaft aufgestellten Theorien eine praktische Anwendung zu machen. Ref. gesteht mit Vergnügen und fühlt sich verpflichtet, hier es auszusprechen, dafs er in den Werken Niemann's stets die gewünschte Belehrung gefunden und dabei die Ueberzeugung geschöpft hat, dafs dieser würdige Schriftsteller, die Wirklichkeit mit ihren Beschränkungen im Auge behaltend, stets nur Theorien aufgestellt, welche eine Realisirung gestatten.

Der Verf. erklärt sich mit Recht gegen alles Dispensiren der Aerzte (welches gradezu für die Kranken verderblich werden mufs, es sey denn, dafs man das ärztliche Handeln auf Hahnemann'sche Nullitäten reduciren will. Ref.) Den Veterinärärzten die Haltung von Thierarznei-Depots und das Dispensiren zu gestatten, ist eine Beeinträchtigung der Apotheker und führt zu vielerlei Mifsbräuchen, auch verschwindet alsdann die Controlirung dieser in der Regel nur halbgebildeten Individuen, daher

Ref. unter keiner Bedingung dieses gut heifsen kann. Auch Hospitäler und alle öffentlichen Anstalten sollten nur aus öffentlichen Apotheken ihre Arzneien beziehen und eine eigene Apotheke nur dann halten, wenn sie so bedeutend sind, dafs sie allein eine Apotheke vollauf beschäftigen, was der Verf. sehr richtig angedeutet hat, sowie er auch sehr Recht hat, wenn er auf eine strengere Controlirung derjenigen Handlungen dringt, welche Arzneistoffe zum Verkaufe bieten. Die Abgabe der Arzneien von Seiten des Apothekers unter der Arzneitaxe führt zu zu grofsen Nachtheilen, als dafs eine gut organisirte Sanitätspolizei solches dulden darf. Mit Recht wird auf die Einrichtung einer besondern Stofs- und Schneidekammer gedrungen (da eine Vereinigung mit dem Laboratorium grofse, sehr einleuchtende Nachtheile bringt), und die zu unbedingte Vermehrung der Apotheken (wie dies namentlich in Frankreich und leider auch in manchen deutschen Staaten der Fall ist) als schädlich dargestellt, woraus das Publikum keinen Vortheil zieht. Unsere Pharmakopöen schreiben eine zu grofse *Series medicaminum* vor, und leider ist von dieser Schattenseite keine der neuesten frei.

Ref. ist kein wesentlicher Punkt aufgestofsen, der hier nicht eine genügende Beleuchtung und Erörterung gefunden, und er empfiehlt diese Schrift als sehr brauchbar Physikatsärzten und solchen Medicinalpersonen, welche Apothekenvisitationen obliegen müssen.

Heyfelder.

Lateinische Synonymik. — Nach Gardin-Dumesnil's Synonymes Latins neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Ludwig Ramshorn. Erster Theil. Als neue Auflage der Allgemeinen Lateinischen Synonymik von Ernesti. — Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandl. 1831. CXX *u.* 522 *S. gr.* 8. *Zweiter Theil. Das.* 1833. X *u.* 659 *S.* (Ladenpr. 14 fl.)

Von je her ist die Synonymik der lateinischen Sprache (um hier nicht zu weit auszuholen, und von dem Werthe der Synonymik im Allgemeinen zu reden) als ein wichtiges Mittel betrachtet worden, in den Geist derselben tiefer einzudringen. Spuren, von dem Bestreben, die Bedeutungen sinnverwandter Wörter zu unterscheiden, finden wir in Cicero's Werken in grofser Menge, und im Grunde sind seine und jedes guten Schriftstellers Werke selbst, deren Verfasser sich der Proprietät des Ausdruckes befleifsigte, auch ohne irgend eine bestimmte synonymische Andeu-

tung, Beweise genug, dafs die guten Schriftsteller den Sinn scheinbar gleichbedeutender Wörter scharf geschieden haben und Winke genug, diese Seite des Styls vorzüglicher Beachtung zu würdigen. Hat man doch, freilich sichtbar aus späterer als aus Cicero's Zeit, ein altes Buch *Liber differentiarum Ciceronis*, wovon Ref. ein im 15ten Jahrh. geschriebenes Exemplar vor sich hat; aufserdem, unter verschiedenen Titeln, ähnliche, zum Theil auch gedruckte, Sammlungen in Handschriften, deren Eine wir unter dem Titel *liber de proprietate sermonum*, dem obigen Buche beigeschrieben, vor uns liegen haben. Man sehe über diese Sammlungen Fabricii Biblioth. Lat. I. p. 139. II. p. 155. ed. V. Seebode's Krit. Bibl. 1822. S. 696—698. Dafs auch schon M. Terentius Varro, dafs zu Augustus Zeit Verrius Flaccus, dafs dann Sextus Pompejus Festus, Nonius Marcellus, Cornelius Fronto, Agroetius, Donatus, Aruntius Celsus, Sosipater Charisius, Asconius Pedianus, Servius, M. und Q. Terentius Scaurus, A. Gellius und Andere, mehr oder weniger für gleichen Zweck leisteten, ist bekannt, und wir berühren es nur, damit sie nicht übergangen scheinen. Lange begnügte man sich mit jenen Schriften, über welche Erasmus urtheilte: *tumultuaria est vocum collectio ab aliquo Ciceronis studioso utcunque facta ex ejus scriptis.* Endlich trat im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der gelehrte Friesländer Ausonius Popma *) mit seinem Buche *de Differentiis Verborum* auf, welcher das Chaos jener Schriften entwirrte, und für seine Zeit und noch lange nachher eine Quelle reicher Belehrung wurde. In Deutschland wurde dies Buch im J. 1609 zuerst in Gieſsen, von B. Musculus, später in Marburg 1635, von F. Taubmann, neu herausgegeben und, nachdem es von Verschiedenen verschiedene Verbesserungen und Zusätze erhalten, zuletzt im J. 1769 in Dresden, umgearbeitet von J. C. Messerschmid. Seit jener Zeit wurde das Buch in dieser Gestalt noch einmal, mit *C. Cellarii Antibarbarus*, im J. 1779. in Neapel abgedruckt und, ungeachtet mancher Mängel, immer mit Recht geschätzt. Auch war die gleich von Anfang beigefügte Abhandlung des A. Popma *De Usu Antiquae Locutionis* nicht zu verachten. Aber wie viel fehlte dem Werke noch auch nur zu einem mäfsigen Grade von Vollständigkeit! wie viel mehr noch zu genauer und scharf abgegrenzter

*) Nicht zu verwechseln mit seinem Landsmanne Titus Popma, welcher ein Buch *de operis servorum* herausgegeben hat. Amst. 1672. 12. Das Buch *de Differentiis Verborum* erschien zuerst Lugduni 1606.

Begriffsbestimmung! Diesen Mangel bemerkten gewifs Viele; aber ihm abzuhelfen war zuerst der Franzose Gardin-Dumesnil (nicht Dusmenil, wie Krebs mit so Vielen schreibt) mit Ernst bemüht, der im J. 1777. in Paris seine *Synonymes Latins et leurs différentes significations* herausgab: anfangs freilich nicht eben viel reichhaltiger, in der zweiten Ausgabe aber (Paris, 1788.) bedeutend vermehrt. Wahrscheinlich auf den Antrag der Baumgärtner'schen Buchhandlung entschlofs sich, zehn Jahre später, der Prof. J. C. G. Ernesti in Leipzig, das Werk des Franzosen, das kein einziges genaues Citat enthielt, und nach der Erklärung seines Verfassers für Anfänger bestimmt war, für Deutsche zu bearbeiten, berichtigte es vielfach, auch in den Citaten, erweiterte es um ein volles Drittel, und gab es in den Jahren 1799 und 1800 in 3 Bänden, von 374, 322 und 474 Seiten heraus, deren Umfang sich jedoch zu Ramshorn's Werke fast wie 4 zu 7 verhält.*) Man fand das Werk, dem übrigens eben so sehr Vollständigkeit (bei manchem Ueberflüssigen), als Schärfe der Begriffe mangelte, brauchbar genug. Als es aber im Laufe von dreifsig Jahren endlich vergriffen war, und der Verleger eine neue Auflage zu veranstalten beabsichtigte, konnte es, bei seinen schon früher anerkannten Mängeln, dem Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr genügend erscheinen; ja, wenn es selbst im Jahr 1800 das Höchste geleistet hätte, was damals möglich war, so ist doch gerade in diesem Zeitraume auch auf diesem Gebiete so viel, intensiv und protensiv, geleistet worden, dafs es eine Versündigung an diesen Fortschritten gewesen wäre, hätte die Verlagshandlung es machen wollen, wie die von Adam's Handbuche der römischen Alterthümer, welche im J. 1817 eine neue Auflage dieses Werkes herausgab, in welcher Alles ignorirt wird, was seit dem Erscheinen der vorigen (1805.) auf diesem Felde gethan worden ist. Wenn nun gleich Hr. Dr. R. das treffliche Werk von Döderlein, Lateinische Synonyme und Etymologien (von 1826 bis 1831. vier Bände), so viel wir bemerkt haben, nicht anführt, auch in der Etymologie nicht eben dieselben Grundsätze, wie dieser, befolgt, so war er doch ganz der Mann dazu, das Werk so zu bearbeiten und umzuarbeiten, dafs nun die Franzosen ihr Werk aus unsern Händen so zurückempfangen, dafs sie es als eine Gabe von uns zu betrachten, und nicht mehr als ihr Eigenthum anzu-

*) Die vierte Ausgabe, revue, corrigée et augmentée par M. Jannet, à Paris, 1827. 8. benützte Hr. Dr. Ramshorn.

sprechen haben. Ein anderes, übrigens nicht zu verachtendes, Werk über denselben Gegenstand, das Synonymische Handwörterbuch der lateinischen Sprache von E. C. Habicht, für angehende Philologen bestimmt (Lemgo, 1829. 673 S. in 8.), das wir gleichfalls nicht genannt finden, dürfte doch nicht den wissenschaftlichen Rang ansprechen, welcher dem vorliegenden Ramshorn'schen Werke gebührt, sollte dieses auch Anlafs zu manchen, nicht ungerechten, Ausstellungen geben, die bei einem Werke, das theils viel Eigenthümliches, zuweilen Paradoxes, hat, theils aus einer endlosen Zahl von Einzelnheiten besteht, unvermeidlich sind. Ein Werk dieser Art in allen Einzelnheiten zu prüfen, kann in einer allgemeinen literarischen Zeitschrift von dem Umfange dieser Jahrbücher nicht an seinem Platze seyn; es aber mit unbegründetem oder unbewiesenem Lob oder Tadel abzufertigen, wäre eben so ungerecht gegen das Buch, als dieser Blätter unwürdig. Einigen allgemeinen Bemerkungen lassen wir also, zum Beweise unserer genauern Betrachtung, eine Anzahl Anmerkungen über Einzelnes folgen, mehr um zu zeigen, von welcher Art die Ausstellungen sind, die sich machen lassen, als weil uns gerade die angeführten als die vorzüglichsten und wichtigsten erscheinen.

Zuvörderst müssen wir es, so werthvoll und wissenschaftlich gehalten die grofse, CXX Seiten fassende Einleitung ist, welche in 21 Kapiteln die lateinische Wortbildung durch die Endformen abhandelt, und dem Buche gleichsam zur Basis dient, beklagen, dafs es dem so scharfsichtigen Verf. gefallen hat, nach Verwerfung einer sehr falschen und willkührlichen Weise der Ableitung lateinischer Wörter aus dem Griechischen, die sich öfters bei G. J. Vossius (*Etymol. Ling. Lat.*), Lennep (*Etymol. Gr.*), Kanne (Verwandtshhaft d. deutschen und griech. Spr. Lpz. 1804.) und Andern findet, und wovon er schlagende Beispiele anführt, sein Werk, in Beziehung auf Etymologie, auf eine andere Hypothese zu bauen, die, nach des Ref. Ueberzeugung, wirklich in der davon gemachten Anwendung und in dieser Ausdehnung, keine festere, sicherere und begründetere Basis giebt. Diese Hypothese ist, die lateinischen Wörter seyen grofsentheils aus deutschen Wurzeln herzuleiten. Wäre von einer Verwandtschaft zahlreicher lateinischer und deutscher Wurzelwörter die Rede, wir würden beistimmen, und auch die Quelle dieser Verwandtschaft erkennen und anerkennen, die jenseits des Deutschen, des Lateinischen und des Griechischen liegt.

Allein, so wie wir zuweilen Hrn. Prof. Döderlein widersprechen mufsten, der manchmal, mit Zurechtweisung der ganz nahe liegenden griechischen Wurzel, eine gezwungene lateinische Verwandtschaft herbeizieht; so müssen wir die Bemühung, die lateinischen Wörter auf deutsche Wurzeln zu reduciren, bei nur allzuvielen Beispielen für verfehlt und mifslungen erklären. Dafs diese Hypothese, in Anwendung auf die Begriffsbestimmung einzelner Wörter, zugleich auch auf die Synonymik selbst Einfluſs haben mufste, konnte nicht fehlen. Indessen hat den Verf. seine genaue Kenntnifs des lateinischen Sprachgebrauchs vor vielen Mifsgriffen verwahrt, zu denen eine ganz consequente Verfolgung jenes Grundsatzes hätte verführen können.

Die mit S. XXVI. beginnende Abhandlung über die lateinischen Endformen behandelt alle Redetheile. Die Bildung der Substantive umfafst drei Capitel, die der Adjective dreizehen, die der Verbalformen vier, die der Adverbialformen eins. Diese Abhandlung, wenn sie auch zu einigen Ausstellungen Anlafs giebt, ist meisterhaft und wirft viel Licht auf die Synonymik selbst. Mit dieser Gründlichkeit und in dieser Ausdehnung ist von keinem der Vorgänger des Hrn. Dr. R. und überhaupt noch, unseres Wissens, von Niemand über diesen Gegenstand gesprochen worden. *)

Das Werk selbst, in alphabetischer Ordnung, zwar sich immer noch in vielen Artikeln an das von Dumesnil anschliefsend, oder vielmehr nothwendig eine Menge sinnverwandter Wörter gleich jenem behandelnd, darf sich mit Recht ein selbstständiges nennen, und hat eine so grofse Anzahl trefflich gearbeiteter Artikel, dafs kein ähnliches eine Vergleichung mit ihm aushält, und

---

*) Ueber die Unterscheidung und die Modification der Bedeutung der Wörter durch die Endungen, in der griechischen Sprache, hat man ein bei uns wenig bekanntes, der Ramshorn'schen Abhandlung freilich an Schärfe der Bestimmungen und an Gründlichkeit nicht gleich kommendes, Buch unter dem bescheidenen Titel: *Phil. Catterii Gazophylacium Graecorum, seu methodus admirabilis ad insignem brevi comparandam verborum copiam. Cum auctario Fr. Lud. Abresch, ex ed. altera, multis partibus locupletiori.* Lugd. Bat. 1809. 132 S. 8. Es erschien zuerst 1651, wurde dann im J. 1708, und dann wieder, von Abresch erweitert, 1757. herausgegeben. Ein dem Büchlein vorangesetztes französisches Sonett vindicirt dem Hrn. Cattier für dieses Büchlein den Namen *l'Homere des Français*, und sagt geradezu: *Grece, qui te vantois d'avoir eu un Homere, Un homme, qui passoit le reste des mortels — Baisse, baisse à ce coup ton humeur trop altiere —.*

dieses gerechte Lob selbst dadurch nicht geschmälert, noch weniger aufgehoben wird, dafs sich eine Zahl unnöthiger Artikel darin findet, wo sich aus dem Bau oder der Zusammensetzung des Wortes die Bedeutung, und also auch der Unterschied von andern, von selbst ergiebt; dafs andere Artikel fehlen, die gleiches Recht auf Aufnahme hatten; dafs bei vielen Artikeln die Beispiele ohne Noth gehäuft sind, d. h. Beispiele da stehen, die nichts weiter erweisen, als was schon durch andere, vorausgegangene, erwiesen ist; dafs zuweilen unwichtige Lesarten als Beweise für einen Satz stehen, der dann nothwendig auch nicht haltbar ist; dafs endlich manche Worte nicht sowohl erklärt und in ihrer Unterscheidung von andern Synonymen entwickelt, als vielmehr blos lexikalisch übersetzt werden, wozu noch kommt, dafs (ob wir gleich den Verf. nicht der Ostentation beschuldigen wollen) doch gar zu vielerlei Sprachen, mit oft sehr schwankenden Wortbedeutungen und starkem Zwange, herbeigezogen sind.

Diesen allgemeinen Bemerkungen lassen wir nun, in der oben angegebenen Absicht und Weise, eine Anzahl specieller folgen, denen wir keinen höhern Werth zuschreiben wollen, als sie wirklich haben mögen, die aber doch theils als weiter zu verfolgende Winke, theils als Zusätze gelten können, theils als unmafsgebliche Vorschläge zu betrachten sind.

S. XIV. kommt uns die Anleitung des oberschwäbischen Wortes Föhl (ein junges Weibsbild) von dem angelsächsischen *filian* und dem schwedischen *fölga*, folgen, doch gar zu seltsam vor. Warum verglich der Verf. nicht, wenn er doch einmal nach Schweden gehen wollte, das schwedische Föl, Fåle, *pullus* — ? S. auch J. C. Schmid's Schwäbisches Wörterbuch u. d. W. vohle, vöhle, S. 198. — Verbindet man Lache mit *lacus*, was wir nicht bestreiten wollen, so kann man auch Loch und *locus* vergleichen. Hält man Leimen und Lehm mit *limus* zusammen, so gehört hierher auch Schlamm und Schleim, nach einer Sprachanalogie, nach welcher lecken und schlecken, wanken und schwanken, *the wings* und Schwingen, *to melt* und schmelzen, λείζω und schluchzen, *lubricus* und schlüpfrig, wallen und Schwall, Wulst und Schwulst, ἐχυρός und Schwäher, Schwager, lottern (schwäbisch) und schlottern, *lingo* und schlingen, lappen und schlappen, *nurus* und Schnur, zusammengehören. *) — Kluft mit *clupeus* (*cly-*

*) Man könnte auch, wollte man diese Analogie weiter treiben, noch vergleichen: *nix* (*nivs*) und Schnee, βάζειν und schwatzen,

peus) zu vergleichen, ist mehr als gewagt. Kluft stammt von klieben (spalten, sich spalten), daher schwäbisch Klūb (mit langem u) s. v. a. Ritze, Spalten (wie schliefen, Schluft. Eben so sonderbar scheint uns *cavere* und kauern verbunden (S. XIX.), wie S. XIII. *faux* mit Bauch. — S. XXIV. wird das belgische *Gort* mit Gerste verglichen: aber Gerste heifst eigentlich *gaarst, gerst*, dagegen *gort, grut, grutte* heifst Grütze, was nicht gerade von Gerste seyn mufs; denn sonst sagte man nicht *gerstegort*, Gerstengrütze, *havergort*, Hafergrütze. — S. XLI. sollte bei der Endung *ēus* (mit langer penult.) erstens gesagt seyn, dafs sie griechisch sey, und zweitens, dafs es auch eine ähnliche auf *ĭus* gebe, z. B. *Aristolelĭus* (auch in der [deutschen] neuen Ausgabe des Forcellin falsch mit —*ĭus* bezeichnet), *Democritĭus*, auch hat eine Handschrift bei Cic. de Fato 5, 10. *Megarium* für *Megaricum*. — S. LXX. zu den Formen *dulciculus, turpiculus* gehört auch die dem Cicero Tusc. III, 17. von Turnebus wiederhergestellte Form *acriculus*. — S. LXXX. findet sch eine Wiederholung des schon S. XLVI. über *cereus, cerinus* und *ceratus* Angegebenen. — S. LXXXV. wird *augustus* von *augurium* hergeleitet, und II. S. 470. von *augere*, was in den Zusätzen und Verbesserungen bestätigt, aber nicht bewiesen wird. Wir ziehen nach den Gesetzen der Sprachanalogie die erste Ableitung vor, und stellen zusammen *auguratus* und *augustus*, wie *oneratus* und *onustus*. — S. XC. konnte auch der Galliambus des Catullus LXIII. 54. angeführt werden: *Et earum omnia adirem furibunda latibula*. — S. XCIII. Ob *poculentus* (neben *potulentus*) eine wirklich richtig gebildete lateinische Form sey, ist noch zu bezweifeln. *Esculentus* von *esca* ist richtig, wie *potulentus* von *potus*. Aber von *poculum*, Trinkgefäfs, bildet sich nach keiner richtigen Analogie *poculentus*, trinkbar. Wie leicht ist nicht *c* für *t* geschrieben und gelesen: wie denn auch de N. D. II, 56. die Lesart schwankt, und Orelli *potulenta* vorzieht. Die Stelle des Q. Scävola aber bei Gellius IV, 1. extr. beweist nichts, da die Lesart eben so gut verdorben seyn kann. Vielleicht wollte aber Hr. Dr. R. selbst *potulentus* schreiben, da er daneben eingeklammert *potus*,

---

βαρύς und schwer, *maceo* und schmachten, schmächtig, ὄρκος und Schwur, κλῆϊς und Schlüssel, μύρον und Schmiere, λιτός und schlicht, νεῦρον und Schnur, ja sogar ἄτη und Schaden, ἄζειν und schätzen. Wir haben hier ohne weitere Untersuchung, was uns zuerst einfiel, zusammengestellt, und geben das Unhaltbare gerne Preis.

und *potulentus* (betrunken) aus Sueton. Oth. 2. anführt, in welchem Sinne es auch Appulejus Met. 3. p. 51. Bip. bat. — S. CXX. Zum Verständnifs der Form *bis* hätten wir daneben *duis* gesetzt.

Th. I. S. 3. Bei *reconditae literae* Cic. Brut. 76. wird aus der gegebenen Erklärung von *recondere* und *reconditus* nicht klar, wie jenes zu verstehen ist; eben so wenig aus der Erklärung von *addicere* (S. 4.), was die angeführte Stelle Cic. pro Planc. 39. heifst: *senatui me semper addixi.* — S. 4. vermifsten wir unter *adducere* das mehrdeutige Verbum *deducere.* Wir fanden es auch nicht unter *comitari*, unter *ducere*, und in N. 423. S. 335. wird es blos von *diducere* und *derivare* unterschieden. Ernesti und Habicht haben die Unterscheidung zwischen *abducere* und *deducere* (jener No. 8, dieser No. 2.). — Wenn *absolvere* und *perficere* N. 11. S. 7. zusammengestellt werden, so durften wohl auch manche ähnliche Verba, die d. B. Habicht bat, *conficere, efficere, consummare, exsequi, finire, patrare, perpetrare, peragere;* entweder da, oder sonst an einer Stelle, zusammengestellt werden; das findet sich aber nirgends. — S. 11. N. 17. möchten wir fragen, warum *comburere* fehlt, da doch *cremare*, *urere* und *amburere* da steht. — S. 12. unter No. 19. wäre bei *accidit, contingit, obtingit, evenit, obvenit,* auch die Stelle gewesen, das in neuester Zeit vielbesprochene *usu venit* und *usu evenit* einzuschalten und abzuhandeln. — S. 13. *Arcessere* von *accio* herzuleiten, wie auch Forcellini thut, können wir uns nicht entschliefsen. Lange, ehe wir Döderlein's Erörterung lasen (Lat. Etymol. u. Synon. III. p. 281 f.), waren wir der von ihm entwickelten Ansicht, welche hier auszuführen nicht nöthig ist, und nahmen es für das Intensivum von *accedere.* — S. 13. erscheint uns der Artikel 21, *Acclamatio, Plausus,* so wie an andern Stellen manche ähnlicher Art, überflüssig. Kommen auch beide in der dritten Bedeutung, Beifallszeichen, überein, so werden sie dadurch doch eben so wenig Synonyme, als *verbero* und *furcifer,* weil zufälliger Weise man mit beiden Wörtern Sklaven schimpfte, oder *tuba* und *lituus,* weil beide als Blaseinstrumente im Kriege gebraucht wurden. Eben so würden wir auch den Artikel N. 23. *acclinis, acclivis* nicht aufgenommen haben, da sie gar keine Sinnverwandtschaft haben, und in dieser Beziehung keine Erklärung ihres Unterschiedes bedürfen, so wenig, wie *anas* und *anser,* oder gar *omina* und *omnia.* Zwei Wörter, die wegen Buchstabenähnlichkeit, bei ganz verschiedener Abstammung und Bedeutung, zuweilen verwechselt werden, können nicht Synonyma heifsen, obgleich der Kritiker, der Lexikograph,

auch wohl der Lehrer der Sprache, vor ihrer Verwechslung warnen müssen. Sonst müfste auch ein eigener Artikel im Buchstaben *s*, *stadium* und *studium* vorkommen, weil z. B. bei Cic. Brut. 64, 230. in der Stelle: *Hortensius — me adolescentem nactus — multos annos in stadio ejusdem laudis exercuit*, für *stadio* gewöhnlich *studio* gelesen wurde, eine Lesart, die alle Handschriften bieten, die auch zur Noth einen Sinn giebt, aber doch gewifs, wie schon Rivius gesehen hat, aus einer Verwechslung des von einem Abschreiber nicht verstandenen *stadio* entstanden ist. Einigermafsen gerechtfertigt wird indessen die Aufnahme des Artikels dadurch, dafs nicht nur die Handschriften selbst überall zwischen *acclinis* and *acclivis* schwanken, sondern vielleicht auch die Schriftsteller, auf jeden Fall ihre Herausgeber, den bedeutenden Unterschied nicht immer beobachtet haben, der ganz einfach in der deutschen Ausgabe des Forcellini so angegeben ist: *acclivia (clivus) dicuntur edita et ascensum habentia; acclinia* [κλίνω], *quae innituntur alicui*; mit dem ganz richtigen Zusatze: *Ita igitur inter se differunt significatione, ut ne comparari quidem possint.* — Wenn N. 25. S. 14. *accommodatus, aptus, appositus* ganz richtig verglichen sind, so dürfte wohl in N. 26. neben *accommodate* und *commode* (*commodum*) auch *apposite* nicht weggelassen seyn, das wirklich in dem Sinn von *apte* an ein Paar Stellen des Cicero vorkommt. — S. 21. N. 35. wird mit Entschiedenheit *subtilis* von τίλαι, Sonnenstäubchen, hergeleitet, ganz gegen die sonstige Art des Hrn. Verfs., also von einem griechischen Worte, das nur an Einer Stelle (Plutarch. Sympos. VIII, 3. 3.), und zwar mit bestrittener Orthographie, vorkommt. Auf keinen Fall ist diese Ableitung besser, als Scaliger's, die auch angeführt wird, von *subtexere, subtextilis*, contrahirt *subtelis*, wie *tela* [aus *texela*, wie *āla* aus *axilla, mala* aus *maxilla*]. Döderlein Lat. Synon. und Etym. II. S. 101. leitet es von *subtegilis*, und im Index von *subtergere*; in der neuen Ausgabe des Lünemann'schen Wörterbuchs wird gesagt, es sey von *subtexilis* syncopirt, wie *exilis* von *exigilis*; welches Letztere wir übrigens, mit Forcellini und Kärcher, lieber mit *ilia* in Verbindung setzen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 56. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ramshorn, Synonymik der latein. Sprache. 1. u. 2ter Thl.

(Beschluſs.)

S. 22. vermissen wir einen Artikel, der den Unterschied zwischen *apud* und *coram* erläuterte, S. 26. scheint uns das Wort *nexus* (substantivisch und adjectivisch oder participialisch), im juridischen Sinne gebraucht, zu fehlen, auch *obnoxius* vollständig, namentlich gleichfalls in Beziehung auf Rechtsverhältnisse, erklärt. — S. 32. No. 50. wird gesagt: *peregrinator* sey ein Reisender von Profession. Besser wäre wohl: ein Liebhaber vom Reisen, Einer, der aus dem Reisen gleichsam ein Lehensgeschäft macht. Es sollte ein Wort „Reiser" gehen, wie man sagt „ein Trinker." Dieser (der Trinker) kann, wie der *potator*, im Augenblicke nüchtern seyn, so wie der *peregrinator* nicht gerade immer auf Reisen seyn muſs, sondern auch zu Hause seyn kann. Ein Reisender aber ist nicht zu Hause. — S. 36. N. 55. sollte *assentiri* von *assentari* unterschieden seyn. Das Register verweist zwar unter *assentiri* auf diesen Artikel: aber jenes Verbum kommt im Buche nicht vor. Sehr gut spricht über beide Döderlein a. a. O. S. 174. Auch wird ebendaselbst von Döderlein über *adulari* recht gut gesprochen. Hr. Pr. R. spricht darüber gleichfalls ganz richtig; nur hätten wir die merkwürdige Stelle Cic. Tusc. II, 10. 24: *Pinnata cauda nostrum adulat sanguinem* auch angeführt und besprochen gewünscht. — S. 37. N. 36. scheint uns die Begriffsbestimmung von *adytum* und *penetrale* nicht genau. In ἄδυτον liegt eigentlich nicht der Begriff, daſs nur der Priester hinein gehen durfte, sondern Niemand; daſs der Priester hineingehen durfte, kam daher, weil er sich [man ihn] gleichsam mit seinem Gott identificirte. *Penetrale* aber ist nicht sowohl »jeder innere Theil des Gebäudes,« als vielmehr »von jedem Gebäude der innere Theil.« — S. 40. N. 60. ist *agrotare* seltsam erklärt durch: den Kranken machen; daſs Einer die Rolle des Kranken spiele, liegt gar nicht in dem Begriffe des Wortes. — S. 45. sollte es bei *justus exercitus* nicht heiſsen: wie es den Rechten nach seyn sollte, sondern: dem Herkommen, der eingeführten Ordnung nach. — S. 53. N. 74. sollte doch ein Wink

gegeben seyn, dafs Varro's Ableitung des Worts *campus* von *capio* ganz falsch und verkehrt ist. — S. 50. N. 75. sollte bei *gratias agere* die Nebenform *grates agere*, und ihr Gebrauch, erörtert seyn. Ref. hat darüber in dem dritten Hefte seiner Symboll. Critt. ad Cic. S. 12. gesprochen. — S. 61. N. 88. Hier sollte *illicere* nicht fehlen, mit der Bemerkung, dafs es meistens in malam partem genommen werde. Denn bei Cic. de Amic. 14. giebt nun keine gute Ausgabe mehr: *nihil est, quod ad se rem ullam tam illiciat, quam ad amicitiam similitudo*, für *alliciat*. Vgl. den Senar bei Cic. de N. D. III, 27, *qui non sat habuit, conjugem illexe in stuprum*. — S. 62. N. 89. Die Ableitung des Wortes *ludere* von *Lydus*, weil die Lydier das Spiel erfunden haben sollen (nach Herodotus I, 94, wo aber Bähr zu vergleichen ist, p. 241 sq.), ist so durch und durch unwahrscheinlich, dafs sie kaum Anführung, geschweige Billigung verdiente. Vgl. Döderlein a. a. O. II, S. 27 f. Wer uns übrigens so im Allgemeinen sagen wollte, diese oder jene Nation habe das Spiel erfunden, käme uns vor wie der, welcher uns erzählen wollte, wer die Sitte aufgebracht habe, sich Bewegung zu machen, zu singen oder mit dem Munde zu pfeifen. — S. 65. N. 93. *Procerus* mit ἥρως in Verbindung zu setzen, ist mehr als kühn, viel mehr empfiehlt sich Döderlein's Ansicht a. a. O. II. p. 96 f. Eben so auffallend und unhaltbar wird *sublimis* von *legere* hergeleitet. — S. 66. f. wird die Stelle Cic. ad Att. I, 3. (*te multum amamus, quod ea abs te diligenter curata sunt*) mit zum Beweise angeführt, dafs *amare* herzliche Zuneigung bedeute. Wir wollen diese Bedeutung nicht im Mindesten bestreiten, aber an jener Stelle findet sie nicht Statt. Es ist vielmehr *te multum amamus* hier reine Höflichkeitsformel, und heifst weiter nichts als: »ich bin Dir sehr verbunden, weil« — oder: „— sehr dafür verbunden, dafs —". Denn die herzliche Zuneigung des Cicero zu Atticus war schon vorher, und wurde nicht durch die Handlung bewirkt, wegen welcher er das sagt. — S. 69. N. 97. Wir wollen hier zwar *ambiguus* nicht von *ambigo* trennen, wohin die Lateiner es selbst stellten: aber andeuten wollen wir, dafs, so wie die Lateiner bei *perdo* durch Formation und Conjugation anzeigen, sie nehmen es als Compositum von *per* und *dare*, ob es gleich das griechische πέρθω ist, gerade wie *gaudeo* das griechische γαθέω; so Wyttenbach (was Ref. ihn mündlich aussprechen hörte) wohl auch bei jenem an ἀμφίγυος denken durfte, so wie er eben damals auch *praemium* mit βραβεῖον und *varius* mit βαλιός zusam-

menstellte. — Da S. 76. *demittere* und *dimittere* verglichen sind, so hätten ehend. auch *emittere* und *immittere* verglichen werden sollen, besonders da sie einerseits eine nahe verwandte Bedeutung haben, andererseits durch richtige Unterscheidung derselben eine Stelle des Cicero (Parad. IV, 1. 28.) verbessert werden kann. S. die Symbh. Critt. ad Cic. des Ref. Spec. II, 1. p. 4. — S. 80 f. findet Ref. eine von ihm schon an mehrern Orten, und nicht ohne den Beifall entschiedener Kenner der Ciceronischen Sprache, verworfene und als grammatisch unrichtig erklärte Lesart in der Stelle des Cic. de Rep. I, 12: *quum essent perpauca inter se uno an altero spatio collocuti* etc. Zwar haben sich auch Stimmen für dieses sprachwidrige *an* erhoben; aber eine Stimme, und sollte es auch K. Beier's Stimme seyn, ist noch kein Grund, und so sind also vier Stimmen nicht Ein Grund und nicht vier Gründe. Die Gründe des Ref. aber, theils zu der angeführten Stelle, theils in seinen Symbolis II. p. 15—17. III. p. 14—16, sind noch noch nicht widerlegt; und wenn Hr. Dr. R. sagt: *an* bezeichnet die zweifelnde Frage; so fragen wir billig: wo ist in unserer Stelle ein Zweifel oder eine Frage, oder eine zweifelnde Frage? was heifst es denn anders, als: »sie gingen einigemale mit einaoder im Gespräche auf und ab« —? Und dafür sagt Cicero: *uno et altero, uno aut altero, uno alterove, uno atque altero, uno alteroque spatio.* Noch eine falsche Lesart bei Cicero bietet diese Seite, Brut. 23: *paucis antequam mortuus est an diebus an mensibus;* es hilft nichts, dafs der Hr. Verf. erklärt, *an — an* stehe wie *aut — aut.* Dafs die Sprache und die Grammatik das erste *an* hier gar nicht dulde, hat schon Ph. Pareus im Lex. crit. (Norimb. 1645. 8.) p. 88. *b.* gesehen, auch Hand im Tursellinus I. p. 308; auch ist es in der Beier-Orelli'schen Ausgabe des Orator, Brutus, Topic., de Opt. Gen. Or. (Turic. 1830. 8.), als verwerflich, zwischen Klammern gesetzt. Zumpt sagt geradezu in seiner Lat. Gramm. p. 554. S. 476. der 7. Ausg., *an — an* sey unclassisch. Führt der Hr. Verf. in seiner eigenen Lateinischen Grammatik §. 174. 3. Not. 2. S. 504. der 1. Ausg. noch die Stelle ad Att. 11, 6. (*is dicitur vidisse, an euntem, an jam in Asia*) an, so sehe man nun, wie sie Orelli in seiner Ausgabe schreibt, und was Hand a. a. O. darüber sagt. — S. 93. N. 125. sollte, scheint uns, *occupare* neben *anticipare* und *praeoccupare* nicht fehlen, da es oft auch s. v. a. φθάνειν heifst. — S. 94. vergleicht der Hr. Verf. zu *culmen* den Namen eines Berges bei Jena, der Kulm heifst. Passender wäre der Name der Spitze eines viel berühm-

tern Berges angeführt, nämlich Rigi-Kulm in der Schweiz. — Seltsam scheint uns auch die Vergleichung von *opus* mit offen, hoffen, ja sogar mit schaffen, S. 115; dann S. 118 f. *munire* von Mund, S. 119. des Verbums *scribere* von riban (einreiben), S. 120. des Adjectivs *asper* von Haspe oder von Sperre. S. 155. sieht es fast aus, als sollte das lateinische *baculum* eher von Bakel, als dieses von jenem abgeleitet werden. S. 168. wird *brevis* mit brechen, ja mit Brei, verglichen, da es doch das griechische βραχὺς ist, wie *malva* das griechische μαλάχη. — S. 216. N. 16. hätten wir zu den Wörtern *civitas*, *urbs*, *oppidum*, *municipium*, *colonia*, *praefectura*, auch noch *conciliabulum*, *forum* und *vicus* zur Vergleichung und Erörterung gezogen.

Doch es scheint Zeit, unsere Bemerkungen abzubrechen, wenn nicht unsere Berichterstattung die ihr vergönnten Schranken überschreiten soll. Wir könnten noch an einer Anzahl von Begriffsbestimmungen Ausstellungen machen, Citate berichtigen oder vervollständigen, z. B. S. 42, wo bei *Sollicitudo est agritudo cum cogitatione* blos *Cic.* steht (die Stelle ist Tusc. IV, 8.), Druckfehler berichtigen z. B. II. S. 610, wo עִם für עַם steht, wiewohl das Werk im Ganzen sehr correct gedruckt ist; wir hönnten endlich in der angefangenen Weise noch lange, scheinbar tadelnd, fortfahren: und dennoch würde unser Urtheil fest stehen, dafs das Werk auch in dieser ersten Gestalt trefflich ist, und der deutschen Philologie Ehre macht. Wir hatten uns eine Anzahl besonders schön und ausführlich bearbeiteter Artikel angezeichnet, die wir vorzüglich herausheben wollten, z. B. N. 175. *auctor* — N. 185. *augurium* — N. 192. *atrox* — N. 200. *bardus* — N. 226. *caligo* — N. 232. *capere* — N. 361. *contentio* — N. 382. *crimen* — N. 409. *dare* — N. 550—552. *facere* — N. 559. *fari* — N. 612. *fundere* — N. 627. *gens* — u. s. w.; allein wir würden kein Ende und noch dazu vielen nicht hervorgehobenen Unrecht thun. Lieber wollen wir dem würdigen Verfasser, von dem wir mit Hochachtung scheiden, die Freude wünschen, sein Werk nach einer Reihe von Jahren in vervollkommneter Gestalt, wozu er gewifs mehr, als alle Recensenten des Werks, selbst beiträgen wird, erscheinen lassen zu können.

U. *G. H. Moser.*

Scriptores rerum mythicarum Latini tres Romae nuper reperti. Ad fidem codicum MSS. Cuelferbytanorum, Gottingenses, Gothani et Parisiensis integriores edidit ac scholiis illustravit Dr. Georgius Henricus Bode, ordinis philos. Gotting. Assessor, societatis litterar. quae Cantabrigiae Americanorum floret socius. Volumen prius. Mythographos continens XXII u. 296 S. Volumen posterius, Commentarios continens. Praemissa est Junioris philosophi Descriptio totius orbis. XXIV u. 176 S. in 8. Cellis 1834. Impensis E. H. C. Schulze.

Bekanntlich gab A. Mai im dritten Bande der Classicc. auctorr. e Vaticc. codd. ed. Rom. 1830. aus Vaticanischen Handschriften drei bisher noch nicht durch den Druck bekannt gewordene lateinische Schriften, grofsentheils mythologischen Inhalts, heraus, von denen die beiden ersten sich als Zusammenstellungen oder Sammlungen einzelner Mythen betrachten lassen, in der Art, wie sie in der unter des Hyginus Namen auf uns gekommenen Fabelsammlung sich finden (obwohl letztere diese Fabeln meist in etwas gröfserer Ausführlichkeit und Ausdehnung giebt), die dritte Schrift aber verschiedener Art ist, da sie mehr philosophische Erörterungen über das Wesen der alten Götter und Mythen, welche einer meist physischen Deutung unterliegen, enthält. Dafs diese Schriften einer Bekanntmachung werth waren, beweist ihr Inhalt, der nicht blos auf dem dunkeln Pfade der alten Mythologie dem denkenden Forscher manches neue Licht anzündet, sondern auch durch manche andere das Alterthum betreffende Notizen, durch öftere Anführungen verlorener Schriftsteller eine besondere Bedeutung gewinnt. Wenn nun die Seltenheit und der hohe Preis des von Mai gelieferten Abdrucks den Zugang zu diesen neuentdeckten Quellen gelehrter Alterthumskunde nicht blos erschwerte, sondern selbst für Viele ganz unmöglich machte, so war auch die im Ganzen unvollkommne Gestalt, in der uns der römische Herausgeber ungeachtet aller Bemühungen diese Inedita geliefert hatte, wenig einladend zu näherer Einsicht des in manchen Beziehungen merkwürdigen Inhalts, so wie selbst der Sprache, in welcher diese Reste späterer Zeit geschrieben sind. Wir dürfen daher wohl die neue Ausgabe dieser Schriften, die uns unter dem oben angeführten Titel Hr. Bode geliefert hat, bewillkommnen, indem dadurch diese Hindernisse beseitigt sind und wir nicht blos einen neuen correcten, sondern auch durch die besonderen Hülfsmittel, in deren Besitz sich der Herausgeber befand, vielfach berichtigten und überdem mit andern schätzbaren Zugaben reichlich ausgestatteten Abdruck erhalten. Bei Schriften, die ein ver-

hältnifsmäfsig weniger zahlreiches Publikum haben, wo der Absatz nicht durch Schulen und gelehrte Anstalten beschleunigt wird, neue Auflagen also seltner zu erwarten sind, wird es vor Allem des Herausgebers Pflicht, sich um Alles zu bekümmern, was zur Berichtigung und Vervollständigung seiner Bearbeitung dienen kann, Alles zu sammeln und für seine Zwecke zu benutzen. Dieser Verpflichtung hat Hr. Bode, so weit es nur immer in seinen Kräften stand, Genüge zu leisten gesucht und wir sind weit entfernt, die gerechte Anerkennung, die er deshalb in Anspruch nehmen kann, ihm versagen zu wollen. Wir halten es vielmehr für unsere Pflicht, in dieser Anzeige, in der wir zugleich Einiges über den Inhalt und Charakter dieser bisher wenig bekannten und benutzten Schriften bemerken wollen, näher von den Leistungen des Herausgebers zu reden, indem er sich nicht blos darauf beschränkt hat, einen, wie bemerkt, durch Benutzung neuer Hülfsmittel und sorgfältige Revision vielfach berichtigten Text zu liefern, sondern damit auch weitere Untersuchungen über den Verfasser dieser Schriften und den Charakter der letztern, über die Zeit ihrer Abfassung u s. w. verbunden hat, und zu diesem Zweck auch eine genaue Vergleichung des Inhalts dieser Schriften mit andern aus dem Alterthum auf uns gekommenen Nachrichten vorgenommen hat, um mit möglichster Sicherheit die Quellen, aus denen der Inhalt geflossen, zu bestimmen und so einen sicheren Mafsstab über den Werth und Charakter der einzelnen Notizen, so wie der Zeit, in der sie niedergeschrieben sind, zu gewinnen.

Die erste unter diesen drei Schriften enthält eine in drei Bücher abgetheilte Sammlung von zweihundert vier und dreifsig einzelnen, meist kürzeren Erzählungen und Mythen, und zwar römische und griechische gemischt, ohne dafs irgend eine bestimmte Ordnung in dieser Sammlung oder eine bestimmte Auswahl zu entdecken wäre. Mai fand diese Sammlung in einer vaticanischen Handschrift des zehnten oder eilften Jahrhunderts, und weil am Schlufs des zweiten Buchs in dieser Handschrift die Worte stehen: *Explicit liber secundus C. Hygini fabularum*, so lag es allerdings nahe, in dem Verfasser oder Sammler dieser Fabeln denselben Hyginus zu erkennen, dessen Namen vor der längst bekannten Fabelsammlung (ob mit Recht oder nicht, kann hier nicht untersucht werden) steht, wenn nicht die Verschiedenheit des Inhalts wie der Sprache beider Sammlungen uns nöthigte, verschiedene Verfasser oder Sammler anzunehmen. Auch die ganze Anordnung ist verschieden, und während die längst bekannte

Fabelsammlung nur griechische Mythen enthält, finden sich hier römische Mythen und selbst auch historische Traditionen und Anekdoten beigemischt. Da nun der vaticanische Mythograph an einer Stelle den bekannten christlichen Geschichtschreiber Orosius citirt, so glaubt Mai denselben ohne Bedenken in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegen zu können. Auch Hr. Bode macht mit gleichem Recht (S. XIV.) auf die Verschiedenheit der Verfasser, die alle den Namen des Hyginus führen, aufmerksam, wenn man nämlich auch den dritten Hyginus, den Freigelassenen August's, der eine Zeitlang, obwohl ganz mit Unrecht, für den Verfasser der vorhandenen Fabelsammlung galt, oder den vierten, den Hyginus Gromaticus hinzunehmen will. Genauere Forschungen und Vergleichungen des Inhalts wiesen den Herausgeber bald auf den bekannten richtigen Commentator Virgil's, auf Servius, mit welchem in vielen Stellen die auffallendste Uebereinstimmung in Inhalt und Sprache sich zeigt, und so ward es ihm nur zu wahrscheinlich, dafs viele Erzählungen dieses Mythographen wörtlich aus Servius entlehnt sind, zu welchem Zweck derselbe auch nicht verabsäumte, überall, wo dies der Fall ist, in den Nott. critt. auf diese Quelle zu verweisen. So entdeckte er auf gleichem Wege ferner in vielen Angaben eine grofse Uebereinstimmung mit Lactantius Placidus, demselben, der die Argumente zu Ovid's Metamorphosen und die Scholien zu des Statius Thebais schrieb, und schliefst daraus billig auf eine Bekanntschaft des Mythographen mit diesem Autor, so dafs Jener also noch später als Boethius fallen würde. Deshalb wohl wollte auch Osann (Hall. Lit. Zeit. 1834. No. 12. p. 91.) denselben an das Ende des fünften oder an den Anfang des sechsten Jahrh. verlegen. Ob ihm aber der Name Hyginus mit Recht oder Unrecht zukomme, wird sich freilich schwer ausmachen lassen.

Die zweite Schrift lieferte Mai aus derselben vaticanischen Handschrift, wo sie von einer späteren Hand als die erste geschrieben erscheint, dabei einige Lücken enthält, die aber Mai aus einer andern späteren Handschrift des fünfzehnten Jahrh. ausfüllte. Im Inhalt ist die auffallendste, ja meist wörtliche Uebereinstimmung mit der ersten Schrift und somit die gemeinsame Quelle beider, nicht zu verkennen; doch war der Verf., wie man aus dem Prooemium ersieht, ein Christ, was von dem Verf. der andern nicht behauptet werden kann. Wenn aber Mai aus der auffallenden Uebereinstimmung mancher Erzählungen mit denen des Lactantius Placidus, Letzteren für den muthmafslichen Verf.

dieser Schrift ansah, so übersah er, dafs diese Uebereinstimmung des Inhalts sich eben so gut auch auf den ersten Mythographen bezieht, und dafs wir demnach allein keineswegs befugt sind, den Lactantius Placidus für den Verfasser der einen oder der andern Schrift zu halten; wir könnten dann mit gleichem Rechte den Fulgentius dafür geltend machen, da, wie Hr. Bode zeigt, dieser Autor den Verfassern beider mythologischen Schriften wohl bekannt war, so dafs aus der sorgfältigen Vergleichung und Benutzung der betreffenden Stellen des Fulgentius selbst manche Verbesserung des Textes in vorliegender Ausgabe hervorgegangen ist, wie dies auch durch Benutzung der anzüglichen Stellen des Lactantius und Servius zum öfteren der Fall ist. Bei der Inhaltsverwandtschaft mit dem ersten Mythographen ist natürlich auch der Charakter dieser zweihundert und dreifsig einzelnen Fabeln und Erzählungen, bei denen keine weitere Abtheilung nach Büchern noch eine bestimmte Ordnung der Wahl statt findet, ziemlich gleich; es sind kürzere oder längere Erzählungen von Mythen, ohne weitere und nähere Beziehungen oder Andeutungen und Erklärungsversuchen derselben.

Wichtiger und interessanter scheint in dieser Beziehung der Inhalt der dritten Schrift, die als eine Sammlung von einzelnen mythologischen Abhandlungen, wahrscheinlich aus einem gröfseren Ganzen entlehnt, oder excerpirt sich betrachten läfst und dadurch allerdings ein höheres Interesse gewinnt, weil sie uns mit so manchen Versuchen der alten Welt bekannt macht, in die zersplitterte Heroen- und Götterwelt eine höhere Einheit zu bringen und alle einzelnen Erscheinungen derselben von einem höheren Standpunkt aus aufzufassen und auf gewisse physische Potenzen, auf die Natur, ihre Kräfte, Wirkungen u. s. w. zurückzuführen. Denn es waltet in allen diesen Deutungen und Erklärungen, wie sie hier vorkommen, meist die physische Richtung vor. Eine bestimmte Ordnung oder ein bestimmtes Princip scheint, wenn wir von der eben bemerkten vorherrschenden Richtung absehen, eben so wenig darin vorzuwalten als Vollständigkeit der mythischen Erzählungen, die einen bestimmten Cyklus umfafsten, was sich aber, wie wir glauben, aus der Art der Abfassung, wie die Schrift jetzt vorliegt, erklärt, und uns unwillkührlich auf irgend ein oder auch mehrere gröfsere Werke hinweist, aus denen diese Compilation oder dieser Auszug entlehnt ist. Und diese Vermuthung scheint auch durch die Sprache in sofern bestätigt zu werden, als diese, obwohl nicht rein von den Flecken späterer

Zeit, doch hinwiederum durch Einfachheit, Klarheit und Bestimmtheit sich vortheilhaft auszeichnet: Eigenschaften, die wir zwar auch bei den beiden ersten Schriften meist angetroffen haben, und hier aus der Benutzung älterer Quellen, die oft wörtlich in diese spätere Sammlung übergegangen sind, ableiten. Nach einem Prooemium folgt der erste Abschnitt, überschrieben: *Saturnus*, die verschiedenen auf ihn sich beziehenden Mythen sind kurz angegeben und werden dann in dem oben bemerkten Geiste gedeutet; wobei noch vieles Andere, in näherer oder entfernter Beziehung damit stehende, bemerkt wird. Dann folgen ähnliche Erörterungen über *Cybele*, *Juppiter*, *Juno*, *Neptunus*, *Pluto*, *Proserpina*, *Apollo*, *Mercurius*, *Pallas*, *Venus*, *Bacchus*, *Hercules*, *Perseus* und zum Schluss *Duodecim coeli signa*; wobei aber gleichfalls noch manches Andere, auf andere Gottheiten sich Beziehendes bemerkt ist, und in dieser Masse einzelner, die gesammte Götterwelt des Alterthums betreffenden Angaben sich manche seltene mythologische Notiz eingestreut findet; in welcher Beziehung auch das am Schluss des ersten Bandes gelieferte Wortregister eine sehr nützliche, ja kaum entbehrliche Zugabe bei dem Gebrauch des Buches bildet. Unter den gelegentlich mitgetheilten Bemerkungen erinnern wir z. B. an das, was über Pan unter dem Abschnitt Apollo §. 1. und 2. angeführt ist, oder, um ein anderes Beispiel anzuführen, unter dem Abschnitt Apollo, die Mythe von Zeus, der zu dem Mahl bei den Aethiopen eingeladen ist, eine poetische Fiction, wie es hier heifst, welche den Satz der Naturlehre, dass das Sonnenfeuer durch das Wasser genährt werde, anschaulich machen soll. Denn die Sonne taucht sich in den Ocean, und erfrischt hier wieder ihr müdes Licht; so gebadet erhebt sie sich des andern Morgens wieder, um mit erneuerter Kraft über die Erde zu leuchten. Die Aethiopen wohnen aber am Ocean, von dessen Wasser die Feuer der sieben Planeten sich nähren. Und so liefse sich noch vieles Andere anführen, namentlich um die Art und Weise kennen zu lernen, wie die alten Mythen hier mittelst der Philosophie eine höhere Deutung und Beziehung, zunächst auf die Natur, deren Bildung und Wirken, so wie deren Kräfte und Elemente erhalten; aber dazu fehlt uns der Raum, auch hoffen wir, das Gesagte werde hinreichen, die Freunde der alten Mythologie auf diese neu entdeckte Quelle aufmerksam zu machen und sie zu näherer Prüfung einladen.

Auch fehlt es nicht an manchen Fragmenten verlorener Schrift-

steller, oder selbst an einzelnen merkwürdigen historischen Notizen, welche gelegentlich vorkommen. Als Beleg führen wir nur die schönen Verse des Valerius Serranus an, welche im Prooemium stehen:

> Juppiter omnipotens, rerum regumque repertor,
> Progenitor, genitrixque deûm, deus unus et idem,

wo uns der Vorschlag des Hrn. Bode, statt *repertor* zu setzen *creator*, sehr wohl gefällt. Es wäre dann dieser Valerius Serranus derselbe Dichter aus der Neronischen Zeit, den Sarpe in den Quaest. philoll. (Rostoch. 1829.) zum Verfasser der unter des Calpurnius Namen bekannten Eklogen aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. machen wollte. Vergl. unsere Röm. Lit. Gesch. §. 149. der 2ten Ausg.

Unter den historischen Angaben erinnern wir an die Notizen über das Alter der Arkadier I. §. 11, wo dieselbe Erzählung, die Herodot II, 2. giebt, ohne Anführung dieses Autors mitgetheilt wird, nur mit der Veränderung, dafs statt der Aegyptier und Phrygier hier Arkadier und Phrygier genannt werden. In historischer Beziehung findet sich unter Andern auch eine merkwürdige Notiz in dem ersten Mythographen §. 196. (mit der Ueberschrift *Croesus Rex Lydiae)*, welche in dem zweiten mit einigen unbedeutenden Abweichungen, wörtlich wiederkehrt §. 190. unter der einfachen Aufschrift *Croesus*. Hier wird erzählt, wie dieser lydische König, von Cyrus gefangen, dem Scheiterhaufen übergeben, durch einen plötzlichen Regenguſs von dem Flammentode errettet worden, indem er diese Gelegenheit zum Entfliehen benutzte. Als er sich aber dessen rühmte, in stolzem Vertrauen auf seine eigenen Reichthümer, habe ihm Solon, einer der sieben Weisen, gerufen: Niemand solle sich seines Glücks und seiner Reichthümer rühmen, da er nicht wissen könne, was der folgende Tag ihm bringe. Darauf sey ihm in derselben Nacht Jupiter im Traume erschienen, mit Wasser ihn übergieſsend, während die Sonne erloschen. Seine Tochter Phania, der er diesen Traum erzählt, habe dies dahin gedeutet, dafs er an's Kreuz geschlagen, mit Wasser übergossen und an der Sonne getrocknet werde; was denn auch wirklich eingetroffen sey; denn als er zum zweitenmal in die Gefangenschaft des Cyrus gerathen, habe ihn dieser an's Kreuz schlagen lassen." Diese Erzählung giebt also eine doppelte Gefangenschaft des Krösus an, von der kein anderer Geschichtschreiber etwas weifs, sie erzählt uns die ebenfalls nirgends sonst berichtete Bestrafung des Krösus durch Kreuzestod, sie spricht

von einer Tochter des Krösus, Phania, die, unseres Wissens, auch kein anderer Autor nennt. Und doch ist die ganze Erzählung von der Art, dafs sie aus einer älteren Quelle geschöpft und daraus excerpirt zu seyn scheint. Nicht minder auffallend ist die Angabe, die sich im dritten Mythographen, 8. §. 16. bei Erzählung der Mythe von Atreus und Thyestes, der hier eine physische Deutung gegeben wird, findet, Atreus habe bei Mycenä zuerst eine Sonnenfinsternifs entdeckt! Mehr historisch als mythisch sind die Erzählungen von Idomeneus I, 195, von Codrus I, 161, von den Thessaliern I, 163, wo zugleich ein Versuch, den Ursprung der Centaurenfabel zu erklären, mitgetheilt wird, u. A. der Art, von Dionysius, dem sicilischen Tyrannen, I, 218, von Leander und Hero I, 28, von Cleobis und Bito I, 29, von dem etrurischen König Maleus II, 188. Viele römische Mythen sind, wie wir bereits oben bemerkt haben, der Mehrzahl griechischer Mythen beigemischt, so z. B. die Mythen von den Palici Dii I, 190, von Consus und Circenses ludi I, 191, Tiberis I, 193, Picus und Pomona I, 182, Fatuus und Fatua I, 227, Pilumnus II, 183, Caecubus II, 184; oder die historischen Erzählungen von Regulus, consul Romanorum, I, 219, Victoria Torquati et parricidium I, 220, Camilli Victoria I, 221, Septem civilia bella Romanorum I, 222, Atilii Fortuna I, 223, Fabii I, 224, Marcelli Victoria I, 225, Laudes et mors alterius Marcelli I, 226, die Sagen von Aeneas I, 201 u. 202, von Amulius und Numitor I, 30.

So viel über den interessanten Inhalt der uns mitgetheilten Schriften. Es bleibt uns noch übrig, über die kritische Behandlung derselben in dieser neuen Bearbeitung zu reden, und die Hülfsmittel anzugeben, durch welche es dem Herausgeber möglich geworden ist, dem Texte dieser Schriften eine ungleich bessere Gestalt zu geben. Diese bestehen zuvörderst in zwei Handschriften des Servius in der Wolfenbüttler Bibliothek, welche in sofern allerdings zur Berichtigung des Textes wesentlich beitragen konnten, da, wie oben bemerkt worden, der erste und somit auch der zweite Mythograph Manches ganz wörtlich aus Servius entlehnt hat, desgleichen zwei Handschriften des Fulgentius aus derselben Bibliothek, zu gleichem Zwecke; dann aber zu dem dritten Mythograph eine Göttinger Handschrift von besonderm Werthe aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Gothaer, aus derselben Zeit, und eine Pariser. Das Resultat dieser mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit gemachten Collationen ist in den Notis criticis enthalten, die den gröfsesten Theil des zweiten Bandes

füllen, und aufserdem noch zahlreiche Verbesserungsvorschläge des Herausgebers und andere Bemerkungen enthalten, welche auf den Text wie auf den Inhalt sich beziehen, und daher auch auf manche andere Punkte in andern Autoren ein Licht werfen, da es besonders bemerkenswerthe Namen oder Lokalitäten der mythischen Zeit sind, über welche der Herausgeber mit Anführung aller Parallelstellen sich verbreitet. Ueberhaupt ist der Inhalt sorgfältig mit den Erzählungen anderer Autoren verglichen und daher so weit als möglich die Nachweisung der Quelle jeder einzelnen Erzählung gegeben. Belege davon giebt jede Seite, so dafs es wohl überflüssig seyn mag, besondere Beispiele davon noch namhaft zu machen. Leider sind jene drei Handschriften nicht ganz vollständig, namentlich bricht die Göttingische, welcher vor den beiden andern, und am Ende auch selbst vor der Vaticanischen der Vorzug gebührt, schon nach dem neunten Abschnitt ab; sie entbehrt der Kapitelabtheilung, verdient aber gewifs die Beachtung, die der Herausgeber ihr zunächst bei Constituirung des Textes, jedoch ohne blinde Vorliebe, hat widerfahren lassen. Die beiden andern Handschriften reichen bis an den Schlufs des vierzehnten Abschnittes, so dafs der letzte, funfzehnte, sich nur in der einzigen Vaticaner Handschrift findet; und auffallend genug, dieser letzte Abschnitt scheint mehr Spuren einer verderbteren und schlechteren Latinität des Mittelalters, als die vorhergehenden, zu enthalten. Seitdem sind diese kritischen Hülfsmittel zum dritten Mythograph noch durch neue vermehrt worden, durch deren Benutzung einige Stellen des Textes eine bessere Gestalt gewinnen. Hr. Prof. Schneider in Breslau benutzte die ihm sich darbietende Gelegenheit, *) uns auf eine Breslauer Handschrift des Lactantius aufmerksam zu machen, welcher am Schlufs die Jahreszahl 1474 beigefügt ist, und in welcher dann, von derselben Hand geschrieben, diese Abhandlung unter dem Titel: „Incipit Tractatus valde utilis ad intelligentiam poetarum quoniam in eo omnes rari et occulti poetales termini declarantur. Et valet idem tractatus etiam ad intelligendum lectantium prout in processu inferius lucidius apparebit“ folgt. Auch diese Handschrift ist gleich den drei andern nicht vollständig, sie ist auch wohl im Ganzen neu, vielleicht die neueste von allen, daher

*) s. Index Lectionum in universitate literarum Vratislaviensi per aestatem anni MDCCCXXXIV. a die XXI. Aprilis instituendarum. 10 S. in gr. 4.

auch nicht frei von manchen Verderbnissen und Nachlässigkeitsfehlern, und doch enthält sie Lesarten, die alle Beachtung verdienen. Hr. Prof. Schneider macht in dieser Beziehung die ganz richtige Bemerkung: »Sed quemadmodum in aliis scriptoribus usu venit, ut antiquissima exemplaria non semper emendatissima sint et saepe recentissimum aliquod, quia de vetusto fonte manat, reliquis praestet omnibus, ita hoc nostrum exemplar mythographi fortasse recentissimum omnium idemque haud dubie optimum atque integerrimum habemus etc.« Dafs bei ihm die Verdienste seines Vorgängers die gerechte Anerkennung finden, war zu erwarten; so bildet sein Programm, in welchem mehrere Stellen des Mythographen durch jene Handschrift verbessert werden, eine schätzbare Zugabe zu dieser Ausgabe, womit denn die weiteren Bemerkungen und Mittheilungen des Hrn. Bode, zu welchen eben dies Programm die Veranlassung gab, in den Gött. Anzeigen 1834. No. 104, insbesondere die daselbst aus einer Wiener Handschrift mitgetheilten Bemerkungen zu verbinden sind. Nach Hrn. Prof. Schneider würde der Verfasser dieser mythologischen Abhandlung in das Mittelalter, etwa in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen. Mai erkannte in ihm einen gewissen Leontius, einen Christen, der, da er den Scotus Erigena und Remigius von Auxerre anführt, wohl in das neunte oder zehnte Jahrh. fallen müfste. An dasselbe Zeitalter denkt auch Hr. Bode (S. XXI.), durch Inhalt und Sprache der Schrift bestimmt; doch bemerkt er, dafs der von Mai für den Verf. gehaltene Pontius Leontius aus Bourdeaux, dessen Sidonius Apollinaris und Fortunatus gedenken, dies aber wegen der bemerkten Anführungen weit späterer Schriftsteller nicht wohl seyn kann.

Was die Rechtschreibung betrifft, so ist auch hier Hr. Bode mit Recht auf die gewöhnliche Schreibart, von der Mai, der falschen Schreibart seiner Handschriften folgend, abgewichen, zurückgekehrt, so dafs auch in dieser Beziehung, was Orthographie und Interpunction betrifft, seine Ausgabe vor der Mai'schen sich vortheilhaft auszeichnet.

Aufser den genannten drei mythologischen Schriften hat aber Hr. Bode noch einiges Andere, was Mai in demselben dritten Bande der Classicc. auctorr. e Vaticc. codd. ed. bekannt machte, abdrucken lassen und diesen correcten Abdruck mit weiteren Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen begleitet, wofür wir ihm allerdings zu danken haben. Es ist dies die Schrift eines Geographen aus dem Zeitalter des Constantius, des Sohns Con-

stantin's des Grofsen, welche Mai aus einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts, die im Besitze eines Benedictinerklosters bei Salerno ist, lieferte, von der aber bereits früher ein freilich minder vollständiger und fehlerhafter Abdruck 1628. zu Genf durch Jac. Gothofredus erschienen war, in griechischer und lateinischer Sprache, weshalb Mai vermuthet, der griechische Text bilde das Original, wovon der lateinische die Uebersetzung sey. Neben manchen trivialen Bemerkungen finden sich doch in der Schrift auch manche statistische Notizen und einiges Andere, was nicht zu übersehen ist. Der Titel, den die Schrift führt, ist: *Junioris philosophi Descriptio totius orbis.* Daran schliefsen sich: *Demonstratio provinciarum ex antiquissimo codice,* eine einfache Aufzählung der einzelnen Länder und Inseln, mit Angabe ihres Umfangs, Gröfse u. s. w., ohne dafs jedoch über den Verfasser und dessen Zeitalter sich irgend etwas Bestimmtes angeben läfst. Endlich hat Hr. B. diesen beiden zu Anfang des zweiten Bandes befindlichen Stücken zwei Prooemien noch ungedruckter Commentare zu des Boethius Buch De Consolatione philosophiae, aus derselben göttingischen Handschrift, die den dritten Mythographen enthält, als Probe beigefügt, indem das Ganze nach seiner Versicherung wohl eine Bekanntmachung verdient. Dann folgen am Schlufs des zweiten Bandes zu den zehn oder eilf ersten Abschnitten des ersten Mythographen einige Excurse oder Abhandlungen über die darin vorkommenden und behandelten Mythen, die zugleich in möglichster Vollständigkeit Alles, was über diese Mythen in den Schriften der Alten vorkommt, anführen, ohne die Forschungen der neueren Zeit dabei zu übersehen. So wird z. B. in der ersten Abhandlung die einseitige und umfassende Mythe des Prometheus, in der zweiten Neptunus et Minerva, mit besonderer Rücksicht auf den Streit zwischen beiden wegen Athen, die Pflanzung des Oelbaums und was damit in Verbindung steht, so wie auf die Verbindung des Rosses mit Neptun und dessen darauf bezügliche Beinamen behandelt. Dann folgen 3) Scylla. 4) Tereus et Procne. 5) Cyclops et Acis. 6) Sylvanus et Cyparissus. 7) Ceres et Proserpina. 8) Celeus et Triptolemus. 9) Ceyx et Alcyone. 11) (denn die zehnte Erzählung, Ceres et Lycii, ist übergangen) Titanes et Gigantes, mit besonderer Rücksicht auf die so oft vorkommende Verwechslung beider.

Chr. Bähr.

Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München, bei G. Franz. 1833. 286 S. kl. 8.

Der neuerdings auch im Fache der Romandichtung mit Ruhm genannte Verf. beschenkt uns in diesem Bändchen mit zwei Erzählungen, „Sieg der Gesinnung," und „Erfahrungen eines Bedachtlosen," von welchen die erstere den Namen eines ächten Idylles verdient, und ihren Platz, wenn wir die darstellende Prose der Erzählung ins Auge fassen, unmittelbar neben Engels Lorenz Stark einnimmt, so wie ihr, was die Erfindung und den poetischen Organismus betrifft, die nächste Stelle neben Göthe's Hermann und Dorothea gebührt. Wie jeder ächte Künstler richtet der Verf. in dieser Novelle mit Wenigem viel aus. Die Grundzüge der Novelle sind folgende: Den rüstigen, unverdorbenen Sohn eines wohlhabenden Bauernhauses führt der Einkauf von Bedürfnissen in die nächste, nicht unansehnliche Stadt. Ein armer, ehrlicher Uhrmacher, dessen Begleitung sich ihm unterwegs aufdringt, führt ihn zu dessen reichem, städtischen Vetter, der ebenfalls das Uhrmacherhandwerk, doch mehr nur noch zum Scheine treibt; beide finden dort gastliche Mittagsherberge, und Wilhelm verliebt sich mit der Eile einer reinen Natur in die Tochter seines Wirthes, Maria, die edle Blüthe eines beglückten, tüchtigen Bürgerhauses. Weder ihrem wackern Vater noch der gemeinen Mutter entgeht die schnell und unbewufst erwiederte Neigung, und während jener im kommenden Frühling die Eltern seines Gastes mit der Tochter besucht und sich, als selbst auf dem Lande geboren und erzogen, in diesem Kreise glücklich fühlt, während das liebende Paar zum ersten lauten Ausbruche seiner Leidenschaft kommt: brütet die niedrig-bürgerliche Mutter des Mädchens, mit ihren Kaffeeschwestern über dem Plane, die Tochter dieser entehrenden Mifsheirath zu entziehen und sie eilig einem lüderlichen Exstudenten, dem Sohne eines im Städtchen allmächtigen Rathsgliedes, der mit dem Hause verwandt ist, zu verkuppeln Als daher der Vater eine Geschäftsreise zu machen genöthigt ist, und während er die Tochter auf einem ihr versprochenen Besuch im lieben Bauernhause, mit welchem sich ihm auch noch frühere Freundschaftsverhältnisse herausgestellt haben, geborgen glaubt, wird durch die List einer verworfenen Cousine das Mädchen in eine ferne, grofse Stadt, und in das sehr zweideutige Haus einer Kammerraths-Frau oder Wittwe entführt, wo der alberne junge Vetter um sie wirbt; Wilhelm aber wird, obgleich als einziger

Sohn vom Kriegsdienste frei, durch die Ränke des Rathsherrn unter das Militär und in eine ferne Garnison gesteckt. Marie, die anfänglich von diesem Unglücke keine Ahnung hat, schliefst sich, um den widerlichen Werbungen des Vetters zu entgehen, dem einzigen Menschen, den sie in dieser schlechten Gesellschaft entdeckt hat, dem männlich schönen und geistvollen Obristen an, einem ritterlichen Wollüstling, dessen schlummernde Tugend indessen von der reinen Natur des unschuldigen Kindes geahnet wird; und als endlich der arme, ehrliche Landuhrmacher als geheimer Bote von Wilhelm's Unglück aus dem Bauernhause eintrifft, so wirft sie sich in der Verzweiflung über die Lage des Geliehten und in der Ahnung ihrer eigenen Gefahr, bei einer Lustparthie vertrauensvoll dem Obersten in die Arme, der ihre halbausgesprochene Bitte für den Ausdruck der Liebe haltend, sie mit dem wilden Feuer der Begierde umfangen will, dafs das entsetzte Mädchen in Unmacht sinkt. Wieder erwacht, sieht sie sich und dem Obersten eine hohe Frau zur Seite, welche unwillkührlicher Zeuge des Auftritts war, in deren Schlosse (sie ist die Wittwe eines Reichsfürsten und längst wirbt der Obrist um ihre Hand) sich nun der Irrthum und das Geheimnifs aufklärt. Der Obrist, vor der Geliebten, vor Marie und vor sich selbst gedemüthigt, erwacht zu edlerer Gesinnung und wird unermüdlich thätig für die Erlösung Wilhelm's, der indessen ein wackerer Soldat geworden ist, allgeliebt von Vorgesetzten und Kameraden. Er bringt ihn befreit der harrenden Marie und erhält für diese gute That die Hand der Fürstin. Auch Mariens lange geängsteter Vater findet sich ein; der reiche Mann verspricht dem Sohne ein stattliches Gut, wenn er ein rationeller Landwirth werden will, und der Obrist, der den braven Rekruten lieber zum Officier, zum Adjudanten, zum Freund erzogen hätte, bietet ihm ein Pachtgut an, um bei ihm zu lernen. Beide Ehen werden an demselben Tage vollzogen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 57. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fr. von Rumohr, Novellen.

(Beschluſs.)

Man sieht, der Verf. wählte seinen Stoff so, daſs er nur durch die Behandlung desselben, nicht durch seine Neuheit und Originalität, zu wirken beabsichtigte. Und wirklich bewundern wir mit Wohlgefallen die reine Natur, welche seine Kunst in so engen Schranken vor unsern Augen zu entfalten gewuſst hat. Die Reize des Landlebens, dann, was das städtisch-bürgerliche Leben Würdiges und daneben auch Unwürdiges zeugt und ernährt, die segenreiche Einfalt des wohlhabenden und durch Frömmigkeit gebildeten Bauernstandes, die ersten Regungen einer unschuldigen Liebe, ihr Leid und ihre Freude, die gemeine und die raffinirte Verdorbenheit der gröſsern Welt, die latente Sittlichkeit eines Weltmenschen, die hohe Tugend in einem Palaste, die doch nicht erhabener ist, als die Tugend im Bürgerhause und in der Hütte des Landmanns, das alles ist mit groſser Wahrheit dargestellt, und wirkt um so mächtiger, je gehaltener und besonnener die durchaus objektive, ruhige Sprache des Dichters ist, in deren stillem Spiegel sich Schuld und Unschuld mit gleicher Klarheit abbildet. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob in der Tendenz des Ganzen jene ästhetische Gleichgültigkeit gegen Moral und Sitte herrschte, die eine Zeitlang von der modernen Kunstlehre für poetische Darstellungen des Lebens reklamirt worden ist, und sich auch in manchem sonst keineswegs verwerflichen Dichtwerke ausgeprägt hat. Vielmehr stellt diese Novelle nicht nur den Sieg der Gesinnung dar; sie ist selbst auch ein Sieg der Gesinnung. Sie bezweckt, und scheut sich dieser Absicht nicht, die Rührung hervorzubringen, welche der Sieg der Tugend bei jedem nicht sittlich verkrüppelten Zuschauer hervorruft. Aber sie erreicht diesen Zweck mit rein ästhetischen Mitteln, und das ist das Poetische an der Sache.

Der Raum, den diese Anzeige einnehmen darf, erlaubt nur wenige und kurze Proben; doch dürfen sie nicht ganz fehlen. Schilderung Mariens (S. 17.): »Sie war kein gewöhnliches, hübsches Mädchen; dem gemeinen Sinne fiel ihre Schönheit wenig

auf; allein ihre Formenbildung war rein und edel, ihr Wuchs und Verhältnifs tadellos, ihr Ausdruck sanft und verständig. Was an dem Mädchen gefällt, ist häufig nichts weiter, als jenes stumme Einverständnifs, jene halbeingestandene Verwandtschaft der Neigungen, welche gefallsüchtige Frauen bald unfreiwillig an den Tag legen, bald, wo es ihnen pafst, wenigstens zu heucheln versuchen. Lockungen der Art, auf welche auch ländliche Buhlerinnen sich verstehen, waren bisher an Wilhelm beinahe unbemerkt vorübergegangen. Allein diese stille, reine Schönheit ergriff ihn gleich einem Zauber. Es ist möglich, dafs eine gewisse Ehrfurcht, welche das städtische Wesen, die streng abgemessene Sitte, das einfache, doch gut gewählte, schön angelegte Hauskleid dem jungen Bauern, ihm unbewufst, einflöfsten, jenen Eindruck verstärkte, das schöne Bild ihm gegenüber mehr in Vortheil setzte, in seinem Sinn es erhöhte. Den Anfang einer Leidenschaft, wer hätte ihn je bei sich, bei Andern recht beobachtet! Ein rascher Blick, eine Wendung, ein weich betontes Wort, soll, mufs so häufig alle Schuld tragen. Doch, wo denn ist der letzte Grund seiner Stimmung, welche Aug' und Ohr dem letzten Eindrucke geöffnet?«

Der Landuhrmacher schildert Mariens Eltern seinem Begleiter folgendermafsen: »Der Vetter sieht auf's Wesentliche. Keine Schulden, Geld im Kasten und im Geschäfte Umschwung. Das Haus wohl bestellt, von Allem genug, und nichts im Ueberflusse. Geachtet seyn von den Nachbarn und Mithürgern und im Unglücke bereit, ihnen beizuspringen, ohne freilich das eigene Haus zu verwirren, welches stets das erste ist und seyn soll. Die Frau Base aber sieht mehr auf die Lappen, auf den Bettelstaat, sucht dem Manne daher zu entreifsen, so viel sie nur kann, und macht heimlich Schulden für Band und Spitzen, welche der Vetter, wenn er's erfährt, sogleich bezahlt, ohne Murren zwar, doch mit einem so ernsthaften Gesichte, dafs es ihr Furcht macht, und einigermafsen sie in den Schranken hält. Denn ginge es ganz nach ihrem Geschmacke, so spielte sie auf den Gassen die erste Dame der Stadt. Die arme Frau ist eines Krämers Tochter. Sie war leidlich hübsch, und daher vergaffte sich der Vetter in das Mädchen, weil und als er noch jung war.« (S. 27 28.)

Vom Landleben heifst es S. 44: „Wer nie Jahr und Tag in einer gröfsern Stadt, ohne sie je zu verlassen, ruhig zugebracht, fafst und erklärt sich auf keine Weise die Stärke und Tiefe des Entzückens, welches jenseits des noch bekannten geschmückteren

Umkreises die Städter beim Anblicke des offenen Landes zu ergreifen pflegt. Gewifs sah Marie auf die weite Flur, deren blühende, grünende oder frisch beackerte Breiten mit so stillem, behaglichen Vergnügen, dafs sie in den Augen ihres Vaters mehr Uebereinstimmung mit den Wünschen und Hoffnungen der Landleute an den Tag legte, als man dem Stadtkinde wohl hätte zutrauen sollen. Ihm selbst war das Land nie ganz fremd geworden, waren Empfindungen dieser Art sehr verständlich. Es machte ihm daher Freude, seine Tochter anzuhören, welche über so viel neue Gegenstände, als an diesem schönen Morgen sich ihr darboten, mit ungleich mehr Beredsamkeit sich ausdrückte, als er bis dahin jemals an ihr wahrgenommen hatte. Wie sie nur dazu kommen mag, dachte er bei sich, in den ländlichen Beschäftigungen jenes schöne Bündnifs mit der Natur, mit den Jahreszeiten, Trieb- und Lebenskräften, so ganz richtig zu verstehen und den frommen Sinn, die Ergebenheit in einen höheren Willen, welcher so häufig die sichersten Berechnungen und besten Hoffnungen zerstört? Er war geneigt, Mariens Theilnahme an ländlichen Verhältnissen als ein Erbgut anzusehn; bisweilen doch erhob sich in seiner Seele ein leiser Zweifel, ob nicht ein wenig von jener Art Sympathie im Spiele sey, deren Gewalt über weibliche Seelen ihm nicht unbekannt war.«

Ueber den Obristen wird bemerkt: »Gleich ihm gelangen viel tausend treffliche, doch unbedachte und flüchtige Menschen in jener Verkettung geringer und halbschlechter Handlungen, welche ihr äufseres Leben ausmacht, nicht eher zum deutlichen Bewufstseyn der Tugend, welche die Tiefe ihrer Seele verbirgt, als bis das Zutrauen eines reinen Gemüthes sie gleichsam sich selbst erschliefst. — Um in Menschen, deren Handlungen die Prüfung nicht aushalten, den edleren Gehalt zu erkennen, in ihnen diesen und nur diesen wahrzunehmen, soll man, scheint es, in schöner Unerfahrenheit ihr äufseres Leben ganz übersehen. So hatte Marie in dem Grafen, dessen Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit sie auch jetzt kaum ahnete, den trefflichen, gesunden Kern vermöge jenes sittlichen Taktes erkannt, welcher reine Gemüther oft glücklich leitet und verderbten Menschen durch die Klugheit nur unvollkommen ersetzt wird.« (S. 120. 121.)

Gar schön ist die Entdeckung geschildert, welche die Fürstin und Marie gegenseitig an sich machen, jene, indem sie im engen, bürgerlichen Verhältnifs ein durchaus liebenswürdiges Naturell entdeckt, ein ungetrübtes, reines Gemüth, bei welchem ein rich-

tiger Takt ersetzt, was dem Verstande an Uebung und methodischer Ausbildung fehlt; diese, indem sie in einsamen Stunden die ernste, gediegene Pracht, welche sie umgiebt, die Stille, die Ruhe und Ordnung des einfachen, doch fürstlichen Haushaltes mit den Flittern und dem verworrenen Tosen in jenem Hause vergleicht, wie man ihr am unbürgerlichen Leben hatte Geschmack einflöfsen wollen. »Wie viel näher,« dachte sie dann in ihrem Sinn, »steht nicht dem wahren vornehmen Leben jene gütevolle Berücksichtigung denkbarer Wünsche und Forderungen Anderer, welche in stillen und genügsamen Bürgerhäusern so häufig vorkommmt. Scheint es mir doch, als unterscheide sich dieses Schlofs von unserm Hause durch nichts, als den äufseren Glanz!« (S. 128—130.)

Der Schlufs der Novelle lautet so: »Es war ein schöner, feiernswerther Tag, denn selten erheben sich Menschen verschiedenen Standes zum Bewufstseyn ihrer Uebereinstimmung in solchem, was tiefer, heiliger und wesentlicher ist, als jenes Zufällige der Geburt und äufserlicher Glücksumstände. Allein auch diesem sein Recht, seinen Anspruch, seine Ehre; nur nicht mehr, als ihm gebührt und zukommt.«

Ohne dafs der Dichter seiner Erzählung ein besonderes Costüme gegeben hätte, läfst uns die Aushebungsgeschichte Wilhelm's, die zu unsrer Zeit wohl in keinem deutschen Lande mehr möglich wäre, und ein einziges, S. 135. hingeworfenes Wort (»jener Zeit«), vorzüglich aber der den »Deutschen Denkwürdigkeiten« nicht unähnliche Styl, schliefsen, dafs die Scene der Geschichte um vier bis sechs Jahrzehende zurückverlegt ist.

Die zweite Novelle: „Erfahrungen eines Bedachtlosen," erscheint uns, in sofern sie nicht, wie die erste, das Gewöhnliche auf ungewöhnliche Weise, sondern das Ungewöhnliche in der Art behandelt, wie wir es schon öfters behandelt gesehen haben, gewöhnlicher. Wir überlassen es dem Leser, der Erzählung eines vom Vater her aus Neapel stammenden Engländers zu folgen, welcher Ereignisse, die man ehedem allerdings vorzugsweise mit dem Namen des Romanhaften belegt hat, aus der Zeit der französischen Republikanisirung des Königreichs Neapel zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als Augenzeuge und Mitspieler interessant genug berichtet. Einen, künstlerisch betrachet, ungebührlichen Theil der kleinen Erzählung nimmt die sechs und zwanzig Seiten lange Betrachtung über den Adel und dessen Verfall in der neuern Zeit u. s. w. ein, die wir dennoch für die von der

Begebenheit als Schale eingeschlofsne Perle und wahre Substanz der ganzen Novelle erklären, und daraus nur Weniges entlehnen wollen. Der Erzähler des Verfs. bemerkt, dafs unter den Historikern, deren Werke er gelesen, kein einziger mit hinreichender Schärfe gefafst und bezeichnet hat, »was eigentlich in Frankreich und in den übrigen, jenem nachäffenden Staaten auf die Personen und selbst auf den Begriff des erblichen Adels einen so wunderbar verbreiteten Hafs gezogen, und jenen unaufhaltsamen Drang hervorgerufen hat, ihn zu vernichten.« Er findet diese Erscheinung nicht durch das seit Jahrhunderten gestürzte Lehenswesen motivirt, und sucht die Ursache vielmehr in der Umgestaltung des alten, ritterlichen, burggesessenen Adels in den höfischen, dienenden, abgeschliffenen der neueren Zeit, eine Metamorphose, die mit Bewufstseyn und Folgerichtigkeit am Hofe Ludwigs XIV. zu Ende gebracht worden ist. Dadurch wurde in dem Adel die nichtigste Eitelkeit genährt; und was war die Folge davon? »Um seine Kräfte ersprieſslich zu entwickeln, bedarf der Mensch des Wetteifers, der Schwierigkeiten eines erreichbar würdigen Zieles. Wer mit Geringem und Nichtigem täglich sich beschäftigt, verengt unbemerklich mehr und mehr seinen Gesichtskreis. Wer endlich Alles, so aufserhalb der eigenen bürgerlichen Stellung belegen ist, der Beachtung, der Bewunderung und Nachahmung unwerth hält, dem wird sehr bald Nichts mehr als schon an sich selbst edel, grofs, gewaltig erscheinen, was nothwendig dahin führt, im Streben nach dem Vortrefflichen allmählich nachzulassen.« Wenn wir diese Aeufserungen eines geistvollen und vorurtheilslosen Mitglieds der alten Aristokratie zu Protokoll nehmen, so verfehlen wir auch nicht, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was derselbe mit gleicher Wahrheitsliebe und Rücksichtslosigkeit über die maafslosen Bestrebungen der Demokratie sagt (S. 206 bis 219). Auch der Plebejer wird, wenn er diese Stellen gelesen hat, in seinen Busen greifen, und sich gestehen, dafs sehr häufig bei den eifrigsten Bestrebungen seiner Genossenschaft nicht sowohl die lautre Begeisterung für Gesetz und Freiheit es ist, von welcher sie angetrieben wird, als die Unlust und der verzehrende Aerger über die Schlechtigkeit der herrschenden Parthei, als das demüthigende Gefühl, sich dem Hochmuth alter Aristokraten oder dem Uebermuth junger Bureaukraten unterwerfen zu müssen, als Verzweiflung oder Hoffnung, diesen Gegner zu vernichten, kurz — als alle jene Gefühle, welche beide Partheien oft in so quälender Spannung gegen einander erhalten. Selten sind jene wahr-

haft Freigesinnten, die keine geheime Hoffnung der Rache beseelt, sondern die — trotz der Einwürfe gegen ihre Freiheitsversuche, welche ihnen der eigne Geist so gut als die beredte Sprache des gegenwärtigen Buches entgegenhält — vorerst unverrückt auf das Gesetz allgemeiner, bürgerlicher Freiheit hinarbeiten und, im Bewufstseyn, persönlich durch Gesinnung und Wandel ein Beispiel selbst gegeben zu haben, ruhig und beinahe gleichgültig es dem Volke selbst überlassen, ob es durch eigne sittliche Bildung der erstrebten Güter werth und fähig werden will oder nicht. — Das niederschlagende Gegentheil so reinen Strebens und — »im eigenthümlichen Costume der neapolitanischen« eine Kehrseite jeder Revolution stellt uns die vorliegende Novelle vor Augen.

G. Schwab.

Ausführliches Lehrbuch der höhern Mathematik. Mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Lebens. Bearbeitet und herausgegeben von Adam Burg, ord. öff. Professor der höhern Mathematik am k. k. polytechnischen Institute in Wien. — Erster Band. Enthaltend: Die Lehre von den Functionen, höhern Gleichungen, unendlichen Reihen u. s. w., endlichen Differenzen und Summen. Wien, gedruckt und im Verlage bei Karl Gerold. 1833. XXIV u. 478 S. — *Zweiter Band. Enthaltend: Anwendung der Algebra auf die Geometrie, als Einleitung; die analytische Geometrie in der Ebene, als ersten Abschnitt; und die analytische Geometrie im Raume, als zweiten Abschnitt. Mit sieben Kupfertafeln. Ebendas.* 1833. XVI u. 464 S. — *Dritter Band. Enthaltend: Die Differentialrechnung nebst ihrer Anwendung auf Gegenstände der höhern Analysis und Geometrie, als ersten Abschnitt; die Integralrechnung mit gleicher Anwendung, als zweiten Abschnitt; und die Elemente der Variationsrechnung, als Anhang. Mit fünf Kupfertafeln. Ebendas.* 1833. XVIII u. 592 S. 8.

»Der vorurtheilsfreie Sachkenner wird ohne Zweifel sehr bald finden, dafs, obschon der Verf. seiner Pflicht gemäfs, die neuesten und besten Schriften dabei zu Rathe gezogen hat, . . . dieses Werk gleichwohl nicht in die Kategorie der blofsen Compilationen gehöre, sondern aufser der eigenthümlichen Anordnung, mit vielen neuen Beweisen, schärferen Ableitungen und allgemeineren Entwickelungen, die aber alle eine gröfsere Einfachheit zum Zwecke haben, bereichert sey.«

Mit diesen Worten bezeichnet der Verf. selbst die Rubrik, unter welche man das vorliegende Werk zu bringen hat; und

wenn er dabei auch einiges Verdienst sich beimifst, so sind doch besondere Erwartungen, die man von dem Werke zu hegen etwa geneigt seyn dürfte, schon im Voraus völlig beseitigt. Dies ist ein günstiger Umstaud, indem der Leser dadurch zur Entfernung höherer Anforderungen veranlafst, und vor dem Unangenehmen gewisser Entdeckungen, deren er, ohne des Verfs. Geständnifs, bei näherer Ansicht des Buches gewärtig seyn müfste, bewahrt wird.

Schon der Anfang des Werkes stellt den Verf. in einem kläglichen Verhältnifs zur höheren Mathematik dar, und wenn man sich zum Weitergehen entschliefsen hann, so wird man nur noch mehr zum Mitleiden veranlafst. Armuth und oberflächliche Alltäglichkeit in Erklärungen und Begriffsbestimmungen, Breite ohne Gehalt, Schlüsse ohne Zusammenhang der Sätze, u. s. w.: dies sind Eigenschaften, die sich nicht selten darbieten. Z. B. dafs constante Gröfsen solche seyen, deren Werthe während einer Rechnung constant bleiben, veränderliche dagegen solche, deren Werthe während einer Rechnung verändert werden, ist alles, was der Verf. von diesen Gröfsen und als Einleitung in die Analysis weitläufig zu sagen weifs. Eben so betrübt ist unter manchen andern die Stelle des zweiten Abschnittes im dritten Bande, durch welche der Verf. den Lernenden in die Integralrechnung einführt. »Die Integralrechnung,« heifst es dort, »ist die umgekehrte oder entgegengesetzte Rechnungsoperation der Differentialrechnung, und hat demnach zum Zwecke: aus einem gegebenen Differentialausdruck, die ursprüngliche Function wieder herzuleiten, aus deren Differentiation das gegebene Differential entsteht.« Aus der Feststellung, oder vielmehr historischen Anführung, »die Integralrechnung ist die umgekehrte Rechnungsoperation d. Diff. . . .« zu schliefsen, dafs dies oder jenes der Zwech sey, überhaupt nur irgend etwas zu folgern, wird und kann einem denkenden Manne nicht in den Sinn kommen. Vielleicht hat der Verf. bei den Worten »und hat demnach . . .« auch nicht an einen Schlufs gedacht, und er dürfte sich damit entschuldigen, dafs ihm das fatale Wort »demnach« entschlüpft sey. Um jedoch über den Verf. in's Klare zu kommen, stelle man die angeführte Definition so um: »die Integralrechnung hat zum Zwecke, aus einem gegebenen Differentialausdrucke die ursprüngliche Function abzuleiten . . .« und füge in irgend einer Wendung den Satz: »sie ist die umgekehrte Rechnungsoperation . . . .« hinzu; man hat dadurch ungefähr die Definition der Integralrechnung in den

gewöhnlichen Compendien. Ein solches Compendium nun, worin der zweite Satz: »sie ist die umgekehrte . . .« in Schlufsform mit dem ersten verbunden ist, hatte der Verf. vor sich; geradezu und wörtlich abzuschreiben, schien ihm aus irgend einer Ursache bedenklich; deshalb kehrt er die Sache um, giebt dem zweiten Satze die erste Stelle, läfst dann den ersten Satz folgen und behält die Verbindungsform bei.

Dergleichen Dinge treten jedoch in den Hintergrund, wenn man des Verfs. Benutzungsweise anderer Werke etwas näher betrachtet. Hr. Burg verfuhr nicht etwa wie die gewöhnlichen Compilatoren, die aus neun und neunzig Büchern das hundertste zusammenschreiben, so, dafs er sich zuerst so etwas, was man Plan nennen könnte, gemacht, und nun darnach aus den Büchern das Entsprechende genommen hätte, sondern er macht sich's viel bequemer: er legt geradezu ein Werk zum Grunde, schreibt dies stellenweise wörtlich ab, läfst aus, verstellt die Materien, schiebt auch wohl anderwärts Gestohlenes ein, u. s. w. In dieser Weise ist z. B. der zweite Band, der die höhere Geometrie enthält, aus dem Werke: „*Application de l'Algèbre à la géometrie; par Bourdon. Seconde édition. Paris* 1828. genommen, und zwar sind daraus nicht etwa blos die Hauptsachen, Lehrsätze sammt Beweisen, sondern sogar Einleitungen, Uebergänge und Nebendinge wörtlich abgeschrieben. Zur Probe nur einige Stellen aus beiden Werken:

Bourdon, p. 1.	Burg, 2ter Band, S. 1.
On a vu, en Géométrie, que les lignes, les surfaces et les solides peuvent, aussi bien que toutes les autres grandeurs, être exprimées par nombres; il suffit, en effet, pour cela, de prendre pour unité l'une de ces grandeurs géométriques. C'est ainsi, par exemple, que $\sqrt{2}$ exprime la diagonale d'un carré dont le coté est égal à 1 . . . Generalement, si l'on désigne par a, b, c les nombres d'unités linéaires contenues dans les arêtes contiguës d'un parallélépipède, ab, ac, bc exprimeront les grandeurs de trois de ses six faces, et abc sa solidité. On voit donc que l'Algebre	Es ist schon aus den Elementen der Geometrie bekannt, dafs sich die Linien, Flächen und Körper, sowie dieses überhaupt für alle Gröfsen möglich ist, durch Zahlen ausdrücken, nämlich arithmetisch oder auch algebraisch darstellen lassen. So ist z. B. $\sqrt{2}$ die Diagonale eines Quadrats von der Seite 1. . . . Eben so hat man allgemein ab, ac, bc für die Seitenflächen, und abc für den Inhalt eines . . . . . Parallelepipeds, wenn a, b, c die Zahlen bezeichnen, welche anzeigen, wie oft die Linieneinheit in den drei zusammenstofsenden Seitenlinien desselben enthalten ist. Man begreift aber leicht, dafs . . . . sich die Algebra . . . .

Bourdon, p. 165.

. . . . . Nous allons donc passer immédiatement à l'exposition de la méthode générale connue sous le nom d'Analyse de Descartes, l'illustre philosophe qui en a donné la premiere idée, de cette methode qui consiste à exprimer, par des équations, la position respective des points et des lignes droites ou courbes faisant partie de la figure d'une question proposée, puis à combiner ces équations de manière à remplir le but indiqué par l'énoncé de la question. A proprement parler, c'est le developpement des principes de cette méthode qui constitue la Géométrie analytique telle quo'n l'envisage maintenant . . . .

Burg, S. 33.

. . . Descartes faſste die glückliche Idee, die Lage der Punkte, der geraden und krummen Linien, welche in einer geometrischen Untersuchung vorkommen, allgemein durch Gleichungen auszudrücken, und diese so mit einander zu verbinden, wie es die jedesmalige Aufgabe oder Untersuchung gerade verlangt. Man kann sagen, daſs in der Entwicklung der Principien dieser Methode die analytische Geometrie, so wie wir sie heute verstehen, besteht, ...

Bourdon, p. 600.

§. 3. Discussion des surfaces du second degré.

Les bornes que nous sommes obligé de mettre a cet ouvrage, ne nous permettant pas de donner ici une théorie complète des surfaces du second degré, nous nous attacherons surtout à faire resortir les circonstances relatives à leur classification, ainsique les propriétés qui resultent immédiatement des équations les plus simples auxquelles il est toujours possible de ramener une équation quelconque du second degré à trois variables. Nous suivrons d'ailleurs, pour la discussion de cette équation, une marche analogue à celle que nous avons employée . . . . pour l'équation à deux variables. L'équation la plus générale des surfaces du second degré étant $Az^2 + \ldots$.

Burg, S. 423.

Fünftes Kapitel. . . . Discussion der Flächen zweiter Ordnung.

Die Grenzen dieses Lehrbuches gestatten uns blos, die Theorie der Flächen zweiter Ordnung in Kürze so weit vorzutragen, als es zu ihrer Classification unumgänglich nothwendig ist, und dann noch ihre, aus den betreffenden einfachsten Gleichungen, die sich nur immer dafür ableiten lassen, hervorgehenden vorzüglichsten Eigenschaften anzuführen. Wir werden dabei einen Gang beobachten, welcher jenem bei Discutirung der Linien zweiter Ordnung eingeschlagenen, ganz analog ist. Die allgemeinste Gleichung des zweiten Grades zwischen drei veränderlichen Gröſsen, also die der Flächen zweiter Ordnung ist $Az^2 + \ldots$.

u. s. w.

Nach diesen Proben wird es wohl keiner Beweise bedürfen, daſs Hrn. Burg's Versicherung: er habe durchweg auf die Zwecke des praktischen Lebens besondere Rücksicht genommen, eine Windbeutelei ist. Beispiele zur Einübung der Rechnungs-Me-

chanismen theilt er wohl mit, aber von Betrachtung solcher allgemeiner Wahrheiten, welche in der Mechanik, Physik u. s. w. wieder vorkommen, weifs Hr. Burg nichts. Schreibt er ja doch Bourdon's Geometrie ab, die als *ouvrage adopté par l'Université* für die sogenannten Collegien bestimmt ist, und zur Praxis in keinerlei Beziehung steht.

Und diese Arbeit von Burg dient schon seit Jahren als Leitfaden für die Schüler der Wiener polytechnischen Schule, und ist, wie Ref. gewifs weifs, auch in den Händen der Schüler anderer polytechnischer Anstalten; noch mehr! Hr. Burg giebt die Versicherung, dafs seine Arbeit schon gute Früchte hervorgebracht habe.

Genau betrachtet, möchte es indefs eben nicht für ein sonderliches Unglück anzusehen seyn, dafs das Burg'sche Werk den Schülern in die Hände gegeben wird; ist es ja doch schon der härteste Mifsgriff im Unterrichte, wenn man höhere Mathematik auf polytechnischen Schulen lehren will. Dafs die jungen Leute die Sachen einlernen, d. h. im guten Glauben aufnehmen und später in einer Art nicht seltener Selbsttäuschung als ihre Ueberzeugung betrachten, beweist nichts. Hier kommen zwei Fragen in Betracht: Ist die höhere Mathematik den Polytechnikern nothwendig? und: können die jungen Leute dieselbe verstehen?

Das ist wahr, dafs der Vortrag der höheren Mathematik auf den polytechnischen Schulen dadurch, dafs er sehr viele Zeit in Anspruch nimmt, eine gewisse Wichtigkeit erhält, auch nebenbei den jungen Leuten eine hohe Meinung von ihrem Wissen beizubringen geeignet ist. Fragt man aber nach dem für den künftigen Beruf wirklich Brauchbaren, das die Schüler dabei gewinnen, so fällt die Summe sehr klein aus. Man stelle z. B. in Burg's Geometrie die Hauptsachen zusammen: es sind mancherlei Eigenschaften der Ellipse, Hyperbel und Parabel; die Namen und so etwas von Eigenschaften der sogenannten Flächen zweiter Ordnung. Und wenn die Schüler noch die Hälfte des dritten Bandes, die Differentialrechnung, durcharbeiten, so lernen sie auch einige sogenannte transcendente Curven kennen. Dies alles zusammen, in dessen Besitz nur die Armuth sich glücklich fühlen kann, ist nicht allein synthetischer Ableitung fähig, sondern stellt sich dabei auch einfacher, kürzer und der Auffassung viel leichter dar. Die etwaige Behauptung, dafs die Schüler mit der analytischen Methode vertraut gemacht werden müfsten, damit sie mit deren

Hülfe weiter schreiten können, producirt sich selber als Windbeutelei: die analytische Methode thut nichts, sonst wäre seit Cartesius, in einer Zeit von 200 Jahren, sowohl für die Wissenschaft als für die Anwendung mehr geschehen, und man würde sich mit einer unvollständigen Classification der Curven dritter Ordnung, der einzigen nennenswerthen Ausbeute, nicht begnügen. Und wie in der Geometrie, so kann in allen mathematischen Disciplinen, so weit diese auf Schulen vorgetragen werden, nicht allein die analytische Methode durch die synthetische ersetzt werden, sondern die Analytik ist sogar in dieser Sphäre durchaus wenn nicht schädlich, doch gewifs ohne Nutzen.

Hierzu kommt nun noch, dafs die höhere Mathematik jungen Leuten überhaupt, und namentlich Leuten von der bei polytechnischen Schülern vorauszusetzenden Vorbildung völlig unverständlich ist, eben so wie ihnen philosophische Blicke und alles, was über den einlernbaren Mechanismus und das Tastbare hinausgeht, völlig fremde Dinge sind. Den Mechanismus können sie einüben und auf die hierin gewonnene Fertigkeit einen Dünkel basiren, wie die fingerfertigen Combinationsfabrikanten die Weisheit an ihrer tiefsten Wurzel erfafst zu haben glauben, wenn sie das, was dem puren Rechnungsmechanismus anheim fällt, zu gruppiren verstehen, aber in den Elementen die gröbsten Verstöfse gegen Logik sich zu Schulden kommen lassen. Dafs man aber hie und da sich verleiten lassen konnte, die höhere Mathematik als Unterrichts-Gegenstand der Gewerbschulen festzusetzen, ist dem ruhigen, weiterschenden Beobachter nicht räthselhaft. Was die Weisesten zu allen Zeiten als richtig erkannt, dafs nur die Retate ernster Forschung dem grofsen Publikum mitzutheilen sind, und dafs nur dadurch zu dessen physischem und geistigem Wohle mit gutem Erfolge beigetragen werden könne, wird wie so Vieles auf die frivolste Weise verkannt; man fühlt sich stark genug, das Instrument der Forschung zu führen; deshalb das Geschrei nach dessen Besitz, und wenn die Jungen sich nicht die Finger verbrennen, so wird ehestens der Funke unmittelbar vom Himmel ertrotzt!

Müller.

Handbuch der griechischen Literaturgeschichte von Dr. C. F. Petersen, Professor der Philologie zu Kopenhagen, Mitgliede der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w. Mit einem Vorworte von Dr. August Matthiä, herzogl. sächs. Kirchen- und Schulrathe, auch Director des Gymnasiums zu Altenburg. Hamburg 1834. XIV *u.* 432 *S. in* 8.

Ein Handbuch, das, wie das gegenwärtige, in einen kleinen Raum zusammengedrängt, eine vollständige und grundliche Uebersicht des gesammten Schatzes der griechischen Literatur zu liefern verspricht, gehört gewifs nicht zu den müfsigen Erscheinungen des Tages, sondern verdient, man mag nun auf die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens oder auf seine Nützlichkeit, zumal bei dem Mangel an ähnlichen Werken sehen, gewifs allen Dank und alle Beachtung der Freunde der griechischen Literatur. Wer da weifs, was es heifst, ein solches Werk zu liefern, das den Anforderungen möglichster Vollständigkeit so wie möglichster Genauigkeit und Richtigkeit in allen einzelnen Angaben entsprechen soll, der wird es erklärlich finden, warum das Feld der griechischen Literaturgeschichte im Ganzen bisher wenig Bearbeiter gefunden, namentlich kein Werk, wie das vorliegende, bisher erschienen ist; aber er wird darum auch seine Anforderungen nicht zu hoch stellen und nicht mehr verlangen wollen, als was menschliche Kräfte auch zu leisten vermögen. Es kommt bei einem Werke der Art, welches einerseits dem mündlichen Vortrag als Grundlage dienen, andererseits aber auch Privatstudien fördern und dadurch zu weiterer Thätigkeit anregen soll, vor Allem darauf an, dafs den eben bemerkten Forderungen der Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit in ihrem vollen Umfang Genüge geleistet werde, dafs der Vortrag bei aller Kürze und Gedrängtheit, doch auch klar, bestimmt und faslich sey, fern von schalem Räsonnement, nichtssagenden Phrasen und dem Schimmer einer Afterphilosophie, die Alles im Gebiet des Positiv-Historischen sich selbst schaffen, Alles construiren und Alles wissen will, was Niemand wissen kann, weil alle positiven Data darüber fehlen. Schöll's Werk über die Geschichte der griechischen Literatur, so wie es in der deutschen Bearbeitung vor uns liegt, hat zunächst eine ganz andere Bestimmung, als das vorliegende, und ungeachtet mancher Vorzüge, die gewifs Niemand weniger zu verkennen geneigt ist, als Referent, läfst es doch Manches in Absicht auf Vollständigkeit, ja selbst hie und da auch auf Genauigkeit zu wünschen übrig, und es liefse sich leicht

eine reiche Fülle von Nachträgen dazu liefern, wenn es nicht gerade bei solchen Werken mit Nachträgen eine ganz eigene Sache wäre, und die Uebelstände von der Art, dafs man oft lieber ein neues Buch macht, als in solchen Supplementen sich endlos abmüht. Petersen's Werk, das, wir wiederholen es, als Handbuch eine ganz andere Bestimmung hat, die auf Anlage, Einrichtung und Inhalt einen wesentlichen Einfluſs haben mufste, hat sich von den oben bezeichneten Fehlern frei zu halten gewufst, und wir danken es dem Hrn. Verf., dafs er uns mit jenen (freilich hier, bei einem Buche solcher Tendenz am wenigsten angebrachten) philosophischen Gemeinplätzen verschont hat, womit man den innern Entwicklungsgang der Literatur, die Uebergänge aus einer Periode in die andere und die dadurch bewirkten Verschiedenheiten und Veränderungen darzustellen und faſslich zu machen vorgiebt, in der That aber Nichts liefert als viele Worte, die wenig enthalten, also im Ganzen Nichts als einen gehaltlosen Wortkram, weil denn doch am Ende die Uebergänge zunächst durch äufsere Ereignisse verschiedener Art herbeigeführt werden, und aus ihnen naturgemäfs sich entwickeln, so dafs also ohne positive Angaben mit all der Wortmacherei schlecht gedient ist, die eher dazu dienen kann, die Sache zu verdunkeln oder in einen vornehmen Neheldunst zu hüllen, als sie wahrhaft aufzuklären. Der Hr. Verf. befürchtet, und nicht ganz ohne Grund, dafs die Einleitungen zu den einzelnen Perioden zu dürftig ausgefallen seyn möchten; doch hofft er eine Entschuldigung oder Erklärung theils in dem Streben nach Kürze, theils in dem Zwecke des Buchs, wornach es dem mündlichen Vortrag zur Grundlage dienen soll, der allerdings mehr zur Erörterung solcher Gegenstände geeignet ist, als zu langen gedruckten Expositionen. So wird man sich nicht wundern, wenn von der Objectivität und Subjectivität, von der Idee, von der Durchdringung, von der Vergeistigung, Belebung und all den schönen Phrasen Wenig oder gar Nichts in diesem Werke enthalten, und an deren Stelle meist ein kurzes, oft vielleicht zu kurzes, aber faſsliches und bestimmtes Urtheil gegeben ist, wie es für solche dienlich ist, denen der Hr. Verf. sein Buch bestimmt hat. Und doch hatte der Verf. gerade hier, was Darstellung und Ausdruck betrifft, mit gröfseren Schwierigkeiten zu kämpfen, da er Däne ist, und seit längerer Zeit nicht in Deutschland war, auch das Werk zuerst dänisch 1830 erschienen ist; er hofft daher auf Nachsicht Anspruch machen zu können, die ihm gewifs Niemand

versagen wird, da der Stellen, an welchen in dieser Hinsicht Anstofs zu nehmen ist, doch im Ganzen sehr wenige sich finden, wie z. B. §. 88: »Die von seinen Gedichten, die erhalten sind, verglichen u. s. w.« Doch wer wird mit dem Verf. rechten und darüber die Hauptsache aus den Augen verlieren und den im Ganzen klaren und faſslichen Vortrag verkennen wollen? Wer wird ihm das Zeugnifs versagen wollen, dafs er die Arbeiten seiner Vorgänger gewissenhaft benutzt, und Quellenstudium, eigene Forschung, Streben nach Genauigkeit (S. VIII. IX.) überall anzutreffen sey?

Was nun Einrichtung und Anordnung des Werkes betrifft, so hat der Verf. die Geschichte der Literatur nach einzelnen Perioden oder Zeitabschnitten abgehandelt; er sieht dabei nach S. IX. »Einwendungen, und zwar vielleicht wohlbegründete, voraus,« er versichert, selbst viele Bedenklichkeiten dabei gehabt zu haben, ohne jedoch eine andere Eintheilungsweise zu kennen oder zu finden, die nicht, so wie die hier befolgte, auch ihre Mängel und Unbequemlichkeiten hätte. Er hat nämlich nach einer kurzen Einleitung die ganze Masse des vorhandenen Stoffs nach vier Perioden behandelt, deren erste von der frühesten Zeit an bis zur Gesetzgebung Solon's, also bis 594 a. Chr. reicht, die zweite bis zur Regierung Alexander's des Grofsen oder 336 a. Chr., die dritte bis auf Constantin den Grofsen oder 306 p. Chr., die vierte endlich bis auf die Eroberung Constantinopel's durch die Türken oder bis 1453. Ref. hat bekanntlich in seiner Geschichte der Römischen Literatur einen andern Weg eingeschlagen und eine streng systematische Behandlungsweise, welche Alles nach den einzelnen Wissenschaften ordnet und hier die einzelnen Schriftsteller in ihrer Zeitfolge nach einander aufführt, vorgezogen aus Gründen, die er §. 19. dieses Werkes ausführlicher dargelegt hat. So sehr er auch von den Vortheilen dieser Methode, eine Uebersicht des Ganzen zu gewinnen, und die Leistungen eines Volkes in der Wissenschaft, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen, zu überschauen — und das soll doch eine Geschichte der Literatur bewirken — überzeugt ist, so zweifelt er doch, ob in einer Geschichte der griechischen Literatur eine ähnliche rein systematische Behandlungsweise zulässig ist, und er würde selbst, wenn sein früherer, in Folge zahlreicher Aufforderungen gefafster, jetzt aber anderer Geschäfte wegen bei Seite gelegter Vorsatz, eine Geschichte der Griechischen Literatur in ähnlichem Sinne und Art und Weise, wie die Römische, zu schreiben, zu Stande

gekommen wäre, schwerlich dieselbe rein systematische Methode befolgt, sondern die Periodenabtheilungen vorgezogen, dieselbe aber so sehr als möglich verkürzt und deshalb auch nur drei Perioden angenommen haben, und zwar dieselben, wie Hr. Petersen, nur mit dem Unterschiede, dafs er dessen erste und zweite Periode in eine einzige zusammengezogen hätte. Schon der ungeheure Umfang der Griechischen Literatur, ihr Lauf durch Jahrtausende macht eine solche Behandlungsweise rathsam, durch welche mannichfache Nachtheile, die aus der entgegengesetzten Behandlungsweise entspringen, vermieden werden. Die Römische Literatur durchläuft einen im Verhältnifs zur Griechischen doch sehr geringen Raum weniger Jahrhunderte, damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben, eher das Ganze in der oben bezeichneten systematischen Weise zu behandeln, anderer Vortheile nicht zu gedenken, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde.

In jeder einzelnen Periode ist die Eintheilung die systematische; nur will es uns hier scheinen, als wenn der Stoff in zu viele Abtheilungen und Branchen gespalten sey. Es ist dies weniger in der zweiten als in der dritten Periode bemerklich. Wir wollen als Beleg unseres Urtheils nur die einzelnen Ueberschriften hierher setzen. Hier finden wir nach der Einleitung die alexandrinische Poesie in folgende Unterabtheilungen zerlegt: 1) Epos. 2) Didactische Poesie; *a*) epische, *b*) jambische, *c*) elegische Form. 3) *a*) Elegie, *b*) Hymnos und Lyrik. 4) *a*) ἐπιγράμματα, *b*) τεχνοπαίγνια u. s. w.; *c*) ἀνθολογίαι. 5) Drama; *a*) Tragödie, *b*) Komödie, *c*) Satyrspiel, *d*) φλυακογραφία (ἱλαροτραγῳδία, Κίναιδοι λόγοι etc.). 6) Parodische Poesie, Sillen u. s. w. 7) Idyllisch-bukolische Gedichte. Die Prosa zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Philologie und zwar nach einer Einleitung α) von der Thronbesteigung Alexander's des Grofsen 336 a. Chr. bis zur Zerstörung von Korinth 146 a. Chr., *a*) Sprachwissenschaft, *b*) historische Gelehrsamkeit. β) Von der Zerstörung von Korinth 146 a. Chr. bis auf Constantin den Grofsen oder 306 p. Chr., *a*) Sprachwissenschaft (1. Scholiasten, 2. Grammatik, Metrik, 3. Lexikographie, 4. Schriften über die Dialekte), *b*) historische Gelehrsamkeit. 2) Geschichte. 3) Chronologie. 4) Geographie. 5) Philosophie (*a*. Aristoteles, *b*. die peripatetische Philosophie, *c*. die epikureische, *d*. die stoische, *e*. die akademische, *f*. die skeptische; dann: Uebersicht, und nun wieder *g*. Neo-Pythagoreismus, *h*. Neo-Platonismus, *i*. Kirchenväter, *k*. Geschichte der Philosophie). 6) Redekunst. 7) Sophistik. 8) Erotische Mährchen, Erzählungen

und Briefe, *a*) erotische Zauhermährchen, *b*) erotische Reiseabentheuer, *c*) erotische Erzählungen (Romane), *d*) erotische Briefe. 9) Theorie der Redekunst. 10) Sammler von Sprüchwörtern. 11) Mathematische Wissenschaften. *a*) Arithmetik und Geometrie, *b*) Astronomie, Optik und damit verwandte Wissenschaften, *c*) Musik, *d*) Mechanik und Kriegskunst (Taktik und Strategie). 12) Naturwissenschaften, *a*) Physik und Naturgeschichte, *b*) Heilkunde, *c*) Mantik, Oneirokritik, *d*) Physiognomik. 13) Praktische Wissenschaften, *a*) Staatskunst (Politik) und Staatsökonomie, *b*) Land- und Hauswesen. — Hier würde freilich Ref. manche Unterabtheilung weggelassen haben, wie z. B. in den Abschnitten Philologie, Philosophie, Erotik und Mathematik, er würde ferner Geschichte und Chronologie, desgleichen Redekunst und Theorie der Redekunst mit einander verbunden haben, weil allzugrofse Verspaltung und Zersplitterung die Uebersicht des Ganzen erschwert, Vereinfachung aber sie fördert.

Nach dieser Anordnung ist nun der Stoff selbst in einzelne kurze Paragraphen abgetheilt, denen eine auf wenig Raum zusammengedrängte, mit kleiner Schrift gedruckte reichhaltige Literatur beigegeben ist, wie denn die Vollständigkeit und Reichhaltigkeit dieser Notizen einen Hauptvorzug des Buchs bildet und vom Verf. mit einer Vorliebe, einer Sorgfalt und einem Fleifs behandelt ist, die nur der verkennen kann, der sich noch nicht durch ein solches Detail einzelner, und doch so nothwendiger Notizen, wo so viel auf die Genauigkeit und Richtigkeit ankommt, hindurchgearbeitet und so aus eigener Erfahrung die endlosen Schwierigkeiten und Mühen erkannt hat, die mit einer solchen Arbeit verknüpft sind. Dahin gehören auch die Nachträge, die immer wiederkehren und nie enden, für den, der relative Vollständigkeit sich zum Ziel gesteckt und diese erreicht zu haben glaubt. Ueberhaupt ist es eine Erfahrung, die Ref. erst dann glauben konnte, als er sie an sich selbst gemacht hatte, dafs in solchen Dingen Vieles erst bei einer zweiten Auflage erreicht werden kann! So folgen auch hier am Schlusse auf fünf Seiten Nachträge und Ref. ist überzeugt, dafs der Hr. Verf. jetzt schon wieder die doppelte, wo nicht dreifache Anzahl solcher Nachträge gesammelt; Ref. könnte ihm Manches mittheilen, wenn er nicht überzeugt wäre, dafs der Verf. bei fortgesetzter Thätigkeit von selbst darauf kommen werde. Nur ein Paar Bemerkungen will er beifügen, die als ein Beweis seiner Theilnahme an dieser Erscheinung angesehen werden sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 58. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Petersen, Handbuch der griechischen Literaturgeschichte.

(Beschlufs.)

Ueber die ältere Zeit, die sogenannte Urzeit oder die vorhistorische hat sich der Verf. sehr kurz erklärt, und mit vieler Vorsicht ausgedrückt. Und wer würde ihm bei einem Handbuch der Art, zu solchen Zwecken bestimmt, daraus einen Vorwurf machen wollen, Zeiten übergangen zu haben, von denen nur ein dunkler Nachhall zu uns herübergekommen ist, nähere und bestimmte Angaben aber, wie sie doch nur in einer Literaturgeschichte und in einem Handbuch derselben Platz finden können, gänzlich fehlen. Man vergl. z. B. nur §. 14 und 15. Mit dem, was über die Homerischen Gedichte §. 37 ff. gesagt ist, kann sich Ref. nicht ganz befreunden, am wenigsten würde er über Punkte, von denen sich eher das Gegentheil wahrscheinlich machen lassen dürfte, mit solcher Bestimmtheit sich aussprechen, als hier geschehen ist. So lesen wir z. B. hier unter Andern: »Wie diese Gedichte [Ilias und Odyssee] nun da sind, sind sie weder beide zusammen, noch jedes für sich Eines Verfassers Werk. Dennoch liegt ihnen eine gewisse Einheit zum Grunde, wodurch jedes dieser Gedichte gleichsam seinen Mittelpunkt hat, in welchem sich die vielartigen Theile desselben sammeln.« Nun führt der Verf. weiter aus, was er unter dieser Einheit versteht, die schon im ersten Entwurfe dieser Gedichte gelegen und unter manchen Veränderungen, Erweiterungen, Zusätzen u. s. w. sich auch im Laufe der Zeit erhalten habe, während man später gesucht, diese Einheit durch Kritik noch mehr zu erweitern und zu begründen. Und nun schliefst der Hr. Verf. also: »Es ist nun unmöglich zu wissen, wie diese Gedichte ursprünglich waren; wir kennen sie nur, wie sie durch viele Veränderungen nach und nach geworden sind. Was aber auf diese Weise das Product des geistigen Wirkens mehrerer Personen und mehrerer Zeitalter war, trug nachher den Namen eines Verfassers. Homeros war unter diesen epischen Sängern der wichtigste, wahrscheinlich derjenige, der den Grund zu jenen Liedercyclen legte, und so hoch angesehen, dafs sein Ruhm nicht nur den Ruhm der übrigen verdunkelte, sondern

dafs sein Name allein auf die Nachwelt gekommen ist, anstatt unter mehreren der erste zu seyn."

Man sieht daraus, wie auch aus andern Stellen der folgenden Paragraphen, dafs sich der Verf. ganz die Wolfische Ansicht angeeignet hat, die doch nach den neueren Forschungen von Nitzsch u. A. nicht mehr in der Art haltbar seyn kann, während sie hier mit solcher Bestimmtheit vorgetragen wird. Ueberhaupt hätte Ref. diesen Abschnitt mehr literärisch-historisch behandelt, und in keinem Fall es gewagt, über Dinge, die doch noch nicht so ausgemacht dastehen, sich so auszusprechen. — Die §. 39. S. 18. angeführte Homerische Vorschule von Cammann ist nicht zu London, wie hier steht, sondern zu Hannover erschienen. Andere in der neuesten Zeit über Homer und die Behandlung seiner Gedichte erschienenen Schriften von Kreuser, Lehrs u. s. w. hat sich der Verf. zweifelsohne wohl selbst schon für eine neue Auflage, die wohl nicht ausbleiben wird, bemerkt; auch sind mehrere der hier als angefangen bezeichneten Schriften seitdem theils fortgesetzt, theils vollendet worden. —

Bei Pindar §. 88. hätten wir doch ein Wort über die Schwierigkeiten des Verständnisses durch die gedrängte aber gedankenreiche Sprache erwartet, um so mehr, da Pindar als ein so dunkler und schwerer Dichter verschrieen ist, was er doch eigentlich nicht ist, wenn man nur in seinen Geist und Denkungsart, so wie in die lyrische Auffassungsweise sich einigermafsen eingearbeitet hat, eben so hätten wir bei Aeschylos §. 98 doch ein Wort über die Idee des Fatums in seinen Dramen gewünscht. Bei Euripides §. 100. wird der Rhesus bezeichnet als „ohne Zweifel von einem andern Verfasser." In dem Abschnitt Geschichte §. 113 ff. würde freilich Ref. den Charakter der Lopographie und deren Uebergang zur Geschichte anders dargestellt haben. In dem Artikel über Herodotus §. 115. ist in wenig Worten das Wesentlichste zusammengedrängt, was darüber, als das Resultat der bisherigen Forschungen, in einem Handbuch der Art mitzutheilen war. Die Angabe: »ob Herodotus seinen Vorsatz, ein Werk über Assyrien zu verfassen, ausgeführt hat, ist unbekannt« wird jetzt dahin umzuändern seyn, dafs Herodot, der nachweislich bis an sein Lebensende mit Umarbeitung seines Werkes, mit Zusätzen und dergl. m. beschäftigt war und auch über die assyrische Geschichte einen solchen Zusatz einzurücken beabsichtigte, daran durch den Tod verhindert worden; denn ein eigenes Werk darüber zu schreiben, daran hat Herodot gewifs

nie gedacht, noch weniger ein solches ausgeführt. Was er wufste, was er erfahren und auf seinen Reisen gesammelt hatte, sollte in dem Einen Werk enthalten seyn, hier freilich der innern Einheit, die das Ganze beherrschte, untergeordnet. Was diese und andere Punkte betrifft, unter Andern auch die bestrittene Angabe über die Vorlesung zu Olympia, so hofft Ref. darüber sich nächstens im letzten Bande seiner Ausgabe, der diese Untersuchungen enthalten soll, mit mehr Ausführlichkeit aussprechen zu können. In den Literaturnotizen zu diesem Paragraph würden wir die Schrift von C. Ritter: „Vorhalle Europäischer Völkergeschichten" weggelassen haben, dagegen die französische Uebersetzung von Miot (Paris 1822. in drei Octavbänden) und die deutsche von A. Schöll (in der Sammlung von Uebersetzungen von Schwab, Osiander und Tafel. Stuttgardt 1828 ff.), ferner die Schrift von Hoffmeister: Sittlich religiöse Lebensansicht des Herodotos. Essen 1832. angeführt haben, einiger andern Schriften von geringerem Umfang und Werth nicht zu gedenken. — §. 119 u. 120. bemerken wir, dafs die Geographi minores von Gail drei Bände zählen, herausgekommen zu Paris in den Jahren 1826—1830; Hanno's Periplus ist vor Kurzem in einem Programm zu Ehingen 1832. 4. von Hirscher erschienen. Ueber Scylax und die verschiedenen Ansichten über den unter des Scylax Namen auf uns gekommenen Periplus hat sich Ref. im Excurs. X. zu Herodot. IV, 44. näher erklärt, und mufs darauf verweisen.

Wenden wir uns zur Philosophie, so wird §. 146. folgende Aeufserung etwas auffallen: »Sokrates bekämpfte ganz besonders die Lehre und den Wandel der Sophisten. Dadurch, so wie durch manche Abweichungen von dem herrschenden Zeitgeiste, namentlich durch Vorliebe für die Aristokratie zog er sich Hafs und Verfolgung zu, deren Opfer er ward, als er Ol. 95, 1. den Giftbecher zu trinken verurtheilt wurde." Was §. 148. über die philosophischen Schriften Xenophon's gesagt ist, ist gar zu kurz und hier, wie es scheint, dem mündlichen Vortrag mehr überlassen, als dies an andern Orten der Fall ist. Es heifst nämlich daselbst: »Die von Xenophon mit Vorliebe für die praktische Sittenlehre verfafsten Denkschriften über Sokrates, verglichen mit den Nachrichten und Meinungen Platon's, Aristoteles und Anderer haben Untersuchungen veranlafst, ob und wie weit Xenophon den Sokrates und seine Lehre mit der Wahrheit übereinstimmend dargestellt habe. Diese Frage ist sehr verschieden beantwortet worden." Dann wird das Symposium (»die beste Schrift Xeno-

phon's von dieser Art«), die Memorabilien, die Apologie Socratis (»vermuthlich aus einer spätern Zeit«) und Hiero angeführt. Der Agesilaus ist unter den historischen Schriften §. 117. aufgeführt. So würden auch §. 155 ff. über Plato Gelegenheit zu manchen Erörterungen und Besprechungen geben, da Ref. und mit ihm wohl manche Andere nicht alle Aeufserungen und Urtheile des Verfs. unterschreiben werden. So scheint Derselbe in §. 156. sich viel zu sehr an Ast angeschlossen und in der Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit Platonischer Dialoge viel zu weit gegangen zu seyn, als es mit Zweck und Bestimmung eines solchen Handbuchs vereinbar war, während uns kaum die Namen einiger der Hauptschriften Platon's in alphabetischer Folge §. 157. angegeben werden, und gewifs Vielen, für die das Buch bestimmt ist, erwünschter gewesen wäre, über einzelne Hauptschriften des Plato etwas Näheres zu erfahren. Wahrscheinlich aber glaubte der Verf., dies dem mündlichen Vortrag überlassen zu müssen. Einzelne Nachträge in der Literatur übergeht Ref. auch hier, wie an andern Stellen, aus dem oben angegebenen Grunde.

In der dritten Periode finden wir z. B. Diodor von Sicilien §. 233. kurz, aber treffend im Ganzen charakterisirt; aber gegen einige Aeufserungen über Plutarchus §. 237. wird uns ein Einspruch erlaubt seyn. Dort lesen wir nämlich in Absicht auf die Biographien folgendes Urtheil: »Aber Plutarch fällt oft in das Kleinliche; und stellt die Charaktere entweder als unbedingte Muster der Tugend oder des Lasters dar. Seine Denkart war entschieden demokratisch; doch scheint ihm der ächte antike Geist so ziemlich fremd gewesen zu seyn. Unchronologisch. Der Styl ist oft dunkel und gekünstelt; er trägt die Spuren der Entartung, die damals um sich griff.« Gerade der fromme, man möchte sagen ehrwürdige Sinn, mit dem Plutarch die alte Zeit aufgefafst und wiedergegeben hat, die Begeisterung für alles Edle, die sich überall so unumwunden ausspricht und in allen seinen Schriften hervortritt, ist es, was seine Schriften für uns so anziehend macht und uns namentlich bei den Biographien so gern verweilen läfst. Darum würden wir ihm am wenigsten antiken Sinn und Geist abzusprechen wagen, so wenig wie dem Pausanias, der mit gleichem würdigen Sinn das Alterthum aufgefafst und dargestellt hat. Was Plutarch wollte, das hat er selbst im Eingang zur Biographie Alexander's des Grofsen bemerkt, und darnach müssen wir ihm als Geschichtschreiber beurtheilen; er kann dies wenigstens von uns verlangen, wenn wir nicht un-

gerecht gegen ihn seyn wollen. Sein Styl, so sehr er auch im Einzelnen den besten Mustern der früheren Zeit, einem Plato, Thucydides, Demosthenes u. A. nachgebildet ist und verhältnifsmäfsig nur wenige Spuren der späteren Gräcität an sich trägt, ist nicht sowohl gekünstelt als schwerfällig zu nennen, indem der Periodenbau bisweilen der erforderlichen Einfachheit und Leichtigkeit entbehrt, und die Sätze allzu lange gedehnt werden. Dies hängt freilich auch wieder mit der umfassenden Gelehrsamkeit des Mannes zusammen und mit seinem Streben, alles Mögliche, das er gelesen hat und das ihm in den Sinn kommt, anzuführen. — Unser Verf. bezeichnet die Schrift *βίος τῶν δέκα ῥητόρων* geradezu als unächt; wir würden diesen Ausspruch nicht wagen, da die Aechtheit der Schrift noch neuerdings mit sehr triftigen Gründen von Westermann in Schutz genommen worden, dessen Ausgabe dieser Schrift übrigens dem Hrn. Verf. wohl noch nicht zugekommen war, als er diese Worte niederschrieb. Eben so wenig würde Ref. wagen, einige ähnliche Erklärungen über mehrere andere Schriften Plutarch's §. 304. zu unterschreiben, welchen Paragraph wir überhaupt anders gestaltet hätten. Der Ausdruck *Moralia*, mit welchem die in diesem Paragraph gemeinten Schriften, seit Jahrhunderten allgemein bezeichnet und angeführt werden, verdiente doch wenigstens genannt zu werden. Bei Pausanias §. 258. würden wir bei Erwähnung des Styls, der eine Nachahmung der älteren Schriftsteller ist, doch speciell an Herodotus erinnert haben. Ueber Aristoteles und seine Schriften §. 261. hat sich der Verf. mit sichtbarer Vorliebe und Aufmerksamkeit verbreitet.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, das Buch zu charakterisiren und den Lesern einen Begriff zu geben von dem, was sie in diesem Buche zu erwarten haben, so wie von der Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand aufgefafst hat. Ein sorgfältiges Namenregister ist am Schluss beigefügt.

Chr. Bähr.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Uebersicht eines Theils der neuesten Schriften, die Schulen betreffend.

Blicken wir vorerst auf diejenige Abtheilung der Literatur, welche die Lehrbücher für Volksschulen enthält, so treten uns im Ganzen nur Fortschritte in die Augen. Es ist ein Streben bemerkbar, den Unterricht bis in die ersten Elemente herab noch mehr zu verbessern,*) als es bisher geschehen ist, und es ergiebt sich immer ein Gewinn, wenn sich gleich die Hoffnungen solcher Schulmänner gemeiniglich versteigen. Die Schule findet sich jetzt in allen Zweigen ihres Unterrichts recht gut berathen, und was nicht aufser Acht zu lassen ist, man erkennt auch an, dafs es hauptsächlich auf den Lehrer selbst ankommt.

Wenden wir uns zu den Schriften über die Schulen, so sehen wir immer neue und beachtungswerthe erscheinen. Einige der neuesten, wie sie uns zugekommen sind, zeigen wir hier an.

1) *Die Verwahr- oder Kleinkinder-Schule von Dr. J. F. H. Schwabe, Grafsherzogl. Hessischem Prälaten, Oberconsistorialr. u. Superintend. Zweite völlig umgearbeitete u. stark vermehrte Aufl. Neustadt a. d. O. bei J. K. G. Wagner,* 1834. 8. (X u. 110 S.)

Wer die Wichtigkeit dieser Anstalten kennt, d. h. sie nicht blos als Modesache anpreist, sondern als eine wahre Entwicklung der Kultur betrachtet und unbefangen erwogen hat, wird sich freuen, dafs sie sich in Deutschland vermehren, insbesondere aber auch, dafs Männer, welche in ihrer Wirksamkeit so hoch gestellt sind, wie der würdige Verf. dieser Schrift, zugleich fortfahren, darüber zu belehren. — Eine geschichtliche Uebersicht solcher Anstalten führt auf den ersten Bogen in gedrängter Zusammen-

*) Dahin gehört die kleine Schrift: *Der Schreibunterricht in Verbindung mit dem Lesen als Grundlage der Sprachlehre nebst einer Anleitung zur Elementarlehre des Zeichnens für Volksschulen. Methodisch bearbeitet von W. Wittmer, Prof. am Lyceum und Präparanden-Institut zu Rastatt. Mit Holzschnitten u. lithogr. Tafeln. Heidelberg, bei A. Oswald,* 1833. 8. (77 S.) — Der Verf., ein vorzüglicher Schulmann, hat zugleich das Verdienst, einiges frühere gute Verfahren wieder hervorzuziehen. Er fängt das Lesen und Schreiben zugleich an, und zeigt, wie er dabei verfährt. Wir zweifeln nicht an dem guten Erfolg, aber auch in andrer Weise hat sich vielfach ein guter Erfolg bewährt, und wir lassen gerne in dergleichen dem gebildeten Lehrer eine gewisse Freiheit der Wahl. Man vergl die Anzeige einer franz. Schrift in den Heidelb. Jahrb. 1832. S. 555, deren Verf. unter dem Namen Graphiamalegie etwas Aehnliches will.

stellung zweckmäfsig in die praktische Kenntnifs derselben ein. Ref. mufs zu den Nachrichten von den Infants-schools in England die Klage hinzufügen, die er so eben von einem Augenzeugen vernommen, dafs sie dort in Verfall gerathen; doch hofft er, dafs die Bemühungen der dortigen Menschenfreunde, wozu die angesehensten Staatsmänner gehören, nicht ermüden werden, sie in ein besseres Aufleben zu bringen, und dafs diese heilsamen Anstalten in unserm Deutschland gleich bei ihrer Begründung einen kräftigen Keim des Wachsthums aus unserm ganzen Erziehungsleben mitbringen.

Hr. Dr. S. bestimmt die Bewahranstalt für die kleineren Kinder der ärmeren Klasse. Wir hoffen, dafs auch das Bedürfnifs für manche Kinder aus der reicheren Klasse sich geltend machen werde, wünschen jedoch mit dem Verf., dafs sich die Mutter dem Kinde wenigstens nicht in der früheren Lebenszeit entziehe. Auch müssen wir auf die Warnung aufmerksam machen (S. 45.), „den Eltern die Fürsorge für ihre Kinder nicht allzusehr zu erleichtern, da die süfseste Freude, nämlich die an dem Gedeihen der Kinder auch ihren Preis haben soll, und in der That um so süfser ist, je theurer sie erkauft wurde, — — und nicht aus übertriebener Menschenfreundlichkeit denen Vorschub thun, welche sich der Fürsorge für ihre Kinder gern entziehen möchten« Die Betrachtungen über diesen Punkt werden täglich mehr angeregt; man wird sie auch in dieser Schrift gerne vernehmen, und würde sie gerne noch weiter vernommen haben, als es wohl die Kürze hier erlaubte. Da der Zweck dieser Anstalten Verwahrung und Beaufsichtigung der Kleinen ist, so wird das Nöthige über Nahrung, Reinlichkeit u. s. w. angegeben, praktisch genau. Die Nebenzwecke, Arbeit und Unterricht, werden nicht übersehen, um sie ganz richtig zu verwerfen. Ref. kann indessen den Unterricht nicht ganz ausschliefsen, weil er in den ersten Lebensjahren schon in den spielenden Beschäftigungen, im Sehen, Hören, Sprechen vorkommt, und allmählig bei Kindern, die das 3te Lebensjahr zurückgelegt haben, schon anfängt, schulmäfsig und bei ihrer wohlgeordneten Thätigkeit Bedürfnifs zu werden. Das Urtheil des Hrn. Verfs.: „darum halten wir den förmlichen Unterricht, der beides (dafs dem Körper nicht geschadet und der Zeit der Geistesentwicklung nicht vorgegriffen werde) unberücksichtigt läfst, nicht für zulässig," ist gewifs richtig, aber es werde nur nicht mifsverstanden, welches leicht bei dem Wort „förmlich" geschehen könnte. Darum übersehe man nicht die weitere Erklärung: »nur soll der Unterricht keine einseitige Verstandesbildung, sondern in Verbindung mit der Gemüthserhebung und Belebung des sittlichen Gefühls, ein Erziehungsmittel seyn. Da wird er aber schon etwas Förmliches, z. B. das Zählen, das Linienmachen, das Anhören, Nachsprechen, Wiedererzählen, und da ein männlicher Lehrer in der Regel auch schon hierin besser unterrichtet, so kann Ref. dem Verf. nicht beistimmen, dafs (S. 88.) »keine männlichen Lehrer für die Verwahranstalt ge-

hören" sollen; noch abgesehen davon, dafs in ihnen das väterliche Ansehen den Kindern erscheint, welches die Natur in der Erziehung verlangt.

Unter den folgenden praktischen Vorschlägen kommt auch das Urtheil vor, dafs auch diese Anstalten dem geistlichen Stande zu übergeben seyen. Ref. ist ebenfalls dieser Meinung, und mufs sich nach seiner bisherigen Erwägung noch bestimmter dafür entscheiden. Zu dem Urtheil: „Ist die ganze Anstalt, wie wir sie beschrieben haben, nur ein Surrogat des elterlichen Hauses, so soll man dasselbe nicht über Bedarf ausdehnen; und ist es eine Wohlthat für die Bedürftigen, so soll man ja Wohlthaten nicht aufdringen," — stimmt er ebenfalls von ganzem Herzen bei, nur möchte er dabei noch an ihre Bedeutung für die Volkserziehung erinnern. — Wer den Rath dieses erfahrnen Führers bei diesen Anstalten befolgt, wird es nicht bereuen.

---

2) *Erste Nachricht über die beabsichtigte Organisation des Bürger-Schulwesens der Stadt Leipzig, womit zu der am 26. März u. s. w. zu haltenden öffentl Prüfung der Bürgerschule u. s. w. geziemend einladet der Director Dr. K. Vogel. Leipzig, bei Teubner.* 1833. 8. (40 *S.*) — *Eine Schulrede; am 30sten Jahrestage der Eröffnung der Bürgerschule zu Leipzig gehalten vom Dir. Dr. Vogel. Daselbst bei Ambr. Barth.* 1834. 8. (IV *u.* 24 *S.*) — *Kurze Verständigung über die Idee und die Einrichtung einer höheren Bürger- oder Realschule für Knaben, und einer höhern Töchterschule nach den Bedürfnissen der Stadt Leipzig. Ebendas.* 8. (IV *u.* 18 *S.*)

Diese drei kleinen Gelegenheitsschriften geben uns Kunde von jener Bürgerschule, die seiner Zeit (1803.) nach den damaligen Schulplanen eingerichtet war, jetzt aber eine Umänderung ihrer Organisation erhalten hat. Unter den gegen 6000 schulpflichtigen Kindern zu Leipzig befinden sich 2800, welche unentgeltlichen Unterricht geniefsen, die Zahl der Schüler, für welche die Bürgerschule bestimmt ist, wird auf 2300 angeschlagen. Ihr geht die Elementarschule voraus, und sie selbst übernimmt die Kinder, welche die Elemente im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. erlernt haben, und führt sie durch 2 Stufen zur höheren Bürgerschule als der 3ten Stufe herauf. Die unterste begreift 3 Klassen, und heifst die Mittelschule, für Kinder in der Regel von 9 bis 12 Jahren. Die 2te Stufe, welche ebenfalls 3 Klassen begreift, ist die eigentliche Bürgerschule, und ist darauf berechnet, dafs mit dem 14ten Lebensjahre des Schülers dieser Cursus beendigt ist. Die Lehrgegenstände sind: Religion, deutsche Sprache, Rechnen, Geographie, vaterländische Geschichte und Verfassungskunde, das Nöthigste aus der Naturkunde mit Technologischem, Zeichnen, Singen, und für die Mädchen weibliche Arbeiten. Auf diese Schule folgt entweder die höhere, die Realschule, oder das Gymnasium. Die Realschule für Knaben, von etwa 14 bis 16

Jahren, hat 4 Klassen und lehrt hauptsächlich Mathematik und die Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Religion wissenschaftlich (?), Zeichnen, Singen, auch die deutsche, französische, englische Sprache aber mehr in formeller Beziehung, und nach Umständen auch Latein. Die höhere Töchterschule, ebenfalls für das Alter von 14 bis 16 Jahren, lehrt in 2—3 Klassen dasselbe, mit Ausschlufs der Mathematik und mit Beschränkung in einigen andern Gegenständen, dagegen mit Anleitung zu weiblichen Handarbeiten. Weiter hinauf könnte sich an die Bürgerschule eine Gewerbschule anschliefsen, wie auch eine polytechnische, eine Handelsschule, Berg-, Forst- und andere Institute. Allerdings ein vollständiger Kreis der Jugendbildung; nur kommt es, insbesondere was die Bürgerschule betrifft, auf solche Behandlung der Lehrgegenstände an, dafs sie nicht überbilden, und nicht durch ein Vielerlei überladen.

Die Grundsätze, welche hier ausgesprochen sind, und die an sich als die richtigen gelten, müssen sich freilich erst durch gute Lehrer bewähren; auch sprechen sie sich über die Schulzucht als die richtigen aus. Die Rede des Hrn. Dir. V. erinnert an die gesteigerten Forderungen, welche die jetzige Zeit in Betreff solcher Schulen macht, hierbei an die rühmliche Fürsorge der dortigen Obrigkeit, an die nöthige Tüchtigkeit der Lehrer, und an die gewünschte Mitwirkung der Mitbürger; und sie schliefst mit dem Blick auf das hohe Ziel: »Veredlung künftiger Geschlechter durch Religion und Wissenschaft und Ausbildung ihrer Schüler für ein irdisches wie für ein himmlisches Bürgerthum.«

In der letztgenannten Schrift wird noch Einzelnes der Idee entwickelt. Das Ziel der höheren Bürgerschule wird ganz richtig darin erkannt, dafs sie »in ihren Schülern alle diejenigen Erkenntnisse und Fertigkeiten begründen soll, welche den gebildeten Mann, wefs Standes und Geschäfts er auch übrigens sey, auszeichnen, und die Schüler darin so weit fördern, dafs sie im Stande sind, jene in der Schule erworbenen Kenntnisse fortan selbst zu erweitern, oder in eine höhere Lehranstalt für ein besonderes Fach gehörig vorbereitet einzutreten.« Auch in dem, was über das Bedürfnifs solcher Anstalten, ihr Verhältnifs zu den übrigen, und dergl. gesagt wird, mufs Ref. beistimmen; weniger in der Meinung von der Nothwendigkeit solcher höherer Töchterschulen, welchen der Verf. jedoch auch nicht unbedingt zugethan zu seyn scheint.

---

3) Die so eben erschienenen Schulverordnungen im Grofsherzogthum Baden, welche das ganze Schulwesen umfassen, und einen Cyklus einzelner Verordnungen für die verschiedenen Schulen nach ihrer Abstufung bilden, sprechen die Grundsätze des öffentlichen Unterrichts so aus, dafs sie ein Ganzes der Volksbildung zum Ziele haben, dessen Erreichung sie auch erwarten lassen. Sie könnten, wie das in unsern Zeiten bei solchen Verordnungen

manchmal und zu gutem Glück der Fall ist, zugleich ihre Stelle in der pädagogischen Literatur einnehmen. Indessen können wir hier nur auf sie verweisen, zugleich aber auch auf ein Werk, das sich auf diesen allgemeinen Schulplan bezieht, insbesondere aber von den Bildungsstufen für die Jugend handelt, welche sich dem Gewerbstande und der höheren Stufen hierin widmet. Es ist folgendes:

Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen und mit besonderer Rücksicht auf die polytechnische Schule zu Karlsruhe von Dr. C. F. Nebenius, Großh. Badischer Staatsrath, Dir. des Minister. des I. (XVI u. 204 S.) 8.

Nur wegen der Zusammenstellung der Literatur in dieser Uebersicht setzen wir den Titel dieses Buches noch ausdrücklich hierher, nachdem bereits ein anderer Mitarbeiter (im Februarheft d. J.) in diesen Jahrbb. eine Anzeige von demselben geliefert hat. Dieses Wark nämlich, welches den Begriff des öffentlichen Schulwesens praktisch entwickelt und insbesondere über jene höhere Anstalt, wie sie von unserer Zeit gefordert wird, ausführlich belehrt, tritt in die Reihe der pädagogischen Literatur in der Weise ein, dafs es nicht nur den Zusammenhang der Anstalten zur Volksbildung von der Elementarschule an bis zu jener höheren bestimmt und deutlich aufzeigt, sondern auch durch die Darstellung der polytechnischen Schule die Belehrung über das Ganze zu einer bisher noch fehlenden Vollständigkeit bringt, und also in den Fortschritten des Schulwesens und der Literatur desselben eine wichtige Stelle einnimmt.

Eine Sammlung der neuesten Gelegenheitsschriften, wie sie in unserer Zeit von Schulmännern nicht ohne die Tendenz für die Bildung im Ganzen des Volks erscheinen, so wie auch der neuesten Schulverordnungen, würde ebenfalls zur Vollständigkeit dieser Uebersicht dienen, und uns einen erfreulichen Blick auf diese Entwicklung des deutschen Schulwesens gewähren. Da Ref. indessen dermalen nicht im Besitz der hierzu gehörigen Schriften ist, so mufs er vorjetzt darauf verzichten, sie dieser Uebersicht einzureihen, und kann auf diesen neuen Zweig der Literatur durch die vorgesetzte Nummer nur hindeuten. Indessen läfst sich doch schon aus den hier angezeigten Schriften diese neueste Entwicklung abnehmen. Wir glauben ihre Momente in folgendem zu erkennen.

1) Unsere Zeit verlangt eine durch alle Volksklassen hindurchgehende allgemeine Bildung, und hierzu sollen Schulen aller Art vorhanden seyn. Der Staat soll dafür sorgen, dafs von den Elementen an bis zur völligen Ausbildung Anstalten theils für den allgemeinen Unterricht, theils für den besonderen der Berufsarten offen stehen.

2) Unsere Zeit verlangt für den Bürgerstand Kenntnisse und Geschicklichkeiten, welche früher nur höheren Klassen, und diesen kaum zu Theil wurden. Der Jugendunterricht mufs daher in den Bürgerschulen umfassend und vielseitig seyn, und das, worin

sonst nur einzelne Jünglinge, vielleicht spärlich genug, und als Beispiel einer ausgezeichneten Erziehung unterrichtet wurden, mufs jetzt Gemeingut werden.

3) Unsere Zeit verlangt von dem Gelehrtenstand, dafs er ebenfalls alle jene Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitze, welche jeder Gebildete besitzen mufs, weshalb denn auch jeder Jüngling, der diesem Stande angehören soll, in denselben unterrichtet werden mufs. Dieses macht denn die Lectionsplane für die Gelehrtenschulen schwierig, weil die alten Sprachen schon viel Zeit wegnehmen, und also für die Realien nicht viel übrig bleibt, und weil diese den Schüler mehr an- und also von jenen ernsteren Studien leichter abziehen. Das pädagogische Publikum ist hierin so ziemlich in zwei Parteien getheilt, und man findet in den Schriften, welche diese höheren Schulen betreffen, eine, wie es bis jetzt scheint, zum Uebergewicht wachsende Partei, welche an den alten Sprachen eher etwas abgehen läfst, als an den übrigen Lehrgegenständen. Indessen räumt die andere Partei, wenn sie auch noch kleiner werden sollte, nicht so leicht das Feld, ja sie hofft, mit immer erneuerter Geltendmachung ihrer Gründe und Rechte, auf einen immer entscheidenderen Sieg. Denn als Wurzel der fortwachsenden Geistesbildung soll das erkannt werden, was der neuen Zeit aus dem Alterthum überliefert worden. Aber wie kann man darauf hoffen, dafs dieses allgemein anerkannt werde, da es nur derjenige einsieht, der die bildende Kraft des classischen Studiums kennt, derjenige aber sie nur recht kennen kann, der in demselben lebt, und dieser nun auch leicht sie einseitig überschätzt, wenigstens darauf angesehen wird? Hierzu kommt die Tendenz der europäischen Cultur, alles nach dem materiellen Nutzen zu würdigen. Und so lieset man in Büchern und Blättern, wie sie jeder Tag bringt, solche Meinungen, welche dem sogenannten Humanismus die Hoffnung des Sieges über den Realismus eben nicht verstärken. Wenigstens ist der Streit bis jetzt noch nicht zu einer Entscheidung im Publikum gelangt, und die Literatur entwickelt hierin fortwährend ein reges Leben.

4) Unsere Zeit verlangt ferner ein Allgemein- oder Gemeinmachen aller Bildung. Es sollen die gleichen Rechte hierin jedem Menschen gesichert werden. Schon was den Unterricht der beiden Geschlechter betrifft, so fehlt es auch in der neuesten Zeit nicht an Stimmen, welche dem weiblichen Geschlecht die Schätze der Weisheit, die in der Regel nur dem männlichen in den Schulen offen stehen, nicht verschlossen werden; jedoch neigt sich die deutsche Pädagogik ziemlich entschieden dahin, dafs der Bestimmung des Weibes dieser Unterricht eher störend als fördernd sey. Allein was die Stände betrifft, so fordert die sogenannte öffentliche Meinung immer zudringlicher, dafs der Unterschied zwischen denselben aufhöre, und dafs in allen Schulen mehr gleichartiger Unterricht ihn gänzlich vernichten solle. Wie man den Geburtsadel ansieht, so ist man auch geneigt, im Gelehrtenstand einen Adel zu sehen, welcher jener Gleichheit der Bildung nur im

Wege stehe. Wohl lassen es sich tüchtige Männer angelegen seyn, zu beweisen, dafs ohne einen Gelehrtenstand die Quelle der Bildung allmählig versiegen werde, aber dürfen sie hoffen, viel auszurichten gegen das Geschrei des grofsen Haufens, oder um der würdigen Gegner zu gedenken, gegen die anziehende Meinung derer, welche aus der Natur und dem Rechte des Menschen die Gleichartigkeit der Bildung und hiermit des Schulunterrichts herleiten? Dürfen sie auf Eingang rechnen unter den Vielen, die bei der nunmehr so allgemein gewordenen Aufklärung, besonders in den republikanischen Formen das bisherige Gelehrtenstudium für entbehrlich, wo nicht für hinderlich halten? Haucht nun noch vollends jener Geist der Zeit herein, der nach einer Ochlokratie hinausweht, so ist es gar mit dem Gelehrtenstand aus, denn solchem (sogenannten) Liberalismus gilt derselbe für nichts mehr und weniger, als für eine Priesterkaste, die nur in den alten Fesseln das Volk festhalten will. Wer nun aus diesem Stande auftritt, um die Welt eines Besseren zu belehren, wird bei der Menge leicht verrufen, als gelte es ihm nur das eigne Haus und Gott weifs welche zeitliche Güter. So wird auch in diesem Punkte noch gestritten, und die Hoffnung nur schwach erwähnt, welche einer gerechten und heilbringenden allgemeinen Anerkennung des Gelehrtenstandes entgegensieht.

5) Unsere Zeit verlangt in Beziehung auf alles dieses, dafs die öffentlichen Schulanstalten wenigstens den Gelehrtenstand nicht vorzüglich begünstigen, worüber wir eine frühere Zeit allerdings anklagen müssen. Dafs es eine Forderung der Gerechtigkeit sey, auch für die andern Stände, und für alle Volksklassen Bildungsanstalten von Seiten des Staates anzulegen, das wird wiederholt in gröfseren und kleineren Schriften erwiesen. Ob sie aber bei dieser äufseren Gerechtigkeit auch tiefer sehen, zugleich auf die innere, welche, auf die gesammte Volksbildung hinblickend, jede Gattung der Schulen würdigt, in wiefern sie wesentlich zu dem Hauptziele hinführt, ist eine andere Frage, und die Literatur giebt eben nicht zu erkennen, dafs man sich jener höheren Gerechtigkeit gegen die Menschheit selbst überall deutlich bewufst geworden, wo man das Schulwesen im Ganzen betrachtet.

6) Unsere Zeit verlangt denn bei den höheren Schulen, wie oben bemerkt, eine Verbindung des realistischen und humanistischen Unterrichts, und die erscheinenden Schulplane und dahin gehörigen Schriften bewegen sich innerhalb dieser Aufgabe mit sichtbarer Verlegenheit. Manche wollen eine Verbindung mancher Klassen der Gelehrten- und der höheren Bürgerschule, Manche wollen diese letztere jener bis zu einer gewissen Stufe vorausgehen lassen, Manche wollen beide völlig getrennt halten. Der letzteren Meinung neigen sich zwar die Schulmänner, wie es scheint, — und wie wir hoffen — mehr und mehr zu, ins Reine gebracht ist aber diese Schulsache noch nicht.

Refer. vermifst in allem diesem bald hier bald da etwas; insbesondere findet er, dafs die tiefere Kunde der Methodik,

welche die Verbindung mancher Lehrgegenstände, die Abkürzung manches Unterrichts und eine bessere Oekonomie für die Lehrstunden zeigen würde, bis jetzt noch nicht genug in die Kunde oder Uebung der Schulmänner eingegangen sey, so weit es nämlich die Schulschriften bemerken lassen. — Wir kommen nun noch zu einigen einzelnen Schriften.

---

4) *Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf wichtigste Reform in der innern Organisation der Schule. Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wissenschaftlich begründet von Dr. W. Braubach, Prof. der Philos. Giefsen, bei Ricker.* 1833. 8. (IV u. 92 S.)

Der Standpunkt, von welchem der Hr. Verf. ausgeht, kann nur in der Art ein wissenschaftlicher heifsen, als abstracte Begriffe zum Grunde liegen. Wenigstens findet Refer. nicht aus dem Leben entnommen die hier aufgestellten Begriffe von Humanismus und Realismus. Sie sind nicht die, welche in dem Wesen der geistigen Bildung liegen, und auch nicht die, welche der Sprachgebrauch mit diesen Worten zu verbinden pflegt. Und wenn es z. B. heifst (S. 9.): »Der Realist hält das Sammeln der Masse des Stoffes, der Humanist das Sammeln der Kraft im Beschränken der Masse für nützlich,« so wird dieser auch das erste, jener das letzte für nützlich halten, und keiner diese Scheidung anerkennen. Hiernach sind auch die Folgerungen mehr nach solchen beliebigen Annahmen, als aus den anthropologischen Grundsätzen geführt, und die Denkkraft des Verfs. hat sich selbst in Schwierigkeiten für die Anwendung verwickelt. Was nicht aus dem Leben kommt, kann auch nicht in das Leben eingehen. Weder das, was zur Verbesserung der Methodik noch zu neuer Einrichtung der Schulen gesagt ist, wird eine Reform hervorbringen; und wie könnte eine Theorie, die etwas a priori annimmt, was aus der Natur und den Lebensverhältnissen des Menschen zu entnehmen wäre, ein Recht der Zeit und eine Pflicht des Staats begründen? Refer. vermag dieses wenigstens nicht abzusehen. Da er seines Theils übrigens eine wissenschaftliche Behandlung der Pädagogik, im strengen philosophischen Sinne, für einen Widerspruch in sich selbst hält, auch von einem ganz andern Standpunkt als der Hr. Verf. ausgeht, so enthält er sich alles weiteren Urtheils, aber er erkennt das Verdienstliche an, das sich ein Mann von so ausgezeichneter Denkthätigkeit erwirbt, indem so von dieser Seite das Nachdenken für eine Erfahrungswissenschaft angeregt wird.

---

5) *Ueber pädagogische Begründung des Landschulwesens überhaupt, und Einrichtung der Vorschulen, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Verhältnisse in der Schweiz. Nebst einem Anhang kritischer Bemerkungen über den Gesetzes-Vorschlag vom* 28. *Novbr.* 1833. *zur Errichtung des gesammten Schulwesens im Kanton Aargau. Von G. A. Hagnauer. Aarau, bei J. J. Christen.* 1834. 8. (92 S.)

Diese Begründung geht von dem Standpunkt des wirklichen Lebens und seiner Bedürfnisse aus, jedoch nicht ohne philosophische Betrachtung. Es werden zwei Hauptrichtungen für die Erziehung vorgefunden, die eine behauptet: »die Natur kenne blos Individuen, der einzelne Mensch sey Zweck an sich,« welches die gegenwärtig vorherrschende Ansicht sey, der Pestalozzianismus; die andere ist die als Gegensatz hervorgerufene, das Allgemeine verlangende Maxima: »Bilde den Menschen für das Leben, in welches zu treten er bestimmt ist, dafs er ein lebendiges Glied der menschlichen Gesellschaft werde.« Der Hr. Verf. zeigt weiter, wie man diese beiden relativen Gegensätze zu einem Ganzen geordnet habe, und wie allerdings die allgemeine Erziehung zwei Seiten habe, die eine nach aufsen, für die Lebensverhältnisse, die andere nach innen, die Bildung des Menschen an sich; die erstere werde auf die Einrichtung der Schulen überwiegenden Einfluſs haben.

Wie nun der in diesem Nachdenken als geübt erscheinende Verf. dieses alles auf das Schulwesen, insbesondere in einer republikanischen Verfassung und auf sein Land anwendet, darauf können wir hier nicht eingehen, und bemerken nur, dafs mancher gute Gedanke dem Leser hier begegnet, der auch in andern Punkten zum Praktischen dient, dafs wir aber weder den Grundsätzen noch den Schuleinrichtungen im Ganzen zustimmen können, und deshalb auf das oben unter No. 3. angeführte Buch verweisen, in welchem wir dies alles für jeden Staat und zur wahren Volksbildung ganz anders finden. Gewifs aber verdient die vorliegende kleine Schrift zu den Berathungen über diesen in unserer Zeit als pädagogisch-politisch immer wichtiger werdenden Gegenstand hinzugezogen zu werden.

---

6) *Zehn Jahre aus meinem Schulleben, oder Mittheilungen aus dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungs-Wesens in Briefen von einem vormaligen Schulmanne. Sulzbach, in der Seidel'schen Buchhandl.* 1833. 8. (507 S.)

Ein reichhaltiges Buch. Der Verf. verbreitet sich über alle Gegenstände des Schulunterrichts und des Schulwesens, weniger grade über die Erziehung selbst, spricht überall mit Erfahrung und gesundem Urtheil, giebt bei jedem Punkte die Literatur mit grofser Vollständigkeit und wohlwollender Kritik an, erkennt jedem Schriftsteller sein Verdienst in seinem Fache zu, beweiset

damit eine bewundernswürdige Belesenheit und ein Studium in diesem Gebiete, das die Theorien durchdacht hat, und in der Praxis das Kleinste nicht verschmäht; — kurz, dieses Buch wird jedem Schulmanne bereitwillige Dienste leisten. Es lieset sich auch gut. Die Sprache ist edel und gemüthlich, und wir dürfen die Ausführlichkeit nicht weitschweifig nennen, weil wir sie für den Zweck, Schullehrern in jedem Punkte mit Rath zu dienen, geeignet finden, wozu auch noch die Beilagen mit Tabellen sammt dem starken Namen- und Sachregister helfen. Man erhält hier eine Uebersicht wir möchten sagen von unserm ganzen pädagogischen Besitzthum, besonders für das Schulleben. Der Verf. vermeidet alle Einseitigkeiten so, dafs er auch da, wo er sich für irgend eine Ansicht erklärt, er doch nicht die entgegengesetzte entwürdigt; man sehe z. B. seine ausführliche Darstellung der Olivier'schen, Stephanischen und Krug'schen Leselehrarten. Er huldigt stets dem, was sich als das Bessere bewährt, sey es alt oder neu, und gehört unter die gemäfsigten Lehrer in diesem Gebiete. Ganz besonders empfiehlt Ref. auch in dieser Hinsicht den 9ten Brief über die katechetische Methode und den Religionsunterricht, wo er unter andern wünscht: »man stelle bei demselben die Katechetik nicht allzusehr in den Vordergrund, und spreche häufiger, als es bisher geschah, aus dem Herzen.«

Die Beilagen sind: I) Dürfen Eltern mit ihren Kindern machen, was sie wollen? (Die Antwort ist natürlich: Nein.) — II) Wie können evangelische Schullehrer im Geiste des Augsburger Bekenntnisses ihr Werk treiben? (Eine kurze Rede, welche antwortet: im Geiste des Glaubens, der Liebe, der Weisheit; hiermit ist freilich noch nicht die Hauptfrage, die auch den Buchstaben betrifft, beantwortet.) — III) Entwurf zur allgemeinen Stadtschule in —. Die eine der 3 Tabellen gehört zu dieser Abhandlung, die 2te zum Unterricht in der Geographie, die 3te zum Unterricht in der Geschichte.

Da dieses Buch selbst eine Uebersicht über die neueste Literatur im Schulwesen enthält, so glaubten wir mit dieser kurzen Anzeige desselben diese unsere Uebersicht eines Theils der der neuesten Schriften in diesem Gebiete schliefsen zu können, da wir nächstens einen andern Theil denselben anzuzeigen gedenken.

Schwarz.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

Beweis und Darstellung des ausgebildeten musikalischen Taktes der alten Griechen aus ihren alten Musikern. Von C. G. Hoffmann. Berlin 1832. 58 *S.* 8.

Ref. ist nicht hinlänglich vertraut mit dem abgehandelten Gegenstande, und vermag daher nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob der Verf. seine Aufgabe vollständig gelöset habe. Dafs mit der Rhythmik ein gewisser Takt verbunden gewesen sey, ist wohl nicht zu bezweifeln, wie weit derselbe aber, nach Art der neueren Taktbildung, ausgebildet war, bleibt stets sehr fraglich. Inzwischen scheint der Verf. mit den Schriften der Alten und der Metrik wohl vertraut, und seine Darstellung der Sachen ist eben so bestimmt als klar.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmar, kön. preufs. Geh. Kriegs-Rath und Ritter. Stralsund 1833. 87 *S.* 4. *mit vielen Beilagen und Notentafeln.*

Alle diejenigen, die sich mit der Theorie der Musik mehr oder minder ernstlich beschäftigt haben, sind mit dem bestehenden Tonsysteme vertraut, und es wird ihnen daher schwer, sich in ein neues hineinzudenken. Die Schwierigkeit wächst noch mehr dadurch, dafs das ausgebildete neuere Tonsystem, was man auch für Einwendungen gegen die Bezeichnungen im Einzelnen vorgebracht haben mag, durch die Leichtigkeit der Auffassung des einfachsten Verhältnisses der Tonica zur Octave, und die sich hieran knüpfenden, von den einfacheren zu den zusammengesetzteren Verhältnissen fortgehenden Intervalle keineswegs willkührlich hingestellt, sondern in sich selber begründet ist. Die meisten Leser dürften daher fürchten, in der Schrift des Verfs., wie gehaltreich auch seine Untersuchungen seyn mögen, nach mühsamem Studium nicht genügende Befriedigung zu finden. Ungleich schwieriger wird die Aufgabe, wenn es sich um die hier gleichfalls abgehandelten Tonsysteme der Aegyptier, Griechen und Indier handelt, wobei die Thatsachen weit weniger mit Sicherheit ausgemittelt werden können. Ref. ist der Meinung, dafs die heutige diatonische Tonleiter entweder ganz oder in ihren einfachsten Verhältnissen allen zum Grunde gelegen habe, wofür unter andern der Umstand entscheidet, dafs eine Panflöte aus Speckstein mit den 8 ganzen Tönen einer Octave, die aufserdem zur Quarte und Quinte vermittelst durchgehender Löcher erhöhet werden können, in einem Grabe der Inca's zu Peru gefunden ist, welches auf ein hohes Alter dieser Tonleiter schliefsen läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 59. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Physikalische Literatur.

(Beschluſs.)

Deutschlands Höhen-Beiträge zur genaueren Kenntniſs derselben; gesammelt und herausgegeben von Dr. H. Berghaus. Erster Bd. Das Fichtelgebirge und der Frankenjura. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin 1834. 346 S. 8.

Es ist dieses eine zweite Auflage des besonderen Abdrucks, welchen der Verf. von seiner in den Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde gegebenen Darstellung der Höhen-Verhältnisse des Fichtelgebirges und des Franken-Jura veranstaltete. Die neue Auflage ist ausnehmend erweitert und vielfach bereichert, wozu die Thatsachen hauptsächlich aus den Mittheilungen entnommen wurden, welche der General und Reichs-Rath, Freiherr v. Baglovich, dem Verf. aus den Tagebüchern der topographisch-militärischen Landesvermessung in Baiern zukommen liefs. Im Ganzen findet man 18 Hauptstationen sowohl trigonometrisch als auch barometrisch bestimmt, und 280 Bestimmungen, die auf minder zahlreichen Beobachtungen beruhen, nebst einigen nicht unbedeutenden Nachträgen. Die Angaben und die Resultate der Rechnungen sind vollständig mitgetheilt, woraus der bedeutende Umfang der Schrift erklärlich wird.

Leitfaden für den Unterricht in der Physik auf Gymnasien, Gewerbschulen und höhern Bürgerschulen. Von H. A. Brettner, ordentl. Lehrer d. Math. u. Phys. an dem kön. Gymnasium zu Gleiwitz. 3te verb. Aufl. Breslau 1834. 326 S. 8. Mit 4 Steintafeln.

Es möge eine kurze Anzeige dieser dritten Auflage hier Platz finden, weil keine der früheren in unserer Zeitschrift erwähnt ist. Im Ganzen ist die Schrift zweckmäfsig, giebt das Nöthige in gehörigem Umfange und mit der erforderlichen Deutlichkeit, auch gewahrt man, dafs der Verf. sich fortwährend mit den neuesten Entdeckungen bekannt machte. Zugleich ist zweckmäfsig eine kurze Uebersicht der Hauptsätze aus dem Gebiete der Chemie hinzugefügt, so viel für den Schulunterricht gehört, wobei man auf absolute Vollständigkeit nicht rechnen darf. Manches könnte allerdings durch mehr Präcision in der Darstellung etwas kürzer gefafst seyn; der Abschnitt über die Meteorologie ist aber wohl etwas zu dürftig, und die Erklärung mancher Meteore zu schwankend. Dafs der Hagel aus einem durchsichtigen Kerne und einer undurchsichtigen Hülle bestehen soll, streitet gegen

die Erfahrung, eben wie die Durchsichtigkeit der Graupeln. Es sind indefs noch einige andere Sachen, wogegen sich gegründete Einwendungen machen liefsen, wenn es hier der Ort dazu wäre. Inzwischen sind dieses blos Einzelnheiten, die das über das Ganze zu fällende Urtheil nicht abzuändern vermögen.

Versuche und Beobachtungen im Gebiete der Physik. Angestellt von M. Fr. Wild u. s. w. Nebst des Verfs. Biographie herausgegeben von G. Bacherer. München 1834. 168 *S.* 8.

Der als Grofsherzogl. badischer Geheimer Hofrath 1832 in seinem 85sten Lebensjahre verstorbene Wild sollte in jüngeren Jahren auf dem Wege der blofsen Praxis zu irgend einem Amte gelangen, aber sein Fleifs, womit er seine besseren Anlagen selbst auszubilden bemüht war, gaben die Veranlassung, ihn nach Göttingen zu senden, um unter dem damals berühmten Beckmann, (nicht Boekmann, wie angegeben wird) Kameralwissenschaften zu studiren. Seine erlangten Kenntnisse erregten die Aufmerksamkeit der Regierung, und nachdem er einige Jahre das Gut Mühlburg administrirt hatte, reisete er (so viel Ref. weifs mit einer Unterstützung aus der Staatskasse) nach England und den Niederlanden, hauptsächlich um über die dortige Landwirthschaft sich besser zu unterrichten. Bei dieser Gelegenheit lernte er die damals alle andere übertreffenden englischen Künstler kennen, und als er daher später am Pfeffelschen Institute zu Colmar Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften geworden war, schaffte er sich die bedeutende Sammlung physikalischer Apparate an, die er nach dem Ausbruche der Revolution nur mit Mühe wiedererhielt, und später dem Staate verkaufte, der aus ihnen den Haupttheil der Kabinette zu Karlsruhe und hier zu Heidelberg bildete. Aufser einigen geodätischen Arbeiten und barometrischen Höhenmessungen war er hauptsächlich mit der Untersuchung der Maafs- und Gewichts-Bestimmungen beschäftigt, wozu er auf Veranlassung der hierauf bezüglichen französischen Leistungen beauftragt war, und diesemnach lieferte er im Jahre 1809 sein Hauptwerk über allgemeines Maafs und Gewicht (2 Theile. 8.), welches zwar mehr ausführlich als gründlich, aber dennoch keineswegs ohne Werth ist.

Der verewigte Wild verlebte die letzten Jahre seines hohen Alters ohne eigentliche Amtsgeschäfte in Mufse, blieb so weit wissenschaftlich thätig, als seine geringen literärischen Hülfsmittel gestatteten, und ist nicht blos als Gelehrter, sondern auch als Mensch allgemein rühmlichst bekannt. Um so unangenehmer ist aber der Eindruck, welchen die vorliegende Herausgabe seiner Versuche und Beobachtungen macht, die zu nichts anderem dienen kann, als zum warnenden Beispiele, dafs doch jeder Gelehrte seine alten, durch die Zeit unnütz gewordenen, Papiere zeitig genug vertilgen möge, damit ihnen nicht ein gleiches Schicksal

zu Theil werde. Es verdient in der That eine ernstliche Rüge, dafs der Herausgeber, den Ref. durchaus nicht kennt, wenn er selbst nicht competenter Richter war, nicht vorher einen Sachkenner um Rath fragte, und sich auf solche Weise an dem Andenken eines ehrenwerthen und rühmlich bekannten Gelehrten versündigte, dessen letzte Schrift 1819, oder gar 1831 erschien (wenn anders die Höhenbestimmungen von ihm selbst so spät noch zusammengestellt sind), und welcher also Zeit genug hatte, seine Arbeiten aus den Jahren 1790 bis 1800 selbst bekannt zu machen, wenn er sie dazu für geeignet gehalten hätte. Man mufs mit der Umgestaltung der Physik in dem jetzigen Jahrhundert nicht einmal im Allgemeinen bekannt seyn, wenn man solche ganz veralterte Sachen dem Publikum zu übergeben wagt. Es bedarf dieses zwar keines Beweises, doch will Ref. nur beibringen, was ihm zuerst auffällt: S. 10. Lebensluft. Febr. 1798; S. 143. Die Zersetzung des Wassers betreffend. 30. März 1798; S. 160. Apparat zur Composition des Wassers. 30. Mai 1798; S. 126. Thermometerscale für das Barometer. 16. Juli 1795; S. 17. Elektrische Reibzeuge. 16. April 1791. u. s. w. Sowohl die Ueberschriften der einzelnen Untersuchungen, als auch die Angabe der Zeiten, wann sie angestellt wurden, rechtfertigen vollkommen das ausgesprochene Urtheil.

Hülfstafeln und Beiträge zur neueren Hygrometrie. Von A. G. Stierlin, Director der Kataster-Commission zu Münster, Ritter des rothen Adlerordens 4ter Klasse. Köln 1834. 173 *S.* 8. *(Nebst einer Kupfertafel, das August'sche Psychrometer nach der Construction von Apel zu Göttingen darstellend).*

Das Psychrometer ist nach allgemeiner Anerkennung das einzige Werkzeug, welches den durch so vielfach abgeänderte Hygrometer vergeblich erstrebten Zweck, den Wassergehalt der Atmosphäre genau auszumitteln, genügend erfüllt, und zugleich alle erforderliche Eigenschaften eines guten meteorologischen Apparates, namentlich Bequemlichkeit und unveränderte Dauerhaftigkeit, in sich vereinigt; Schade nur, dafs dasselbe nach der Ansicht der Physiker die gesuchte Gröfse nicht unmittelbar giebt, sondern eine etwas mühsame Reduction erfordert. Es war vorauszusehen, dafs man darauf bedacht seyn würde, diese Operation durch bequeme Tafeln zu erleichtern, deren daher bereits mehrere erschienen sind, unter andern die kleinen, welche Greiner den von ihm verfertigten vortrefflichen Psychrometern beizugeben pflegt, die vom Erfinder des Apparates selbst, die von Baumgartner, von Smöger und vielleicht noch Andere, die minder bekannt geworden sind. Zu diesen kommen die vorliegenden, bei weitem die ausführlichsten unter allen, die bisher erschienen sind, wie schon die angegebene Seitenzahl anzeigt. Letztere könnte eine unnöthige Ausführlichkeit ahnden lassen, allein dieser

Vorwurf fällt weg, sobald man sich durch den Augenschein überzeugt, dafs hier nicht blos Hülfstafeln zur Berechnung nach einmal festgesetzten Gröfsenbestimmungen gegeben werden, sondern dafs eben die Grundsätze, worauf die Construction und der Gebrauch des Psychrometers beruhen, einer neuen sorgfältigen Untersuchung unterworfen sind. Dahin gehört eine Revision der bisherigen Bestimmungen der Elasticität und Dichtigkeit des Wasserdampfes, die wiederholte Zusammenstellung der Resultate, welche die Berechnungen nach den eigenen und nach andern Tafeln gaben, mehrere Reihen eigener Beobachtungen des Psychrometers, um den Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre in den verschiedenen Tagsstunden zu bestimmen, und dergleichen mehr. Hierunter befinden sich verschiedene beachtenswerthe Bemerkungen, welche hier einzeln namhaft zu machen der Raum nicht gestattet. Uebrigens sind auch die Tabellen an sich der Bequemlichkeit wegen sehr vollständig. So sind namentlich die Elasticitäten des Wasserdampfes in pariser Linien der Quecksilberhöhe nach der achtzigtheiligen Skale und nach der Centesimal-Skale, aufserdem aber noch in Millimetern nach Centesimalgraden des Thermometers angegeben, und eben diese Einrichtung ist auch bei den übrigen Tafeln beibehalten. Hiernach übertreffen diese Tafeln an Umfang und Vollständigkeit alle übrigen bisher erschienenen, ohne ihnen an Genauigkeit und Bequemlichkeit nachzustehen, wodurch sie aber nothwendig eine gröfsere Ausdehnung und einen höheren Preis erhalten mufsten. Die vielen Druckfehler, die vorher verbessert werden müssen, legen denen, die sich der Tafeln bedienen wollen, eine unangenehme Vorarbeit auf, die mancher gern vermeidet.

Wir fügen noch folgende Anzeige hinzu:

J. S. T. Gehler's physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. VII. *Bd.* 1*ste u.* 2*te Abth., enthaltend die Buchstaben N, O, P, Q und R.* 1436 *S. Mit* 26 *Kptfln. Leipz.* 1833 *und* 34.

Wegen der grofsen Schwierigkeiten, welche die fast täglich durch neue Entdeckungen bereicherte Lehre vom Magnetismus darbietet, entschlossen sich die Herausgeber dieses Werkes, vor dem Erscheinen der zweiten Hälfte des sechsten Bandes den folgenden vorauszuschicken, theils um die Vollendung des Ganzen mehr zu fördern, theils um das Publikum zu überzeugen, dafs der grofse Umfang einiger Artikel nicht durch Weitläuftigkeit der Darstellung, sondern durch Reichhaltigkeit der Sachen herbeigeführt wird. Der diesemnach erschienene siebente Band enthält fünf Buchstaben und die hierunter gehörigen bedeutenden Artikel, als Nebel, Nordlicht, Pendel, Perturbationen, Photometer, Pneumatik, Polarisation, Quelle, Regen u. A., welche insgesammt mit gleicher Vollständigkeit, als alle frühere, ausgear-

leitet sind, und dennoch nicht mehr als einen einzigen Band füllen. Als hauptsächlichster Theil in demselben ist der Artikel Polarisation des Lichtes zu betrachten, womit der seitdem für die Wissenschaft, seine Familie und seine zahlreichen Freunde zu früh verstorbene Brandes den Kreis der zur Optik gehörigen wesentlichsten Untersuchungen geschlossen hat. Diese Arbeit gehörte zu den gröfseren, womit der Verewigte zwar in Folge der ihm eigenen hohen Bescheidenheit keineswegs selbst völlig zufrieden war, deren Vollendung aber, wegen der aufgewandten grofsen Mühe und des angestrengtesten Fleifses, ihn mit inniger Freude erfüllte. Wie tief Ref. durch den Verlust dieses seines speciellen Freundes und thätigen Mitarbeiters niedergebeugt sey, werden alle diejenigen leicht mitempfinden, die dessen ausgezeichnete Verdienste um das grofse Werk kennen, welches mit so allgemeinem Beifalle aufgenommen ist, und dessen endliche Vollendung so sehr gewünscht wird. Allerdings mufste durch diesen eben so unerwarteten als höchst beklagenswerthen Todesfall eine momentane Zögerung in dem wiederbegonnenen raschen Fortgange entstehen; während jedoch gegenwärtig an der noch fehlenden zweiten Hälfte des sechsten Bandes gedruckt wird, wozu alle Beiträge von dem verewigten Brandes, bis auf einen, bereits vorhanden sind, kann auch die erste Abtheilung des 3ten Bandes, die gleichfalls fast vollendet ist, erscheinen. Auf diese Weise liegt also die Beendigung des Ganzen mit dem neunten Bande, und des gleichzeitig erscheinenden Registers nicht mehr in so grofser Ferne. Ueber den Inhalt mehr zu sagen dürfte überflüssig seyn.

Muncke.

MEDICIN.

1) *Grundzüge einer speciellen Pathologie und Therapie der orientalischen Cholera, als Leitfaden für praktische Aerzte zu einer den Verschiedenheiten des Ganges, Grades und übrigen Verhaltens der Krankheit angemessenen Behandlung. Von Dr. Ernst Daniel August Bartels, ordentl. Professor der Medicin u. s. w. in Berlin. Berlin, bei Ernst Siegfried Mittler.* 1832. XXIV u. 259 S. 8.

2) *Beiträge zur Nosologie, Pathologie und Physiologie an asiatischer Cholera Leidender. Von Dr. J. W. Stintzing. Altona, Verlag von Karl Aue.* 1833. XV u. 150 S. 8.

Es fehlt warlich nicht an hinreichendem Stoff zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Nosologie und Therapie der Krankheit, welche innerhalb 14 Jahren beide Welten in Schrecken setzte. Dafs ein Denker, wie Bartels, sich dem Geschäfte unterzog, und es versuchte, die Spreu von den Körnern zu scheiden, verdient eine allgemeine Anerkennung, und, soweit die Kenntnifs des Ref. reicht, ist ihm diese auch zu Theil geworden.

Der Verf. bezeichnet sein Werk als ein für den Gebrauch am Krankenbette nützliches Handbuch, Rec. kennt keins, das sich auch mehr zu einem Leitfaden für Vorlesungen eigne, welche auf den meisten deutschen Hochschulen über die Brechruhr gehalten werden. Um diese Empfehlung, wenn das Werk übrigens noch einer bedürfen könnte, durch Thatsachen zu unterstützen, möge hier eine Mittheilung der Ideen folgen, welche wie ein rother Faden durch das Buch sich winden:

Die Cholera ist lokalen miasmatischen Ursprungs, ihre Verbreitung aber durch ein Contagium, das Vorliebe für Dunst und Schmutz hat; die allgemeinen Zustände des Organismus und der äufsern Dinge verhalten sich zu dem specifischen Agens der Cholera begünstigend oder beschränkend; von Seiten der Individuen fordert sie eine besondere Anlage; die Krankheit hat sehr verschiedene Grade, verschiedene Arten oder Modificationen und verschiedene Abarten oder Varietäten. Sie manifestirt sich als besondere Krankheitsart im Allgemeinen durch die eigenthümliche Beschaffenheit der bei ihr aus dem Nahrungskanale erfolgenden Ausleerungen, welche nicht blos als örtliche Vorgänge abnorm veränderter Secretion im Nahrungskanale, sondern als die Reflexe einer tieferen Verstimmung in den allgemeinern organischen Systemen, namentlich dem blutführenden und dem Nervensysteme, erscheinen. Der erste deutlich bemerkbare Angriff der Krankheit trifft den Unterleib und vorzüglich die in dessen obern Region gelegenen Organe. Die bei der Cholera unverkennbare Reizung hat eine doppelte Tendenz zur Paralyse: durch den antagonistischen Gegensatz der vorzugsweise gereizten Parthien zu andern desto mehr geschwächten und durch die leicht eintretende Uebereizung. An sich ist keine Entzündung da, aber sie kann sich örtlich bilden.

Die Bestimmung der Stadien der Cholera ist überaus schwierig. Mittlere Hauptform der Cholera ist die, wo partielle Schwäche, Reizungszustand und Stockung der Säfte gleichen Antheil haben. Je nachdem das eine dieser drei Momente prävalirt, entsteht eine paralytische, eine erethische und eine plethorisch-congestive Form. Als Modificationen dieser Formen erscheinen: 1) Complication der Cholera mit Entzündungen, 2) mit Fieber, 3) mit Gastricismus, 4) mit fauligem Zustande, 5) mit Krämpfen.

Die Krisen haben, materiell genommen, einen untergeordneten Werth. Die Krankheit tödtet gewöhnlich durch Lungenlähmung oder durch Herzlähmung. Nachkrankheiten entstehen besonders, wenn einzelne Theile vorzugsweise ergriffen waren, oder sie werden hervorgerufen durch die therapeutische Behandlung.

Soweit der pathologische Theil, aus welchem sich schon auf die vom Verf. in Antrag gebrachte Therapie schliefsen läfst. Die allgemeinen Heilanzeigen betreffen die Prophylaxis, die Anzeigen zur Bekämpfung des Hauptanfalls, die Anzeigen in Beziehung auf secundäre, lokale und complicirte Zustände, die Reconvalescenz und die Nachkrankheiten. Hieran knüpft der Verf.

einen speciellen Theil, worin er bestimmtere Indicationen und Kurregeln für den Heilplan angiebt.

Schon aus diesen Angaben ersieht sich die strenge wissenschaftliche, des Verfs. würdige Consequenz, mit welcher der Stoff verarbeitet ist. Mancher Leser mag die Bearbeitung des Materials an einzelnen Theilen des Gebäudes anders wünschen, aber das Ganze wird ihm als ein Kunstwerk erscheinen und in sofern befriedigen müssen.

Ohne in der zweiten Schrift das gut gemeinte Streben des Verfs. verkennen zu wollen, hat Ref. beim Lesen derselben doch nicht zur Ueberzeugung gelangen können, dafs die Pathologie und die Therapie der Cholera durch sie gefördert worden ist.

Der Verf. beginnt mit einer Widerlegung der bisherigen Ansichten über das Wesen und den Sitz der indischen Brechruhr und verweilt dabei besonders bei der Theorie, dafs das Wesen der Krankheit in einer Entmischung des Bluts beruhe, sowie bei der Ansicht, dafs sie ihren Sitz in den Nerven, dem Rückenmark und in sympathischen Nerven habe. Er betrachtet die profuse Absonderung der flockigen Flüssigkeit im Magen und Darmkanal als die Haupterscheinung in der Cholera, stellt diese dem schleimigen Ausflufs und der Harnröhre beim Tripper zur Seite und bezeichnet das Wesen als — eine aus Selbstbestimmung hervorgehende Veränderung der Tendenz des immateriellen Vorstandes derjenigen Seite des vegetativen Lebens, wo schon gebildete und in die Blutmasse aufgenommene thierische Stoffe neue Metamorphosen erleiden (!??), als eine Hingabe des immateriellen Vorstandes des vegetativen Lebens zu der Production jener anomalen, specifischen Flüssigkeit (??). Dabei nimmt er folgende vier Stadien an: 1) das der Conception, wo von dem immateriellen Vorstande des vegetativen Lebens die Tendenz zur Bildung der reiswasserähnlichen Flüssigkeit von dem krankmachenden Agens aufgenommen wird; 2) das Stadium der fernern Vorbereitung zur Bildung dieser Flüssigkeit; 3) das Stadium der gelungenen Bildung des ersten (sic!) Tropfens jener Flüssigkeit, des Fortschreitens dieser Erzeugung bis zur anfangenden Verminderung desselben; 4) das Stadium der anfangenden Verminderung der Bildung jener Flüssigkeit, bis zum Aufhören der Tendenz zur Bildung derselben im materiellen Vorstande des vegetativen Lebens. [Darf man wohl glauben, dafs der Verf. selbst verstanden hat, was er hat sagen wollen? Ref.]

Das bisher Referirte bildet den nosologischen Theil der Schrift. In dem Abschnitt über die Pathologie der Krankheit stellt er zwei Perioden der Cholera auf, und bezeichnet als die erste die, welche mit dem Erkranken beginnt und mit dem Eintritt des Brechens und des Purgirens endigt, als die zweite die, welche mit dem Eintritt dieser Entleerungen anfängt und mit dem Tod endigt. Hierauf folgt eine genetische Entwicklung der

Erscheinungen beider Perioden. Den zuweilen beobachteten Schwindel will er zum Theil als eine Folge der geschwächten Sinnesfunctionen ansehen (!!), die Krämpfe als einen zwecklosen Gebrauch der Bewegungsapparate, wodurch sie der Abnormität des vegetativen Lebens im Unterleibe entsprechen (?!), das Aufhören der Darmentleerungen zum Theil als die Folge der Angewöhnung der Darmfibern an den Reiz dieses secreti, das Warmwerden der Leichen als ein Fortwirken der Lymphgefäfse nach dem Tode, die langsame Verwesung der Leichen als die Folge des Wassermangels in ihnen.

Der Leser wird es dem Ref. nicht verargen, wenn dieser nach obigen Mittheilungen absteht, den Verf. auch durch das folgende Kapitel zu begleiten, wo von den Heilungsbestrebungen der Natur in der Cholera in ähnlicher Weise gehandelt wird, wofür der Ausdruck Physiasiologie gewählt ist.

Wir knüpfen hieran noch eine Anzeige der nachstehenden Schriften über die asiatische Cholera:

8) *Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera. Erster Band, bestehend aus drei Heften von 452 S. mit 1 Plane und 2 Lithographien. — Zweiter Bd. 446 S.* 1831—1832.

Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe der meisten der hierin enthaltenen Abhandlungen verdienen diese Verhandlungen schon deshalb die Beachtung der nach Wahrheit strebenden Aerzte und Staatsmänner, als grade die Königsberger Aerzte es waren, welche auf eine würdevolle Weise zuerst dem gefürchteten Feinde auf dem deutschen Boden entgegen traten und das Mythengewebe vernichten halfen, welches die kostspieligen und nutzlosen Sperrmafsregeln ins Leben gerufen hatte.

Der erste Band enthält unter andern ebenfalls beachtungswerthen Abhandlungen einen Bericht von Prof. Baer über den Ausbruch der Cholera in Königsberg und Pillau, Bemerkungen über die Cholera-Epidemie in Polen von Dr. Jacoby, einen Bericht von E. Burdach über eine Reise nach dem russischen Litthauen, Mittheilungen über die Krankheitsconstitution von 1831 von Dr. Jacobson, über die Cholera in Königsberg von Dr. Hirsch und Dr. v. Treyden, über die verschiedenen Formen der Cholera von Dr. Hirsch, pathologisch-anatomische Untersuchungen an Choleraleichen, Beobachtungen über die Cholera-Epidemie in Königsberg von Dr. Jacobson, pathologisch-anatomische Bemerkungen von Dr. E. Burdach, Geschichte der Cholera-Epidemie zu Königsberg von Dr. v. Baer, amtliche Berichte über die Wirkung der Sperrmafsregeln.

Im zweiten Bande hat Professor Sachs eine nosologisch-therapeutische Darstellung der Cholera und Professor Burdach

historisch-statistische Studien über die Cholera-Epidemie von 1831 in der Provinz Preufsen, insbesondere in Ostpreufsen und eine chronologische Uebersicht der Erkrankungen an der Cholera in den Städten von Ostpreufsen gegeben.

Indem wir bedauern, diesen vielen gediegenen Abhandlungen hier nicht die gebührende Aufmerksamkeit widmen zu können, wollen wir uns doch nicht versagen, einige Worte über folgende Arbeiten auszusprechen:

Die kurze Beschreibung der Cholera von Hirsch und Treyden ist genügender, als manche dickleibige Monographie über diese Krankheit. Der von einigen Aerzten als Nachkrankheit bezeichnete *Typhus chol.* war so allgemein, dafs die Verff. unbedingt ihn als ein zur Cholera gehörendes *Stadium congestivum* bezeichnen. Complicationen beobachteten sie nie, von der kalten Behandlung, namentlich von den kalten Uebergiefsungen, die sie schon nach Ablauf der ersten vierzehn Tage der Epidemie bei pulslosen Kranken, mithin lange vor Casper anwandten, sahen sie günstige Resultate.

Nicht minder treu ist die Beschreibung der Krankheit durch Jacobson, der bei alten und schwachen Personen Haut- und Brustwassersucht, Oedem der Füfse und des Gesichts als Nachkrankheiten, einige Mal auch Recidive beobachtete und nicht in das Lob über die kalten Begiefsungen einstimmen kann.

Die Geschichte der Cholera-Epidemie in Königsberg von Prof. v. Baer ist ein eben so wichtiger, als interessanter Beitrag für die historische Pathologie. Als Einleitung giebt er eine kurze historische Beschreibung aller Seuchen, die Preufsen seit dem vierzehnten Jahrhunderte heimsuchten.

Als die Blüthe unter dem vielen Werthvollen unter diesen Verhandlungen nehmen wir keinen Anstand, des scharfsinnigen Sachs Untersuchungen über die Brechruhr zu bezeichnen, obwohl wir nicht Alles unterschreiben können, was hier mit einem seltenen Scharfsinne behauptet und durchgeführt wird. Vor Allem eilt dies von seiner Ansicht über das Grundwesen der Krankheit, as er in der Sphäre des Gangliensystems suchend als eine *Intermittens larvata perniciosa algido-cholerica* bezeichnet, obgleich ein Unbefangener wird in Abrede stellen wollen, dafs dieser Abschnitt, wie das ganze Buch, beim Lesen jeder Zeile ein immer mehr steigendes Interesse erweckt. Einer Analyse dieser Untersuchung müssen wir uns enthalten, da wir dann den gemessenen Raum dieser Zeitschrift überschreiten würden. Der Verf. erhebt sich mit aller Macht gegen die contagiöse Entstehung und Verbreitung der Brechruhr, und ist in dieser Beziehung das Organ der Königsberger Aerzte, wenigstens ist in den uns vorliegenden Verhandlungen keiner als ein Verfechter der Contagiosität aufgetreten, welche im Gegentheil an verschiedenen Stellen bestimmt desavouirt wird. Complicationen mit andern Krankheiten sah S. niemals. Er stellt vier Cholerabilder auf und bezeichnet diese

als vier in der Königsberger Epidemie wahrgenommene Formen: *Ch. simplex*, *Ch. paralytica*, *Ch. attonita*, *Ch. gastrica*. Aus der von S. aufgestellten Beschreibung ergiebt sich eine grofse Analogie zwischen der Cholera-Epidemie in Königsberg und in Frankreich, namentlich in Paris und Meaux. Dafs das Gehirn frei bleibe in der Cholera, bestreitet der Verf. mit Recht, auf den unverkennbar deprimirten Zustand desselben verweisend. Beachtungswerth und von Scharfblick nnd einer seltenen Beobachtungsgabe zengend ist das über den Verlanf der Krankheit bei Kindern Gesagte.

Mit derselben wissenschaftlichen Klarheit, welche dieses Werk, wie alle Schriften des Verfs. auszeichnet, und mit derselben Consequenz und Bestimmtheit behandelt S. die Vorhersagung. Als *signa infaustissima* bezeichnet er das stille Irrereden, dunkle violette Stuhlentleerungen, im *Stadium congest.* die Tendenz zu einer Rückkehr in das Kältestadium, und dies stimmt abermals vollkommen mit dem überein, was in Paris beobachtet ward, wobei Ref. nur auf den zweiten Bericht der Pariser medicinischen Akademie im Mai 1832 verweisen will.

Die Behandlung der Brechruhr, wie aller Seuchen, ist dreifach, die *Prophylaxis*, die *Cura generalis* und die *Cura specialis*, welche S. nach einander durchgeht. Aufgabe der *Prophylaxis* ist Vermeidung der krankmachenden Momente, die *Cura generalis* verlangt Herbeiführung der Reaction, Erhebung der Blutincitation, Belebung der sensitiven Nervenfunction, Beseitigung der spastischen Bewegung, Verhütung und Beschwichtigung febriler Krankheitszustände nach erfolgter Reaction und Verhütung der Recidiven. Die *Cura specialis* verlangt im *Stadio cholerico proprio* Berücksichtigung des Alters, der Constitution, der Gewohnheit u. s. w. und tritt hanptsächlich in Wirksamkeit in den Krankheitszuständen, welche nach der Reaction sich entwickeln.

Soweit nnsre Anzeige über dieses in einem wahrhaft wissenschaftlichen Geiste geschriebene Werk, das mit Vergnügen und Befriedigung auch von denen gelesen werden wird, welche über Uebersättigung durch Choleraliteratur klagen. In der Beilage ist das Resultat der chemischen Untersuchungen der Auswurfsstoffe und des Bluts Cholerakranker von Prof. Dulk, welche in mehrfacher Beziehung von den Herrmann'schen und andern abweichen.

Des Prof. K. F. Burdach historisch-statistische Studien über die Cholera-Epidemie vom J. 1831 in der Provinz Preufsen u. s. w. bekunden den ernsten und ruhigen Forscher im Gebiete der Wissenschaft.

Dankbar müssen wir die Bestrebungen und Leistungen der Königsberger Aerzte in dieser Angelegenheit anerkennen, um so einem Vorwurf der Nachwelt zu begegnen, wenn diese dereinst mit unpartheiischen Blicken auf die kurz verflossene Epoche zurückschaut.

4) *Die asiatische Cholera in Breslau während der Monate Oktober, November, December* 1831, *beschrieben von den in den öffentlichen Cholera-Hospitälern zu Breslau angestellt gewesenen Oberärzten Göppert, Hancke, Knispel, Krumteich, Pulst, Remer j., Seerig, Seidel, Weutzke. Breslau, bei Jos. Max et Comp.* 1832. XVIII *u.* 200 *S.* 8. *Mit Tabellen und einer lithographirten Tafel.*

Eine einfache, schmucklose, klare und getreue Darstellung der Beobachtungen und Thatsachen spricht sich in dieser Schrift aus, welche überall den Stempel der Wahrheit trägt und deren Geist wir nicht besser bezeichnen zu können glauben, als durch den Abdruck dessen, was die Verff. in der Vorrede zu ihrem Buche aussprechen: „Wir haben uns beschränkt, unsere Erfahrungen über die Cholera zu sammeln, zusammenzustellen und so einen Beitrag zur Unterstützung künftiger umfassenderer Untersuchungen zu liefern. Wo Meinungsverschiedenheiten zwischen uns obwalteten, welche ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, keine Vereinigung gestatteten, da haben wir sie gewissenhaft aufgenommen und zum Theil kritisch beleuchtet. Dies gilt besonders von der Contagiositätsfrage, über welche bei uns, wie überall, eine grofse Spaltung obwaltet.«

Die Einfachheit ihres therapeutischen Verfahrens rechtfertigen sie durch die Bemerkung, dafs von Anfang an ihres Wirkens gegen die Cholera sie gestrebt, die Therapie von allen überflüssigen, und zur gröfsern Pein der Kranken dienenden Quälereien desselben zu reinigen, sich aller unnützen Experimente und jedes fruchtlosen Experimentirens an Kranken zu enthalten, die sich ihren Arzt nicht selbst gewählt, sondern ihn erhalten hätten, um so mehr, als jenes Experimentiren, wie es von zum Theil berühmten Aerzten geschehen, gleichsam an die Vivisectionen der Thiere erinnern müsse, welche dabei der Vorwurf treffe, dafs die Wissenschaft nicht im Geringsten dadurch gefördert worden sey.

In der Einleitung wird eine kurze Topographie Breslau's gegeben; dann folgt eine Schilderung der endemischen und epidemischen Constitution in Breslau vor der Cholera, hierauf eine Schilderung der Vorbereitungen gegen dieselbe, ihres Ausbruches im Aller Heiligen-Hospital. Der dritte Abschnitt enthält die Nosographie, der vierte die Aetiologie, der fünfte die pathologische Anatomie von Dr. Barkow. Nächst diesem folgt die Prognose und die Therapie u. s. w. Bei einem von der Cholera ergriffenen Gelbsüchtigen bildete sich eine grüne Hautfarbe, wahrscheinlich analog der in Frankreich zuweilen beobachteten bronzirten. Auch hier wird der betäubte Zustand der Seelenthätigkeit in allen Stadien der Krankheit erwähnt.

Beachtenswerth ist, was über den Verlauf und die Verschiedenheit der Krankheit nach ihrem abermaligen Erscheinen in Breslau gesagt wird: »Es fehlte der Krankheit jener regelmäfsige epidemische Verlauf so, dafs von einer zweiten Epidemie

nicht die Rede seyn kann. [beim Scharlach wird etwas Aehnliches nicht selten beobachtet. Ref.], sie war nach ihrem Wiedererscheinen in ihrem Verlaufe giftiger und bösartiger.« [Dasselbe ward in Berlin, Wien, London, Edinburg wahrgenommen. Ref.]

Die Cholera und das Wechselfieber werden als verwandte, aber nicht als identische Krankheiten erklärt, das Wesen der Brechruhr wird in einer qualitativen und quantitativen Alienation der Gangliennerventhätigkeit gesucht.

---

5) *Die Cholera-Epidemie in Aachen in Folge höhern Auftrags beschrieben von Dr. Hartung, pr. Arzte in Aachen. Aachen, bei M. Urlichs, Sohn.* 1833. VI u 120 *S.*

Ein kurzer, aber sehr interessanter und lehrreicher Beitrag zur Geschichte der Brechruhrseuche, welche der Verf. früher in Auftrag der Regierung in Berlin, Breslau, Brünn, Wien und Prag schon beobachtet und studirt hatte. Wie in Königsberg, Breslau und vielen andern Städten, so konnte auch in Aachen keine Einschleppung nachgewiesen werden, aber in Aachen selbst kamen viele für die Uebertragung sprechende Thatsachen vor. Der niedere Theil der Stadt, in welchem die Wechselfieber nie ausgehen, blieb fast verschont von der Krankheit, indefs der höher gelegene vorzugsweise heimgesucht ward. Bemerkenswerth ist die grofse Häufigkeit der blutigen Stühle und in der letzten Hälfte der Epidemie die Seltenheit der Krämpfe bei den Kranken. Alle Aerzte Aachens sprechen sich für den Gebrauch des kalten Wassers als Getränk und für die innere Anwendung der Brechwurzel aus. Reconvalescenten von andern Krankheiten bekamen die Cholera leicht, ebenso weibliche Irre und Epileptische, welche gröfstentheils starben. Recidive waren selten, mehrmalige Erkrankungen beobachtete H. häufiger. Die teigicht todte Beschaffenheit der Haut sah er bei Kindern nicht selten fehlen, sein Verfahren am Krankenbette bekundet einen denkenden, die Heilkraft der Natur nicht aus dem Auge verlierenden Arzt.

Heyfelder.

---

1) *Die ursprüngliche Vaccine, das wahre und unschädliche Schutzmittel gegen die Menschenblattern, nebst Widerlegung der „Gründe gegen die allgemeine Kuhpockenimpfung u. s. w. von Dr. Karl Schreiber." Ein Wort zur allgemeinen Beherzigung von Karl Friedr. Wilh. Funke, der Chirurg. und Med. Dr., examin. gerichtl. Thierarzte, akad. Privatdocenten der Thierheilkunde und prakt. Arzte zu Leipzig. Leipz. 1833. Verlag von Chr. E. Kollmann. kl.* 8. VIII *u.* 80 *S.*

Hr. Dr. Schreiber hat bekanntlich im Jahre 1832 unter dem oben angezogenen Titel einen Aufruf an Eltern, Aerzte und Regierungen zur nochmaligen Prüfung der Kuhpockenimpfung, als

eines für die Menschheit hochwichtigen Gegenstandes, ergehen lassen, und in seinem Schriftchen geradezu erklärt, die allgemeine Kuhpockenimpfung sey dem Menschengeschlechte verderblich. Hr. Funke widerlegt im I. Abschnitte des vorliegenden Werkchens die von Schreiber für seine Behauptung aufgestellten Gründe, indem er die hauptsächlichsten derselben kritisch beleuchtet, und ihre Unhaltbarkeit nachweist. Im II. Abschnitte handelt der Hr. Verf. von der Revaccination und der Impfung mittelst der ursprünglichen wahren Vaccine; verspricht aber zugleich später eine ausführlichere Abhandlung über diesen Gegenstand zu liefern; weshalb er hier nur die wichtigsten Punkte andeutet. Nach seinem Dafürhalten wird die Schutzkraft der Vaccine am häufigsten und mächtigsten durch nachfolgende Umstände beeinträchtigt, wodurch zugleich auch die grofse Nützlichkeit der Impfung mit der ursprünglichen wahren Vaccine und die Nothwendigkeit einer Revaccination unter den jetzigen Umständen dargethan werden soll:

1) Die Vaccine verliert durch viele Impfungen durch menschliche Körper an ihrer ursprünglichen Schutzkraft. [Diese Behauptung wurde schon früher von de Carro, Barcy, Bousquet, Hinze, Neurohr, Kind, Rave u. A. widerlegt. Ref.]; 2) die Anlage der Impflinge ist nicht allemal die geeignetste zur Vaccination; 3) die Anlage zu den Menschenpocken wird deshalb auch zu gewissen Zeitabschnitten um so mehr regenerirt. [Dies hat der Hr. Verf. nicht bewiesen. Ref.]; 4) steht zu befürchten, dafs man bei Entnehmung der ursprünglichen Vaccination mitunter auch Fehlgriffe gethan habe.

Um den Zweck der Vaccination (Schutz gegen Menschenblattern) zu erreichen, macht der Hr. Verf. nachstehende Vorschläge:

1) Man impfe mehrere Menschengenerationen hindurch die ursprüngliche Vaccine allein, ehe man den Impfstoff von dem Menschen entnehme; 2) man wiederhole die Impfung der ursprünglichen Vaccine nach einigen Durchimpfungen bei Menschen.

Diese Verschläge dürften kaum ausführbar seyn, da die ächten Pocken bei Kühen selten sind, und Sonderland's Behauptung in Bezug auf die mögliche Erzeugung derselben durch Auflegen von mit Menschenblattern-Contagium durchdrungenen Decken auf Kühe nach Versuchen von Albers, Hertwig, Becker und Rust jun. sich nicht bestätigt hat.

Zum Schlusse giebt der Hr. Verf. eine Eintheilung der Kuhpocken und die Charakteristik der einzelnen Formen derselben.

2) *Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung: Erfahrungen über die Erkenntnifs und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit. Von Dr. J. W. Kramer. Mit lithographirten Abbildungen.* 1833. 8. 106 *S.*

Dem Hrn. Verf. war es vergönnt, in einem ausgedehnten Wirkungskreise die verschiedenen Arten der chronischen Schwerhörigkeit näher kennen zu lernen. Im vorliegenden Schriftchen theilt er uns seine Beobachtungen über dieselbe, und die aus diesen geflossenenen Ergebnisse gedrängt mit. Er stützt sich allenthalben auf eigene Beobachtungen. Besonders verdienstlich ist es, dafs derselbe bei allen Kranken die Hörweite vor und nach der Kur genau angegeben hat, wornach das Resultat seiner ärztlichen Leistungen bei denselben beurtheilt werden mufs.

Er legte die alte anatomische Eintheilung des Gehörorgans, in das äufsere, mittlere und innere Ohr, seinen pathologisch-therapeutischen Untersuchungen zu Grunde, und handelt demnach:

I) von den Krankheiten des äufseren Ohres, d. h. des äufseren Gehörorganes;

II) von den Krankheiten des mittleren Ohres, d. h. der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle;

III) von den Krankheiten des inneren Ohres des Labyrinths.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dafs diese Eintheilung einer wissenschaftlichen Grundlage entbehrt.

Die chronischen Krankheiten des äufseren Gehörganges sind nun:

1) rothlaufartige Entzündung der auskleidenden Membran; 2) Entzündung der auskleidenden Membran mit einer Neigung zu polypösen Wucherungen, 3) Entzündung des auskleidenden Membran und des darunter liegenden Zellgewebes.

Die Krankheiten des mittleren Ohres sind:

1) Katarrh der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle, 2) Verengerung der Eustachischen Trompete, 3) Verwachsung derselben.

Als Krankheiten des inneren Ohres werden aufgezählt:

1) die erethisch-nervöse Schwerhörigkeit, 2) die torpid-nervöse Schwerhörigkeit.

Zum innern Ohre gehören die Schnecke, der Vorhof, die halbzirkelförmigen Kanäle, sämmtlich von einer serösen, das Cotunnische Wässerchen absondernden Membran ausgekleidet, in welche sich der Gehörnerve verbreitet. Den Mangel dieser Flüssigkeit hat man öfters als eine besondere Krankheitsform geltend machen wollen, dabei aber nicht beachtet, dafs ein solcher sich weder im Lebenden erkennen, noch selbst in der Leiche sich nachweisen läfst. Der Hr. Verf. hat deshalb nur die Störungen der Verrichtung des Gehörnervens berücksichtigt.

Das Bestreben des Hrn. Verfs. ging vorzugsweise dahin, die Diagnose der einzelnen chronischen Gehörkrankheiten genau zu

bestimmen und auf diese gestützt die Prognose und die Indicationen zu begründen. Im Verlaufe des Werkchens hat er besonders die Leistungen Itard's und Deleau's berücksichtigt. Mit Recht dringt er stets auf eine genaue Untersuchung des äussern Gehörgangs, des Trommelfells und der Eustachischen Trompete. Ohrspiegel, Darmsaiten und Katheter werden zu derselben benutzt.

Bei der torpid-nervösen Schwerhörigkeit sah er sehr günstige Wirkung von in die Eustachische Trompete geleiteten Essigätherdünsten.

Von der Durchbohrung des Trommelfells hatte er keinen günstigen Erfolg, und er will deshalb deren Anwendung sehr beschränkt wissen. Die Anbohrung des Zitzenfortsatzes Behufs von Einspritzungen in die Trommelhöhle hält er nicht allein für nutzlos, sondern auch für nachtheilig.

Ueber die verschiedenen Arten der chronischen Schwerhörigkeit theilt er 20 eigne Beobachtungen mit.

Auf der Steintafel sind abgebildet ein Apparat zum ätherischen Dunsthade, ein Ohrspiegel, ein calibrirter silberner Katheter und ein Stirnband.

Der Hr. Verf. hat recht dankenswerthe Beiträge zu den chronischen Krankheiten des Ohres geliefert, die eine um so gröfsere Berücksichtigung verdienen, weil die Gehörkrankheiten noch in einen tiefen Schleier gehüllt sind. Möge der Hr. Verf. seine Untersuchungen über diesen Gegenstand fortsetzen!

Der Ausdruck (S. 88.) halbseitiges Kopfweh statt einseitiges Kopfweh ist wohl ein Schreibfehler!

---

3) *Antiquitates Cholericae sive tentamen disquirendi: quatenus Cholera hodierna maligna veteribus medicis cognita fuerit. Tractatus epistolicus ad perillustrem Astronomum Henricum Christianum Schumacher autore Dr. C. F. Nagel. Altonae, apud C. Aue.* 1833. 49 *S.* 8.

Hr. Nagel macht in der Einleitung den neueren Aerzten die gänzliche Vernachlässigung des Studiums der Alten zum Vorwurfe und behauptet, dafs in der Heilkunst die alten Aerzte uns weit übertroffen hätten. Er läfst folgenden Satz mit besondern Lettern drucken: »*Nam si scire velis, quae nunc sunt, quae aliquando erunt, inspice historiam: — quae enim sunt, et quae erunt, olim jam fuerunt; nil mutatur in mundo, nisi forma rerum.*« — Es dürfte wohl wenige wissenschaftlich gebildete Aerzte gehen, die sich bei einem solchen Vorwurfe getroffen fühlten, und kaum wird Einer von denselben diesen besonders herausgehobenen Satz unterzeichnen wollen; denn in der That wird Niemand ernstlich glauben, dafs unsere Medicin heute noch auf derselben Stufe stehe, auf der sie im Alterthume, selbst in der glänzendsten Pe-

riode, stand, wenn er nicht geradezu seine Unkenntnifs in der Geschichte der Arzneikunde darthun wollte.

In der Abhandlung selbst sucht der Hr. Verf. aus den alten Autoren folgende Fragen zu beantworten: Woher stammt der Name Cholera? Was ist die Cholera und welches ist ihre Natur? Welche Ursachen bedingen sie? Welche Zeichen hat sie? Welche Prognose ist bei ihr zu stellen? Zur Beantwortung dieser Fragen werden benutzt: Hippocrates, Galenus, Coelius Aurelianus, Asclepiades, Heraclidus Tarentinus, Celsus, Soranus, Aretaeus, Aëtius, Paulus Aegineta u. s. w.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs die beschriebenen Symptome der damaligen sporadischen Cholera mit denen der indischen vielfach übereinstimmen; allein es läfst sich auch nicht in Abrede stellen, dafs die *Cholera asiatica* schon früher, wenn gleich mehr als eine *sporadica*, beobachtet wurde, wie bei Bontius (de medicina Indorum. Leyden 1642.) zu ersehen ist, und dafs unsere sporadische Cholera namentlich in der bösartigen Form viele Aehnlichkeit mit der indischen hat, wenn man die feineren diagnostischen Merkmale nicht strenge in's Auge fafst. — Hr. Nagel fand in den Schriften der Alten nirgends eine Stelle, die den Schlufs auf ein epidemisches oder contagiöses Vorkommen derselben zur damaligen Zeit erlaubte, und auch er scheint ein epidemisches oder contagiöses Auftreten derselben nicht anzunehmen. Allein es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, dafs dieselbe seit dem Mai 1817 (wo sie nach den ungewöhnlichen Regengüssen des Februar und März zuerst in Noddia, einer Stadt, die am Zusammenflusse der beiden Ganges-Arme Jellinghy und Kossimbazar liegt, erschien) als eine wahre Epidemie auftrat, wenn man auch von dem noch nicht ganz entschiedenen Streite über ihre Contagiosität absehen will. — Das vom Hrn. Verf. angeführte Beispiel der Nichtüberschleppung der Brechruhr von Lübeck und Hamburg nach Dänemark, als ein Beweis der Nichtcontagiosität derselben, verdient kaum einer Erwähnung, da durch eine Negation derartige Dinge nicht zu ermitteln sind.

Dr. *Franz Ludwig Feist.*

Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV. *jusqu'au ministère du cardinal de Fleury. Par P. E. Lemontey. Ier Volume.* 464 *p.* (Der 2te mit den *pièces justificatives* 483 p.) 8. *Paris* 1832. *)

Wir erhalten hier eine Apologie oder vielmehr eine Art von Lobrede der Regentschaft in einer diplomatischen Manier, die in Frankreich, wo man, wie selbst aus Bignon's Geschichte der Jahre 1799—1807 hervorgeht, die Moral der Politik preis giebt, viel Beifall finden mufs. Wir werden indessen auf das Buch selbst nur hie und da einen Blick werfen, unsere eigentliche Absicht ist, zu zeigen, dafs der Reichthum ganz neuer, Andern unzugänglicher Quellen, deren sich der Verf. des Buchs mit Recht rühmt, Niemand abschrecken darf, dieselbe Geschichte zu schreiben, sondern dafs einem Geschichtschreiber vom Fach noch viel zu thun übrig gelassen ist. Uebrigens findet sich gerade im ersten Bande am wenigsten Neues, das aus handschriftlichen Quellen geflossen wäre.

Hr. Lemontey erhielt zur Zeit des Kaiserthums den Auftrag, die Geschichte der beiden letzten Bourbons zu schreiben und man öffnete ihm zu diesem Zwecke nicht allein den Zugang zu den Tausenden von Bänden der archives des affaires étrangères, sondern gab ihm auch alle andern Hülfsmittel. Das weifs der Verf. dieser Anzeige nicht blos aus der prahlenden Vorrede, sondern aus dem Munde des Duc de Bassano und Anderer, die damals an der Spitze waren. Da Ref. selbst die Masse von Materialien aux affaires etrangères gesehen hat, die Lemontey zu Gebot standen, so macht er ihm keinen Vorwurf darüber, dafs er die Archives du royaume nicht benutzte, nur glaubt er seine Anzeige des Buchs den Lesern dieser Blätter nützlicher zu machen, wenn er andeutet, was er dort gelegentlich, während er mit andern

*) Der Verf. dieser Anzeige hofft auf Nachsicht des Publikums, wenn er, um recht ausführlich seyn zu können, hier die Anzeige des 1sten Bandes und im folgenden Monatheft die des 2ten giebt. Er wünschte anzudeuten, wie er die Begünstigung der wissenschaftlichen Männer, die den franz. Archiven vorstehen, während der Monate Mai, Juni, Juli d. J., die er in Paris zubrachte, genutzt habe.

Forschungen beschäftigt war, in den Cartons gefunden und excerpirt hat. Er gesteht übrigens, dafs es ihm scheint, als hätte Hr. L., was die eigentliche und ernste Staatsgeschichte, nicht aber das Persönliche und Anekdotische angeht, sein Buch eben so gut und selbst besser ohne alle ungedruckte Schätze schreiben können, als hätte er aus ihnen nichts Neues, nichts Bedeutendes ans Licht gebracht, als fehlte dem eleganten Akademiker der historische Takt gänzlich.

Hr. L. schreibt unterhaltend und rhetorisch, er bringt aus seinen Quellen Anekdoten und Persönlichkeiten an's Licht; spricht entscheidend und bestimmt, wie in den Salons der Hauptstadt geschieht, über Alles ab; Ernst, Wahrheitssinn, religiösen oder philosophischen Geist suchen wir aber vergebens. Dies soll kein Tadel seyn. Hr. L. schrieb für ein anderes Publikum, als Ref. im Auge hat, er hatte Recht, sich demselben zu accommodiren, unsere deutsche Gründlichkeit würde diesem Publikum schwerfällige Pedanterei seyn. Lemontey's Styl mit Salvandy's, und Anderer Bombast verglichen, zeigt übrigens, dafs auch in Frankreich noch ein Rest von altem Geschmacke ist. *)

Durch diesen ganzen Band hindurch ist fast auf jeder Seite die Rede von handschriftlichen Quellen, auch wird von Zeit zu Zeit ein Witz, eine Persönlichkeit, eine Anekdote, ganz unbedeutende Stellen der Correspondenz, Unrichtigkeiten sogar aus Handschriften beigebracht, und dabei ganz vornehm ignorirt, dafs eine histoire de la vie privée de Louis XV. (von Dangerville) existirt, welche in den Beilagen wichtigere Aktenstücke enthält, als hier aus allen seinen Documenten von Lemontey mitgetheilt sind. Freilich ist die histoire privée ein schlechtes Buch und die histoire de la regence ist das gutgeschriebene Werk eines Akademikers; aber dieser Akademiker ist in der Geschichte blofser Dilettant, so vortrefflich er schreiben mag. Fragt man uns, was den historischen Dilettanten vom Mann von Fach, der gründliche Bildung und lange Uebung verbindet, unterscheidet, so antworten wir, ein gewisser Takt, der nicht gelehrt werden kann, sondern nur durch lange Uebung, durch vieles Lesen und Vergleichen nach und nach erworben wird. Vermöge dieses Takts stellt der Schriftsteller den denkenden Leser über sich, setzt ihn

*) Herr Lemontey erhielt schon 1789. den Preis von der Académie de Marseille wegen des eloge du capitaine Cook, welches hernach 1792. gedruckt ward.

durch gut gewählte Stellen der Documente, durch richtig angebrachte Umstände in den Stand, selbst zu urtheilen und neben der bezeichneten Strafse des Historikers seinen eignen Pfad zu finden.

Uebrigens rühmt Hr. L. sein Quellenstudium in einer schon 1816. geschriebenen Vorrede nicht wenig. Er hat von 1808 bis 1816. an dem Buche gearbeitet; also fast das *nonum prematur in annum* genau beobachtet, und er freut sich seiner Geduld und seines ausdauernden Fleifses in folgenden Phrasen der préface:

»J'ai dû m'applaudir de ma constance, lorsque j'ai appris que six cents volumes de documens originaux que j'achevais à peine de compulser avaient passé entre les mains des Puissances dont Paris a reçu les armées à la fin du mois de Mars 1814; ensorte qu'aujourd'hui il est probablement plusieurs circonstances historiques pour les quelles je puis seul en France, faire autorité.« Ueber diese Gasconade kann man freilich nur lachen; man wird von dem Prahler wenig erwarten. Man würde noch mehr über Hrn. L. lachen, wenn wir es für der Mühe werth hielten, anzugeben, wie es sich eigentlich mit den sechshundert Bänden Quellen über die Zeit der Regentschaft verhält, welche die Mächte Europa's sollen weggeführt haben; nachdem sie glücklicherweise der Verf. vorher excerpirt hatte.

Ueber die Memoires von Sct. Simon, Villars, Noailles sind wir ganz einstimmig mit dem, was in der Vorrede gesagt wird, nur mufs man sich verwundern, dafs Hr. L. dessen ungeachtet oft (z. B. p. 122—123.) Sct. Simons voluminöse Satyre als Auctorität anführt, so wenig es sonst seiner akademischen Würde angemessen ist, seine Quellen zu nennen. Er hätte uns gleich S. 17. zum ersten Kapitel (testament et mort de Louis XIV.) Ludwigs XIV. Testament, dessen Hauptinhalt er gut angiebt, in der Note mittheilen sollen. Es füllt nur zwei geschriebene Folioseiten und findet sich in den Archives du Royaume Carton K. 147. in zwei Abschriften, von denen die eine (frühere) nur ein Codicill, die andere (spätere) beide hat. In demselben Carton und in demselben Fascikel findet sich auch, doch mit der ausdrücklichen Bemerkung, dafs es gedruckt worden, das Journal de ce qui s'est passé au parlement pour l'ouverture et la lecture du testament de Louis XIV. Hr. L. würde, wenn er das erste Codicill in der Note hätte abdrucken lassen, seine Leser in den Stand gesetzt haben, zu beurtheilen, wie unrichtig eine seiner Entscheidungen ist, die wir unten anführen wollen. Dieses Codicill vom 13. April

(das andere, welches Fleury zum précepteur und Le Tellier zum confesseur du jeune roi ernennt, ist vom 23. Aug. 1715.), und seine Nichtigkeit könnte aufserdem in unsern Zeiten, wo Diplomatie und Militärmacht Alles ausrichten sollen, zu vielen Bemerkungen Anlafs geben. Wir wollen es unten einrücken, damit man sehe, wie Hr. L. uns blos mit Redensarten abspeiset, wenn er sagt (p. 17.): Ludwig sey mit vaines apparences zufrieden gewesen — On creusa la pierre, on tripla les portes de fer pour persuader au public que des feuilles si bien gardées avoient quelque valeur. Er hätte sagen sollen: Der König hatte für Alles gesorgt, er ahndete aber nicht, dafs sich alle seine Günstlinge an den Herzog von Orleans verkaufen würden. Hr. L. berichtet selbst S. 27 u. 23, wie der Herzog von Guiche, welcher Commandant der Garden war, und wie Villeroi gekauft wurden. Das Codicill lautet: »Nous avons ordonné par notre testament que le maréchal de Villeroi soit gouverneur du roi sous le duc du Maine, ce présent codicille est pour déclarer, que nous voulons qu'aussitôt que nous aurons les yeux fermés le maréchal de Villeroi ait le commendement de la garde et de la maison du roi jusqu'à l'ouverture de notre testament. Ce sera lui qui menera le roi notre arrière petit fils du lieu on il sera à Vincennes, l'air y étant très bon. Il le fera passer par Paris où il ira prendre seance au parlement et entendra la lecture de notre testament. Pendant qu'il sera au parlement il y aura des gardes à toutes les portes du palais comme il se fait lorsque les rois vont au parlement pour la dignité et la sûreté de leurs personnes. Il sera accompagné dans sa marche des compagnies des gardes Françoises et Suisses jusqu'à Vincennes où il demeurera le tems que sera ordonné par le conseil de regence. Je nomme sousgouverneur sous le maréchal de Villeroi, Soumery, qui l'a déja été de Mr. le dauphin mon petit fils et Geffreville, lieutenant général de nos armées.« Man sieht, Ludwig überliefs Alles dem elenden Villeroi und dieser verkaufte sich; damit ist das ganze Räthsel gelöset.

Ehe wir eine andere Unterlassung der Benutzung der neuen Quellen, die ihm offen standen, oder vielmehr eine andere ungeschickte Benutzung der Reichthümer, die seinen Vorgängern verschlossen waren, rügen, müssen wir unsere deutschen Leser auf die sonderbare Bedeutung, die das Wort *honneur* in Paris und in ganz Frankreich hat, aufmerksam machen. Diese Bedeutung hat viel mit der Ehre der poetischen Fashionables unserer Hauptstädte, der philosophischen Kraftgenies und der Sauf- und

Raufhelden unserer Universitäten gemein. Hr. L. nämlich bezeichnet S. 24. den Herzog Regenten als Auswurf der Menschheit, schildert ihn in den niedrigsten Lüsten versunken und von den schändlichsten Menschen umgeben und mit ihnen allein vertraut umgehend, nichts destoweniger schliefst er die Schilderung mit folgenden Worten:

»Cette ame dégradée conservait néanmoins une partie saine, un ressort energique, c'étoit *l'honneur.*«

Für den Anfang des folgenden Kapitels (premières opérations de la régence) hätte der Verf. wieder in den Archives du royaume wichtige Documente gefunden. Carton K. 148. enthält zuerst einen in marmorirt Papier gebundenen Quartband Briefe von 1719, die von geringerer Bedeutung sind, dann enthält aber K. 145. einen andern Quartband von 1715—16, den Hr. L. nicht blos hätte benutzen sollen, sondern auch seinen Lesern die Stellen der Briefe mittheilen. Viel wichtiger war es noch, das Convolut von mehr als hundert Stücken, welches sich im Carton K. 147. findet, zu benutzen. Dies sind nämlich die auf Befehl des Regenten selbst gesammelten anonymen oder doch geheimen Briefe und Vorschläge, die man ihm zuschickte, die Schmähschriften und Aufsätze voller Vorwürfe, oder auch ganz gute Rathschläge, die man an ihn richtete. Er selbst hat gewöhnlich darauf geschrieben oder schreiben lassen: bon à garder, oder point de réponse oder dergleichen. Wir werden an einem andern Orte von unsern Auszügen daraus Gebrauch machen, oder doch den Forschern andeuten, was ihnen Hr. L. hätte andeuten sollen.

In Rücksicht der verschiedenen Abtheilungen eines neu errichteten Staatsraths (des conseils particuliers), die neben dem Regentschaftsrath bestehen sollten, von denen Hr. L. S. 44—48. redet, finden sich in den Briefen Carton K. 145. sehr merkwürdige Aeufserungen des Regenten. Er schreibt z. B. an den Cardinal de la Tremouille in Rom, der den Pabst wegen der Begünstigung des Cardinal Noailles, der Jansenisten und Anhänger der Gallicanischen Freiheiten beruhigen soll. »Cette autorité absolue que le feu roi s'etoit acquise par un regne aussi long que glorieux ne peut se soutenir sur le même pied pendant le tems d'une minorité.« Vorher hatte er dem Cardinal gerühmt, wie er (der Regent) so fein gewesen sey, die Conseils zu errichten: »où chaque matière d'affaires soit discutée avant que d'être portée au conseil de régence que je pourrois former ainsi que je le jugerai à propos. La situation présente de ce royaume, *la disposition*

des esprits lassés de voir chaque partie du gouvernement entre les mains d'un seul homme pendant tout le regne précedant, la nécessité de retablir la confiance etc.« Eine solche Einrichtung aristokratischer Räthe wäre freilich ein grofses Unglück gewesen, aber es war, wie Alles in Frankreich, nur ein leerer Schein. Das sagt Hr. L. nicht, der Herzog Regent spricht es aber selbst aus. Er giebt (Carton K. 145.) dem Herzoge von Elboeuf einen recht derben Verweis, als er die Sache für Ernst genommen und an den Präsidenten des Conseil de la guerre, den Marschall Villars, berichtet hat. Er sagt in einem Briefe vom 29. Sept. 1715: »Je ne sais ce que peut vous avoir écrit Mr. le maréchal de Villars, mais je sais bien que c'est à moi et point à lui que vous deviez rendre compte de ce qui se passe dans votre gouvernment.« Dann giebt er ihm die Addresse auf, die er gebrauchen soll, nämlich: An den Herzog von Orleans, entweder dans le conseil des guerres, oder des finances oder sonst — hernach wolle er es schon mittheilen à qui de droit. In demselben Carton und in demselben Bande von Briefen würde auch Hr. L. einen Brief des Herzog Regenten an den Hrn. von Richebourg, Intendanten von Poitou, gefunden haben, aus dem ganz klar wird, warum, wie er S. 55. nur im Allgemeinen berichtet hat, die Bauern von Poitou von dem neuen Abgabensystem nichts wissen wollen. Es ist nämlich dort die Rede von der Noth der öffentlichen Kassen und von der Erhebung eines Zehntens, um die nöthigsten Ausgaben bestreiten zu können, der Regent sagt sogar, er glaube auch die Nohlesse werde gern zahlen, weil sie die besoins pressans du royaume kenne. Uebrigens würde aus den Briefen in den Cartons, welche aus dem Archiv des Hauses Orleans zur Zeit der Revolution ins Reichsarchiv gekommen sind, eine ganz andere Ansicht der im 3ten Kapitel erwähnten Verfügungen hervorgehen. Der Verf. dieser Anzeige behält sich vor, an einem andern Orte durch Stellen aus den wichtigsten auf Befehl des Regenten besonders aufgehobenen Briefen, Vorstellungen und Schmähschriften nachzuweisen, was er meint, und wie diese Geschichte aus den Archiven hätte beleuchtet werden sollen und können, wenn man einen Historiker statt eines Belletristen gewählt hätte.

Derselbe Fall ist mit der vom Herzog Regenten am 12ten März eingesetzten chambre de justice gegen diejenigen, die sich unter der vorigen Regierung auf Unkosten des Staats bereichert hatten. Wir übergehen die in dem Carton K. 147. befindlichen Parlementsprotokolle, besonders die Vorstellungen (remontrances)

vom 9ten Sept. 1717. gegen die billets d'état, von denen Hr. L. nur im Vorbeigehen redet, denn wir gedenken unsere Auszüge einmal bekannt zu machen; wir wollen ferner Hrn. L. nicht vorwerfen, dafs er die vorher angeführten Stücke des geheimen Archivs des Hauses Orleans, deren Bedeutung für die Kenntnifs des Zustands von Frankreich wir ebenfalls zu seiner Zeit durch Auszüge einleuchtend machen werden, nicht benutzt hat, das Protokoll der chambre de justice, von der er redet, und welches sich in demselben Carton R. 147. findet, hätte er doch gewifs benutzen sollen. Der Procureur général hätte bei der Eröffnung der chambre dem Gesetz und Gebrauch nach eine Rede halten sollen, er entschuldigt sich mit Heiserkeit und läfst die Verordnung, die wir an einem andern Ort mittheilen wollen, blos ins Protokoll schreiben. In dieser Verordnung heifst es dann, das Gericht sey eingerichtet gegen die Leute, die sich in den letzten Kriegen auf Unkosten ihrer Mitbürger bereichert hätten:

„De tous ceux qui seront cités devant ce tribunal aussi juste qu'il doit être sevère, j'espère que les officiers qui se seront contentés des manimens ordinaires seront les moins répréhensibles. Pour ceux qu'on appelle traitans etc.“ Nach einem zweiten genaueren Protokoll in demselben Carton protestirten doch viele Parlamentsräthe gegen eine solche chambre ardente und gegen Gesetze, die rückwirkend seyn sollten, sie wurden aber dadurch beschwichtigt, dafs diese chambre ardente ganz conform sey den Edicten von 1607, 1624 und 1661. Es wurden also dem Protokoll gemäfs überall in Paris placards angeschlagen: »portant défense à tous gens d'affaires de desemparer de Paris sous peine de punition corporelle et même de mort.« Das Protokoll führt hernach die einzelnen Processe und Untersuchungen an, die bis 1689 zurückgehen und 1716 und 1717 fortgesetzt werden. Dann folgen in demselben Carton unter der Aufschrift: Rôle de la taxe arrêtée au conseil de Régence le 7. Nov. 1716 signifiée le 9, 19 Folioseiten (lose eingelegte Blätter) voll Namen der Leute (traitans), denen man Geld abforderte. Das ist die Erste unter zwanzig, und sie beträgt 31,760,856 livres.

In den folgenden Kapiteln entdecken wir zwar viel Prätension und viele Rhetorik, aber durchaus nichts anderes, als was man ohne alles Quellenstudium aus den gewöhnlichsten Büchern ziehen kann und auch das oberflächlich und epigrammatisch, oder in jener Manier, die den Leser über Alles zu belehren scheint, während er eigentlich nichts lernt, als absprechen. Um an einem

Beispiele zu zeigen, was wir unter Orakelsprüchen verstehen und wie wenig solche belletristische Geschichtschreiber und ihr Publikum mit ihnen sich um die Thatsachen bekümmern, wollen wir eine ganz bekannte Sache wählen. Der Verf. nämlich, ganz unbekümmert darum, dafs alle Geschichten jetzt einstimmig darüber sind, dafs der Krieg um die spanische Erbfolge längst beschlossen und eingeleitet war, ehe Ludwig XIV. Jakob III. nach seines Vaters Tode als König erkannte, sagt p. 84—85. dictatorisch: » Cette violation de la foi jurée étoit une faute d'autant moins excusable qu'elle rompait la négotiation, qui allait livrer sans combat à Philippe V. la couronne d'Espagne et préserver la France des longs malheurs dont elle fut la proie.« Von demselben Gehalt ist der Orakelspruch p. 96, vermöge dessen er die Septennalité der englischen Parlamente blos von der Landung des Prätendenten um 1716 herleitet: »elle servit,« sagt er, »de prétexte à George Ier pour rendre septennaire la durée triennale des parlemens et ouvrir ainsi la carrière à la corruption etc.«

Wenn Hr. L. hernach p. 98. sagt: er habe Spuren gefunden, dafs der Prinz von Cellamare der verwittweten Königin von England (Jakobs II. Wittwe) einmal 90,000 und ein anderes Mal 100,000 Piaster habe zahlen lassen, so hätte er diese Spuren wörtlich anführen sollen, weil die Stellen der Briefe bei dem damaligen Zustande der spanischen Finanzen wichtiger gewesen wären, als Alles, was er uns sagen kann.

In der Schilderung, welche Hr. L. p. 100—101. vom Cardinal Dubois macht, erkennt man den Geist der in Frankreich herrschenden Lebensweisheit, nach welcher der Sittlichkeit, den einfachen Lehren der Rechtlichkeit, des Worthaltens, der Ehrlichkeit kaum der dritte Platz unter den Tugenden gebührt und bei einem Staatsmann gar nichts darauf ankommt. Ganz anders ist die Schilderung, die der abbé Ranchon in einer zum Theil aus den eignen Papieren des Cardinal Fleury gezogenen Lebensbeschreibung desselben von ihm macht. Diese Handschrift, welche auf Anrathen des Pabstes ungedruckt blieb, findet sich in zwei starken Folianten in den Archives du royaume de France Carton K. 163. Wir wollen nicht die ganze Schilderung aus dem 1sten Bande p. 231—32. hersetzen, sondern nur einige Züge, die mit der Schilderung des Hrn. L. ungefähr auf dieselbe Weise contrastiren, wie Fleury's und Talleyrand's Lebensphilosophie. Der Abbé sagt: »Il (Dubois) fut d'une physiognomie rude, d'un abord sevère, sans religion, sans autre esprit que l'esprit d'intrigue (bei

Hrn. L. ist er ein rare précepteur d'un esprit disposé aux sciences *plein de saillies originales, d'une vaste litterature).* Il avoit persuadé,« fährt der Abbé fort, »au duc d'Orléans qu'il n'y avoit ni justice ni probité parmi les hommes, ni chasteté parmi les femmes etc.« Er fügt einen Zug hinzu, welcher zugleich für Fleury und für Dübois sehr charakteristisch ist: »L'evêque de Fréjus,« sagt er, »dans la peinture qu'il nous a faite des principaux personnages qu'il avoit connu à la cour n'a pas mis un seul trait sur le cardinal Dubois et il l'a totalement oublié dans ses manuscrits.« Uebrigens theilt uns Hr. L. Manches mit, was er aus den Akten in den archives des affaires étrangères über Dubois Unterhandlungen mit Georg I. ausgezogen, leider aber nicht die Stellen selbst, sondern nur sein Resultat, was um so mehr zu bedauern ist, als die wichtigsten Dinge p. 105—108. mit einer Leichtfertigkeit behandelt werden, die jeden Ernst verschmäht. Wer ein Beispiel verlangt, der lese, wie die Geschichte des Widerspruchs, den die Trippelallianz in England fand, p. 107 und 108. auf eine alberne Weise mit der Geschichte des grofsen Diamanten und des Hrn. Pitt, der ihn dem Regenten verkaufte, verbunden wird.

Auch die Schätze der ganzen Correspondenz Alberoni's standen dem Verf. zu Gebot, was er uns aber p. 127—128. mittheilt, ist viel weniger, als was wir in den ganz gewöhnlichen Büchern, oder selbst bei Lacretelle finden. Dafs L. Coxe sollte benutzt oder aus dem, was ihm zu Gebot stand, ergänzt haben, daran ist gar nicht zu denken. Weniger als die Vernachlässigung eines gedruckten Buchs und der Handschriften, die er offenbar in Händen gehabt hat, ohne zu verstehen, wie er sie Forschern nützlich machen könne, würden wir ihm vorwerfen, dafs er die Papiere des Hrn. von Boissimène nicht aufgesucht hat. Diese Correspondenz des Regenten und seiner Vertrauten mit einem schlauen Schuft liegt in dem Carton K. 146. der Archives du royaume de France unter andern Papieren ziemlich versteckt, zeigt aber die krummen Wege des Regenten und Alberonis recht deutlich. Die Briefe sind zwar zum Theil in Chiffre; es liegen aber hier (wie auch in den Papieren der affaires étrangères) die Blätter des Dechiffrement immer bei, oder die Lösung ist von dem damit Beauftragten über der Chiffre geschrieben. Der Verf. dieser Anzeige gedenkt an einem andern Orte durch Auszüge aus den Briefen des saubern Obersten de Boissimène und aus der geheimen Correspondenz, welche der Sieur Casa Major, avocat au parlement und ehemaliger Maire von Sauveterre in Bearn mit

dem Regenten führt, darzuthun, dafs das Spionenwesen des Regenten so gut eingerichtet war, wie Fouché es nur immer einrichten konnte. Boissemène war Vertrauter und sogar einmal Gesandter Alberonis (an Ragotzky) und dabei Spion des Herzogs Regenten, hernach doppelter Spion, spanischer und französischer, dann Abgeordneter des Regenten, um den vertriebenen Alberoni in Italien zu beobachten. Er ward dabei wieder von Andern beobachtet, in Spanien und in Frankreich verhaftet, und war dennoch mit dem Regenten und mit Grimaldo zu gleicher Zeit in Correspondenz. Casamajor wird blos gegen die Spanisch Gesinnten im südlichen Frankreich gebraucht, schleicht sich überall ein, horcht Freunde und Verwandte aus, beschleicht die Rechtlichen und verräth die Freunde, die ihm trauen. Boissimène's Geschichte, oder vielmehr die Geschichte der geheimen Kabale, kann man aus diesen Papieren vom Sept. 1717 an durch alle folgenden Jahre hindurch verfolgen, und Hr L. würde S. 133. ganz anders über Alberoni's Plane mit den Türken geurtheilt haben, wenn er diese Briefe gesehen hätte. Wir werden sie einmal gebrauchen. Was Casa Major angeht, so schreibt er am 16ten Jan. 1719 zum ersten Mal an den Herzog Regenten und verspricht Entdeckungen, die er einem Briefe ohne Chiffre nicht anvertrauen könne; auch bittet er zu verhüten, dafs der Secretär des duc de Grammont seinen Brief nicht sehe, weil er seine Hand erkennen werde. Was man übrigens auch von Alberoni's Freund Görtz halten mag, so wird man doch die Achseln über den Franzosen zucken, der Görtz, Gyllenborg und Sparre zu blofsen escroes macht und den ganzen Plan, in welchen doch Karl XII. und Peter eingingen, als eine blofse Geldprellerei darstellt, um von den Anhängern Jakobs einige Thaler zu erhalten. Was das für eine Art Geschichte ist!! Dabei rühmt er sich, diese Geschichte in ein ganz neues Licht gesetzt zu haben und verweiset uns auf No. II. der pièces justificatives des 2ten Theils. Wir wollen hier ganz übersehen, wie schmählig dort die Namen castrirt sind. Man lese aber einmal II. p. 383—393, man findet entweder ganz bekannte Sachen oder Albernheiten.

An einer einzigen Stelle, nämlich dort, wo von der Quadrupelallianz und ihren Folgen die Rede ist und besonders von dem erzwungenen Beitritt des Herzogs von Savoyen, wird eine sehr passende Stelle aus der Correspondenz des Regenten gegeben. Pag. 146. in der Note nämlich erhalten wir einen Aufschlufs über die Ursache, warum der Herzog statt Sicilien Sardinien erhielt,

nachdem man ihn vorher für sein zweideutiges Betragen durch den Verlust beider Inseln hatte bestrafen wollen. Auch an dieser Stelle ist aber der Text oder die eigentliche Geschichtserzählung in einem durchaus unwürdigen Ton abgefafst, der zierlich seyn soll.

Uebrigens würde man in einer französischen Geschichte der Régence lieber gelesen haben, was sich aus den archives du royaume ziehen läfst, als die bekannten Geschichten von Stanhope und Admiral Byng und Alberoni S. 148—149, besonders da nicht einmal das Buch von Coxe verglichen ist. Ueber das Nachtheilige langer Unterhandlungen und eines Zustandes, der weder Krieg noch Frieden ist, wie er 1717—1719 bestand, findet man im Carton K. 146. der Archives sehr anziehende Nachrichten, aus denen wir eine kurze Notiz über das Verhältnifs der Production und Ausfuhr des spanischen und des französischen Navarra, die für den Augenblick ein Interesse hat, hier ausheben wollen. Als nämlich in dem Streit mit Alberoni und über Alberoni der Herzog von Berwick eine Sperre an den Grenzen anordnet, wird am 24sten Dec. 1718. eine Vorstellung eingeschickt, worin es heifst, man werde den Leuten den täglichen Unterhalt entziehen. »La Navarre Francaise tire de la Navarre Espagnole des laines, du vin, de l'huile et d'autres minuties comme vinaigre, sel regalise et alun, même quelque peu d'étoffe que l'on fabrique sur la frontière. La Navarre Espagnole prend de la Navarre Françoise des boeufs, des moutons, des cochons pour les boucheries de Pampelone et même des oeufs, du jambon, du poisson de mer, du bled de Turquie, des agneaux et pour les travaux de la terre des boeufs qu'on éléve exprès pour cette fonction.«

Wenn übrigens die Niederträchtigkeit des Cardinal Dubois bewiesen zu werden brauchte, so würde dieser Beweis aus den Stellen seiner Briefe, die hier S. 152—155. citirt werden, leicht geführt werden können, nur Schade, dafs nicht die Originalstellen in den Noten gegeben sind, damit man sie gebrauchen könne, um gerade das Gegentheil von dem darzuthun, was Hr. L. darthun will.

Wenn im 6ten Kapitel vom Jansenismus und dem unglücklichen juste milieu der Regentschaft die Rede ist, so mufs man wieder über Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit sich verwundern, mit welcher von den Streitigkeiten mit den Jansenisten und besonders von Fenelons Religionsphilosophie geredet wird. Was die Quellen angeht, so hätte Hr. L. durchaus den Brief des Re-

genten an den Cardinal von Tremouille, der dem Pabst die Sache vorstellen sollte, Arch. du Royaume K. 145. benutzen müssen. Dort wird der errichteten Conseils erwähnt, unter denen das Conseil de conscience obenan steht. »Il étoit nécessaire d'y appeller des prélats recommandables par leur attachement aux maximes de ce royaume.« Es habe Jedermann an den Cardinal Noailles gedacht und das Parlament habe sich über seine Ernennung zum Präsidenten gefreut; auch einen Parlamentsrath wolle der Regent in das Conseil nehmen. Der Pabst solle sich beruhigen »on peut dire que c'est le public qui présente l'archevêque de Paris au regent et qui ne lui laisse presque pas la liberté de le refuser.« Ja, »le choix est si agréable, à la France que si on vouloit l'attaquer il trouveroit toute la nation et le parlement en particulier pour defenseurs.« Eben daselbst hätte Hr. L. schon vom Anfang des Jahrs 1716 einen Brief an den Hrn. Ravachet gefunden, worin, ganz im Stillen, den Parlamenten untersagt wird, über die Constitution (Unigenitus) zu deliberiren, »je vous en rendrai,« heifst es, »personnellement responsable si j'apprends que la matière y soit traité d'avantage.

Wenn Hr. L. p. 166—167. auf den Streit der Pairs mit den Parlamenten und auf das Ceremoniel kommt, so wünschten wir, er hätte dem Publikum mitgetheilt, welche Stöfse von Akten in den Archives dem Ceremoniel gewidmet sind, und welche lächerliche Streitigkeiten man dort antrifft, die mit lächerlichem Ernste an allen Ecken und Enden geführt und vor den König gebracht werden. Am meisten zeichnen sich unter den Prinzen die Condé's durch ihr ängstliches Aufpassen, Protestiren, Reserviren aus. Wie konnte eine Aristokratie, die unablässig solchen Kindereien ihre Sorge widmete, jemals eines grofsen Gedankens fähig werden? Der Inhalt und die Ausdrücke der Requête de Messieurs et Mesdames les ducs et duchesses à S. A. R. le duc d'Orléans darüber, dafs man »dans le monde peu de cas« von ihnen mache, worin sie forden, geschützt zu werden gegen die Anmafsungen des clergé, der Noblesse und des Tiers etat, sind von der Art, dafs man den Aufsatz, der sich Carton K. 147. unter den Papieren über die Streitigkeiten mit dem Parlament findet, für eine Ironie halten würde, wenn nicht in einem andern Heft desselben Fascikels in der requête du parlement à Monseigneur le duc d'Orleans regent du royaume de 1716 und in der requête de la Noblesse au roi contre les fausses prétensions des ducs et pairs eine sehr ausführliche Widerlegung enthalten wäre. Wir müssen die Aus-

züge auf einen andern Ort versparen. Während hier die wichtigsten archivalischen Nachrichten über das Verhältnifs der Stände im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vernachlässigt werden, citirt Hr. L. die bekannte anonyme Schrift, die dem Präsidenten Novion zugeschrieben wird, als Manuscrit de la bibliothéque de l'Arsénal (sic, ohne Nummer oder Ort), da sie doch längst gedruckt war und das Wesentliche im Anhange der vie privée de Louis XV. enthalten ist.

Die Streitigkeiten mit dem Parlament, von denen auf den folgenden Seiten die Rede ist, sind bekannt genug; allein der Geschichtschreiber mufste, wenn er seine Pflicht thun wollte, aus den archivalischen Nachrichten und Protokollen, deren Fascikel der Carton K. 147. enthält, das Einzelne hervorheben, um den Zustand des Reichs und der Regierung ins Licht zu setzen. Wie? — Das wollen wir an einem andern Orte durch Stellen und Auszüge erläutern. Wie gleichgültig der Herzog Regent darüber war, dafs man ihm die unerhörtesten Laster vorwarf, geht aus dem Umstande hervor, dafs er selbst in seinem Archive die Schmähbriefe aufheben liefs, die ihm zukamen. Zu p. 178—79. hätte der Verf. anführen müssen, dafs in diesen Briefen an den Regenten viel schlimmer mit ihm umgegangen wird als in den Philippiques. Es heifst in einem derselben (Carton K. 147. Liasse mit der Aufschrift: Maison d'Orleans 1716—1723. Lettres anonymes et libelles contre le duc d'Orleans regent) wörtlich: „Que peut on attendre d'un prince né d'un Sodomite, sa femme d'un adultère, qui est luxurieux, frivole, adulterin, voyant et faisant des enfans à sa propre fille, soupçonné avec justice d'avoir empoisonné tous leurs princes et princesses même le roi«

Hr. L. entschuldigt mit derselben Leichtfertigkeit, mit welcher andre anklagen und man merkt auf allen Seiten, dafs er unter Napoleon anfing zu schreiben und sein Buch unter Ludwig Philipp herausgab. Es heifst hier:

Der Verf. der Philippiques hätte den Tod verdient gehabt (Verachtung ja; aber den Tod??). *L'admirable* clemence du régent le relégua aux îles de Sainte Margerite, *d'où la même douceur* lui facilità bientôt les moyens d'échapper.« Ueber die Auflösung des Conseils und Dubois Thätigkeit dabei findet man einige recht passende Stellen aus der Correspondance des Cardinals dem Texte selbst einverleibt (p. 193—194.). Dafs die Kabale des Prinzen Cellamare und der Herzogin von Maine einen

grofsen Raum fülle, wird man sich nach dem Zweck und dem Publikum des Verfs. leicht vorstellen können. Dafs er blos das Persönliche beachtet, wird man schon daraus sehen, dafs er, wie wir oben bemerkten, Karl XII., Görtz und Peter gar nicht erwähnt, nachdem er sie oben ganz kurz abgefertigt hat. Welche Geschichte!! Alles, was hier S. 206 u. fg. von der Conspiration der Herzogin von Maine und des Prinzen von Cellamare erzählt wird, ist allerdings lächerlich und man bedauert den Geschichtschreiber, der uns diese Erbärmlichkeiten aufwärmt und das Publikum, das sie für Geschichte hält, wenn er sich aber die Mühe gegeben hätte, die Berichte eines Boissimène und Casamajor an den Regenten und die ängstliche Aufmerksamkeit dieses Reichsverwalters auf die Stimmung und den Verkehr der Franzosen aus den archivalischen Documenten kennen zu lernen, so würde er gesehen haben, dafs die eigentliche und stille Verschwörung im Volk war, das von beiden Theilen verrathen und verkauft wurde. Er würde auch gefunden haben, dafs ganz andre Leute, als die auf Cellamares, mit Recht bespöttelter Liste verzeichneten, die er p. 224—25. anführt, auf eine Explosion harrten und deshalb von des Dubois schändlichen Spionen schändlich behorcht und verrathen wurden. Ueber die Erbärmlichkeiten einer Herzogin von Maine, eines Pompadour und Malezieu unterhält er uns nicht allein im Text, sondern er giebt darüber sogar noch pièces justificatives mit Erklärungen.

Sehr belehrend, sehr richtig gedacht scheint uns, was er p. 244—45. über die Bewegungen in Bretagne und über den Zustand dieser Provinz sagt: „où," wie er sich ausdrückt, »une démocratie de six mille gentilshommes opprimoit un million et demi d'habitans et se debattant sans relâche sur les limites de l'autorité royale rapprochaient singulièrement le régime breton de la constitution Polonoise.« Aus diesem und dem Folgenden wird man sich erklären, warum diese Gegenden noch bis auf den heutigen Tag die Einzigen sind, wo die alten Ideen Wurzel haben, wie sie beim ersten Anfang der Revolution die Einzigen gewesen waren, wo demokratische Ideen nicht wie in Paris auf dem Papier und in den Zeitungen, sondern in den Köpfen herrschten. Das ganze achte Kapitel (der lächerliche Krieg der Quadrupelallianz gegen Alberoni) hätte abgekürzt werden sollen, wenn uns der Verf. Neues hätte mittheilen wollen, besonders da er weder Coxe noch irgend ein anderes Buch benutzt hat, und dieses Kapitel füllt den ganzen Raum von p. 256 bis 293, und auch hier

reiht sich eine armselige Anekdote an der andern, und die ernste Geschichte geht leer aus.

Ueber Alberoni's Fall giebt der Verf. eine ganz neue Belehrung; doch scheint uns seine Darstellung weniger zuverlässig als die gewöhnliche, wo nicht Scoti, sondern Laura Pisçatori die Hauptrolle hat; zuverlässig scheinen uns dagegen seine Nachrichten von Alberoni's Entfernung aus Spanien. Hr. L bemerkt, dafs es falsch sey (was uns immer sonderbar vorkam), dafs unter den Papieren, die dem Cardinal in Spanien abgenommen wurden, das Testament Karls II. gewesen sey. Es war, sagt er, das Testament Philipps V., in welchem die Königin zur Regentin und Alberoni zum Präsidenten erwählt wurde. »On lui enleva pareillement,« heifst es in der Note, »trois autres écrits de Philippe V. que ce roi lui avoit remis durant sa maladie.« Unter den Phrasen, die hier wie in allen französischen Reden und Büchern die gewöhnlichen Zuhörer und Leser entzücken, den denkenden Mann aber ärgern, ist keine lächerlicher als die p. 284, wo die Neugierde des Volks, Alberoni zu sehen *(the lion of the day* nach dem Ausdruck des allerneugierigsten Volks), zu einer Tugend gemacht wird. »L'empressement des curieux,« heifst es erst, »fit submerger la barque sur la quelle il avoit traversé le Rhône« Dann folgt: »Le caractère Francais parut dans sa beauté naturelle car le peuple Francais illustra la disgrace du cardinal persecuté.«

Hier endlich erscheint auch der Name Boissimêne p. 285, allein wir sehen mit Bedauern, dafs Hr. L. auch an dieser Stelle die Briefe dieses schurkischen Spions aller derer, die ihn bezahlen, nicht benutzt hat. Gerade um diese Zeit wird aber, wie Ref. an einer andern Stelle durch Auszüge beweisen will, der Fascikel geheimer Briefe der Archives du royaume de France Carton K. 146. anziehender als vorher.

Aus Campredons Correspondenz (aux aff. étrang.), die Hr. L. wenigstens durchblättert zu haben scheint, erhalten wir über die Verbindung mit Schweden p. 288. einige Winke, das eigentliche Verhältnifs erfahren wir aber nicht. Auch hier sind Phrasen nicht gespart, z. B.: »L'histoire offre peu d'exemples d'une conduite aussi généreuse que le fut celle de la France« (d. h. mit andern Worten, der verdorbensten Menschen der ganzen neuern Zeit, Dubois und des Herzogs Regenten), doch findet man S. 289. eine wichtige, aus Handschriften gezogene Notiz. Dagegen beweiset das, was von der Expedition des Admiral Norris in der

Ostsee gesagt ist, entweder beispiellose Unwissenheit oder unverantwortliche Nachlässigkeit des homme de lettres. Gleich hernach spricht er in allem Ernst von dem Plan des Regenten, den duc de Chartres mit Hülfe Rufslands zum Könige von Polen zu machen. — Jedes Wort, das wir darüber sagen würden, wäre verloren.

Die beiden folgenden Kapitel IX. und X, welche den Finanzmafsregeln der Regentschaft gewidmet sind, hätten durchaus der Documente der Archives du Royaume bedurft, ob wir Recht haben, werden unsere Leser beurtheilen, wenn wir einmal unsere Auszüge mittheilen und sie untereinander in einen gewissen Zusammenhang bringen. Was Hrn. L. angeht, so wird man wenig von einem Mann erwarten, der das 8te Kapitel mit den folgenden Worten schliefst: »On se demande par quel enchantement la France pouvoit devenir *par ses prodigalités* l'arbitre de l'Europe. Les moyens qu'elle employa sont eux mêmes *un prodige* qui mérite toute notre attention.«

Mit derselben Keckheit behauptet er im Anfange des folgenden Kapitels, „que le fameux système dût sa naissance ni aux fourberies d'un étranger ni au caprice (??) du régent.« — Nein; *il fut l'ouvrage de la dure necessité.* Dasselbe sagten ehemals Thiers und Mignet in der Geschichte der Revolution von der Schreckenszeit — sie sagen jetzt Beide Jedem, der es hören will, mündlich gerade das Gegentheil; doch vielleicht glaubt Hr. Thiers noch immer, wenn auch nicht an meurtres nécessaires, doch an perversité necessaire.

Weiter unten verweilt der Verf. am längsten bei dem Gemälde des herrschenden Wuchers und dem Gewühl der rue Quincampoix, was man aus allen Büchern schon hinreichend kennt, statt uns von den Bittschriften der Damen und den Briefen fremder Fürsten, um Antheil an der Beute Einiges mitzutheilen, da er sie vor sich gehabt zu haben rühmt, dagegen giebt er uns im Texte eine lange Beschreibung einer Prozession der Universität und in einer Note von zwei Seiten ein ausführliches Verzeichnifs der einzelnen Glieder dieser Prozession!!

(Der Beschlufs folgt.)

Lémontey, Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV. *Volumen* I.

(*Beschluſs.*)

Wenn Hr. Lemontey hernach S. 318—23. auf Handel und Verkehr und Colonisation zu Law's Zeit kommt, so ist der Hauptgedanke »ephemere und künstliche Blüthe, sichres Verderben« ganz vernachlässigt. Sehr wahr ist S. 321. der Gedanke: »En France, les paysans n'émigrent jamais et les autres n'émigrent point en famille.«

Die wahre Ansicht des berüchtigten Systems und seiner Wirkung hätte Hr. L. aus dem starken Akten-Fascikel Archives du Royaume Carton K. 147. hernehmen müssen. Ref. hat versucht, die Stellen abzuschreiben, die auf den Gang der Dinge Licht werfen, dafür ist aber hier kein Raum. Wie strenge das Verbot, kein Gold auszuführen, aufrecht erhalten wurde, sieht man in den Briefen des Carton K. 146. aus der Correspondenz des Herzog Regenten mit dem Bürgermeister von Basel wegen der einem Herrn Burkard im Bureau von Coulonge abgenommenen 36½ Louisd'or. Er giebt endlich das Geld zurück, läfst aber die Confiscation bestehen.

Höchst ungerecht sagt Hr. L., das Parlament sey bis 1720 *immobile* gewesen, wir wollen das Gegentheil darthun, wenn wir einmal aus den Protokollen und andern Aktenstücken, die sich Carton K. 147. finden, die Hauptsache ausziehen. Man schämt sich in der Seele des Hrn. L. über die Art, wie er S. 335. die Geschichte der Verbannung des Parlaments nach Pontoise erzählt, und Dubois preiset, auch wenn man die Relation de ce qui s'est passé au parlement et qui a donné occasion à le faire transférer a Pontoise le 21. Juillet 1720, die sich unter den angeführten Aktenstücken und Protokollen des Parlaments findet, nicht gelesen hat. Diese Relation beginnt mit dem 15ten Juli.

Von Law wie von Dubois und dem Regenten, doch von dem Erstern mit etwas mehr Anschein von Wahrheit als von den beiden andern, macht Hr. L. eine sehr glänzende Schilderung, die noch glänzender ausgefallen wäre, wenn er etwas mehr Geschichte

gewufst hätte und Law in seinen Verhältnissen zu Karl VI. gefolgt wäre. Es wundert uns, dafs er ihn nicht tadelt, dafs er so schlecht verstand, nachdem er Andere und den Staat betrogen hatte, Millionen in Sicherheit zu bringen. Das verstanden seine Genossen, so wie die neuern französischen Staatsmänner und Speculanten, wie Ouvrard, Seguin, Soult und Genossen viel besser. —

Bei Gelegenheit des Visa S. 351. ist von dem Arrêt du conseil du 14. Septembre 1721 die Rede; dort hätte schlechterdings des Discours gedacht werden sollen, den der Prinz von Conti im geheimen Staatsrath vorlas, um die Bekanntmachung dieses Arrêt zu hindern. Diesen Discours hätte Hr. L. in einem Akten-Fascikel des Carton K. 147. gefunden neben der Rede, welche der duc d'Antin und der Prince de Beauveau 1725 an Stanislaus richteten, als sie für Ludwig XV. um seine Tochter warben.

Der Verf. ist von jedem moralischen Ernst so weit entfernt, dafs wir uns gar nicht wundern, dafs er zur Zeit des Juste milieu und unter Talleyrands neuer Herrschaft die glänzende Lobrede der Wirkung des schändlichsten Betrugs und des argen mit Humanitätsäufserungen geschminkten Gaunerdespotismus bekannt macht, die wir am Ende des 10ten Kapitels finden. Das alte oder wenn man will das neue Lied vom ausschliefsenden Werthe der Industrie, von Fabriken, Papier- und Metallgeld, dem Dampfe, den Maschinen, den Eisenbahnen u. s. w., das man zum Nachtheil innerer Bildung überall hört, wird so oft gesungen, dafs Jedermann es glaubt, und Moral, Religion, Poesie den dritten Platz erhält.

Das eilfte Kapitel, von der Pest in Marseille und Provence 1720—1721 bietet uns keinen Stoff zu Bemerkungen; da wir keine Kritik eines für Franzosen geschriebenen Buchs liefern wollen, sondern nur andeuten, wie die Geschichte und ihre Quellen darin behandelt sind. In Beziehung auf das, was der Verf. aus archivalischen Nachrichten mittheilen zu müssen oder zu können glaubt, ist die lange Note über den Traum des Vicekönigs von Sardinien aus dem Archive von Cagliari p. 361, charakteristisch, dagegen scheint uns die Schilderung der Pest vortrefflich und des Rufs, den der Verf. des Buchs als Schriftsteller hat, ganz würdig, auch scheint es uns, als wenn er diesem besondern Theile seiner Geschichte ein eignes Studium gewidmet hätte.

In dem letzten Kapitel dieses Bandes ist von der Aussöhnung mit Spanien und von der Doppelheirath die Rede. Auch hier

werden aus den vortrefflichen Quellen, die dem Verf. zu Gebot standen, in den Noten nur einige Witze und geistreiche Reden, im Texte wenige Notizen über den Verkehr Dubois mit d'Aubentow und über die Gesandtschaft des Herrn von Maulevrier gegeben; übrigens nicht einmal auf's Klare gebracht, ob (was gar nicht zweifelhaft ist) Dubois eine Pension von Georg I. hatte oder nicht. Vermuthlich paſste es gar nicht in den Plan des Verfs., die Beweise beizubringen; es könnte ihm sonst nicht schwer geworden seyn.

Was die Doppelheirath angeht, so ist die Geschichte vorausgesetzt, aber nicht erzählt, das wollen wir aber hier nicht rügen, wohl aber, daſs der Verf. den ganzen Aktenstoſs in den Archives du Royaume de France Carton K. 148. vernachlässigt hat, wo sich die wichtigsten Originaldocumente darüber finden. Diese Akten, so wie die Protokolle des königlichen Kabinets vom Jahr 1725, als die Heirath abgebrochen ward, ferner die vota der Minister, die Beurtheilung der Prinzessinnen, die in Vorschlag gebracht wurden, um mit Ludwig XV. vermählt zu werden, so wie die langen Berathungen über die neue Braut des Königs bilden neben Stanislaus Briefen und väterlichem Rath für seine Tochter, die Königin von Frankreich, sehr anziehende Stücke des Archivs. Was 1721 angeht, so sind die Briefe des Cardinal Dubois an den Prinzen Rohan und des Prinzen Rohan an ihn über die Geschenke und über die spanische Kargheit, die sich in dem erwähnten Carton der Archives du Royaume finden, sehr anziehend und belehrend. Wir reden davon an einem andern Orte. Der Verf. macht, statt uns aus den Quellen zu belehren, geistreiche Bemerkungen über die Wirkung der Verbindungen mit Spanien. Alles ist gut gesagt; Geschichte finden wir wenig darin, denn Richelieu und Mazarin und Ludwig XIV. entlehnten wenig von den Spaniern, sie begründeten einen ganz andern Despotismus als der war, den (p. 438.) Karl V. in Spanien einführte, durch ganz andere Mittel als die in Spanien gebrauchten. Sehr wahr dagegen und furchtbar in seinen Folgen ist das, was Ref. nach einem zweimaligen Aufenthalt in Paris aus eigner Erfahrung nur seinen Freunden ins Ohr zu sagen würde gewagt haben, was er aber sich nicht scheut, jetzt mit den Worten eines geistreichen Franzosen auszusprechen. Es heifst p. 441:

„Ce qu'il y a de plus rare en France c'est le bonheur domestique, et c'est pourquoi les étrangers s'y trouvent si bien.

Mais les indigènes qui expient dans l'intérieur de leurs maisons la vie factice qu'ils mènent au dehors doivent éprouver un attrait invincible pour les moeurs orientales, aussitôt qu'ils peuvent s'y réposer.“

In diesem letzten Kapitel des ersten Theils bemerkt man übrigens deutlich, dafs man es noch mit einem Schriftsteller der alten Schule zu thun hat, da man keine Spuren von der jetzt herrschenden wunderlichen Phraseologie, Philosophie und Germano-Gallischen Doctrin oder von jenem poetischen Schwulst antrifft, welcher seit den letzten zehn Jahren in der französischen Literatur herrschend ist; dagegen häufige Spuren der Leerheit und Leichtfertigkeit der Zeiten vor der Revolution. Den Minister (Dubois), den er uns so gern rühmt, kann er in diesem Kapitel nicht ganz retten, er thut sein Möglichstes indessen, und eine Stelle des Briefwechsels zwischen dem Cardinal Tencin, der die Geschäfte in Rom besorgte und dem saubern Erzbischof — Minister, würde von uns ganz anders gebraucht werden können, als von Hrn. L., dem es nur um einen Witz zu thun ist. Er berichtet nämlich p. 460, wie der Cardinal ihm (dem Erzbischofe) prächtige Rauchfässer für seine Kirche geschenkt hatte, wie er diese als Minister bei der Audienz des türkischen Gesandten gebrauchte und an Tencin nach Rom schrieb:

»Je n'oublierai jamais le service que vous m'avez rendu en me fournissant des encensoirs pour parfumer l'ambassadeur du Grand-Turc; en reconnoissance, je vous garde du baume de la Mecque.“

Dieser antwortet:

„Vous avez fait un usage merveilleux de mes encensoirs, et je ne crois pas que l'esprit humain puisse parvenir à faire de plus belles depêches que les vôtres.“

Diese Anzeige ist schon zu lang, als dafs wir noch einen Commentar dieser Stellen hinzufügen könnten.

Schlosser.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien. Malta. Mit einer Musikbeilage. Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1834. 458 *S. und* 34 *S. Musikbeilage. in* 8.

Unstreitig eine der anziehendsten Schriften, welche in neuerer Zeit erschienen sind, für ein gröfseres gebildetes Publikum bestimmt nnd doch auch das Interesse und die Aufmerksamkeit des Gelehrten in gleicher Weise in Anspruch nehmend. Wenn Dieser in den mannichfachen Nachrichten, welche über viele noch wenig bekannte und wenig untersuchte Reste des Alterthums, zunächst des griechischen, die sich auf dieser merkwürdigen Insel mit Resten der römischen Zeit, und der christlichen des Mittelalters, mit Denkmalen der Ritter, der Normannen, wie der Sarazenen vermischt finden, aber doch vor allen andern aller Zeiten hervorragen, neue Aufschlüsse findet und vielfache Belehrung gewinnt, so werden andere gebildete Leser bei den anziehenden Schilderungen von Land und Volk, bei der Beschreibung des an Naturschönheiten so überaus reichen Eilandes, oder bei der unterhaltenden Erzählung der Wanderungen, welche der Verf. unternahm, gern verweilen, gern die Belehrungen des gebildeten Reisenden annehmen, wenn er sie zugleich mit der Geschichte des Landes, mit der Kunst u. A. bekannt macht, und durch seine lebendige Schilderung ein treues Bild von Land und Volk in ihrer Seele zu erregen und dadurch zugleich manche Vorurtheile zu beseitigen weifs, die noch bis jetzt über Sicilien unter uns allgemein verbreitet sind; unter denen wir beispielshalber nur das eine, über die von Räubern dem Reisenden drohenden Gefahren erwähnen, da im Gegentheil nach der Versicherung unseres Verfs., die durch den ganzen Inhalt des Buchs und den genauen Reisebericht bestätigt ist, das Reisen in Sicilien nicht gefährlicher ist, als in anderen cultivirteren Gegenden, überhaupt leichter ist, als man denkt, wenn man nur mit guten Empfehlungsschreiben oder mit dem nöthigen Proviant, Decken zum Nachtlager und dergl. m. zur Reise gehörig versehen ist. Denn die Wirthshäuser der Schweiz vermifst man hier, namentlich im Innern der in dieser Beziehung noch wenig cultivirten, und auch wenig bereisten Insel, man müfste etwa die Engländer ausnehmen, welche die ersten Fremden waren, die zur Zeit der Occupation des Landes durch englische Truppen, die Insel bereisten und es auch dahin gebracht haben, dafs zur Zeit des Verfs. (1822) dort das Wort *Inglese* ein vollkommnes Appellativum ge-

worden war und schlechthin einen jeden fremden Reisenden bezeichnete. Indefs setzt der Verf. hinzu, dafs man seit Kurzem (d. h. seit der letzten Besitznahme durch die Oestreicher) einen Unterschied zwischen *Inglesi* und *Tedeschi* zu machen anfange, und dann diese — die Oestreicher — von den übrigen Deutschen, den *Germani*, unterscheide; dies ging so weit, dafs der Verf., der sich mit seinen Reisegefährten als Germani eingeführt hatte, und doch mit den östreichischen Officieren sich ganz gut unterhielt, zum öftern die Frage zu beantworten hatte: ob denn die beiden Sprachen nicht verschieden wären! Die Ermordung des Professor Schweigger aus Königsberg, die so viel Aufsehen gemacht, wird S. 69. nach ihrem wahren Verhalte dargestellt und eben so richtig gewürdigt. Sie war Folge grofser Unvorsichtigkeit, und in dieser Beziehung nicht unverschuldet. Nicht ein einziges Mal sah der Verf. sich ähnlicher Gefahr ausgesetzt, obwohl er die entlegensten Gegenden durchwanderte, freilich mit Anwendung der gehörigen Vorsicht und Behutsamkeit. Wir finden in ihm einen Mann, der, gebildet in den Studien der alten Literatur, der Geschichte und Kunst, frei von pedantischen Vorurtheilen, mit einen gesunden Blick begabt, die Erscheinungen, die Land und Volk darbieten, eben so getreu aufzufassen als wiederzugeben weifs, dessen Naturschilderungen den Charakter der Wahrheit und Einfachheit an sich tragen, ohne in jene peinigende Sentimentalität zu verfallen, die leider ein Gebrechen unserer erschlafften Zeit ist. Daher begleiten wir ihn gerne auf seinen Wanderungen, und folgen mit Lust seinen Zügen, von gleichem Verlangen, und nicht selten mit einer gewissen Sehnsucht nach jener glücklichen Insel erfüllt, die der Verf. in uns durch seine Schilderungen zu erregen weifs.

Von Neapel aus gelangte Derselbe über die See nach Palermo, wo er zuerst den Boden Siciliens betrat, und daher von dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen eine sehr detaillirte, aber keineswegs trockne Beschreibung liefert. Von Palermo beginnt dann die Wanderung und zwar zuerst in westlicher Richtung, längs der Nord- und Westküste, wo dann der Tempel von Segeste, das alte Heiligthum des Berges Eryx, Trapani und Anderes ausführlich beschrieben wird. Dann ging die Reise in südöstlicher Richtung zu den grofsartigen Alterthümern von Selinus und Agrigentum, und von hier aus dem Innern der Insel wieder zugewendet nach der Gegend und dem See, von wo einst der

Sage nach Pluto die Proserpina in die Unterwelt entführt, eine, wie der Verf. versichert, höchst romantische, aber auch düstere und melancholische Gegend. Jetzt führt der einsame schilfreiche See den Namen Lago Pergusa. Wege, zum Theil sehr beschwerlich und mühesam, führten von da über die Gebirge unsern Reisenden nach Syracus, nachdem er auch das merkwürdige Val d'Ispica besucht hatte. Ueber Syracus, seine Lage und seine Bewohner, seine Alterthümer, seine Geschichte, seine Umgebungen und dergl. m. verbreitet sich die Darstellung in angenehmer Ausführlichkeit, die zugleich manche irrige Angaben neuerer Forscher über diese fast weltberühmte Stadt berichtigen kann. Nun folgt die Reise über Leontini, nach Catania und von hier aus die Besteigung des Aetna, die man bei dem Verf. selbst nachlesen mufs, um ein treffendes Bild dieses merkwürdigen Berges zu gewinnen. Die Aussicht, welche dem Reisenden zu Taormina das bekannte Theater darbot, übertraf nach seiner Versicherung Alles, was er bisher in Italien oder Sicilien gesehen hatte. Von hier eilen wir mit ihm nach Messina und an die gngenüberliegende Küste von Reggio und besuchen mit ihm im Geiste die Wirbel der Scylla und Charybdis und die nahe gelegenen vulkanischen Inseln. Vergeblich wartete der Verf. auf eine Reisegelegenheit nach Malta; dies bewog ihn, zur See nach Syracus zurückzukehren, wo sich bald ein Schiff fand, auf welchem er nach einem nochmaligen Aufenthalt von drei Tagen zu Syracus nach Malta sich einschiffte. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt auf diesem Felsennest setzte ihn in den Stand, eine genaue und vollständige Beschreibung dieser Insel, und eine eben so getreue Schilderung der Bewohner und des dortigen Lebens zu liefern, woran sich geschichtliche und antiquarische Bemerkungen knüpfen.

Mit Malta, das der Verf. verliefs, um nach Alexandria zu segeln, schliefst der erste Band. Der zweite, dessen baldigem Erscheinen gewifs mit uns viele Leser entgegensehen, wird uns nach dem Lande der Pharaonen, nach den Gestaden Phöniciens und zu den Cedern des Libanon führen und über das gelobte Land, über Syrien, und andere Theile der Levante manche Aufschlüsse bringen.

Eine schätzbare Zugabe dieses ersten Bandes bildet das überaus reiche Verzeichnifs der sämmtlichen, Sicilien, wie Malta (beides gesondert) betreffenden Schriften; wir finden hier zu

unserm Erstaunen eine höchst zahlreiche Literatur angeführt. Was wir noch etwa vermissen, wäre eine Karte Siciliens; wenn nicht anders der Verf. diesem Wunsche bereits, wie wir aus Manchem vermuthen möchten, entsprochen hat und zwar auf eine Weise, der wir die verdiente Anerkennung auch in diesen Blättern (s. No. 46. p. 734.) gezollt haben.

Chr. Bähr.

Proben alttestamentlicher Schrifterklärung nach wissenschaftlicher Sprachforschung, mit kritischen Versuchen über bisherige Exegese und Beiträgen zu Grammatik und Lexikon, von Julius Friedrich Böttcher, Dr. d. Ph. und IV. Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden. Mit zwei Kupfertafeln. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandl. 1833. XVI *und* 388 *S. gr.* 8.

Noch bis auf die neueste Zeit verfafste man auch im Gebiete der hebräischen Philologie Sprachlehren und Wörterbücher, ohne von dem Wesen der Sprache überhaupt eine klare, oder unklare Vorstellung zu haben. Das Nachdenken reichte nicht so weit, dafs man die Sprache für ein Gemachtes anzusehn vermochte, noch weniger so weit eine philosophische Bildung, um sie als ein Gewordenes zu erkennen: man nahm sie eben als ein Existirendes an; worin man sich allerdings nicht irren konnte. Auch jetzt ist die Ueberzeugung, dafs die Sprache ein Organismus sey, dafs sie, unabhängig von Zufall und Willkühr, Gesetzen folge, lange noch nicht allgemein; und Einzelne der Zeitgenossen werden sich nie zu ihr erheben, es sey denn einmal im Traume, d. h. auf dem einzigen Wege, auf welchem sie der Wahrheit etwa noch habhaft werden dürften. Darum befremdet es noch heut zu Tage gewisse Hebräer, wenn sie endlich merken, dafs für dieselben Begriffe weit auseinander liegende Sprachen ungefähr dieselben oder sehr ähnliche Wörter ausgeprägt haben; sie stutzen, aber erklären die Erscheinung anfänglich für puren Zufall; jedoch allmählig häufen sich die betreffenden Beispiele auf eine beunruhigende Weise. Man erwacht endlich wider Willen aus dem Schlafe; und die glücklichen Seher beglücken uns mit der grofsen Entdeckung, dafs zwischen Sprachen, deren grammatischer Bau ein total verschiedener ist, dennoch eine ursprüngliche Verwandtschaft bestehe, dafs das Arabische, wie vor einem Lustrum ge-

sagt wurde, und das Hebräische, wie wir neuerlich hören, mit dem Sanscrit zusammenhängen! Der Schatz, der so zu Tage gefördert worden, ist bei genauerer Betrachtung ein bloſser Regenwurm. Schon ein tüchtiger Kenner jener Sprachen dürfte eine so ungeheure Behauptung nicht leicht stellen, weil er sie als eine ungeheure anerkennen müſste. Abentheuerlich aber und lächerlich finden muſs sie Jeder, der um das Wesen der Sprache Bescheid weiſs, und darum auch jenem Irrthum leicht auf den Grund kommt. Dieser ist kein anderer, als die Verwechslung des historischen Zusammenhanges, der z. B. das Hebräische und Arabische verbindet, mit dem Bande der ursprünglichen Analogie, welches loser und straffer alle Sprachen vielfach unter sich verkettet, darum verkettet, weil die Sprache, als schaffende, wesentlich Symbolik ist, ihre einzelnen Erzeugnisse alle Abbildungen des jedesmaligen Begriffes, für denselben Begriff in den vielen Sprachen verschieden wegen Verschiedenheit der Sprache schaffenden Völker, oder ähnlich, ja gleich, weil der darzustellende Begriff in der Hauptsache stets derselbe bleibt, so daſs also mit allen solchen Uebereinstimmungen keineswegs, was die letzte Consequenz wäre, die der Verfasser der Synglosse auch keck ausgesprochen hat, dafür Beweis geführt ist, daſs es eigentlich überall nur Eine Sprache gebe.

Von einem solchen Fehler ist unser Verf. frei; leider hat er sich dafür durch andere schadlos gehalten. Er erkennt S. XII ff. den symbolischen Charakter der Sprache an, und protestirt gegen voreilige Vergleichung hebräischer Wörter mit auſsersemitischen; auch sind die in der Vorrede ausgesprochenen exegetischen Grundsätze gröſstentheils zu loben. Er thut recht daran, den Sprachgebrauch allen andern exegetischen Instanzen vorauszusetzen. Gefährlich aber ist es, mit dem Verf. S. IX. die Etymologie, welche uns nur möglichen Sprachgebrauch lehrt, zum Richter über den Sprachgebrauch zu ernennen, und, so lange uns eine umfassende Theorie der hebräischen Wurzelbildung fehlt, bei Festsetzung des Grundbegriffes dem Laute der vereinigten Wurzelbuchstaben eine Stimme zu gestatten. In der Anwendung haben sich diese Grundsätze theils unfruchtbar, theils schädlich erwiesen. In Liebe entbrannt für die, von ihm für eine Neuigkeit erachtete, Abbildung des Begriffes durch den Laut, wühlt sich der Verf. durch den Sprachgebrauch, oder auch durch den bloſsen Laut hindurch bis zur Etymologie, in deren Grund er sich versenkt, be-

hauptet, צלצל = צלצל Jes. 18, 1. bedeute eigentlich Schirm-schirm, und bohrt sich, gründlicher arbeitend, denn der wackerste Maulwurf, durch den Grund des Sprachgebrauchs hinüber zu einem leeren Jenseits, welches sodann zum Sprachgebrauch erklärt wird. Der Verf. macht sich im Ganzen seine Arbeit nicht leicht, im Gegentheil viel zu schwer. Den Sprachgebrauch zu gewinnen, zieht er auch die übrigen Dialekte bei; allein nach dem Lexikon und den correspondirenden Stellen der Uebersetzungen, nicht nach langer Lektüre und genauem Sprachstudium, welches ihn sonst unter Anderem lehren würde, dafs קיטל niemals, was er S. XII. meint, *kautel* gelautet hat. Bei so unrichtiger Methode des Hrn. B. konnte sein nicht gewöhnlicher Scharfsinn, seine Liebe zur Sache und sein grofser Fleifs, welche Eigenschaften das Buch allenthalben rühmlichst documentirt, fast nur bittere Früchte bringen; und selbst den Genufs dieser erschwert uns eine schwerfällige, über alle Maafsen unbehülfliche Darstellung. Also, wie der Verf. pflegt, darf man heut zu Tage nicht mehr schreiben, wenn man sich neben dem recensirenden noch ein anderes Publikum erhalten möchte. Und auch das recensirende könnte Hr. B. zuletzt verlieren, wenn er in spätern Schriften fortfahren wollte, eine solche „literarische Kritik" zu üben, wie er in vorliegendem Buche beliebt hat. Wenn sie wirklich „vielfach geübt werden mufste," wenn in der That „lebende Meister des Faches *) nur allzuoft bestritten werden mufsten": in Gottes Namen, sey es! Dafs sie aber auf eine solche Art gehandhabt werde, so widerwärtig-kleinlich, so lächerlich-übertreibend, so beifsig, unartig und unbescheiden: das war in keinem Falle und auf keinen Fall nothwendig; und es sind solche Opfer, die ein Schriftsteller seiner eiteln Persönlichkeit bringt, um so mehr zu tadeln, da das Buch, der Verleger und das Publikum nur dabei verlieren, der Autor aber selbst nichts weiter gewinnt, aufser zunehmende Lust zu solcher Selbsterhöhung auf Unkosten Anderer, d. h. beim Gewinne ebenfalls verliert.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: *A.* Aufsätze über einzelne Wörter und Stellen, *B.* Aufsätze über ganze

*) Nicht nur diese bestreitet Hr. B., sondern Jeden, der zu wachsen gewagt hat. A. d. Rec.

biblische Stücke. Wir heben beispielsweise die letzte Abhandlung des ersten Theils aus nebst der ersten aus dem zweiten.

Recens. kann nicht behaupten, das ganze Buch gelesen zu haben. Die Schwierigkeit der Aufgabe entbindet von der Pflicht. Doch hat er blätternd und hin und wieder verweilend das ganze Buch durchgegangen, und hat auf diesem Spaziergange bis zur Abhandlung über Jerem. 22, 14. Erfreuliches und Unerfreuliches wahrgenommen. — Ps. 9, 17. erklärt Hr. B. mit Schmerzen gebährend richtig: im Werke der eigenen Hände verstrickt er den Bösen; wie Ref. und gewifs viele Andere schon längst. — Ps. 11, 17. übersetzt er die Worte יָשָׁר יֶחֱזוּ פָּנִימוֹ ohne Noth durch: auf's Recht siehet sein Antlitz. O wäre der Scharfsinn von mehr Wahrheitssinn begleitet! Dieser Erklärung widerstrebt die unabweisbare, dem Verf. bekannte Parallelstelle Ps. 17, 15; ferner bedeutet יָשָׁר niemals das Recht; und יֶחֱזוּ פָנִים, das Antlitz siehet, konnte man begreiflich im Hebräischen gar nicht sagen, weil eben die Augen sehn, aber nicht das Antlitz. — Hi. 10, 15. erklärt Hr. B. רְאֵה richtig, aber wieder mühselig, und wie vor sechs Jahren schon Winer. — Weiter ist ihm Ewald's Erklärung von תַּלְפִּיוֹת Hohesl. 4, 4., so leicht sich dieses Wort von dem überaus häufigen תָּלַף ableitet, lange nicht gut genug. Und so geht es eigentlich im ganzen Buche zu. Bisweilen gebiehrt Hr. B. etwas Richtiges, aber nie ohne Wehen der Angst, häufiger auf dieselbe peinliche Weise nagelneue, jedoch gesuchte und ganz unwahrscheinliche Auslegungen; und allenthalben begegnet uns der *dens superbus* der Horazischen Stadtmaus, welche die vorhandenen guten Erklärungen verwirft, und dafür, dafs ihr Niemand etwas recht machen kann, sich dadurch rächt, dafs sie so wenig, als möglich, recht macht.

Die Stelle Jer. 22, 14. hatte Ewald in der kritischen Grammatik S. 298. also übersetzt: ich will bauen weite Häuser, und er (der Künstler) soll aushauen meine Fenster; קֹרֵעַ sey auf den Arbeitenden zu beziehen: eine Erklärung, die wenigstens scharfsinnig ist und möglich, wenn auch nicht gerade sehr wahrscheinlich. Hr. B. S. 36. nennt diese Erklärung kurzweg »das Gezwungenste, was uns je vorgekommen ist.« Wir, die wir inzwischen mit dem Böttcher'schen Buche,

Proben betitelt, Bekanntschaft gemacht haben, könnten eine beträchtliche Anzahl weit gezwungenere namhaft machen, und können eine so geringe Umsicht in der Geschichte der Exegese, welche jene Auslegung als die gezwungenste erscheinen läfst, nur bemitleiden. Allein was bringt Herr B. denn selber zu Markte? Er übersetzt die ganze Stelle, wie folgt: Der da spricht: bauen will ich mir ein Haus, das Maafs hat, und Söller, die Raum haben, und reifst (es) sich voll Fenstern (sic!) auf, und bohlt es mit Cedern, und streicht's mit Hochroth. Indem wir sonst Mifsfälliges an der Uebersetzung übergehen, und der Umwandlung des vulgären Textes in וְסַפּוּן selbst beistimmen, haben wir es vorzugsweise nur mit dem Worte חַלּוֹנַי zu thun, was der Verf. durch Fensterreich, Fenstervoll und für ein Adjektiv erklärt, sich somit den Beweis auflegend, dafs es im Hebräischen eine Adjectivendung *ai* gegeben habe. Dafs dieser durch Stämme von Wurzeln לי, wie שַׁדַּי, כִּילַי, die der Verf. beibringt, nicht geführt werden kann, dafs auch das bekannte לְפַנַי zu solchem Zwecke untauglich ist, liegt auf der Hand; und so sieht sich Hr. B. auf den Beistand der Eigennamen reducirt. Eine mifsliche Sache, da bekanntlich in den Eigennamen sich manches sonst Ungewöhnliche erhalten hat und unser Wort das einzige Appellativum seiner Art wäre. Dafs Hr. B., welcher sofort einen andern masoretischen Punkt verbessert, nicht lieber חַלּוֹנִי liest, können wir so nur für eine Inconsequenz halten. Aber auch die Eigennamen tragen diese Endung nicht; es ist bei dem bekannten Mangel an Adjektiven im Hebräischen, welche offenbar nicht ausgestorben, sondern nie in's Leben gerufen worden sind, ganz unwahrscheinlich, dafs die vielen Eigennamen, welche sich auf *I* und *Ai* endigen, Adjektive gewesen seyen; es ist nicht zu glauben, dafs die Hebräer, welche kein Wort für eisern hatten, je für eisenreich, wie Hr. B. will, eines bildeten, vielmehr בַּרְזַלַּי bedeutet, wenn nicht aus zwei Wörtern zusammengesetzt, meine Eisen, wie חַפְנַי meine Faust; חִזְקִי meine Stärke; מַתַּנַי bedeutet meine Gaben, so gut, wie מַתַּנְיָה Gabe Jehova's. Man stöfst in dieser Beziehung in den Wörterbüchern auf eine

solche Wirthschaft, dafs man zu glauben veranlafst werden könnte, es sey von hebräischer Namengebung gar nichts überliefert.

Da schliefslich auch die übrigen semitischen Dialekte einer Adjektivendung *ai* ermangeln, so ist die Erklärung des Verfs., der sein neues Adjektiv unbedenklich in die Wörterbücher aufgenommen wissen wollte, für immer beseitigt. Die Stelle aber, welche sich nicht auf „Uebermüthige, unrechtmäfsig Bereicherte," sondern auf Einen solchen, den König Jojakim, bezieht, ist kritisch dahin zu berichtigen, dafs man ו, wie Ps. 42, 6. und an so vielen andern Stellen, zum Vorangehenden ziehe und also also ־חַלּוֹנָיו סְפוֹן־ lese.

Den zweiten Theil dieser Proben eröffnet eine Erklärung des sechszehnten Psalms, oder vielmehr seiner sieben ersten Verse. Im Eingange berührt Herr B. in einer gar vornehmübeln Laune die bisherigen Erklärungsversuche, und redet von „grammatisch-logischen Unbilden," von einem „wunderlichen, kaum verdaulichen Gedanken- und Wortgemeng:" womit er aber *nota bene* seine Erklärung dieses Psalms nicht meint. Den Recensenten des de Wette'schen Commentars (Allg. Kirchenzeitung. 1831. No. 41.) sieht er im allermodernsten Rückschritt durch מכתם לדוד befangen, weil er ungestört durch die Chaldaismen (!), und den undavidischen (!) Ton des Psalms eine Specialveranlassung in David's Leben aus 1 Sam. 30, 26. ausgespürt, und auf diese Stelle den dritten Vers ganz willkührlich und dem übrigen Psalmgehalte zuwider bezogen habe. Es sey dies ein erschlichener Nothbehelf. War Hr. B. wohl bei Troste, als er solch unbesonnenes, thörichtes Zeug leichtfertig auf das geduldige Papier warf? Wenn Jemand einen Psalm aus dem ersten Buche, welcher durch die Ueberschrift dem David beigelegt wird, um diese Ueberschrift unbekümmert, aus historischen Gründen dem David vindicirt, hat er dann Solches, im Rückschritt befangen, darum gethan, weil die Ueberschrift der Meinung war? Ist die Logik des Hrn. B. nicht besser gestellt? Wenn jener Recensent eine solche Behandlung nicht verdiente, womit will sich Hr. B. entschuldigen? Verdiente aber derselbe für seinen Erklärungsversuch, gegen welchen noch Niemand mit Gründen aufgetreten ist, solchen, also ausgesprochenen Tadel

des Hrn. B., was wird dann erst Hr. B. selber verdienen für sein Muster einer Auslegung! Wir werden sogleich sehn, auf welcher Seite der Rückschritt ist. Es wird sich zeigen, dafs Hr. B. selber ein Krebs ist, wie vermuthlich auch sein Buch; und es ist ihm mit solcher Beschuldigung des Rückschrittes ergangen, wie den Bewohnern gewisser Institute, welche sich allein für gescheidt ansehn, und alle Andern für Verrückte.

Hr. B. meint, man solle sich den Psalm als die Herzenssprache eines israelitischen Frommen im Exil denken, — wenn man aber nicht will, wo sind die zwingenden Gründe? — der bei überhand nehmendem Abfall zum Götzendienst, vielleicht auch durch Träume gewarnt (V. 7.) widerstanden hat, und sich deshalb zu guter Hoffnung für die Zukunft ermuthigt fühlt. Hiernach könne man V. 1—7. grammatisch und etymologisch (!) treu, ohne allen Zwang übersetzen:

V. 1. Bewahre mich, Gott!
Denn meine Zuflucht hab' ich bei Dir genommen.

2. Habe gesprochen zu Jehova: Mein Herr (bist) Du;
Mein Bestes (geht mir) nicht über Dich.

3. An Gottgeweihte, die im Lande (noch) waren
Und prangend herrlich, dafs ich all meine Lust an ihnen hatte.

4. Kommen reichlich (nun) ihre Leiden; Anderes (Volk ja) haben sie geworben.

u. s. w.

Man könnte an dieser Uebersetzung mancherlei loben, indem der Verf. in Bezug auf das einführende לְ vor קְדֹשִׁים sich beifallswürdig erklärt, den Status constr. אַדִּירֵי mit Recht durch den folgenden relativen Satz motivirt seyn läfst, und über אַדִּיר das vollkommen Richtige vorträgt. Nur Schade, dafs Hr. B. in allen drei Punkten jenen Recens. des de Wette'schen Commentars zum Vorgänger hat, der, — wovon Hr. B. schweigt — zuerst den richtigen Weg lehrte, und dafür von Hrn. B. so würdigen Dank empfängt. Wo der Verf. von dem dort vorgezeichneten Wege abweicht, fällt er in eine Pfütze. Wir wollen uns nicht beim zweiten Verse aufhalten, wo den Verf. der fehlerhafte *textus receptus* zu Willkühr verleitet, und wo er, um einen Chaldäismus herauszubringen, obendrein auch dafür unnöthig, die Ungeschicklichkeit begeht, אמרת *emret* lesen zu

wollen. Die Hauptsache ist die Erklärung des dritten, und von vorn herein des vierten Verses. Hr. B. läfst sich nicht irre machen durch die Trennung seines Einen Satzes in zwei Verse; er findet „durchaus nichts wahrhaft Anstöfsiges“ daran. Nach Belieben! Auch mag er sich V. 4. um die masoretische Accentuation noch weniger, als er thut, bekümmern. Seit wann aber drückt sich ein Schriftsteller also aus: den Gottgeweihten werden viel ihre Leiden, — so wäre wörtlich zu übersetzen — wenn er, wie hier offenbar, sagen will: viele Leiden treffen sie? Stehn Ps. 32, 10. 34, 20. 1 Mos. 3, 16. nicht ganz andere Muster? Wo wird der Casus der vermittelten Beziehung, der Dativ, wenn der Nachdruck durch Gegensatz fehlt, auf solche Weise vorn an die Spitze gestellt? Seit wann darf man auf die Art, wie hier geschehen ist, im Hauptsatze ein nun, und dagegen im relativen Satze ein noch einschieben, und ohne die mindeste Andeutung des Textes, im Nebensatz ein anderes tempus anwenden, als im Hauptsatz? Sicherlich dies erst seit der Zeit, dafs man Alles aus Allem macht. Allein wäre die Erklärung des Hrn. B. so rein, als sie das Gegentheil ist, so wäre sie doch unmöglich, weil המה nicht zu אשר בארץ gehören kann. Zwar versichert der Verf. S. 46, המה gehöre dem Sprachgebrauche nach zu אשר; allein wir merken immer mehr, wie viel Hr. B. vom hebräischen Sprachgebrauche versteht, und erlauben uns daher die Einfrage, ob die Gazellen auf dem Felde 2 Sam. 2, 18. צבים אשר בשדה המה heifsen? Und wenn 2 Sam. 7, 9. die Grofsen im Lande גדלים אשר בארץ sind, so wird man auch in unserer Stelle המה vom relativen Satze trennen müssen, so dafs jede andere Erklärung als die jenes Recensenten unmöglich wird. Jenen Fehler gegen die Syntax, den die frühern begingen, und den der Rec. der de Wette'schen Psalmen vermied, hat Hr. B. von Neuem gemacht; er ist zu demselben zurückgekehrt: wer ist nun des Rückschrittes schuldig?

Schliefslich bemerken wir dem Verf., dafs, um über davidische und nicht-davidische Abfassung eines Psalmes zu urtheilen, eine Vorbereitung unerläfslich ist, die Hr. B. sich gänzlich erlassen hat. Das Publikum aber müssen wir auf die Abhandlung über die ideale Beschreibung der Tempelgebäude Ez. 40—42,

46, 19—24. aufmerksam machen, welche sich von S. 218. bis Schluſs erstreckt, und zu welcher die beiden Kupfertafeln gehören. Diese ist, indem sie wirklich etwas Erhebliches leistet, trotz der mangelhaften Darstellung und Methode, geeignet, uns mit dem Buche wiederum etwas auszusöhnen; und sie hauptsächlich hindert uns, dasselbe als ein *monstrum nulla virtute redemptum a vitiis* zu verwerfen. Rec. hofft auf diesen Abschnitt bei anderer Gelegenheit zurückzukommen. Er würde ihn jetzt schon vorzugsweise berücksichtigt haben, hätte ihm nicht die Nothwendigkeit eingeleuchtet, Herrn Böttcher, der die Geduld seiner Mitforscher schon mehrmals auch in andern Proben auf die Probe gestellt hat, einmal ernstlich zurechtzuweisen. Nachdem er so vielfach die Süſsigkeit des Unrechtthuns geschmeckt hat, vergl. Hi. 20, 12 ff., muſste er auch einmal fühlen, wie wehe es thue, wenn Einem Recht geschieht, auf daſs er literarischen Anstand lerne, sich künftig besinne, ehe er etwas niederschreibt, und besonnen bleibe, während er schreibt. Rec. hat, dem Verf. dieser Proben wehe zu thun, nicht als Zweck, sondern als Mittel intendirt. *Punitur*, nicht *quia peccatum est*, sondern, wenn es in unserem Falle auch nichts helfen sollte, *ne peccetur*. Möge Hr. B. sich bekehren von seinem Wesen, und leben.

Zürich.

Hitzig.

N°. 62. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der Geist unserer Zeit und das Christenthum, oder Beweis, dafs das wahre Bedürfnifs der Kirche Christi auch Bedürfnifs der Zeit sey. Für Denkende von jeder religiösen, philosophischen und politischen Confession. Von Joh. Fr. Petrick, weiland Superintendent, Consistorialassessor und Fürstl. Pückler-Muskauischem Hofprediger. 1. 2. 3. Th. Stuttg. bei Hallberger. 1834. 178, 238 u. 104 S. in 8.

Der Verf. mag sehr würdig gewesen seyn, mit dem Verf. der »Briefe eines Verstorbenen« in Verbindung gestanden zu haben. Seine Schrift beweist vielen Scharfsinn, Freimüthigkeit, Vernunft- und Wahrheitsliebe, auch zum Theil poetische Beredtsamkeit, and dennoch mufs ich mir mehrere wesentliche Ausstellungen erlauben. An der jetzt so häufigen Wahl und Angewöhnung einer verkehrten Methode für Wahrheitentdekkung liegt es, dafs gerade Talentreiche und für ihren Zweck Begeisterte das Ziel ihrer Anstrengungen leichter verfehlen. Weil sie es wie eine Art von *Fata Morgana* nur in den Lüften schwebend sehen, bemerken sie im vollen Eifer der Genialität nicht, dafs sie über die Wirklichkeit hinaus in's weite Blaue schiefsen. Das Poetische der Phantasie gilt ihnen für mehr genialisch, als die nicht so geistreich scheinende, obgleich in der That mehr Geistesherrschaft fordernde Anwendung strenger Beurtheilungskraft, welche besonders tiefere Scheinprämissen zerstören soll, damit nicht ganze Systeme von Folgerungen darauf mit vergeblicher Mühe gebaut werden, die, sobald die Scheinprämisse als unbegründet fällt, als umsonst geschaffen, zerfallen müssen. Hiervon sogleich ein Beispiel.

Der erste Theil dieser »Nachgelassenen Schriften,« der Philosophische, soll »den Geist aller Religion« schildern, indem der Verf. durchführt, wie Menschen auf den verschiedensten Stufen ihres Selbstbewufstseyns durch jedes ihrer geistigen Vermögen theilweise zu der ihnen möglichen Religion gelangen, insofern zur Religion allerdings »alles das gehört, was der Mensch in Beziehung auf Gott, dessen Verhältnifs zur Welt und die auf dieses Verhältnifs gegründete Bestimmung der Menschen überhaupt durch Fühlen, Denken und Wollen erkennt und für wahr hält.« »Phantasie, Vernunft und Wille im weitesten Sinn, sagt

S. 1, bilden das Prisma, in dem sich das weifse, reine Urlicht der Göttlichen bricht und in den zarten Gestalten des Schönen, Wahren und Guten (als einer göttlichen Dreieinigkeit) auf Erden zur Erscheinung kommt.«

Schon in diesem Bilde verräth der Verf. das, womit Er endet; nämlich die Fiction, wie wenn die Religion im Menschen dadurch entstünde, dafs »das Unbedingte (Absolute) sich selbst in dem durch es selbst Bedingten (dem abhängigen Einzelnen) anschaue, und zwar in Raum und Zeit anschaue.« Wäre dies die Entstehungsweise der Religion, so müfste man nach der (am Ende von ihm selbst pantheistisch genannten) Theorie des Verfs. sich zweierlei denken. Erstlich wäre schon das Prisma selbst = jeder als einzeln erscheinende Menschengeist, nichts anderes, als ein Produkt oder eine Modification der Selbstanschauung des Unbedingten, nämlich dadurch entstehend, dafs das Unbedingte sich in Raum und Zeit als bedingt anschaue. Alsdann aber wäre auch der in dieses Prisma fallende, ein Bewufstwerden des Göttlichen bewirkende »Strahl des Urlichtes« wieder nichts anderes, als eine solche Selbstanschauung des Unbedingten, die als erscheinend in Raum und Zeit etwas vereinzelt würde. Entstünde aber Religion aus solchem Selbstanschauen Gottes, so könnte es nicht fehlen: sie müfste auch in allen ihren Abstufungen wahr seyn, wenn sie gleich in keiner vollständig wäre. Wenn irgend das Unbedingte etwas, das es selbst ist, auch als vereinzelt und von allem Uebrigen abgesondert anschaut und es dadurch in einem Menschengeist zum Bewufstseyn bringt, so müfste doch auch jeder solcher einzelne Strahl des Urlichts als durch Selbstanschauung des Absoluten, folglich auch Absolutwahren, hervorgehend durchaus nichts Unrichtiges enthalten und anschaulich machen, wenn er gleich als ein nur einzelner Strahl in ein Prisma fällt, das (nach der Voraussetzung) mehr vom Ganzen des Lichts zu erfassen noch nicht tüchtig wäre.

So aber ist's und war es in der Wirklichkeit keineswegs. Die Menschen vielmehr bildeten und bilden sich von dem Göttlichen meist so unrichtige Erkenntnisse und diese aus so unrichtigen Gründen, dafs dieselbe offenbar ganz das eigene Erzeugnifs ihrer schwachen Vermögen waren und noch sind; wie sie denn auch nach der ganzen Menschengeschichte sich nicht anders und nicht mehr berichtigten, als so, wie überhaupt die menschlichen Einsichten zum Richtigeren fortrückten. Wären je selbst einzelne Vorstellungen vom Göttlichen dadurch entstanden, dafs das Gött-

liche irgend etwas von seinem Seyn vereinzelt (subjectivirt oder vielmehr individualisirt) anschauen will, wie wäre es möglich, dafs solche einzelne Vorstellungen doch so ungöttlich, und dafs besonders die Gründe, wegen welcher man sie als richtig annahm, so unrichtig waren? so gar sehr irre führten? und folgerichtig irre führen mufsten?

Der Verf. kann, der Menschengeschichte gemäfs, nicht anders, als nachweisen, dafs die Menschen zuvörderst sich selbst für hedingt (= von mancherlei andern Dingen abhängig) erkannten, also an das Bedingende zu denken genöthigt waren und daher, früher oder langsamer, bei Etwas stehen blieben, das hedingend für alles Andere, aber an sich nicht-hedingt (= absolut) nur durch sich selbst hedingt und selbstständig wäre.

Allerdings ist dies der Anfang alles Aufsteigens der denkenden Menschen zu etwas Göttlichem, welches man zuerst als bedingende Ursache einzelner Veränderungen (des Wachsens jedes Baums durch seine eigene Hamadryas), alsdann als bedingend für ganze Klassen von Dingen, endlich als oberste einzige Bedingung von allem Einzel-Seyenden annahm. Auch das Denken des alltäglichsten Menschen bleibt, ohne dafs er weifs, dafs er denke, nicht stehen bei dem, was er sinnlich als daseyend erkennt. Er fragt wenigstens nach einer nächsten Ursache, die er, wenn sie nicht leicht zu sehen ist, sofort in's Unsichtbare versetzt.

War denn aber nun dieses aus dem allgemeinen menschlichen Denken entstehende Suchen und Finden des Göttlichen als dessen, was andere Dinge setze = Θεει (und dadurch ein Θεος, ein Θειον, von Θεω, Θημι, τιθημι, *pono*, sey) wirklich ein Strahl des Urlichts zur Gotterkenntnifs? Das heifst, war es so richtig, dafs es als gotteswürdig, als von der Selbstanschauung des Unbedingten in dem räumlich und zeitlich Bedingten abzuleiten ist? Antwort: Vielmehr war es unrichtig und zwar immer auf doppelte Weise, nicht nur unrichtig zunächst in den Folgerungen, die man daraus zog, sondern auch selbst in seiner Grundlage. Wir wollen Beides kurz beleuchten.

Nothwendige Folge von diesem vermeintlichen Finden des Göttlichen durch Causalitätsuchen war zuerst der Pandämonismus oder das vermeintlich sichere Verstandesurtheil, dafs jedes einzelne Sichthare seine ihm eigene unsichthare Ursache habe; alsdann das Polytheistische Glauben an Machtgötter, durch welche ganze Klassen und Gattungen der Dinge bedingt oder als Dinge

gesetzt seyen. Endlich schlofs der an das logikalische Vereinen (= an das Zurückführen des Prädikats und Subjekts auf die Denkeinheit eines Satzes) gewohnte, Verstand auch in der Wirklichkeit auf eine Einzige, oberste Ursach-Macht, die entweder durch viele Untergeordnete mittelbar, also polydämonistisch walte, oder allein durch ihr Wollen unmittelbar wirke, das heifst, sich selbst in allen möglichen Vereinzelungen anschaue. Dabei blieb das menschliche Ursachdenken, beim Aufsteigen von den Gattungsgöttern zu einem Allgott, dennoch ungewifs, ob man von Diesem nur das Werden der Veränderungen aller Dinge = Schöpfung der Formen, oder sogar das Entstehen des Seyns oder Wesens = Schöpfung auch des gar nicht gewesenen Stoffs, creatio ex nihilo oder vielmehr post nihilum, abzuleiten habe.

Wer also kann von dieser „via caussalitatis," die der Verf. nur durch ein Umtauschen der Worte (Bedingendes und Unbedingtes) modernisirt hat, annehmen, dafs hier ein Strahl der Wahrheit = einer Sich selbst im Bedingten anschauenden Selbstanschauung des Unbedingten gewesen sey, da sie den Irrwahn des Pandämonismus und Polytheismus zunächst veranlafste, von dem noch jetzt die bei weitem gröfste Zahl der Erdbewohner nicht losgeworden ist. Und selbst der Monotheismus, in soweit er aus diesem Glauben an ein Absolut-bedingendes besteht, wie ungöttlich und also eines Ursprungs aus Gott unwürdig ist und bleibt er! Ruft man noch so vielversprechend aus: Gott ist das Unbedingte, das Absolute! und umgekehrt: Das Absolute ist Gott! Was ist durch das affirmativ scheinende Prädikat Absolut mehr gesagt, als das blos negirende: „Frei von Abhängigkeit" = Unabhängig, Unbedingt seyend, als oberstes Setzen, Setzat (Verursachen) alles Bedingten. Dazu kann ein Urgrund hinreichen, der blos ist, weil er ist, eine bewufstlose Nothwendigkeit, ohne dafs der Schlufs vom Bedingten auf das Unbedingte zu den geistigen Vollkommenheiten hinführt, ohne welche das unendliche Wesen weniger achtungswürdig wäre, als der Menschengeist, welcher unbedingt rechtzuwollen vermag und dadurch in sich selbst wenigstens Momente des unbedingten Rechtwollens schafft, die mehr als eine willenslose Unendlichkeit werth sind.

Aber auch selbst die ganze Schlufsart, um vom Bedingten auf das Unbedingte zu kommen, ist so unrichtig, dafs sie nicht von einer Selbstanschauung Gottes (oder wie Andere sich ausdrücken, von einer ursprünglichen Einpflanzung, Einge-

bung, Mittheilung Gottes in das menschliche Bewufstseyn) so abgeleitet werden kann, wie wenn dadurch der Menschengeist ein unmittelbares Gottesbewufstseyn, als etwas von Gott schöpferisch gegebenes, in sich hätte und deswegen anderer Gründe für sein Ueberzeugtseyn und Anerkennen des Seyns Gottes weder bedürfte noch fähig wäre. Zum Grunde liegt bei aller dieser *via causalitatis*, oder bei jeder Art vom Bedingten auf ein Unbedingtes als das oberste Bedingende zu schliefsen, der Mangel an Genauigkeit im Denken. Jedes einzeln seyende Ding ist allerdings durch alle auch seyende Dinge bedingt — in seinen Aeufserungen. Aber folgt denn hieraus, dafs es auch in seinem Seyn bedingt = von irgend einem andern Ding abhängig, sey? Durch das Seyn ist das Ding an sich. Es mufs seyn, ehe es von andern mitseyenden bedingt (zu einem abhängigen gemacht) seyn kann. Man unterscheide doch besser das wesentliche (substantielle) Seyn jedes einzelnen Dings, das Element seiner möglichen Wirkungen, von dem veränderlichen Daseyn dieser Wirkungen, welches allerdings nicht blos durch das Element der einzelnen Kraft bedingt ist, sondern auch von dem Zusammenseyn mit vielerlei Anderem abhängt. Weil alles immer im Werden, oder eigentlich im Anderswerden fortdauert, so fragt man nicht streng genug, ob denn auch das Element, das An sich bestehende, jedes Einzelnen vermöge des Zusammenseyns mit allem andern Anderswerdenden je geworden, d. h. so entstanden sey, dafs es vorher gar nicht war.

Alle im Unterscheiden (dem ersten Geschäft des Urtheilenden) ungeübte Menschen sagten und sagen sich freilich gar leicht auch in einer andern als meist servilen Zeit: Wie abhängig, wie bedingt fühle ich mich in allen Beziehungen! Der Denkende denkt nicht ohne Stoff oder Gegenstand. Daher sagt er sich: Ich sehe mich, auch als denkend und wollend, bedingt! Mein Innerstes, Eigenstes, *Cogito (id est, sum cogitans)*, meint er, ist nur ein bedingtes, ein werdendes Seyn. Ich denke und will nicht, wenn ich nicht als Gegenstand wenigstens mich selbst, als den Denkenden, denke. So nahe beisammen und gemischt ist das Denken als Kraft mit dem Denken in der Ausübung und Anwendung, und ebendadurch entsteht so leicht die Meinung, wie wenn auch das Seyn jener Kraft bedingt = von einem andern Seyn abhängig wäre. Sobald wir es aber, wie wir sollen, genauer nehmen, so ist doch das Denkenkönnen das eigentlich seyende Element, von welchem Niemand wissen und behaupten

kann, dafs es erst durch das wirkliche Denken eines Gegenstands, zunächst durch das Denken seiner selbst (= Ich bin Ich) entstehe. Wer kann überhaupt gewifs seyn der Prämisse, dafs es vor dem wirklichen Denken nicht gewesen, sondern erst in irgend einer Zeitdauer entstanden sey, da es ohnehin im Ewigseyn keine Zeitabschnitte geben kann, in denen, was vorher gar nicht war, zu seyn anfangen = eigentlich entstehen könnte.

Die Kraft ist. Sie ist, auch ohne einen Gegenstand. Ihr Denken des Gegenstands ist allerdings durch diesen bedingt. Aber ihr Denkenkönnen ist das Zuvor-seyende, und dafs dieses „entstehe," d. h. dafs dieses irgend einmal nicht gewesen sey, dafs die Dauer irgend einer Kraft angefangen habe, ist durch nichts zu beweisen. Jeder Staubatom ist. Er könnte nicht durch das Zusammenseyn mit tausenderlei andern Kräften anders werden, wenn er nicht als Elementarkraft wäre. Wodurch wissen wir, dafs Er, das ist, sein eigentliches Seyn, irgend einmal nicht gewesen, dafs es entstanden sey. (Dafs Andere sogar ausrufen: Alles Einzelne ist nicht, ist im Nichtseyn, ist eigentlich Nichts, kann nur ein Schrei philosophischer Verzweiflung seyn, oder eine Uebertreibung des Gedankens: dafs das Nichtvollkommne gegen das Vollkommne wie ein Nichts sey. Auch das Infinite parvum ist doch gegen das Infinitum nicht Nichts!)

All das Aufsteigen der Menschen, auch des Verfs., vom Bedingtseyn der einzelnen Dinge zu einem Allbedingenden und Unbedingten geht demnach aus von einem Verwechseln des Werdens, das wir, aber nur als ein Anderswerden, genugsam kennen, mit dem eigentlichen Entstehen von irgend etwas gar nicht Gewesenem. Von einem solchen Entstehen aber müssen wir doch, sobald wir genau denken, gar keinen Begriff und durchaus kein Beispiel zu haben uns eingestehen Die ganze Schlufsart ist also ohne Grundlage. Ihr erster Haltpunkt wird nur bittweise, aus Gewohnheit, wegen Verwechslung der Begriffe Werden und Entstehen angenommen. Die Voraussetzung: Auch das Seyn aller einzelnen Dinge ist ein abhängiges, ein bedingtes! ist nur ein Vorurtheil, dessen Entstehung aus der Zweideutigkeit des Begriffs und Worts Werden klar wird. Man scheut sich, das Seyn aller einzeln seyenden Kräfte als ewig = als auch von vorne her immer bestehend zu denken, während man es doch in die Zukunft hinaus als ewig denkt. Man scheut sich davor nur, weil man jedes Ewigseyn für ein göttliches Attribut zu halten gewohnt

geworden ist. Aber auch alles Unvollkommne kann das, was es ist, ewig ebenso gewesen seyn und mit dem Vollkommnen immer zugleich existiren. Denn es ist doch immer ein gewisses Etwas, ein Quantum et Quale, das, in sofern es nicht weniger ist, soweit ein Vollkommnes ist, unvollkommen aber nur vergleichungsweise genannt wird, in sofern es nicht mehr ist. Dadurch aber Ist es nicht zu denken als ein Beschränktes, in dem Sinn, wie wenn ein Anderes ihm bestimmte Schranken setzte. Alle dergleichen Passiva (bedingt, beschränkt u. s. w.) führen auf Fehlbegriffe. Jedes bestehende Quantum von Kraft ist, soviel es ist. Dies ist seine Vollkommenheit nach dem alten: *Omne ens est unum, verum, bonum.* Das einzelne Seyn ist nicht ein einzelnes durch ein Beschränken von Anderswoher. Es ist, weil es ist, dieses Seyn (ein Hoc) und weder mehr noch weniger, blos weil es als Dieses existirt und weil Alles, was existiren und coëxistiren kann, nicht entstehend, sondern bestehend in Wirklichkeit ist. Nur das Bestehende scheint alsdann zu „werden," weil — nicht sein An sich, sondern — sein Erscheinen anders und anders wird.

Wenn das Aufsteigen zum Monotheismus blos durch den logikalischen Verstand geschieht, welcher allen Dualismus auch in der Wirklichkeit verneinen zu müssen voraussetzt, weil er im Denken alle Zweiheit auf Einheit zurückzuführen gewohnt ist, so führt eben dieser logikalische Verstand vollends durch den Pantheismus auf die höchste Stufe von Einheit, nämlich auf die Ansicht, dafs das Allbedingende (welches richtiger Theos, und noch nicht Gott, d. i. vollkommen gut, zu nennen wäre) auch zugleich das bedingte Alles selbst sey, indem, sagt man, die allein bestehende, absolut selbstständige Allkraft oder die einzig seyende Allheit nur sich selbst *(ipsa sibi)* auf eine doppelte Weise, nämlich als ganze Einheit, aber auch als ausgedehnte Allheit gleichsam theilweise und doch vereint erscheine. Das Eine allein wahrhaft seyende bleibt dem logikalischen Verstand, wie er es sich ausdenken zu müssen für nöthig hält, nur dadurch das wahre Eine, und der ihm unzulässig und denkwidrig scheinende Dualismus zwischen der höchsten Ursache und allen den verursachten Dingen scheint ihm nur dadurch auflösbar, wenn diese Verursachte oder Bedingte nicht seyend, sondern nur als eine Gesammtheit von Erscheinungen in dem höchsten, einzigen Ursachwesen selbst zu erklären seyen. Ein solch doppeltes Verhalten des Absoluten zu sich selbst zu dichten, wird um so leichter möglich,

weil eben der beliebte Begriff: ein Absolutes, ein Unbedingtes, blos negativ sagt, was dieses Seyn nicht sey, nämlich = nicht abhängig, folglich jeden Versuch, in seine Leere mehr hineinzudenken, zuläfst. Die Phantasie kommt dann diesem Versuchen und Fordern des logikalischen Verstandes noch gar erwünscht durch ihre Bildersprache zu Hülfe, z. B. dafs ja wohl die höchste Ursache wie eine Strahlensonne zu denken sey, deren Ausstrahlungen das All der einzelnen Dinge bilden, aber so ins Unendliche hin ausströmen, dafs sie doch nur als Modificationen der Sonne in ihr und durch sie seyen, dafs also die zahllose Menge von Einzelheiten oder Radien doch nur als die höchste Einheit bestehe. Was scheint geistreicher, genialischer, auch wohl romantisch wunderbarer, als ein solches Denken durch vermeintliche Analogien. Und doch ist dem Richtigwissen nichts mehr hinderlich, als solche Phantasiespiele, wegen welcher man etwas Metaphysisches begriffen zu haben meint, weil man etwas Physikalisches als ähnlich angenommen hat.

Auch der Verf. hält einen solchen absoluten Pantheismus (nicht das Ἓν „καὶ" Πᾶν, sondern das Ἓν „τὸ" Πᾶν) für das Aeufserste, was das geniale Denken, welches Er in der vereinten Phantasie- und Vernunft-Anschauung findet, als das Wahre vom Göttlichen entdecke. Seine tiefsinnigste Erklärung borgt von der Phantasie das Bild der Selbstanschauung. Alles ist durch Selbstanschauung des Unbedingten, welches sich durch sich selbst bedingt, um in Raum und Zeit als Reales (real Erscheinendes) zu seyn. Eine der deutlichsten Stellen (denn in den meisten des Theils I. ist, was sonst recht wohl verständlich gemacht werden könnte, nach der neuesten Mode durch ein Ineinanderschieben von Kunstwörtern und metaphorischen Phraseologien ohne Noth sehr schwerfällig dargestellt!) findet sich in §. 61: »Das Absolute ist Eins, weil es das Absolute ist. Diese Einheit ist theils Einheit in Gott, theils Einheit in Raum und Zeit. Die Einheit des Absoluten ist Einheit in Raum und Zeit, in sofern sie Einheit ist eines durch sich selbst bedingten, d. i. Bedingtheit. Sie ist Allheit, d. i. bedingte Einheit, in sofern sie ist Einheit eines Raum und Zeit Erfüllenden, Anschauenden und sich selbst Anschauenden. Unendlichkeit in Raum und Zeit ist sie, weil es die bedingte Einheit des Absoluten ist.« Das Religiöse in diesem das Eine in das All vereinzelnden und doch in Einem erhaltenden Pantheismus aber meint der Verf. dadurch zu finden, dafs »alles Streben des Realen (bedingt Realisirten

= Erscheinenden) in Raum und Zeit sey ein Streben nach Selbstanschauung in Gott und doch zugleich ein Strehen, Alles in Einem zu seyn.« Tiefsinnig scheinende Worte, und doch nur Worte ohne entsprechenden Begriff. Wenn der Religiöse in Gott sich selbst anzuschauen strebt, so ist dies, wenn wir das Wirkliche uns deutlich beschreiben, ein Bestrehen, sich selbst so redlich und richtig kennen zu lernen, wie ihn der Allwissende kenne. Ein solches wie in Gottes Gegenwart geühte Selbsterkennen aber betrifft nicht ein suhstanzartiges Seyn in Gott, nicht einen Pantheismus, sondern die Vereinigung der Moralität mit Religiosität. Man will in Gott seyn durch Einheit mit dem göttlichen Wollen, als Ideal des Rechtwollens, nicht mit dem absoluten Wesen Gottes.

Mit rühmlicher Freimüthigkeit zeigt hesonders §. 56. S. 96, nach welcher Grundansicht der Verf. den Pantheismus für die höchste Stufe der Religionsphilosophie hielt. Seine Worte sind: „Zur letzten und höchsten Ahstufung erheht sich die religiöse Selbstthätigkeit und mit ihr die Selbstthätigkeit des Realen in Raum und Zeit überhaupt, wo sie aus einer theistischen (§. 53—55. beschriehenen) eine pantheistische wird, d. i. wo sie sich zur Selhstthätigkeit eines in Raum und Zeit sich selhstanschauenden Absoluten erweitert hat. Sie ist alsdann, aus Sinnen- und Verstandesthätigkeit geworden, die vollendete Phantasie- und Vernunftthätigkeit, welches in dem Augenblicke geschieht, wo die theistische Selhstanschauung, d.i. die Selhstanschauung überhaupt, eine pantheistische, das ist, Selhstanschauung eines Ahsoluten geworden ist. Hier wird das Strehen nach Vergöttlichung (die Religiosität) — ein Streben nach Vollendung der Selhstthätigkeit zur Selhstthätigkeit eines Ahsoluten in Gott.“

Wäre dies wirklich so, dafs Pantheismus als die höchste Stufe der philosophischen Religion durch ächten Vernunftgebrauch erreicht würde, so hätte dann Dr. Tholuck recht, wenn er in der zweiten Beilage zu seiner »Wahren Weihe des Zweiflers« und sonst, zur Warnung vor aller Philosophie, darauf hinweist, dafs jede wahre [auf festem Grund folgerichtig ausgebildete] Philosophie Pantheismus sey und werden müsse. (III. Ausg. S. 193. 200. 215.) Wäre dies wirklich so, dafs das Philosophiren oder das Wahrheitsuchen durch alle menschliche Kräfte, zum Pantheismus führen müfste, so wäre dann alles Warnen, selbst das Hinweisen auf unerwünschte Folgerungen, vergehlich und des

Denkers unwürdig. Was bei Anwendung unserer besten Kräfte wahr ist, das kann selbst durch alles Lamentiren, daſs diese Kräfte grundverkehrt seyen, für uns nicht ungültig werden. Denn alsdann würden ja nur eben diese verkehrten Kräfte das seyn, was uns an allem Wahren verzweifeln machte, und der soweit mit der Erbsünde behaftete Menschenverstand könnte nie wissen, ob er beim Annehmen oder bei dem Verwerfen eines Philosophems mehr durch seine Grundverkehrtheit irre geführt werde.

Aber in der That ist es mit dem Pantheismus nicht so. Nur wenn der Denkende einseitig und blos durch die Verstandeskategorie von Wirkung und Ursache, von Bedingtseyn zum Unbedingten, aufsteigen zu können sich beredet, kann er alsdann, wenn er zugleich nichts Dualistisches, sondern durchaus nur eine reale (wie eine logikalische) Einheit zugeben und suchen zu müssen voraussetzt, zu der eigentlich pantheistischen Speculation gelangen, daſs, um ein Alleines zu denken, man annehmen müsse, die absolute Ursache, oder das absolute Unbedingte, sey selbst auch die absolute Summe aller Wirkungen, indem die Totalität der unbedingten Ursache alle als einzeln erscheinende Wirkungen oder Bedingtheiten nur in sich selbst enthalte, in sich als immanent umschlieſse und fast wie Ausstrahlungen, doch ungetrennt in sich, als dem Einen, zusammenfasse.

Zu diesem recht eigentlichen Pantheismus = zu der Identification der absoluten Ursache mit allen ihren nothwendigen Wirkungen, als zu einem Ἓν, das als Πᾶν sich darstellt und vereinzelt, dennoch aber eben durch das Ganze Πᾶν ein Ἓν ist und bleibt, führt das, was man längst die *via causalitatis* genannt und allerdings nur allzulange als die sicherste Führung zu Gott angenommen hat, weil sie die populärste oder faſslichste wäre. Daſs sie aber dennoch die unrichtige ist, erhellt schon aus den beiden, im Vorhergehenden gegebenen, Beleuchtungen. Zuvörderst ergiebt sich, daſs man den Weg vom Bewirkten oder Bedingten zur unbedingten Ursache als Philosoph nicht gehen könne oder auch umgekehrt nicht für das Unbedingte das Bedingte als Produkt des sich selbst bedingenden Absoluten annehmen dürfe, weil der Denkende auf keine Weise denkberechtigt ist, das eigentliche Seyn und innere Wesen irgend eines einzelnen Dings für ein Bewirktes zu erklären. Denn, während freilich das Zusammenseyn der Dinge ein immerwährendes Anderswerden der Zusammenfügungen und Verhältnisse bewirkt, wird doch dadurch keineswegs das Element, oder die eigentliche Existenz, irgend eines

einzelnen Dings als bewirkt oder „entstehend“ gezeigt. Wird dann aber der Strengdenkende nicht durch eine Gewifsheit, dafs alles Einzelne von Grund aus ein Bewirktes sey, zu einer unbedingten Ursache geleitet, so zerfällt schon dadurch das Wesentliche des pantheistischen Denkversuchs, die Gesammtheit des Einzelnen (= das All der erscheinenden Dinge) als ein Bewirktes, doch durch irgend eine Tropologie, als ein *(Unum idemque)* = Einerlei mit der allwirksamen Ursache anzusehen. Wenn es auch nur ungewifs und unentscheidbar bleibt, ob das Seyn der einzelnen Dinge anfangslos oder aber bewirkt sey, so kann doch auf Ungewifsheit kein System gebaut werden.

Dazu kommt, dafs die Scheu so vieler Philosophen vor allem Dualismus, welche allein sie zum Ertragen der unerträglichsten Fictionen oder Phantasiespiele (wie wenn das Unbedingte sich selbst bedingen oder sich in vereinzelnde Modificationen zerlegt, doch zugleich als ein absolutes Ganzes ansehen könne) bintreibt, in Wahrheit nur auf der unrichtigen Maxime beruht: Weil der urtheilende Verstand (logikalisch) immer aus zweien Eines macht, überhaupt immer vom Vielen zur Denkeinheit aufsteigt, so kann auch in der Wirklichkeit nur reale Einheit, nicht ein in sich selbst fortbestehender Dualismus oder Triadismus — z. B. von bewufstlosen (materiellen), bewufstwerdenden (thierischen, seelischen) und selbstbewufstwerdenden (geistigen) Kraftwesen — statt finden! Allerdings können Dinge, die einander wesentlich widerstreiten würden (wie ein absolutböser, = das Böse, weil es böse ist, wollender Ariman, neben einem absolutguten Oromazd) nicht coëxistiren. Dafs aber wesentlich diverse Gattungen von Dingen, welche nicht ineinander übergehen können (wie das Körperlich-bewufstlose und das Geistig-selbstbewufste) nicht nebeneinander, und sogar mit wechselseitiger Einwirkung aufeinander, existiren können, beruht doch nur auf einem Verwechseln des Logikalischen mit dem Realen, also auf einer Metabasis eis allo Genos. Folglich ist auch aller Pantheismus, in sofern er auf jene Maxime gegründet ist, nur das Produkt eines in sich selbst nicht vollendeten, nur bei dem Antidualismus des Verstandes stehen bleibenden Philosophirens.

Ein dritter Hauptpunkt ist, dafs ein wahres Durchführen der Religionsphilosophie bis zur Vernunft, als dem Vermögen, Vollkommenheitsideen zu denken, also das volle, reife Denken und Anerkennen eines geistigvollkommnen Wesens, als

des alleinwahren Gottes, alles Denken an Pantheismus unmöglich macht. Sobald man nur nicht nach der jetzt modischen Weise blos durch Begriffsworte und gleichsam verzauberte Terminologien, sondern durch das Denken der Begriffe selbst = durch ein deutliches Bewufstseyn ihres Inhalts, philosophirt, so wird es zum Beispiel undenkbar, dafs ein geistig allvollkommnes, also vollkommen wissendes und wollendes Wesen sich selbst so anschauen (seiner selbst sich unmittelbar so bewufst seyn) könnte, dafs hierdurch ein All unvollkommen wollender und wissender Dinge in ihm selbst erscheinend würden.

Die Phantasie freilich, oder der Geist, in sofern er zum Versuch alle Möglichkeiten zu ersinnen strebt, kann auch problematisch die Dichtung versuchen: ob nicht alle einzelne unvollkommne Dinge als Modi eines vollkommnen Wesens zu denken wären, das sich in Raum und Zeit selbstanschaue und dadurch subjectivire oder individualisire? Sobald man aber nicht mehr blos das Wort Selbstanschauung, sondern den Begriff im Wirklichseyn, das Selbstanschauen des Allvollkommnen als ein Factum, denkt, so ergiebt es sich, dafs entweder nicht ein vollkommen wollender und wissender = nicht Gott als vollkommen geistig, gedacht ist, oder dafs die Selbstanschauung als unmittelbares Selbstbewufstseyn ihm ihm selbst immer nur in voller Vollkommenheit, nie aber wie ein aus unvollkommnen Erscheinungen oder Einzelheiten bestehendes Eines vorhalten könne.

Nur Worte, nicht Begriffe sind es, wenn der Verf. immer seinen Pantheismus dadurch denkbar zu machen sucht, dafs das Absolute sich selbst *in Raum und Zeit* anschaue. Gerade dies ist das Unmögliche, dafs ein Geistig-Allvollkommnes sich selbst in Beschränkungen anschaue und also wirklich beschränke. Raum ist ein mefsbares Verhältnifs von einem Ort zu einem andern Ort. Zeit ist die Mefsbarkeit der Dauer. Ist es also nicht etwas im Denken sich selbst Widersprechendes, als Möglichkeit zu behaupten, dafs das Absolute, das ist, Unermefsbare, sich seiner selbst als eines Mefsbaren bewufst machen könnte. Ein sich selbst Bedingendes bleibt ein Unbedingtes und kann nicht als ein räumlich und in Zeitform Bedingtes werden. Ebenso kann ein vollkommnes Wollen und Wissen sich selbst unmöglich wie ein aus unendlich vielen unvollkommen wollenden und wissenden Bestehendes anschauen, oder, seiner selbst bewufst bleibend, in sie sich zerlegen. Auch der Menschengeist, wenn er sich selbst beobachtet, unterscheidet zwar, dafs er fühle, Begriffe,

Ideen, Entschlüsse bilde und alles dieses empfinde. Aber alle diese Vermögen kann er doch nicht anschauen, wie wenn sie vereinzelt in ihm bestünden. Seine Geistigkeit ist das Eine Können, welches in verschiedenen Beziehungen verschieden, aber doch nur als Ein Selbstbewufstseyn wirkt. Jene seine Modi sind nicht minder vollkommen, als er es überhaupt und an sich ist. Selbst wenn man sich das Göttliche, ungeistig genug, wie eine Sonne versinnlichen möchte, die in unendlichen emanirenden und doch immanenten Abstrahlungen wirke, so würde doch jeder Strahl ein von Ewigkeit zu Ewigkeit unendlicher, und nicht räumlich und zeitartig mefsbar seyn. Er würde keine Aehnlichkeit haben mit jedem der unvollkommnen Dinge, deren All dadurch als ein unmefsbares Ἓν erklärt werden sollte. Ist ja nicht einmal der Menschengeist, als wollend und wissend, etwas räumlich und zeitartig Anschaubares.

Der Hauptfehler des Pantheismus überhaupt, und des Verfs. insbesondere, ist demnach dieser, dafs er das, was etwa von einem Theos, wenn er blos ein ursachlicher, absoluter (= von nichts, als von sich selbst abhängiger) Setzer aller einzelnen Dinge wäre und als solcher alle seine Wirkungen nur innerhalb seiner selbst als der einzigen Universal-Ursache setzte, problematisch zu denken wäre, auf das, was als Gott, d. h. als wollend und wissend gut (= als vollkommner Geist) zu denken ist, unbedenklich überträgt. Die *via causalitatis* kann, wenn man einmal das Seyn der einzelnen unvollkommnen Dinge als ein bewirktes zu denken zugiebt und dies wie entschieden zu behaupten wagt, in dem Pantheismus oder in einer Universal-Ursache sich schliefsen, welche auch alle ihre Wirkungen in sich fasse. Die Phantasie, welche diesen Denkversuch hervorbringt, mag, wie der Verf. thut, als eine geniale = als eine keck aus sich selbst *(ex ingenio)* erfinderische Speculantin gepriesen werden, weil sie eine Ursache dichtet, die zugleich das All ihrer Wirkungen sey. Aber sobald die Vernunft, oder der Vollkommenheit im Wollen und Wissen denkende Geist, das Ideal Gottes bildet und also sich sagt, dafs das höchste Wesen wenigstens ein Geist seyn, und in der Geistigkeit als wesentlich vollkommen bestehen müsse, alsdann ist in diesen vollkommentlich seyenden, wollenden, wissenden, nichts mehr von jener auch alles unvollkommene, als ihre Wirkungen, in sich enthaltenden, pantheistischen Universalursache hinüber zu tragen. Denn ein Geist als selbstbewufst kann unmöglich das Bewufstlose (= die materiellen Kräfte) als seine Wirkung in sich

schliefsen, und ein vollkommen wissender und wollender kann nie sich selbst so anschauen, dafs dadurch unvollkommen wollende und wissende als seine Modificationen oder Erscheinungen entstehen.

Die Erhebung zur Idee, Gott (nach der erfreulich richtigen Natürlichen Philosophie aller deutschen Spracharten) als gut und nicht blos als ein absolutes, unbedingtes Seyn zu denken, vielmehr dadurch sich, soviel es menschlich möglich wird, ein Ideal wahrer Allvollkommenheit allmählich reiner und richtiger zu bilden, wird lange schon die *via eminentiae* genannt. Wir können also mit Einem Wort sagen: Die *via eminentiae*, = das Denken über Gott als allvollkommnen Geist, macht den Pantheismus geradezu unmöglich. Einen »idealistischen« Pantheismus, d. h. das vollkommen Geistige doch als Eines mit der Materie und den unvollkommnen Seelen und Geistern, behaupten wollen, ist eine Contradiction in den Begriffen, eine Zumuthung, zu denken, dafs ein ideales Wesen, durch Anschauung seiner selbst, ein All von nichtidealen = nichtvollkommnen, in Wirklichkeit, oder wenigstens Erscheinbarkeit versetze.

Schon Spinoza hat aus Scheu vor Dualismus (wie ich längst in der Vorrede zu meiner Ausgabe der Werke dieses dennoch höchst schätzbaren Denkers angemerkt habe) das Aeufserste von philosophischer Selbstverleugnung gewagt, um Alles als nur Eine Substanz sich denkbar zu machen. Er und die meisten Pantheisten bis auf unsere Zeit konnten dies in sich um so eher zu Stand bringen, weil sie, an das Betrachten des Intelligenten oder Theoretischen gewohnt, an die eigentlichste Vollkommenheit, nämlich des Wollens, an das Geistige, in sofern es sich selbst für oder gegen das Gedachte zu bestimmen vermag, der Realität nach zu wenig dachten, wie sie denn deswegen das Wollen nur wie eine Art des Denkens, wie eine bloſse Anwendung der Intellectualität, zu betrachten pflegen. Daher hat schon Spinoza sich mit dem Versuch, ich glaube sagen zu dürfen, mit der Anstrengung und Selbstberedung zufrieden gestellt, alles Denken und alles Ausgedehnt- oder Räumlich-seyn sich als zwei Wirkungsweisen Eines und ebendesselben einzigen Wesens denken zu können. Erst wenn Willensvollkommenheit (Heiligkeit) als die Wurzel einer unbedingten Selbstthätigkeit, als das am meisten Ideale und Göttliche, vollständig genug bedacht wird, entsteht eine eigentliche Religionsphilosophie, die mehr Weisheits- als

Wissenschaftslehre seyn, und zum Streben nach der »Willensvollkommenheit, wie sie der Vater im Himmel hat« (Matth. 5, 48.) anleitend aufmuntern soll.

Das Resultat der Beurtheilung des I. Theils ist: Man kann dadurch eine recht anziehende, der Prüfung würdige Weise, wie man vermittelst einer Menge der neuesten philosophischen Terminologien zum Pantheismus, als dem Culminationspunkt der Religion, hingeleitet werde, kennen und überdenken lernen, zugleich aber um so mehr auch dies ersehen, dafs dieser Pantheismus nur durch Phantasiespiele (wie wenn das Unbedingte doch sich selbst bedingt machen und dadurch sich, in sich selbst, in etwas räumlich und zeitartig Anschaubares umgestalten könnte, ferner wie wenn die Selbstanschauung des Vollkommnen das Unvollkommne möglich machte u. dgl. mehr) den Schein der Denkbarkeit erhält.

Der Mühe werth war es daher, an diesem Beispiel zu zeigen, dafs Dr. Tholuck vor der Philosophie überhaupt als entscheidender Führerin zum Pantheismus zu warnen keinen Grund hat, weil eine eigentliche Vernunft- oder Vollkommenheitsphilosophie dahin durchaus nicht, sondern zu dem ächtchristlichen Gottähnlichwerden durch Heiligung hinleitet.

Aufserdem zeigt der I. Theil des Verfs. recht gut und speciell, wie immer auch der bürgerliche Verfassungszustand und wie das jedesmalige Verhältnifs aller andern wissenschaftlichen, ästhetischen und Erfahrungskenntnisse auf die Aushildung der Religionsansichten sehr gewirkt habe. Ezechiel (I, 26.) und Stephanus in der Entzückung sehen Gott noch in Menschengestalt und den Messias dort zur Rechten. Johannes der Apokalyptiker ist 4, 2. schon so weit, dafs er von dem thronenden Gott keine Gestalt sieht.

In der V. Abtheilung, „über die Religion als Glaube," begegnet dem Verf. wieder, was der bei der Phantasie stehen bleibenden Genialität gar zu oft begegnet, dafs er nämlich nur das Generische, und nicht das Specifische und Unterscheidende des Begriffs erreicht hat. S. 163. meint Er: „Jedes Fürwahrhalten heifst glauben, in sofern er ein Fürgewifshalten, ein Ueberzeugtseyn bedeutet, und dem blofsen Meinen, Vermuthen, Fürwahrscheinlichhalten, auch dem Zweifeln entgegengesetzt ist.« Wodurch aber wäre alsdann das Glauben vom Wissen unterschieden, wenn jedes zweifelsfreie Fürwahrhalten Glauben wäre?

Der grofse charakteristische Unterschied ist, dafs wir nur dann etwas zu „glauben“ versichern, wenn wir es nicht unmittelbar aus Kenntnifs von der Natur der Sache, sondern aus Vertrauen entweder auf Personen oder überhaupt auf Kräfte, denen wir hinreichende Wahrnehmung zutrauen, als wahr festhalten. So glauben wir denen als glaubwürdig gedachten Zeugen (dafs ein Amerika sey u. s. w.). So glaubt aber auch Mancher, Gespenster gesehen zu haben, weil er etwas sah und dabei seiner Urtheilskraft (zuviel) vertraut, dafs sie hinreichend wahrgenommen habe, das Erschienene könne nichts Anderes gewesen seyn. So beginnt, wenn wir bis auf das Tiefste alles Ueberzeugtwerdens eindringen, eigentlich all unser Erkennen und Denken vom Glauben, nämlich vom Vertrauen auf unsere Kräfte, Wahres zu entdecken, und in diesem Sinn kann von allem Wissen gesagt werden, dafs es vom Glauben, nämlich an unser Selbst, ausgehe. Wenn dann aber bei solchem Vertrauen auf sich selbst der Denker den Gegenstand, wie er An sich ihm erscheint, unmittelbar betrachtet, so ist ihm das, was er auf diese Weise aus der direkten Wahrnehmung oder, wie man wohl sagen kann, aus der Natur der Sache als gewiesen erfafst, ein Wissen, ein Gewisses, mag es ihm nun durch Sinne, oder Ideen, oder Schlüsse, unmittelbar von dem Betrachtungs-Gegenstand her „gewiesen,“ d. i. gewifs gemacht seyn. Nimmt dagegen der Verf. Glauben für jedes zweifelfreie Fürwahrhalten oder Ueberzeugtseyn, so mufs natürlich sein allzuweiter Begriff veranlassen, dafs er Manches zum Glaubensgebiet rechnet, was entweder zum Wissen gehört, oder noch nicht einmal Glauben ist. Zweifelsfrei ist ohnehin, streng genommen, gar keine Kenntnifs, weil das Vertrauen auf unsre Fassungs- und Beurtheilungskräfte nie in der einzelnen Anwendung über alles Zweifeln (= über das Möglichseyn »zweier Fälle«) erhoben seyn kann.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 63. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Petrick, über Christenthum und Geist der Zeit.

(Beschluss.)

Vom II. Theil kann Rec. nur kurz angeben, dass der Verf. das Christliche nach Herder, allein auf die Hauptidee Jesu zurückzuführen sucht, dabei zwar sich des Ueberflusses von Terminologien enthält, doch aber mehr sich ein Ideal schafft, als geschichtlich nachweist. Nur dadurch, dass die Genialität sich jetzt gar zu gerne ihren Christus (wie überhaupt die Geschichte) so macht, wie es gewesen seyn müsse, war es möglich, dass wir S. 21. lesen: »Indem also Jesus die Religion seiner Zeit in die Kategorie (?) Theismus erhob, rückte Er sie dicht an die Grenze wahrer (?) Genialität. Ja es ist gar sehr die Frage, ob Seine eigene Welt- und Lebensanschauung nicht vollendete Genialität, d. i. Pantheismus war, und Er sie nur darum als eine theistische darlegte, weil er sie nur als solche, als nächste Abstufung, an die Kategorie (?) des politischen, schon sich zu moralisiren beginnenden Anthropomorphismus anzuknüpfen vermochte.« Wir müssen dagegen sagen: Nach der Geschichte war Gott für Jesus nicht blos Theos = ein Setzer, Schöpfer, sondern ein wahrer Gott = der im vollsten, einzigsten Sinn Gute, = der vollkommne Geist, der patriarchalische, rechtwollende (moralische) Vater der gesammten Familie von Menschengeistern, dem es nur um das geistige Rechtwollen der Kinder, um ihr πρωτον ζητειν την δικαιοσυνην θεου Mt. 6, 33. zu thun ist, so dass Jesus Ihn, seinen und der Seinigen Gott und Vater, Joh. 20, 17, nicht einmal als König und Gesetzgeber im Gottesreich darstellt. Aber um so weniger konnte ihm das All der unvollkommnen Dinge, und zunächst das All der die Selbstbesinnung und Umstimmung (Metanoia) bedürfenden Menschheit wie eine pantheistische Selbstanschauung Gottes seyn.

Von der kirchlichen Dogmatik, in sofern sie, leider! weit mehr patristisches und scholastisches Gutdünken über Lehrmeinungen, als moralischen, das ist, sittlich bessernden, urchristlichen Glauben (= Paulinische Pistis als Vertrauens-Ueberzeugung, die zur Rechtschaffenheit antreibt) enthält, zeigt der gröfste Theil

des zweiten Bändchens, wie Vieles darin ganz anders seyn sollte, oft stark und eifrig. Wären nur wenigstens unsere Katechismen, als Volksbücherchen, mehr Aufmunterungsmittel zu moralischer Religiosität, als popularisirte Dogmatiken, oder behauptende Schriften voll Meinungen über Dinge, welche, ob wir sie wissen oder nicht wissen, sind oder nicht sind, ohne dafs sich dadurch für uns im Wesentlichen etwas ändern kann.

Im dritten Theil: »Ueber den Geist der Zeit in Beziehung auf Religion,« wird in Beziehung auf das, was wir unsre Welt und Zeit nennen mögen, d. i. in Hinsicht des cultivirteren Theils von Europa und etwa auch von Nordamerika, gezeigt, dafs gewifs Viele für einen mehr von Vorurtheilen befreiten, sittlich bessernden und vernünftig aufklärenden Religionsglauben empfänglich wären und sogar dessen zur Verbesserung unsers ganzen sittlichen und politischen Zustandes und Gesammtlebens sehr bedürftig sind. Dadurch aber kommt der Verf. wieder zu einer zur Hälfte fehlgegriffenen Behauptung: der Staat solle und müsse die — moralisch-religiöse, genial belehrte — Kirche selbst seyn und werden (§. 23.)! anstatt dafs die wahre Forderung ist: Die äufsere Verfassung der bürgerlichen Gesellschaften soll der Boden seyn, auf welchem durch äufsere, gesetzlich erzwingbare rechtliche Sicherheit die Ausübung der gottgemäfsen innern = aus Ueberzeugung freigewollten Rechtschaffenheit, d. i. der ächtmoralischen Religiosität, möglich und leichter gemacht wird. Daraus folgt, worauf auch der Verf. mit rühmlichster Freimüthigkeit dringt, dafs der Staat alle Einrichtungen, welche die Moralität erschweren, aus menschenwürdiger und christlicher Gewissenhaftigkeit durchaus und unbedingt aufgeben sollte. Wichtig sind viele solche Stellen, wo so manches zur Immoralität und praktischen Irreligiosität führende Contagium der Politik nicht geschont wird. Aber durch den doch zur Hälfte fehlgreifenden Satz, dafs Kirche und Staat Eines seyn müfsten, entsteht endlich S. 72. sogar der Ausruf: »Man zwinge nicht weniger die grofsen Kinder zur Kirche, wie die kleinen zur Schule!« So weit führt die genial gewagte, der Urtheilskraft nicht genug untergeordnete Begriffsvermischung, wie wenn eine Ueberzeugungsanstalt eine Zwangsanstalt werden könnte.

In der ganzen Schrift — Dies bleibt als erfreulicher Totaleindruck! — ist soviel ächte Genialität und rechtwollendes Streben nach Vorurtheilsfreiheit, dafs sie, ungeachtet all unserer Gegenbemerkungen, den Aufmerksamen einen reichen Stoff zum Nach-

denken überhaupt, in sehr vielen Punkten aber auch entschieden richtige Belehrung und Verbesserung gewährt. Was wir ausstellten, beweist nur warnend, dafs geniale Phantasie, als erfinderische Mahlerin der Möglichkeiten, nicht mit der Vernunft als Lehrerin dessen, was nach Vollkommenheitsideen seyn soll, zu verwechseln ist und dafs nicht anders durch Phantasie philosophirt werden darf, als wenn jeder, auch der glänzendste Einfall strenge der Urtheilskraft unterworfen wird.

13. März 1834. Dr. *Paulus.*

Rechtsgutachen über die Ansprüche August's von Este, ehelichen Sohnes Sr. K. H. des Herzogs von Sussex, auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover. Von Dr. K. S. Zachariä, Grofsherzogl. Bad. geh. Rathe II. Klasse, öffentl. ordentl. Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg, Comthure des Grofsh. Ordens des Zähringer Löwens. Heidelberg 1834. Druckerei von Aug. Ofswald. 159 S. gr. 8.

Die Frage, welche zu diesem Rechtsgutachten Anlafs gegeben hat, möchte sowohl in blos rechtswissenschaftlicher, als auch in mehrfach anderer Hinsicht, zu den merkwürdigsten, und beziehungsweise wichtigsten in der neueren Zeit gerechnet werden können. Diese beziehungsweise Merkwürdigkeit und Wichtigkeit wird in nicht geringem Maafse durch die Verschiedenheit von Ansichten und Grundsätzen gesteigert, welche in Betreff ihrer rechtlichen Lösung, nach Maafsgabe als bei dieser das Staats- und Verfassungsrecht eines jeden der drei Hauptbestandtheile des brittischen Reichs in Europa, oder jenes des ehemaligen Kurfürstenthums, jetzigen Königreichs Hannover, in's Auge gefafst, und ihre Lösung auf dieses letztere beschränkt wird. Obgleich das vorliegende Rechtsgutachten sich lediglich nur auf die Ansprüche bezieht, zu welchen Hr. Augustus von Este sich als ehelicher Sohn eines Prinzen des königl. Hauses Hannover berechtigt erachtet — und nach Maafsgabe desselben berechtigt ist, — dürfte es dennoch nicht unangemessen seyn, Einleitungsweise, zum Behuf einer richtigen Auffassung der Verschiedenheit aller Verhältnisse, die bei Lösung der Frage in Betracht kommen, Nachstehendes über die Vorschriften des englischen Rechts in Betreff der Ehen der Mitglieder des königlichen Hauses vorauszuschicken.

Es besteht nämlich für diese Ehen (seit dem J. 1772) ein besonderes Gesetz (12, George III, C. 11.), welches die Ueber-

schrift führt: Akte für bessere Einrichtung der Ehen in der königl. Familie, gewöhnlich *Royal Marriage Act* genannt, welches gesetzlich feststellt: „dafs kein Descendent K. George II. — mit alleiniger Ausnahme der Nachkommenschaft der in auswärtige Familien vermählten, oder künftig sich vermählenden Prinzessinnen — rechtlich befähigt seyn soll, ohne vorhergegangene, in dem Geheimenrathe erklärte, und unter dem grofsen Staatssiegel ausgefertigte Einwilligung des jeweiligen Königs, eine Ehe abzuschliefsen.« Unerwähnt möchte nicht zu lassen seyn, dafs der Vorschlag zu dieser Akte in beiden Häusern des Parlaments grofsen Widerstand gefunden hat, dafs mehrere Lords Protestationen gegen dieselbe in das Protokoll des Oberhauses niedergelegt haben; sodann, dafs im verflossenen Jahre (20. Aug. 1833) und auch in dem gegenwärtigen, Anträge auf deren Widerruf in dem Unterhause gemacht, jedoch beseitigt worden sind. — Bis dahin war wegen der Ehen von Mitgliedern der königl. Familie keine Vorsehung in den Gesetzen getroffen. Vielmehr hatte jenes, welches die bei der Abschliefsung einer Ehe allgemein zu beobachtenden (inneren und äufseren) Förmlichkeiten bestimmt (26, George II, c. 33.), die Mitglieder der königl. Familie von der Herrschaft seiner Vorschriften, ausdrücklich ausgenommen, so dafs dieselben nach wie vor bei der Abschliefsung einer Ehe der vollkommensten Freiheit genossen hatten. Und auch in ihrer Eigenschaft als Mitglieder eines deutschen Fürstenhauses, und als solche des Hauses Braunschweig-Lüneburg insbesondere, waren dieselben in Betreff der Abschliefsung von Ehen keinen besondern hausgesetzlichen, überhaupt keinen andern Beschränkungen unterworfen gewesen, als denjenigen, welche in den Gesetzen des vormaligen deutschen Reichs und in dem deutschen Privat-Fürsten-Rechte begründet gewesen sind. Erst in der allerneuesten Zeit — durch ein von Sr. brittischen Majestät, K. William IV. am 24. Oct. 1831, und von dem regierenden Hrn. Herzoge Wilhelm von Braunschweig am 19ten desselben Monats und Jahres vollzogenes Familiengesetz sind die bis dahinigen Hausgesetze und Herkommen dahin abgeändert, — und ist beziehungsweise die Freiheit, deren die nachgebornen Mitglieder des Hauses Braunschweig-Lüneburg in Betreff der Abschliefsung von Ehen bis dahin genossen hatten, in dem Maafse beschränkt worden, dafs für die Zukunft (wie der erste Artikel dieses Gesetzes wörtlich besagt), »die Prinzen und Prinzessinnen Unseres Gesammthauses verbunden sind, zu den Ehen, welche sie einzugehen beab-

sichtigen, die Einwilligung des regierenden Herrn ihrer Linie nachzusuchen, welche übrigens bei ebenbürtigen Ehen, ohne etwa eintretende besondere Gründe, nicht versagt werden wird,« und (Art. 4.) »dafs eine Ehe, welche ohne förmlich erfolgte Einwilligung des regierenden Herrn eingegangen worden ist, auf die darin erzeugten Kinder weder ein Successionsrecht in den zum deutschen Bunde gehörenden Staaten des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg, noch die Befugnifs, sich des Ranges, Titels und Wappens des Durchlauchtigsten Hauses zu bedienen, übertrage.« — Als Motiv, welches zur Abfassung dieses Familiengesetzes Anlafs gegeben hat, sind die Veränderungen bezeichnet, welche seit der Auflösung der deutschen Reichsverfassung in den Verhältnissen der deutschen Fürstenhäuser eingetreten seyen (von welchen die Stellung des regierenden Herrn zu den übrigen Mitgliedern seines Hauses, für diese letzteren in so fern und in der Beziehung die wichtigste ist, dafs sie früher von dem ersteren unabhängig, jetzt dessen erste Unterthanen sind).

Nachstehendes ist das Geschichtliche des Falls, welcher zu dem vorliegenden, von Hrn. Augustus von Este erforderten Rechtsgutachten Anlafs gegeben hat.

Prinz Augustus Frederik, 6ter Sohn Georg's III., Königs von Grofsbritannien und Irland, geboren am 27sten Januar 1773, seit dem Ende des J. 1801 unter dem Titel eines Herzogs von Sussex, Grafen von Inverneſs (in Scotland) und Barons von Arklov (in Irland), Pair der vereinigten drei Reiche, vermählte sich während seines Aufenthaltes in Rom am 4. April 1793 mit Lady Augusta Murray, Tochter von John (Murray) Earl of Dunmore, und Lady Charlotte Stewart, Countess of Dunmore, und — wie die dem Gutachten vorgedruckten genealogischen Tafeln bekunden — sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite, aus königlichem Geblüte abstammend. Nachdem es dem Prinzen endlich gelungen war, den Widerstand der Lady Murray gegen seinen Antrag zu einer ehelichen Verbindung mit ihr zu besiegen, und ihre Einwilligung zu einer solchen zu erlangen, hatten beide Theile sich am 21. März 1793 mittelst einer von jedem derselben eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen, durch einen Eid bekräftigten Urkunde verlobt — beziehungsweise sich ein beiderseits erklärtes, und beiderseits acceptirtes Versprechen der ehelichen Verbindung gegeben, welches 14 Tage später — am folgenden 4. April — ebenfalls in Rom, durch einen daselbst befindlichen Geistlichen der anglikani-

schen Kirche, nach dem Ritus derselben, kirchlich eingesegnet worden ist. Auf diese Privat-Trauung in Rom war noch in demselben Jahre, am 5. Decbr. 1793, in London, wohin der Prinz bald nach der ersten Trauung zurückgekehrt war, nach vorhergegangenem öffentlichen Aufgebote, und mit allen daselbst üblichen Feierlichkeiten, eine öffentliche in der Pfarrkirche St. Georg (Hanover Square) gefolgt. Zu dieser letzteren hatte sich der Prinz lediglich aus dem Grunde entschlossen, um allen Einwendungen vorzubeugen, welche dereinst vielleicht gegen die Validität der ersten Trauung in Rom, und gegen die eheliche Abkunft seines in dieser Ehe erzeugten Sohnes, erhoben werden könnten. Der Beweis, dafs dieselbe an dem gedachten Orte und Tage, in der gesetzlichen Form vollzogen worden sey, ist durch ein Zeugnifs aus dem Kirchenbuche vollkommen hergestellt. Obgleich das öffentliche Aufgebot in der genannten Kirche (zufällig zugleich die stark besuchte Pfarrkirche des bei weitem gröfsern Theils des in London wohnenden englischen hohen Adels) an drei verschiedenen Sonntagen statt gefunden hatte, so war gegen die beabsichtigte Trauung weder von des Prinzen königl. Hrn. Vater, noch überhaupt sonst, irgend ein Einspruch erhoben, oder dieser letztern irgend ein Hindernifs in den Weg gelegt worden. Eben so wenig war von demselben in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover und in Beziehung auf seine deutschen Staaten (damals Bestandtheile des deutschen Reichs) gegen die Rechtsgültigkeit oder die rechtliche Wirksamkeit dieser Ehe, irgend eine Erklärung erlassen worden, oder sonst ein Schritt geschehen. Erst nach Ablauf von ungefähr einem Monat, nachdem der Prinz England wieder verlassen hatte (in der Mitte des Januars 1794) erhob der königliche Generalprocurator vor dem *Court of Arches* (dem in London befindlichen Obergerichte des Erzbisthums Canterbury, eine auf den vorerwähnten Marriage-Acte gestützte Klage auf Vernichtung dieser Ehe, welche der genannte Gerichtshof sodann auch (im Monat August 1794) für nichtig und kraftlos erklärt hat. — Bemerkenswerth ist hierbei, dafs die Klage nicht gegen den Prinzen, weder als Hauptbeklagten, noch als Mitbeklagten, sondern nur gegen dessen Gemahlin gerichtet war, so wie auch der Wortlaut des Erkenntnisses, nämlich: »und spreche, decretire und erkläre Er (der Richter), dafs Seine genannte K. H. Prinz Augustus Frederik frei gewesen, und noch sey, von jedem Ehebande mit der gedachten hochachtbaren Lady Augusta Murray.« — Nie hat der Prinz (nachmaliger Herzog von Sussex) und eben so

wenig dessen Gemahlin, die Rechtskraft dieses, ungehört seiner, gegen diese letztere gefällten Erkenntnisses anerkannt. Vielmehr hat Derselbe, wie vorliegende Aktenstücke, und unter diesen sein Sieben Jahre nach der Vermählung (am 12. Dechr. 1800.) errichtetes Testament beurkunden, Lady Augusta Murray unausgesetzt und auch dann noch als seine rechtmäfsige Gemahlin betrachtet, als eine Spannung, die zwischen ihm und ihr eingetreten wsr, in der Folge zu einer (aufsergerichtlichen) Trennung geführt hatte. Eben so hat derselbe nicht aufgehört, die mit ihr erzeugten Kinder für seine ehelichen, rechtmäfsigen Nachkommen, überhaupt deren Legitimität anzuerkennen. Diese Kinder sind: *a*) Augustus von Este, geboren am 13. Januar 1794, also in Beziehung auf die erste, in Rom stattgehabte Trauung, über Neun Monate nach abgeschlossener Ehe, und in Beziehung auf die Trauung in London, in der Ehe; sodann *b*) Augusta von Este, geb. am 11. Aug. 1801, mithin Sieben Jahre nach dem vorangeführten Erkenntnisse. Erst mehrere Jahre nach der Geburt dieser letztern, ungefähr 10 Jahre nach der Vermählung, während einer langen Abwesenheit des Herzogs, hat dessen Gemahlin sich, aus ökonomischen Rücksichten, veranlafst gesehen, einen niederern Titel anzunehmen (mit Vorwissen des Königs, den Namen Lady d'Ameland), den sie bis zu ihrem im Jahr 1830 erfolgten Ableben beibehalten hatte. Es war dieses jedoch ohne irgend eine ausdrückliche oder stillschweigende Verzichtleistung auf Theilnahme an dem Stande, Titel und Wappen ihres Gemahls geschehen. Aus gleicher Rücksicht und mit derselben Gesinnung hat sie sich um dieselbe Zeit dazu verstanden, dafs ihre beiden mit dem Herzoge erzeugten Kinder, anstatt des bis dahin geführten prinzlichen Titels, den Zunamen von Este (dem Ländernamen des Stammvaters des Gesammthauses Braunschweig) angenommen haben, den sie seitdem führen.

Die Fragen, über welche Hr. Augustus von Este, aus Anlafs und in Bezug auf die vorstehend vorgetragenen Thatsachen, die in den Rechten gegründete Meinung des Hrn. Verfs. des vorliegenden Gutachtens erbeten hat, sind:

I. Nach welchen Gesetzen und Rechten sind die Ansprüche Augusts von Este auf den Titel und die Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover, dieses als ein deutsches Fürstenhaus, und nicht als das brittische Königshaus betrachtet, zu beurtheilen?

II. Hat der Prinz Augustus Frederik (Se. K. H. der Herzog von Sussex) mit Lady Augusta Murray im J. 1793 erweislich eine Ehe abgeschlossen? und war diese Ehe, in Folge der in dem vorliegenden Rechtsfalle einschlagenden Gesetze, eine ihrer äufseren Form nach rechtsgültige Ehe?

Vorausgesetzt, dafs diese Frage (II.) zu bejahen ist:

III. Hat August von Este (insbesondere in Beziehung auf die in London im Monat December 1793 geschehene Trauung) die Eigenschaft eines ehelichen Kindes seiner Eltern?

IV. Kann gegen die Rechtsgültigkeit dieser Ehe mit Grund eingewendet werden, dafs der Prinz Augustus Frederik — überhaupt, oder wegen seines jugendlichen Alters — nicht berechtigt war, sich ohne Einwilligung seiner königlichen Eltern zu verheirathen?

V. Ist die in Frage stehende Ehe als eine standesmäfsige Ehe zu betrachten, so dafs August von Este »als ehelicher Sohn seiner Eltern auf *alle die Würden* und *Rechte* Anspruch machen kann, welche von der *Standesmäfsigkeit* seiner Abkunft abhängen?

Die Beantwortung der ersten Frage über die Rechtsquellen, aus welchen die Entscheidnng der vorliegenden Rechtsfrage zu schöpfen sey, complicirt sich dadurch, theils dafs der Prinz Augustus Frederik (Herz. v. Sussex) zur Zeit, als er sich mit Lady Augusta Murray verehelichte, zwei verschiedene rechtliche Eigenschaften, nämlich die Eigenschaft eines Prinzen des brittischen Königshauses, und die eines Prinzen des in dem Kurfürstenthume (dermaligen Königr.) Hannover regierenden Hauses in sich vereinigt hat, und auch gegenwärtig noch in sich vereinigt; theils und sodann durch den Umstand, dafs die Trauungen beidemal nicht in dem Königreiche Hannover, das erstemal selbst aufserhalb der Grenze des brittischen Reichs stattgefunden hat. Beides führt auf die vorstehenden zwei Vorfragen, nämlich auf die Frage: welche von den beiden ebenerwähnten beiden Eigenschaften in dem vorliegenden Rechtsfalle in Betracht komme, mit andern Worten, ob die Ehe des Prinzen nach dem englischen Rechte (oder nach dem Verfassungsrechte des brittischen Reichs), oder aber nach dem Rechte zu beurtheilen sey, welches im Hause Hannover, als einem deutschen Fürstenhause, Kraft und Gültigkeit habe, sodann auf eine andere, nämlich auf die Frage

über die Gesetze und Rechte insbesondere, welche bei der rechtlichen Beurtheilung der äufsern Förmlichkeiten jener Ehe zu Grund zu legen sind?

Gestützt auf die in der staats- und privatrechtlichen Theorie und Praxis allgemein anerkannte Rechtsregel, dafs wenn ein und dasselbe Individuum zwei oder mehrere rechtlichen Eigenschaften in sich vereinigt, ein solches Individuum *in rechtlicher Hinsicht* ganz so zu beurtheilen sey, als ob *diese Eigenschaften* mehreren Personen zukämen, sodann auf den nicht minder feststehenden Grundsatz, dafs in Folge der politischen Unabhängigkeit der Staaten, und der aus dieser folgenden Beschränkung der Wirksamkeit der Staatsgewalt auf das eigene Staatsgebiet, in Fällen, wo die Gesetzgebung mehrerer von einander abhängigen Staaten mit einander collidiren, in der Regel, ein jedes Recht, und eben so eine jede Verbindlichkeit, ausschliefslich unter der Herrschaft der Gesetze und Rechte des Landes stehe, in welchem das Recht oder die Verbindlichkeit (in Gemäfsheit derselben Gesetze und Rechte) geltend gemacht werden darf, und in einem gegebenen Fall geltend gemacht wird; endlich auch unter Hinweisung auf den in dem Staatsrechte des vormaligen deutschen Reichs und in dem deutschen Privat-Fürstenrechte anerkannten Grundsatz, dafs so wie in der Person des Familienchefs, welcher die Regierung mehrerer von einander unabhängiger Staaten in seiner Hand vereinigt, so auch bei den Mitgliedern seines Hauses, eine Mehrheit wesentlich verschiedener Rechtssubjekte stattfinden könne, beantwortet der Hr. Respondent die erste der beiden Vorfragen dahin: »dafs in dem vorliegenden Falle nur die rechtliche Eigenschaft, welche S. K. H. dem Herzog von Sussex als einem Prinzen des in dem Königreiche Hannover regierenden deutschen Fürstenhauses zukomme, in Betrachtung gezogen werden könne und dürfe, dafs mithin dieser Fall nicht nach dem englischen Rechte, oder dem Verfassungsrechte Grofsbritanniens, sondern nach dem Rechte zu beurtheilen sey, welches in dem Hause Hannover, dieses blos als das regierende Haus des Königreiches Hannover betrachtet, Kraft und Gültigkeit habe.« — Eine Folge hiervon ist, dafs der Marriage Act als ein grofsbritannisches, also für einen fremden Staat gegebenes Gesetz, bei der Beurtheilung und Entscheidung des vorliegenden Falles, in seiner Beziehung auf Hannover, durchaus nicht in Betracht kommen kann, und eben so,

dafs das von dem Court of Arches in Folge dieses grofsbritannischen Gesetzes, wegen der Ehe Sr. K. H. des Herzogs v. Sussex gesprochene Urtheil, in dem hannövrischen Staate aller und jeder Kraft Rechtens entbehrt, schon aus dem einfachen Grunde, weil ein richterliches Urtheil nur weil es eine Anwendung des Gesetzes ist, rechtskräftig wird.

In Betreff der zweiten Vorfrage über die Gesetze und Rechte, welche bei der rechtlichen Beurtheilung der äufseren Förmlichkeiten zu Grund zu legen sind, ist unter Bezugnahme auf die Rechtsregel *locus regit actum* (d. i. dafs die äufseren Förmlichkeiten einer Handlung nach den Gesetzen und Rechten desjenigen Landes oder Ortes, wo die Handlung vollzogen worden ist, zu beurtheilen sey) so gründlich als bündig ausgeführt, dafs die in Rede stehende Ehe als eine ihrer äufseren Form nach gültige Ehe zu betrachten sey, es möge dieselbe nun nach dem Rechte des Ortes oder Landes, wo sie eingegangen worden ist, oder nach dem Rechte des Staates, in welchem sie geltend gemacht werden soll (d. i. nach dem im Königr. Hannover, und für das in diesem regierende Haus gültigem Rechte), die Eigenschaft einer förmlichen Ehe habe. Die besondern Gründe, auf welche der Hr. Respondent diese rechtliche Ansicht stützt, sind: *a*) dafs der Prinz Augustus Frederik (Herzog von Sussex) vermöge des Rechtes der Exterritorialität, welches ihm als Prinzen eines kurfürstlichen Hauses zustand, bei einer im Auslande vorgenommenen Handlung nur diejenigen äufseren Förmlichkeiten zu beobachten gehabt habe, die er auch im Lande seines Hauses zu beobachten gehabt haben würde; sodann *b*) dafs in Folge des Grundsatzes des vormaligen deutschen Reiches, dafs ein unmittelbares Mitglied des deutschen Reiches — welche Unmittelbarkeit nicht blos dem regierenden Herrn, sondern in gleichem Maafse auch allen übrigen Mitgliedern des regierenden Hauses zukam — überall, wo es sich auch im deutschen Reiche aufhalte, reichsunmittelbar sey und bleibe; *c*) die deutschen Fürstenhäuser in ihren Familienangelegenheiten nicht unter dem besondern Rechte desjenigen Landes, dessen Regent das Haupt des Hauses war, sondern lediglich nur unter dem *gemeinen deutschen*, d. i. nur unter demjenigen Rechte standen, welches von der Reichsstaatsgewalt gesetzt oder bekräftigt worden war, also *unter den Reichsgesetzen*, die jedoch, mit Ausnahme einiger besonderer Vorschriften, keine die eigenthümliche Stellung dieser Fürstenhäuser

betreffende oder berücksichtigende Bestimmungen enthielten, deren Mangel diese Häuser in Folge der ihnen zustehenden Autonomie, durch Hausgesetze, Familienverträge und Testamente, aus welchen sich ein Familienrecht derselben (das deutsche Privat-Fürstenrecht) herausgebildet, supplirt hatten; *d*) dafs als Folge dieses Ganges der Entstehung und Ausbildung dieses Rechtes jede wesentliche Veränderung, welche mit dem gemeinen deutschen Rechte vorgegangen war, einen mehr oder weniger erheblichen Einfluſs auf ersteres (das Privat-Fürstenrecht) geübt habe; *e*) endlich, dafs in Folge der Veränderung, die durch die Reformation in Ansehung der Ehesachen eingetreten war, die Mitglieder der protestantischen fürstlichen Familien bei Schlieſsung ihrer Ehen zur Beobachtung besonderer kirchlicher Förmlichkeiten nicht weiter verpflichtet, sondern dafs sie berechtigt worden, und noch sind, die Schlieſsung einer Ehe als bloſse Gewissenssache zu betrachten, oder Gewissensehen mit voller Rechtswirkung für Ehegatten und Kinder zu schlieſsen, wenn und so fern nicht das besondere Recht des Hauses andere Vorschriften enthält. Dergleichen seyen aber, erwiesener Maſsen, in dem Hause Braunschweig-Lüneburg keine vorhanden.

In Betreff der zweiten Frage: ob die in Rede stehende Ehe *erweislich*, und zwar in der nach den Gesetzen erforderlichen *äuſseren* Form abgeschlossen worden sey? ist unter besonderer Würdigung des rechtlichen Bestandes und der rechtlichen Folgen einer jeden der Drei Thatsachen, nämlich: *a*) des schriftlichen Eheversprechens, welches Prinz Augustus Frederick und Lady Auguste Murray sich gegenseitig ertheilt haben; sodann *b*) der Trauung in Rom, und *c*) der nochmaligen späteren Trauung in London, darauf hingewiesen, dafs abgesehen von der Unabhängigkeit von jeder äuſseren Förmlichkeit, deren die protestantischen Fürstenhäuser während dem Bestehen der deutschen Reichsverfassung bei Abschlieſsung von Ehen genossen haben, sowohl noch das ältere kanonische Recht, welches zur Zeit der Reformation in Kraft gewesen, wie auch das römische Recht, zur Gültigkeit einer Ehe keine andere äussere Form, als die Uebereinstimmung der Eheleute erfordert habe, und dafs nach dem gemeinen Rechte den Protestanten — abgesehen von dem Landrechte einzelner Staaten — die kirchliche Einsegnung zur Gültigkeit der Ehe nicht erforderlich sey. Der Einwurf — wenn ein solcher etwa gemacht werden wollte, — dafs das gegenseitige schriftliche Eheverspre-

chen, seinem Wortlaute nach, nur *sponsalia de futuro*, und nicht *sponsalia de praesenti* enthalte, ist theils durch Hinweisung auf die ebenfalls schriftliche Erklärung, welche der Prinz Augustus Frederik am 4ten April 1793 darüber, dafs dasselbe, beziehungsweise die Ehe, an diesem Tage vollzogen (die *sponsalia pro futuro* in solche *de praesenti* umgewandelt) worden seyen, theils durch eine solche auf die Vorschrift des in dem vorliegenden Falle anwendbaren älteren kanonischen Rechts entkräftet, nach welchem ein Eheverlöbnifs, das physisch vollzogen worden ist, kraft Gesetzes, eine (in allen und jeden Beziehungen gültige) Ehe seyn soll. Der Beweis, der zwar ohne alle äufsere Förmlichkeit, jedoch durch einen Geistlichen und nach dem Ritus der anglikanischen Kirche in Rom bewirkten Trauung, ist mit siegenden Gründen geführt; jener der in London vollzogenen Trauung, durch das pfarramtliche Zeugnifs aufser allen Zweifel gestellt. Dieselbe sey mit allen äufsern Förmlichkeiten vollzogen, welche nach dem englischen Rechte, also nach dem Rechte des Landes, in welchem sie geschah, erforderlich waren, und aus diesem Grunde in Folge der vorerwähnten Rechtsregel *(locus regit actum)* auch in Bezug auf das Königreich Hannover und dessen Fürstenhaus, als eine förmliche Trauung und als vollkommen erweislich zu betrachten. In Bezug auf dieses letztere Königreich handle es sich lediglich um die Thatsache, dafs die Ehe abgeschlossen worden sey, unabhängig von der Rechtsfrage über die rechtliche Befähigung der Partheien zu ihrer Eingehung. Die Befähigung hierzu habe aber (wie vorstehend dargethan) dem Prinzen Augustus Frederik, in seiner Eigenschaft als Mitglied des in Hannover regierenden Königshauses betrachtet, unbedingt zugestanden, in Hinsicht auf welches sowohl der Marriage Act als auch das Erkenntnifs des Courts of Arches ohne alle rechtliche Wirksamkeit sey.

In Betreff der dritten Frage: ob Augustus von Este (insbesondere in Beziehung auf die in London geschehene Trauung) die Eigenschaft eines ehelichen Kindes seiner Eltern habe? beschränkt sich die Beantwortung mehr nur auf eine blofse Andeutung der Gründe, welche ihre Bejahung aufser Zweifel stellen. Es constire nämlich, dafs, in sofern diese Frage auf das Eheversprechen vom 21. März 1793, oder auf die Trauung in Rom bezogen werde, die Zeit, die von dieser bis zur Geburt des Augustus von Este verflossen war, über Neun Monate betrage. Auf die letztere, nämlich auf die Trauung in London bezogen, sey zwischen dieser und seiner Ge-

burt zwar nur ein Zeitraum von ungefähr Sechs Wochen verflossen (die Trauung geschah am 4. Dechr. 1793; geboren wurde Augustus von Este den 13. Jan. 1794). Sowohl nach dem englischen, als nach dem gemeinen deutschen Rechte werde indessen ein in der Ehe gebornes Kind, es sey kürzere oder längere Zeit nach deren Abschlusse zur Welt gekommen, als eheliches Kind betrachtet, welche Eigenschaft nach dem letzteren Rechte, selbst die vor der Ehe gebornen Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Eltern erhielten.

Eine gröfsere Ausführlichkeit ist dagegen der vierten, nämlich der Frage gewidmet: ob der Prinz Augustus Frederik — überhaupt, oder wegen seines *jugendlichen Alters* — berechtigt war, sich ohne die Einwilligung seiner Eltern zu verheirathen? Dieselbe ist bejaht, unter Hinweisung auf das Jus canonicum (von welchem bei dieser Frage auszugehen sey), nach welchem *eine Ehe nicht* aus dem Grunde angefochten werden könne, weil sie *ohne Einwilligung der Eltern abgeschlossen worden sey* (oder in der Kunstsprache *deficiens consensus parentum* nicht ein *impedimentum matrimonii dirimens* ist). Es behaupteten zwar einige Schriftsteller, dafs nach dem gemeinen deutschen *protestantischen* Eherechte die Zustimmung der Eltern zur Gültigkeit einer Ehe erforderlich sey. Begründeter sey jedoch die entgegenstehende Behauptung, dafs, so wie aus dem ersteren nie ein rechtlich verpflichtendes Gesetz abgeleitet, eben so wenig durch die Landesgesetze eine Regel des gemeinen deutschen Rechtes, und noch weniger eine für die deutschen Fürstenhäuser gültige Regel begründet werden könne. Aber auch hiervon abgesehen, und auch davon, dafs nach dem Rechte des Hauses Braunschweig die Prinzen dieses Hauses mit zurückgelegtem 18ten Lebensjahre volljährig würden, und dafs daher der Prinz Augustus Frederik, als er sich mit Lady Augusta Murray verheirathete, in der Eigenschaft eines Prinzen des Hauses Braunschweig, das Alter der Volljährigkeit bereits erreicht gehabt habe, sey, was das Alter der Partheien betreffe, die Gültigkeit einer Ehe nicht sowohl von der Minderjährigkeit, sondern vielmehr nur von der Ehemündigkeit (oder der pubertas) abhängig. Jedoch selbst angenommen, dafs zur Gültigkeit der in Frage stehenden Ehe die elterliche Einwilligung erforderlich gewesen wäre, so würden jedenfalls nur die Eltern des Prinzen Augustus Frederik befugt gewesen seyn, dessen Ehe, wegen dieses

Hindernisses, als nichtig anzufechten. Beide Eltern seyen aber mit Tod abgegangen, *ohne* dafs von ihnen *irgend eine Mafsregel*, oder irgend eine *Erklärung* erlassen worden wäre, welche den Erfolg, oder auch nur den Zweck gehabt hätte, diese Ehe in Hannover, oder in Beziehung auf das in Hannover regierende Haus zu vernichten. Einer solchen Mafsregel oder Erklärung, überhaupt einer bestimmten Aeufserung ihres Widerspruches, würde es aber um so mehr bedürft haben, weil, wie sich aus dem bereits erwähnten Familiengesetze ergebe, bis zu dessen Erlassung die Prinzen des Hauses Braunschweig zur Einholung dieser Einwilligung nicht verpflichtet gewesen seyen. Die Unterlassung eines solchen elterlichen Widerspruches könne daher als eine nachgefolgte stillschweigende Einwilligung, oder als eine Ratihabitation betrachtet werden; eine solche wirke aber auf den Anfang der Ehe dergestalt zurück, als ob dieselbe gleich Anfangs mit des Vaters Einwilligung abgeschlossen worden wäre.

Die fünfte Frage über die Standesmäfsigkeit der in Rede stehenden Ehe zerspaltet sich in zwei Fragen, nämlich: ob und in wie fern dieselbe überhaupt als eine standesmäfsige Ehe zu betrachten sey? sodann: in wie fern ihr diese Eigenschaft aus dem Grunde bestritten werden könne, dafs Lady Augusta Murray nicht von deutschem, sondern von schottischem Adel sey? Die Beantwortung der ersteren dieser beiden Fragen erörtert und zeigt den Einfluss, welchen die Standesverschiedenheit und Standesungleichheit auf die rechtlichen Verhältnisse der Ehen und der in denselben erzeugten Kinder von den ältesten Zeiten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts (bis 1742) gehabt hat, wo in der Wahlkapitulation Kaiser Karl VII. der bis dahin einzigen alt- und ächtgermanischen Mifsheirath — der Ehe zwischen Freien und Unfreien — eine zweite Art von solcher, nämlich die Ehe eines Reichsstandes, oder eines aus einem reichsständischen Hause entsprossenen Herrn, mit einer zwar freigebornen, aber nicht adelichen Person, reichsgesetzlich, mithin reichsgemeinrechtlich, hinzugefügt worden ist. „Zwar sey (wie der Hr. Respondent ferner ausführt) mit dem Aufhören des deutschen Reichs auch die verbindende Kraft der Reichsgesetze — die verbindende Kraft des gemeinen deutschen Rechts, als eines von der Reichsstaatsgewalt bekräftigten Rechts — erloschen; jedoch habe dieses Recht noch eine andere Sanction für sich gehabt, die nämlich, dafs dasselbe in denjenigen deutschen Fürstenhäusern und in den-

jenigen deutschen Ländern, in welchen es nicht durch die Haus- oder durch die Landesgesetze abgeändert worden war, zugleich die Eigenschaft eines durch diese Gesetze bekräftigten Rechts gehabt habe. In dieser Eigenschaft sey dasselbe auch jetzt noch in Kraft; die Frage also, wann die Ehe eines deutschen Fürsten für ebenbürtig, wann sie für eine Mifsheirath zu erachten, lediglich nach dem vorstehend angedeuteten Grundsatze zu entscheiden, in so fern nicht das besondere Recht des einen oder andern deutschen Fürstenhauses eine von diesem Grundsatze abweichende Vorschrift enthalte. Nun sey sowohl in dem Hause Hannover als in dem Gesammthause Braunschweig der Grundsatz des gemeinen deutschen Privat-Fürstenrechts, nach welchem nur die Ehe eines Fürsten mit einer Bürgerlichen kraft Gesetzes für eine Mifsheirath zu erachten sey, nie durch ein entgegengesetztes Herkommen aufgehoben, derselbe vielmehr in vorkommenden Fällen anerkannt und befolgt worden — namentlich bei der im J. 1682 erfolgten Vermählung des Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover (nachmaligem ersten Könige aus diesem Hause in dem brittischen Reiche) mit der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm zu Braunschweig-Celle, aus dessen Ehe mit Eleonore d'Emiers, Marquise d'Olbreuse, einem Fräulein aus einer altadelichen französischen Familie. — «

Es führt diese historisch und rechtliche Erörterung zu dem Resultate, »dafs die Ehe zwischen dem Prinzen Augustus Frederik (Herzog von Sussex) und der Lady Augusta Murray, dem gemeinen deutschen Fürstenrechte nach, *als eine ebenbürtige Ehe* zu betrachten sey, dafs also nach demselben Rechte dem in dieser Ehe erzeugten Sohne die Eigenschaft eines Prinzen des Hauses Hannover in allen und jeden Beziehungen zukomme. — Oder, wie der Hr. Respondent sich in dem endlichen Resultate des vorliegenden Rechtsgutachtens ausdrückt: »dafs August von Este *nicht* nur (nach dem Rechte des königlichen Hauses Hannover) die Eigenschaft eines *ehelichen* Sohnes seiner Eltern, des Prinzen Augustus Frederik, Herzogs von Sussex, und der Lady Augusta Murray, sondern auch *alle die Titel, Würden und Rechte*, welche einem in ebenbürtiger Ehe erzeugten Sohne eines *Prinzen* des im Königreiche Hannover regierenden Hauses zukommen, in Anspruch zu nehmen für wohlbefugt zu erachten sey.« — Einen ferneren Grund und eine rechtliche Bestärkung für die Ansicht, dafs die in Rede stehende Ehe nach dem gemeinen deutschen Fürstenrechte zu beurtheilen sey, findet der Hr. Respondent in dem thatsächlichen Umstande, dafs und weil die Abschliefsung derselben noch in die Zeit des Bestehens des deutschen Reiches falle. — Selbst im Falle, dafs die Ebenbürtigkeit der Ehe eines Prinzen aus einem vormals reichsständischen Hause die Abstammung der Gemahlin aus einer Familie von altem hohen Adel bedinge, würde die der Lady Augusta Murray aus einem vormals souveränen Hause —

in seiner Eigenschaft als Besitzer der Insel Man, über welche dasselbe erst in neuerer Zeit die Souveränität an die brittische Krone abgetreten hat, und hierdurch in eine mit den deutschen standesherrlichen Geschlechtern in jeder Beziehung vergleichbare Kategorie getreten ist — überhaupt aus einem solchen, welches selbst Könige unter seinen Ahnen zählt, und von derselben Herkunft, welcher das Haus Braunschweig-Lüneburg seine Erhebung auf den brittischen Thron verdankt, einer solchen Forderung oder Bedingung in vollem Maafse genügen. Der Beweis dieser Abstammung ist durch die Stammtafeln geführt, welche dem Rechtsgutachten vorgedruckt sind.

Der Einwurf endlich, der, und wenn ein solcher aus der Abstammung der Frau Mutter August's von Este aus einer schottischen, mithin aus einer ausländischen Familie abgeleitet werden wollte, ist durch eine Hinweisung auf die Thatsache entkräftet, dafs der Adel anderer europäischer Staaten, in Deutschland (und wie das ebenerwähnte Beispiel beweist, namentlich auch in den hannövrischen Staaten) insbesondere in Beziehung auf das Band der Ehe, stets nach den Grundsätzen des deutschen Adelsrechtes beurtheilt worden sey.

Ref. glaubt die Ausführlichkeit dieser Anzeige theils durch die Wichtigkeit des Falles, der zu dem vorliegenden Gutachten Anlafs gegeben hat, theils und sodann auch dadurch gerechtfertigt, dafs Herr von Este sich die Disposition über die in verhältnifsmäfsig nur in geringer Anzahl abgedruckten Exemplare vorbehalten hat, und hierdurch dasselbe einer wünschenswerthen allgemeineren Kenntnifs entzogen bleibt.

Vorgedruckt sind dem Rechtsgutachten: *a*) vier genealogische Tafeln zur Nachweise der Abstammung der Lady Augusta Murray, im 12ten Grade von König Jakob II., König von Schottland; im 10ten Grade von Heinrich VII., König von England; im 12ten Grade von Karl VII., König von Frankreich; im 7ten Grade von Wilhelm, Prinz von Oranien, und weiter, dafs Lady Augusta's Urgrofsvater zweiter Sohn der regierenden Souveräne der Insel Man gewesen ist; *b*) ein Auszug aus den rechtlichen Gutachten der Doctoren Lushingtons und Griffith Richards über den vorliegenden Fall in seinen Beziehungen auf England und Schottland, und aus jenem von O'Connell in seinen Beziehungen auf Irland; demselben am Schlusse beigefügt das neueste Familiengesetz des Gesammthauses Braunschweig vom Jahr 1831 und der sogenannte Marriage-Act (oder 12 Geo. III, C. II. *an act for the better regulating the future Marriages of the Royal Family*) in der Ursprache.

v. Malchus.

N°. 64. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. Valerii Catulli Veronensis Carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Döring. Altonae, sumtibus J. T. Hammerichii, 1834. X u. 255 *S. in gr.* 8.

Ein würdiger Veteran beschenkt die Freunde alter Literatur mit dieser Ausgabe Catull's, des ungezogenen Lieblings der Grazien, dem man nichts weiter wünschen möchte als was Jean Paul dem Verfasser der Reise in das mitägliche Frankreich wünschte, nämlich dafs er mehr decrottirt wäre. Allein Catull ist aus Einem Stück. Man kann ihm nichts nehmen, ohne das Ganze dieser glänzenden Erscheinnng zu zerstören. Seine lebendige Auffassungskraft, seine Phantasie, seine Naivetät, sein Witz, Hnmor, Ausdruck beruhen eins auf dem andern, bedingen sich, und geben nur vereint diesem Schriftsteller den Rang des genialsten Dichters, den Rom hervorbrachte.

Nehmen wir ihn denn, wie er ist, und danken Hrn. Döring, dafs er noch in seinem 79. Jahr sich des Jugendlieblings erinnerte. Mit dem regsten Eifer und mit rühmlicher Bescheidenheit unterzog er sich der Umarbeitung des frühern Commentar's, der ihm nicht mehr genügte, soviel Dankenswerthes er auch enthält, und unterwarf diesen neuen vor dem Abdrucke der Durchsicht seines gelehrten Freundes Jacobs, dessen Tbeilnahme an dem Musenwerke sich mehrmals zeigt.

Unter solcben Umständen liefs sich Vorzügliches erwarten, und wirklich ist diese, „C. A. Böttigero, animae suae dimidio," dedicirte, Ausgabe Catull's die beste, die wir besitzen, und ein gefälliger, meist auch sicherer, Wegweiser durch die öfters wildverwachsenen Zaubergärten Catull's. Zwar hätten wir wohl vor den Gedichten selbst eine allgemeine Darstellung der Römerwelt jener Zeit mit ihrer Geschichte, ihren Sitten, ihren Tugenden und Lastern, nach Wielandischer Art, gewünscht, auch ein geistreich skizzirtes Leben des Dichters, der, aus angesehenem Geschlecht stammend, Anfangs die, seinem Stande angemessene, Laufbahn betrat, aber, verstimmt durch den bithynischen Feldzug unter dem Filz Memmius, plötzlich, wie vom Genius beim Schopfe gefafst, in seine heimische Halbinsel zurückeilte, und, obwohl nicht reich, doch zu Rom in den höchsten und niedrigsten

Kreisen sich mit gleicher Freiheit bewegte, so dafs er, trotz des anscheinenden Cynismus, Cicero's Gunst erwarb, und sogar einem Cäsar Achtung abzwang, an dessen Tafel er neben Mamurra, dem von ihm öffentlich verhöhnten Liebling des Imperators, ja diesen selbst nicht schonend (m. s. Carm. 29 und 57.), safs. So eingeleitet hätte der Leser mancher einzelnen Hindeutungen, wie Carm. 25. zu Anfang; 28, 10; 32. u. s. w., nicht bedurft, und wäre auf Ein Mal orientirt gewesen. Doch wird Dies auch jetzt gleichsam schrittweis bewirkt, und die klar und präcis geschriebenen Anmerkungen voll Sach- und Sprachkenntnifs, die ein geläuterter Geschmack regelt, werden im Ganzen genommen sowohl Kenner als Liebhaber zufrieden stellen.

Wir übergehen weniger bedeutende Desiderata, und beweisen lieber dem Herausgeber unsern Dank durch Beleuchtung einiger Stellen, die uns verderbt, vernachlässigt, oder ohne hinlänglichen Grund verdächtigt, scheinen.

Carm. 6, 1:

> Flavi, delicias tuas Catullo,
> Ni sint illepidae atque inelegantes,
> Velles dicere, nec tacere posses.

Die Folge der temporum erfordert, unserer Meinung nach, *Ni essent*. Freilich eine harte Elision, sonderlich zu Anfange des Verses; allein Catull achtet Dergleichen nicht sehr. So 86, 6:

> *Tum omnibus* una omnes surripuit veneres (nicht Veneres);

89, 5:

> *Qui ut* nihil attingat, nisi quod fas tangere non est;

und vor Allem 102, 3:

> *Me unum* esse invenies illorum jure sacratum.

5 elidirte Worte hinter einander hat der Vers *Quam modo qui me unum atque unicum amicum habuit* 73, 6. Und so erlaubt er sich gegentheils auch *hiatus* nach Plautus' Art, wie *horribilesque ultimosque Britannos* 11, 11. (Virgilischer, wie *novo auctus hymenaeo* 66, 11, *cupido optantique* 107, 1. nicht zu gedenken); Crasen, wie *Aquinios* 14, 18, *Veronensium* 100, 2, *Formiano* 114, 1. u. s. w. — In demselben Gedicht, Vers 7, möchten wir *taciti* vorschlagen, da *tacitum* mit *cubile* verbunden widersinnig, und auf *te* zurückbezogen hart ist. — Dagegen hat *Nam* V. 12. keine Schwierigkeit. „Dein Schweigen," meint C., „überzeugt nicht. Das Nichtschweigen des Bettes u. s. w. gilt mir mehr:

nam mihi praevalet, ista (cubile, pulvinumque) nil (d. h. *non*) *tacere, tu taces; at illa non tacent; quod praevalet apud me.*«

Carm. 10, die 2 Schlufsverse:

Sed tu insulsa male et molesta vivis,
Per quam non licet esse negligentem.

Hier wünschten wir eine Erläuterung. Zwar *vivis* für *es* ist klar; aber der Sinn von *negligentem* scheint nicht so offen darzuliegen. Folgende Paraphrase wird ihn hoffentlich bezeichnen: »Aber wirklich du verstehst keinen Spafs *(Sed tu male insulsa vivis)* und bist lästig, weil man sich bei dir nicht gehn lassen, in den Tag bineinschwatzen und tüchtig aufschneiden darf, wie ich eben that, *per quam non licet esse negligentem.* Vielmehr mufs man sich hüten, dafs du einen nicht gleich beim Wort nimmst.« Alles Scherz, versteht sich.

Carm. 12, 9. ist uns *disertus leporum* so wenig anstöfsig, als *suppernata* (m. s. Fesus s. v.) 17, 19.

Dagegen kann Carm. 17, 3. *adsulitantis* unmöglich geduldet werden. Sprache, Metrik und Sinn machen Einspruch dagegen. Vossius fühlte Dies; aber seine Aenderung *asculis stantis* genügt nur dem Verse; auch ist *asculis* ein unbewiesenes Wort. Schreiben wir lieber so:

—— sed vereris, inepta,
Crura ponticuli, assulis tantis irredivivus
Ne supinus cat etc.,

»aber du gute Thörin fürchtest die (schwachen) Brückenpfeiler, dafs nicht die Brücke mit all den vielen Brettern, woraus sie besteht, unrettbar in den Grund versinke *(ne supinus eat irred. assulis tantis).*«

Carm. 19, 1:

Hunc ego, juvenes, locum, villulamque palustrem.

Vielleicht *o juvenes,* weil *ego* mit langer Endsylbe wenigstens sehr ungewöhnlich ist. — 4. ist das Verbum substant. nöthig. Daher vermuthen wir: *ut* (durch — *ut,* wie es scheint, verdrängt) *magis et magis sit beata qu.* — 6. *tuguri*, nach alter Schreibart, nicht *tugurii.* — 11. *Primulum, primulum florido, primo flore veris. Primitus* ist durchaus verwerflich.

Carm. 20, 3. kann vielleicht *sinistra* mit kurzer Endsylbe nach griechischer Art für *sinistre* stehn, wie 22, 18. *idem omnes fallimur* für *eadem in re.* C. ist ein geistreicher Nachahmer der Griechen.

Carm. 28, 2: *aptis sarcinulis.* Man setze zuversichtlich *artis sarc.*, knappen Beuteln, wie *arta annona* u. dergl. *r* und p werden oft verwechselt. So *pector* für *rector* im Berl. MS. der Metamorphosen Ovid's 6, 232, und hingegen ebenda 4, 181. in vielen Handschriften *arte* für *apte.* — 6. scheint Interpunction zu helfen, wenn man so schreibt:

Ecquidnam in tabulis patet lucelli,
Expensum ut mihi (patet),

„Ist dir etwas Gewinn klar und sicher, wie mir meine Ausgabe, mein Verlust, klar ist?" Dann wohl besser: *refero hoc (hoc, oc,* konnte leicht ausfallen) *datum lucello,* d. h. *ad lucellum,* „ich bringe dies Geschenk unter die Rubrik „Gewinn," nämlich was in den Worten *O Memmi, — irrumasti* liegt, die gute Lehre, sich künftig vor so schmählicher Behandlung, als ihm von dem Prätor C. Memmius widerfahren war, in Acht zu nehmen.

Carm. 37, 18. vielleicht *filîs* für *filiis,* wie *gratis* für *gratiis* u. dergl., nach alter Art.

Carm. 39, 2. schreiben wir *si* (für *sive) ad rei. Seu ad rei* ist eine unerhörte crasis.

Carm. 41, 7, 8:

Non est sana puella, nec rogare
Qualis sit solet haec imaginosum.

Offenbar verderbt ist das lateinische *imaginosum.* Hr. Döring conjecturirt daher *imago nasi,* was er so interpungirt und erklärt: „*nec rogare, qualis sit, solet haec* (oder *ista), imago nasi,* h. e. *nec (ista) rogare (speculum consulere), solet, qualis (quam foeda vel turpis) sit imago (forma vel species) nasi.*" *Sic clara et perspicua sunt omnia,* sagt er. Allein wir können ihm hierin nicht beistimmen. Die Erklärung des *rogare* durch *speculum consulere* ist zu willkührlich. Also schreiben wir vielmehr *imago nasum.* „Dies Bild von Weibe," sagt C. lannig, „diese Erscheinung, dies Gespenst, frägt nicht seine Nase, was es für ein (häfsliches) Geschöpf sey."

Carm. 45, 8, 9. und 17, 18. behalten wir mit Ramler (Kajus Valerius Katullus, in einem Auszuge, lat. und deutsch, von Karl Wilh. Ramler, Leipzig, 1793.) *sinistra* und *dextra,* die Lesart fast aller Handschriften und alter Drucke, d. h. links, sowie zuvor rechts, auf allen Seiten, ganz und gar, wovon das rechts und links sinnliche Bezeichnung ist. Viel zu gesucht erklärt Ramler: »Man stelle sich vor, dafs Akme dem

Septimius so auf dem Schoofse safs, dafs wenn Amor auf die linke Seite desselben treten wollte, er gegen die rechte Seite der Akme zu stehen kam. Sobald also Akme ihren Schwur gleichfalls thun wollte, sprang er geschwind von ihrer rechten Seite auf ihre linke, ihr gleichfalls ein glückliches Orakel vorzuniesen.« Hr. D. hat hier *sinistram, dextram,* ohne die bedeutende Variante auch nur zu erwähnen, da doch jenes kaum erklärbar ist. Ein Uebelstand, den die Hinweisung auf Sillig's variantenreiche Ausgabe nicht beseitigt. Unstreitig war es besser, bei bedenklichen Stellen die Varianten, auch die dem Anschein nach unbedeutenden, selbst anzuführen. Sie leiten öfters die Kritik.

Carm. 49, der Schluſs:

> Tanto pessimus omnium poëta,
> Quanto tu optimus omnium patronus.

Unbezweifeltes Latein wäre *Tantum, Quantum,* für *Tam, Quam.* So Plautus Amphitr. 5, 1, 5: *tanta mira facta sunt* für *tam mira,* u. s. w.

Carm. 51, 13:

> Otium, Catulle, tibi molestum est.

Unser Herausgeber findet hier Alles in der Ordnung, und empfiehlt blos *fugam otii:* „*Ovidius quoque, pariter ac Catullus, fugam ignavi otii tanquam praesentissimum, quo pellatur amoris furor atque impetus, remedium commendat. Remed. Amor.* 139, 140: *Otia si tollas, periere Cupidinis arcus*« u. s. w. Ramler dolmetscht: „Müfsiggang, Katullchen, ist dir gefährlich.« *Otium,* Müfsiggang, und *molestum,* gefährlich! wie schief! wie falsch! Carm. 50. sagt C.: *Otiosi multum lusimus in meis tabellis,* und ähnlich spricht Horaz öfters von *nugis,* wo er seine Gedichte meint. Solche *otia* sind nicht *molesta,* aber *periculosa, perniciosa,* weil sie abhalten von *negotiis,* d. h. von eigentlichen Geschäften in Krieg und Frieden, dergleichen auch C. ohne Erfolg versucht hatte. Kurz, *molestum* ist verschrieben. Man setze alterthümlich:

> Otium, Catulle, tibi immodestum est,

d. h. *immodicum, nimium.* C. hatte das Gedicht geschlossen mit *Lumina nocte,* und flog vielleicht zu seinem Fabull oder Septimius, oder zu einer von seinen Liebschaften. Wieder zurück setzte er diesen Schluſs hinzu, in welchem er sich humoristisch mit den besiegten Perserkönigen und dem zerstörten Troja vergleicht, ohngefähr wie Scarron seinen durchgestofsenen Rockärmel

begreiflich findet, weil ja Obelisken und Pyramiden gestürzt seyen. Ramler nimmt, nach seiner Weise (man erinnere sich nur an Göckingk's Zurechtstutzung in der lyrischen Blumenlese), er nimmt, sag' ich, diesen Scherz viel zu ernst, wenn er Folgendes hier anmerkt: »Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs der Dichter die letzte Strophe, die ganz in seinem Geschmack geschrieben ist, erst nachher hinzugesetzt hat, dem Gespötte auszuweichen, einer so lüderlich gewordenen Person jemals ein so zärtliches Liebeslied gesungen zu haben.« Uebrigens ist die Verwechslung der Buchstaben *d* und *l* in den Handschriften, sowie die Auslassung oder Verdoppelung derselben Buchstaben, zu gewöhnlich, als dafs wir nöthig hätten, Beispiele davon anzuführen. Man schrieb zuerst (vielleicht zufällig) *tibimmodestum est;* dann *tibi modestum est;* endlich, was man zu verstehn glaubte, *tibi molestum est.*

Carm. 54. ist sehr entstellt, und schwer zu heilen. Ungewöhnlich steht hier in den Hendekasyllaben oft der Spondeus anstatt des Dactylus. Doch findet sich Aehnliches theils bei Catull, z. B. Carm. 61, Vers 25, theils in Seneca's Trauerspielen. Wir schreiben einige Vermuthungen her, ohne eben dafür einstehen zu wollen. Vers 9:

Has vel te sic ipse flagitabam.

Unsinn. Vielleicht:

Has vellens ita te reflagitabam.

V. 11: *nudum sinum reducens.* Vielmehr: *nitidum.* — V. 16: *Audacter committe, crede luci.* Wohl verschrieben für *Aud. comiti tuo ede, Luci.* Diesen Namen vermutheten schon Andre. — V. 31:

Et multis languoribus peresus.

Wahrscheinlich: *Et lang. intimis per.*

Carm. 83, 6: *uritur et loquitur.* Matt nach *gannit et obloquitur.* Vermuthlich: *coquitur.*

Carm. 92. billigen wir Hrn. D.'s *mala* für *male,* da sich auf Jenes *totidem* im Folgenden bezieht. Dann noch sprachrichtig: *quasi non totidem mox deprecer illi* für *deprecor,* was ebenfalls schon von Andern gebessert ist.

Die gröfseren Gedichte epischer und elegischer Art sind im Ganzen weniger entstellt. Auch müssen wir die Segel einziehen, um nicht über unsere Grenzen hinauszuschweifen. Also nur noch Eine Conjectur aus eignen Mitteln, nämlich p. 136: *postquam est*

porrecto tacta marita sene, für *facta*, „nachdem der Tod des geduldigen alten Ehemanns seine Gattin (eben die *moecha*, mit deren Thür der Dichter wortwechselt) betroffen, und sie vielleicht unter strengere Aufsicht gestellt hat.“

Und zum Schluſs stehe hier eine sinnreiche Aenderung Ramler's im 79. Gedicht. Da es kurz ist, so setzen wir es ganz her, wie es in den meisten Büchern und auch bei Hrn. D. lautet:

Lesbius est pulcher, quidni? quem Lesbia malit
Quam te cum tota gente, Catulle, tua.
Sed tamen hic pulcher, vendat cum gente Catullum,
Si tria notorum suavia repererit.

Um die Worte *Si tria — rep.* zu erklären, schildert uns der Herausgeber den Lesbius, wir wissen nicht auf welche Autorität hin, als einen *hominem impuri oris, qui vix a vulgaribus et sibi notis hominibus, nedum a Lesbia, tria suavia (savia) accepturus sit.* Dies scheint uns gezwungen. Auch ist *notorum* nicht allgemeine Lesart der Codices. Einige haben *natorum*. Man schreibe zusammenhängend, nach alter Weise, *trianatorum*, und man wird fühlen, wie höchst wahrscheinlich Ramler ändert *tria amatorum*, drei Liebhaberküsse, d. h. besonders schöne oder zärtliche, die, wie Horaz sagt, *Venus quinta parte sui nectaris imbuit.* Das Talent, solche Küsse zu erfinden, und somit Zärtlichkeit und feines Gefühl überhaupt, spricht C. dem Lesbius ab. Ihm selbst, dem unendlichen Küsser voll genialer Naïvetät, konnten dergleichen Vorzüge nicht streitig gemacht werden. Aehnlich von der Quintia Carm. 86:

Quintia formosa est multis; mihi candida, longa,
Recta est. Hoc ego; sic singula confiteor;
(Vielleicht: Haec ego sic sing. conf.)
Totum illud *Formosa* negoʒi „*nam nulla* venustas,
Nulla in tam magno est corpore mica salis.“

Ramler selbst (wer sollt' es glauben?) verstand seine Verbesserung nicht, denn so übersetzt er diese Stelle:

„Doch der Schöne verkaufe Katullen sammt seinem Geschlechte,
Wenn er von allen Liebhabern drei Mäulchen erhält.“
Sic vos non vobis mellificatis, apes!

Carm. 43. *Ad Juventium.* Anständig schreibt Ramler sowohl hier als Carm. 81: *Ad Neaeram*, und Carm. 99: *mellita Lycori.* Hr. D. nimmt keinen Anstoſs, und er hat Recht, besonders

als Herausgeber, dessen Spielraum etwas freier ist als der des Uebersetzers. Dergleichen sind unvertilgbare Flecken des Alterthums, sowie noch heut zu Tage der Völker Südeuropa's und der Orientalen. Auch über Derbheiten, wie *cacata charta* p. 45. kein Stirnrunzeln! Sie liegen im Charakter des humoristischen Stils. Nur Stellen, wie sie im 23. Gedicht vorkommen, sind gemeiner Schmutz, und Catull's unwürdig.

Wir rühmen noch die sorgfältige Correctur des Dr. Straubel, der vielleicht nur Einen Druckfehler (*mendacitate* für *mendicitate* p. 32.) durchschlüpfen liefs; das äufserst genaue Wörterverzeichnifs, welches Karl Regel, ein hoffnungsvoller Enkel und Schüler des Hrn. Döring, anfertigte; endlich die schöne Ausstattung des Verlegers, dessen Lettern aus der Engelhard-Reiherischen Officin in Gotha, auf gutes Papier mit liberaler Eleganz abgedruckt, auch den verwöhnten Literaturfreund befriedigen.

Dr. *F. H. Bothe.*

De l'expedition d'Annibal en Italie et de la meilleure manière d'attaquer et de défendre la peninsule italienne. Avec un carte. Par F. de Beaujour. Paris 1832. 8. *Chez Firmin Didot frères, Rue Jacob, No.* 24.

Unter der Masse von Schriften, welche im In- und Ausland über Hannibal's Zug nach Italien erschienen sind, ist die vorliegende im Ganzen wenig unter uns bekannt geworden, und deshalb will Ref. auf die wesentlichen, darin enthaltenen Punkte bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen.

Die Schrift zerfällt eigentlich in zwei Abtheilungen, von welchen die zweite sich in allgemeinen Betrachtungen politisch-strategetischer Natur über die beste Art eines Angriffs und einer Vertheidigung der italischen Halbinsel verbreitet, und in so fern für den Staatsmann und Kriegsmann von Interesse ist, welcher eben aus der Art und Weise, wie Hannibal in Italien eindrang, lernen soll, was er in gleichen Fällen zu thun habe, wie er Italien anzugreifen und wie er es zu vertheidigen habe. Diese Betrachtungen füllen die eine Hälfte der Schrift, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen können; wir wenden uns daher zu der ersten, wie billig, diesen Betrachtungen vorausgehenden Abtheilung. Sie

enthält eine nähere Untersuchnng über den ganzen Zug Hannibal's von dem Abmarsch aus Spanien an durch Frankreich über die Alpen in die Ebenen Italiens und über die darauf folgenden Ereignisse, wobei sie das Verhalten Hannibal's in Italien einer weiteren Prüfung unterwirft. Nach dem Verf. passirte Hannibal die Rhone nach Avignon zu, zog dann die Rhone aufwärts bis Valence nach dem Zusammenfluſs der Rhone und Isère, dann letzteren Fluſs aufwärts auf dem linken Ufer bis gegen Grenohle und von da zum Berg Lautaret, dann zu den Quellen der Dnrance, um über den Mont Genèvre in das Pothal nach Turin herahzusteigen. Vergl. p. 17. Es kann hier nicht der Ort seyn, in eine Rechtfertigung oder in eine Widerlegnng dieser Behanptung, die übrigens der Verf. auch mehr als Vermuthung, ohne ihre absolute Gewiſsheit anzuerkennen, ausspricht, einzugehen, und Ref. würde am wenigsten wagen, über eine Sache entscheiden zu wollen, wozu Kenntniſs der Gegenden und Autopsie nöthig ist, ja, wie die zahlreichen über Hannibal's Zug über die Alpen vorhandenen Schriften beweisen, selbst diese nicht einmal ansreichend zu seyn scheint, um vor Irrthümern frei zu bleiben nnd eine Entscheidung zu geben, die weiterem Zweifel keinen Raum verstattet. Der Hr. Verf. legt für seine Ansicht anch darauf noch ein hesonderes Gewicht, daſs die Straſse über den Mont Genèvre die zu den Zeiten der Römer besuchteste gewesen und daſs sie es auch dereinst wieder werden dürfte, wenn die Straſse des Lautaret, die weit kürzer und leichter sey als die über den Mont-Cenis, geöffnet sey. In die bei der ganzen Untersuchung höchst wichtige Frage, oh die Angahen des Livius oder die des Polyhius über diesen Zug Hannihal's den Vorzug verdienten, hat sich der Verf. nicht eingelassen. (Vergl. uns Röm. Lit. Gesch. §. 196, a. not. 18. 19. 20.) Er untersucht dagegen das Benehmen Hannihal's in den anf jenen Uebergang folgenden Schlachten am Tessino, an der Trebia, am Trasimenischen See, hei Cannä, er sucht sogar den Hannibal gegen den Vorwurf, nach der blntigen Schlacht hei Cannä, in der allerdings auch Hannihal groſse Verluste erlitten, nicht unverzüglich einen Angriff auf Rom selbst gemacht zu haben, zu rechtfertigen, er kommt dann weiter auf die Niederlage Hasdrubal's, welche, wie er meint, zwischen dem heutigen Lucretia und Tavernelle statt fand, auf dem Wege, der von Fano nach Fossomhrone führt (S. 55.), und schlieſst mit einer Betrachtung über Hannibal's Benehmen in Italien nach den mehrfa-

chen Siegen, die er über die Römer gewonnen hatte. Hannibal hatte (so meint der Verf.) nur zwei Mittel, sich in Italien zu behaupten, entweder das Pothal zu besetzen, sich mit gallischen Truppen zu recrutiren und sich einen der ligurischen Häfen zu öffnen, um dadurch über Sardinien mit Carthago die Communication zu erhalten, oder er mufste in Italien die römische Herrschaft zerstören, und an die Stelle Rom's Carthago setzen. Er griff aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern. Wenn er nach seinem Abmarsch aus Spanien dem Scipio eine Schlacht geliefert, wenn er Marseille in Besitz genommen, ehe er die Alpen überstiegen und in Italien eingedrungen, so hätte er, in dem Besitz der ganzen Küstenstrecke, sein Heer leicht mit spanischen und gallischen Truppen recrutiren können; während er aber Spanien und die südlichen Küstenstrecken Gallien's (Gallia Narbonensis) den Römern überliefs, konnte er daraus keine Unterstützung ziehen. Hannibal hätte wenigstens, nachdem er in das Herz von Italien eingedrungen, nachdem er den entscheidenden Sieg am Trasimenischen See gewonnen [denn nach der Schlacht bei Cannä war es wohl schon zu spät, die Römer hatten inzwischen auch die Art und Weise der Kriegführung gelernt, es hatten sich Generale gebildet, der Muth des Volks war nicht gebrochen durch die grofsen Verluste, die Hannibal selbst noch weit schwerer fühlte, bei dem Mangel, sie zu ersetzen], unmittelbar und geradezu gegen Rom marschiren sollen, von dem er nur wenige Tagemärsche entfernt war, statt dafs er, längs der adriatischen Küste nach Unteritalien zog, wo seine Armee, von aller Operationsbasis abgeschnitten, zu Grunde gehen mufste, selbst mitten in den Siegen, die sie gewann, gleich einem Baume, der seiner Säfte beraubt ist. So, meint der Verf., habe sich Hannibal allerdings dem Vorwurf ausgesetzt, dafs er seine Siege nicht zu benutzen verstanden habe. Hannibal, das ist das Resultat der Untersuchung, wufste sehr gut Italien anzugreifen, aber er wufste es nicht zu behaupten und zu vertheidigen. Ref. wenigstens wagt diesen Vorwurf in seiner ganzen Stärke keineswegs zu unterschreiben; weil er glaubt, dafs sich bei näherer Betrachtung wohl noch manche Gründe entdecken lassen, die es uns erklärlich machen, warum Hannibal nach einem Sieg, wie der am Trasimenischen See oder wie der bei Cannä war, keinen unmittelbaren Angriff auf Rom gewagt hat. Wir sind durch die Art und Weise der neueren Kriegführung nur zu sehr verwöhnt, nach solchen entscheidenden Sie-

gen einen unmittelbaren Angriff auf die Hauptstadt des besiegten Gegners zu erwarten, um durch deren Besitz dem Kriege mit einem Mal ein schnelles Ende zu machen. Aber die Hauptstädte der neueren Zeit, ein Wien, Berlin oder Paris sind kein Rom! Rom war damals das Hauptbollwerk des Staats, der schwerste Punkt des Angriffs und der Eroberung, unüberwindlich durch den Muth und die unzerstörbare Kraft seiner Bewohner! Das wufste Hannibal wohl und zu einem solchen Angriff fühlte der kluge Feldherr sich selbst und sein durch den langen Zug und zahlreiche Gefechte geschwächtes Heer noch nicht stark genug, um einen günstigen Erfolg mit einiger Sicherheit voraussehen zu können. Bei der ungeheuern und gewaltigen Kraft, die Rom noch immer besafs, schien ihm eine Vernichtung desselben mit Einem Schlag, mit Recht unausführbar; darum wollte er lieber erst Rom durch wiederholte Niederlagen schwächen, ganz Italien nach und nach von ihm trennen, und dessen bisher mit Rom verbündete Völker gegen diese Stadt zum gemeinsamen Kampfe mit sich vereinigen; dann erst, wenn auch die süditalischen Staaten, gleich den Bewohnern des nördlichen Italiens, von Rom abgefallen, sollte auf das geschwächte, aller Unterstützung und Hülfe beraubte, auf sich und sein kleines Gebiet beschränkte Rom ein Angriff geschehen, dessen Erfolg dann eher vorauszusehen war. Das war wohl des Hannibal Operationsplan und darum zog er nach dem südlichen Italien, wo er zugleich sein Heer durch den Abfall der mit Rom bisher verbündeten Staaten verstärken und auch die Verbindung mit Carthago besser erhalten konnte. Das Mifslingen dieses Plans liegt aufser dem Kreise menschlicher Berechnung und kann am wenigsten zu einem Vorwurf gegen Hannibal's Feldherrntalente dienen, ja es bestätigt nur zu sehr dessen kluge Vorsicht. Wir können uns nur wundern, und müssen über die unerschöpflichen Hülfsquellen seines Geistes staunen, durch welche er sich so lange in Italien behaupten konnte und nicht früher unterlag.

Chr. Bähr.

Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Geologie von R. Bernhardi, Professor der Natur-Wissenschaften zu Dreifsigacker bei Meiningen. Eine von der Teylerischen Stiftung zu Haarlem gekrönte Preis-Abhandlung. Haarlem, bei den Erben von Fr. Bohn; 1832. 328 S. in 4to.

Im Jahre 1828 verlangte die Teylerische Gesellschaft eine Abhandlung, welche »eine vollständige, deutliche und bündige Darstellung aller bis dahin erlangten gründlichen Kenntnisse, die Geologie betreffend, enthalten sollte, und worin Meinungen, die nicht hinlänglich begründet, bestimmter und deutlicher, als in den bis jetzt erschienenen geologischen Schriften, unterschieden und angezeigt, in der ferner die Schwächen und die unzureichenden Gründe solcher geologischen Erklärungen, die auch jetzt noch Anhänger und Vertheidiger finden, dargethan würden.« — Der Weg, welchen Hr. Bernhardi einschlug, indem er die Aufgabe zu lösen versuchte, und der ihm zum Theil auch durch weitere Fragen, deren Beantwortung die Gesellschaft forderte, vorgeschrieben worden, ist am besten zu ersehen, wenn wir — nicht ohne Absicht mit den Worten des Verfs. — von der Inhalts-Uebersicht dieser gekrönten Preisschrift einen gedrängten Auszug geben. An eine allgemeine Einleitung, den Begriff der Geologie, so wie die Quellen und Grenzen des geologischen Wissens enthaltend, reihen sich achtzehn Hauptstücke. Im I. Hauptstücke ist die Rede von den verschiedenen Zuständen der Erde auf ihrer Oberfläche. — Das II. Hauptstück handelt von den Stein- (Gestein-) oder Felsarten, die man wegen ihrer Art und Lage primitive nennt. Diese Gesteine, über deren Ursprung und Bedeutung meist im Sinne der ältern Schule geredet wird, theilt der Verf. in wichtigere (Granit, Gneifs und Glimmerschiefer) und in weniger wichtige (Thonschiefer, Syenit u. s. w.). Eine allgemeine Uebersicht der Lagerung primitiver Felsarten beschliefst das Kapitel. — III. Hauptst. Von den verschiedenen Lagen und Folgen der unterschiedenen Lagerungen der Mineralien (Mineral-Massen oder Gesteine), es seyen primitive oder secundäre, aus welchen die Erdoberfläche (Erdrinde) meistens besteht. Der Verf. spricht vom Bau der Erdrinde im Allgemeinen und giebt sodann eine specielle Charakteristik der secundären Formationen (inclusive des sogenannten Uebergangs-Gebirges), der untern For-

mationen und der mittleren Formationen-Folge der aufgelagerten Massen. Zu den letztern werden, als einzelne Felsarten, gezählt: Thonschiefer und Kalk-Thonschiefer, Grauwacke, Kalk-haltige Massen (Uebergangs-Kalkstein), Porphyre und porphyrartige Gesteine, Grünstein, Syenit und Eisenthon, Gabbro und Serpentin, Granit, krystallinischer Schiefer-Gebirgsarten, Kieselschiefer, Wetzschiefer und Jaspis, Quarzfels, Sandstein, Konglomerate, und man findet eine Uebersicht der Lagerung und der eigenthümlichen Verhältnisse dieser Formationen in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, Grofsbritannien, Norwegen, Polen, Ungarn, im Kaukasus und Ural, so wie in Amerika. Die mittlere Formationen-Folge der aufgelagerten Massen, des Flötzgebirges, oder der gewöhnlich sogenannten secundären Massen im engern Sinne, theilt Hr. B. auf folgende Weise ab: Erste Conglutinat-Formation (Sandstein, Conglomerate, Quarzfels, Porphyre, Grünstein, Mandelstein, Kalkstein, Steinkohlen, Schieferthon und Brandschiefer). Erste Kalkstein-Formation (Kalk-Gebirgsarten, Stinkmergelschiefer oder hituminöser Mergelschiefer, Letten und Thon, Gyps, Steinsalz, Eisenstein, Sandstein, Grünstein). Zweite Conglutinat-Formation (Sandstein, Thon und Mergel, Steinsalz, Gyps, Kalkstein, Quarzfels, Eisenstein). Zweite Kalkstein-Formation (Kalkstein, Thon und Mergel, Sandsteine, Gyps, Eisenstein, Salzthon und Steinsalz mit Gyps). Dritte Conglutinat-Formation (Thon und Mergel, Sandsteine, Thonquarz und Quarzfels, Kalksteine, Gyps, Eisenstein, Kohlen). Dritte Kalkstein-Formation (Mergel und Kalksteine, Sandsteine, Eisensteine, Brandschiefer, Zeichnenschiefer und Kohlen, Gyps). Vierte Conglutinat-Formation (Mergel und Thon, Sandsteine, Kohlen, Quarzfels und Thonquarz, Kalkstein, Eisenstein, Gyps). Vierte Kalkstein-Formation (Kalksteine, Thon und Mergel, Eisenstein). Fünfte Conglutinat-Formation (Sandstein, Sand, Mergel, Conglomerate, Thon und Schieferthon, Kalkstein, Gelb-Eisenstein). Fünfte Kalkstein-Formation (Kalk-Gebirgsarten, Thon, Letten und Mergel, Hornstein und Fenerstein, Gyps mit Steinsalz). — IV. Hauptst. Von den verschiedenen, zu verschiedenen Zeiten, auf einander folgenden Bildungen der Formationen. Der Verf. führt den Beweis der Entstehung der mannigfaltigen Formationen in ungleichen Zeiten und reiht daran

eine kurze Uebersicht der Resultate, welche uns die Untersuchungen über das relative Alter der normalen Formationen gewähren, auch handelt derselbe vom relativen Alter der abnormen Massen. — V. Hauptst. Von den Kennzeichen, aus welchen deutlich wird, wie die verschiedenen Formationen entstanden sind. Allgemeine Eigenschaften der Erde, woraus man Schlüsse für die Bildung ihrer Rinde ableiten kann; Betrachtungen über Natur und Zusammensetzung der Mineralien, welche diese Rinde bilden; Struktur und Lagerung der Gebirgsmassen. — VI. Hauptst. Von den vielfachen Veränderungen und Zerstörungen, welche in den, die Erde bildenden, Formationen, nach dem was man an denselben wahrnimmt, statt gefunden haben. Betrachtungen über die stets fortdauernden, so wie über die nur von Zeit zu Zeit eintretenden Zerstörungen und Veränderungen der Erdrinde. — VII. Hauptst. Von den verschiedenen Epochen, wo die, im vorigen Hauptstücke angeführten Veränderungen und Zerstörungen geschehen sind. — VIII. Hauptst. Von den bemerklichen Folgen der, in den vorhergehenden Hauptstücken erwähnten, Zerstörungen. — IX. Hauptst. Von den Gebilden, in welchen die frühesten Beweise vom Bewohnt- und Bewachsenseyn der Erde gefunden werden. — X. Hptst. Von den verschiedenen Gebilden und Lagen, in welchen Ueberbleibsel von gegenwärtig nicht mehr bestehenden Thieren oder Gewächsen wahrgenommen werden. Uebersichtliche Darstellung der wichtigsten Reste von Thieren und Pflanzen, welche in der mittlern und in der obern Formationen-Folge aufgelagerter Massen vorkommen, nach den verschiedenen Formationen geordnet. — XI. Hauptst. Von der Verschiedenheit der thierischen und pflanzlichen Ueberreste in Lagen und Gebilden von den verschiedensten Epochen. Differenzen solcher Ueberbleibsel unter einander; Differenzen zwischen den organischen Wesen, von denen fossile Reste vorhanden sind, und von gegenwärtiger Schöpfung; Differenzen dieser Ueberbleibsel in Beziehung auf die verschiedenen Zustände der Erde, welche auf ihr Leben Einfluss äufsern mufsten. — XII. Hauptst. Von der Anzahl der Epochen, von welchen man gegenwärtig aus den verschiedenen genannten Ueberresten kann nachweisen,

dafs nach verschiedenen Formationen verschiedene Organisationen statt gefunden haben. — XIII. Hauptst. Von der Folge der Formationen, welche, zur Unterscheidung von den secundären, jetzt tertiäre genannt werden, und an denen man Spuren findet, dafs sie abwechselnd sich theils in Süfswasser, theils in Salzwasser gebildet haben. Nach Cuvier und Brongniart entwickelt. — XIV. Hauptst. Von den Formationen, wodurch die, in den vorgenannten Lagen entstandenen, weitern oder engern Spalten angefüllt worden sind, und welche man gewöhnlich Gangformationen nennt. — XV. Hauptst. Von der sogenannten Trapp-Formation, als Porphyr, Basalt, Trachyt u. s. w. — XVI. Hauptst. Von den Formationen, welche sichtbar aus frühern oder spätern Vulkanen ihren Ursprung haben. — XVII. Hauptst. Von den Lagern, die aus losen Steinarten, aus Sand und andern Stoffen bestehen, welche augenscheinlich von andern Orten herbeigeführt oder durch Anspülung entstanden sind. (Trümmermassen, Sand, Thon, Kalktuff, Knochen-Breccie, Knochen-Aggregate, Muschel- und Korallen-Conglomerat, Torf, Erdkrume, Rasen-Eisenstein, Geschiebe oder Sand, Kieseltuff, Kochsalz, kohlensaures Natron, Erdpech u. s. w. Meteorsteine). — XVIII. Hauptst. Von dem letzten Zeitraum der jetzt nicht mehr bestehenden Thierarten, welcher dem Anfange der gegenwärtig existirenden am nächsten scheint vorausgegangen zu seyn. — Als Anhang folgt endlich eine gedrängte Darstellung und Beurtheilung der wichtigsten geologischen Theorieen, welche in neuern Zeiten noch Anhänger gefunden haben. Dahin die Systeme von Werner, Kirwan, Breislak, Hutton, Strombeck, Wagner (dem bekanntlich die Erde, so wie alle Planeten, als ein belebtes Wesen thierischer Art gilt), Lacépède, Al. Brongniart und Klöden. — Der Verf. ging bei seiner Arbeit, die mit Sach-Kenntnifs, Umsicht und Fleifs ausgeführt ist, von der Ueberzeugung aus, dafs eine Abhandlung über den gegenwärtigen Stand der geologischen Wissenschaft, ihrem Zwecke nach, die Resultate der wichtigsten, bis jetzt in den verschiedensten Gegenden der Erde gemachten, Beobachtungen angeben und auf der

Glaubhaftigkeit der Nachrichten, die uns davon zu Theil geworden, beruhen müsse. Die Quellen findet man alle mit grofser Treue verzeichnet und ihre nicht geringe Zahl beweiset, dafs Hr. B. mit der Literatur, wie deren Stand vor sechs Jahren war, recht vertraut gewesen; allein seitdem er sein Manuscript fertigte, ist die Wissenschaft mächtig vorgeschritten und wir sind keineswegs gesonnen, mit ihm über Ansichten und Meinungen zu rechten, welche er selbst gewifs längst aufgegeben hat. Uebrigens fand die Teyler'sche Gesellschaft, wie wir in Erfahrung gebracht, für gut, ohne des Verfs. Vorwissen manche nicht zu billigende Aenderungen vorzunehmen. So waren im Verzeichnisse der benutzten Quellen diese mit fortlaufenden Nummern versehen und sodann im Texte des Buches blos nach jenen Nummern citirt, welche in Klammern eingeschaltet werden sollten. Dagegen hat sich ein, wie der Augenschein lehrt, mit Geologie und deren Literatur gänzlich unbekannter Redakteur die Mühe genommen, die Citate nach dem Verzeichnisse weitläuftig auszuschreiben, dadurch entstanden nicht nur zahllose lästige Wiederholungen, sondern auch manche störende Schreib- oder Druckfehler, so findet man z. B. überall, wo von Hoff's bekanntes Werk über die Veränderungen der Erd-Oberfläche angeführt wird, Hoff und Jakobs genannt.

Leonhard.

N°. 65. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE.

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit. Von Dr. K. R. Hagenbach, Prof. zu Basel. Erster Theil. 264 *S. Leipz. Weidmann. Buchh.* 1834.

Das lebendige Wort wirkt Viel. Nicht blos vor angehenden Studierenden wurden diese wahrhaft-geschichtliche Erzählungsreden gehalten. Gemischte Zuhörer aus der Stadt Basel nahmen Antheil daran. Diese Art von Kenntnifsverbreitung und Volksunterricht für die Bildungsfähigen ist überall zu wünschen. Die strenger wissenschaftliche Behandlung bleibe den Kathedern und den dafür gelehrter vorbereiteten, künftigen Leitern des allgemeinen Geistes, die also durch tiefere Studien der allgemeineren Fassungskraft voranschreiten und vieles Pro und Contra geprüft haben sollen, um das Beste für alle Empfängliche auswählen zu können. Aber entweder mufs das Predigen in den Kirchen umfassender und für so Viele im Publikum, welche jetzt tausend Mal mehr lesen, als man ehedem hörte, belehrender werden, oder es müssen Predigten aufser der Kirche entstehen über Alles, was jetzt für Alle wissenswürdig und faſslich geworden ist.

Dafs in der Stadt Basel, die in dieser Zeit so leidigen Störungen ausgesetzt war, dennoch diese Geschichtvorträge Theilnahme erhielten, beweist, dafs dergleichen Ausdehnungen der Kenntnifsverbreitung Zeitbedürfnifs sind. Auch hat der Verf. den Lokaleindruck auf die altberühmte und hoffentlich auf's Neue emporstrebende Universitätsstadt an vielen Stellen gut benutzt. Auch Zwingli hat sich einige Jahre lang zu Basel gebildet, noch mehr sein Melanchthonischer Freund, Leo Judä, mit vielen Unvergefsbaren. Und wie mufs sich das Herz jedes Vaterlandliebenden zu Basel gehoben haben, wenn sie in die Zeiten zurückgeführt wurden, wo Erasmus um der Universität willen und wegen des Zusammenwirkens bedeutender Gelehrter und aufgeklärter, auf Kunst und Wissenschaft stolzer Bürger so gerne und gemüthlich in Frobenius Hause seit 1616. sein Alter so verlebte, wie Er es selbst (S. 171.) von diesem amoenissimo Museo aus mit den Worten beschreibt: »Mihi certe hactenus non contigit in aeque felici versari contubernio. Verum, ut haec sileantur, qui *candor omnium, quae festivitas, quae concordia! Unum omnibus animum esse jures.*«

Des Verfs. Bearbeitnng ist räsonnirender, erinnert aber oft an Dr. Marheinecke's Reformationsgeschichte, die, weil sie gutgewählte Auszüge ans den trefflichsten Ueberresten jener unübertroffenen Weltverbesserungszeit gedrängt aneinander reiht, wohl die nützlichste Schrift ihres Verfassers ist und, was seine späteren Glaubenslehren theils dunkel theils unglaublich machen, im reineren Lichte jener die Verdunklungsnebel der Scholastik zerstreuenden Aufklärungsepoche gezeigt hat.

Rec. wunderte sich, dafs Hr. H. den einen Hauptpunkt so wenig berührte, dafs nämlich Luther, wenn er auch nicht Reformator der verkehrten Hierarchie zu werden so dringende, äufsere Veranlassungen bekommen hätte, durch den Kampf und Sieg gegen die Scholastik, welcher unmittelbar aus seinem kerngesunden Verstand und Gemüth hervorging, unsterbliche Verdienste um Wissenschaft und gesundes Denken sich erworben hat. Doch gehört unstreitig dieser Hauptpunkt mehr in die Geschichte der Philosophie, wo für Luther nach seinem akademischen Beginnen und Wirken gegen die Pseudoaristoteliker auf der neuen Universität, ein Ehrenplatz zu vindiciren ist, den Er gewöhnlich nur deswegen nicht erhält, weil jenes seinem Genie eigenthümliche Verdienst weniger welterschütternd und die Menge aufregend seyn konnte, als die Befreiung des religiösen Volksglaubens von der herrschsüchtigen, geldgierigen Kirchengewalt jener Zeiten.

9. Sept. 1834. Dr. *Paulus.*

LITERÄRGESCHICHTE.

Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichen deutschen Volkslieder von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben und mit den nöthigen Bemerkungen und Hinweisungen versehen, wo die verschiedenen Lieder aufgefunden werden können, durch Friedrich Karl Freiherrn von Erlach. Erster Band. Mannheim, bei Heinrich Hoff. 1834. ***X und 856 S. in gr.*** 8.

Bei diesem Produkte des Inlands ist uns zwar nach den Gesetzen dieses Instituts keine Kritik erlaubt, wohl aber dürfen wir das Publikum auf dieses Unternehmen, das eine wesentliche Lücke unserer Nationalliteratur anszufüllen bestimmt ist, aufmerksam machen, indem wir Absicht und Bestimmung desselben, so wie den Inhalt und Umfang näher bezeichnen. Eine vollständige Sammlung der verschiedentlich an verschiedenen Orten und in verschiedenen Schriften erschienenen Volkspoesien, wie die Engländer sie in Percy's Reliq. besitzen, wollte der Herausgeber liefern, und er hat keine Mühe, keine Anstrengung gescheut, das schwierige Unternehmen auf eine die Ansprüche des Publikums befriedigende Weise zu Stande zu bringen.

Der Umfang der Sammlung ist auf dem Titel genauer angegeben; wir fügen noch hinzu, dafs die Minne- und Meisterlieder der früheren Zeit (von 1150—1450.) darum übergangen sind, weil sie, schon durch ihre Sprache einem kleineren Kreise von Gelehrten zugänglich, bereits eigene Sammlungen erhalten haben; indessen sind doch einige Lieder, die ihrem Ursprunge nach früheren Jahrhunderten angehören, aufgenommen, theils wegen mancher Umarbeitungen, die sie, ihrer gegenwärtigen Form nach, als Erzeugnisse des sechszehnten Jahrhunderts betrachten lassen, theils auch wegen ihres überwiegenden Einflusses auf die Charakteristik der Volkspoesie. Dagegen sind (und gewifs mit Recht) die politisch-polemischen Lieder jener Zeit, auf religiöse und andere Fehden bezüglich, ferner manche geistlichen Lieder, die theils durch ihren Inhalt sich nicht zur Aufnahme eigneten, theils auch in andern Sammlungen vereinigt sind, ausgeschlossen worden; diejenigen Lieder aber, welche in diese Sammlung aufgenommen worden sind, sind getreu nach ihrem Originale (mit wenigen unbedeutenden, blos die in früherer Zeit, wie bekannt, nicht festgestellte Orthographie betreffenden Aenderungen) wiedergegeben, und es sind sogar manche Lieder, deren Exemplare allzu sehr von einander abweichen, mehrmals gegeben worden; bei völlig veralteten Wörtern, die hie und da vorkommen, hat der Herausgeber das jetzt gebräuchliche, wo es ihm bekannt war, in Parenthese beigesetzt, und überall, bei jedem Liede, zur Vergleichung, die Quelle, aus der es entnommen ist, angezeigt. So hat sich derselbe von dem Vorwurfe (den man z. B. nicht mit Unrecht den bekannten Herausgebern des Wunderhorns macht), willkührliche Aenderungen in den aus frühern Zeiten tradirten Liedern gemacht zu haben, frei gehalten. Es finden sich in seiner Sammlung zwar manche, die auch im Wunderhorn stehen, aber entlehnt hat er daraus nur solche, die in keinem andern Original oder Sammlung sich fanden (es sind in diesem Bande ein und dreifsig in Allem).

Was nun den Inhalt des ersten Bandes betrifft, der in Allem zweihundert neun und funfzig Nummern enthält und mit doppeltem Register ausgestattet ist, so finden wir darunter zuerst an fünfzig Lieder von verschiedenen bekannten Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts, von Martin Luther, der billig hier den Anfang macht, Johann Fischart, Ulrich von Hutten, Hans Sachs, Bartholomäus Ringwaldt (über den wir noch vor Kurzem eine vorzügliche, mit einzelnen Auszügen aus dessen trefflichen Liedern und einem genauen Verzeichnifs seiner Schriften ausgestattete Monographie erhalten haben, auf welche wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen *), Paul Schade, genannt Me-

*) „Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des XVI. und XVIII. Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1833. Verlag von Friedr. Hentze. 88 S. in gr. 8.

lissus und Andere, dann Mehreres aus Boje's deutschem Museum, aus der Brüder Grimm altdeutschen Wäldern, aus Vulpius Curiositäten, aus Herder's Volksliedern, Elwert's ungedruckten Resten alten Gesangs, Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Görres altdeutschen Volks- und Meisterliedern. Dann folgen über vierzig Lieder aus Liedersammlungen und andern Schriften des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, dann die oben genannten aus des Knaben Wunderhorn, und zum Beschluss die Handwerkslieder.

Noch drei weitere Bände, jeder in vier Lieferungen, sollen folgen; der dritte wird die vorzüglichsten Lieder der ausgezeichnetsten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts von Rudolph Weckherlin bis auf Joh. Chr. Günther enthalten, der vierte ist ausschliefslich den Volksliedern der neuern und neuesten Zeit von mehr oder minder bekannten Volkslieder-Dichtern gewidmet. Möge die Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber sein Werk unternommen, überall die wohlverdiente Anerkennung finden und das Unternehmen der Theilnahme des Publikums sich erfreuen. Unsere, an eigenen kräftigen und gesunden Poesien so arme Zeit hat es allerdings mehr als je nöthig, um eigener Belebung und Erfrischung willen zu den Gesängen früherer Zeiten zurückzukehren, und in dieser Beziehung dürfen wir wohl auch das Unternehmen als ein zeitgemäfses bezeichnen.

Encyclopédie des gens du Monde. Tome second, seconde partie. S. 401—802. — *Tome troisième. Premiere et seconde partie.* 800 S. *Paris. Treuttel et Würtz, rue de Lille, No.* 17. *Strasbourg, grand rue, No.* 15 *Londres, 30 Soho-Square.* 1834. *in gr.* 8.

Indem wir gern die rasche und ununterbrochene Fortsetzung dieses encyklopädischen Werkes ankündigen, verweisen wir, was Anlage und Charakter des Ganzen betrifft, auf die früheren Anzeigen in diesen Jahrbb. 1833. No. 51. und 1834. No. 7. mit dem Bemerken, dafs der vorliegende zweite Theil des zweiten Bandes von *Assalini* bis *Baour-Lormian* reicht und der dritte in seinen beiden Abtheilungen von da bis *Bougainville*.

In diesen, mit einer Fülle von einzelnen Artikeln, die zum Theil die ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs zu ihren Verfassern haben, ausgestatteten Bänden finden sich immer weniger Artikel, welche aus dem deutschen Conversationslexikon entlehnt sind, und mit dem Fortschreiten des Werkes nimmt in dieser Hinsicht seine Selbstständigkeit zu, verbunden mit gröfserer Kürze und Abschneiden alles Ueberflüssigen, was bei einem solchen Werke, wenn irgendwo nöthig ist. Wir haben zum Theil schon mehrere der Gelehrten namhaft gemacht, die als Theilnehmer und Verfasser einzelner Artikel erscheinen; auch hier kehren uns die Namen Depping (bei geographischen und andern Artikeln), Ph. de Golbéry, Naudet, Guyon, Lagarde u. A. wieder.

Von Eckstein findet sich ein merkwürdiger und ausführlicher Artikel, der auch deutsche Philosophen interessiren dürfte, *Atomes*, Klaproth lieferte unter andern einen höchst interessanten Artikel *Bouddha*, der sich ebenfalls einer gröfseren Ausführlichkeit erfreut; wir finden weiter manche biographische Artikel von Raymond, andere theologische von Matter (s. insbesondere *Bible*) und von Goepp (z. B. *Bibliques Sociétés*); Mehreres von de Candolle (z. B. *Botanique*), von Villenave, der den Artikel *Bibliothèque* lieferte, aber hier, bei Aufzählung der einzelnen bedeutenderen Bibliotheken Europa's und zunächst Deutschlands sich manche Unrichtigkeiten hat zu Schulden kommen lassen; so fehlt z. B. unter den deutschen Bibliotheken die an handschriftlichen Schätzen so reiche Bibliothek zu Bamberg ganz, während die Augsburger und Nürnberger angeführt werden, die Gothaer ist kaum erwähnt; die Darmstädter Bibliothek soll 30,000 Bände, die Mainzer gar 90,000, die Heidelberger 45,000 (jetzt mehr als die doppelte Zahl), die Göttinger, die sehr kurz abgefertigt ist, 200,000 Bände nebst 110,000 Abhandlungen und 5000 Handschriften enthalten! In solchen Angaben ist immerhin grofse Behutsamkeit nöthig.

Chr. Bähr.

MEDICIN.

1) *Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung: Die Homöopathie eine Irrlehre. Nach den eigenen Geständnissen der homöopathischen Aerzte von Dr. W. Kramer.* 1833. 8. 81 *S.*

Hahnemann will bekanntlich nur aktenmäfsig beglaubigte Krankheitsgeschichten als gegen seine Lehre beweisend anerkennen. Er wird demnach einen jeden von einem Allopathen gemachten, seinen grofsen Verheifsungen nicht entsprechenden Versuch mit homöopathischen Arzneimitteln geradezu als falsch verwerfen, weil eine aktenmäfsige Beglaubigung nicht leicht beizubringen seyn dürfte. Hr. Kramer hat deshalb einen andern Weg zur Widerlegung der Homöopathie eingeschlagen. Er weist nämlich aus den gedruckten Mittheilungen mehrerer, bei ihren Genossen in grofsem Rufe stehenden homöopathischen Aerzte nach:

1) dafs es eine Erdichtung sey, dafs diejenige Arznei (wie Hahnemann mit vielem Pomp ankündigt), welche in ihrer Einwirkung auf gesunde menschliche Körper die meisten Symptome in Aehnlichkeit erzeugen könne, die an dem zu heilenden Krankheitsfalle zu finden sind, in gehörig potenzirter und verkleinerter Gabe auch die Gesammtheit der Symptome dieses Krankheitszustandes, das ist, die ganze gegenwärtige Krankheit, schnell aufhebe und in Gesundheit ohne alle Ausnahme und ohne dafs ein Fall ungeheilt bleibe (Organon §. 20.) verwandle:

indem die bekannten Vorfechter der Homöopathie, die Inspektoren der Heil- und Lehranstalt zu Leipzig, Müller, Haubold und Hartmann in dem ersten Bande der Jahrbücher dieses Instituts selbst berichten, unter den zwanzig in ihrer Anstalt vom 24sten Januar bis 31sten März 1833 geheilten Kranken habe nur Einer schon am 5ten, Einer schon am 6ten Tage, die Andern aber erst am 8ten, 9ten, 12ten, 14ten, 15ten, 22sten, 27sten, 34sten, 37sten, sogar erst am 46sten Tage nach der Aufnahme entlassen werden können; obgleich sämmtliche Krankheitsfälle keinen gefährlichen Charakter gehabt haben;

2) dafs es falsch sey, dafs eine solche Arznei ohne Ausnahme und gründlich (wie der Stifter und Erfinder — so nennen ihn seine Jünger — mit bekannter Anmafsung angiebt) heile: indem in dem oben genannten Zeitabschnitte in der Poliklinik der Anstalt (vergl. oben citirte Jahrbücher S. 166.) von 179 Behandelten (im Ganzen wurden 208 in derselben homöopathisch behandelt, 29 entzogen sich aber der Kur, und sind deshalb hier nicht mit gerechnet, nur 36 geheilt (also 1 : $4^{35}/_{36}$), 27 ohne allen Erfolg, 53 mit theilweisem Erfolge (also auch nicht geheilt) behandelt wurden, 3 starben und 59 noch am Ende dieses Zeitraumes in Behandlung blieben.

Nach einem solchen, wahrlich traurigen Ergebnisse bleibt nun Hrn. Hahnemann freilich nichts übrig, als entweder von dem göttlichen Dreifufse herabzusteigen, oder die genannten drei Notabeln seiner Lehre für Pfuscher zu erklären.

Der Hr. Verf. zeigt ferner, wie andere in gutem Rufe (bei den ihrigen) stehende Homöopathen eine grofse Menge ihrer sogenannt specifischen Mittel hintereinander ohne allen Erfolg gaben, bis endlich nach der Darreichung eines andern Mittels in homöopathischer Dose Genesung erfolgte, wobei wir die Namen Grofs, Rummel, Kretschmar, Attomyr, Stapf u. A. lesen. Er erzählt Fälle, die, nachdem lange Zeit homöopathische Arzneien vergeblich angewendet, rasch auf allopathischem Wege geheilt worden sind.

Mit welchem Leichtsinne, mit welch' [illegible]nger Umsicht, und mit welch' grofser Unkenntnifs die Homöopathie die auf ein gegebenes Mittel erfolgt seyn sollenden (meist aber erdichteten oder aus einer ganz andern Ursache entsprungenen) Symptome aufzeichnen, davon hat der Hr. Verf. ergötzliche Beispiele aufgezählt.

Mit der Nachweisung vielfacher Inconsequenzen des homöopathischen Systems und einer Kritik von der Lehre von der *Psora* schliefst der Hr. Verf. sein Schriftchen, in welchem er überall eine geziemende Ruhe und gehörige Sachkenntnifs bewiesen hat.

Wir empfehlen dasselbe allen jenen Aerzten, welche sich bei dem Studium der Hahnemann'schen Werke aus Gründen, die eine klare, auf eine durch Philosophie geläuterte Erfahrung basirte Physiologie und Pathologie an die Hand giebt, von der

Unhaltbarkeit und den Erdichtungen der Homöopathie nicht überzeugen konnten.

Auf der ersten Seite dieser Abhandlung steht die Ueberschrift: „Einleitung," ohne dafs ferner noch eine andere Ueberschrift folge. Solche Verstöfse gegen die Logik mufs ein Schriftsteller vermeiden.

---

2) *Leipzig, in Baumgärtner's Buchhandlung: Ueber die Homöopathik und ihre Beziehungen zu dem Selbstdispensiren der Aerzte. — Eine staatswissenschaftliche Abhandlung von Rupertus dem Zweiten (,) nebst zwei Anhängen, Zeugnisse erfahrner Aerzte für die Homöopathik (,) und die Bereitung der homöopathischen Heilmittel betreffend.* 1833. *gr.* 8. VIII *u.* 151 *S.*

Dieses Schriftchen zerfällt in 28 Kapitel, welchen zwei Anhänge folgen. Der pseudonyme Hr. Verf. stellt, gewifs mit vollem Rechte, den Grundsatz oben an: „Das Gedeihen der Wissenschaften und Künste verlangt eine freie Bewegung, und der Staat soll diese nicht hemmen und erschweren. Er soll in die freie Bewegung der Wissenschaften und Künste selbst dann nicht durch Verbote einwirken, wenn neue Lehren und Entdeckungen von Personen, welche in der betreffenden Wissenschaft oder Kunst eine bedeutende Autorität erlangt haben, für unrichtig gehalten werden." Dieses staatsrechtliche Princip wendet er nun auf die Homöopathie an, und sucht nachzuweisen, dafs kein Grund vorhanden sey, deren Ausübung zu beschränken, zu hemmen oder zu verbieten. Auch Rec glaubt, dafs über dieselbe solange kein Interdikt ergehen darf, solange nicht dargethan werden kann, dafs dieselbe positiven Schaden bewirkt. — Der Hr. Verf. findet eine Hemmung derselben in dem Verbote des Selbstdispensirens der Aerzte, und meint, dafs es dringend nothwendig sey, den Homöopathen das Selbstdispensiren zu erlauben: indem erstens der Staat für die richtige Bereitung der homöopathischen Heilmittel in den Apotheken keine Gewähr leisten könne, da eine Prüfung dieser Heilmittel nach der Bereitung derselben unmöglich sey; indem zweitens der Zweck der Gesetze, durch welche der ausschliefsliche Verkauf der Arzneien in den Apotheken angeordnet worden ist, durch die Anwendung des Apothekerzwangs auf die homöopathischen Heilmittel nicht erreicht werde, da bei einer gröfseren Ausbreitung der Homöopathie das materielle Interesse der Apotheker gefährdet werde, und von benachtheiligten Personen nicht zu erwarten stehe, dafs sie mit Fleifs, Gewissenhaftigkeit und mit Berücksichtigung der nöthigen Kautelen solche Heilmittel bereiteten; und indem drittens das Verbot des Selbstdispensirens unter den angegebenen Verhältnissen Nachtheile für Wissenschaft und Kunst und somit auch für die Staatsbürger hervorbringen werde. Der Hr. Verf. verlangt eine neue, dem Bedürfnisse der Homöopathie in dieser Rücksicht entsprechende Gesetzgebung.

Der Widerlegung dieser Behauptungen mufs und kann sich Rec. hier überheben, weil für eine gründliche Erörterung dieser Punkte der für eine Recension gegebene Raum zu beschränkt, und weil in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand soviel pro und contra geschrieben worden ist.

Den der Homöopathie vom Hrn. Verf. reichlich gespendeten Lobsprüchen mag Rec. keine Gegenbemerkungen gegenüberstellen, weil kurze Erläuterungen doch nicht zu dem erwünschten Ziele führen können; aber er fragt: ist es nicht in der Erfahrung begründet, dafs unter hundert Kranken, welche genesen, wenigstens fünf und siebenzig durch die *vis medicatrix naturae* (ohne alles Zuthun von ärztlicher Seite) hergestellt werden, und nur kaum fünf und zwanzig ein wirkliches ärztliches Eingreifen nöthig haben? Können sich bei jenen fünf und siebenzig die Aerzte (seyen es Homöo- oder Allopathen) die Herstellung der Gesundheit mit gutem Gewissen zuschreiben? Wie häufig wird hier das *Propter hoc* mit dem *Post hoc* absichtlich oder aus Mangel einer reinen Naturbeobachtung verwechselt! — Rec. gesteht den Homöopathen gern zu, dafs sie in solchen Fällen *nach* der Darreichung ihrer sogenannt specifischen Mittel Genesung erfolgen sahen. War dieselbe aber wegen dieser Verabreichung erfolgt? — Wird auf homöopathische Mittel in den übrigen fünf und zwanzig Fällen, wo die Heilkraft der Natur irgend eine Unterstützung bedarf, auch Gesundheit erfolgen, oder werden die Homöopathen solche ungeheilt lassen? —

Rec. macht den Homöopathen noch ein weiteres Zugeständnifs, indem er behauptet, dafs diejenigen von den obigen fünf und siebenzig Kranken, welche ihre Heilung der Natur nicht überliefsen, sich Glück wünschen können, dafs sie von Homöopathen behandelt worden; denn die ihnen dann verabreichten Mittel (seyen sie auch noch so unpassend gewesen) haben keinen Nachtheil verursachen können, weil sie in ihrer Unwirksamkeit die Naturbestrebungen nicht stören konnten, was durch unzweckmäfsige allopathische hätte geschehen können. —

Der Inhalt der Anhänge ist auf dem Titel angegeben.

Die Sprache des Hrn. Verfs. ist wissenschaftlichen Erörterungen angemessen, frei von allen Verunglimpfungen Andersdenkender.

---

3) *Leipzig, Wigand'sche Verlags-Expedition: Behandlung des Scharlachfiebers, welche den Folgekrankheiten dieses Ausschlages sicher vorbeugt, oder die bereits eingetretenen heilt, und die Dauer der Krankheit um die Hälfte abkürzt, von Ignaz von Kroyher, Med. Dr., ausübendem Arzte zu Prefsburg.* 1834. 8. 34 *S.*

Das Wesentliche dieser kleinen Abhandlung stand schon früher in den medicinischen Jahrbüchern des k. k. östreich. Staates. — Bis zum Beginne der Abschuppungsperiode hat das Verfahren des Hrn. Verfs. nichts Eigenthümliches, weshalb wir es hier über-

gehen. Erst mit dem Eintritt des *stadii desquamationis* fängt des Hrn. Verfs. eigenthümliche Behandlungsweise an, welche zum Zwecke hat: Die Folgekrankheiten des Scharlachs abzuhalten, oder die bereits ausgebrochenen zu heilen, und die Dauer der Reconvalescenz soweit abzukürzen, dafs der Kranke mit dem Ende der dritten Woche seinem Schicksale unbesorgt überlassen werden kann. Es macht keinen Unterschied, welchen Verlauf bis dahin der Scharlach genommen, und welche Heilmethode bisher eingeschlagen worden; es ist genug, dafs der Kranke bis zur Abschuppungsperiode gelangt ist. Gewöhnlich beginnt diese mit dem 9ten oder 10ten Tage nach dem ersten Erscheinen des Exanthems auf der Haut. Bei gutartigem Scharlach bemerkt man bisweilen auch am 10ten Tage noch keine Spur der Abschuppung; allein in diesem Falle fängt Hr. v. Kr. doch seine Kur an. — Diese besteht in warmen Bädern, die aber streng nach des Hrn. Verfs. Vorschrift, die wir kurz mittheilen wollen, angewendet werden müssen.

Das erste Bad wird am 9ten, höchstens am 10ten Tage nach dem ersten Erscheinen des Ausschlages auf der Haut genommen. Der Hr. Verf. wählt zum Baden eine Mittagsstunde (gewöhnlich 4 Uhr), weil der Kranke nach jedem Bade den Rest des Tages im Bette zubringen mufs. Die zum Bade nöthigen Vorrichtungen, ferner einige Leintücher, ein ganzer Anzug für den Kranken — gehörig durchlüftet und erwärmt — werden in Bereitschaft gehalten. Das Bad wird so warm gemacht, als es der Kranke in gesunden Tagen zu nehmen gewohnt, oder wie es ihm behaglich ist. Mit warmem oder kaltem Wasser wird nöthigen Falls nachgeholfen. Der Wärmegrad des ersten Bades wird aufgezeichnet. — Der bis auf das Hemd entkleidete Kranke wird rasch in das Bad getragen, und bis an das Kinn eingetaucht. Er bleibt in demselben, bis er von freien Stücken (ohne darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn) bemerkt, das Wasser werde kühl (was natürlich von kleinen Kindern nicht gelten kann). Nun wird ihm das Hemd unter dem Wasser ausgezogen, und man bringt ihn — ohne ihn zuvor abzutrocknen — in ein gut erwärmtes Leintuch gehüllt, in das erwärmte Bett, welches indefs frisch aufgerüttelt und mit einem reinen Leintuche versehen worden ist, und deckt ihn, wie gewöhnlich, zu. Man reicht ihm nun eine Tasse warmes Getränk (Suppe oder Thee). Sehr bald wird er reichlichen Schweifs bekommen, und wenn er noch jung ist, auch bald einschlafen. Sobald der Schweifs aufgehört hat, wird der Kranke angezogen. — Kinder verlangen oft die Umkleidung früher. Man kann ihnen willfahren, mufs aber dann ihnen Stück vor Stück behutsam unter der Decke anziehen. Wird der gleich nach dem Bade mit einer Haube zu bedeckende Kopf durch das Schwitzen nafs und die Kopfbedeckung feucht, so mufs auch diese gewechselt werden. Nun wird der Kranke wieder zugedeckt, und bekommt abermal ein warmes Getränk; ist ihm bereits Chocolade oder Kaffee erlaubt, so erhält er solchen. Meistens bricht noch-

mals Schweifs aus. — War der Patient früher im Gesichte oder an andern Theilen geschwollen, so wird sich die Geschwulst schon jetzt vermindert haben, und in wenigen Stunden sich ganz verlieren. Das Gesicht, das im Bade sehr gefärbt war, wird nun blafs und eingefallen; der Kranke fühlt sich aber, wenn gleich schwach, sehr behaglich; schläft in der Nacht mehr, und harnt mehr als bisher. — Genau wie nach dem ersten Bade wird in allen folgenden verfahren. Den nächsten Tag wird das Bad um dieselbe Stunde bereitet, aber um 2° Reaum. kühler, als das erste Mal, und so wird jedes folgende Bad um 2° R. minder warm genommen, als das vorhergegangene. Es wird von jetzt an dem Kranken dieselbe Wäsche durchwärmt nach dem Bade angezogen, die er vor demselben getragen. Mufs unreines Leibweifszeug mit reinem vertauscht werden, so geschieht der Wechsel nach dem Bade. Während des zweiten Bades wird das Bettzeug mit reinen, gutgetrockneten Ueberzügen verseben. In jedem Bade verweilt der Patient solange, bis es ihm kübl scheint. Die Bäder werden nach obiger Vorschrift täglich fortgesetzt. Unmittelbar vor dem 4ten Bade (bei sehr gelinder Krankheit vor dem 3ten, hingegen bei sehr schwerer vor dem 5ten) läfst Hr. Kr. den Kranken auf eine Stunde aufstehen und im Zimmer herumgehen, wenn es die Kräfte erlauben. Am folgenden Tage darf er gleich nach dem Mittagessen aufstehen, und er gebt (ohne zu baden) zu Bette, wenn er sich ermüdet fühlt. Am nächsten Tage verläfst er das Bett vor Tische, und nimmt zur gewöhnlicben Stunde das 5te Bad. — Nach dem 4ten werden die Bäder über den andern Tag genommen. — Tags darauf steht der Kranke gleich Morgens, und bleibt von nun an den ganzen Tag auf, ausgenommen an den Badetagen, wo er nach dem Bade sich legen und liegen bleiben mufs. Das 6te Bad wird am folgenden Tage (16ten oder 17ten Tag der Krankheit, je nachdem am 9ten oder 10ten Tag die Bäder begonnen wurden) genommen. Den nächsten Tag bringt er abwechselnd in seinem Zimmer und in kühleren Lokalitäten zu, ohne zu baden. Am folgenden geht er vor dem 7ten Bade förmlich in die freie Luft (wenn es die Witterung erlaubt), wo er sich, solange es ihm behagt, aufhält. Den nächsten Tag geht er Vor- und Nachmittags nach Belieben im Freien herum, ohne zu baden. Den folgenden (den 20sten oder 21sten der Krankheit) macht er es ebenso, und nimmt das 8te und letzte Bad. — Bei ganz schlechter Witterung, bei heftiger Krankheit oder bei grofser Aengstlichkeit des Patienten oder seiner Umgebung läfst er noch ein 9tes Bad nehmen. — Dem Hrn. Verf. ist kein Fall bekannt, dafs ein der Art behandelter Scharlachkranker noch ferner das Contagium verbreitet habe.

Derselbe sagt: Von dem Augenblicke an, wo der Kranke das erste Bad nach der mitgetheilten Vorschrift genommen hat, ist sein Leben garantirt, vorausgesetzt, dafs diese Kurart bis an's Ende gehörig fortgesetzt wird.

Seit 10 Jahren behandelt er Scharlachkranke auf diese Art, und hat seit dieser Zeit keinen Einzigen nach dem Beginne der Abschilferung verloren.

Leistet diese Behandlungsweise nur zur Hälfte, was der Hr. Verf. von ihr rühmt, so ist sehr viel gewonnen. Jedes Falls verdient sie einer besondern Beachtung.

Vorzüglichen Dank verdient aber der Hr. Verf. noch, dafs er seine Mittheilung so kurz zusammengedrängt hat. — Möchten Andere, die etwas Neues mittheilen zu können glauben, ein Beispiel hieran nehmen!

Dr. *Franz Ludwig Feist.*

---

1) *Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von Dr. J. F. C. Hecker, Prof. an der Universität in Berlin u. s. w. Berlin* 1832. *Verlag von Fr. A. Herbig.* VI *u.* 102 *S.* 8.

2) *Lettre sur le Choléra-morbus de l'Inde importé à Moscou et sur son analogie avec l'horrible contagion connue sous le nom de peste noire, qui partit de la Chine au milieu du 14ème siècle; vint ravager l'Europe pendant* 17 *ans; par L. J. M. Robert, médecein du lazaret de Marseille etc. Marseille* 1832 *Deuxième édition revue et augmentée.* 47 *S.* 8. *Mit einer Abbildung.*

3) *Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von Dr. J. F. C. Hecker, Prof. in Berlin u. s. w. Berlin* 1832. *Verlag von Th. Ch. F. Enslin.* VI *u.* 72 *S.* 8.

4) *Der englische Schweifs. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts von Dr. J. F. C. Hecker, Prof. u. s. w. Berlin, bei Th. C. F. Enslin.* 1834. XII *u.* 240 *S.*

Die Geschichte der Völker und die Geschichte einer Wissenschaft ist der leitende Stern für die individuelle und für die universelle Entwicklung, sie ist es, die allein vor Verirrungen schützt, wenn der emporstrebende Geist die Schranken verkennt, welche Raum und Zeit um ihn gezogen haben.

Das historische Studium der Heilkunde ist ein wahres Bedürfnifs unserer Zeit, was von Allen gefühlt wird, die nicht in dem Geiste, wie Falstaff über die Ehre, räsoniren. Leider! sympathisiren mit diesem manche durch den Willen oder den Fluch des Schicksals an die Spitze der Medicinalangelegenheiten Gestellte, die im ruhigen Genufs ihrer Sinecuren mit vornehmem Lächeln auf Männer herabblicken, welche Zeit und Kräfte dem mühevollen historischen Studium opfern. Dies macht es vor Allem erklärlich, dafs bis zur neuesten Zeit die Geschichte der Volkskrankheiten und die ganze historische Pathologie, dieses fruchtbare

und edle Feld historischer Forschung (wie ein denkender Arzt sie nennt) als eine arabische Wüste angesehen und geflohen ward, bis die Cholera, an die politische Bedeutung der Volksseuchen mahnend, die Vornehmen aus ihrem Dachsschlafe weckte, welche geträumt hatten, mit einer Handvoll Soldaten und Schlaghäumen die Geister zu bannen. Dieser Wahn ist zerstört, und seine thörichten Früchte gehören der Geschichte an, welche die Thaten nach Gebühr zu würdigen versteht.

Hecker in Berlin, allen civilisirten Nationen rühmlichst bekannt durch sein gediegenes, gründliches Forschen im Gebiete der Geschichte der Heilkunde und mit den seltenen Eigenschaften eines historischen Forschers reichlich ausgestattet, hat das grofse Verdienst, die historische Pathologie der Vergessenheit entrissen und die Geschichte der Volkskrankheiten zuerst mit einem glänzenden Erfolge bearbeitet zu haben. Die vorliegenden Schriften über den schwarzen Tod, die Tanzwuth und den englischen Schweifs sind glänzende Zeugen seines edlen Strebens, welche kürzlich in der Zuerkennung einer Preismedaille durch die medicinische Societät in Lyon eine ehrenvolle Anerkennung erhalten haben.

In der ersten Schrift handelt der Verf. in einer anziehenden, dem historischen Gegenstande angemessenen, an Johannes v. Müller erinnernden, Sprache von einer Welthegebenheit, über welcher ein Gewebe von Wahrheit und Dichtung ruhte, da sie bisher von Romanschreibern und Melodramendichtern geschildert, aber von keinem Geschichtsforscher mit dem nöthigen Ernste beschrieben worden war.

Der schwarze Tod (in Italien das grofse Sterben genannt) war eine morgenländische Pest, erkennbar an Brandbeulen und Drüsengeschwülsten, zu welchen sich hin und wieder schwarze Flecke und eine faulige Entzündung der Athmungswerkzeuge gesellten. Nicht allein Menschen, sondern auch Thiere erkrankten und starben daran, wenn sie Sachen von Erkrankten und Verstorbenen berührt hatten. Die Seuche begann in China und verbreitete sich von hier aus über Asien, Aegypten und die meisten Länder Europa's, in diesen letzten allein über 25 Millionen wegraffend. Mächtige Umwälzungen in dem Erdorganismus waren dem Ausbruch dieser Seuche vorangegangen, von China bis zum atlantischen Meere bebte der Erdboden, in Europa und Asien gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Thier- und Pflanzenleben.

Einen überzeugenden Beweis der Unverwüstlichkeit des menschlichen Geschlechts in seiner Gesammtheit sieht der Verf. in der auffallenden Entwicklung der Völker in den auf diese grofsen numerischen Verluste folgenden Zeiten. Auffallend war überall die gröfsere Fruchtbarkeit der Weiber, die Häufigkeit der Zwillings- und Drillingsgeburten. Ungünstig und betrübend war diese

Pest in ihren moralischen Folgen, denn sie erzeugte einen nie gesehenen Grad von religiöser Schwärmerei und Judenverfolgung, welcher Einhalt zu thun selbst die menschenfreundlichen Bullen des Pabstes Clemens VI. und die philanthropischen Gesinnungen Kaiser Karl IV. nicht genügten.

Die Aerzte der damaligen Zeit der schwarzen Pest gegenüber, bemerkt H. Folgendes, was auch von spätern Volksseuchen gelten kann: Man möge bedenken, dafs menschliche Kunst und Wissenschaft in grofsen Weltseuchen überaus ohnmächtig erscheint, weil sie mit Naturkräften in Kampf geräth, die sie nicht kennt, und die, wenn sie auch je in ihrem Gesammtwirken begriffen werden könnten, ihr unerreichbar bleiben würden.

Von den Begriffen und Ansichten damaliger ärztlicher Schriftsteller treten als historisch wichtig hervor: der Ausspruch, dafs die Pestilenz oder epidemische Constitution die Mutter verschiedenartiger Krankheiten sey, dafs die Pest zwar zuweilen, aber doch nicht immer aus ihr entstehe, mithin, dafs die Pestilenz sich zur Ansteckung verhalte, wie disponirende zur Gelegenheitsursache — eine Ansicht, die auch jetzt als die wahrscheinlich richtige über die Cholera gelten dürfte.

Robert's Schrift erscheint neben Hecker's Meisterwerke gleichsam als Folie, und kann weder das Resultat historischer Forschung rücksichtlich der schwarzen Pest, noch das Resultat eines Studiums gediegener Schriften über die Cholera seyn, die bis zum Ende des Jahrs 1831 in England, Frankreich und Deutschland erschienen waren. Darf es wohl beim Kritiker Entschuldigung finden, wenn ein ärztlicher Schriftsteller auf Analogie der Cholera und des schwarzen Todes deshalb schliefst, weil beide Krankheiten aus Asien gekommen und die Pestkranken des 14ten Jahrh. zuweilen gebrochen und schwarze Stühle gehabt haben? Solche Irrthümer sind in Deutschland nicht leicht durch Wort und Schrift verbreitet worden.

Nicht minder gelungen ist das Bild, welches Hecker von jener merkwürdigen Krankheit entwirft, die unter dem Namen des Veitstanzes, des Johannestanzes und des Tarantismus die Bewohner Deutschlands, der Niederlande, Italiens und Abyssiniens zu einer Zeit ergriff, wo die Nachwehen des schwarzen Todes noch nicht verschwunden waren. Diese Tanzwuth, erzeugt durch ein ungezügeltes Hervortreten des Begehrungstriebes und eine ungebändigte Wuth zur Nachahmung, schliefst, wie der Verf. treffend bemerkt, eine Schwäche des Wesens der menschlichen Gesellschaft auf, daher wir hoffen dürfen, dafs diese Schrift von jedem Gebildeten mit Vergnügen gelesen werden wird, dem es überhaupt nicht an Sinn für historische Forschungen gebricht. Es möchte uns zu weit führen, wenn wir dem Verf. bei der Untersuchung über den Gang, die Ursachen, die Verbreitung, die Abnahme, die Verwandtschaft der Tanzwuth mit ähnlichen Krankheiten, ihre Be-

handlung u. s. w. folgen wollten, welche Momente in der vorliegenden Schrift in einer anziehenden Sprache geschildert sind. Mit gebührender Achtung ist des grofsen Paracelsus hier gedacht, der, noch immer nicht nach Gebühr von den Aerzten gewürdigt, bei dieser Volksseuche eine würdige ärztliche Stellung behauptete.

Die gegenwärtigen Körperleiden sind in ihrer Gesammtheit nur eine Stufe der Entwicklung, nur eine Phase des kranken Lebens in einer grofsen Reihenfolge von Erscheinungen, und erhalten mithin nur durch Erkenntnifs des Vergangenen ihre volle Bedeutung. Grofse Krankheiten sind untergegangen oder haben sich zersplittert, aus Geringfügigem hat sich Grofses entwickelt, in diesem Wechsel der Zerstörung offenbaren sich die Wirkungen mächtiger Naturgesetze durch die Lebensstimmungen ganzer Jahrhunderte. Hier ist kein luftiger Kreis vergänglicher Vermuthungen, die Thatsachen reden selbst in tausend Erinnerungen, und durch unbefangene Würdigung derselben wird man zu einem Kern der Wirklichkeit gelangen, von welchem die Heilkunde zu ihrem grofsen Nachtheile bisher noch immer fern geblieben ist. Der Staat, der von den Naturwissenschaften Aufklärung über das menschliche Gesammtleben in jeder Beziehung erwartet, fordert von den Aerzten eine vielseitige Einsicht in das Wesen und die Ursachen der Volkskrankheiten. Eine solche, der Würde einer Wissenschaft entsprechende Einsicht kann aber nicht aus der Beobachtung vereinzelter Volkskrankheiten gewonnen werden, weil die Natur niemals in ihnen alle ihre Seiten entfaltet, die Erfahrung aller Jahrhunderte ist hier die Quelle, aus der geschöpft werden mufs, und die ärztliche Forschung der einzige Weg, der zu dieser Quelle führt, will man nicht neuen Volkserkrankungen unvorbereitet entgegentreten.

Mit diesen Worten spricht sich der Verf. über den Zweck seiner Schrift über den englischen Schweifs aus, und bezeichnet auf diese Weise das, was durch historisch-pathologische Forschungen erreicht werden kann und wird, wenn sie mit Begeisterung begonnen und mit tiefem Ernste zu Ende geführt worden.

Fünfmal herrschte die englische Schweifssucht epidemisch: 1485, 1506, 1517, $15^{28}/_{29}$, 1551. Zum ersten Mal erscheint sie im August 1485, als die Schlacht bei Bosworth über Englands Geschick entschieden hatte, als ein hitziges Fieber, das nach kurzem Froste die Kräfte, wie mit einem Schlage, vernichtete, unter Magenschmerzen, Kopfweh und schlafsüchtiger Betäubung den Körper in übelriechendem Schweifs auflöste und innerhalb weniger Stunden eine Entscheidung herbeiführte. In London wüthete diese Seuche fünf Wochen, viele Genesenen zum zweiten und dritten Mal heimsuchend, und dann sich in gleicher Heftigkeit über ganz England verbreitend. Die Aerzte wufsten dem Volke wenig oder nichts zu rathen, das endlich sich selbst den Rath ertheilte: keine gewaltsamen Arzneien, wohl aber

mäfsige Erwärmung anzuwenden, keine Nahrung und nur wenig mildes Getränk zu genieſsen, in ruhiger Lage 24 Stunden geduldig auszuharren bis zur Entscheidung des gefahrvollen Uebels.

Der Ursprung der Schweifssucht, ihr Verlauf, die begünstigenden Ursachen sprechen für die Ansicht des Verfs., daſs die Krankheit ein hitziges Flufsfieber mit grofsen Nervenleiden gewesen sey.

Zum zweiten Mal herrschte die Schweifssucht zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, mithin zur selbigen Zeit, wo die Entdeckung Amerika's, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Zerstörung der Raubburgen des deutschen Adels und die Aufstellung stehender Heere mächtige Revolutionen in der politischen und moralischen Welt begründet hatte. Sie brach in London aus, und verbreitete sich auch diesmal nicht über England's Grenzen hinaus, an Bösartigkeit der ersten nicht gleich kommend. In Italien wüthete zur selbigen Zeit das Fleckfieber, ebenso in einzelnen Provinzen Hispaniens, Deutschland und Frankreich wurden von andern Seuchen heimgesucht.

Das dritte Erkranken an der Schweifssucht kommt auf das Jahr 1517, welche dieses Mal, durch Bösartigkeit die frühern Epidemien übertreffend, kein Alter und keinen Stand verschonend, sich über ganz England ausbreitete und sogar die in Calais ansässigen Engländer (aber nur diese!) erreichte. Was der Verf. hier über die Ansteckung im Allgemeinen sagt, sind *Aurea dicta* und von hoher Wichtigkeit für Medicinalpolizei. Auch diese dritte Schweifssuchtepidemie stellt sich dem Forscher als eine Volkskrankheit dar, welche, umgeben von einer ganzen Gruppe von andern Volkskrankheiten erschien, welche durch allgemein krankmachende Einflüsse von unerkanntem Wesen hervorgerufen wurden.

Das vierte Erkranken fällt mit der Vernichtung des französischen Heeres vor Neapel im Jahre 1528 zusammen, zu welcher Zeit Fleckfieber und Pest in Italien, das Trousse-galant in Frankreich und Savoyen wütheten. Diesmal war aber nicht England allein der Schauplatz dieser Seuche, sondern mehr oder weniger das ganze nördliche Europa, das durch diese in wenigen Stunden tödtende Krankheit fast entvölkert wurde. Was der Verf. über das Erscheinen dieser Epidemie an einzelnen Orten, über ihre Verbreitung, ihr Verweilen und Verschwinden, über die Folgen der Furcht vor Ansteckung, über die thörichten ärztlichen Verfahrungsweisen sagt, erinnert lebendig an das, was wir während des Herrschens der Cholera vor wenigen Jahren erlebt und gesehen haben. Eine Kenntnifs der Seuchen vergangener Säcula und ein Studium ihrer Geschichte würde die jetzigen Aerzte, welche durch ihre Pestverordnungen die Welt in Schrecken setzten, vor manchen Betisen und die Regierungen vor grofsen Ausgaben gesichert haben. Aber von Medico-chi-

rurgen ohne wissenschaftliche Bildung darf man eine philosophische Würdigung der historischen Pathologie nicht erwarten.

Auch in diesem vierten Erkranken begann die Schweifssucht mit einem kurzen Froste, Zittern, Schmerzen unter den Nägeln, dazu gesellten sich Hirnzufälle oder dumpfe Kopfschmerzen, es folgte Schlafsucht, Angst, Herzklopfen, stinkender Schweifs, Zuckungen, Erbrechen, ein gereizter und beschleunigter Puls, die Stimme wurde seufzend, der Körper bedeckte sich mit Frieselbläschen, und der Tod erfolgte apoplectisch. Die Wenigen, welche genasen, zeigten eine grofse Neigung zu Rückfällen, die Leichen gingen ungewöhnlich rasch in Fäulnifs über. Das mittlere Alter litt am meisten, indefs Kinder und Greise seltener heimgesucht wurden. Das Wesen der Krankheit sprach sich auch dieses Mal als rheumatisch aus.

Die fünfte Epidemie fällt auf das Jahr 1551, sie begann am 15. April des oben genannten Jahres in Schrewsbury, denselben bösartigen Charakter, wie früher, zeigend und von hier aus sich allmählig über ganz Grofsbritannien verbreitend und im Auslande nur die Engländer (wie in der zweiten Epidemie) heimsuchend.

Als mit der Schweifssucht analoge Krankheiten bezeichnet H. die Herzkrankheit der Alten, die in neuester Zeit hin und wieder von russischen Aerzten beobachtet wurde, den Picardischen Schweifs und das Röttinger Schweifsfieber, welche in einem Anhange hier ganz passend eine Stelle gefunden haben.

Möge der gelehrte Verf. sich von den Mühseligkeiten solcher historischen Forschungen nicht abschrecken lassen, sondern auf dem betretenen Wege fortwandeln. Von Seiten der wissenschaftlichen Aerzte kann er nur auf Beifall rechnen.

Heyfelder.

Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV. *jusqu'au ministère du cardinal de Fleury. Par P. E. Lemontey. Vol.* II. *Avec pièces justificatives* 483 *p. gr.* 8. 1834.

Was über das Werk im Allgemeinen zu bemerken war, hat Ref. der Anzeige des ersten Theils vorausgeschickt; er darf sich daher bei der Anzeige des zweiten unmittelbar mit dem beschäftigen, was ihn eigentlich allein veranlafst, eine so ausführliche Kritik eines französischen Buchs den Jahrbüchern einzuverleiben. Er wünscht nämlich, gelegentlich einige Andeutungen zur Geschichte des ersten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts und einige Nachrichten von den Quellen dieser Geschichte, die er während seines Aufenthalts in Paris in den dortigen Archiven aufgesucht hat, dem Publikum mitzutheilen.

Das erste Kapitel dieses Bandes, das dreizehnte des ganzen Werks, handelt von der bekannten Geschichte, wie Dubois jedes Mittel benutzte, um Cardinal zu werden. Er bediente sich dabei zugleich Georgs des Ersten und des Prätendenten, wenn gleich auf verschiedene Weise. Obgleich auch in diesem Kapitel Hr. Lemontey seiner Sitte getreu bleibt, nur Anekdoten zu suchen und sich mit den Personen mehr als mit den Sachen zu beschäftigen, so hat er doch hier viel Neues und Anziehendes aus Handschriften beigebracht. Er hätte indessen an der Stelle, wo von den Verhältnissen der Cardinäle und von den Jesuiten die Rede ist, durchaus die Aktenstücke und Briefe der Archives du Royaume benutzen sollen. Er würde dort im Carton K. 146. neben dem Fascikel, welcher die Correspondenz des Hrn. von Boissimène enthält, auch die Schreiben des Pater Joseph de Peint gefunden haben. Dieser Procurator generalis des Ordens von Clügny versah in Rom Geschäfte, die eigentlich der Cardinal de la Tremouille hätte besorgen sollen, war in ununterbrochner geheimer Correspondenz mit dem Regenten, und schreibt ihm (um nur ein bestimmtes Beispiel anzuführen) am 14. Decbr. 1717 über die Cardinäle Folgendes:

»Que le premier et principal ressort qui fait agir certains cardinaux étant le desir de parvenir il est naturel qu'il se servent de tous les moyens qui les peuvent aider et d'éviter tout ce qui

peut les en éloigner. Il sçavent que la faveur des princes leur est très nécessaire et de là vient le soin de la cultiver et de n'en pas laisser passer la moindre occasion lorsqu'ils en sont requis. Mais dans les fâcheuses conjonctures ils se couvrent du nom du sct. père, qui n'a plus rien à prétendre que les respects de chacun et à qui ils font refuser en toute sûreté." Diese Stelle betrifft den Frieden der Kirche, den damals die Jesuiten hinderten. An einer andern Stelle schreibt er: »Il coute extrêmement à cette cour de céder à une partie du clergé de France. C'est un breuvage bien amer pour elle. Ceux qui n'y trouveront point quelque interêt particulier doivent du moins avoir la douce et honorable satisfaction que V. A. R. leur en sera obligée.« Diese Stelle geht nicht blos den römischen Hof im Allgemeinen an, sondern sie gehört zu dem, was S. 30 u. f. von den Streitigkeiten über gallicanische Rechte gesagt wird.

Auch S. 33. hätte der Verf. ganz anders geurtheilt, wenn er es der Mühe werth gehalten. in den Archives du Royaume Carton K. 148. die Erklärung des Parlaments gegen die Evocation des Processes des duc de la Force, sowie die Réflexions importantes und die auf zwei besondern Bogen beiliegenden Remontrances vom 3ten März 1721 zu Rathe zu ziehen. Dagegen giebt er in den Pièces justificatives die nöthigen Aktenstücke zum Belege und zur Ergänzung seiner Erzählung von der Wahl Innocenz des XIIIten und von Dubois Ernennung zum Cardinal. Ob nicht Vieles vorkommt, das der ernsten Geschichte unwürdig ist, das wollen wir nicht untersuchen. Wie sehr würden wir dem Verf. danken, wenn er aus den Registern, die er in den folgenden Worten nennt, die einzelnen Items angegeben hätte, statt uns nur im Allgemeinen zu sagen p. 47:

»J'ai reconnu en compulsant divers états du trésor royal que le chapeau de Dubois coûta environ huit millions à la France."

Schon im 2ten Kapitel dieses 2ten Bandes, dem 14ten des Buchs, wird der Erzieher des Königs (Fleury) auf eine sehr unvortheilhafte Weise geschildert. Wir wollen glauben, daſs Vieles, was Hr. L. sagt, wahr ist, warum weiſs er aber für die Laster eines Dubois und Philipp von Orleans so viele Entschuldigungen zu finden, zeigt uns frohlockend in ihrer Schurkerei den Anfang der Fortschritte, deren Früchte sein Land jetzt genieſse, und verkennt die Frömmigkeit und Tugend Fleury's durchaus, weil dieser dabei menschliche Schwächen hat? Anziehend ist, was p. 75—76. über den pedantischen Unterricht, den Ludwig XV.

von dem Regenten, vom Herzog von Bourbon und Dubois im Beiseyn Fleury's und des duc de Charost in der Regierungskunst erhielt, gesagt wird. Man sieht, das war nur eine lächerliche Komödie, welche von Leuten gespielt wurde, die unter allen Menschen am besten wufsten, was bei dergleichen von einem Ledran, Briquet, Fagon aufgesetzten und vom Herzog Regenten mündlich commentirten cours de politique, de guerre, des finances herauskommen kann. Hätte uns indessen der Verf. die Aktenstücke mitgetheilt, so würden wir ihm weit mehr Dank wissen, als jetzt, wo die ganze Sache entweder ohne Charakter ist oder einen künstlichen erhalten hat. Nur S. 78. giebt uns Hr. L. eine Stelle aus dem Vortrage des Regenten gegen Villeroi. Dafs er S. 81. in der Note eine Armseligkeit aus den Denkwürdigkeiten des duc d'Antin beibringt, hat er wenigstens selbst empfunden, die Anekdote du congrès de Cambrai p. 88. ist aber nicht besser. Nirgends erkennt man übrigens die Börsen-, Handels- und Gewerbsphilosophie unserer Zeit in einem glänzenderen Lichte, als wenn S. 87. nachdem angedeutet ist, dafs Niemand wagte oder würdigte, einem Geistlichen, wie der schändliche Dubois war, eine Leichenrede zu halten, dennoch zu seinem Lobe hinzugesetzt wird:

»mais à la nouvelle de sa mort les actions de la compagnie des Indes baissèrent de trois cent francs, et ce témoignage, rendu par la voix inflexible de l'interêt à ce qu'il y eut de vraiment louable dans le gouvernement de Dubois *valut bien les formules d'un panégyrique.*«

Dem Gemälde der Regentschaft, welches uns der Verfasser der Histoire de la régence am Schlusse des 14ten Kapitels ganz zu ihrem Vortheile giebt, wollen wir aus dem handschriftlichen Leben des Cardinal Fleury, Carton K. 163. ein andres gegenüberstellen, das uns wahrer scheint, wenn gleich die Darstellung einseitig, die Farben etwas zu stark und zu dunkel, die Wendung zu theologisch seyn mag. Wir geben übrigens nur den Anfang, den Schlufs über die Einführung der englischen deistischen Schriften und der Philosophie eines Shaftsbury, Bolingbroke und Anderer, versparen wir auf einen andern Ort. Wir führen diese Stelle einer handschriftlichen Geschichte um so lieber an, als der Abbé Ranchon lange vor der Revolution den Gang und Zusammenhang der Literatur der vornehmen Welt in ganz Europa eben so betrachtete, wie Referent thun würde, der indessen, obgleich mit dem Abbé einverstanden, doch nicht, wie diesem zu Folge der

Cardinal Fleury that, aus den Erscheinungen einer überverfeinerten verdorbenen Zeit das Ende der Welt prophezeihen möchte. Ihm scheint die Welt gegen die Stöfse menschlicher Thorheit und Verblendung, die sich Weisheit nennt, durch göttliche Ordnung und ewiges Gesetz gesichert genug. Der Abbé schreibt:

»La régence du duc d'Orleans fut l'époque de cet esprit d'irreligion et de libertinage qui s'est repandu en France, c'est une tache à la gloire de ce prince. On vit de son tems des ouvrages lascifs et pernicieux où le poison préparé par des mains habiles infectoit les moeurs publiques et ou les siècles qui nous suivront puiseront encore la licence et la corruption du nôtre. On vit la magnificence et les plaisirs publics attirer dans Paris de toutes parts les étrangers et les François. La pompe criminelle des theatres, et des spectacles surpasser presque celle des siècles payens, l'orgueil des édifices et l'excès bizarre des ameublemens n'avoir plus de bornes, la fureur du jeu ruiner quantité de familles, le luxe croître et devenir un usage onéreux et insoutenable à ceux même qui l'avoient inventé. Longtems auparavant en Angleterre.« — Dann folgt, was wir hier nicht anführen, um es an einem andern Orte mitzutheilen.

In der Schilderung der Marquise de Prye stimmt der Abbé mit dem Akademiker völlig überein, ist aber bestimmter und giebt mehr eigentliche Historie, als Hr. L. p. 100. Der Abbé sagt: »La marquise de Prye étoit maitresse du coeur et de l'esprit du duc de Bourbon, fille de Berthelot Steneuf, homme d'affaires. Elle gouvernoit despotiquement Mr. le duc, c'étoit une femme d'une très grande beauté qui aimait le solide de la galanterie et qui disposoit à son gré des charges, des emplois et des finances. Elle se fit autant d'ennemis de ceux qui n'obtenoient point de graces. Elle avoit beaucoup d'esprit et de courage pour une jeune femme et vouloit tenir longtems cette place et dans la crainte que son pouvoir ne durât guère, elle ne perdoit pas de tems pour s'enrichir. Elle crut faussement que pour maintenir Mr. le duc il fallait faire eloigner l'evêque de Frejus etc.« Uebrigens sagt der Abbé selbst, dafs er dies Gemälde aus den Annales politiques de l'Abbé de Sct. Pierre entlehne.

Als Beitrag zu den bekannten Anekdoten über die Personen und Erbärmlichkeiten des spanischen Hofs um 1722—26. erhalten wir am Ende des funfzehnten Kapitels manche Züge und Ergänzungen der Berichte englischer Gesandten aus den französischen Correspondenzen und Papieren. Eigentliche Geschichte finden wir

wenig oder gar nicht. Für den Theil des Publicums, der geistreiche Bemerkungen ohne pedantischen Ernst und ohne philosophische Consequenz oder hlofse Unterhaltung in der Geschichte sucht, ist besser gesorgt. Wer übrigens weifs, was die Franzosen von ihrer eignen gegenwärtigen Verwaltung sagen, wer diese gegenwärtige Administration und die Personen, von denen sie ausgeht, aus der Nähe gesehen hat und das Beamtenwesen der Franzosen in den Rheinprovinzen vor 1814 kennt, wer wie Ref. angesehen hat, was man in Teutschland zu Napoleons Zeit erfuhr, der wird aus einer einzigen Stelle beurtheilen, welche Wahrhaftigkeit, Schaam, Bescheidenheit und Historiographie er bei den Belletristen unserer Nachbarn antrifft. Es heifst p. 129 — 130: »On a pu voir quelquefois en France un chef très élevé trafiquer de sa puissance d'un moment; mais le corps de l'administration reste toujours incorruptible et ses membres, même les plus obscurs, y nourrissent une verve héréditaire de délicatesse et d'honneur qu'on peut sans doute trouver ailleurs, mais qui paroit naturellement attachée au caractère Francais.« (!!!) So groh schmeicheln selten Speichellecker den Fürsten, als hier der Masse geschmeichelt wird; das mufs gefallen, denn jedermann kann sich davon so viel nehmen, als seine Bescheidenheit ihm erlaubt. Eben so heifst es auch p. 138, als die Rede davon ist, dafs nach einem grausamen, 1724 erlassenen Gesetz jeder Hausdiebstahl ohne Unterschied mit dem Tode hätte sollen bestraft werden, und dafs jedermann sich gescheut habe, bei einer solchen Gesetzgebung einen Diebstahl zur Sprache zu bringen: »Si la générosité du caractère Francais eût été douteuse, cette épreuve l'eût mise hors de soupçon.«

Was die Quellen und besonders die in den Archives du Royaume angeht, so hat er gänzlich übergangen, was sich dort Carton K. 148. in der Liasse findet, welche die Aufschrift hat: Ceremoniel. Mariage de Mr. le duc d'Orleans avec la princesse de Bade. Das Bedeutende, was er daraus hätte ziehen können, geht die allgemeine Sittengeschichte an, es sind nämlich die Bemerkungen, welche der Graf Morville, Nachfolger des Cardinal Dubois im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, über den Heirathsvertrag macht, den d'Argenson und der Marquis de Matignon mit den badischen Bevollmächtigten verabredet hatten. Die Gründe, die er angiebt, warum er im Namen des Königs diese und jene Kleinigkeit abgeändert haben will, sind anziehend, weil sie den Geist der Zeit verrathen. Das Weitere gehört nicht hieher, son-

dern an einen andern Ort, wohl aber, was die Protestanten angeht. Der Verf. hätte besonders zu S. 143. aus den Actenstücken selbst beweisen können, was er freilich nicht wollte, weil er die Sache dort anders dreht, dafs Milde und Härte eines Menschen, wie der Regent und sein Dubois waren, auf gleiche Weise verächtlich und gehässig sind. Man begünstigt Jansenisten, Jesuiten und Protestanten nicht aus Grundsatz, sondern weil Leuten wie der Regent und Dubois Alles, aufser ihrem Vortheil, gleichgültig ist. Gleich bei der Uebernahme der Regentschaft schreibt der Herzog an den Statthalter von Bearn (Carton H. 145. Quartband von 1715—16), er wolle zwar die Verordnungen gegen die Reformirten bestehen lassen (das schrieb er, wie S. 144. Hr. L. berichtet, auch dem duc de Roquelaure und andern), hier aber setzt er hinzu: er halte dafür, dafs man keine Gewalt brauchen müsse, — »et tenir une autre voie en se servant des voies de douceur, d'instruction et de rémontrance sans donner dans le zèle indiscret de quelques missionaires souvent suivi par les magistrats.« An einer andern Stelle desselben Briefs heifst es: »au surplus il faut les traiter (les protestants) avec la même bonté que les autres bons sujets du roi tandis qu'ils ne s'écartent point d'ailleurs de la fidelité et de la soumission qu'ils doivent à S. M.« Dagegen sieht er wieder ruhig zu, wie die Jesuiten ihre Associationen selbst über das Militär ausdehnen. In Beziehung auf das, was vom Herzog von Berwick und seinem Fanatismus in Guyenne gegen die Reformirten S. 145. gesagt wird, hatte Hr. L. (Carton K. 146. Briefe des Regenten aus der Bibliothek von Sct. Geneviève in das Archiv genommen, Blattseite 49.) gelesen, wie dieser in der jesuitischen Verbindung war und seine Soldaten hineinbrachte. Er schickt dort an den Regenten die Regeln »avec les livres de devotion de l'association et confrairie militaire établie dans le régiment de la Marche qui est au château Trompette.« Das wird doch dem Herzog Regenten zu arg. — Er nimmt wieder zu der Halbheit und Treulosigkeit eines juste milieu seine Zuflucht. Er schreibt, die Sache sey an und für sich sehr gut, in den Büchern sey auch nur Gutes enthalten, doch dürfe den Soldaten die Andacht nicht eingeflöfst werden »par le moyen de telles associations à l'ombre desquelles on peut leur détourner l'esprit de la véritable soumission qu'ils doivent suivre.« Das Conseil de la guerre habe deshalb die von den Jesuiten gebildeten Associationen cassirt, der Herzog von Berwick solle das Gleiche thun. Die von dem Hrn. L. gerühmte Toleranz des Regenten wird daher in einer band-

schriftlichen, auf Befehl desselben im Archiv aufbewahrten, ironischen Vorstellung ganz anders gedeutet. Der Verf. kleidet seine Satyre in das Gewand einer ernsten Vorstellung an den Regenten, er sagt ihm (Carton K. 145.), er möge doch protestantisch werden und das Land protestantisch machen. Es heifst in dem Schreiben:

»Vos courtisans, qui sont presque tous gens d'esprit (à la reserve de quelques sots mélancholiques) qui faisant profession dans l'intérieur de la religion des Deïstes qui est la naturelle, dans la necessité où ils seroient de professer extérieurement la religion du royaume embrasseroient plus facilement la Huguenotte lorsqu'elle seroit très permise que la catholique à cause que celle-là de toutes les religions chrétiennes approche plus de la raison naturelle qu'ils suivent et qu'il y paroit moins d'impossibilité que dans la catholique, joint à ce qu'ils y seroient moins gênés, y paroissant plus de liberté, et ceux du parlement qui se trouvent avoir de l'esprit et beaucoup d'autres du royaume aussi gens d'esprit en feroient de même. Pour ce qui est des gens de guerre, j'y vois peu d'esprit, encore moins de science, je ne répondrois pas de ce qu'ils feroient dans cette occasion. Il n'y auroit que l'exemple qui les inciteroit si ce n'est encore que quelquesuns qui sont sortis de Huguenots ou qui l'ont été l'embrasseroient.« Wir brechen hier ab, der Verf. des Briefs führt aber seine Sache ausführlich durch. Was den Zustand der Protestanten in der folgenden Zeit angeht, so hätte Hr. L. durchaus (Carton K. 151.) die geheime Instruction des Herzogs von Richelieu um 1751 und die in einigen andern Cartons enthaltenen Actenstücke über das Verfahren gegen die Protestanten zu Rathe ziehen müssen. Diese Acten und Berichte und statistische Angaben und historische Deductionen sind zu ausführlich, als dafs wir hier davon reden könnten. Wir wollen an einem andern Orte die Stellen daraus beibringen, die für den innern Zustand von Frankreich in den Jahren 1725 — 1787 bedeutend sind. Für seinen eigentlichen Zweck, die Geschichte der Protestanten zur Zeit der Regentschaft, würde Hr. L. in dem starken Convolut des Carton K. 155. sehr bedeutende Stücke getroffen haben. Wir wollen nur eine Stelle anführen, aus welcher ergänzt und berichtigt werden kann, was S. 147. berichtet wird. Unter jenen Acten des franz. Archivs findet sich nämlich ein ausführliches Mémoire concernant la situation actuelle des Protestans dans les communautés de la subdélégation du Crêt, (in der Provinz Dauphiné) welches dem subdélégué um 1765 von der Regierung abgefordert wurde. Darin erklärt der Verf., dafs er, um

seine Darstellung gründlich abzufassen, die Geschichte von 1683 aufnehmen müsse. Nach Einigem andern, das wir hier übergehen, wird dort angeführt, dafs die Protestanten der Dauphiné von 1720 — 1744 ruhig geblieben, freilich mit grofsen Ausnahmen, wie man unten sehen wird und auch von Hrn. L. erfährt. Der Herzog Regent, sagt der Berichterstatter, und Dubois hätten einen Genfer Geistlichen bewogen, die Grundsätze ihres juste milieu seinen Glaubensgenossen als Dogma zu empfehlen. Der Herzog Regent, heifst es, liefs 1717 und 1723 in der Dauphiné und in den Sevennen zwei Exhortatioten des Benedict Pictet, pasteur de Genève de grande réputation, verbreiten, worin die Reformirten ermuntert wurden »de rester dans la fidélité, l'obéissance et la soumission aux usages recus dans l'église Romaine qui ne touchent pas au dogme.« Unter diese Adiaphora zählte Pictet auch die Ehe und ermunterte seine Glaubensgenossen, sich keine Verfolgung dadurch zuzuziehen, dafs sie ihre Ehen nicht von catholischen Priestern wollten einsegnen lassen. Die Ehe sey ja kein Sacrament bei ihnen, die Form derselben sey also gleichgültig. Truppenzüge fanden indessen immer statt; die Reichen, wie überall, huldigten dem juste milieu; die Armen nicht. Hr. L. berichtet S. 149. die Folgen. In unserm Bericht heifst es: 1735 — 36 verurtheilte das Parlament eine Anzahl Protestanten zum Tode, andere zu den Galeeren. Das Urtheil ward an Einigen vollstreckt; aber umsonst. Die Lehre des juste milieu ward von redlichen Geistlichen bekämpft, die Vornehmen sogar mufsten ihr entsagen. Hätte der Verf. der histoire de la régence diese Actenstücke, aus denen wir an einem andern Orte Auszüge mittheilen wollen, benutzt, so würde unstreitig der Schlufs des 46ten Kapitels belehrender ausgefallen seyn.

Was das folgende siebzehnte Kapitel angeht, so können wir hier nicht unternehmen, das Einzelne, was wir vermissen, auch nur anzudeuten. Wir haben schon oben gesagt, dafs der Actenstofs über das Abbrechen der spanischen Heirath und über die Wahl einer Gemahlin Ludwigs XV, so wie die Papiere der neuen Königin und ihres Vaters zu den anziehendsten Stücken des Archivs gehören. Sie finden sich Carton K. 148. beisammen. Wir wollen einmal nach diesen Papieren und begleitet mit Auszügen die Geschichte der Verhandlungen mittheilen, die man dann mit dem vergleichen kann, was uns Hr. L. gegeben hat. Wir würden unsern aus den Originalacten gezogenen Bericht vom Juli 1724 beginnen. In diesem Monat schickte der Herzog von Bourbon

seinen Vertrauten auf das Landgut des alten Marschall d'Uxelles, um diesen für den Plan zu gewinnen. Ueber die Unterhaltung, die er mit dem Marschall hatte, stattet der Unterhändler einen ungemein ausführlichen Bericht ab. In diesem Bericht heifst es, der Marschall habe erkannt, wie gefährlich es für das Reich sey, dafs, da die Gesundheitsumstände des Königs eine eheliche Verbindung zu fodern schienen, der Tractat mit Spanien eine solche Verbindung auf viele Jahre hinaus zu verschieben nöthige. Er äufserte, als er den Brief des Herzogs erhielt, dafs er schon längst den Gedanken gehabt habe, den König zu vermählen und die spanische Prinzessin ihren Eltern zurückzuschicken, nur käme Alles auf die Wahl d'une princesse an, à substituer à l'Infante. Dann folgt eine lange Discussion der politischen Verhältnisse, endlich kommt man auf die Prinzessinnen, die man wählen könne. Der Marschall beharrt auf eine princesse d'Angleterre, er will von einer portugiesischen und lothringischen Prinzessin nichts wissen, eben so wenig »de la pluspart des princesses de l'Empire, les dernières par la considération des petites alliances que cela donneroit au roi.« Endlich leitet der Unterhändler sehr geschickt auf die beiden Schwestern des Herzogs und giebt ihm endlich zu verstehen, »qu'il ne devoit porter son attention que sur Mademoiselle de Vermandois.« Darauf heifst es dann: »Il (der Marschall) me dit, qu'il croyoit qu'elle étoit determinée à se faire réligieuse et qu'ainsi on ne pouvoit penser à elle.« Der Unterhändler erwiedert darauf, er denke, man könne sie doch wohl davon abbringen; davon will aber der Marschall nichts hören, er will auch nicht nach Fontainebleau kommen, um mit dem Herzoge zu reden. Diese lange Berathschlagung ward dann in einen Auszug gebracht und von dem Herzoge selbst findet man auf dem gebrochenen Bogen, auf dem dieser Auszug geschrieben ist, den Gründen des Marschalls die Gegengründe gegenübergesetzt. Er bleibt dabei stehen, dafs man keine andere wählen könne als seine Schwester (Madlle. de Vermandois) — —. Wir brechen hier ab, da wir nur zeigen wollten, wie wir nach jenen Actenstücken und aus ihnen den Gang bezeichnen würden, der uns auf jene Gutachten des Grafen de la Marck, deren Hr. L. gleich Anfangs erwähnt, erst im März 1725 führen würde, wo sie im Conseil vorgelesen wurden, nachdem sie umgearbeitet und in einen Aufsatz gebracht waren. In unserer Ordnung würde auf die beiden oben angeführten Actenstücke zunächst das ebenfalls im Juli 1724 verfafste Mémoire des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Morville

(am Rande steht particulier) folgen: »Sur l'interêt qu'a Monseigneur le duc de rompre le mariage reglé par feu M. le duc d'Orléans entre le roi et l'Infante d'Espagne.« Dieses in 9 Abschnitte getheilte Memoire ist eigentlich eine ausführliche Deduction, daſs man durchaus des Herzogs Schwester wählen müsse. Zu diesem Ende werden in No. 8. vierzehn Prinzessinnen aufgezählt und von ihnen bewiesen, daſs man sie nicht wählen könne. Unter diesen steht oben an: Anne, fille du prince de Galles. Da Hr. L. unstreitig einen Theil der Papiere in einer andern Gestalt vor sich hatte, so wird unser Bericht, wenn er ganz genau den Acten folgt, künftig am besten beweisen, wie wenig Hr. L. sich um Genauigkeit kümmerte. Unterhaltender mag indessen seine Erzählung, die auch im Ganzen richtig ist, vielleicht seyn; die Art, wie die Sache verhandelt und behandelt ward, lernen wir aber daraus nicht. Ueber die Werbung um die englische Prinzessin finden sich aus Gründen, die aus L.'s Erzählung hervorgehen, keine Documente in dieser offiziellen Sammlung, wohl aber Spuren, daſs man abgewiesen ward. Vollständig findet man dagegen die Consultationen, wo alle mögliche Prinzessinnen aufgezählt werden. Zuletzt folgt der Bericht vom letzten October 1724, wo die vorgeschlagenen Prinzessinen auf siebzehn reduzirt werden, die man einzeln critisirt. Erst am 6ten Nov. 1724 folgt der Bericht des Herzogs von Bourbon an den König und die Abstimmungen der einzelnen Minister und der zu Rath gezogenen Männer (Cardinal de Bissi, Graf de la March, Pecquet). — Davon an einem andern Ort.

Ueber den Tod Peters des Groſsen hätte der Verfasser der histoire de la régence nicht so wichtig zu thun brauchen, als er S. 185 in der Note thut, wenn er sagt: »j'ai lu un exposé confidentiel etc.« Das war in Frankreich längst aus den Mittheilungen des Villebois, chef d'escadre unter Peter, eines Genossen seiner Gelage, der auch nach Peters Tode eine bedeutende Rolle spielte, bekannt genug. Villebois Buch ist gedruckt, wir kennen es aber nur aus der Handschrift, worin sich Vieles findet, was im gedruckten Text nicht steht. Cabinet des Manuscrits de la bibl. Royale Hist. de Dan. Suède. Norw. Russie. Suppl. 4to. 254. mit der sous chiffre 7. Dort wird p. 145 — 146. bewiesen, daſs Peter kein Gift bekommen habe, sondern daſs er an den Folgen einer Krankheit, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen und durch seine Verachtung aller diätetischen Regeln vermehrt, gestorben sey. Was Hr. L. von dem Plan sagt, die russische Prinzessin Elisabeth mit Ludwig XV. zu vermählen, würde ganz an-

ders aussehen, wenn Hr. L. alle Actenstücke über die Heirathsverhandlung beisammen gehabt hätte. Er meinte, dafs die Acten aux affaires étrangères, die er vor sich hatte, hinreichten, oder untersuchte die Sache auch nicht genau, denn, was er erzählt, war weder in Rufsland ernstlich gemeint, noch in Frankreich je in Betrachtung gekommen. Man mufs nämlich wissen, dafs durch einen Zufall ein grofser Theil der Papiere, die aux affaires étrangères gehörten, in die archives du Royaume de France gekommen, die beiden Archive sind aber fast eine Stunde weit von einander entfernt, das Eine im hotel de soubise rue de Chaume, nicht weit vom Temple, das Andere im hotel des affaires étrangères rue des Capucines, auch stehen sie unter ganz verschiedner Direction, ohne alle Verbindung. Wir bemerken daher aus den Papieren der Archives du Royaume, dafs schon unter den 17 Prinzessianen, die im ersten Mémoire (vom Jul. 1724) angeführt werden, zwar Maria und Anna Petrowna aufgeführt sind, keineswegs aber die Prinzessin Elisabeth. Es geht vielmehr aus dem Bericht des Vertrauten hervor, dafs der Herzog ernstlich daran dachte, Elisabeth für sich zu suchen. In der That ist in dem Mémoire ganz offen, wenn auch nur gelegentlich, von der Heirath des Herzogs von Bourbon mit dieser russischen Prinzessin die Rede. In dem gröfsern Aufsatz vom letzten October 1724, dem ein Register von hundert Prinzessinnen beiliegt, gehört ebenfalls Elisabeth nicht unter die siebzehn übrig bleibenden. Es heifst nämlich gleich im Anfange: »Dans le nombre de cent princesses en Europe il y en a quarante quatre de l'âge de 24 ans et audessus et qui par conséquent ne conviennent pas.« Hernach: »dans le nombre de cent princesses en Europe qui ne sont pas mariées il y en a vingt neuf de douze ans et audessous qui par conséquent sont trop jeunes.« Am Schlusse des sehr langen Mémoire heifst es dann von den beiden unter den siebzehn Auserkohrnen aufgeführten andern russischen Prinzessinnen: Die Prinzessin Maria sey schon an den Herzog von Holstein versprochen, Anna sey schön und vom Vater her aus einem alten Hause; doch gebe die niedrige Geburt der Mutter einen Grund der Bedenklichkeit. Ferner, die Gebräuche und Sitten, in denen sie erzogen worden, seyen von den französischen zu weit entfernt; auch sey der Czaar (wie das Bedenken abgefafst wurde, lebte Peter noch) ein zu unternehmender Mann, Frankreich könne leicht in seine Plane gezogen werden. Das Letzte war freilich in der Zeit, von welcher Hr. L. S. 187. redet, nicht mehr zu fürchten. Aus den an-

geführten Actenstücken und den Worten des ersten Mémoire, vom Jul. 1724, die wir an einem andern Orte mittheilen wollen, geht hervor, dafs Hr. L. S. 188. Duclos fälschlich anklagt. Duclos hat nur darin Unrecht, dafs er sagt, der Herzog von Bourbon habe die russische Prinzessin für sich gefordert, *à defaut du roi*. Das Letztere ist nicht wahr; aber auch in Hrn. L.'s Bericht ist Irrthum. Uebrigens ist das Ganze nur für die innere Geschichte bedeutend, die Sache selbst ist von keiner Wichtigkeit. Ganz unverantwortlich ist aber, wenn es heifst, der Herzog habe blos in der Erwartung, die Hand der englischen Prinzessin für Ludwig zu erhalten, die spanische Heirath abgebrochen. In dieser Beziehung sind gerade jene Papiere und die Cabinetsverhandlungen am anziehendsten. In allen jenen Cabinetsstücken wird auf eine sehr feine Weise vor und nach dem Versuch in England, der schon im Cabinet nicht gebilligt ward (die Gründe an einem andern Orte), auf die Mademoiselle de Vermandois hingedeutet und hingeleitet und die Werbung, einiger Widersprüche im Cabinet ungeachtet, durchgesetzt. Warum auf einmal keine Rede mehr davon ist, warum die Liste der Prinzessinnen wieder hervorgesucht wird, darüber ist in den Acten keine Spur und auch Hr. L. schweigt davon. Dafs keine Spur in dem Archive ist, das erklären wir uns leicht, sie verläfst uns, wo das Cabinet nicht mehr gefragt wird, aber die Sache selbst ist bekannt genug. Ueber die neue Wahl sind dagegen die Acten desto vollständiger, und wir würden daher auch in Hrn. L.'s Stelle den Gang der Sache blos aus den Acten anschaulich gemacht und die nöthigen Stellen aus den Documenten gegeben haben. Unter den Actenstücken zeichnet sich besonders der Brief aus, den der Herzog von Bourbon seiner Maitresse, der Marquise de Prye mitgab, als sie mit seinen Aufträgen zu Stanislaus reisete. Dergleichen Schriften, so wie Stanislaus eigenhändigen Bericht über seine Umstände, Schicksale, Verhältnisse, hätte Hr. L. wenigstens in den Archives du Royaume aufsuchen sollen, wenn er auch Anderes entbehren zu können glaubte, weil er aux affaires étrangères Stücke fand, die sich am andern Orte nicht finden. Er würde aux archives auch die Actenstücke über die Cabale gegen diese Heirath gefunden haben, die er S. 194. in der Note nur berührt, welche aber eine schimpfliche Correspondenz, ein Zeugenverhör, eine Absendung königlicher französischer Aerzte und Wundärzte zur Untersuchung der königlichen Braut herbeiführte, worüber uns die angeführte Note nichts sagt. Wenn die Sache selbst auch nicht bedeutend war, so hätten doch die

Originalbriefe, Urkunden, Verfügungen, welche unmittelbar vom Herzoge von Bourbon herrühren, zu allerlei Betrachtungen über die Zeit und die Personen Veranlassung gegeben. Die Geschichte, die hier S. 194 u. fg. das Ende des Kapitels füllt, würden wir dagegen in den engen Raum einer Note verwiesen haben, da sie nichts Merkwürdiges hat, als die Dreistigkeit eines französischen Intendanten, fremdes Gebiet zu verletzen und, auf die Anzeige eines Abentheurers gestützt, einen deutschen Beamten mitten im Frieden zu entführen. Der Verf. nennt den Zug des Intendanten l'office du plus brave guerrier, und schilt den alten Marschall du Bourg, den Commandanten der Provinz Elsafs, weil er die Offiziere bestrafte, die sich zu einem solchen Raubzuge hatten gebrauchen lassen!!

In Beziehung auf Ludwigs Heirath ist es besonders auffallend, dafs Hr. L. die Actenstücke nicht kennt, von denen ein Fascikel des Carton K. 148. die Copien enthält. Im Carton K. 149. sind die Originale nebst einer grofsen Anzahl Stücke, die sich K. 148. nicht finden. Wir wollen aus dem Concept des väterlichen Raths des Königs Stanislaus an seine Tochter die Königin von Frankreich weiter unten einige Stellen anführen. Es liegt davon in K. 149. unter den Briefen des Königs an seine Tochter eine Abschrift; in K. 148. findet man den von dem Könige selbst (besonders grammatisch) verbesserten ersten Entwurf. Hier reden wir besonders von einem Fascikel in K. 149. z. B. von den Stücken No. 12. u. 13. Ehe wir andeuten, inwiefern No. 12. in Beziehung auf die Markise de Prye bedeutend ist, bemerken wir, dafs Hr. L. aus vielen dort aufbewahrten Briefen (eigenhändigen des Herzogs von Bourbon) würde gesehen haben, dafs dieser wagt, ganz bestimmt auszusprechen, dafs er nur darum dem Herzoge von Orleans nicht das Geschäft übertrage, die Heirathsceremonie par procuration zu übernehmen, weil seine Eifersucht und Besorgnifs zu grofs sey. Der Herzog von Bourbon hatte aus diesem Grunde zuerst den duc d'Antin bestimmt, die Stelle des Königs bei der Trauung par procuration zu übernehmen, nachdem er dem Könige Stanislaus bewiesen, dafs er nicht, wie er vorschlug, zugleich Brautvater seyn und den Bräutigam vorstellen könne. Bekanntlich (was auch Hr. L. bemerkt hat) bestimmte der Herzog hernach gleichwohl den Herzog von Orleans dazu, weshalb denn auch die Markgräfin von Baden, deren Tochter mit dem Herzoge von Orleans vermählt war, die Erste ist, die Stanislaus und der neuen Königin Glück wünscht und die Herzogin von Orleans dringend ihrer Gunst empfiehlt. Die Markise

de Prye gerieth in Verlegenheit, es kam ihr bedenklich vor, daſs der Herzog der Königin nahe kam, sie fürchtete, er möchte sich der Gunst der neuen Königin bemächtigen, sie machte sich selbst auf, und der Herzog von Bourbon muſste ihr (seiner Maitresse) einen Brief mitgeben, der uns in mehr als einer Beziehung sehr merkwürdig scheint. Er sagt darin: Das, was ihn bewogen habe, dem Herzoge von Orleans die Procuration zu übertragen „est l'idée que j'ai eu que cela seroit plus agréable à V. M.« Dann geht er darauf über, daſs die Mdme. de Prye sich aufgemacht habe, um sich zu Stanislaus zu begeben:

»Je profite du départ de Mdme. de Prye pour faire remettre cette lettre à V. M. et j'envie bien le bonheur qu'elle va avoir de l'assurer elle même de son attachement et de son respect. Elle avoit tant d'empressement de partir que si je ne l'avois pas retenue elle seroit à Strasbourg il y a longtems, mais plusieurs circonstances m'ont forcé de la prier de ne pas succomber au vif désir de se rendre auprés de V. M.« Er habe, fährt er fort, Stanislaus und der neuen Königin Vieles mitzutheilen: »Mais comme la prudence me défend de les écrire et que je suis sûr du secret de Mdme. de Prye je l'ai chargée d'en rendre compte à V. M. et de ne lui rien cacher que notre future reine seroit peut-être bien aise de savoir.« Dann folgt einiges Unbedeutende, hernach wieder: »Je dois à Mdme. de Prye le temoignage auprés de V. M. que si mon respect, mon attachement, mon zèle et ma fidélité pour votre service pouvoient s'égaler ce seroit par ceux de Mdme. de Prye *en qui* je remarque ces sentimens pour V. M. depuis que je la connois.« Wir müssen hier abbrechen, auch erlaubt uns der Raum nicht, ausführlich zu erklären, in welchen Beziehungen der Brief bedeutend ist. Auch aus dem väterlichen Rath für seine Tochter (Instruction du roi de Pologne à la reine de France, sa fille, welche zwar, wie Hr. L. S. 202. in der Note bemerkt, hernach gedruckt ward, aber in einer veränderten Gestalt) hätte uns Hr. L. Vieles mittheilen sollen. Nicht blos die grammatischen Fehler, die der König in dem Concept, von dem wir reden, oft durch andere verbessert hat, sondern auch der Text selbst ist im Druck geändert. Auf jeden Fall hätte er aus der Schrift, deren Predigerton er verhöhnt, die historisch bedeutenden Stellen ausheben müssen. Wir wollen deutlich machen, wie wir es meinen, und einige der nachher geänderten Stellen wählen, aus denen man sich erklären wird, warum sich die junge Königin hernach gegen Fleury gebrauchen lieſs, (wodurch bekanntlich gerade der Sturz des Herzogs beschleunigt

ward). Stanislaus stellt erst seiner Tochter vor, welches Glück ihr widerfahren sey, dann fährt er fort:

»Dans l'événement d'aujourd'hui je ne contemple que l'ouvrage de dieu et le doigt de la droite du tout puissant qui vous conduit à travers (er hatte erst au travers geschrieben) de toute la prudence (vorher stand puissance) humaine de toute spéculation politique et de toute attente« (stand vorher im Pluralis). — Dann folgen gute väterliche Lehren, unter denen wir nur die Eine ausheben wollen, welche auf das Vertrauen sich bezieht: »Il y encore des gens qu'on aime et qu'on hait sans savoir pourquoi, envers les premiers c'est une foiblesse et envers les autres c'est injustice. Enfin tout cela vous conduit à la grande maxime que je vous recommande pardessus tout le reste. C'est de considérer votre confiance comme un trésor sans prix que vous perdrez aisement (es steht da aisaiment, auch kommen viele ähnliche Fehler vor) si vous le prodiguez mal à propos« — dann kommt das, was wir eigentlich ausheben wollten: »et que vous ne devez absolument qu'au roi seul et à celui qui est dépositaire de toutes ses volontés *c'est Mr. le duc.* Si vous la partagez avec un troisième elle n'aura aucun merite envers les deux premiers et vous ne pouvez reciproquement prétendre à celle du roi ni à celle de Mr. le duc ce qui doit faire tout votre bonheur et toute votre tranquillité.« Wir übergehen hier alle andern Artikel, auch den von den Liehlingen, um den Schluſs herzusetzen, der sich wieder auf den historischen Punkt bezieht, den wir hervorheben wollten. Es heiſst dort:

»Il ne me reste plus qu'à vous réprésenter ce que vous devez à Mr. le duc. Comme ma fille toute la reconnoissance, comme reine de France toute la confiance; celle que le roi a en ce prince, sa prudence dans le gouvernement, son désintéressement pour le bien du royaume et son amitié pour moi sont, j'espère des noeuds assez puissans pour votre coeur sensible à ne vous jamais détacher des *infinies obligations* que vous avez à ce prince et à suivre ses avis salutaires.« Dies erklärt hinreichend den Zusammenhang dessen, was Hr. L. S. 232 — 33 erzählt.

Daſs Hr. L. die andern Briefe und Acten, die sich am angeführten Orte finden und worunter ein ganzes Pack ist, in welchem der duc de Dreux, (der Oberceremonienmeister) der überhaupt immer die bedeutendste Rolle im französischen Reiche zu spielen hat, und seine Etikette vielen Raum einnehmen, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen; wohl aber müssen wir hernach zum folgenden Kapitel bemerken, daſs er die sich auf Spanien beziehen-

den Correspondenzen, die sich aux affaires étrangères finden, weder consequent gebrauchte, noch das Interessanteste mittheilte. Wir wollen davon nur Einiges als Beispiel anführen, weil diese Anzeige fast schon zu ausführlich geworden ist. Wir treffen in dem 18ten Kapitel S. 212 u. f. zunächst auf die Streitigkeiten mit der Geistlichkeit und auf das Verhältnifs des Pabstes und des Cardinal Polignac zum Clerus. Hr. L. führt S. 214. einige Stellen aus den ungedruckten Briefen des Cardinals an. Wir würden andere gewählt haben. Wir finden z. B. in den Briefen an den Herzog, deren wir unten erwähnen, über die Bemühungen des Cardinals, den Pabst zu bewegen, dem Könige von Spanien zu schreiben und ihn über die Zurücksendung seiner Tochter zu beruhigen, folgende Worte: (Im März 1725.) »Se. Heiligkeit, der Pabst, habe ihm in Vertrauen mitgetheilt: Que le saint office avoit fait un écrit violent contre Monseigneur le cardinal de Noailles au sujet de l'accommodement où elle même n'étoit pas épargnée.« Statt der albernen und auf eine durchaus leichtfertige Weise erzählten Geschichten und Bemerkungen hätte der Verf. ferner, da ihm die Acten zur Hand waren, aus den Protocollen der letzten Sitzungen des Clerus die Reden oder wenigstens den Brief an den König, der am 27ten October 1725 unterschrieben und überreicht ward, mittheilen sollen. Das Original dieses Briefs mit den Unterschriften findet sich in einem Fascikel von Litt. K. 149. Wir können das Hauptactenstück hier nicht mittheilen, weil es zu viel Raum einnehmen würde, fügen aber zur Ergänzung von Hrn. L.'s ganz unvollständiger Erzählung bei, dafs am angeführten Orte mit der eignen Unterschrift des Königs als Antwort auf das Schreiben ein Befehl des Königs d. d. Fontainebleau den 6ten Nov. 1725 den Acten angeheftet ist folgendes Inhalts: »Mon intention est que Mr. de Maurepas, secrétaire d'état, fasse hiffer en sa présence tout ce qui est après le discours du Sr. archevêque de Rouen jusqu'à la fin de la séance du Samedi matin 20. Octobre dans le procès verbal de l'assemblée du clergé tenue en la présente année et qu'il retire des archives le double de la lettre qui m'a été écrite et signée en vertu de la délibération du même jour, l'autorisant de donner les décharges nécessaires.« Das fertigt Hr. L. S. 217. mit einer Zeile ab, und den sehr merkwürdigen Brief an den König mit einer halben. Dieses beweiset, dafs er die Actenstücke allerdings zur Hand hatte, aber die Wichtigkeit und die Methode ihres Gebrauchs nicht kannte, sie daher auch nicht der gebührenden Aufmerksamkeit würdigte.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 67. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lemontey, Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV *Volume* II.

(*Beschlufs.*)

Was die Streitigkeiten mit Spanien wegen der abgebrochenen Heirath angeht, so hätten wir, ohne die Masse von Quellen vor uns zu haben, die Hr. Lemontey vor sich hatte, und ohne hier Coxe oder andere gedruckte Quellen zu berücksichtigen, blos nach den Papieren der archives du Royaume (Carton K. 148 u. fg.) die Sache auf folgende Weise gefafst: Zuerst hätten wir aus der Unterhaltung des Abgeordneten des Herzogs von Bourbon mit dem Marschal d'Uxelles auf seinem Landgute dasjenige ausgezogen, was der Marschall von der Stimmung des spanischen Hofs und der Nation sagt, und von den Folgen des neuen Entschlusses. Dann hätten wir folgen lassen, was in dem Mémoire vom Juli 1724 dem Herzog von Bourbon gerathen wird. Die Articles contenues dans ce mémoire werden dort vorausgeschickt, unter ihnen hätten wir im Auszuge mitgetheilt No. 3: »Obstacles et inconveniens qui se rencontrent en l'exécution du projet de rompre le mariage de l'Infante,« No. 4: »Moyens pour prévenir et remédier à ces obstacles et inconveniens,« ferner No. 7: „Quels moyens prendre en cas que Monseigneur le duc se trouve trop pressé par les circonstances pour se donner le tems de faire les arrangemens cy-marqués.“ Dann hätten wir aus dem Mémoire vom März 1725 dasjenige herausgezogen, was sich auf Spanien bezieht. Dort wird eingestanden, der Verlust der Verbindung mit Spanien sey von grofser Bedeutung, König, Königin und Volk würden unversöhnlich seyn. »Faisons donc,« heifst es dann, »tout ce que nous peut suggérer la prudence humaine pour faire entendre raison au roi d'Espagne à la reine, et à la nation.« Dazu schlägt der Verf. des Mémoire vor:

„employons la religion, les scrupules, l'amitié pour la maison royale, l'interêt du particulier, l'argent, l'intrigue, enfin tout ce qui peut remuer les hommes. Employez y de bons sujets qui imposent par leur état et par leur caractère, qui soient hauts avec de l'onction. On peut faire au roi d'Espagne de bonnes

conditions et en cas de malheur lui assurer un bel avenir.« Doch gesteht er am Ende, dafs wenn Alles umsonst sey, den König von Spanien bei guter Laune zu erhalten, „il vaut mieux perdre un allié tel considérable qu'il puisse être que de courir risque de perdre la monarchie.« Was die Verbindung Spaniens mit dem Kaiser angehe, so sey das ein Hirngespinst, nur solle der Herzog für Geld sorgen. Wichtiger noch ist ein mit diesem Mémoire in Verbindung stehendes Sur les conséquences du projet proposé. Die Einleitung, die Erklärung der Verhältnisse des spanischen Hofs sind hier rein historisch, der Verf. schliefst:

»N'attendez pas, Monseigneur, de trouver aucune onction ou facilité pendant la négotiation, le roi, la reine, la nation, tout sera en fureur, mais le retour de l'Infante notifié, ils changeront bien de note.« Vom Herzog von Orleans sey nichts zu fürchten; nur für Geld solle der Herzog sorgen. Ferner hätten wir aus der Instruction des Abbé de Livry, der das unangenehme Geschäft erhielt, welches man dem Marschall von Tessé nicht übertragen wollte, aus seiner Correspondenz so wie aus der Correspondenz mit ihm und aus den Briefen des Marschall von Tessé und an diesen, die höchst anziehenden Stellen kurz vor der Abreise des Marschalls und während seiner Reise mitgetheilt, endlich auch der Bemühungen des Pater de Linières erwähnt, der (1. März 1723) (ehe noch der Jesuitengeneral an den kön. Beichtvater, den Pater Bermudez, schrieb, wie Hr. L. p. 223 ff. erzählt) diesem schreiben mufste, um durch den Beichtvater auf den spanischen König zu wirken. Der Raum erlaubt uns nicht, durch Stellen der Briefe deutlich zu machen, was wir meinen, im Allgemeinen wird man indessen sehen, dafs wir von Urkunden reden, die den Leser interessiren, der mit eignen Augen sehen will. Wir müssen aber besonders Hrn. L. vorwerfen, dafs er so kurz über die Rolle wegschlüpft, die man den Pabst spielen liefs; auch hätte er dessen Briefe an den König von Spanien und an Ludwig wenigstens in den pièces justificatives abdrucken lassen sollen, sie liegen im Archiv neben den Briefen des Cardinal von Polignac. Dieser erhält zwei Briefe in Chiffre, den einen soll er dem Pabst zeigen, der andere ist für ihn allein: Es wird das gröfste Geheimnifs anempfohlen, er soll den Pabst nicht geradezu bitten, an den König von Spanien zu schreiben, oder durch den Nuntius mit ihm reden zu lassen, doch soll er es ihm zu verstehen geben. Der Cardinal antwortet ganz in Chiffre: Er sey zum Pabst ge-

gangen, habe vorsichtig alle Thüren hinter sich zugemacht, habe dann den Pabst um strenge Verschwiegenheit gebeten. Der Pabst habe ihm Recht gegeben, er habe ihm versprochen, Niemand etwas mitzutheilen, sogar nicht einmal dem Cardinal Paulucci. Dann habe ihm Polignac das Mémoire, dessen wir eben gedachten, italienisch vorgelesen und der Pabst habe eingesehen, dafs man die Heirath abbrechen müsse; nur habe er bedauert:

»qu'on eût poussé si loin toutes les marques extérieures d'un engagement, qui ne pouvoit s'accomplir sans exposer la France et l'Espagne à des malheurs infinis et qui ne pouvoit se rompre sans risquer une inimitié cruelle entre deux couronnes dont l'union étoit si nécessaire pour le bien de l'une et de l'autre.« Dann ferner: »Sa Sainteté me promit de recommander à Dieu cette affaire, d'écrire de sa main à ce prince et de m'envoyer la copie de sa lettre avec la réponse à celle de S. M.« Diese beiden Briefe, welche im Archiv am angeführten Orte, der eine Italienisch im Original, der andere (an den König von Spanien) in Copie beiliegen, hat Hr. L. nicht gesehen, das sieht man aus dem, was er S. 222. erzählt. Er hat also zu sehr die Papiere der Archives du Royaume vernachlässigt. Auch die Instruction an den Grafen von Canobis, der der Sache wegen nach Turin geschickt ward, sowie die Briefe des Königs von Frankreich an den König von Sardinien über das Abbrechen der Heirath finden sich in demselben Fascikel. Ueber die Unterhandlungen Ripperda's in Wien, von denen S. 226 u. f. die Rede ist, besonders aber über die Lage der Dinge in Wien, Charaktere der Minister, Politik und Bestechungssystem der französischen Regierung in fremden Residenzen u. s. w. hätte uns Hr. L. aus den Gesandtschaftsbriefen Richelieu's in den Archives des affaires etrangères, welche vor ihm lagen, Mittheilungen machen sollen; Ref. wird seiner Zeit von seinen Auszügen Gebrauch machen und auch Einiges wörtlich abdrucken lassen.

Das 19te Kapitel ist interessant und auch aus den Quellen gezogen, wenn es nur nicht so ungemein leichtfertig geschrieben wäre, wenn nur einiger Ernst, wenigstens in ernsten Dingen, herrschte. Wer einen Beleg verlangt, der lese nur (abgesehen davon, dafs es historisch unrichtig ist), was L. gleich vorn herein von König August II. von Polen sagt, und mit welcher Ausführlichkeit die Episode von Thorn, die kaum einer Erwähnung bedurfte, hier eingeführt ist. Freilich erhalten wir dabei Auszüge

aus den Depeschen. Ueber Friedrich Wilhelm von Preufsen, so wahr auch die Hauptsache seyn mag, wird in derselben unwürdigen und leichtfertigen Manier geredet und die Hauptsache, gründliche Erörterung der französischen Geschichte, Bekanntmachung neuer Aktenstücke derselben, aus dem Auge verloren. Wir hätten statt der flüchtigen Bemerkungen und Anekdoten Geschichte erwartet, diese findet man aber nicht, denn aller Zusammenhang fehlt. In Beziehung auf die Regierung hätte uns nothwendig aktenmäfsig berichtet werden müssen, welcher Grundsatz der veränderten Regierung nach dem Sturze des Herzogs von Bourbon förmlich und öffentlich zu Grunde gelegt ward. Dieses ist ausgesprochen und verkündigt in dem discours du roi Louis XV. dans son conseil, vom 16. Jul. 1726, den wir nicht mittheilen, weil er sich im Appendix der vie privée de Louis XV. Vol. I. p. 357—59. findet; dagegen wollen wir, weil Hr. L. die vielen Aktenstücke und Correspondenzen, die ihm zu Gebot standen, so wenig zu unserm Unterricht benutzt, aus Briefen des duc de Grammont, die uns zufällig in die Hände fallen, anschaulich machen, wie wenig Einheit selbst unter Ludwig XIV. nach der alten französischen Verfassung in der Regierung war, wie unter seinem Nachfolger Willkühr und Anmafsung und persönliche Rücksicht in allen Dingen herrschten. Wir entlehnen die Stelle, welche die letzten Zeiten Ludwigs XIV., die Zeiten der Regentschaft und der Verwaltung des Herzogs von Bourbon angeht, aus der Correspondenz, welche der jüngere duc de Grammont direct mit dem Könige über die Administration des Garderegiments führt, wobei er durchaus nichts vom Ministerium wissen will. Diese Briefe nebst den eigenhändigen Antworten des Königs finden sich Carton K. 150. unter den Papieren trouvés chez Mdme d'Ossun. Wir werden von den Briefen selbst an einer andern Stelle reden und beziehen uns hier nur auf ein längeres Mémoire, welches Grammont den 11. Jun. 1744 aus dem Lager vor Ypern an den König schickt, um die Rechte seiner Stelle historisch darzuthun. Er sagt: Die Gardes Francaises hätten zuerst unter dem Marschall von Feuillade und hernach unter Boufflers gestanden, seit 1704 sey sein Vater Oberst geworden. Dieser habe sich mit Chamillard, mit dem Kriegsminister und contrôleur général, gut gestanden, und das Regiment der Garden sey ganz nach den Vorschlägen, die sein Vater unmittelbar an den König gebracht, verwaltet worden bis zum Jahre 1709. D.

sey Mr. Voisin Minister geworden, »homme haut, farouche, de difficile abord, cherchant à empiéter et à augmenter son autorité.« Der Minister habe ihn und seinen Bruder zurück- und herabgesetzt, habe mit seinem Vater gestritten, und dieser, um gegen Mr. Voisin den Kampf aushalten zu können und den König auf andern Sinn zu bringen, habe den duc de Maine und den duc d'Antin, mit denen der König vor allen Andern geredet, zu Hülfe gerufen. (Wir fragen, ob diese urkundlichen Einzelnheiten nicht besser als alle Phrasen deutlich machen, wie es mit der Noblesse, von der Hr. L. Chap. XX. spricht, sich eigentlich verhielt und was es heifst, wenn er p. 264. sagt: »Le principe monarchique fut peutêtre moins endommagé par les deux princes d'Orleans et de Condé que par Louis XIV. vieillissant.«)

Wir wollen noch hinzufügen, was Grammont ganz naïv seinem König im tiefsten Vertrauen von der folgenden Zeit zu erzählen wagt, und was dieser auch geheim hält und vor seinem eignem Kriegsminister verbirgt.

Wie der alte König gestorben sey, habe sein (Grammont's) Vater endlich erhalten, dafs eine Verordnung erlassen worden, die er dem Könige hierbei in einer doppelten Abschrift beilege, weil er glaube, dafs alle Exemplare unterdrückt worden. Der König werde daraus sehen, wie nichts vergessen worden »pour confirmer et constater les droits du colonel des gardes pour recevoir les ordres immédiatement de V. M. sur tout ce qui regarde le roi, je repète c'est une des plus belles prérogatives de sa charge.« Dann sey sein Vater im ruhigen Besitz gehliehen, wenn er zuweilen gequält worden »ce ne fut pas par le sécrétaire d'état ce fut par le duc premier ministre et qui réunissoit en sa personne l'autorité royale que V. M. lui avoit confié.« Nach dem Tode seines Vaters habe sein Bruder das Regiment erhalten, der König habe Alles gethan, um ihm seine Prorogative zu erhalten; dennoch habe der Kriegsminister ihm Verdrufs gemacht, er habe jene Ordonnanz unterdrücken wollen. »La tentative fut inutile V. M. la confirma *en ne la détruisant pas* mais elle est presque inconnue dans les bureaux, on la regarde comme subreptice, attentoire à leur autorité et V. M. auroit des répresentations et des importunités dont il ne résulteroit aucun bien pour son service ni pour le regiment des gardes si l'objet de ma demande étoit de la faire valoir en entier.« Wir brechen hier ab, weil das Uebrige nicht mehr zu L.'s Buch gehört, sondern in die folgende Periode fällt.

Was das 20ste Kapitel des 2ten Bandes überhaupt angeht, so wollen wir dem Hrn. L. durchaus nicht vorwerfen, dafs er das Urtheil des Cardinal Fleury über die Zeiten, deren Lobrede er hält, nicht benutzt hat; wir wollen aber doch die Stelle aus den Mémoires des alten frommen Ministers mittheilen, wie sie der Abbé Ranchon (Carton K. 163.) ausgezogen hat. Wenn man diese Stelle vergleicht, so wird man sehen, dafs wie Lemontey auf der einen Seite, so Fleury auf der andern zu weit geht. Interessant ist es, zwei Leute, welche die Zeit der Regentschaft am besten kennen sollten, ganz entgegengesetzt darüber urtheilen zu hören. Der Bonapartist sieht überall progrès, und Fortschreiten ist ihm Wesen der Menschheit. Die Ruhe ist ihm Tod. Der geistliche Minister nennt Pfaffenthum Religion, er freut sich des Mittelalters und des Stillestehens; er weint, wenn es weicht, der Andere frohlockt. Man wird aber zugleich erkennen, dafs der Geistliche mit seinem geistigen Auge Dinge sieht, die der Bonapartist nicht ahndet, weil er keinen Sinn dafür hat oder haben kann. Es heifst in der angeführten Handschrift: „Mr. de Fréjus temoigne dans ses mémoires manuscrites sa douleur sur les progrès que faisoit l'irreligion. Il disoit aux prélats que la fin du monde étoit prochaine parceque la corruption étoit presque générale. Qu'on ne voyoit que des hommes abandonnés à la témérité de leur orgueil ou aux écarts de leurs passions, que jamais on n'avoit vu tant de faste et tant de hauteur contre la vertu. Que le luxe ne vivoit que d'injustice, que l'état violent ou chacun se jettoit sappoit les fondemens de toute probité et corrompoit les fonds des moeurs des natures entières. Personne ajoutoit il ne se recrie et ne trouve étrange que presque tout les hommes se laissent mollement entrainer au cours fatal qui les emporte sur le préjugé général qu'il est inutile de mieux vivre parcequ'il n'y a rien aprèes la vie. Il semble que les passions de l'esprit et du coeur ont éteint parmi nous ou pour mieux dire captivé la lumière de la raison. Seroit ce que nous serions enfin arrivés aux derniers tems ou la charité sera refroidie, l'iniquité abondante et où le fils de l'homme trouvera à peine de la foi sur la terre?

Hr. L., wenn er im 20sten Kapitel der Stiftung der Fratrum piarum scholarum und der soeurs de ste. Marthe mit grofsem Lobe erwähnt, ahndet gar nicht, dafs jene Prosa des Lebens, als deren Quell und Anfang er die Regentschaft, als deren glorreiches Ziel er die Bonaparte'sche Zeit darstellt, mit der religiösen

Begeisterung, welche die Wunder wirkt, die er gern anerkennt, ganz unverträglich sey; dafs der gewöhnliche Mensch immer entweder den Gefahren der religiösen Schwärmerei und des Fanatismus oder den Uebeln des furchtbaren Egoismus und des kalt berechnenden Verstandes ausgesetzt bleibe, dafs aber die Gesellschaft untergehen müsse, sobald unter einer Nation jedes höhere Gefühl abgestumpft oder lächerlich geworden sey. Der Mangel eines herrschenden Grundsatzes, einer festen religiösen oder moralischen Richtung wird bei ihm besonders im 21sten Kapitel und in den beiden folgenden fühlbar, weil dort der spielende Witz und die gespitzte Rede jeden Gedanken an Ernst des Lebens verscheuchen, und auf gut Glück allerlei Nachrichten und Anekdoten an einander gereiht werden. Wir glauben übrigens gern, dafs diese Kapitel gut geschrieben sind und einer an abspringende Conversation gewöhnten Welt Unterhaltung gewähren können; auch wollen wir keine Kritik des Buchs liefern, wir kehren daher zu unserem Zweck zurück, nämlich anzudeuten, auf welche Art wir zum Nutzen künftiger Historiker die Quellen würden gebraucht haben, die dem Verf. zu Gebot standen. So hätte er gleich Anfangs (Chap. XXI.) das Lob der Regentschaft gewifs gemäfsigt, wenn er die oft angeführte Masse von Schriften, die der Regent selbst hat aufheben lassen, und die aus seinem Archiv in das Reichsarchiv gekommen sind (Carton K. 147.) aufmerksamer gelesen hätte. Geistreich und unterhaltend seyn gilt freilich in Frankreich und vielleicht überall mehr als wahr seyn, doch sollte ein Geschichtschreiber, dem man neue Quellen eröffnet, diese auch würdig gebrauchen. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. In einem Mémoire pour les trois ordres des états, welches wir K. 148. finden, erscheint die Regentschaft ganz anders als bei Hrn. L. Wir wollen den Anfang anführen, um einen Beleg zu geben: »Tant qu'on a pu raisonnablement se flatter," heifst es dort, »qu'avec un peu de patience et d'espérance dans les belles paroles du prince qui à l'entrée de la régence nous assuroit, qu'il ne vouloit avoir liées les mains que pour faire le mal on verroit diminuer les impots, refleurir le commerce, les graces distribuées à des sujets qui en fussent dignes, en un mot le royaume se remettre peu à peu de l'abattement où l'avoit reduit le long regne d'un prince dont la gloire eût été égale à la puissance s'il avoit eu un peu plus de compassion de la misère de ses peuples; on a pû avoir raison de garder le silence et de sup-

porter le reste d'un poids qu'on promettoit de soulager. Mais à présent que bien loin de s'appercevoir d'aucun changement on sait qu'après tant de réductions après l'impitoyable dûreté et la mauvaise foi qu'on a exercée envers de pauvres officiers, en leur faisant perdre pour changer seulement de papier un cinquième du prix de leur sang et de leurs peines sans qu'ensuite on se soit soucié de rendre ces misérables effets de quelque valeur, on medite encore à la faveur de quelques raisons vagues et trompeuses de plus accablantes soustrations. On voit le commerce détruit et comme anéanti (davon könnten wir sogar aus Boissimène's Briefen merkwürdige Beispiele geben), l'ouvrage le plus propre de nous rendre redoutables à nos voisins, toujours en secret nos ennemis, sacrifié à l'ambition de regner, la religion devenue le jouet d'un prince qui ne la regarde que comme un mystère de la politique. La noblesse dont la fidelité et le courage a été de tous les tems si recommandable, méprisée, rejettée et exposée à toutes sortes d'affronts et de degoûts, ses droits foulés aux pieds et devenue la proie d'une petite troupe de Chimériques etc.« Wir müssen abbrechen, weil wir die stärksten Stellen an einem andern Orte mittheilen wollen. Eine gleiche Nachlässigkeit in Benutzung und Mittheilung der Quellen werfen wir Hrn. L. vor, wenn S. 319—20. und besonders in der Note von der Verschwendung bei den Heirathen, Kindtaufen u. dergl. der königlichen Familien und der Prinzen die Rede ist. Hier hätte Hr. L. aus den ganz genauen Verzeichnissen, die sich in 10 Cartons der Archive zerstreut finden und das ganze Jahrhundert angehen (wir werden sie einmal gebrauchen), uns ins Innere einführen und auf Mifsbräuche (die zum Theil mit Rang, Ceremonie, Etikette zusammenhängen) aufmerksam machen können, die in Erstaunen setzen. Welche lächerliche Vertheilung und Austheilung findet man da! Wenn er in der Note die Vermählung der Madslle de Montpensier mit dem Prinzen von Asturien und Dubois Sparsamkeit erwähnt, so hätte er durchaus der merkwürdigen Briefe des Premierministers über die spanischen und französischen Geschenke und deren Werth und Verhältnifs benutzen müssen. Sie sind vom Decbr. 1721 an den Prinzen von Rohan, dem Begleiter der Braut. Sie sind zu ausführlich, um sie hier vollständig zu benutzen, nur das Eine: Die Spanier, sagt er, liefsen den Kammerfrauen nur die Wahl, »entre une montre et une tabatière qui ne peuvent pas excéder 60—70 pistoles chacune,

aulieu que de notre part les moindres pour les femmes de chambre sont de 3000 livres et pour les femmes du dernier ordre de 1200.« Der Arzt, Apotheker, Chirurg, erhielten von den Spaniern nur eine Uhr, »on ne doit donner aux exempts des gardes qu'une tabatiere ou une épée qui sont des présents de cinq cents livres au plus. On doit donner tout de même au maitre d'hôtel une bague ou une tabatière la quelle quoique forte ne peut valoir que 60 pistoles au lieu que de notre côté on destine au commandant des gardes un présent de 3457 livres, au second commandant un de 2250 livres au maitre d'hotel un de 6300, au maitre des céremonies un de 8525 livres à l'aumonier un de 3500 l. au médécin un de 4500 l. Il en est de même etc.«

Was das 22ste Kapitel angeht, so hat Ref. schon oft erklärt, dafs er keine Kritik des Buchs oder der Manier, in welcher es geschrieben ist, liefern, sondern nur auf die Art der Benutzung handschriftlicher Quellen aufmerksam machen will. Er gesteht daher, dafs er mit diesem Kapitel, wo von Künsten, Wissenschaften, Literatur die Rede ist, nach seiner Ansicht der Sache zwar durchaus nicht zufrieden seyn kann, dafs aber die Franzosen und viele seiner Landsleute vielleicht mit ihm eben so unzufrieden seyn könnten, wenn er die seinige entwickelte. Er wird indessen, wenn er dies künftig thut, immer Belege anführen und den Leser in den Stand setzen, ein eignes, von dem seinigen unabhängiges Urtheil zu begründen, was Hr. L. nicht thut. Die Manier und eigentlich auch die Sache selbst findet man übrigens schon bei Lacretelle. Von Hrn. Lemontey werden aufserdem nicht weniger als acht höhere Beamte angeführt, ornés d'une vaste littérature, ja der Verfasser kann für das Lob des Regenten als Mäcenas und Beförderer jeder Art Wissenschaft nicht Worte genug finden. Das ist charakteristisch, so wie der (leider nur zu wahre) Satz S. 358: »Le régent et Dubois avaient fait entrer les lettres dans le gouvernement et les lettres se montrérent dociles et reconnoissantes. Elles sont pour l'autorité royale un allié d'autant plus sûr que le prince a plus de prise sur la vanité et la vanité est un ressort national plus parfait dans les gens de lettres. Dans la suite on négligea ce levier de l'opinion publique et cette faute eut des conséquences profondes.« Die angehängten Pièces justificatives hätten bei einem so reichen Vorrathe, als dem Verf. des Buchs zu Gebot stand, unstreitig besser gewählt werden können. Das erste Stück soll Beweise geben,

dafs Lord Steirs und Georg I. um einen Mordanschlag gegen den Prätendenten wufsten. Das zweite Stück enthält gar keine Urkunden, allerlei Reden des Verfassers, castrirte Namen, Billets von Voltaire und an Voltaire — das ist genug, um den historischen Gehalt zu bezeichnen. Wichtiger sind No. III. (überschrieben: de la restitution de Gibraltar), einige Stellen aus Briefen, doch ist auch hier mehr Geschwätz als Urkunde, dann No. IV. über die Verschwörung des Prinzen Cellamare. Neben den urkundlichen Nachrichten finden wir leider zu viel Unbedeutendes und Erbärmliches, was uns kaum interessiren könnte, wenn von einer Cabale unserer Tage die Rede wäre, geschweige denn in solcher Entfernung der Zeiten. Am passendsten gewählt sind No. V: quelques Lettres de Law. (No. VI. ist unbedeutend.). No. VII. Promesse faite le 14. Janvier 1721 par le pape Clement XI. de créer cardinal l'archevêque de Cambrai, und No. VIII. Rapport fait au duc de Bourbon etc. Dieses Stück würde aber von ganz anderem Interesse seyn, wenn die vollständigen Aktenstücke aus Carton H. 148. gegeben wären. No. IX. handelt de la petite verole et de l'inoculation pendant la régence, enthält also eben so wenig Aktenstücke, als die Note, die das Werk schliefst: Note générale sur la situation des lettres dans les dix ans qui suivirent la mort de Louis XIV.

Schlosser.

Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntnifs und christlichen Lebens, in 30 Predigten, von Mag. Ch. F. Hochstetter, zweitem Stadtpfarrer zu Eflingen und Prof. am kön. Haupt-Schullehrer-Seminar daselbst; nebst Vorrede und Anhang, Gedanken über Repräsentation der prot. Kirche, besonders in Würtemberg, und Vorschläge zur Verbesserung der Luther'schen Bibelübersetzung enthaltend. Stuttgart, bei Löflund u. S. 1833. XLIV u. 58 S. in 8.

Für die Herausgabe gegenwärtiger Predigten wird in der Vorrede aufser den allgemeinen Erbauungszwecken noch ein besonderes Motiv angeführt, die von dem Verf. mit ihrer Bekanntmachung verbundene Absicht, die Mängel der Luther'schen Bibelübersetzung und ihre Verbesserung mit mehr Nachdruck, als es bisher geschehen sey, öffentlich zur Sprache zu bringen. Er wollte nämlich, indem Er diesen wichtigen Gegenstand auf eine eigenthümliche Weise und mit einer Zuversicht wieder in Anre-

gung brachte, »die Manche mifsverstehen und für verdächtige Neuerungssucht ansehn könnten, seinen Vorschlägen eine Art von Beglaubigung beifügen,« eine Sammlung seiner Predigten, woraus erkennbar würde, dafs sein Glaube stehe auf dem festen Grunde des göttlichen Worts, und Er für unsre christliche Gemeinschaft keine andere Erkenntnifs und Erbauung suche, als die da ist in Christo Jesu, dem Lichte der Welt und dem Eckstein unseres Heils. — Die Vorrede und der Anhang sind demnach eigentlich als die Hauptsache zu betrachten, um welcher willen diese Schrift erschienen ist; wiewohl die Predigten, auch unabhängig davon, sich eine wohlthätige Wirksamkeit versprechen konnten.

»Das Verdienst Luthers« (sagt Hr. H. S. VIII. der Vorr.) »und der Segen, den seine Bibelübersetzung seit 300 Jahren besonders über unser deutsches Vaterland gebracht hat, sind unbestritten. Aber Luther, obwohl bei seinem Werke vom heiligen Geist erleuchtet, geleitet und getrieben, war doch immer nur ein menschliches Werkzeug, das nie ohne Unvollkommenheiten und Mängel ist. Er war auch selbst weit entfernt von dem Gedanken, als ob ihn der Geist Gottes in solchem Mafs und Umfang unterstützt hätte, dafs seine Werke vollkommen seyen. Er bekennt frei, dafs auch Heu, Stroh und Holz in seinen Arbeiten noch zu finden seyn möchte, und wünscht, wenn er solches hineingebaut hätte, dafs es durch's Feuer der heiligen Schrift verbrannt werde. (S. die Walchische Ausgabe seiner Werke, Th. VI. S. 2664.) Er sah auch seine Bibelübersetzung keineswegs für fehlerfrei an, sondern besserte vielmehr während seines Lebens noch beständig daran und benützte begierig auch die Hülfe Anderer dabei, so dafs die spätern Ausgaben durch ihn selbst in manchen Stücken verändert und verbessert erschienen.« — S. X. ff.: »Heinem, der den Grundtext kennt, kann es verborgen bleiben, dafs die Uebersetzung Luthers Mängel und Unvollkommenheiten hat, ja mit wirklichen Irrthümern behaftet ist. Die Sprachkenntnifs, die seit 300 Jahren fortgeschritten ist, hat dies unwidersprechlich an den Tag gelegt. Zwar sind die Mängel und Fehler in der Uebersetzung des Neuen Test. nicht so zahlreich wie in der des Alten. Aber sie sind dort, wo wir eigentlich unsre Erkenntnifs des Heils schöpfen, desto einflufsreicher. Wer es weifs, was die Sprache für den Menschen ist, und dafs durch sie allein die höheren und übersinnlichen Erkenntnisse uns mitgetheilt wer-

den, so dafs auch der heil. Geist sich des Worts zu unsrer Erleuchtung bedient, und sein Licht nur durch das Wort zu uns kommen kann — der kann es unmöglich für unbedeutend erklären, wenn in der Uebersetzung des göttlichen Worts, die in den Händen der gröfseren Zahl der Gläubigen ist, wirkliche Fehler, oder auch nur unangemessene Ausdrücke stehen bleiben; und er kann auch die Schwierigkeiten nicht verkennen, die daraus in manchen Fällen für den Lehrer des Evangeliums erwachsen, der die Menge der Gläubigen immer tiefer in den Geist des göttlichen Worts einführen soll. — Dafs das Wort Gottes nicht möglichst rein und lauter in die Hände der gröfseren Zahl der Bekenner gegeben wird, dafs die deutschen Bibelgesellschaften, deren Beruf und Wirksamkeit es vorzüglich mit sich bringen sollte, diesem Uebelstande abzuhelfen, in dieser Beziehung noch keine Schritte gethan haben, dies ist etwas, das mein Gemüth schon lange bewegt. Man hat doch schon früher mit der Luther'schen Bibelübersetzung manche Veränderungen vorgenommen, indem man die veralteten Wortformen mit dem Fortschritte der Sprachbildung besser in Einklang setzte. Warum will man denn die Worte selbst, wo sie irrig oder unpassend gewählt oder dem Sprachgebrauche nicht mehr angemessen sind, nicht ändern und mit dem Grundtext in besseren Einklang bringen? — Aber man fürchtet vielleicht bei solchen Verbesserungen Meinungskämpfe und Beunruhigung vieler Gläubigen, die einmal an Luther's Wort gewöhnt sind. Ich kann nicht glauben, dafs dies zu besorgen seyn dürfte, wenn mit gewissenhafter Vorsicht und einleitenden Schritten zu Werke gegangen wird. Sollte aber dadurch bei Schwachen und Unerleuchteten dennoch Beunruhigung zu besorgen seyn, so dürfte uns dies nicht abhalten. Denn wo es gilt — der Wahrheit Gottes Bahn zu machen, da sollen wir den Kampf und die vorübergehende Störung nicht scheuen.« — S. XXI: »Die Bibelgesellschaften dürften vielleicht sagen, die Luther'sche Bibelübersetzung, in ihrer gegenwärtigen Gestalt zum allgemeinen Gebrauche bestimmt, sey ein geistliches Eigenthum der Kirche, und ihnen komme nach nach ihrer Stellung keine Art von Recht oder Gewalt zu, mit diesem Eigenthum der Kirche eine Aenderung vorzunehmen, und zerstreute Stimmen aus der Kirche, welche es fordern, könnten hierzu nicht genügen, sondern das sey Sache der obersten Kirchenbehörde. Man mufs auch zugeben, dafs die Bibelgesellschaften dieses nicht ohne allen Grund

einzuwenden veranlafst seyn könnten.“ Demnach wird nun von dem Verf., indem Er das so eben Bemerkte besonders auf Würtemberg anwendet, die Frage aufgeworfen, ob die protestantische oberste Kirchenbehörde dieses Landes sich in einer günstigen Stellung befinde, um in der besprochenen Angelegenheit Schritte thun zu können. Er urtheilt von der evangel. Landessynode in ihrer dermaligen Zusammensetzung (aus dem königl. Consistorium und den General-Superintendenten), es sey offenbar, dafs sie bei wichtigen Entwicklungen des kirchlichen Lebens, welche sie herbeiführen sollte, oder bei Abstellung schädlicher Mifsbräuche nicht mit demjenigen Muth und Vertrauen handeln könne, als sie es vermöchte, wenn sie, wenigstens einem Theile nach, aus einem freien Akt der Kirchengemeinde selbst hervorgegangen wäre, und sich stets auf diese Weise erneuerte. Aus den Erörterungen, in welchen Er nun die Verfassungsmäfsigkeit, so wie die Ausführbarkeit und den grofsen Nutzen des Instituts einer durch freie Wahlen aus Geistlichen und Laien zusammengesetzten Generalsynode darzuthun sucht, und seine Ansicht über deren zweckmäfsige Einrichtung vorträgt, heben wir nur folgende charakteristische Stellen allgemeineren Inhalts aus. S. XXV: „Man hört zwar oft sagen, das sey allein die wahre Entwicklung der protestantischen Kirche, welche aus dem Studium der Geistlichen, aus ihren Vorträgen und ihrer Seelsorge hervorgehe und sich dem allgemeinen Bewufstseyn und Leben der Christen mittheile, und durch diese Art von Wirksamkeit und auf keine andre Weise solle die Kirche gebaut werden. Hierzu aber bedürfe es keiner Autonomie oder Repräsentation der Kirche. Von dieser Ansicht ausgehend will man auch so gern den Geistlichen allein die Schuld zuschieben, dafs unsre Kirche so wenig erfreuliche Fortschritte macht, dafs noch so viel Aberglaube, so viele fleischliche Religionsvorstellungen und so mancher alte Sauerteig unter uns herrschend und mit der reinen Perle des Christenthums vermischt (?) sind. Aber diese Betrachtung ist einseitig und die darauf gegründeten Vorwürfe sind zum grofsen Theil höchst ungerecht, weil ja die Kirchengemeinde sich auch aus der bei ihr eingeführten Bibelübersetzung, aus dem Catechismus, aus dem Spruchbuch, aus der Liturgie, dem Gesangbuch u. s. w. erbaut, und der Geistliche selbst je nach seiner Individualität durch diese in den Händen der Gläubigen sich befindenden oder vorgeschriebenen Unterrichts- und Erbauungsmittel sich mehr

oder weniger gebunden fühlt.« — S. XXX: »Eine freie Ausbildung des Protestantismus durch Gestattung autonomischer Einrichtungen kann gewifs nur die heilsamsten Erfolge haben. Denn der Protestantismus strebt nicht nach dem Zeitlichen, sondern nach dem Ewigen. Er sucht nichts Anderes, als das Licht und Leben in Christo, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Er hat nichts mit der Richtung der Zeit gemein, die leider so überwiegend auf das Irdische gerichtet ist. Sein Princip ist das reinchristliche: 'Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen.' Er würde deswegen auch eine Kirchenrepräsentation nicht für sich in Anspruch nehmen, wenn sie nicht zur Förderung des Reichs Gottes und seiner Gerechtigkeit erforderlich schiene.«

In der Luther'schen Bibelübersetzung nun wünscht Hr. H. offenbare Fehler und Mängel vorerst wenigstens durch Parenthesen oder Anmerkungen verbessert; und Er beschränkt sich bei seinen dahin zielenden einzelnen Vorschlägen (s. den Anhang, auch die Vorrede S. XIII ff.) auf eine Auswahl von Stellen des neuen Testaments. Diese Vorschläge und die ihnen beigefügten Erläuterungen zeugen von eifrigem Forschen in dem Grundtexte und von dem lobenswerthen Bestreben, bei der Verdeutschung desselben nach gewissen feststehenden Principien und Kunstregeln zu verfahren; wie z. B. von dem Verf. die Regel, dafs zwei verschiedene Wörter des Grundtexts, besonders wenn sie im Zusammenhange Einer und derselben Rede vorkommen, nicht [ohne Noth] durch Ein und dasselbe Wort wiedergegeben werden dürfen, an mehreren Orten geltend gemacht wird. — Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, dafs nicht nur die Luther'sche Uebersetzung, sondern auch gegenwärtiger Entwurf zu einer Revision derselben nach dem als Motto vorgedruckten Wahlspruche des Apostels 1 Thessal. 5, 21. zu behandeln ist. Manche Ausstellungen und Berichtigungsversuche des Hrn. H. — namentlich diejenigen, welche die Stellen Matth. 24, 22. Röm. 7, 11. Kap. 9, 17. Kap. 11, 32. 1 Cor. 2, 4. Kap. 16, 22. 2 Cor. 10, 4 u. 5. Ephes. 2, 3. Col. 1, 21. Kap. 2, 4. betreffen — sind von der Art, dafs sie wohl heut zu Tage bei den Kundigen und Unbefangenen, wie solche auch übrigens gesinnt seyn mögen, uneingeschränkte Zustimmung finden, oder etwa nur im minder Wesentlichen da und dort einer abweichenden Ansicht begegnen werden. Dagegen lassen sich aber auch einige Fälle bemerken,

wo der Verf. in seiner „Verbesserung“ nicht das Rechte getroffen zu haben scheint. Die Stelle Matth. 5, 22, wo Er ῥακά durch „Scheusal“ (nach der Etymologie von רקק, conspuit) wiedergegeben, wollen wir nicht dahin rechnen, weil ein parenthetischer Zusatz zeigt, dafs sein Urtheil zwischen jener und der anderen, wahrscheinlich richtigen Ableitung dieser Syro-Chaldäischen Wortform (von ריק) wenigstens schwankte. Wenn Er aber Röm. 11, 15. καταλλαγή nach nach dem ursprünglichen Wortbegriffe »Eintauschung« übersetzt wissen will [d. h. Tausch, durch welchen die Heiden in die Stelle des bisherigen Volks Gottes eintreten, vergl. Mori praelectt. in ep. ad Rom.], so hat Er die Analogie des Paulinischen Sprachgebrauchs (s. Kap. 5, 10 und 11, 2 Cor. 5, 18 ff. u. s. w.) gegen sich; und noch weniger kann seine damit zusammenhängende Deutung der Worte τίς ἡ πρόσληψις u. s. w. befriedigen. Er ist der Meinung, dafs Luther den Sinn dieser Stelle im Ganzen getroffen habe, glaubt sie aber, im Einzelnen genauer und wortgetreuer, so wiedergeben zu müssen: »Denn wenn ihre Verwerfung die Eintauschung der Welt (der Heiden) seyn sollte, was wäre diese Annahme [die der Heiden nämlich], als Leben aus Todten« [Leben, welches von Todten — den verlorenen Juden — ausginge, oder welches man von den Todten entnähme, etwas Undenkbares]? Allein ζωὴ ἐκ νεκρῶν, kurzweg gesagt, um *vitam, quae a mortuis proficiscatur* auszudrücken, wäre eine auffallend harte und dunkele Redeform. Luther, der πρόσληψις in der weiteren und weniger concreten Bedeutung »Nehmen« (Hinzunehmen) fafste, hat ζωή, wie wenn es im Genitiv stände, als dessen Object gedacht („was wäre das anders, denn Leben von den Todten nehmen«), eine Erklärungsart, die zwar ihre Mängel, aber wenigstens nicht das Geschraubte dieser neuen hat. Uebrigens ist die richtige Erklärung, welche πρόσληψις als den Gegensatz von ἀποβολή betrachtet und auf das Volk Israel bezieht, in mehreren neuern Commentarien (s. unter andern Bengel. Gnom. und Flatt's Vorles.) so vorgetragen, dafs es hier keiner besondern Ausführung und Vertheidigung derselben bedarf. — Nicht gelungener als vorgedachter Versuch scheint die eigenthümliche Behandlung der vielbesprochenen dunkeln Stelle 1 Corinth. 11, 10. Hr. H. übersetzt sie: »Darum soll das Weib durch die Boten (des Evangeliums, vermöge apostolischen Befehls) Vollmacht haben auf ihrem Haupte (einen Schleier zu tra-

gen).« Mag immerhin der Ausdruck οἱ ἄγγελοι nach dem ursprünglichen Wortsinn und unter Voraussetzung einer wohl erklärbaren Ellipse von den Aposteln verstanden werden können (wie denn schon ältere Interpreten wenigstens auf einen ähnlichen Gedanken gekommen sind, vergl. Wolf. cur. philol. und Heidenreich z. d. St.), so bleibt doch diese ganze Ausdeutung des Textes in andern Beziehungen nichts desto weniger sprachwidrig und gekünstelt. Die Präposition διά, mit dem Accusativ construirt, kann in der Zusammenstellung mit ὀφείλει unmöglich die, überhaupt seltenere, Bedeutung der causa efficiens oder des Mittels (Grot. ad Joann. 6, 57, Winer Gramm. S. 339. der 3ten Ausg.) haben; man bemerke nur, dafs die deutschen Worte »soll — durch die Boten« ohne die erläuternde Parenthese ganz unverständlich seyn würden; was die innere Unzulässigkeit einer solchen Begriffsverknüpfung beweist. Ferner wird die Abkürzung der Rede, wonach »Vollmacht haben auf dem Haupte« für 'Vollmacht haben, auf dem Haupte etwas zu tragen' stände, wohl nicht leicht unter irgend eine der bekannten rhetorischen Figuren zu bringen seyn. Endlich würde dieser Sinn nicht einmal gut in den Gedankennexus passen, da nach dem Vorhergegangenen (s. Vs 5 ff.) offenbar nicht blofs eine Ermächtigung oder Erlaubnifs, sondern eine Verpflichtung, den Schleier zu tragen, hier geltend gemacht werden soll. Gegen den jetzt ziemlich antiquirten Irrthum, τοὺς ἀγγέλους von bösen Engeln, vor deren lüsternen Blicken die Weiber durch den Schleier verwahrt werden sollten, zu verstehen, polemisirt der Verf. mit Nachdruck, läfst sich aber nicht darauf ein, die heut zu Tage beliebtere Annahme, dafs von guten Engeln, als Aufsehern des Gottesdiensts oder Schutzgeistern, hier die Rede sey, zu entkräften. —

(Der Beschluſs folgt.)

Hochstetter, Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntnifs.

(Beschlufs.)

Epheser 6, 12. sind die Ausdrücke ἀρχαί, ἐξουσίαι und κοσμοκράτορες τοῦ σκότους τούτου nicht, wie Herr Hochstetter meint, »buchstäblich zu nehmen,« d. h. von menschlichen Fürsten und Obrigkeiten (vergl. Wolf. cur.) zu verstehen, sondern der Gegensatz in den Worten „nicht — gegen Fleisch und Blut," wenn man den klaren Sinn derselben festhält, ohne fremdartige Begriffe hineinzutragen, weist auf übermenschliche Mächte, böse Geister hin. Die nachfolgende ausdrücklichere Bezeichnung der bösen Geister behält, so lange man die Sache so ansieht, als ob τὰ πνευματικά schlechthin für τὰ πνεύματα stehe, allerdings etwas Auffallendes; denn aus dem nicht völlig analogen δαιμόνια u. w. dergl. m., läfst sich ein solcher Sprachgebrauch nicht gehörig erweisen, wie Hr. H. sehr richtig bemerkt. Diese Verwickelung sich zu Nutze machend, zieht Er sofort den Schlufs, τὰ πνευματικὰ τῆς πονηρίας könne hier gar nicht auf böse Geister gehn, weil das Ortsmerkmal ἐν τοῖς ἐπουρανίοις, »im Himmel,« auf solche nicht passen würde; sondern müsse etwas ganz Anderes bedeuten. An die Stelle von Luthers »bösen Geistern unter dem Himmel,« welche Er eifrig und gründlich bestreitet, setzt Er demnach — nicht weniger originell als dem Buchstaben des Grundtextes getreu: »die geistlichen Dinge der Bosheit in den himmlischen Dingen." Das soll nun nach seiner Versicherung zwar einen sehr guten Sinn geben; da Er es aber dem Nachdenken seiner Leser hat überlassen wollen, „diesen Sinn [= x] selbst zu finden," so mufs Ref., der solches zu leisten unfähig ist, und höchstens zu ahnden vermag, dafs mit jener änigmatischen Formel auf Irrlehren und Religionsverfälschungen hingezielt werden wolle, vorerst noch in der Hauptsache der herkömmlichen Auslegungsweise zugethan bleiben. Τὰ πνευματικά ist übrigens, wie wir bereits zu verstehen gegeben, nach unserer Ansicht keine blos rhetorische Verwechslung des Abstractums mit dem Concretum, sondern bedeutet geistige Wesen; mit gutem Vorbedacht scheint dieser das

grade Gegentheil von αἷμα καὶ σάρξ bezeichnende Ausdruck gewählt, um als Beisatz zu den vorhergegangenen Hauptwörtern die Natur der ἀρχαί etc. näher zu bestimmen. Der hebräischartige Gebrauch des Substant. im Genitiv statt des Eigenschaftsworts (τῆς πονηρίας für τὰ πονηρά, vergl. Luk. 16, 8. u. s. w.) ist jener voraufgehenden adjectivischen oder abstracten Redeform nicht unangemessen, und im Uebrigen hinreichend erklärt von den Grammatikern. Ἐν τοῖς ἐπουρανίοις, als Ortsbezeichnung, schickt sich gut zur Sache, wenn ἐπουράνιος hier nach der populären Bedeutung von οὐρανός (vergl. Galen. in Hippocr. Epidem. I., comm. II., p. 90. ed. Kühn. Plin. H. n. II, c. 38.) erklärt, und die Luftregionen verstanden oder mit einbegriffen werden. Dafs diese allen Völkern gemeinsame Art zu sprechen auch der Bibel nicht fremd sey, ist schon von den Kirchenvätern bemerkt und an Beispielen wie τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ gezeigt worden; s. beiläufig auch Schoettgen. Hor. hebr. et talm. ad 2 Cor. 2, 12, wo aus Veranlassung der drei Himmel einiges dahin gehörige angeführt ist. Das umschreibende Adject. τὰ ἐπουράνια kommt freilich sonst nirgends im N. Test. so vor, sondern nur von dem obern oder eigentlichen Himmel, s. Eph. 1, 20 u. s. w. Allein die Annahme eines etwas auffallenden Idiotismus ist bei unserer Stelle durch den Context gerechtfertigt, da wir nicht umhin können, die in Frage stehenden Worte hier im örtlichen Sinn zu nehmen, so lange man noch vergebens nach einer andern Erklärung derselben sich umsieht, die nicht grammatikalischen Schwierigkeiten unterworfen wäre, oder sonst entscheidende Gründe wider sich hätte. Hr. H. dagegen, der auf die gewöhnliche Wortbedeutung dringt, giebt den anders Urtheilenden (welchen sich erst vor Kurzem der gelehrte Rückert angeschlossen) sogar eine »Verkehrung und Verdrehung des Worts« Schuld. Der ungemein abgemessene Gang des Verfs. und sein scrupulöses Festhalten der Regel überrascht hier um so mehr, da Derselbe sich bei Behandlung der erläuternden Parallelstelle Eph. 2, 2. so wenig streng an die Gesetze der Auslegung gebunden hat, dafs Er die ἐξουσίαν τοῦ ἀέρος durch „Gewalt des Schattenreichs« wiederzugeben kein Bedenken trug. Weder die gelehrte physikalische Bemerkung, die Luft, wenn nicht erleuchtet, sey durch und durch Schatten, noch auch die Berufung auf den Sprachgebrauch griechischer Dichter, den man hier allegirt hat, um in ἀήρ den Begriff Finsternifs ausgedrückt zu finden, kann vorstehender

Uebersetzung sehr zum Schutze gereichen; oder sollen etwa Hesiod's τάρταρα ἠερόεντα den Beweis abgeben, dafs die Unterwelt auch schlechtweg ἀήρ habe genannt werden können? — Doch nein! Das Wort „Schattenreich" hat hier nichts mit dem Hades zu schaffen, wie wir irriger Weise vorausgesetzt haben, sondern ist bei dieser Verdeutschung in einem ganz neuen und eigenthümlichen Sinn genommen worden; es soll nur grade so viel und durchaus nichts anders als »Finsternifs« bedeuten (!). Der Verf. mufste nämlich, da Finsterniſs für σκότος der entsprechende Ausdruck ist, für das geglaubte Synonymum von σκότος ein eigenes deutsches Wort haben, wofern Er dem Grundsatze treu bleiben wollte, für verschiedene Ausdrücke des Originals auch immer, wenn es irgend thunlich ist, in der Uebersetzung verschiedene Ausdrücke zu gebrauchen. Man sieht, wie weit die Consequenz in der Anwendung eines solchen Grundsatzes führen kann.

Bei Matth. 13, 39 ff. soll Luther, indem er αἰών (aevum) ungenau durch »Welt« wiedergab, dem Ausleger vorgegriffen und das rechte Verständnifs der ganzen Stelle (Vs 36—43.) gehindert haben. Die Uebersetzung »Ende der Welt," sagt Hr. H., verleitet offenbar zu der »unrichtigen Vorstellung, dafs der in jenem Gleichnisse angezeigte Erndtetag als verbunden mit dem Vergehen aller sichtbaren Dinge zu denken sey, welche irrige Vorstellung freilich auch noch in vielen andern unvollkommen aufgefafsten Bildern ihre Wurzel hat. Wenn wir aber das richtige Wort Zeitlauf setzen, so liegt die Erklärung sehr nahe, dafs in der ewigen Entwicklung der Dinge jede Art des aufkeimenden Bösen seinen Zeitraum hat, wo es sich entwickelt, dafs aber auch durch die erlösende Macht des Sohnes Gottes das Ende dieses Zeitlaufes kommt, wo das Böse ausgeschieden und vernichtet wird. Wenn der Tag Jesu ein ewiger Tag ist, und ein Tag der schon begonnen hat, so ist ihm auch zur Seite gehend ein Ende der weltlichen Zeitläufe, wo es stets Aergernisse und Irrthümer zu verbrennen giebt und die Kinder der Bosheit ihrem Gericht entgegengehen.« — (Unter dem Worte ἄγγελος, „Bote," meint Er, habe Jesus die Apostel und andere wirksame Glieder seines Reichs angedeutet, wie aus der Vergleichung dieser Stelle mit andern, z. B. Matth. 9, 37 und 38, zu entnehmen sey). — Hier liegt etwas Wahres zum Grunde. Schon beim Erscheinen des Heilandes und Welterleuchters, und bei der Gründung des sichtbaren Reichs Gottes hat

das Gericht über das Böse seinen Anfang genommen, und der Wachsthum dieses Reichs, seine Entfaltung im Laufe der Zeit ist eine fortgesetzte κρίσις, eine immer vollkommenere Ausscheidung des Fremdartigen und Widerstrebenden. Es bleibt aber daneben nichts desto weniger wahr, dafs das letzte Ziel der göttlichen Anstalten nicht etwa schon hienieden erreicht wird, dafs das Ideal einer Gemeinde der Heiligen auf Erden nie zur vollen Wirklichkeit gelangt, dafs in dem zeitlichen Weltlaufe und durch das Mittel menschlicher Kräfte der Irrthum und die Sünde nicht rein ausgeschieden und vertilgt werden können; und hierauf vorzugsweise bezieht sich das Gleichnifs Jesu, welches die Welt, wie sie ist (mit Inbegriff der sichtbaren Kirche), als eine Mischung von Gutem und Bösem darstellt, und das ungehemmte Aufkeimen und Emporkommen des Bösen in ihr auf eine den göttlichen Weltplan rechtfertigende Weise zu erklären sucht aus dem allgemeinen Gesetze einer freien Entwickelung der in jeder Natur liegenden Keime, und mit Hinweisung auf das Alles ausgleichende Ziel der irdischen Dinge. Diese unverkennbare Absicht der Parabel darf nicht durch eine ihre entfernteren Beziehungen einseitig hervorhebende Exegese verdeckt und in den Hintergrund gestellt werden. Dafs ἡ συντέλεια τοῦ αἰῶνος nach der apostolischen Weltanschauung den Schlufs dieser ganzen Weltperiode bei der Parusie des Messias, — den Abschnitt und Wendepunkt zwischen Zeitlichem und Ewigem — anzeigt, braucht Ref., wie er glaubt, nicht besonders nachzuweisen.

Auch von der Stelle Matth. 12, 32. (nach Luther: »wer etwas redet wider den heil. Geist, dem wird's nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt«) bekommen wir hier eine Erklärung, die den eigenthümlichen theologischen Standpunkt ihres Urhebers verräth. Es ist Demselben vornehmlich darum zu thun, die Lehre von endlosen Strafen, als dem Begriffe der Barmherzigkeit Gottes widerstreitend, aus der Bibel zu entfernen, und im Gegensatz gegen die Annahme eines unwandelbaren, unvertilgbaren Bösen die Idee einer Wiederbringung aller Dinge (nach Apostelgesch. 3, 21.) zu vertheidigen. Auch hier beginnt die Erörterung des Hrn. H. mit einer Art von philologischen Beweisführung, dafs Luther nicht nur nicht streng nach den Worten übersetzt, sondern auch eben dadurch den Sinn des Grundtextes ganz verfehlt habe. Ὁ αἰὼν ὁ μέλλων, meint der Verf., sey nicht völlig gleichbedeutend mit ὁ αἰ. ἐκεῖνος [Luc. 20, 35.]; denn auch durch „zukünftig" werde μέλλων nicht genau ausge-

drücht; unter zukünftig verstehe man gewöhnlich etwas Entferntes, aber μέλλων habe gewöhnlich den Begriff des nahe Bevorstehenden. Diesen letzten Ausdruck nimmt Er demnach in seine Uebersetzung auf, und will, dafs darunter gedacht werde »die nahe bevorstehende Entfaltung des Reichs Christi, das überall von ihm als nahe herbeigekommen geschildert wird, und seinen Anfang nach der Auferstehung des Herrn und nach der Mittheilung des heil. Geistes an die Apostel wirklich genommen hat.« Die Stelle im Ganzen fafst Er so, dafs Jesus »versicherte, wer den heil. Geist lästere, der könne keine Vergebung erlangen, weder jetzt (in dem gegenwärtigen Zeitlauf, wo das Reich des Messias noch nicht seinen Anfang genommen hatte), noch in der nahe bevorstehenden Zeit der Entwicklung dieses Reiches, wenn ein solcher diese Zeit noch erlebe, weil ihn seine den h. Geist höhnende Gesinnung gänzlich unfähig mache zur Erkenntnifs des Sohnes Gottes und seines Reiches.« — Diese unstreitig sehr sinnreiche Auslegung der gewichtvollen Stelle würde sich Vielen um so gewisser empfehlen, als ein doctrinelles und praktisches Interesse sich bei ihr befriedigt finden würde, sprächen nicht entscheidende exegetische Gründe dafür, dafs die Ausdrücke ὁ αἰὼν ὁ μέλλων, — ἐκεῖνος, — ὁ ἐρχόμενος allerdings gleichbedeutend sind — (s. 1 Tim. 4, 8. vergl. mit Marc. 10, 30. u. s. w.); was Hr. H. dagegen einwendet, hält nicht Stich; es braucht hier nicht an Beispielen gezeigt zu werden, dafs μέλλων oft die primitive Bedeutung des schon im Werden Begriffenen oder nahe Bevorstehenden mit der des Zukünftigen vertauscht; und überdies ist bekannt, dafs die Apostel geneigt waren, sich den Eintritt der neuen Weltperiode als nahe vorzustellen. Auch scheint die Parallelstelle Marc. 3, 28 u. 29. dem Verf. nicht günstig zu seyn, wiewohl Derselbe sich da ebenfalls zu helfen weifs; Er glaubt nämlich annehmen zu dürfen, dafs εἰς τὸν αἰῶνα an dieser Stelle, wie bei Joh. 8, 35, zeitlebens bedeute, und mithin αἰώνιος: zeitlebens dauernd. — Ref. weifs die Gaben und den Lehreifer des Verfs. zu schätzen, hat es aber eben deswegen um so mehr für Pflicht gehalten, sich scharf und bestimmt auszusprechen, wo er den unbefangenen Exegeten in Ihm zu vermissen, und Ihn mit seiner »schriftgetreuen« Uebersetzung, durch welche der gewünschte Sinn der Stellen herauskommen soll, auf eine oder die andere Art in Schwierigkeiten verstrickt zu finden glaubte.

Lewald.

Historisch-statistischer Umrifs von der österreichischen Monarchie. Aus den Papieren eines österreichischen Staatsbeamten. (Nebst einer ethnographischen Karte von Oesterreich.) Leipzig, in der Fest'schen Buchhandlung. 1834. *Ein Bd. in gr.* 8. *VI (Vorwort und Inhaltsanzeige), 302 S. und 4 Seiten Erläuterungen zu der Karte.*

Dieses Buch vermehrt die nicht kleine Anzahl von Werken, die nicht sind was der Titel ankündigt, und hierdurch dem Verdachte Raum geben, dafs letzterer mehr nur als ein anlockender Aushängeschild gewählt ist. In dem Vorworte werden die in demselben enthaltenen Mittheilungen als ein Fund in dem Nachlasse eines österreichischen Staatsbeamten bezeichnet, die Veröffentlichung derselben aber dadurch motivirt, »dafs bekanntlich von der österreichischen Monarchie durchgängig nur veraltete statistische Notizen existirten, dafs man im Allgemeinen nur mit neueren Totalsummen und den Resultaten einer oberflächlichen Berechnung, sich bisher habe begnügen müssen. Um so mehr werde es jeden Unterrichteten überraschen, hier so **ausführliche** und **neue** Daten über die Bevölkerung, den Viehstand und das Areal der österreichischen Provinzen zu finden, wie sie nur einem österreichischen Staatsbeamten bekannt seyn konnten. Jedoch habe der Herausgeber, weil das von dem Verlebten gesammelte Material ungeordnet und abgerissen gewesen, sich zu Ergänzungen aus den besten vorhandenen Quellen, und zu deren Verschmelzung mit dem schriftlichen Nachlasse seines Freundes veranlafst gesehen, wodurch das vorliegende Werk entstanden sey.«

Der österreichische Kaiserstaat gehört allerdings zu denjenigen, die den Freunden der Staatenkunde viel, recht viel, zu wünschen übrig lassen; dankend mufs jedoch die Bereicherung des Materials anerkannt werden, die (wohl nicht ohne Gestattung der Regierung) in den neueren Zeiten ein helleres Licht über einzelne statistische Momente verbreitet haben, und es zeugt nicht von einem emsigen Streben des Verfs., seiner Arbeit die möglich gröfste Vollkommenheit zu geben, dafs er diese nicht besser benutzt hat. Ueberhaupt bekennt Ref., dafs er in dem vorliegenden Werke weder die gerühmte **Ausführlichkeit**, noch solche **neuen** Daten gefunden hat, durch welche, nach der gratuiten Voraussetzung des Verfs., die Unterrichteten sich überrascht finden könnten. Vielmehr und grade entgegengesetzt, findet derselbe Anlafs zum Tadel, in der dürftigen Ausstattung, die den wichtigsten statistischen Verhältnissen und Momenten zu Theil geworden ist, und in der Ungleichheit ihrer Behandlung,

indem mehreren minder wichtigeren eine gröfsere Ausführlichkeit als den ersteren gewidmet ist (so z. B. dem Artikel Jagd und Fischerei, die gleiche Anzahl von Zeilen, wie jenem über das öffentliche Einkommen); sodann, dafs nicht von jedem der Gebietstheile, aus welchen der Kaiserstaat zusammengesetzt ist, die statistischen Momente, die sich auf jeden derselben beziehen, in besondern Tableau's zusammengestellt sind. In dem statistischen Gemälde eines Staates, wie der österreichische, der aus einer so grofsen Anzahl einzelner Gebietstheile zusammengesetzt ist, die in Absicht auf klimatische Verhältnisse, auf Kultur- und Productionsfähigkeit und auf wirkliche Production, auf die numerische Gröfse und auf die Dichtigkeit ihrer Bevölkerung, überhaupt in Absicht auf alle Elemente von Grundkraft, Nationalreichthum, und auch in solcher auf ihre politische Constitution von einander so verschieden sind, möchte, so scheint es, eine solche Sonderung oder Specialisirung in mehr als einer Hinsicht als vorzüglicher erscheinen, weil nur mittelst einer solchen ein gehörig begründeter Ueberblick des Ganzen gewonnen werden kann.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von welchen die erste (von S. 1—105.) eine österreichische Regentengeschichte, vom Jahr 983 bis auf die gegenwärtige Zeit; die zweite eine skizzirte Statistik von Oesterreich (?) enthält. Ref. hat die erste nur flüchtig durchgesehen. Er bekennt, dafs sie ihn weder durch ihren Inhalt, noch durch ihre stylistische Form angezogen hat. — In der zweiten, oder der skizzirten Statistik, bildet nachstehende Fächerung den Canevas des Gemäldes, nämlich: Lage, Boden, Gebirge, Meer, Flüsse, Kanäle, Seen, Klima, Produkte, Jagd, Fische, Mineralien, Gesundbrunnen, Einwohner, Betriebsamkeit, Handel, Strafsen, Schifffahrt, See-Schifffahrt, Elbschifffahrt, Einfuhr und Ausfuhr, Maafs und Gewicht, Geld, Bildung, öffentlicher Unterricht, Religion, Verfassung, Einkünfte, Militär. — Es würde, wollte Ref. alle Rubriken ausführlicher beleuchten, dieses mehr Raum erfordern, als er für gegenwärtige Anzeige des Werkes in Anspruch nehmen darf; deshalb wird derselbe bei einigen der wichtigeren etwas länger verweilen, in Betreff anderer sich nur auf kurze Bemerkungen oder Andeutungen beschränken.

Lage. Die Begrenzung ist im Allgemeinen richtig angegeben, jedoch mit Ausnahme der westlichen Grenze, bei welcher

das Anstoſsen des lombardisch-venetianischen Königr. an Piemont, von welchem dasselbe durch den Ticino und den Lago maggiore getrennt ist, sodann an das Fürstenthum Lichtenstein und an den Bodensee, nicht erwähnt ist. Auch vermiſst Ref. die Anzeige der Provinzen der umgebenden Staaten, an welche der österreichische anstöſst, und die Länge einer jeden Grenze. Beides ist in politischer und in mehrfacher anderer Hinsicht, nicht ohne Wichtigkeit.

Gebirge. In gleichem Maafse hätten, zum Behuf der Gewinnung einer Uebersicht von der Beschaffenheit der Grenzen, und zu einer solchen der orographischen Verhältnisse des Kaiserstaates, die Seiten, an welchen die Hauptgebirgsmassen lagern, und von welchen sich ihre Aeste und Zweige in das Innere hineinziehen, nicht unerwähnt bleiben sollen. Das nämliche Postulat findet auch in Betreff der Angabe der Hauptflüsse in so ferne statt, als eine gleichmäſsige Anzeige der Provinzen, durch welche sie ziehen, einen richtigern Ueberblick von den hydrographischen Verhältnissen gewährt haben würde.

Klima. Der bei weitem gröſste Theil des österreichischen Staatsgebiets gehört in Absicht auf Productionsfähigkeit des Bodens zu den am meisten begünstigten Ländern in Europa. Es liegt in der Natur der Sache, daſs dieselbe in den einzelnen Gebietstheilen, nach Maſsgabe der ihrer geographischen Lage analogen klimatischen Verhältnisse, sehr verschieden seyn muſs, und in der Wirklichkeit auch sehr verschieden ist. Die bloſse Andeutung der Thatsache, daſs eine solche Verschiedenheit besteht, und eine solche des mittleren Thermometerstandes in zwölf Städten, von welchen die Hälfte in der nämlichen Region liegen, möchte jedoch zum Behuf der Gewinnung einer Kenntniſs der Verschiedenheit dieser Verhältnisse auf einem Areale von 12,153 □M. nicht als hinreichend erachtet werden können. — [Die Gebietstheile des österreichischen Staats vertheilen sich in Absicht auf klimatische Verhältnisse in drei Regionen, nämlich: *a*) in eine südliche, mit einer mittleren Wärme von 9° R., zwischen dem 42 und 46° N. B.; *b*) in eine mittlere, mit einer mittleren Wärme von 7 bis 6° R., zwischen dem 46 und 49° N. B.; und *c*) in eine nördliche, mit einer mittleren Wärme von 6° R., zwischen dem 49 und 51°. In der ersteren liegen: das lombardisch-venetianische Königreich, das südliche Tyrol, das südliche Croatien, sodann das Königreich Dalmatien und Slavonien, und die Militär-Grenzländer; in der zweiten oder mittlern Region: Ungarn, Siebenbürgen, Illyrien, der gröſsere Theil von

Tyrol, Steyermark, Oesterreich ob und unter der Ens, der südlichste Theil von Böhmen und Mähren, der im Osten der Karpathen gelegene Theil von Galizien und die Bukowina; und in der dritten: der Karpathenstrich Ungarns, das nördliche Galizien, Schlesien und der nördliche und mittlere Theil von Böhmen und Mähren.] —

Producte. Der Verf. beschränkt seine Darstellung auf eine bloſse, selbst in Absicht auf mehrere durch Qualität und Quantität wichtigen Producte nicht vollständige Aufzählung der Bodenerzeugnisse, und auf eine bloſse Nennung der Provinzen, die als die Haupt-Kornkammern zu betrachten sind, ohne irgend eine Andeutung über die Gröſse der Flächengröſse des culturfähigen und cultivirten Bodens, und ohne eine solche über dessen Vertheilung unter die verschiedenen Hauptculturen. Die Quantität des producirten Getreides ist mit Einschluſs jener von Mais, zu 210 Millionen Metzen, und vielleicht darüber, die Quantität des producirten Weines zu 36 bis 40 Millionen Eimer angegeben; über jene von allen übrigen Crescentien und Producten ermangelt es an irgend einer Andeutung. Ueberhaupt gewähren die 26 Zeilen, welche diesen wichtigen Momenten gewidmet sind, nicht nur keine neue, sondern selbst nicht diejenige Belehrung, die man beinahe in jedem statistischen Werke findet, aus welchen Ref. nachstehende Daten supplirt. — [Der culturfähige Theil des gesammten Areals des österreich. Kaiserstaates beträgt ungefähr 11,400 □M., von welchen 9932 □M. = 94,615,091 Joche, als land- und forstwirthschaftlich benutzt, angegeben werden, und zwar: 41,375,000 J. als Ackerland, 1,376,777 J. als Gartenland, 1,854,000 J. für den Weinbau, 8,335,597 J. als Wiesen, 8,397,500 als Weiden, 33,175,000 J. endlich sind mit Waldungen bedeckt. (v. Lichtenstern, Umriſs der Statistik des österreich. Kaiserstaates, S. 215. womit jedoch Andrée, Neueste Zahlenstatistik, S. 133 folg. zu vergleichen ist.) Wird die Bodenfläche, die überhaupt land- und forstwirthschaftlich benutzt ist, mit der Arealgröſse und mit der Volksmenge verglichen, dann kommen, im allgemeinen Durchschnitte, 7785⅗ J. auf jede □Meile des ganzen Staatsgebietes, und 2⁹/₁₁ pr. auf jedes Individuum. In den einzelnen Gebietstheilen variiren diese Gröſsen von einem Minimo von 6095⅗ J. (in Dalmatien) und 2⅔ pr. (in dem lombardisch-venetianischen Königr.) bis zu einem Maximo von 9503⁷/₃₃ J. (in Steyermark) und 5⅖ pr. (in dem ebenerwähnten Königreiche.). — In den Angaben über den quantitativen

Betrag der Getreideproduction finden beträchtliche Divergenzen statt. Es ist dieselbe von Hassel (Vollst. Handb. II, 81. und auch in Dessen Lehrbuch der Statistik, S. 49.), mit Einschluss des producirten Mais, zu 350 Mill. Metzen; von Blumenbach, ohne diesen, und ohne Berücksichtigung des Saathorns, zu 201,808,312, nach einer späteren Berechnung aber zu 429,224,500 Metzen (beide Angaben in den vaterländischen Blättern, die erstere in dem Jahrgang 1816. S. 48, die letztere in jenem von 1817. S. 106.), von Lichtenstern (in Dessen oben angeführtem Werke, zu nur 165½ Mill. Metzen, und von Andrée (Zahlenstatistik, S. 140.) zu 200 Millionen Metzen (von beiden ohne das Saatgetreide und ohne Mais) angegeben worden. Ref. selbst endlich hat durch eine detaillirte Berechnung des wahrscheinlichen Bedarfs für die einheimische Consumtion ein grösseres Quantum, nämlich ein solches von ungefähr 376 Mill. Metzen gefunden (m. s. Handb. der Militärgeographie, II, 444), welches mit Hassels Angabe nahe zusammentrifft. Jedenfalls beweist eine solche Berechnung des Bedarfs (mit Rücksicht auf den Betrag der Ausfuhr und Einfuhr) die Unzulänglichkeit, beziehungsweise die Unrichtigkeit der Angabe des Verfassers. Die Quantität des producirten Mais wird zu 23½ Mill. Metzen geschätzt. Nächst dem Baue von Cerealien ist der, in der gröfseren Hälfte des Staatsgebietes einheimische Weinbau der wichtigste. Die Quantität des jährlichen Erzeugnisses wird zu 36 bis 40 Mill. Eimer geschätzt, wozu Ungarn 24⅔ Mill., die lombardisch-venetianischen Provinzen über 5½ Mill., das Erzherzogthum Oesterreich 2⅔, Siebenbürgen 1 Mill., Illyrien 733,000, Steyermark und Tyrol, jede dieser beiden Provinzen ungefähr 600,000, Dalmatien 567,000, Mähren 454,000 und Böhmen 20,000 Eimer beitragen. (Von dem ganzen Erzeugnisse sollen ⅞ im Inlande consumirt werden. Der Naturalertrag der Waldungen ist zu 33 Mill. Klafter geschätzt.)

In den später zu erwähnenden Tabellen ist die Gröfse des gesammten Viehstapels im J. 1830 in 5 Gebietstheilen (nämlich in Oesterreich ob der Ens, in dem lombardisch-venetianischen Königreiche, in Böhmen, in Mähren mit Schlesien, und in Galizien), in der skizzirten Statistik selbst aber nur die Gesammtzahl der Pferde (diese zu 2⅛ Mill. Stück) (Hassels Angabe vor ungefähr 12 J.) und jene des Schaafviehes (zu 19 bis 20 Mill. Häupter) angegeben, der übrigen Thierarten aber keine Erwähnung geschehen. Da der Verf. sich zu Ergänzungen des Materials seines

Freundes veranlafst geseben, so ist nicht abzusehen, warum er nicht auch diese Lücke ausgefüllt hat, wozu er in Ermangelung anderer Quellen die Hülfsmittel in den Werken in- und ausländischer Statistiker gefunden haben würde. Der etwaige Einwand, dafs es ihren Angaben an der gehörigen Verlässigung ermangle, möchte dem Verf. um so weniger zur Entschuldigung gereichen, da dieses auch in Ansehung anderer, von ihm benutzter Daten der Fall ist. In Verbindung mit jenen, die er über die Gröfse des Viehstapels in den 5 erwähnten Gebietstheilen mitgetheilt hat, würden sie, wenn auch nicht eine vollkommen richtige, doch an die Wirklichkeit annähernde Uebersicht von dieser Gröfse in dem ganzen Staatsgebiete gewährt haben, und diese Uebersicht jedenfalls werthvoller gewesen seyn, als die Notiz: »dafs die Ziegen mit den Schaafen und Kühen auf die Weide ausgetrieben warden.« v. Lichtenstern hat die Anzahl der Pferde zu 1,900,000, der Maulthiere und Esel zu 60 bis 70,000, des Hornviehes zu 9 bis 10 Mill. Stück, die des Schaafviehes zu 16 bis 17 Mill. Häupter, der Schweine zu 5 bis 6 Mill., und der Ziegen zu 8 bis 900,000 Stück angegeben. Jedenfalls ist anzunehmen, dafs seit dem Ende des vorletzten Decenniums, auf welches sich seine Angaben beziehen, die angezeigten Zahlen sich vergröfsert haben müssen.

Etwas reichlicher, doch nicht in dem Maafse, wie das vorliegende Material es verstattet, vollständig, ist die Nachweisung der Production aus dem Mineralreiche ausgestattet. In der Anzeige der Quantität des jährlich gewonnenen Goldes ist die Ausbeute in Ungarn ungefähr 1600 Mark (Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königr. Ungarn u. s. w. Leipzig 1832. S. 38.) und der freilich bei weitem unbedeutenderen Ausbeute in Salzburg und in einigen andern Gebietstheilen (280 bis 300 Mark), durch welche ihr Totalbetrag sich auf beiläufig 4290 Mark erhöht, keine Erwähnung geschehen. Die Ausbeute an Silber, die der Verf. zu 108,000 Mark angiebt, wird in andern statistischen Werken zu 110,000 Mark geschätzt, wozu Ungarn gegen 90,000 bis 100,000 Mark, Siebenbürgen 5000 Mark (Neueste statist. geogr. Beschreib. u. s. w. S. 38.), Böhmen ungefähr 8700 Mark (Statistische Darstellung von Böhmen, von Schnabel, Prag 1826, S. 40.), Steyermark 800, Salzburg 300, Galizien und die Bukowina beiläufig 2800 Mark beitragen. (Andrée, Neueste Zahlen-Statistik, S. 152.) Die jährliche Salzproduction (die Ausbeute von Steinsalz, die Fabrikation von Coctursalz und der Gewinn von Seesalz) — nach der

Angabe des Verfs 5,855,451 Centner — kann, nach zum Theil amtlichen Daten, kaum höher als zu 5½ Mill. Centner angenommen werden, worunter 600,000 Ctr. Seesalz (v. Sydow Bemerkungen auf einer Reise im J. 1827. durch die Beskides u. s. w. S 97 und 103; Prechtl Jahrbücher u. s. w. VII, 49 und II, 106. Statistisch-geogr. Beschreib. von Ungarn u. s. w. S. 43.) Die von dem Verf. nicht angezeigte Quantität von Stein- und Braunkohlen, die jährlich gewonnen werden, beträgt an 1,655000 Ctr. Die übrigen Metalle, Halbmetalle von Quecksilber, jetzt noch ungefähr 15 bis 1600 Ctr.; Zinn 1800 Ctr.; Zink 3500 Ctr.; Kobald 1600 Ctr.; Arsenik 226 Ctr.; Spiefsglanz 2000 Ctr.; Eisenvitriol 10,000 Ctr.; Galmei 3000 Ctr.; Schwefel 3000 Ctr. u. s. w. — hätten nicht unerwähnt bleiben sollen. (Nach andern Angaben 5240 Ctr. Quecksilber, 5500 Ctr. Zinn, Kobald 9415 Ctr., Galmei 6950 Ctr. Das österreichische Kaiserthum u. s. w. I.)

Einwohner. Zu der Rüge von Mangel an Vollständigkeit sieht Ref. sich auch bei diesem Artikel, und zwar in noch gröſserm Maafse als bei den meisten andern, veranlafst. Der Verf. beschränkt sich lediglich auf die Angabe der numerischen Gröfse der Volksmenge mit Rücksicht auf ihre Nationalverschiedenheit, ohne irgend eine Andeutung über das Verhältnifs der beiden Geschlechter sowohl überhaupt, als nach den verschiedenen Altersclassen, über jenes der Gebornen und Gestorbenen zu den Lebenden, ohne Anzeige desjenigen der Gebornen zu den Gestorbenen und jährlichen Zuwachses, sowohl überhaupt, als in einem jeden der verschiedenen Gebietstheile, in welchen derselbe von ⅓ Proc. (in Tyrol) bis zu 2⅔ Proc. (in Ungarn) steigt; ohne eine solche des Verhältnisses der stündigen und der jährlich neugeschlossenen Ehen zu der Volksmenge überhaupt, und zu dem Theile derselben, der in dem heirathsfähigen Alter steht und der Anzahl von Kindern, die, im allgemeinen Durchschnitte, aus jeder Ehe erfolgen, ohne Sonderung nach Maafsgabe der Hauptkategorien ihrer Beschäftigung, nämlich der städtischen und ländlichen Population, überhaupt mit gänzlicher Vernachlässigung von Allem, wodurch die Gewinnung einer vollständigen Kenntnifs der Populationsverhältnisse in dem österreichischen Staate bedingt ist. — Auch zu diesen Andeutungen hätte der Verf. hinlängliches Material in Rohrer's Statistik des österreich. Kaiserthums, und in den Werken in- und ausländischer Statistiker finden können. Nur die Populationsverhältnisse des Königreichs Ungarn sind mit

gröfserer Ausführlichkeit behandelt, jedoch ebenfalls ohne Berücksichtigung der eben erwähnten Momente. Die Militär-Conscriptions-Tabellen (wahrscheinlich die Mittheilung des überraschen sollenden Neuen) können diese Mängel und Lücken in keiner Hinsicht ergänzen. Theils umfassen dieselben nicht alle Theile des Staatsgebiets, sondern nur ungefähr die Hälfte der gesammten Einwohnerzahl (das Erzherz. Oesterreich, Inner-Oesterreich, Illyrien, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien) theils und sodann berücksichtigen dieselben nur diejenigen Momente, welche ihr Zweck (nämlich Gewinnung einer genauen Kenntnifs von dem Stande der diensttauglichen und dienstpflichtigen Mannschaft) bedingt. Die numerische Gröfse der Bevölkerung ist zu 33,425,000 angegeben (in der S. 211. Tabelle I. mitgetheilten summarischen Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den neuesten Daten, nur zu 33,281,869 Individuen), jedoch ohne Bezeichnung des Jahres, auf welches sich diese Angabe bezieht. Es würde eine solche aber für die Beurtheilung der Richtigkeit dieser Angabe um so wesentlicher seyn, weil, wie in dem Vorworte erwähnt ist, das Manuscript des Werkes mehrere Jahre in der Druckerei gelegen haben soll. Nach Maafsgabe einer am Anfange des J. 1830 bewirkten Zählung soll die damalige gesammte Einwohnerzahl 32,972,018 Individuen betragen haben. (Schnabel General-Statistik u. s. w. I, 161.) Wird dieser Gröfse ein dreijähriger Zuwachs — der zufolge der in dem vorerwähnten Werke von Rohrer enthaltenen Nachweise, in dem zweiten Quinquennio des verflossenen Decenniums, jährlich 404,509 Individuen betragen hat — hinzugerechnet, dann ergiebt sich, mit Berücksichtigung der aufserordentlichen Sterblichkeit durch die Cholera, für die gegenwärtige Gröfse der Bevölkerung eine Anzahl von etwas mehr als 34 Mill. Individuen. So lange als die Resultate der periodischen Volkszählungen nicht amtlich veröffentlicht werden, kann eine grofse Divergenz in den Angaben nicht vermieden, und eine richtige Kenntnifs von der Gröfse der Einwohnerzahl nicht erlangt werden.

Betriebsamkeit. Die Allgemeinheit dieser Rubrik läfst, so wie der Titel des Werkes, mehr erwarten, als der Verf. giebt, indem derselbe sich lediglich nur auf höchst summarische Andeutungen über den Betrieb des Manufaktur- und Fabrik-Gewerbs beschränkt. In der Enumeration der vorzüglicheren Zweige dieses Betriebs ist der nicht unwichtigen Wolle-, Baumwolle- und Seide-Manufaktur keine Erwähnung geschehen, eben so wenig als

die Gebietstheile, in welchen der Hauptsitz eines jeden der Hauptgewerbszweige sich befindet, angezeigt sind. Die vorzüglichsten von diesen sind: die Leinwand-Manufaktur, sowohl Leinwand als andere Fabrikate aus Hanf und Flachs (in allen Gebietstheilen, Hauptsitz der ersteren in Böhmen, Mähren und Schlesien); die Wolle-Manufaktur (Hauptsitz derselben in Mähren und Böhmen, am vorzüglichsten in der ersteren Provinz); die Fabrikation aus allen Arten von Metallen, und zwar von Eisen — (Gufswaaren, am beträchtlichsten in Böhmen, Mähren, Steyermark; Eisen- und Stahlbleche, in Unterösterreich, Steyermark und Kärntben u. s. w.); von Kupfer (in Unterösterreich, sodann in Ungarn, Siebenbürgen und in dem lombardisch-venet. Königr.); Messingbleche (in Unterösterreich); Metallknöpfe (in Unterösterr. und Böhmen); in Blei (Kugeln und Schroote, in den meisten Gebietstbeilen in beträchtlicher Menge); in edeln Metallen (am beträchtlichsten und ausgezeichnetsten in Wien, Mailand, Venedig, Prag); — die Baumwolle-Manufaktur (Hauptsitz in Unterösterr., sodann in Böhmen); die Seide-Manufaktur (am stärksten und ausgezeicbnetsten in dem lombard.-venet. Königr., nächst diesem in Unterösterr. Von den 40 bis 48,000 Ctrn. Seide, die jährlich in den österr. Staaten gewonnen werden, verarbeiten die inländischen Manufakturen ungefähr ¼); die Tabaks-Fabrikation, die mit Ausnahme von Ungarn, Siebenbürgen und Tyrol, in allen andern Gebietstheilen für Rechnung des Staats monopolisirt ist; die Glas-Fabrikation (am stärksten und ausgezeichnetsten in Böhmen, sodann in Ungarn; am schwächsten in dem lombard.-venet. Königr.). — von Lichtenstern (Umrifs, S. 291.) hat bereits vor 20 Jahren den Geldwerth der Erzeugnisse der technisch-gewerblichen Industrie, mit Einschluß des Erwerbs und Verdienstes durch blofsen Handwerksbetrieb und, wie es scheint, auch desjenigen durch den Bergbau-, Hütten- und Salinen-Betrieb, zu 1425 Mill. Gulden C. M. angegeben; über dessen gegenwärtige Gröfse liegen keine Daten vor. Thatsache ist es übrigens, dafs (wie auch der Verf. erwähnt) die westlichen Gebietstheile die östlichen (Ungarn, Siebenbürgen, die Militärgrenzländer und Galizien), in welchen selbst der Betrieb von gewöhnlichen Handwerken in geringerer Anzahl und Vollkommenheit statt findet, in diesem Betriebe weit überragen.

Handel. Der gröfste Theil von dem, was der Verf. unter dieser Rubrik mittheilt, besteht in einer Anzeige dessen, was die Regierung seit dem Jahr 1820 für den Strafsenbau und für die Vermehrung und Vervollkommnung der Schifffahrt gewirkt hat. Dagegen sucht man vergebens Andeutungen über die Verhältnisse des Handels selbst und über die lokalen und sonstigen Ursachen, die auf denselben fördernd oder nachtheilig einwirken können. Die hauptsächlichsten unter diesen letzteren sind, dafs der österr. Kaiserstaat nur auf einer verhältnifsmäfsig kleinen Strecke, und an der von seinen gewerblichsten Gebietstheilen entfernten Seite, an das Meer stöfst; sodann, dafs mit Ausnahme des Po und der

Etsch (beide in den durch hohe Gebirgsmassen von dem gröfsten Theile des Staatsgebiets getrennten Provinzen), alle bedeutende Flüsse aufserhalb seiner Grenzen das Meer erreichen; endlich das System der Regierung, welches die productionsfähigsten und zum Theil productionsreichsten Gebietstheile, an $^{3}/_{4}$ des ganzen Gebietes, als Ausland behandelt. Bei den Andeutungen in Betreff des Seehandels hätten die doch nicht unwichtigen Seehäfen von Venedig und Fiume, dem Stapelplatze für die ungarischen Provinzen, sodann die kleineren an der venetianischen und dalmatischen Küste, nicht so ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Zufolge der Angabe des Verfs. soll der Totalwerth der Ausfuhr im Jahr 1825. 58,402,553, jener der Einfuhr 59,076,709 Gulden, im Jahr 1826 der Werth der ersteren 60,257,557, und von der letztern 59,741,666 Gulden betragen haben. v. Lichtenstern (Umrifs u. s. w. S. 295.) giebt denselben am Anfange des abgelaufenen Decenniums für die erstere zu nur 30, und für die letztere zu 32 Millionen Gulden an. Es würde sich sonach in dem kurzen Zeitraume von ungefähr 12 Jahren der Werth der ersteren verdoppelt haben. Die Unterstellung, dafs derselbe wegen des zu $22^{1}/_{2}$ Mill. Gulden C. M. angegebenen, in der Wirklichkeit aber ungleich gröfseren Werthes der ausgeführten Seide im Jahr 1825 bereits mehr als 79,690,000 Gulden betragen habe, möchte jedoch als eine patriotische Illusion zu betrachten seyn, indem dieser Werth wirklich nur die eben erwähnte Summe betragen haben soll. (v. Rees Darstellung des Fabrik- und Gewerbswesens u. s. w. I, 424, II, 298. und v. Rees und Blumenbach systematische Darstellung der Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen I, 248 und 455.)

Bildung und öffentlicher Unterricht. Ref. beschränkt sich auf eine blofse Uebernahme der Angaben des Verfs. über die Anzahl der Elementarschulen und sonstigen Unterrichts-Anstalten, die in dem Kaiserstaate vorhanden sind. Der Verf. scheint dieselben aus der in der Wiener Zeitung vom Januar 1832 mitgetheilten Nachweise entnommen zu haben, ohne zu erwähnen, dafs in der Anzahl der ersteren nicht auch die in Ungarn und Siebenbürgen befindlichen mit begriffen sind. — Es bestehen unter der Benennung von Trivial-, Haupt-, Normalhaupt- und Real-Schulen, 15,967 Elementar-, sodann 8964 Wiederholungs-Schulen, zusammen 24,931 solcher Schulen, mit 10,252 sogenannten Katecheten für den Religionsunterricht und 21,801 Lehrern, die von 1,453,047 Elementar- und 540,475 Wiederholungs-, zusammen von 1,993,522 Schülern besucht werden. [Die Anzahl solcher Schulen in Ungarn soll am Anfange des vorigen Decenniums 5505 betragen haben, gegenwärtig aber eine solche in jedem Dorfe vorhanden seyn, dessen Einwohner einen Lehrer unterhalten können, der Unterricht selbst aber noch Vieles zu wünschen übrig lassen. — Neueste statistisch-geogr. Beschreib. von Ungarn u. s. w. I, 80.] Als Vorbereitungs-Anstalten zu den höheren Studien bestehen 127 Gymnasien, mit 884 Lehrern und 28,827 Schülern; für den

Unterricht in den Facultäts-Wissenschaften 8 vollständige Universitäten, ausser welchen philosophischer und theologischer Unterricht, ersterer (mit Einschluss der Facultäten auf den Universitäten) überhaupt in 54 Lehranstalten mit 334 Professoren; letzterer (mit Ausschluss der beiden Anstalten für die höhere Ausbildung katholischer und evangelischer Geistlichen in Wien) in 55 theils öffentlichen, theils bischöflichen und Kloster-Hauslehranstalten, von 324 Lehrern ertheilt wird. Gelegenheit und Mittel zum Studio der Medicin und Chirurgie bieten, ausser den Universitäten, besondere Anstalten in 8 Städten. Die Anzahl der Lehrer in diesem Lehrfache beträgt 149 Professoren und Adjuncte, die der Lehrer für die juridisch-politischen Studien 57. — Ausser diesen Lehranstalten besitzt der Staat dergleichen für wissenschaftliche, überhaupt für höhere und vollkommenere Ausbildung solcher Individuen, die sich dem industriellen-technischen Gewerbsbetriebe widmen (das polytechnische Institut, mit 35 Lehrern, in Wien; das ständisch-technische Lehrinstitut zu Prag; ein solches (das Joanneum) zu Grätz; sodann eine höhere Forst-Lehranstalt, ein grosses Thierarznei-Lehrinstitut zu Wien, und ein zweites in Mailand u. s. w., Lehrinstitute für Taubstummen und Blinden, 6 höhere und 49 niedere Militär-Erziehungsanstalten, endlich mehrere Akademien und Kunstschulen für Ausbildung in den schönen und bildenden Künsten. Die gelehrten Vorbereitungs- und die höheren Lehranstalten sind in dem J. 1831 besucht und benutzt worden, und zwar: die Gymnasien von 28,827; die Lehranstalten für das Studium der Philosophie (auf den Universitäten und in den besondern Anstalten) von 7284; jene für das Studium der Theologie von 5862; diejenigen für die juridisch-politischen Studien von 3191, die medicinisch-chirurgischen Lehranstalten von 4249, zusammen von 49,413 Schülern, sodann das polytechnische Institut in Wien von 747, das technische Lehrinstitut in Prag von 406, und jenes in Grätz von 250, zusammen von 1397 Schülern. Für die Bildung von Mädchen bestehen 22 öffentliche Staats-Anstalten. An diese mit allen Erfordernissen zum Theil reichlich ausgestatteten öffentlichen Anstalten reihet sich eine grosse Anzahl von Privatinstituten und eine solche von Vereinen und Gesellschaften für wissenschaftliche Zwecke, und für die Vervollkommnung des Betriebs der bildenden, überhaupt der schönen Künste. Eine grosse Anzahl der Lehranstalten sind durch Fundationen, zum Theil reichlich, dotirt, die Summe, welche aus den Staatscassen für Unterrichtsanstalten und Zwecke jährlich verwendet wird, ist zu 2,246,668 Gulden angegeben. Uebrigens scheint die Auswahl der Nachbarländer im Süden, Osten und Südosten des österreichischen Staates, als Anhaltspunkte zur Vergleichung und zur Würdigung seiner grossen Vorzüge in dieser Beziehung, nicht glücklich.

(Der Beschluss folgt.)

Historisch-statistischer Umrifs der österreichischen Monarchie.

(Beschlufs.)

Verfasaung. Die Darstellung oder vielmehr nur kurze Andeutung der Verhältnisse, welche in Absicht auf die politische Constitution der einzelnen Gebietstheile bestehen, ermangelt, obgleich im Ganzen richtig, dennoch an Uebersichtlichkeit, selbst an ihrer namentlichen Zählung und an einer Nachweise ihrer Gruppirung nach Maafsgabe ihrer Verschiedenheit in Betreff der ersteren. — Der österreichische Kaiserstaat ist aus 7 Königreichen, einem Erzherzogthume, einem Grofsfürstenthume, einer Markgrafschaft, 5 Herzogthümern und aus 2 gefürsteten Grafschaften zusammengesetzt, die unter der Benennung der deutschen, der ungarischen, galizischen und der italienischen Erbstaaten, in Absicht auf ihre verschiedene politische Contituirung in drei Hauptmassen oder Kategorien gruppirt sind, nämlich: *a*) in Autokratien, in welchen die Rechte der Krone durch keine politische Institutionen, überhaupt in keiner Art, beschränkt sind; — das Königr. Dalmatien, die Militärgrenzländer, Illyrien, mit Ausnahme von Kärnthen und Krain; — *b*) in solche mit einer landständischen Verfassung, ohne Einfluss auf die Anordnung der Steuern (sogenannte Postulaten-Landtage), überhaupt mit sehr beschränkter Wirksamkeit, die sich nur in der Umlage der Steuern äufsert; die deutschen Erbstaaten (das Erzherzogthum Oesterreich mit Salzburg, Böhmen, Mähren mit Schlesien, die Herzogthümer Kärnthen und Krain und die Grafschaft Görz); sodann die galizischen und die ialienischen Erbstaaten; — *c*) endlich in solche, in welchen den Ständen das Recht zur Theilnahme an der Gesetzgebung, eine solche an den Maafsregeln für die Ergänzung des Heeres, das Steuerbewilligungsrecht, überhaupt ein in mehrfacher Hinsicht eingreifender Einfluss auf die Verwaltung zusteht; — die ungarischen Erbstaaten. — Der nämliche Wunsch gröfserer Uebersichtlichkeit findet auch in Ansehung der Andeutungen in Betreff des sehr complicirten Organismus der Verwaltung statt.

Einkünfte. Allerdings muss bei dem dichten Schleier, der Alles deckt, was die Gewinnung einer richtigen Einsicht in die

finanziellen Verhältnisse des österreichischen Staates erleichtern könnte, auf eine zutreffende Schätzung der Gröfse des Staatseinkommens verzichtet werden. Dennoch hätte bei dem Material, welches in mehreren statistischen Werken vorliegt (z. B. in Andrée's Neuester Zahlenstatistik, in jener von Hassel, auch in der Statistik und in dem Handbuche der Finanzwissenschaft des Referenten, den der Verf. als Professor nach Gotha versetzt) mehr als die nackte Angabe, dafs die Einnahme wahrscheinlich mehr als 150 Millionen Gulden betragen möchte, erwartet werden dürfen. Der Staatsschuld und deren Gröfse, in Betreff welcher nicht die gleiche Verheimlichung statt findet, ist mit keiner Sylbe erwähnt. In dem Patent vom 1. Junius 1816 war deren damalige Gröfse zu 896,554,840 Gulden angegeben. Von diesem Totalbetrage sind nach Maafsgabe des neuesten Berichts der für die Prüfung der Operationen des Tilgungsfonds bestehenden Hofcommission, bis Ende Aprils des gegenwärtigen Jahres 286,826,914 Gulden abgetragen worden; es beträgt dieselbe daher noch 609,727,926 Gulden (im 24 Guldenfufs), und wenn die neueste Anleihe von 25 Mill. Gulden C. M. (= 30 Mill. im 24 Guldenfufs) nicht, so wie das frühere, ebenfalls zur Tilgung der vorhandenen Schuld bestimmt seyn sollte, 639,727,926 Gulden.

Militär. In der Aufzählung der Regimenter oder Corps einer jeden Waffe vermifst Ref. bei jener der Artillerie das Bombardiercorps, die Garnisonsartillerie und das Artillerie-Feld-Zeugamt; sodann die Garden, das Genie-, das Mineurcorps und das Militär- und Artillerie-Fuhrwesen; eben so die Angabe der Stärke der Regimenter einer jeden Waffe (die für die ungarischen-siebenbürgischen Regimenter gröfser als für die übrigen ist); endlich auch eine Andeutung der Anordnungen, beziehungsweise der Mannschaftszahl, durch welche die Infanterie und Kavallerie auf den Kriegsfufs gesetzt werden. Auf dem completten Friedensfufse beträgt die Stärke der Infanterie (nicht 210,000 Mann, wie der Verf. angiebt, sondern) 196,377 M., jene der Kavallerie (nicht 39,042, sondern) 44,970 M., die der Artillerie 17,790, des Geniecorps 2276, des Mineurcorps 721, der Pontonniers und des Tschaikistenbataillons 2267, und die des Militär- und Artillerie-Fuhrwesens 8000, zusammen 272,204 Mann; die Stärke auf dem Kriegsfufs 527,224 Mann. —

Angehängt sind, aufser den bereits angeführten Conscriptionstabellen (die $^1/_4$ der Seitenzahl des ganzen Werkes füllen): *a*) ein alphabetisch geordnetes Verzeichnifs aller Provinzen, Städte,

Kreise, merkwürdiger Flüsse, Berge, Seen und Kanäle im österreichischen Kaiserstaate, in welchem Alles, wie es zufällig der Anfangsbuchstabe der Wörter fügt, durcheinander gemengt ist; *b*) Höhenmessungen der Gebirge (soll wohl Berge heiſsen) in den einzelnen Gebietstheilen, deren Mehrzahl in dem eben erwähnten Verzeichnisse bereits aufgeführt ist, ohne Angabe der Ursache, die den Verf. unter den in Betreff vieler Berge divergenten Angaben zum Vorzug der von ihm gewählten bestimmt hat; *c*) ein Verzeichniſs der Haupt- und gemeinen Zoll-Legstätten in den k. k. deutschen Erbstaaten, dann der theils gegen das Ausland, theils gegen Ungarn u. s. w. aufgestellten Commercial-Grenz-Zollämter; *d*) eine Nachweise der Zollstätten in dem lombardisch-venetianischen Königreiche; *e*) ein Verzeichniſs der Oberpostverwaltungen, Post-Inspectorate, Absatz-Postämter, Grenz-Postämter, der Relais oder Pferdeposten; *f*) ein solches aller inländischen Hauptmärkte; *g*) Verhältniſszahlen der Eben in Galizien und der ganzen Monarchie; *h*) eine Nachweise der Anzahl von Frohndiensten — des Betrags der Urbarial-Leistungen, und eine solche der Krankenanstalten in Galizien; *i*) einige Tabellen über den Handel und den Manufakturbetrieb in dem lombardisch-venetianischen Königreiche; endlich *k*) eine Erläuterung zu Groſs-Hoffingers ethnographischer Karte (des österr. Staates).

Es bedarf wohl kaum mehr als der bloſsen Erwähnung, daſs alle diese Verzeichnisse u. s. w. (die über ein zweites Viertel der Seitenzahl des Buches füllen), mit Ausnahme der Tabellen unter litt. *g.* und *i.* in dieser Gestalt und in solchem Umfange, kaum in eine ganz ausführliche Statistik, keineswegs aber in einen bloſsen statistischen Umriſs, und noch weniger in einen skizzirten Umriſs einer Statistik gehören.

Indem Ref. diese Anzeige schlieſst, kann derselbe die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs Bücher der Art, deren Anzahl in der neuern Zeit sich vermehrt, weit entfernt, der Aufgabe und dem Zwecke der Statistik zu genügen und die Ueberzeugung von ihrem Werthe und so vielseitig praktischen Nutzen zu steigern, wohl eher zur Erneuerung der kaum beschwichtigten Zweifel an beidem, führen dürften.

v. Malchus.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. H. Fichte. *Erster kritischer Theil. Heidelberg*, Mohr, 1832. *Zweiter speculativer Theil.* Auch unter dem Titel: *Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung. Das Erkennen als Selbsterkennen. Ebendas.* 1833.

Schon der Titel dieses Buches kündigt an, dafs dasselbe aus zwei Theilen sehr verschiedenartigen Inhalts besteht, von denen der zweite zugleich den Anfang eines neuen Werkes ausmacht. Rec. bemerkt sogleich von vorn herein, dafs die Absicht seiner gegenwärtigen Anzeige zunächst nur auf den zweiten Theil, und auf den ersten nur in sofern gerichtet ist, als dieser in der Vorrede und sonst mehrfach auf den zweiten hindeutet, und den Inhalt desselben, ja zugleich den Inhalt der später zu erwartenden Theile von des Verfs. System anticipirt. Ueber den übrigen, kritisch-historischen Inhalt des ersten Theils hat sich Rec. bereits anderwärts (in Senglers Religiöser Zeitschrift. Bd. I. Heft 3.) ausgesprochen, und er betrachtet daher denselben als dermalen aufserhalb seines Gesichtskreises liegend.

Wir haben also von dem Werke jetzt nur die Seite vor Augen, von der aus sich dasselbe als die Ankündigung und den Beginn einer neuen systematischen Bearbeitung der Philosophie darstellt. Der Hr. Verf. hatte früher schon mehrfach auf dieses sein nunmehr begonnenes Unternehmen hingedeutet, indem er erst in kurzer und gedrängter, aber lichtvoller Darstellung (Sätze zur Vorschule der speculativen Theologie. Stuttgart 1825.) ein philosophisch-religiöses Glaubensbekenntnifs ablegte, sodann (Beiträge zur Charakteristik der neuen Philosophie. Sulzbach 1829.) die gesammte Philosophie der neuern Zeit einer ausführlichen, eine eigenthümliche, selbstständig eingeschlagene wissenschaftliche Richtung allenthalben hindurch scheinen lassenden, kritischen Durchmusterung unterwarf. Jetzt nun sehen wir ihn Hand an das Werk selbst legen; und wir glauben uns der Zustimmung eines grofsen Theils unserer Leser versichert halten zu dürfen, wenn wir unsere aufrichtige Freude darüber auszusprechen wagen. Wie viel oder wie wenig das System nach seiner vollendeten Ausführung jedem Einzelnen werde seyn und geben können; wie nahe es an das grofse Ziel, welches sich jedes Unternehmen dieser Art stellen mufs, herankomme, oder wie weit es noch davon entfernt bleibe; jedenfalls besitzt der Verf. Eigenschaften, welche Bürgschaft dafür geben, dafs, auf eine oder die andere Weise, die Wissenschaft von der Ausführung des Unternehmens Gewinn

ziehen wird. Nur Ein Umstand kann der allgemeinen Anerkenntnifs dieser Bürgschaft im Wege stehen: der Wahn, welcher noch immer von Vielen hartnäckig festgehalten wird, als ob nur auf Eine mögliche Weise, innerhalb der eng abgesteckten Grenzen Einer systematischen Vorzeichnung, die Wissenschaft gefördert werden könne. — Unser Zeitalter ist zu der Einsicht durchgedrungen, wie in der Geschichte der Philosophie die verschiedenartigsten Richtungen und Standpunkte gleich nothwendig und unentbehrlich waren, um von den niederen auf die höheren Stufen wissenschaftlicher Einsicht emporzuführen. Wie lange wird es noch dauern, bis man, was man in Bezug auf die Vergangenheit anerkennt, auch in Bezug auf die Gegenwart gelten läfst; bis man von der erworbenen Einsicht in die Nothwendigkeit subjectiver Beschränkung des Individuums, der Absolutheit der Idee gegenüber, auch auf sich selbst oder auf den Meister, dem man unter allen am meisten zu vertrauen Ursache fand, die Anwendung macht, und aufhört, Andere, deren Vorzüge und geistige Tüchtigkeit man doch oft nicht umhin kann sich einzugestehen, darum zu verwerfen oder ihren Leistungen wissenschaftliche Bedeutung abzusprechen, weil sie sich nicht, oder nicht in Allem, zu unserem Systeme bekennen?

Handelt es sich freilich um die Beurtheilung einer bestimmten philosophischen Leistung: so läfst sich ein gewisser Conflict der Richtungen und Systeme dabei nicht vermeiden, und soll auch nicht vermieden werden. Nicht stillschweigend neben einander hergehen sollen die nach verschiedener Richtung hin divergirenden philosophischen Bestrebungen, eine jede sich bescheidend, dafs es neben ihr auch andere geben müsse, ohne sich um das Thun und den Charakter dieser anderen zu kümmern. Der Kampf ist nicht verwerflich; denn er ist nothwendig: aber es ist ein Unterschied zwischen einem ritterlichen Kampfe, der durch Achtung gegen den Gegner geleitet und gemäfsigt ist, und einem rohen, gegen alle fremde Individualität sich verblendenden Dreinschlagen! Wir glauben von dem trefflichen Verf. dieses Werks, der selbst in einem, in der philosophischen Literatur Deutschlands äufserst seltenen Grade Meister einer im ächtesten und schönsten Sinne urbanen Polemik ist (— wir kennen seit Leibnitz keinen deutschen Philosophen, dem wir in Haltung und Styl die Eigenschaft der Urbanität in so hohem Grade zuschreiben möchten, wie Hrn. Fichte), versichert seyn zu dürfen, dafs er es uns nicht mifsdenten wird, wenn wir einen ehr-

lichen und freundlichen Kampf dieser Art theilweise auch in unserer gegenwärtigen Beurtheilung gegen ihn erheben. So viele Berührungspunkte in seinem wissenschaftlichen Streben auch Ref. mit Hrn. Fichte findet, und so aufrichtig und innig er sich dessen freut: so kann er sich doch nicht verhehlen, dafs sowohl das Princip, von dem er ausgeht, als auch das Ziel, dem er entgegenstrebt, sich mit den Fichte'schen eben nur berühren, ohne aber damit zusammenzufallen. Seine Besprechung des Fichte'schen Werkes würde leer und oberflächlich ausfallen, wenn er die Hauptpunkte der Differenz dabei zurückhalten wollte, ja er glaubt dem Verf. seine Achtung am besten dadurch zu beweisen, dafs er dieselben geradezu in den Vordergrund stellt; besser, als wenn er, wodurch viele Recensenten diesen Zweck zu erreichen suchen, das Ganze im Allgemeinen gut seyn lassend, dem Verf. in Einzelheiten folgen und hier und da seiner Darstellung nachzuhelfen unternehmen wollte. Dieses letztere scheint ihm vielmehr bei philosophischen Schriften, die von einem verschiedenen Standpunkte aus entworfen sind, der gröfste Beweis von Mifsachtung, der dem Verf. gegeben werden kann. Wer nämlich dies thut, leugnet dadurch indirect das Schöpferische und urkräftig Selbstständige jenes Standpunkts, indem er sich vermifst, von einem andern aus dasselbe, und besser zu geben. Weit entfernt von solcher Kleinmeisterei, bekennt Ref. in Bezug auf das vorliegende Werk unsers Verfs. ohne Umschweife sogleich von vorn herein, dafs, in sofern eine Beurtheilung des Einzelnen darin als Einzelnen nach seinem Verhältnisse zum Ganzen von ihm verlangt würde, er in sofern aufser Stand seyn würde, solche zu geben, als er in keiner einzelnen Parthie an die Stelle des von dem Verf. Gegebenen etwas Besseres setzen zu können sich getraut. Hiermit wird der Möglichkeit, dafs der Verf. selbst etwa bei nochmaliger Ueberarbeitung noch Mehr und Vollendeteres gebe, oder auch, dafs er unter andern Verhältnissen vielleicht im Einzelnen schon jetzt Vollkommneres hätte geben können, keineswegs vorgegriffen. Vielmehr ist dieses Geständnifs des Rec. nur die einfache Anerkennung von der selbstständigen Würde des Standpunkts, den der Verf. einnimmt, der keineswegs so schlechter Art ist, dafs, was von ihm aus geleistet wird, von dem Draufsenstehenden eben so gut oder besser geleistet werden könnte. Die nothwendige Folge dieser Stellung des Rec. zu dem Verf. aber ist, dafs jener mehr von dem Verhältnisse ihrer beiderseitigen Standpunkte im Allgemeinen, als

von der Leistung des Verfs. im Einzelnen, und von diesem Einzelnen eben auch nur in Bezug auf die Art, wie sich jenes Verhältnifs darin ausdrückt, zu sprechen vermögen wird.

Ref. gedachte bereits der mannichfachen Berührung, in die er selbst auf seinem philosophischen Wege mit den verehrten Verf. kommt. Diese zeigt sich ihm sogleich in der gesammten Anlage des gegenwärtigen Werks — wir sprechen von dem zweiten Theile oder der ersten Abtheilung der Grundzüge — und der Stellung, die dasselbe nach dem Verf. in dem Gesammtsysteme der Philosophie einnehmen soll. Hr. Fichte dringt auf die Nothwendigkeit, die Darstellung dieses Systemes mit einer Theorie der Erkenntnifs, mit einer philosophischen Geschichte des Bewufstseyns in seinen verschiedenen Phasen und Entwicklungsstufen von der einfachsten Sinnesanschauung an bis zu der Stufe der speculativen Erkenntnifs als solcher, zu eröffnen; — und hat in dieser Behauptung der Hauptsache nach die vollkommene Beistimmung des Ref. Es ist nämlich dieselbe zunächst polemisch gerichtet gegen diejenigen philosophischen Systeme, welche der Hr. Verf. „construirende“ nennt und denen er, im Gegensatze der „subjectiven,“ deren Rechte er in seinem gegenwärtigen Werke geltend macht, eine einseitig „objective Richtung“ zuschreibt. Wir stimmen dem Verf. bei, wenn er wiederholt mit Entschiedenheit die Unberechtigung, das nothwendige Sich-selbst-mifsverstehen jedes vermeintlichen „absoluten Anfangs“ der Philosophie ausspricht. Wir halten es für ein höchlich anzuerkennendes Verdienst Desselben, die Rechte des Princips der Reflexion zum ersten male innerhalb des Umkreises derjenigen neuern Philosophie, deren Beginn wir mit Schelling datiren, und in der, nicht aufser der der Verf. doch im Wesentlichen steht, in ihrem vollen Umfange geltend gemacht zu haben. Nur aus der vollkommen durchgeführten, bis in ihre letzten Consequenzen verfolgten Reflexion kann sich eine wahrhaft positive, und doch zugleich über sich selbst klare und besonnene Speculation erheben: so ungefähr glauben wir im Sinne des Verfs. den leitenden Grundgedanken dieses Werkes ausdrücken zu können; und wir tragen, wie gesagt, kein Bedenken, ihn in dieser Gestalt vollständig und ohne Vorbehalt zu den unsrigen zu machen. Wiederholte Erfahrungen der neuesten Zeit haben gezeigt, auf welchen Täuschungen jene absoluten und schlechthin objectiven Anfänge da, wo man sie gefunden zu haben meinte, beruhten, und

zu welch' verhängnifsvollen Mifsverständnissen über das Ganze und Wesentliche sie hinführten. Wäre freilich die Philosophie absolutes Wissen genau in dem Sinne, wie dies ein neueres System behauptet hat, ein Wissen, in welchem alles Daseyn vollständig aufginge, so dafs kein dem Wissen undurchdringlicher, — oder richtiger, da dieser Ausdruck allerdings leicht auf ein Mifsverständnifs hinführen kann, — kein über das Wissen durch seine reichere Substantialität erhabener, Rest bliebe: so verstände sich von selbst, dafs der Anfang der Philosophie als solcher, eben mit diesem Aufzehren des Seyns in dem Wissen, also, wie man es zu bezeichnen pflegt, von der objectiven Seite her, gemacht werden müfste. Ist hingegen die Philosophie, — wie Ref. seinerseits mit dem Verf. darüber einig ist, nur das von einer tiefern und reicheren Substanz des Geistes getragene, aus ihr sich hervorentwickelnde und wiederum, durch Anerkennung eines Höhern, als sie selbst ist, in die Substanz zurückgehende oder an sie sich entäufsernde, Bewufstseyn des Geistes über seine allgemeine Natur: so scheint uns mit gleicher Nothwendigkeit zu folgen, dafs der Anfang zu ihr mit einer Selbstbesinnung des Geistes über sein Thun im Wissen und Erkennen gemacht werden müsse; damit die Wissenschaft, indem sie des Objectiven sich bemächtigt, dabei doch stets zugleich wisse was sie thut, und nicht meine, dafs dieses Eindringen in das Objective ein Absorbiren des Positiven in der hohlen Subjectivität des Wissens als solcher sey. Der Verf. bekennt in diesem Sinne, dafs er „auf den ehrlichen Weg Kants zurückkomme«; er lehnt das witzige Gleichnifs von dem »nicht in's Wasser gehen wollen, bis man schwimmen gelernt habe," welches man gegen das Unternehmen einer Vernunftkritik oder Erkenntnifstheorie vorgebracht hat, auf eine Weise ab, in der wir eben die Ueberzeugung, — die wir durchaus auch als die unsrige bekennen — sich aussprechen sehen: dafs die philosophische Erkenntnifs zu ihrem objectiven Inhalte nicht in einem unmittelbaren, sondern nur in einem durch ihre eigene Thätigkeit vermittelten Verhältnisse stehen könne. — Im Ganzen und Grofsen ist die Geschichte der Philosophie diese Selbstvermittelung; in Bezug auf die von Individuen aufzustellenden Systeme aber ergiebt sich die Forderung einer nicht exoterischen, sondern esoterischen, selbst wesentlich zur Wissenschaft gehörigen, Selbsteinleitung. Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, wie selbst solche Systeme, die durch den vermeintli-

chen Fund des objectiven Anfangs, jene Selbsteinleitung entbehrlich gemacht glauben, nichts destoweniger sich wider ihren Willen darauf zurückgeführt und genöthigt sehen, sich nunmehr wenigstens exoterisch zu bevorworten. Wiewohl er mit gleichem Rechte zugleich dies bemerkt, dafs solche exoterische Einleitungen nie die Stelle der eigentlich wissenschaftlichen vertreten können, und sich, wenn ihr Endergebnifs eben jener absolut seyn sollende Anfang der objectiven Wissenschaft ist, eben dadurch als unbrauchbar für den, der von dem Verhältnisse des subjectiven und des objectiven Theils der Philosophie die richtige Einsicht hat, kund geben.

Die auf Veranlassung des Verfs. selbst von uns flüchtig ausgesprochene Vergleichung seines Unternehmens mit dem Kant'schen mahnt uns jedoch, sogleich eines wichtigen Unterschiedes zu gedenken, der sich schon einer äufserlichen Betrachtung darbietet. Des Verfs. Werk ist wirklich das geblieben, was Kants Vernunftkritik zwar anfangs auch nur seyn wollte, ohne aber dafs sie in dieser Selbstbeschränkung sich zu halten vermocht hätte: wissenschaftliche Einleitung in die Philosophie. Es ist, wenn wir hier jene alten Bezeichnungen zurückrufen dürften, nicht Metaphysik, wie die Vernunftkritik dies, wider die anfängliche Absicht ihres Verfassers, geworden ist; sondern Logik, in einem durchaus analogen, wiewohl umfassendern und gründlicher über sich selbst verständigten Sinne, wie in welchem dieses Wort gemeinhin als Bezeichnung einer Denk- und Erkenntnifslehre als philosophischer Vorwissenschaft gebraucht wird. Eben weil das Resultat von des Verfs. Untersuchung ein lebendiges und positives ist, nicht, wie bei Kant, ein negatives; weil er wirklich zu dem Begriffe einer inhaltvollen und objective Bedeutung habenden speculativen Erkenntnifs hindurchdringt, — eben darum erhält dieser erste Theil seiner Philosophie eine dem Ganzen sich unterordnende Stellung, und absorbirt nicht, wie dort in der kritischen Philosophie, das Ganze. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke des Verfs., den zwar manche Andere vor ihm gehabt, aber den unsers Wissens noch Keiner so rein und so vollständig durchgeführt hat, das gesammte Material der bisherigen Logik, zugleich mit einer reichen Masse verwandten, aber meist nicht in diesem Zusammenhange bearbeiteten Stoffs, zu einer stufenweise fortschreitenden, das Höhere aus dem Niederen, das reicher und freier Gestaltete aus dem in das Enge

Gebundenen evolvirenden, Theorie des Bewufstseyns zu verarbeiten, deren ausdrückliches Endziel jener Standpunkt ist, von dem aus sowohl rückwärts das tiefere Verständnifs über die Reihe der durchschrittenen Gestaltungen des Bewufstseyns, als auch vorwärts der Einschritt in die objective philosophische Wissenschaft sich eröffnet; — der Standpunct des speculativen Erkennens. Welch ein ganz anderes Leben und tiefere Bedeutung durch diesen wissenschaftlichen Zusammenhang jener gemeiniglich für einen so spröden und dürren geltende Inhalt der Logik, und jener sonst meist nur eine rohe Empirie in die abstracten Kategorien einer äufserlichen Reflexion eingetragen zeigende Inhalt der Psychologie gewinnt: davon sich zu überzeugen bedarf es nur einer einfachen Zusammenstellung der Gestalt, die jeder beliebige unter den hier bezeichneten Gegenständen in der Darstellung unsers Verfs. gewonnen hat, mit der Gestalt, die er in den gewöhnlichen Bearbeitungen der Logik und der Psychologie zu haben pflegt. Dafs der Verf. sich hier in dem Falle befand, die höhern Ansichten, die über diese Gegenstände zum Theil von andern Denkern der neueren Zeit in einem andern Zusammenhange eröffnet waren, zu benutzen und, nach seinen eigenthümlichen Zwecken umgearbeitet, in die Darstellung einzureihen, — wie er denn unter andern selbst, in besonderer Beziehung auf die Darstellung dessen, was den Hauptinhalt der im engern Sinn so genannten Logik auszumachen pflegt, die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schlufs, Hegels als seines eigentlichen Vorgängers und Vorarbeiters dankbar gedenkt, — kann dem selbstständigen Werthe des Werkes keinen Eintrag thun, welcher eben in der Art und Weise besteht, wie jene, sonst zerstreuten, theilweise auch vernachlässigten oder unwissenschaftlich behandelten, Materialien unter einen Gesichtspunkt vereinigt sind, der sowohl für das Interesse, was sie selbst gewähren, als auch für den Gewinn, der aus ihnen für das Ganze und Grofse der Philosophie gezogen werden kann, der fruchtbarste, ja vielleicht der einzig fruchtbare ist. Nicht weniger dürfen wir überzeugt seyn, dafs das Wegwerfen so vielen unnützen Ballastes, mit dem die gewöhnlichen Bearbeitungen namentlich der Logik sich noch immer zu schleppen pflegen, dem Werke durchaus nur zur Gunst, und in keiner Hinsicht zur Ungunst, gereichen kann.

Um nun, seiner obigen Ankündigung gemäfs, eine genauere

Andeutung seines eigenen wissenschaftlichen Verhältnisses zu dem Inhalte des vorliegenden Werkes zu geben: wählt Ref. einen doppelten Gesichtspunkt, einen solchen, der durch den Ausgang, und einen andern, der durch das Endziel und den Schluss der Untersuchung des Verfs. gegeben wird. — Den Ausgangspunkt bestimmt der Verf. (S. 15. §. 13.) mit folgenden Worten: „Wir haben vom unmittelbaren Bewufstseyn anzufangen, weil wir ursprünglich uns nicht anders gegeben sind.“ Hiernach wird das Thatsächliche des Seelen- und Geistlebens von seiner theoretischen Seite zum nächsten Gegenstande der Betrachtung; und der Verf. führt als die zwei ersten der vier von ihm so genannten „Epochen“ des Bewufstseyns (— dieser Ausdruck „Epoche“ bezeichnet hier jedoch nicht eigentlich ein Stadium der zeitlichen Entwicklung) — folgende auf: erstens das Bewufstseyn in seiner unmittelbaren Gegebenheit oder Naturbestimmtheit, — Empfindung, Anschauung, Anerkennung des Gegenstandes im Anschauen; und zweitens das vorstellende Ich, — Erinnerung, Einbildung, Sprachdarstellung. In der Darstellung dieser zwei Epochen richtet der Verf. sein vorzügliches Augenmerk darauf, zu zeigen, wie in diesem Niederen allenthalben schon das Höhere hindurchscheint, wie keine jener Stufen des noch in der Sinnlichkeit befangenen Erkennens reine Passivität ist, sondern die Vernunftthätigkeit bereits auf einem Punkte anhebt, wo sie, ihrer selbst noch unbewufst, noch nicht sie selbst zu seyn scheinen kann. — So sehr nun Ref. bereit ist, das Verdienst dieser, über die wahre Bedeutung jener, gemeiniglich so schief und roh aufgefafsten, Seelenthätigkeiten unstreitig einen richtigen und fruchtbaren Gesichtspunkt eröffnenden, Darstellung anzuerkennen, so kann er doch nicht umhin, in Bezug auf dieselbe, wiefern sie als Einschritt in die Philosophie überhaupt und in die logische Erkenntnifstheorie insbesondere gelten soll, ein Bedenken auszusprechen, welches ihm seinerseits die rückhaltlose Nachfolge in diesen Einschritt verbietet. — Die Absicht des Verfs. geht offenbar dahin, den Fortschritt von diesen niederen Stufen des Bewufstseyns zu den höheren als einen nothwendigen darzustellen. Seine Darstellung würde den Charakter einer philosophischen entbehren, wenn sie die Stufenreihe der Erkenntnifsthätigkeiten, der Grundformen des Bewufstseyns als eine blos factische, als eine zufällige vorführte; und wir setzen ein Hauptverdienst unsers Verfs. eben darein,

dafs er aus seinem Gegenstande allenthalben, wo er ihm in den bisherigen Darstellungen noch anklebte, diesen Schein der Zufälligkeit entfernt hat. Nun aber liegt es nahe, zu fragen, wenn dieser Uebergang von den sinnlichen Erkenntnifsstufen zu denen der Reflexion und der eigentlichen Vernunftthätigkeit ein nothwendiger ist, wie es denn zugehe, dafs die Thiere ihn nicht machen; dafs diese vielmehr ein für allemal auf die untersten Stufen des sinnlichen Empfindens, Anschauens und Vorstellens fest gebannt bleiben, und streng genommen nicht einmal dessen fähig sind, was der Verf. noch innerhalb der ersten Epoche (§. 39.) Anerkennen nennt? Der Verf. entgegne uns nicht mit andern Beispielen eines Zurückbleibens auf niedern Stufen der Entwicklung, während doch die höheren geöffnet sind; etwa mit dem nahe liegenden von der grofsen Masse menschlicher Individuen, die, obgleich sie alle Stadien des Bewufstseyns durchlaufen könnten und durchlaufen sollten, doch, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur einen Theil derselben wirklich durchlaufen. Das Verhältnifs der Thierseele zu dem Geiste des Menschen ist ein ganz anderes, als das Verhältnifs des auf niederen Stufen zurückbleibenden Menschengeistes zu dem auf die höheren Stufen sich emporschwingenden. So sehr wir mit dem Verf. darüber einig sind, dafs in dem Menschen Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung schon Erkenntnifs sind, weil in ihnen die Vernunft und ihr Organ, der Begriff, auch unbewufst, schon gegenwärtig sind; so richtig und tief gedacht es uns erscheint, hier die gesammte Sinnesthätigkeit in gewissem Sinne selbst als ein Erzeugnifs des in die Wirklichkeit herausdrängenden und sich selbst zu gestalten ringenden Geistes aufzufassen: — so wenig läfst sich leugnen, dafs alle jene Sinnesthätigkeiten in dem Thiere auf eine Weise vorhanden sind, wo sie zu dem Höheren des Geistes so gut wie aufser Bezug gesetzt erscheinen. Soll daher die Reihe der Entwicklungsstufen des geistigen Bewufstseyns als eine innerlich nothwendige, durch Einen Begriff getragene und von Einem Princip geleitete dargestellt werden: so wird der Beginn dieser Reihe anderswo zu suchen seyn, als in dem Bereiche der Sinnesthätigkeit. Nicht als wollten wir bezweifeln, dafs nicht in einem höhern Zusammenhange der Schritt vom Thier zum Menschen, — von der Natur zum Geiste, — gleichfalls als ein durch eine speculative Nothwendigkeit höherer Art geforderter erscheinen werde; — dafs es das Band, welches beide Reiche,

das sinnliche der Natur und das geistige der Menschheit zu einer Einheit verknüpft, zur anschauenden Erkenntnifs zu bringen, nicht der philosophischen Wissenschaft gelingen könne. Aber diese Aufgabe zu lösen ist nicht das Geschäft jener philosophischen Vorwissenschaft, für welche wir, eben um ihre richtige Grenze zu bezeichnen, am liebsten den Namen der Logik beibehalten möchten. Läfst sich diese Wissenschaft auf psychologische Erörterungen über die Beschaffenheit und die Bedeutung der Sinneserkenntnifs ein, so wird sie, wie geistvoll diese Erörterungen auch seyn mögen, — und die unsers Verfs. sind es in hohem Grade, — von dieser Seite zu einer mehr äufserlichen Historie, und der Zweck, durch ein energisches Eingreifen desjenigen Momentes, aus dem sich mit unbezwinglicher Denknothwendigkeit die gesammte Reihe der Hauptformbildungen des Vernunftbewufstseyns entwickelt, den der Darstellung Folgenden zum philosophischen Denken zu nöthigen, geht verloren.

Ref. glaubt an gegenwärtiger Stelle eine bestimmtere Erklärung über das, was er unter dem hier angedeuteten Momente versteht, nicht schuldig bleiben zu dürfen, da er nur so die geneigten Leser in Stand zu setzen vermag, zwischen ihm und dem Verf., wenigstens vorläufig, zu entscheiden. Das Bewufstseyn, mit welchem alle Philosophie beginnt, ist ihm das Bewufstseyn von der unendlichen, — d. h. von der, alle wirkliche und mögliche Gegenständlichkeit umfassenden, — Anlage des — übrigens hiermit noch nicht nach seiner eigentlichen Natur erkannten, sondern erst zu erkennen aufgegebenen — Erkennens. — Zu den wissenschaftlichen Berührungspunkten zwischen dem Ref. und dem Verf. gehört unter andern auch dieser, dafs beide ihr respectives System für das Ergebnifs einer geschichtlichen Fortbildung der Philosophie über den Standpunkt Hegels hinaus halten; — und demgemäfs möchte denn Ref. diesen seinen Ausgangspunkt, seiner geschichtlichen Stellung nach, bezeichnen als: die Hegel'sche Idee des absoluten Wissens, umgeschlagen aus der absoluten Actualität, die sie bei Hegel zu seyn scheint, aber in Wahrheit nicht ist, in einfache Potentialität; in das Bewufstseyn jener Forderung eines absoluten Wissens, die unbewufst jeder Mensch in sich trägt, indem er, ohne alle Reflexion, naiver Weise annimmt, alles was sey, müsse eben auch erkannt und gewufst werden können. Diese Forderung hat die Philosophie an ihrem wissenschaftlichen Anfange

zur vollen Klarheit des Bewufstseyns zu erheben, und aus ihr durch immanente dialektische Entwicklung die logischen Denk- und Erkenntnifsformen abzuleiten. Sie, diese Forderung ist es, welche den Menschen ein für allemal von dem Thiere unterscheidet, ihn über die Natur, der er als empfindendes und vorstellendes Wesen noch angehört, erhebt, und zum Geiste macht, ihre Einführung giebt freilich noch nicht die Fähigkeit, diese Thätigkeit der Sinneserkenntnifs, die der Mensch mit dem Thiere gemein hat, wissenschaftlich zu erklären. Diese mufs vielmehr hier am Anfange der Philosophie als Thatsache, in Form von Lehrsätzen, aufgenommen werden; und es hängt von Rücksichten äufserer Zweckmäfsigkeit ab, wie viel oder wie wenig von diesem psychologischen Stoffe, und in welcher Gestalt ihn der Lehrer seinem Vortrage der Logik einverweben will. Aber den eigentlich fortleitenden Faden wird stets die strenge Denknothwendigkeit jener logischen Formen geben müssen, deren Darlegung ein richtiger philosophischer Instinct schon längst als das erste, alle übrigen einleitende, Geschäft der Philosophie bezeichnet hat. In diesem Sinne wagt Ref. die Behauptung, dafs der Begriff als solcher, oder der Begriff des Begriffes, für die Philosophie das schlechthin Erste ist, über das sie, rückwärts schreitend, nicht hinaus kann, ohne in das Gebiet der Empirie zurückzufallen, welches sie doch anders, als mit den hinlänglichen Werkzeugen ausgerüstet, um es vollkommen in ihre Gewalt bringen und beherrschen zu können, — zu betreten sich sorgfältig hüten sollte. — Dem Verf. scheint etwas der Art vorgeschwebt zu haben, wenn er gleich im Anfange (§. 8 ff.) von einer Forderung des Nichtwandelbaren, Ewigen als Gegenstandes für das Wissen spricht, und ausdrücklich anerkennt, dafs aus dieser Forderung die Philosophie hervorgehe. Aber es handelt sich an dieser Stelle nicht sowohl von einem solchen Gegenstande, — dieser, und auch seine Forderung, ergiebt sich für die Philosophie vielmehr erst innerhalb der Philosophie selbst, und jedenfalls ist das Bewufstseyn von jenem Gegensatze in der Erkenntnifs zwischen Endlichem und Zufälligem einerseits, und Unendlichem und Nothwendigem andererseits, kein vorphilosophisches, sondern erst ein durch Philosophie gewonnenes, — als vielmehr von dem Bewufstseyn der subjectiven Unendlichkeit des Erkennens. Nach unserm Verf. würde jener von ihm angenommene philosophische Trieb nach dem Unendlichen und Ewigen zunächst zu einer Re-

flexion auf den schlechthin endlichen und für sich immer wahren Theil unserer Erkenntnifs, nämlich auf den sinnlichen, hin- und dann erst durch einen Umweg auf die geistigen Organe, durch die wir das Ewige erkennen, zurückführen. Nach uns hingegen ist es das Gewahrwerden der eigenen, unendlichen Natur des Erkennens, welches durch sich selbst nothwendig in eine Theorie dieses Erkennens, in sofern es nämlich eben ein unendliches ist, übergeht. Von der Natnr des endlichen (d. h. hier des sinnlichen Erkennens durch Wahrnehmung und Vorstellung) weifs diese Theorie an ihrem Anfange freilich so wenig, wie von irgend einem bestimmten Gegenstande etwas Wissenschaftliches zu sagen. Die Vorstellung hat für sie Interesse und Bedeutung eben nur, wiefern sie, durch Hineintragen jener Vernunftunendlichkeit in sie, zum Begriffe wird, und sich dann dialektisch weiter zum Urtheile und zum Schlusse gestaltet. Es ist schwer zu begreifen, wie der Verf. und mit ihm manche andere, einen ähnlichen Weg einschlagende, achtungswerthe Denker, durch ihr Voranstellen des sinnlichen Erkennens für das philosophische Verständnifs desselben etwas Wesentliches gewonnen glauben können; da sie doch eingeständig seyn müssen, dafs der eigentlich wissenschaftliche Begriff der sinnlichen und physischen Lebendigkeit, deren Spitze dieses Erkennen ist, nicht anders als das Endergebnifs einer ausgeführten philosophischen Wissenschaft von der Natur seyn kann.

Wir gehen jetzt über zu dem zweiten, zugleich umfangreicheren und tieferliegenden Gesichtspunkte, von dem aus wir unser Verhältnifs zu dem Werke des Verfs. darlegen zu wollen angekündigt haben. Einstimmend, wie schon bemerkt, in die allgemeine Forderung, dafs das Endergebnifs einer solchen Untersuchung, wie die vorliegende des Hrn. Verfs., der Begriff des speculativen Erkennens als solchen seyn müsse, und auch, der Hauptsache nach, in die wahrhaft gründliche und tiefsinnige, und, in dieser Zusammenstellung wenigstens, neue, Art und Weise, wie derselbe (von §. 204. an) das Hervorgehen dieser Erkenntnifs aus dem Ungenügen mit sich selbst des auf seine äufserste Spitze hinaufgetriebenen Princips der Reflexion darstellt, — werfen wir jedoch alsbald die weitere Frage auf nach der bestimmtern Beschaffenheit des von dem Verf. aufgestellten Begriffs der speculativen Erkenntnifs, und bemerken, wie der Natur der Sache nach erst die Beantwortung dieser Frage

die eigentlich entscheidende über unser wissenschaftliches Gesammtverhältnifs zu ihm wird seyn können. — Zuvörderst ist zu erwähnen, dafs der Verf. das »speculative Erkennen« als dritte Entwicklungsglied der von ihm so genannten »vierten Epoche« der theoretischen Thätigkeit des Ich aufführt. Die dritte Epoche hatte ihm das »Ich als denkendes,« oder die Lehre von Begriff, Urtheil und Schlufs, gebildet. Die vierte Epoche überschreibt er: das Ich als erkennendes: er eröffnet sie mit einer (sehr sorgfältig ausgearbeiteten) Theorie der Erfahrungserkenntnifs, läfst sodann aus dieser sich das »reflectirende Erkennen« entwickeln, in den Formen der Skepsis, des Kriticismus und des subjectiven Idealismus, und dieser letztgenannte nun ist es, der ihm jene Krisis des erkennenden Bewufstseyns herbeiführt, in welcher dasselbe von der leeren Beschäftigung mit sich selbst, zu der es durch die Dialektik der Empirie herabgesunken war, zu der Beschäftigung mit einem absoluten Gegenstande fortgetrieben wird. Schon in mehreren seiner früheren Schriften, in den »Beiträgen zur Charakteristik der neuern Philosophie,« und dann auch in dem philosophischen Theile der Biographie seines Vaters, hatte der Verf. mit besonderer Energie auf diese Krisis und ihre Lösung hingewiesen; so wie denn auch in dem ersten Theile des gegenwärtigen Werkes die Anschauung derselben den unsichtbaren oder halb sichtbaren Mittelpunkt bildet, um den sich die gesammte Besprechung der gleichzeitigen philosophischen Systeme reicher bewegt, indem der Verf. an der von ihm so genannten »objectiven Richtung« dieser Systeme das Bewufstseyn jener Krisis und mithin das Bewufstseyn über den eigentlichen Ursprung der speculativen Grundanschauung, an der »subjectiven« das Hindurchgedrungenseyn bis zu dem Punkte der Krisis vermifst, in den »Versuchen der Vermittelung« aber eben die mehrere oder mindere Annäherung an jenes Bewufstseyn zum Hauptmaafsstabe ihrer Werthschätzung macht. —

(Der Beschlufs folgt.)

Fichte, über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel der Philosophie.

(Beschluſs.)

Wir erlauben uns hier, darauf aufmerksam zu machen, wie as bedeutende Hervortreten eben dieses Bewuſstseyns in der 'hilosophie unsers Verfs., wiefern es einer historischen oder sychologischen Erklärung dafür bedürfte, sich auf eine sehr atürliche Weise aus dem Verhältnisse derselben zu der Philo- ophie seines Vaters ableiten lieſse. Mit vollem Rechte wird diese on dem Verf. als die in der Geschichte der Philosophie klas- ische Ausgebärung des Standpunkts jener Krisis bezeichnet, und ugleich darauf hingewiesen, wie in ihr selbst auch schon die Richtung, die aus der Krisis hinaus dem Gebiete der wahrhaften, bjectiven Speculation zuführt, auf das Deutlichste bezeichnet st. Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er, was man J. G. Fichte gemeiniglich als eine Untreue gegen sich selbst, ls ein Verlassen seiner eigenen Principien anrechnen zu müssen einte, den Uebergang von der ursprünglichen Gestalt der Wis- enschaftslehre zu jener späteren, in welcher auf gewisse Weise er Begriff der Gottheit an die Stelle von dem Begriffe des ch zu treten scheint, als der innerlich nothwendige Verlauf ener Krisis, und als das wirkliche Einschlagen jener ächten und urch die Wahrheit der Sache geforderten Richtung bezeichnet. Er selbst aber hat sich eben hierdurch schon jetzt seiner eigen- hümlichen, nach seiner gesammten persönlichen Stellung ihm von Anderh zukommenden, und von keinem andern Individuum ihm streitig zu machenden, Platz in der Geschichte der Philosophie esichert, dafs er von dem höhern Standpunkte aus, welchen einzunehmen ihm durch die seitdem fortgeschrittene Entwicke- lung der Philosophie möglich gemacht war, über die Bedeutung jener Krisis und über die Art und Weise des eben durch sie vor- bereiteten Einschritts in die Philosophie als Wissenschaft, das richtige Bewuſstseyn gewonnen hat.

Die Stufe des speculativen Erkennens selbst zerfällt dem Verf. wiederum in drei untergeordnete Momente, von denen das erste die absolute Vernunftanschauung (Glaube, Ah-

nung, unmittelbare Gewifsheit des Ewigen im Gefühl und Bewufstseyn), das zweite das speculative (dialektische) Denken als solches, das dritte das speculativ anschauende Erkennen bildet. Schon diese Gliederung läfst einen Blick in die Beschaffenheit derjenigen Erkenntnifs thun, deren Begriff der Verf. am Schlusse seines gegenwärtigen Werkes als dessen Ausbeute davonträgt, und deren wissenschaftliche Verwirklichung er uns in den später folgenden Theilen seines bedeutenden Unternehmens zu geben verspricht. Die speculative Wahrheit ist ihm eine wirkliche und thätige Offenbarung Gottes im Bewufstseyn; ihr objectiver Gehalt ist überall, wo sie nur wirklich vorhanden ist, ein schlechthin realer und concreter; ihre Formen aber, durch die sie subjectiv in den menschlichen Geist eintritt, sind mannichfaltige und verschiedene: Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung eben so wohl, wie reines Denken; und die höchste dieser Formen erwächst aus der vollkommensten Vereinigung und gegenseitigen Durchdringung der in dem äufserlichen, endlichen Geistesleben vereinzelten, theoretischen Thätigkeiten. Die Aufgabe des speculativen Denkens als solchen gestaltet sich der Verf. (§. 217.) zu einer dreifachen: zum Begreifen des Ewigen, zum Herleiten des Endlichen aus der Vermittelung des Ewigen, und zur Erkenntnifs des (die Natur des Ewigen theilenden) Wesens des Endlichen in Natur und Geist. Hauptheile des objectiven Systems der Philosophie aber kennt er nur zwei; indem ihm die beiden erstgenannten Geschäfte in Eins zusammenfallen, und so die Ontologie und speculative Theologie ausmachen, welcher, als Ausführung des dritten Geschäfts, die philosophische Wissenschaft von Natur und Geist gegenübersteht. Die gesammte philosophische Erkenntnifs wird von ihm auch noch, um ihren Gegensatz zur Erfahrungserkenntnifs schärfer hervorzuheben, als Erkenntnifs a priori bezeichnet; womit in Widerspruch zu stehen scheint, dafs in der Vorrede zum ersten Theil (S. IX.) der gesammte Unterschied von a priori und a posteriori als ein gehaltloser und nichtiger verworfen worden war. Dieser Schein verschwindet jedoch, wenn man bedenkt, dafs, was der Verf. im zweiten Theil mit diesen Namen nennt, unmöglich dasselbe seyn kann mit dem was man gemeiniglich damit zu belegen pflegt und dessen Gegensatz er dort eben bekämpft hatte; da, was er hier apriorisches Denken nennt, schon ein mit concretem Inhalte, nämlich mit dem Inhalte der göttlichen Offenbarung Erfülltes ist.

Schwerer dürfte es seyn, zu entscheiden, ob der Verf. durch diesen Ausdruck a priori, zugleich eine unbedingte, der mathematischen gleiche, Denknothwendigkeit jenes absoluten, göttlichen Inhalts andeuten will. Manche zerstreute Aeufserungen seines Buchs, solche, wiederholt vorkommende, namentlich in denen er (was uns allerdings befremdet hat) die Realität des Zufalls leugnet, könnten den Verdacht erregen, dafs er sich zu solchem Fatalismus bekenne; womit uns jedoch der gesammte Geist seines Philosophirens, so wie, um dieses charakteristische Moment namentlich anzuführen, seine Polemik gegen Hegel, in dem entschiedensten Widerspruche zu stehen scheint.

Die nächste wissenschaftliche Frage, welche sich, diesen Ansichten des Verfs. gegenüber, hier aufdrängt, ist unstreitig die nach der Art und Weise der von ihm geforderten dialektischen Begründung und Entwickelung des Ewigen als solchen, in seinem Verhältnisse nnd seiner Beziehung zu dem Endlichen. Zwar wird diese Begründung und Entwickelung selbst zu Folge seines Planes nicht mehr der vorliegenden Untersuchung angehören, sondern der zunächst auf sie folgenden philosophischen Disciplin, der Ontologie. Aber die Möglichkeit derselben zu erweisen, den Einschritt in sie zu eröffnen, und auch den fortleitenden Faden innerhalb ihrer selbst vorläufig zu bezeichnen, mufste sich dem Verf. allerdings als eine Forderung darstellen, der schon hier, in diesem ersten Theile seiner systematischen Verhandlung, zu genügen war. Auch ermangelt der Verf. nicht, eine sehr bestimmte und detaillirte Erklärung diesfalls zu geben, — aber, wir bekennen es unverholen, eine solche, die uns vielfachen Einwürfen zu unterliegen, und die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung einer streng wissenschaftlichen Erkenntnifs des Absoluten entgegenstellen, keineswegs zu beseitigen scheint. — Der Verf. hatte, — dies müssen wir hier nachholend bemerken — in einem früheren Abschnitte seines Werkes, in demjenigen, worin er das Ich in seiner dritten Epoche, als denkendes darstellt (§. 138—150.), eine Deduction der Kategorien gegeben, der allgemeinen Grundbeziehung nach in Kant's Sinne, indem er nämlich, gleich diesem Denker, die Kategorien dort als die objective Ausprägung der subjectiven Denk- (und, setzt er nicht ohne guten Grund hinzu, Anschauungs-) Formen bezeichnet, — aber gründlicher und tiefsinniger, nämlich mit weit sorgfältigerem Eingehen in die Natur jener Formen und in den Hergang und die Stufenfolge dieses ihres Objectivwerdens,

ausgeführt. Die Reihe dieser Kategorien gestaltet sich ihm dort nicht, wie bei Kant, zu einem todten, principlosen Scheine, sondern zu einem methodischen Processe der Entfaltung, der mit der einfachen Thesis = Seyn oder Ist anhebt, in seinem Verlaufe, aufser den Kant'schen Kategorien, auch, dem Beispiele des Aristoteles folgend, die Begriffe von Raum und Zeit unter den übrigen herausstellt, und zuletzt in der Kategorie der Wechselwirkung als der höchsten die Wahrheit, d. h. vollständig auseinandergelegte und zum Bewufstseyn gebrachte Inhaltbestimmung der übrigen, sein Endziel findet. — Auf diese Kategorienreihe nun kommt der Verf. in seinem letzten Abschnitte, als er den Begriff des speculativen Denkens erklären will (§. 216 ff.), zurück, und behauptet, dafs dieselbe hier eine objective Bedeutung erhalte, und das Ewige in seiner Selbstgestaltung zum Endlichen darstelle. Er nennt die Kategorien in diesem Sinne die Urformen der göttlichen Selbstoffenbarung: — als Kategorien sollen sie fortwährend leere, formelle Abstractionen bleiben, aber als der Subjectivität des Geistes, wiefern sie wesentlich Träger einer göttlichen Offenbarung ist, angehörende; soll in sie doch unmittelbar der absolute Inhalt dieser Offenbarung gefafst werden. Das Geschäft dieses Fassens oder, wie er es auch ausdrückt (§. 222.), der zweiten dialektischen Deduction der Kategorien, bezeichnet der Verf., wie schon bemerkt, als die Aufgabe einer eigenthümlichen Wissenschaft: aber man sieht nicht deutlich, wie es ihm gelingen wird, die Unabhängigkeit dieser Wissenschaft von jener früheren, subjectiv-endlichen Deduction der Kategorien, an die man sie nach dieser seiner Bezeichnung durchaus gebunden glauben sollte, zu retten.

Dies nämlich erscheint uns als ein grofser Uebelstand seines Systemes, den der Verf., ungeachtet so manches Beispiels seiner Vorgänger, durch das er sich hätte können warnen lassen, nicht vermieden hat: dafs er das von Haus aus Endliche und Subjective, die nach seiner eignen Darstellung dem endlichen Geiste als endlichem und creatürlichem angehörende, Form des Denkens und Anschauens durch eine keineswegs von ihm hinreichend erklärte Metamorphose sich zum Göttlichen und Absoluten gestalten läfst. Denn wenn die Kategorien, — diese, uns wenigstens evident scheinende Nothwendigkeit scheint sich der Verf. nicht klar genug vorgelegt zu haben — Formen sind, in die das Absolute gefafst zu werden

vermag, so sind sie eben dadurch selbst etwas Absolutes; da das Absolute, wie schon Kant vollkommen richtig eingesehen hat, jede endliche Form, in die es gefafst werden sollte, alsbald zersprengen müfste. Wir haben stets des Glaubens gelebt, und finden uns, davon abzugehen, auch durch unsers Verfs. Darstellung nicht veranlafst, dafs in Bezug auf jene Denkformen, welche unser Verf. nach Aristoteles, Kant und Hegel die Kategorien nennt, schlechthin nur die Alternative gegeben ist, sie entweder mit Kant für rein subjective, das Ewige zu fassen ungenügende, oder, mit Aristoteles und Hegel, für von Haus aus objective, nicht durch die subjective Natur des Denkens bestimmte, sondern umgekehrt diese Natur bestimmende, absolute und ewige zu nehmen. Wir sind zwar keineswegs gemeint, der zu erwartenden Fortführung von unsers Verfs. System der Darstellung seiner Ontologie und speculativen Theologie, vorzugreifen; wir können uns sehr wohl als möglich denken, dafs es ihm in derselben eine Wendung zu finden gelingen wird, wodurch er den, in seiner gegenwärtigen Darstellung noch zurückbleibenden, Doppelsinn löst, und nach einer unzweideutigen, wahrhaft speculativen Richtung hin einlenkt. Aber die Besorgnisse, die uns seine vorliegenden Aeufserungen eingeflöfst haben, dürfen wir ihm nicht verhehlen, dafs ihm die, bis jetzt noch von ihm festgehaltene, wunderliche Doppelnatur seiner Kategorien auch die weiteren und höheren Resultate, die wir von der Ausführung der objectiven Theile seiner Philosophie zu gewinnen hoffen, verkümmern möchte.

Ref. seinerseits ist überzeugt, dafs die Schwierigkeiten, die sich bisher stets dem Uebergange von dem endlichen zu dem unendlichen Erkennen, von der Reflexion zu der Speculation entgegengestellt haben, so oft man nicht — was sich aber jederzeit bewährt hat — geradezu die erstere bei Seite werfen und durch ein *salto mortale* sich in die letztere hineinstürzen wollte, — sich vollkommen befriedigend lösen würden, wenn man nur erst dazu gekommen wäre, über die Natur derjenigen Absolutheit, von der es sich hier, am Anfange des eigentlichen, objectiven Systemes der Philosophie, auf rein metaphysischem, oder, wie es unser Verf. ausdrückt, ontologischem Gebiete, einzig noch handelt, sich deutliche Rechenschaft zu geben. Es giebt eine Wissenschaft, deren hohe formale Bedeutung für die Philosophie man bis zum Ueberdrufs gelten zu machen nicht ermangelt hat, die auch in dieser ausdrücklichen Beziehung ein Weiser des Alterthums zur Philosophie in Beziehung gesetzt hat, und an die

man nichts desto weniger eben da nicht denken will, wo die Erinnerung an sie den allerentscheidendsten Aufschluſs über die Natur des für die Philosophie Geforderten geben könnte, — die Mathematik. Auch der Inhalt der Mathematik ist ein absoluter und objectiver; ein durchaus und schlechthin nothwendiger und wahrer, nicht blos für das menschliche, sondern für alles und jedes mögliche Erkennen und Seyn, — eine reine und absolute Wahrheit. Aber Niemand läſst sich einfallen, ihn darum ohne weiteres einen göttlichen zu nennen, oder ihm eine absolute Realität und Substantialität zuzuschreiben. Der Wahn, daſs es die Philosophie, so wie sie in das Gebiet der absoluten Erkenntniſs eintritt, sogleich auch mit einem realen und substantiellen Absoluten zu thun haben müsse, hat es bis jetzt noch nicht zu einer metaphysischen Grundlage für die Philosophie kommen lassen, die, wie von einer solchen allerdings möglich und gefordert wäre, an Evidenz und schlechthin objectiver Geltung der Mathematik nicht nachstände. Auch unser Verf. theilt diesen Irrthum: er giebt zwar zu (S. 284.), daſs das Absolute, welches nach ihm der unmittelbare Gegenstand der speculativen Erkenntniſs ist, eigentlich noch nicht Gott genannt werden dürfe, welcher Name vielmehr der Gestalt des Selbst- und Allbewuſstseyns, der Persönlichkeit des absoluten Geistes vorzubehalten sey; aber das speculative Erkennen ist ihm doch sogleich und unmittelbar Bewuſstseyn einer absoluten Substanz; und wenn er von den Kategorien die richtige Einsicht hat, daſs diese nicht als Substanz, sondern nur als Form gelten können, so weiſs er diese Einsicht nicht anders zu begründen, als dadurch, daſs er die Kategorien, wie bemerkt, auf endlich-subjectivem Wege entstehen, und erst durch das Bewuſstseyn jener Substanz zu einer Bedeutung für das Absolute gelangen läſst. Und doch hätte gerade unserm Verf. die Einsicht in die wahre Bedeutung des formal Absoluten oder Metaphysischen um so näher gelegen, als er sich über das Verhältniſs des speculativen Denkens zum Reflexionsbewuſstseyn so gründlich unterrichtet zeigt. — So wahr und tiefgegriffen wir es nämlich finden, daſs der Verf. aus der absoluten Leere und Einsamkeit der allen endlichen Inhalt in sich verflüchtigt habenden Ichheit des Idealismus die Gewiſsheit des Absoluten emporsteigen läſst: so können wir doch nicht umhin, eine Gewaltsamkeit darin zu erblicken, daſs diese Gewiſsheit (§. 204.) sogleich näher als Abbildlichkeit eines ab-

soluten Inhalts bezeichnet wird. Denn diese Eigenschaft des Bewufstseyns, Bild eines, gleichviel, ob aufser ihm, oder in ihm, vorhandenen Inhalts zu seyn, ist es ja eben, was der Idealismus zerstört hatte; der eben darum das Ich zum schlechtbin productiven macht, weil ihm jener Begriff des Abbildens einer vor dem Bilde vorhandenen Realität für einen sinnlosen gilt. Wir werden daher durch diese Bestimmung des Verfs. in einen fehlerhaften Kreis des Bejahens und Verneinens versetzt, indem der Idealist ihm das, was er als Positives giebt, genau mit demselben Rechte wieder verneinen kann, mit dem er alle dogmatischen und empirischen Bejahungen verneint hatte. Nur dadurch wird der Idealismus wahrhaft und ein für allemal niedergeschlagen, dafs in der Leere und Nichtigkeit seines Bewufstseyns selbst ein absoluter Erkenntnifsinhalt aufgezeigt wird; ein Inhalt, von dem freilich zugegeben werden mufs, dafs er, für sich allein genommen, eben ein Nichts, — das absolut Leere als solches ist, — genau in dem Sinne, in welchem auch der Inhalt der Mathematik die leere Zahl, der leere Raum, die leere Zeit ist, — der aber, in der ganzen Tiefe seiner Abstraction erfafst und dialektisch durchgeführt, von selbst sich zu der Forderung einer absoluten Erfüllung, eines real und substantiell Absoluten gestaltet. Dies ist der wahre Sinn der in diesen Zusammenhang übertragenen Hegel'schen Lehre von der absoluten Negativität, die Hr. Fichte bei weitem nicht in ihrer ganzen inhaltschweren Bedeutung erfafst und gewürdigt hat. Was der Verf. Dialektik nennt, ist nur die dem subjectiven Geiste angehörende Methode des Evolvirens eines Zusammengesetzten und Gegliederten aus dem zuerst Einfachen und noch gestaltlosen Gedankeninhalte, nicht was sie bei Hegel ist, das Herabsteigen in die Tiefen jenes schon von Platon erkannten und mit diesem Namen bezeichneten seyenden Nichtseyns, aus dem sich erst das wahrhaft seyende Seyn, sowohl an sich, als auch in der Erkenntnifs, herausgebiert. Dieses Reich des seyenden Nichts, der Welt der ewigen Formen, die, objectiv und absolut trotz allem, was der gemeinendlichen Erkenntnifs für objectiv daseyend gilt, dennoch des Lebens und der Substantialität für sich noch ermangeln, dafür aber vollkommen, auch von dem subjectiven Geiste, inne gehabt und mehr als nur abbildlich, besessen werden können, — das Metaphysische und Mathematische — sind zugleich das wahrhafte Apriori, das unbedingt und schlechthin Wahre und Nothwendige,

aber in seiner Reinheit nur dem Geiste, nicht den Sinnen Zugängliche, was so wie es ist, seyn mufs, und schlechthin nicht nicht seyn, oder nicht anders seyn kann. Hiermit stellt sich jene ältere, von dem Verf. verworfene Bedeutung der Ausdrücke a priori und a posteriori wieder her, die wir für die einzig richtige halten, da jene, welche der Verf. an ihre Stelle setzt, wie vorhin bemerkt, einen Doppelsinn giebt, der zu den bedenklichsten Mifsverständnissen hinführen kann. Die Philosophie setzt sich dadurch, dafs sie dieses Schattenreich des negativ Absoluten für ihr nächstes und unmittelbares Gebiet erkennt, welches sie vor allen Dingen in Besitz nehmen und beherrschen mufs, wenn von einem Hindurchdringen zu dem Verständnifs des positiv und substantiell Absoluten — der Welt und der Gottheit — die Rede seyn soll, zwar in den scheinbaren Nachtheil einer gröfseren Gottesferne, als die ihr nach so manchen neuerdings wieder beliebt gewordenen Ansichten zukommen würde: aber es fragt sich, ob nicht auch hier zuletzt die Hälfte mehr, als das Ganze ist.

Wir sind in unserer Polemik, durch das Interesse der Sache fortgerissen, etwas lebhafter geworden, als es, was wir am Anfange von unserer Achtung für das Werk und für seinen, in so vielfacher Beziehung ausgezeichneten und um die Wissenschaft theils schon verdienten, theils noch weiteres, bedeutendes Verdienst versprechenden Verfasser sagten, vielleicht erwarten liefs. Dafs diese Aeufserungen dennoch unrichtig waren, dafs wir von ganzem Herzen der Philosophie unserer Zeit Glück wünschen zu einer so kräftigen und seelenvollen Anregung und Erfrischung, wie ihr durch die, bis jetzt leider nur noch schriftstellerische Thätigkeit unsers Verfs. zu Theil wird: davon wünschen und hoffen wir, dafs sowohl der verehrte Hr. Verf. selbst, als auch die geneigten Leser dieser Anzeige sich überzeugen werden, denen wir, trotz unserer nur bedingten Uebereinstimmung mit dem Inhalte des Buchs, jedenfalls reichen Genufs und Belehrung von demselben versprechen dürfen.

C. H. Weifse.

***Homer und Lykurg**, oder das Alter der Iliade und die politische Tendenz ihrer Poesie. Ein Versuch über die Glaubwürdigkeit der herodoteischen Nachricht vom Zeitalter Homer's. Von Christian Heinecke, Oberlehrer am gräfl. Stolberg-Wernigerodischen Lyceum zu Wernigerode. Leipzig* 1833. *C. H. F. Hartmann. IV u.* 132 *S. in gr.* 8.

Ref. glaubt in dem Verf. dieser in vielen Beziehungen so merkwürdigen Schrift einen Mann gefunden zu haben, der mit Sinn und Geist das Alterthum aufgefafst hat; dessen Schrift daher auch, ungeachtet so mancher kühnen und gewagten Behauptungen, welche darin vorkommen, doch durch die ganze Art und Weise der Behandlung und die vorurtheilsfreie Forschung unsere Aufmerksamkeit erregt. Die würdige Ansicht, die der Verf., als innerste Ueberzeugung und als Resultat seiner Studien, über Herodotus ausspricht, hat ihn vor manchen Irrwegen oder schiefen, einseitigen Urtheilen bewahrt, zu welchen eitle Systemsucht so manche achtungswerthe Gelehrte geführt hat. Wenn Ref. bei seiner schon vor mehreren Jahren unternommenen und mit dem Schlusse des Jahres 1834, so Gott will, vollendeten Ausgabe des Herodotus mit die Absicht hatte, nicht durch allgemeine Räsonnements, sondern durch genaue Prüfung und Nachweisung der einzelnen vom Vater der Geschichte uns mitgetheilten Nachrichten, diese zu bewahrheiten, in ihr rechtes Licht zu stellen und so den Vater der Geschichte gegen unverdiente Vorwürfe zu sichern, so konnte es ihn nur freuen, in dieser Schrift auf ähnliche Ansichten über denselben Mann zu stofsen, dessen Angaben der Verf. stets das gebührende Zutrauen schenkt, das überhaupt dieser Schriftsteller mit so vollem Rechte ansprechen kann, wenn man nur immer sorgfältig seine Berichte prüft und dabei wohl unterscheidet, was er selbst als Resultat eigener Forschung niederlegt und was er als Bericht Anderer wiedergiebt, nicht selten mit Urtheilen oder auch mit bloßen Winken und Andeutungen begleitet, die uns zugleich die beste Probe von dem geben, was die neuere Zeit mit dem Ausdruck Kritik bezeichnet hat; wie denn kritische Forschung in diesem Sinne dem Herodotus so gut wie nur irgend einem andern Schriftsteller des griechischen Alterthums zukommt. Auch in dem Urtheil über Homer und homerische Gedichte zeigt der Verf. einen freien, unbefangenen Blick, der über moderne Ansichten oder Schultheorien sich erhebt und nur vielleicht hie und da zu weit geht, wie weiter unten näher ersichtlich seyn wird.

Der Verf. geht nämlich von der berühmten Stelle des Hero-

dotus II, 53. aus, wonach Homer nicht über vierhundert Jahre vor Herodot gelebt; er sucht, wie schon aus der Ueberschrift dieses ersten Abschnittes: „Sinn und Wichtigkeit des herodoteischen Zeugnisses über Homer und homerische Poesie," und noch mehr aus der ganzen Behandlungsweise erhellt, die Bedeutung und Wahrheit dieses Zeugnisses nachzuweisen, und dringt daher vor Allem auf richtige Auffassung der Namen Homer und Hesiodus. »Homer und Hesiod (so lesen wir S. 13.) sind ihm [dem Herodot] gewissermafsen repräsentative Dichternamen, er bezeichnet mit ihnen die ersten Dichter, die die Gottheit in einzelne Wesen zertrennten, durch bildliche Darstellung ihres Wirkens die Idee der übersinnlichen Ordnung versinnbildeten und dadurch dem religiösen, auf ein Unveränderliches und Ewiges gerichteten Bedürfnisse Befriedigung gewährten. Die abstrakte Bedeutung beider Namen läfst sich vielleicht durch Nichts deutlicher machen, als wenn ich unter Ersterem das Werden der Weltordnung, unter Letzterem die Bewährung derselben in den menschlichen Verhältnissen angedeutet annehme. Homer ist also Sänger der Acquabilität der Weltordnung, Hesiodus Sänger ihrer Entstehung [?]." — Womit wir die Aeufserung S. 10. zusammenhalten: »Die hesiodeische Poesie war, wenn hier anders eine Vermuthung erlaubt ist, ursprünglich wahrscheinlich eine Dichtungsart, welche die Symbolik der Opferidee vervollständigte." — Wir gestehen offen, dafs wir so wenig wie der Verf. diese Vermuthung durch Beweise zu unterstützen wüfsten, und wenn wir auch in der ersten Stelle die Auffassung des herodoteischen Zeugnisses zum Theil wenigstens als wahr und gültig anerkennen müssen, wir doch hinsichtlich der Schlufsworte, in der Bestimmtheit, wie sie hier ausgesprochen sind, manchen Zweifel nicht unterdrücken können, weil wir glauben, dafs der Verf. wohl zu weit gegangen und zu Viel darin zu sehen glaubt, auch ihr Verhältnifs zu einander, wie es scheint, etwas zu bestimmt und scharf abschliefst. Sonst macht er uns mit Recht (S. 6.) aufmerksam, wie in der homerischen Poesie, ja fast überall im griechischen Alterthume das Persönliche ganz in den Hintergrund tritt, so dafs gewissermafsen in dem Worte Homer nur der Inhalt der homerischen Gedichte charakterisirt liegt, und ihr Verfasser im Grunde eigentlich nur nebenher bezeichnet wird; daher er die Namen Homer und Hesiod als generelle Namen und nicht als blofse Bezeichnungen einer Person nimmt, als Namen, oder vielmehr Begriffe, womit ganze dichterische Auffassungs- und Dar-

stellungsweisen des Religiösen und Poetischen bezeichnet werden, so dafs also selbst vor einem Homerus schon von homerischer Poesie die Rede seyn könnte, welche älter als Ilias und Odyssee wäre, und beide Werke nur vielleicht durch irgend eine wichtige politische, in ihnen hervorstechende Tendenz die Aufmerksamkeit fixirt und dadurch auch die ältesten und einzigen Denkmale homerischer Poesie geworden seyen. »Kunstkritik,« bemerkt der Verf. S. 15, »wurde im Alterthum ganz unbestritten geübt, und war verbreiteter und allgemeiner bekannt, als unter uns, aber Untersuchungen über Verfasser im Sinne unserer Zeit waren ihm nicht eigenthümlich. Dem Griechen kam es auf die Sache selbst an, nicht auf die Person, von der sie ausging, und das lag im Geiste ihrer Literatur, der sich wieder durch die Eigenthümlichkeit ihrer politischen Verhältnisse bestimmte.« Als die Aufgabe jeder Gattung der plastischen Poesie bei den Griechen, von dem frühesten Alterthum an bis in die spätere Zeit, betrachtet der Verf. S. 13. die Versinnlichung der Schicksalsidee, und so verbreitet sich nun Abschnitt II. über die »vorherrschende Tendenz der plastischen Poesie Griechenlands.« Hier stofsen wir gleich am Eingang auf folgenden Satz: »Die schöpferische Phantasie der Griechen bewegt sich im Kreise der sinnlichen Natur, nimmt den Stoff ihrer Plastik von der gesetzmäfsigen Bewegung der Weltkörper und ihrem gegenseitigen Verhältnisse her. Sie sind ihr Bild und Symbol der unveränderlichen Wirksamkeit des Weltgeistes und unter ihnen die scheinbar sich bewegende Sonne das imposanteste Symbol seiner Beziehung zur Erde und des Einflusses auf dieselbe. Diese Symbolik möchte wohl immer mehr als die Grundlage der gesammten Mythologie des Alterthums anerkannt werden. Fragt man nun aber nach dem Charakteristischen der griechischen Mythologie, so beruht dasselbe unstreitig wohl darin, dafs ihr poetischer Gebrauch in engster Verbindung mit dem sich ewig reformirenden Staatsleben steht u. s. w.« Bei der Beziehung oder vielmehr bei der innigen Verbindung der Poesie mit der Religion, welche hinwiederum die Grundlage aller politischen Verhältnisse und aller bürgerlichen Ordnung bildete, hat die Aufmerksamkeit der Staatshäupter auf die Poesie gewifs nichts Befremdendes, sie erscheint vielmehr natürlich, aus der Sache selbst hervorgegangen. So wie nun darin der Schlüssel zu manchen Interpolationen liegt, die z. B. in den homerischen Gedichten vorkommen, so gewinnt dadurch auch in den Augen des Verfs. die Erzählung von Lykurg, der

die homerischen Poesien nach Griechenland gebracht, eine besondere Bedeutung, die man ihr bisher keineswegs zu geben gewohnt war, indem man selbst die ganze Angabe für eine Erdichtung späterer Zeit auszugeben suchte. Unser Verf. nimmt aber dieses Zeugnifs in seiner vollen Gültigkeit an, ja er wagt sogar darauf hin die gewifs kühne Vermuthung (S. 180.), als könne Lykurgus selbst diese Gedichte verfafst haben, als ein Vehikel zu leichterer Einführung und Verbreitung seiner politischen Absichten, in jedem Fall schreibt er dem spartanischen Gesetzgeber die Einführung der homerischen Poesie in Sparta [sollte nicht schon der Ausdruck Einführung zu Viel sagen?] zu, wenn anders nicht schon vor Lykurg daselbst homerische Poesie im Gange gewesen, da (man vergl. S. 20 ff.) selbst darüber Zweifel sich erheben, ob von den weichlichen und republikanischen Joniern diese, doch ganz auf Befestigung des Königthums berechneten Gedichte Homer's herübergekommen. Ja, weiter unten (S. 130.) spricht der Verf. entschieden die Behauptung aus, dafs die homerischen Epopöen nach Herodot ionischen Ursprungs wenigstens nicht seyn könnten. Das Motiv, das den Lykurg zu Einführung homerischer Poesie bewogen, wäre keineswegs ein künstlerisches, indem vielmehr politische Absichten im Hintergrunde lagen. Lykurg (so meint der Verf.) als Restaurator des Herakleismus, mufste die Verbreitung der homerischen Gedichte, bei ihrer engen Beziehung und Verbindung mit dem Herakleismus, als ein willkommnes Mittel betrachten zur Förderung seiner politischen Absichten und zur Befestigung der von ihm wieder in's Leben gerufenen alt-dorischen oder heraklidischen Stammverfassung, gerade wie die olympischen Kampfspiele, die eine gleiche symbolische Grundlage haben; er mochte daher, meint der Verf., die homerischen Poesien, wenn sie anders schon früher in Griechenland bekannt gewesen (was wir übrigens bezweifeln), wieder in die alten Rechte und in das alte Ansehen eingesetzt haben, aus dem des Pelops Aisatismus sie verdrängt hatte [?]. Aus ähnlichen Rücksichten will auch der Verf. den Eifer und die Bemühungen des Pisistratus um die homerische Poesie erklärt wissen. Im Geiste seiner Politik, die in Athen eine monarchische Regierungsform zu begründen strebte, eben so gut wie im Geiste der darin mit Pisistratus verbündeten spartanischen Politik mufste die Verbreitung der homerischen Gesänge, in sofern in ihnen Königthum und Alleinherrschaft als die beste Staatsordnung und Regierungsform dargestellt wird, als ein geeignetes Mittel er-

scheinen, die eben gegründete Alleinherrschaft zu stützen und zu befestigen. Bei diesen und ähnlichen Sätzen des Verfs. stofsen uns freilich manche Bedenklichkeiten auf, weil wir glauben, dafs der Verf. zu weit gegangen, dafs er zu Viel von politischen Rücksichten in den Geist jener alten Zeit gelegt, und in Absicht auf Lykurg und die rohen Spartaner den homerischen Poesien eine Bedeutung gegeben, die sie wohl schwerlich daselbst gehabt haben. Eher möchten bei Pisistratus politische Absichten zu vermuthen seyn, obwohl übrigens ein reger Sinn für Kunst und Wissenschaft fast die meisten Tyrannen Griechenlands, namentlich in der ältern Periode, auszeichnet und allerdings mit ihren politischen Ahsichten in einer ganz natürlichen Verbindung stehen mag. Aehnliche Bedenken müssen wir auch hinsichtlich einiger auf Solon sich heziehenden Aenfserungen aussprechen, wie z. B. dessen epische Poesien eine ähnliche mystische Tendenz, wie seine Staats-Einrichtungen, die ehen durch jene Poesien gestützt werden sollten, gehaht haben sollen.

Der dritte Abschnitt: Chronologische Unhestimmbarkeit des Ursprungs homerischer Poesie, S. 29 ff., bringt uns wieder dem Herodotus näher, dessen Ableitnng griechischer Institute und griechischer Religion aus Aegypten hier auf eine Weise untersucht wird, die ganz geeignet ist, den um dieser Punkte willen so sehr verschrienen und getadelten Geschichtschreiber in einem bessern Lichte darzustellen und vor willkührlicher Tadelsucht zu hewahren. »Dafs Herodot (heifst es S. 33.) die wunderhar scheinenden ägyptischen Nachrichten aufnehmen konnte, fiel auf, so lange das Studium der Mythologie im Argen lag, im Geiste jetziger Behandlung dieser Wissenschaft finden jene mythischen Nachrichten ihre Beziehung, ihre Angemessenheit zu der Tendenz des herodoteischen Geschichtswerkes wird klarer und Herodot wird gerade durch sie immer mehr als Hauptführer zum Verständnifs der Mythen anerkannt werden.« Wir verhinden damit eine andere, weiter unten S. 53. vorkommende Aeufserung: »Herodot gewinnt an Interesse, je mehr man aufhört, die Mythologie, die wesentlichste Hülfsdisciplin der Alterthumswissenschaft, als eine hlofse Sammlung von Sagen und Fabeln zu betrachten, und darf als Schriftsteller gelten, in dem, wenn die von ihm gelieferten Daten mit Umsicht zusammengestellt werden, noch manche Aufschlüsse über das Alterthum verhorgen liegen.« Vergl. auch S. 84. und inshesondere S. 82: »Herodot entfaltet einen grofsen Reichthum von

Kenntnissen, Darlegung seines Wissens ist aber keineswegs sein Hauptziel, Veranlagung und Ordnung seines Werkes folgt einem im Bewufstseyn des Volks rege erhaltenen Kunstprincip u. s. w.« Die so oft vorgebrachte Abschliefsung Aegyptens gegen das Ausland, ist auch nach dem Verf. keineswegs von der Art, dafs sie die Wahrscheinlichkeit einer frühen Verbindung dieses Landes mit Griechenland ausschliefsen sollte, eine Verbindung, die nimmermehr blos von Psammetich's Zeit her sich datiren läfst, sondern schon lange zuvor gewesen seyn mufs, wie der Verf. hier näher nachzuweisen sucht. „Was übrigens die herodoteische Behauptung von einer uralten Gemeinschaft zwischen Aegypten und Griechenland betrifft, so darf man sich nur gleichzeitige Wanderungen verwandter Völkerstämme von Asien aus denken, und es wird sehr leicht begreiflich, wie sich in den spätern Verbindungen nur forterhaltene frühere Bekanntschaft ausdrücken kann, und zu einer solchen Annahme kann man sich nicht unberechtigt glauben, so lange u. s. w.« — »Das Resultat ist, Herodot's Nachricht von der Ueberfahrt der von ihm genannten Aegypter darf schwerlich geradezu als ägyptische Priestersage, die nur geistlicher Stolz erzeugt habe, von der Hand gewiesen werden u. s. w.« — »Herodot spricht in der Nachricht, dafs die griechische Mythologie aus Aegypten abzuleiten sey, offenbar nicht blos seine individuelle, sondern die herrschende Ansicht seiner Zeit aus. Jedoch ist nicht Alles ägyptisches Eigenthum; den Griechen war, wie in der Nachricht Herodot's selbst liegt, das Grundwesen des Religiösen mit den Aegyptiern gemein; es erhielt sich sehr viel vom Pelasgismus, und dies war auch besonders in Athen der Fall u. s. w.« Bezweifeln aber müssen wir, wenn das besondere Lob, welches das Alterthum der Kunst der Odyssee spendete, darin besonders seinen Grund haben soll, dafs gerade dieses Gedicht fast durch und durch den Geist athenischer Orphik athmete (S. 44.), worüber sich S. 47. noch weitere Erörterungen finden, zu denen wohl der im Vergleich mit der Ilias im Ganzen mehr allegorische Charakter der Odyssee die Veranlassung gegeben haben mag.

Der vierte Abschnitt: »Analogie der Weltansicht im Herodot und der Iliade,« sucht die Aehnlichkeit zwischen den Werken Herodot's und Homer's nachzuweisen, ausgehend von dem Satze (S. 49.): »Beider Sprache ist die Sprache des Volks, beiden ist die Verherrlichung der Dike und Nemesis der Hauptgesichtspunkt, in den alle Nebengänge der Ideen zusammen-

laufen.« Beide Werke bieten Vergleichungspunkte dar, die auf keine blos zufällige Aehnlichkeit hinführen, sondern absichtlose Nachahmung vermuthen lassen (S. 53.); ein Satz, den wir auch gern unterschreiben, nur gebe man ihm keine zu specielle Auslegung und Bedeutung. Wir finden übrigens auch in diesem Abschnitt neben manchem Bemerkenswerthen manches Frappante, wir stofsen auf manche gewagte Aeufserungen, die wir aus dem oben angedeuteten Streben des Verfs., zu Vieles aus politischen Motiven abzuleiten, erklären. Dafs Herodot, wie der Verf. S. 50. bemerkt, Eine bestimmte Idee am Faden der Geschichte und nach den Gesetzen der Kunsteinheit entwickle, wird nur der leugnen können, der Herodot's Werk nicht kennt oder in dessen Geist nicht eingedrungen ist. Auch in der Iliade erkennt der Verf. eine solche Idee, mit der strengsten poetischen Einheit durchgeführt; es ist dies die auch in den ersten Versen ausgesprochene Aufgabe des Ganzen, der Zorn des Achilles und seine verderblichen Folgen. Es ist dies aber, fährt der Verf. fort, eine Einheit nicht nach dem modernen Begriffe, sondern eine Einheit, wie sie sich im Sinne des griechischen Heraklesmythus gestalten mufste, indem Achill als der ideal menschliche Herakles dargestellt erscheint u. s. w.; eben so sey die Anlage der Ilias ganz gleich der des herodoteischen Werkes, das Ziel beider Werke aber: Lob des Herakleismus, und dieser gehe von Aegypten aus. Hier glauben wir doch, ist das Ziel des Ganzen zu speciell aufgefafst. Auch die bei beiden hervortretende Beziehung auf die olympischen Spiele (»Beide,« heifst es S. 55, »schmiegten sich in ihren Werken an die Festsymbolik der olympischen Spiele, jener [Homer] poetisch und näher, dieser [Herodot] mehr im Style der Logographie und entfernter«) wird in dieser Beziehung geltend gemacht und damit auch aus innern Gründen, aus Anlage, Plan und Bestimmung des Werkes die bekanntlich in neuern Zeiten bezweifelte, von Andern aber wieder in Schutz genommene Vorlesung des herodoteischen Werkes, wenigstens eines Theils desselben, als wahr und richtig angenommen.« So kommt der Verf. im fünften Abschnitt auf den logographischen Charakter der Historiographie Herodot's und deren Verhältnifs zum Pragmatismus des Thucydides, S. 56 ff. Wie die Sänger der Kosmogonien die Entstehung der Dinge und die Ausbildung des Weltreichs verherrlichten, so machten die Logographen besonders die Gründung und Erbauung der Städte, die Entstehung irdischer Reiche zum Gegenstand ihrer dichteri-

schen Verherrlichung; ihre Darstellung war natürlich, wenn auch Prosa, so doch dichterische Prosa und mufste es seyn, weil sie nie aus dem Bereich religiöser Beziehungen heraustreten durfte, daher auch ihre Form durch den religiösen, oder wenn man will, politischen Zweck bestimmt war. Das Charakteristische der Sagendichtung, der Logographie, war eben die planmäfsige Verbindung mit andern Sagen, und die Beziehung auf religiöse, vielleicht Stadt-Feste. Etwas Aehnliches findet der Verf. auch in dem Werke des Herodotus, zumal da dieser gleich bei Anlage seines Werkes auf die olympischen Spiele eine Rücksicht genommen, die sich auch durch das ganze Gedicht in deutlichen Spuren verfolgen lasse. Und so lesen wir S. 60: „Das Kunstprincip, als Norm der Veranlagung seines Werks ist Veranschaulichung des Waltens der Dike und Nemesis;« an beide Begriffe knüpfte sich im einfach erhabenen Sinne der Griechen die ganze Weltregierung, und unter ihrer Leitung entwickelte sich Begebenheit aus Begebenheit, beide sind es auch, die die ethisch-religiöse Seite des [olympischen] Festes bilden; und von diesem Standpunkt religiös-festlicher Bedeutung glaubt der Verf., lasse sich allein Herodot's Kunst richtig beurtheilen, und nur so in ein richtiges Verhältnifs zu Thucydides, dem pragmatischen Historiker, setzen. »Berechnete Herodot (so schreibt der Verf. S. 61.) sein Werk auf das an dichterische sinnlich-plastische Darstellungsweise gewöhnte Volk, so berücksichtigte Thucydides die Factionen der Grofsen, ihr Thun und Treiben in Athen.« — „Eine Parallele zwischen Herodot und Thucydides giebt kein unbedingt vortheilhaftes Resultat für Kunst und Kritik des Thucydides. Herodot näherte sich nicht etwa erst der Idee eines Kunstprodukts und mit Thucydides blüht nicht erst wahre Historiographie auf. Beide haben verschiedene Plane, Herodot ist aber eben so consequent in der Durchführung seines Plans als Thucydides, und wessen Werk in Rücksicht der Kunst höher steht, ist nicht so leicht zu entscheiden. Von einem Fortschreiten der Kunst im Thucydides kann nach meiner Meinung nicht die Rede seyn.« —

(Der Beschlufs folgt.)

Heinecke, Homer und Lykurg.

(Beschluſs.)

In ähnlichem Sinn schreibt der Verf. S. 65: »Dem Thucydides ist, darf man vielleicht behaupten, die Geschichte des peloponnesischen Kriegs nur Nebensache, das verwerfliche Treiben der Griechen unter einander, namentlich die Politik Athens an den Tag zu bringen, darauf kommt ihm Alles an.« — Wir glauben, daſs auch hier wieder der Verf. zu weit gegangen ist, so wenig wir auch sein Verdienst in richtiger Beurtheilung des Herodotus verkennen wollen und es auch vollkommen billigen müssen, daſs er von einem absichtlichen Gegensatz zwischen beiden Geschichtschreibern nichts wissen will, und dann weiter auch die Behauptung aufstellt (S. 67.), daſs Thucydides, ohne Sophist zu seyn, sich in seinen Ansichten näher an das Princip eines successiven Entwicklungsganges des menschlichen Geschlechts gehalten. Eben so werden wir ihm gerne beistimmen, wenn er vor Allem in den Reden das Gewicht des thucydideischen Werkes setzt, weil hier die Gegensätze athenischer und spartanischer Politik, welche den Thucydides zum Pragmatiker machen, am meisten hervortreten. »So wird Thucydides (schreibt der Verf. S. 68. 69.) Pragmatiker, aber Pragmatismus in der Geschichte ist nicht sein Ziel selbst, sondern nur die Bedingung, unter der er sein Ziel erreichen kann. Schon hieraus geht hervor, warum das, was Thucydides über alle Zeiten sagt, nicht als unbedingt gewiſs gelten kann [?], welches Gewicht seinen Ansichten über Pelasger und Homer insbesondere beizulegen ist und in welchem Lichte daher die Sicherheit erscheinen muſs, mit welcher viele neuere Gelehrte, unter ihnen namentlich Voſs, sich auf thucydideische Nachrichten gründen. Ist von alten Zeiten die Rede, so möchte den Thucydides, ist anders meine Meinung von ihm zu rechtfertigen, seine politische Richtung eher von tiefern Studien des Alterthums abgeführt, als darauf hingeleitet haben.« — Auch diese Aeuſserung wagt Ref. nicht zu unterschreiben; Thucydides hatte gar nicht die Absicht, die frühere Geschichte zu behandeln; ein Umstand eigentlich nur — das Bestreben, die Gröſse und Be-

deutung des Kriegs, den er zu schildern sich vorgenommen – führte ihn auf die Unternehmungen der früheren Zeit zurück, um daraus einen Beweis für seine eigene Behauptung zu gewinnen. Es ist ihm daher auch blos um die Resultate zu thun, aber um sichere Resultate, die durch eigene Forschung und Prüfung sich als wahr erwiesen, und denen wir daher wohl um so weniger unsern Glauben versagen dürfen, als der streng-prüfende, kritische, durch keine Vorurtheile befangene oder geblendete Geist des Thucydides und seine Liebe zur Wahrheit, hinreichend anerkannt ist, auch kein wesentlicher Widerspruch mit Herodotus in seinen Aeufserungen liegt, obwohl wir gerne zugeben, dafs diese Anlage, Tendenz und Bestimmung seines Werkes allerdings in ganz anderer Weise auf das griechische Alterthum zurückführte, wie den Thucydides. Um aber nicht unbillig gegen den Verf. zu seyn, wollen wir auch das beisetzen, was er gleich darauf weiter urtheilt: »Thucydides Werk ist durch und durch das Werk eines Staatsmannes, der seine Zeit scharf durchschauet, geistvoll und treffend zu charakterisiren versteht, dessen Reden in dieser Rücksicht Nichts im Alterthume übertrifft, in der Kritik seiner Zeit aber, als Feind alles ihr eigenthümlichen Spinthisirens und hypermystischen Gefühlsspielerei principmäfsig den gemeinen Menschensinn zum Führer und Leitstern macht, in das höhere Alterthum einzugehen, keine Gelegenheit nimmt, und eigentlich nur sein aristokratisch monarchisches Princip im Hergange der Dinge zu Athen eklatant zu rechtfertigen sucht.« —

VI. Abschnitt: Grundzüge der lykurgischen Gesetzgebung, eine vielleicht nicht ganz passend gewählte Ueberschrift, da man darunter leicht etwas ganz Anderes verstehen oder erwarten konnte. Was in diesem Abschnitt unter Anderm über die politische Tendenz des Pythagoras und seiner Philosophie S. 76. 77. bemerkt wird, scheint auch uns ganz wahr; auf ein ähnliches Resultat haben ja auch die Forschungen eines neueren Gelehrten in einer mit Recht gekrönten Preisschrift geführt. Eine ähnliche politische Tendenz, auf Unterdrückung des Tyrannenthums gerichtet und zugleich bestimmt, Liebe zu freier Verfassung zu erwecken, nimmt aber unser Verf. auch weiter bei den ionischen Naturphilosophen an; ja schon vor dem Auftreten derselben, meint er, fänden sich im europäischen Griechenland Bewegungen, deren Motive auf den Hintergrund einer Staatskunst führten, der die durchdachtesten Principien zu Grunde liegen mufsten; und eine solche Zeit, meint er, sey das Zeitalter des Lykurgus.

Im siebenten Abschnitt sucht der Verf. die Stellung der homerischen Poesie in den lykurgischen Institutionen zu bestimmen, wobei er von der schon oben angedeuteten Ansicht ausgeht, dafs Lykurg die homerische Poesie zu Förderung und Befestigung seiner politischen Institutionen benutzt hätte. Lykurg, begeistert für die alt-vaterländischen heraklidischen Institutionen, auf welche in der Ilias durchgängig hingewiesen werde, habe gewifs für eine Poesie Sorge getragen, welche dieselbe Begeisterung ausspreche und Andern einzuflöfsen vermöge. Ja der Verf. geht so weit, dafs er den Lykurg, zur Erreichung seiner politischen Zwecke, um die Verwirrung, und den anarchischen Zustand, der das spartanische Volk drückte, zu heben, in einen politischen Geheimbund mit gleich gesinnten Aristokraten treten läfst; einer andern, eben so gewagten Vermuthung des Verfs., dafs vielleicht jetzt erst, unter Lykurg und vielleicht durch ihn selbst, das homerische Epos entstanden, haben wir bereits oben gedacht, und fügen hier nur noch das hinzu, dafs der Verf., bei dem engen Zusammenhang zwischen Poesie, Cultus und Staatsregierung, es gar nicht auffallend findet, wenn Lykurg durch Poesie die bereits vorbereiteten Gemüther seiner Landsleute zu einem bestimmten, seine Plane fördernden Standpunkte religiöser Ideen hinaufzuziehen gesucht habe. Ohnehin, meint er, seyen in Griechenland literärische Erscheinungen sämmtlich durch eine politische Veranlassung in's Daseyn gerufen worden. Aber auch alles dies zugegeben, wird damit weder die Behauptung von einem Geheimbunde des Lykurg mit Aristokraten, Behufs seiner politischen Absichten, noch seine Einführung und Benutzung der Gesänge Homer's zu politischen Zwecken sich gehörig nachweisen lassen. Allerdings trat in dem Peloponnes nach dem Sturze der Pelopidenherrschaft und der Occupation des Landes durch die heraklidischen Dorer eine Zeit der Barbarei und Rohheit ein, welche alle Spuren asiatischer Sittigung möglichst zernichtend, um durch die lykurgischen Institutionen, was zunächst das geistige Element betrifft, gewissermafsen stationär erhalten werden sollte; und mit dieser vorherrschenden Richtung des spartanischen Gesetzgebers, alle Geisteskultur wo nicht ganz zu unterdrücken, so doch zu hemmen und alles weitere Aufkeimen derselben unmöglich zu machen, scheint uns die Absicht, die ihm unser Verf. mit der Einführung homerischer Poesie unterlegt, ganz unvereinbar zu seyn. Die ganze Gesetzgebung, die den Namen des halb mythischen Mannes führt, erscheint kaum als das Werk Eines Mo-

ments oder auch nur Einer Person, sie erscheint vielmehr als das Werk einer ganzen Periode, eines ganzen Zeitalters, wenn man will, sie sollte die alt-dorischen Institutionen und die Stammsitte zurückführen, deshalb den Stamm selber in schroffer Abgeschlossenheit gegen alles Fremde und in einer absichtlich berechneten und gebotenen Unempfänglichkeit oder Stumpfheit für alle höhere geistige Interessen, so weit sie dem Hauptzweck entgegen seyn könnten, erhalten. Wie läfst sich aber von einer Gesetzgebung oder von einem Gesetzgeber, der solche Zwecke verfolgte, annehmen, dafs er der Poesie, also eines geistigen Mittels, zu Beförderung seiner politischen Pläne sich bedient? Uns scheint darin ein schwer zu beseitigender Widerspruch zu liegen.

Der letzte, achte Abschnitt sucht die poetische Einheit der Iliade und die politische Bedeutsamkeit ihrer Grundidee nachzuweisen. Der Verf. nimmt die Ilias als eine Allegorie, und in dieser Beziehung ist ihm die heilige Himmelsordnung Schema für Form und Inhalt des Gedichtes, der Inhalt aber bildliche Darstellung des Wechsels von Licht und Finsternifs, Helena ist dann der Begriff des Lichtes (S. 121.); ja auch dem Argonautenzuge soll eine ähnliche Allegorie zu Grunde liegen. Der Verf. sucht dies nun weiter aus dem Ideengang der Ilias zu entwickeln und schliefst dann S. 125. mit der Behauptung: „so mannichfaltig sich nun auch die Mythen in der Iliade durchkreuzen, sie führen, trotz ihres scheinbar Heterogenen, alle auf Einen Punkt hin, und dieser Eine Punkt ist die Idee der Liebe als Urgrund der Weltenharmonie.“ So wird der Mythus der Ilias Grundlage der gesammten griechischen Mythenmasse, sie selbst aber politisch nichts weiter, als Lobgesang des Herakleismus. Das Gewagte dieser Behauptungen und die grofse Ausdehnung, die der Verf. der Allegorie giebt, ist zu einleuchtend, als dafs wir dabei noch länger verweilen sollten. Auch bei Hesiodus sucht der Verf. einen ähnlichen Ideengang S. 125 ff. nachzuweisen. — Ueber die Odyssee hat sich der Verf. hier nicht näher erklärt, da er sich bei einer andern Gelegenheit, und das wünschen wir, darüber aussprechen will. Daher giebt er hier nur einige kurze Andeutungen, deren Schlufs wir beifügen wollen: „Dafs die Odyssee mit der Iliade einen und denselben Verfasser gehabt habe, ist wiederholentlich und zwar, wie ich glaube, mit Recht bezweifelt. Ich vermuthe, die Odyssee hat einen viel späteren und zwar athenischen Ursprung. Die Idee des Kampfes ist in

der Odyssee in einem mildern und mehr mystischen Tone gehalten, und das möchte dieser Vermuthung das meiste Gewicht geben.“ Ref. denkt anders, obwohl auch er die grofse Verschiedenheit zwischen beiden Poemen, die Niemand verkennen kann, anerkennt, jedoch nicht in dem Grade, um daraus eine Verschiedenheit des oder der Verfasser abzuleiten.

Chr. Bähr.

Die Arithmetik der Sprache, oder: der Redner durch sich selbst. Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude von M. Langenschwarz. Leipzig, bei J. G. Göschen. 1834. 271 S. 8.

Dies Buch tritt mit grofsen Ansprüchen auf. Der Verfasser widmet seine Arbeit »der Menschheit« mit dem Bewufstseyn, die Bahn zu einem ganz neuen Gebiet der rhetorischen Philosophie im Interesse der Zeit und Menschheit wenigstens eröffnet zu haben. Er definirt die Redekunst als »die Fähigkeit: eine gerundete, zusammenhängende, und den innern Menschen bereichernde Darstellung bestimmter Empfindungen dergestalt durch die Sprache kund zu geben, dafs die in unserer Seele gebildeten Begriffe sich, zur Erreichung einer bestimmten Absicht, der Denkkraft Anderer lenkend anschliefsen.“ Schon an dieser Formel, wie auch an anderen, z. B. „Tausende drängen sich mit wahrer Gierde zur Malerei und Musik, die ihr halbes Leben damit hinziehen, ohne irgend eine Vollkommenheit in sich hineingepinselt oder gemusicirt zu haben,“ giebt sich der Verf. selbst keineswegs als einen Meister im präcisen Redesatze kund. Er nennt sich in der Vorrede, welche datirt ist: »Lempola auf Finnland, im Sommer 1832,“ einen Improvisator, und macht als solcher also auf Sprachgewandtheit nicht geringe Ansprüche. Aber bei aller Gewandtheit der Rede, bei einem überaus sanften Flufs und mäfsig blühenden Colorit derselben ziehen sich diese kleinen Verstöfse gegen die Präcision der Worte und Bilder mit durch das Buch. Auch Uebertreibungen laufen mit unter, wenn z. B. die Sprache das „innerste Heiligthum des Menschen, die heiligste Gabe der Natur“ genannt und die Religion gewissermafsen von ihr abhängig gemacht wird. Es heifst: „Empfindung und Sprache! welch ein Himmel in zwei Worten! Klar und zusammenhängend, knüpfen sie den inneren Sinn an das Vorgefühl einer Unsterblichkeit; unklar und stockend, werden sie

zum Vorwurf der Natur gegen die Nachlässigkeit in der Erkenntnifs unseres innersten Heiligthums« — und — »die Natur müsse es der Menschheit zum Frevel anrechnen, die allgemeinste, heiligste ihrer Gaben (die Sprache) mit solcher Nachlässigkeit behandelt zu sehen.« Es scheint, der Verf. redet hier von Finnland, und da mag er vollkommen Recht haben.

Abgesehen von diesen Leberflecken und Sommersprossen ist das Werk voll von trefflichen Winken für den, welcher sich in extemporirten Vortrag Fertigkeit erwerben will, und man kann in der Sicherheit, Festigkeit und innern Klarheit der Ideen, selbst da, wo ihnen die äufsere Einkleidung nicht entspricht, den im Improvisiren geübten Redner nicht verkennen. Er spricht wie ein Meister, der seine Sache in der Gewalt hat. Er handelt zuerst von der 1) Ordnungseinheit, 2) Erkenntnifs, 3) Erinnerung, 4) Festhaltung, 5) Uebersicht, 6) Eintheilung, 7) Bestimmung, 8) Läuterung, und 9) Klarheit der Empfindungen. Er hätte diesen Abschnitt seinem Inhalt nach »Rathschläge, Regeln oder Grundsätze für den freien Vortrag« nennen müssen, denn er ist durchaus praktischen Inhalts. Nun aber überschrieb er ihn mit dem Wort »Theorie.« Und was soll man sagen zu der barocken Spielerei mit der Arithmetik, welche sich unmittelbar hieran knüpft, wenn er von jenen 9 Punkten sagt: »Gleichwie nun die Arithmetik neun Grundzahlen hat, von denen acht wieder durch die erste entstehen, indem diese darin enthalten ist (?), also hat auch die Sprache zur Erhebung des Redebaues neun Grundstufen oder Grundzahlen, von denen acht, wie bei jener, durch die erste entstehen (?), und aus welchen alle Rede-Summen zusammengesetzt werden müssen« — und wenn er dem noch einen Anhang von den Gedanken-Nullen hinzufügt, worunter er die Neben-Vorstellungen versteht, welche aufser Zusammenhange keinen Werth haben, im Zusammenhange aber die Vorstellung verstärken? Der Verf. stand, wie es scheint, im Wahn, dafs wer in Deutschland sich einiges Ansehen als philosophischer Schriftsteller erwerben wolle, den hunten Mantel einer naturphilosophischen Construction umwerfen müsse, und wufste noch nicht, dafs diese Zeit längst vorbei ist.

Was ferner unter den Rubriken von „Addition, Subtraction, Multiplication und Division« abgehandelt wird, ist die Lehre von der Anhäufung und Verbindung der Vorstellungen, von der Entfernung der störenden Begriffe und Empfindungen, von der Verstärkung der Gedanken durch Verschmelzung mit ähnlichen, und

endlich von der Vertheilung unseres Ideenvorraths in harmonische und übersichtliche Gruppen. Der Verf. verdient also nicht insofern den Namen des Erfinders einer neuen Wissenschaft, als er bekannte Themate behandelt, welche in der bisherigen Rhetorik auch als Lehre vom Stil in Beziehung auf seine Deutlichkeit, Klarheit, Correktheit, Einfachheit, Präcision, Nachdruck und Würde, und als Lehre von der Disposition der Gedanken abgehandelt werden, — wohl aber verdient er jenen Namen mit vollem Recht, insofern er diese Gegenstände nach einer vollkommen neuen Methode behandelt. Die bisherige Rhetorik giebt Anleitung, eine gute Rede mühsam zu verfertigen, indem sie zergliedert, wie eine solche in allen Bestandtheilen und Eigenschaften beschaffen seyn müsse. Er hingegen giebt Anleitung, eine gute Rede aus dem Stegreif zu halten, dadurch dafs er beschreibt, in welcher Verfassung die Vorstellungen und Empfindungen des Redners seyn müssen, um eine vollkommene Rede improvisiren zu können. Und hier reifst er uns durch den feurigsten Vortrag, durch die trefflichsten Rathschläge so hin, dafs wir ihm am Ende gern seine Spielerei mit den vier Species der Arithmetik verzeihen, sogar dieselbe momentan lieb gewinnen. Er wirft hin und wieder tiefe Blicke in den Mechanismus der Vorstellungen, ihr gegenseitiges Anziehen und Abstofsen, ihr Verschmelzen, Sichheben und Niederdrücken, und weifs durch seine eigene Begeisterung für seine Sache wieder zu begeistern und sogar hinzureifsen, indem er uns nicht durch eine Aufzählung von Vollkommenheiten oder ein Vor-Augenstellen schwer erreichbarer Musterbilder entmuthigt, sondern durch positive Rathschläge und Mittheilung der wirksamsten künstlerischen Handgriffe unseren Muth im hohen Grade belebt.

Als die wichtigste Eigenschaft eines guten Redners fordert er, dafs man sich übe in Erlangung von Geistesgegenwart. Er empfiehlt nächstdem besonders, sich nicht zu sehr von seinen Empfindungen beherrschen zu lassen, und stets eine gleichschwebende Harmonie der Gefühle in sich zu bewahren. Er bemerkt hierzu als eine häufige Erfahrung, dafs moralisch-unvollkommene Menschen, als die von Leidenschaft zerrissen sind, die Fähigkeit der zusammenhängenden klaren Rede in weit geringerem Grade besitzen, als moralisch-bessere, wobei er den seine blutdürstigen Reden an das Volk hervorstotternden Robespierre anführt, welchem man indefs den stammelnden Moses als einen bedeutenden Gegengrund zulegen könnte. Er fordert dann auf, durch ganz

regellose Uebungen einmal erst seine Empfindungsweise und seinen Gewohnheitsgang im Reden zu erforschen, und, findet man, dafs man gewohnt ist, gleich mit den in sich erwachten Hauptempfindungen den Anfang zu machen und von da aus die Nebenempfindungen zu folgern, diese Gewohnheit durch Uebung in die entgegengesetzte zu verwandeln, wonach man zuerst die Nebenempfindungen entwickelt und erst von diesen auf den Hauptbegriff übergeht, welches der Darstellung eine bessere Perspective giebt. Durch die Beispiele der Schilderung einer Feuersbrunst, so wie auch einer Gruppe mannichfaltiger Naturscenen, tritt dies in ein deutlicheres Licht. Noch mehr, als dem eigentlichen Redner, ist Geistesgegenwart nöthig dem Gesellschaftsredner, welcher sich durch Einwürfe unterbrechen läfst, und dieselben beantwortet, ohne sich dadurch im wesentlichen Gange seiner Empfindungen stören zu lassen. Auch hier hüte man sich, seinen Empfindungen zu ungezügelten Lauf zu lassen, und wie bei der Windmühle lieber ganze Flügeldecken abgenommen und die Räder in ganz langsamen Gang gesetzt werden, ehe man sich im Sturmwinde der Gefahr aussetzt, nach einem nur kurzen, schönen und schnellen Gange das Ganze zertrümmert zu sehen, so opfere man lieber in Voraus solche Vorstellungen, welche, ohne zu nützen, nur einen zu starken Schwung erzeugen. Man übe und schärfe seine Einbildungskraft, welches am einfachsten dadurch geschieht, dafs man jeder schweigenden Betrachtung eines angeregten gegenwärtigen Bildes irgend eine ähnliche, schon längere Zeit vorher gehabte Betrachtung zur Seite stellt, und fortwährend scharf vergleicht, indem man schweigend betrachtet. Beim Reden ordne man die Empfindungen so, dafs stets die stärkeren den schwächeren nachfolgen. Dies wird im Beispiel nachgewiesen am Monolog eines Abgebrannten. Man entferne alle überflüssigen Vorstellungen. Wer leicht zerstreut wird beim Reden, der übe sich im Reden für sich allein vor einem bestimmten Gegenstande, z. B. einem Fenster, bis ihm dies so zur Gewohnheit geworden ist, dafs seine Phantasie ihm den Gegenstand überall, wo er redet, mithinträgt und gleichsam vor ihm hinstellt. Als ein Meisterstück von Gedankenverstärkung oder Multiplication der Begriffe wird Cicero's Rede für den Roscius angeführt, wo der Redner den Begriff der entsetzlichen Schuld des Vatermords mit dem Begriff der bis zur Stunde des Mords stattgehabten Schuldlosigkeit des Angeklagten multiplicirt, und indem hierdurch noch die Lasterhaftigkeit der That in's Unendliche wächst, daraus die

Unmöglichkeit, aus der ebenen Bahn der Tugend plötzlich auf die allerhöchste Stufe des Lasters zu springen, darthut. Der Redner mufs den darzustellenden Bildern nicht unstät nachjagen, sondern ruhig im Geiste stehen, sie durch innere Kraft herbeirufen, in den von ihm zu betretenden Kreis einschliefsen, und sich erst dann ihrer nach bestimmter Wahl bedienen. So wie man in einem Kahne darum das Einsetzen der Ruder in's Wasser nicht als einen Ruck bemerkt, weil es schon früher geschieht, als der Kahn wiederaufgehört hat zu gleiten, so mufs auch der improvisirende Redner den ruckweisen Fortschritt seiner Gedanken besonders sorgfältig dem Sinn seiner Zuhörer verbergen, und daher seine Aufmerksamkeit schon immer auf die zukünftigen Vorstellungen geheftet haben. Er thut am besten, diese als Bilder zu fixiren und in der Phantasie vor sich hin zu stellen, so verdeutlichen sich dieselben unglaublich durch das Hinstarren des inneren Auges auf sie, und der Redner wird, an sie gelangend, indem er neue Gedanken producirt, die Empfindung haben, als ob er nur Gedanken aus der Erinnerung wiederholte. Der Improvisator mufs mit Empfindungen anfangen, die ihm die geläufigsten sind, und allmählig zu ungewohnteren übergehen. Er mufs sich, während er redet, von seinen Ideen umgeben sehn, wie von einem Kreise liebender Kinder, die er mit Sorgfalt und Kenntnifs ihrer Gemüthsart aus seiner Seele hinausschickt, um sie den Empfindungen seiner Zuhörer zur Pflege zu übergeben.

Die eigenthümlichen psychologischen Ansichten des Verfs. sind oft frappant, in der Regel aber zu unmotivirt, als dafs man ihnen Beifall schenken könnte. Z. B. hält er den Traum für einen Weg, auf dem die Seele sich vom Ueberflusse geistiger Bewegungen befreit, oder für eine Entledigung schon vorhandener, überflüssiger Vorstellungen. Von der Seele sagt er, sie sey wie eine Uhr zu betrachten, in der die Vorstellungskraft die Feder und das Bewufstseyn den Zeiger bildet. Die Phantasie ist die Unruhe, die Einbildungskraft die Spiralfeder und der Verstand das Zifferblatt. Er stellt das Gesetz auf, dafs bei der Subtraction zweier abstracten Begriffe von einander jedesmal entgegengesetzte Begriffe als Reste erscheinen. Z. B. Gefühl min. Stolz = Anmuth. Stolz min. Gefühl = Hochmuth. Leid min. Mäfsigung = Verzweiflung. Mäfsigung min. Leid = Ergebung. Glaube min. Arg = Vertrauen. Arg min. Glaube = Mifstrauen. Lob min. Aufrichtigkeit = Heuchelei. Aufrichtigkeit min. Lob = Geradheit. Hierbei ist zu berichtigen, dafs dies nicht von allen

abstracten Begriffen gilt, z. B. nicht von Gedanke und Freude, nicht von Tugend und Ursache, sondern nur von denen, welche von Natur eine gewisse Beziehung auf einander haben, nach welcher sie schon in unserer gewohnten Vorstellung ein Ganzes ausmachen, d. h. wir müssen dem Begriff durch die Subtraction einen gewissen Mangel anfühlen, und dann gilt es auch von concreten Begriffen, z. B. ein Mann ohne Weib ist das Gegentheil von einem Weib ohne Mann, ein Buch ohne Titel ist das Gegentheil von einem Titel ohne Buch, gerade so wie in abstracten Begriffen ein Zorn ohne den Trieb zu schaden das Gegentheil ist vom Trieb zu schaden ohne Zorn, ein Humorist ohne Fröhlichkeit das Gegentheil von einem Fröhlichen ohne Humor, ein Lob ohne Aufrichtigkeit das Gegentheil von einer Aufrichtigkeit ohne Lob. Mit dieser Modification gebraucht ist dies als eine treffliche Methode des Nachdenkens über Empfindungen, Begriffe, Charaktere und Temperamente überaus anzuempfehlen, die wir aber auch ohne das unzählige Male instinktartig gebrauchen, ohne uns ihrer bewufst zu seyn.

C. Fortlage.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

1) *Kurzgefafste Belehrung für diejenigen, die sich über meine neue Heilmethode der Krämpfe und Unterleibsbeschwerden unterrichten wollen. Von Moritz Strahl, Dr. der Medicin u. s. w. Berlin, in der Enslin'schen Buchhandlung.* 1833. 48 *S.* 8.

Der Verf., bekannt durch seine Monographie über den Alp, eine Krankheit, an welcher er selbst eine Reihe von Jahren gelitten und alle Heilformeln erschöpft hatte, glaubt durch eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Zufälle, von welchen er heimgesucht war, tiefer in das dunkele Gebiet der Nervenleiden eingedrungen und zu Resultaten gelangt zu seyn, die für die leidende Menschheit segensreich seyn könnten, um so mehr, als er von dem hierauf gegründeten Heilverfahren in einer ausgebreiteten Praxis günstige Erfolge gesehen zu haben versichert. Der Zweck vorliegender Schrift ist, das gröfsere Publikum in den Stand zu setzen, des Verfs. Ansichten zu prüfen und das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. Ref. möchte bezweifeln, dafs gerade dies durch die vorliegende Schrift erzielt werden

dürfte, da der behandelte Gegenstand und auch die Sprache, in welcher dies geschehen ist, über die Sphäre des gröfseren Publikums hinausgeht. Auch erscheint eine solche Rechtfertigung vor den Laien als überflüssig, da diese den Arzt und seine Heilmethoden immer nur nach den Erfolgen und dem Ausgang der Kur beurtheilen, und eigentlich auch keinen andern Mafsstab anzulegen befugt sind. Gehört überdies vor das Forum des grofsen Publikums die Anklage gegen die Aerzte, dafs das geheime Wesen der Nervenleiden bisher so wenig gekannt sey? ist eine so genannte populäre ärztliche Schrift der geeignete Ort, um Ausfälle gegen die Kunstgenossen zu machen, die hier nach Kategorien abgetheilt und gerichtet werden?

Der Verf. ist der Meinung, dafs die Krämpfe, welche vom Unterleibe ausgehen, durch eine krankhafte Luftanhäufung bedingt sind, und prüft ihre Verhältnisse, Folgen u. s. w. in ähnlicher Weise und nach ähnlichen Grundsätzen, als er in seiner Schrift über den Alp (S. 91—138.) gethan. Grofses Gewicht auf des Venetianers Sanctorius unmerkliche Hautausdünstung legend, glaubt er, dafs diese genau mit der Luftentwicklung während der Verdauung zusammenhänge, dafs die im Darmkanal gebildete Luft in das Gefäfssystem gelange und durch dieses sich fortbewege, sowie er S. 15. häufig an sich selbst empfunden zu haben ernstlich versichert, dafs die Luft vom Magen aufsteigend sich schwirrend in der Brust und dem Gehirne ausgebreitet habe. Dem gemäfs betrachtet er die Nervenzufälle als das Produkt einer gehinderten Luftausscheidung und Luftanhäufung in verschiedenen Gebilden, namentlich in den Blutgefäfsen (welche auf die Gangliennerven zurückwirke), zugleich aber auch als ein Heilbestreben der Natur, das zum Zweck hat, die aufgehäuften Luftstoffe aus dem Körper zu scheiden, welche der Verf. selbst als eine neue, früher nie da gewesene Ansicht von dem Wesen und der Bedeutung des Krampfes bezeichnet.

Die Laien, welche solches lesen, werden wahrscheinlich die Erklärungsweise als sehr plausibel aufnehmen, die Kunstgenossen dagegen bald sich überzeugen, dafs das neue Gebäude auf unsichere, wenn nicht falsche Prämissen gebaut ist.

---

2) *Ueber das Scharlachfieber und ein gegen alle (?) Formen und Stadien desselben höchst wirksames Specificum. Ein Sendschreiben an den Hrn. Präsidenten u. s. w. Rust, von Moritz H. Strahl, Doctor u. s. w. Berlin* 1833. *Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin.* 30 *S.*

Nach einer kurzen Prüfung der jetzt herrschenden pathologisch-therapeutischen Ansichten über den Scharlach, welche manches Wahre, aber auch manche gewagte Behauptung enthält, empfiehlt der Verf. das kohlensaure Ammonium als ein wahres Specificum gegen den Scharlach, welches für alle Formen und

Stadien der Krankheit und für alle Individualitäten sich gleich nützlich zeige und beim Scharlach das leiste, was die Einimpfung der Kuhpocken gegen die Variolen.

Abgesehen davon, dafs die Vaccination vor den Blattern schützt, aber durchaus ohne Einfluſs auf den Verlauf der natürlichen Blattern bei einem von dieser Krankheit ergriffenen Individuum ist, so dafs also die Kuhpockenlymphe und das kohlensaure Ammonium nicht parallel gestellt werden können, müssen wir unser Urtheil über den Werth dieses Heilverfahrens so lange zurückhalten, bis anderweitige Erfahrungen über diesen Gegenstand zu Schlüssen berechtigen, wann und unter welchen Umständen beim Scharlach das kohlensaure Ammonium seine Anwendung findet. Auch hat der Verf. uns darüber im Ungewissen gelassen, ob er von diesem Heilverfahren während der Höhe der Epidemie, oder zu Ende derselben jene günstigen Erfolge erhalten, indem erfahrungsgemäfs in allen Epidemien zu Ende derselben bei jeder Heilmethode ungewöhnlich viele Kranke, und man kann sagen, die meisten, genasen.

---

3) *Die Homöopathie im Lichte des gesunden Menschenverstandes. Vorgetragen in der Versammlung des würtembergischen ärztlichen Vereins zu Stuttgart am 26. Mai 1834. von Dr. Härlin, Oberamtsarzte in Nürtingen. Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandl. 1834. 46 S.*

Aerzte und Laien werden mit Vergnügen diese Schrift lesen und mit Befriedigung aus der Hand legen, dem Verf. das Zeugnifs gebend, dafs aufser Sachs in Königsberg und Simon in Hamburg kein Schriftsteller diesen Gegenstand mit so viel Humor und Scharfsinn entwickelt hat. Auch Ref. fühlt sich zu dem Bekenntnifs gezwungen, dafs er, gleich dem Verf. vorliegender Schrift, eine Widerlegung der Homöopathie für überflüssig, nutzlos und zweckwidrig hält, indem sie als eine Volkskrankheit erscheint, die gleich der Tanzwuth im Mittelalter jeden Stand und jedes Geschlecht ergreift und erst dann aufhören wird, wenn man es verschmäht, durch Vorstellungen und Gründe vor der *Monomania homoeopathica* zu warnen, und im Gegentheil den davon Ergriffenen bis zu ihrer vollkommensten Sättigung aufspielt.

---

4) *Klinische Mittheilungen von Dr. F. A. G. Berndt, königl. Geheimen Medicinalrathe, ordentl. Prof. der prakt. Medicin u. s. w. zu Greifswald. 1. Heft. Greifswald 1831, in der akademischen Buchhandlung bei C. A. Koch. VIII u. 166 S. 8.*

Zu bedauern ist es, dafs nur wenige deutsche Lehrer und Vorsteher klinischer Anstalten von den Leistungen derselben eine öffentliche Rechnung ablegen, so dafs man in der That fast

glauben möchte, es existirten dergleichen gar nicht auf manchen unserer Hochschulen. Anerkennung verdient es, dafs die Professoren der Heidelberger Universität eine rühmliche Ausnahme hiervon gemacht und seit fast zehn Jahren in belehrenden Abhandlungen alljährlich das Wissenswerthe aus ihrem klinischen Wirken in der von ihnen redigirten ärztlichen Zeitschrift mitgetheilt haben, was auch für Andere endlich ein Sporn zu ähnlichen Arbeiten geworden seyn dürfte.

Vorliegende Schrift giebt uns die erste Kunde von den klinischen Instituten zu Greifswald. Sie beginnt mit einer kurzen Geschichte der Errichtung und Vervollkommnung dieser Anstalten auf der oben genannten Universität, welche eigentlich erst im Jahre 1822 durch Wilhelm Sprengel in's Leben gerufen und unter Berndt's Bemühung erweitert und vervollkommnet wurden.

Hierauf folgt eine Abhandlung über die Aufgaben des klinischen Unterrichts, die Erfordernisse, welche die Lösung derselben nothwendig macht, und über die Art und Weise, nach welcher der Verf. diese Lösung zu erstreben bemüht war. Dieser Abschnitt enthält viel Wahres und vor Allem eine richtige Würdigung und Beschränkung der so genannten Autopsie, welche von manchen klinischen Lehrern überschätzt und übertrieben wird. Dabei darf es nicht unberücksichtigt bleiben, dafs manche Herrn, welche von nichts als Autopsie reden, grofse Böcke schiefsen würden, wenn ihnen nicht geübte Soufleurs zur Seite ständen.

Der Verf. giebt nächst dem eine gedrängte Uebersicht seines nosologischen Systems. Er nimmt dynamische, vegetative und organische Krankheiten an, und rechnet zur ersten Klasse die Fieber, die Congestion, die Entzündungen, die Putrescenz, allgemeine und örtliche Sensibilitätssteigerungen, Algien, Krämpfe, Lähmungen, Scheintod, die Hydrophobie, die Vergiftungen, die Kriebelkrankheit [diese sollte billig den Vergiftungen beigesellt seyn. Ref.]; zur zweiten dagegen die Cachexien, die Dyscrasien, die Infectionen, die Vollblütigkeit, die diesem entgegengesetzten Zustände, den Gastricismus, die Blutflüsse und die Zurückhaltung normaler Blutentleerungen, die Harnruhr, die Lithiasis, die Schleimflüsse, die Gelbsucht, den Speichelfluss, die Wassersucht. [Dafs diese Gruppirung mannichfaltige Ausstellungen erfahren wird, leuchtet ein! Ref.]

Nun folgt eine summarische Uebersicht der vom 1. Mai 1824 bis 1833 in der medicinischen Klinik zu Greifswald behandelten Kranken (6216) nebst einigen allgemeinen Bemerkungen. Vorherrschend war der sthenische Krankheitscharakter, am häufigsten heimgesucht wurden die zur Verdauung mitwirkenden Organe, der Scharlach herrschte zweimal epidemisch, ebenso oft die Masern und der Keuchhusten, die *Induratio ventriculi* ist eine häufige Erscheinung, selten und milde erscheint die Scrophulkrankheit [wahrscheinlich eine Folge der Nähe der Ostsee. Ref.]

Den Beschluſs machen medicinische Beobachtungen und Erfahrungen aus der medicinischen Klinik. Der Verf. gab mit Erfolg bei Quotidian- und Tertianfiebern kleine Gaben China oder Chinin kurz vor oder im Anfalle selbst. Gröſsere oder geringere Gaben China oder Chinin hatten keinen Einfluſs bezüglich der Recidive. Bei Fiebern mit dem Quartantypus verordnete B. selten China, sondern starke Dosen von Helleborusextract mit Salmiak und bittern Mitteln. Von dieser Behandlung sah B. glückliche Resultate bei mindestens 1000 Wechselfieberkranken während 10 Jahren in Greifswald. [In andern Gegenden fanden sich die Aerzte veranlaſst, dieses Verfahren aufzugeben, und statt dessen die China oder das Chinin in sehr starken Gaben zu reichen, ohne welche kein Fieberkranker genesen wollte. Vor allen gilt dies von dem von zwei langsam flieſsenden Flüssen und bedeutenden Sümpfen eingeschlossenen Tours, wie die dortigen Aerzte, namentlich Bretonneau, versichern. Ref.] Die übrigen hier mitgetheilten Fälle sind keine häufigen Erscheinungen in der ärztlichen Praxis und verdienen um so mehr beachtet zu werden, als sie im Entstehen leicht verkannt werden können.

---

5) *Bericht über die medicinisch-chirurgische Klinik zu Münster, für den Zeitraum vom Frühjahr* 1825 *bis dahin* 1830 *von Dr. C. W. Wutzer, ordentl. öffentl. Professor der Chirurgie u. s. w. zu Halle (zeitherigen Director der Klinik zu Münster), gegenwärtig in Bonn. Mit sieben Tabellen und einer Steindrucktafel. Münster* 1831. 104 S. 8.

Alle Kranken, mögen sie den Städten oder dem platten Lande, den höheren oder den niederen Klassen der Gesellschaft angehören, bilden nur eine Klasse und können mit Recht von den Regierungen verlangen, daſs diese für eine Klasse von Aerzten in hinreichender Zahl sorgen, nämlich für gebildete Aerzte. Nur Halbwisser und Afterärzte, aber keine gebildete Heilkünstler, können aus den sogenannten Chirurgenschulen, Pepinièren oder wie man sie sonst nennen will, hervorgehen, weil die dort als Studierende aufgenommenen Jünglinge nicht den Grad von Schulbildung gemäſs den bestehenden Verordnungen mitbringen, welcher unentbehrlich ist, um die Heilkunde auf eine für die Menschheit ersprieſsliche Weise zu studieren. Es ist besser, ohne ärztliche Hülfe zu bleiben, als diese von Halbwissern und Routiniers zu erhalten, welche, ohne Begriff von der *Vis medicatrix naturae*, durch den *Abusus medicaminum* die Natur mifshandeln aber nicht heilen. Darum kann Ref. in das Lob nicht einstimmen, welches der Verf. diesen Anstalten in dem ersten Abschnitte der Schrift spendet.

Die zweite Abtheilung enthält klinische Betrachtungen, die manches Interessante und Lehrreiche enthalten, namentlich machen wir aufmerksam auf einen Fall von *Cataracta* bei einem

mit *Coloboma iridis* behafteten Manne, auf die mitgetheilten Beispiele von geheilter oder gebesserter *Amaurosis*, auf die Mittheilungen über *Psorophthalmie*, *Trichiasis* und *Entropium*, über *Defectus radicis nasi*, *Scirrhus linguae*, *Ulcera maligna linguae*. Den innern Krankheiten ist eine zu geringe Aufmerksamkeit hier gewidmet.

---

6) *Vues nouvelles sur la Vaccine considerée comme une simple petite vérole locale, suivies d'expériences qui tendent à prouver, que le virus de la variole et de la varioloide, mitigé avec le lait de vache au moment de son inoculation ne produit qu'une éruption locale semblable à celle de la vaccine, ce qui démontre l'éxistence à priori d'un germe variolique dans le bouton vaccinal; par L. J. M. Robert, professeur d'hygiène navale à l'école secondaire de médecine de Marseille, médecin du lazareth etc. Marseille* 1830. 148 *S.* 8.

Der Verf., als Schriftsteller und Praktiker einen grofsen Ruf im südlichen Frankreich mit Recht geniefsend und vielfach verdient um die Quarantäne-Anstalten Marseille's (nach Güntz, ein Enkel jenes Jacob Robert, welcher während der fürchterlichen Pest, die in Marseille 50,000 Menschen wegraffte, mit Audon als einziger Arzt seinen Mitbürgern treu blieb, Verwandte und Freunde um sich sterben sah und dennoch mit unerschrockenem Muthe seine wissenschaftlichen Forschungen verfolgte), gehört zu den wenigen Aerzten, welche auch in ihrem spätern Alter nicht aufhören, durch Schrift, Wort und That für die Veredlung der Heilwissenschaft zu wirken, wie seine vor wenigen Jahren erschienenen Schriften über die Pockenepidemie vom Jahre 1828, das gelbe Fieber, die Cholera, die Seebäder bei Marseille und die vorliegende Schrift zur Genüge dartbun.

Vorliegendes Werk ist nach des Verfs. eigener Erklärung als die dritte Auflage seiner historischen Skizze über die Pockenepidemie zu betrachten, welche im Jahre 1828 so grofse Verheerungen in Marseille anrichtete. Es beginnt mit einer geschichtlichen Uebersicht dieser Seuche, und theilt nächst dem einige Impfversuche mit Varioloiden- und Variolenstoff bei nicht vaccinirten Kindern mit, welche sämmtlich ohne Unterschied Anfangs Vaccineähnliche Pusteln, aber am neunten Tage ein heftiges Fieber und nach Verlauf von 2 bis 3mal 24 Stunden einen über den ganzen Körper verbreiteten, gutartig verlaufenden Pockenausschlag bekamen, woraus er auf Identität beider Krankheiten mit der Vaccinepustel schliefst, welche letzte er als eine lokale Pockenkrankheit ansieht.

Beachtung verdient es, dafs eine nicht unbedeutende Zahl Individuen, welche früher die wirklichen Blattern überstanden hatten, und die Spuren davon trugen, abermals an denselben während dieser Epidemie erkrankten und zum Theil starben, was

in Marseille nicht allein, sondern auch in der Umgegend wahrgenommen wurde.

In den übrigen Abschnitten handelt Robert von den Resultaten der Leichenöffnungen, von der wahrscheinlichen Dauer der Schutzkraft der Schutzpockenimpfung, von dem Rechte des Staats, alle Bewohner zu nöthigen, sich der Vaccination zu unterwerfen, von der zerstörenden Kraft des Chlorkalks auf das Blattercontagium.

---

7) *Acta regiae Societatis medicae Havniensis. Vol.* VII. *Havniae* MDCCCXXX. *Sumtibus societatis.* X u. 290 *S.* 8.

Es ist wünschenswerth, wenn unsere gelehrten Vereine dem Beispiele der dänischen, französischen und einigen englischen folgen und dem Publikum Kunde von ihrem Leben und Treiben durch Bekanntmachung ihrer Arbeiten geben möchten. Leider thun dies bis jetzt aber erst sehr wenige gelehrte Gesellschaften Deutschlands, und man würde von ihrem Bestehen oft wenig oder nichts wissen, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Creirung einiger Mitglieder ihr Daseyn bezeichnete.

Die in vorliegendem siebenten Bande der Verhandlungen der durch eine seltene Thätigkeit ausgezeichneten medicinischen Gesellschaft in Kopenhagen abgedruckten Aufsätze betreffen einige Krankheiten des Gehirns nebst Sectionsberichten, einen Fall von Melaena, eine eigenthümliche Vergefslichkeit eines einzigen Gegenstandes, einen Fall von angeborner Disposition zu gefährlichen Blutungen, klinische Seltenheiten, einen seltenen Fall von einer Brustfistel, die Heilung eines ungewöhnlich grofsen *Fungus haematodes*, eine mit einer Lebergeschwulst complicirte penetrirende Brustwunde, ganz eigenthümliche Zufälle bedingt durch eine Geschwulst im Gehirne, praktische Notizen, Bemerkungen über die Luxation des Radius, über Gehirnschwamm, einen seltenen Fall von Selbstmord, eine Beobachtnng über Milchabscefs, über einen angebornen Nasenpolypen und noch mehrere andere nicht minder interessante Gegenstände.

Indem es uns zu weit führen würde, in eine Beurtheilung der einzelnen Abhandlungen einzugehen, wollen wir nur soviel bemerken, dafs sie sämmtlich von grofsem wissenschaftlichen Interesse sind und daher die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums verdienen.

Heyfelder.

N°. 72. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Die Florentinische Geschichte in acht Büchern von Niccolo Machiavelli. — Aus d. Ital. übersetzt von Joh. Ziegler, königl. griechischem Oberlieut. in der Infanterie, Lehrer der Schule der Evilpiden. — Auch unter dem Titel: Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. A. d. I. übers. u. s. w. Vierter Band. Karlsruhe, b. Ch. Th. Groos. 1834. 428 S. 8.

Der Uebersetzer ist auch in diesem Theile der Werke M.'s dem Grundsatze treu geblieben, von welchem das Gelingen einer jeden ähnlichen Arbeit abhängt, — seinen Schriftsteller so wiederzugeben, dafs er in der Uebersetzung denselben Eindruck, wie in der Urschrift, auf den Leser macht. (Eine bei diesem Schriftsteller besonders schwierige Aufgabe! Alles scheint bei ihm mit eilender Feder hingeworfen zu seyn. Vielleicht kann man ihn in dieser Beziehung mit Montaigne vergleichen. Aber man versuche sich nur in der Nachahmung eines solchen Vortrages, und man wird sich bald überzeugen, dafs es weit schwerer ist, sich einen kunstlosen als einen künstlichen oder kunstgerechten Styl anzueignen.) Wir können daher nur das Lob wiederholen, welches wir den früheren Bänden der Uebersetzung in diesen Blättern ertheilt haben. Jedoch, der Leser urtheile selbst. Wir lassen zu diesem Ende eine Stelle aus der Uebersetzug folgen; sie steht zu Anfang des 3ten Buches.

»Die heftige natürliche Feindschaft zwischen Volk und Adel, deren Grund darin liegt, dafs dieser befehlen, jenes nicht gehorchen will, ist Ursache aller Uebel, die in den Städten entstehen. Aus diesen widerstrebenden Leidenschaften zieht alles andere, was die Republiken erschüttert, seine Nahrung. Dies hielt Rom uneinig, dies hat — wenn es erlaubt ist, Kleines mit Grofsem zu vergleichen — Florenz getheilt erhalten. Die Wirkungen aber, die in beiden Städten daraus hervorgingen, waren verschieden. Die Feindschaften, welche im Anfang in Rom zwischen Volk und Edlen Statt fanden, wurden durch Worte, die von Florenz durch's Schwert entschieden. Die von Rom endeten mit einem Gesetz, die von Florenz mit der Verbannung und dem Tode vieler Bürger. Die von Rom vermehrten stets die kriegerische Tapferkeit, durch die von Florenz erlosch sie völlig. Die von Rom führten die Stadt von Gleichheit zu einer sehr grofsen Ungleichheit der Bürger, die von Florenz haben es von Ungleichheit zu einer merkwürdigen Gleichheit gebracht.«

»Diese Verschiedenheit der Wirkungen kann nur durch das verschiedene Ziel verursacht seyn, welches diese beiden Völker

verfolgten. Das Volk von Rom wünschte die höchsten Würden in Verein mit den Edlen zu genieſsen, das von Florenz kämpfte um den ausschlieſslichen Besitz der Regierung, ohne daſs die Edlen daran Theil nähmen. Da also das Verlangen des römischen Volkes billiger war, waren die Verletzungen den Edlen erträglicher. Leicht gab der Adel nach, ohne zu den Waffen zu greifen; und nach einigem Streite kam man überein, ein Gesetz zu geben, wodurch das Volk befriedigt wurde und die Edlen in ihren Würden blieben. Das Verlangen des florentinischen Volkes hingegen war beleidigend, ungerecht. Mit gröſserer Kraft rüstete sich daher der Adel zu seiner Vertheidigung, und deshalb kam es zum Blutvergieſsen und zu Verbannung der Bürger. *Die* Gesetze, welche hierauf erlassen worden, waren nicht zum gemeinschaftlichen Nutzen, sondern allein zu Gunsten des Siegers gegeben.“

» Aus derselben Ursache ging hervor, daſs die Stadt Rom durch die Siege des Volkes tapferer wurde. Da die Volksmänner die Staatsämter, die Stellen im Heere und den Oberbefehl mit den Edlen führten, so wurden sie mit derselben Tapferkeit erfüllt, welche Jene besaſsen. Die Stadt, worin die Tapferkeit wuchs, wuchs an Macht. In Florenz hingegen wurden durch den Sieg des Volkes die Edlen der Staatsämter beraubt. Wollten sie dieselben wieder erwerben, so muſsten sie in Betragen, in Gesinnung, in der Lebensart den Volksmännern nicht nur gleich seyn, sondern auch scheinen. Hieraus entstand die Vertauschung der Wappen, die Veränderung der Familientitel, welche die Edlen, um Volk zu scheinen, vornahmen.«

Möge Hr. Z. auch auf seiner neuen Laufbahn der vaterländischen Literatur nicht untreu werden.

Genealogisch-geschichtlich-statistisches Jahrbuch für das Jahr 1835, enthaltend die Genealogie der Dynastien und Standesherren und kurze Statistik der civilisirten Staaten in und auſser Europa, mit Bemerkungen über die Religion, den jetzigen Handel, den geistigen und materiellen Verkehr, die Bevölkerung, den Kriegsstand, die Verfassungen, die Verwaltung und das Staatseinkommen, auch Blicke in die nahe Zukunft der erschütterten Staaten, von F. A. Rüder Leipzig, bei K. F. Köhler. 1835. 163 *S.* 8.

Von diesem Jahrbuche erscheint diesmal schon der fünfte Jahrgang; ein genügender Beweis, daſs es bei dem Publikum den Beifall gefunden hat, den wir ihm, als wir den ersten Jahrgang in diesen Blättern anzeigten, versprechen zu können glaubten. Auch diesmal hat die Schrift wieder durch Zusätze und Verbesserungen gewonnen. Wenn auch die Schrift des rühmlich bekannten Verfs. die Mitwerbung einer bedeutenden Anzahl ähnlicher Schriften zu bestehen hat, so unterscheidet sie sich doch zu ihrem Vortheile vor allen diesen dadurch, daſs sie in einen

sehr beschränkten Raume und für einen sehr mäfsigen Preis sehr viel giebt. Uebrigens steht jeder Jahrgang für sich, d. i. er enthält nicht blos Ergänzungen und Abänderungen; das mufste die Einrichtung seyn, wenn die Schrift zum täglichen und zum allgemeinen Gebrauche tauglich seyn sollte.

Zachariä.

ÜBERSETZUNGSLITERATUR.

1) *Griechische und Römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen. Herausgegeben von G. L. Tafel, Professor zu Tübingen, C. N. Osiander und G. Schwab, Professoren zu Stuttgart. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien. 1833 und 1834. in 12.*

Von dieser in No. 26. d. Jahrg. angezeigten Sammlung sind uns seitdem folgende Fortsetzungen zugekommen:

Von den Griechen sieben Bändchen (No. 131 — 137.) und zwar von Philostrat das dritte Bändchen (No. 131. der ganzen Sammlung), durch Hrn. Prof. Lindau zu Oels, in derselben Weise behandelt, wie die früheren und gleich diesen durch die Einleitungen sowohl als durch die zahlreichen Noten, welche aufser der Erklärung noch manche kritische Bemerkung enthalten, von besonderem Werth. Es enthält dieses Bändchen die Gemälde Philostrat's des Jüngern und des Kallistratus Standbilder.

Mit den beiden nächsten Bändchen (No. 132. 133.) ist der Anfang einer Verdeutschung des Aristoteles, und zwar zunächst der zur Rhetorik und Poetik gehörenden Schriften, gemacht. Hr. Rector Roth zu Nürnberg liefert darin die drei Bücher der Rhetorik in einer Uebersetzung, auf die wir wohl alle Freunde des alten Philosophen mit Recht aufmerksam machen dürfen, indem der Hr. Verf. zuerst es versucht, eine wortgetreue Uebersetzung ohne umschweifende Paraphrase zu liefern, um so auch in der deutschen Nachbildung Ton und Farbe des Originals wieder erkennen zu lassen und doch dem Genius unserer Sprache keine Gewalt anzuthun. Bekanntlich ist eine solche Uebersetzung des Aristoteles schwerer, als die irgend eines andern alten Autors, wegen der kurzen, gedrängten und ganz eigenthümlichen Ausdrucksweise, der schwer wieder zu gebenden Kunstausdrücke u. A., was wir hier nicht Alles aufzählen können. Herr Roth hat diese schwierige Aufgabe auf eine gewifs befriedigende Weise gelöst, wie dies nicht blos im Allgemeinen der ganze Charakter der Uebersetzung zeigt, sondern namentlich auch der Vortrag, der in einer klaren und verständlichen Sprache sich bewegt und doch frei zu halten sucht von allen den Umschreibungen und jener paraphrasirenden Weitschweifigkeit, die gerade hier dem Uebersetzer sein Geschäft allerdings erleichtern,

aber dafür auch den eigenthümlichen Charakter des griechischen Originals gänzlich verwischen wird; nur hie und da hat er, wie es auch im Plane dieser ganzen Sammlung von Uebersetzungen lag, dem Verständnifs und der richtigen Auffassung durch Anmerkungen nachzuhelfen gesucht, die er freilich noch weiter hätte ausdehnen können, wenn er alle Fragen, zu denen der Text des Aristoteles Veranlassung darbietet, darin hätte abhandeln wollen. Aber aus Rücksicht auf Zweck und Bestimmung der Uebersetzung ist solches unterblieben. Im Text folgte er Buhle's Recension; denn zu der Zeit, als er an die Uebersetzung ging, war Bekker's Ausgabe noch nicht erschienen, sie wurde indefs später bei den bestrittensten Stellen nachträglich verglichen. Wir hoffen, dafs durch diese Uebersetzung, die in Vielem auch die Stelle eines Commentars vertreten kann, das Studium des Aristoteles nicht wenig gefördert werde, und wünschen darum baldige Fortsetzung.

Dio Cassius, durch Hrn. Dr. Leonhard Tafel, ward mit dem fünften Bändchen fortgesetzt (No. 134.), welches den Schlufs des 41sten, dann das ganze 42 und 43ste Buch enthält und gleich den früheren Bändchen mit manchen eigenen kritischen Verbesserungen ausgestattet ist (z. B. zu XLIII, 18. 28. 31. 37.). Dasselbe ist der Fall bei der Uebersetzung des Appianus durch Hrn. Superintendent Dr. Dillenius, der uns im zwölften Bändchen (No. 137.) das fünfte Buch der römischen Bürgerkriege liefert. Von Polyän's Kriegslisten gab Hr. Director Dr. Blume zu Potsdam die zwei ersten Bücher in einem Bändchen (No. 135.). Die Schrift des Polyän, eine, wie auch der Hr. Uebersetzer ganz richtig bemerkt, aus reicher Belesenheit hervorgegangene, aber ohne festen Plan und mit mangelhafter Kritik zusammengetragene Compilation, hat für uns durch die mannichfachen, aus verlorenen Schriftstellern darin aufgenommenen, historischen Notizen immerhin keinen geringen Werth. Denn man würde freilich sehr irren, blos Kriegslisten (στρατηγήματα) darin zu finden, weil dieser Titel, wie so manche andere des Alterthums, einen allgemeinen Inhalt nicht ausschliefst und das Buch insbesondere für die Kunde des alten Kriegswesens zu Wasser wie zu Lande von Wichtigkeit ist, dadurch aber die Herausgeber dieser Sammlung rechtfertigt, einen solchen Schriftsteller mit in ihren Kreis gezogen und in ihrer Sammlung aufgenommen zu haben. Sie waren dabei so glücklich, einen Mann zu finden, der diesem, von verhältnifsmäfsig nur Wenigen gelesenen Autor ein genaueres Studium gewidmet hatte (das auch in der Uebersetzung sich bald erkennen läfst) und, bei dem früheren Vorsatz, eine kritische Bearbeitung des Textes zu liefern, zu schätzbaren Hülfsmitteln gelangt war. Diesem Umstande verdanken wir manche hier mitgetheilte Verbesserung des Textes; namentlich im zweiten Buche, wo der Hr. Verf. öfters von der seiner Uebersetzung sonst zu Grunde gelegten Textesrecension Korai's abzugehn für nöthig fand. Dafs die nöthigen Erklärungen dieser Uebersetzung nicht

fehlen, brauchen wir wohl nicht besonders zu erwähnen. — Von Isocrates (durch Hrn. Präceptor A. H. Christian) erschien ein zweites Bändchen (No. 136.), welches den berühmten Panegyricus und den Philippus enthält, beide Reden mit ausführlichen Einleitungen, die auch zugleich als schätzbare Beiträge zu einer Charakteristik des Isokrates und seiner Reden zu betrachten sind, dann mit genauen Uebersichten des Inhalts und des Ganges der Rede, nach einer dieselbe in ihre einzelnen Theile zerlegenden Skizze, so wie mit den zum Verständnifs der im Text selber berührten Gegenstände nothwendigen Erläuterungen ausgestattet.

Bei den Römern beginnen wir mit Vellejus Paterculus, dessen Geschichte Hr. Dr. Götte aus Braunschweig in zwei Bändchen geliefert hat. Die Uebersetzung liest sich gut und wird billige Ansprüche nicht unbefriedigt lassen. Auch hier fehlen nicht die erklärenden Noten, denen sich selbst mehrere Verbesserungsvorschläge des Textes (wie z. B. II, 26 fin.) zugesellen, so wie eine Einleitung oder vielmehr Vorrede, die über das Werk des Vellejus und den Charakter des Geschichtschreibers, wie er sich darin zu erkennen giebt, manches Beachtenswerthe enthält. Dann folgt ein Leben des Vellejus, in welchem die verschiedenen Momente, hauptsächlich nach Dodwell, so weit als möglich ausgemittelt und bemerkt sind. Von dem bekannten Vorwurf der Schmeichelei gegen Tiberius sucht zwar der Hr. Uebersetzer den Tiberius in sofern frei zu sprechen, als ja Nichts natürlicher gewesen, dafs ein Soldat seinen Feldherrn, der ihn zu Kampf und Sieg geführt, lobe; nur die Wärme, mit der dies von Vellejus geschehe, sey auffallend und gegen Vellejus einnehmend, während seine Lobeserhebungen eines Sejanus uns empören müfsten und allerdings schwer zu begreifen seyen. Wir können uns hier natürlich nicht weiter in eine Prüfung dieser Behauptungen einlassen, die einem andern Orte vorbehalten seyn mufs.

Von Tacitus lieferte Hr. Pfr. Gutmann, derselbe, der auch die übrigen Schriften des Tacitus auf eine so befriedigende Weise (wie wir früher bereits bemerkt haben) in dieser Sammlung übersetzte, ein sechstes Bändchen (No. 86.), welches der Annalen erstes und zweites Buch in gleicher Weise wie die übrigen behandelt, enthält. Die Briefe des Seneca setzte Hr. Prof. Pauly in einem zweiten Bändchen (No. 73, mit den Briefen No. XXXIII—LXV.) fort. In fünf andern (No. 70. 71. u. 34. 85.) ist Livius geschlossen, und somit das grofse Unternehmen, über dessen Ausführung wir uns schon in den früheren Anzeigen erklärt hatten, von Hrn. Oberconsistor. Rath Klaiber, in fünf und zwanzig Bändchen, selbst mit Inbegriff der Inhaltsanzeigen der verlorenen Bücher, glücklich vollendet worden. Auch Cicero wird eifrig fortgesetzt; die in unserer vorigen Anzeige erwähnten Bücher vom Redner (von Hrn. Oberschulrath und Director Dilthey zu Darmstadt) sind mit dem dritten Bändchen, welches das dritte Buch enthält (No. 74. oder XVI. des Cicero), geschlossen, die Reden selber aber vom dritten bis zum achten Bändchen (No. XXIX—XXXIV. oder N. 78. 79. 81. 82.

83. 87.). durch Hrn. Prof. C. N. Osiander zu Stuttgardt, den rühmlichst bekannten Uebersetzer des Thucydides, auf eine eben so befriedigende Weise fortgesetzt. Es enthalten diese acht Bändchen die ganze zweite Rede gegen Verres nach ihren fünf Abtheilungen, dann die nur zum Theil auf uns gekommenen Reden für Marcus Tullius und für Fontejus selbst mit den einzelnen daraus vorhandenen Bruchstücken der verlorenen Theile, und die Rede für Cäcina: wobei nirgends die erforderlichen Erläuterungen fehlen und eine genaue Uebersicht des Gangs und Inhalts einer jeden einzelnen Rede vorausgeschickt ist. Hr. Rector Moser in Ulm, dem diese Sammlung bereits mehrere andere philosophische Schriften Cicero's verdankt, wie wir in den früheren Anzeigen hervorgehoben haben, gab in zwei Bändchen (No. XVII. und XVIII. oder No. 77. 80.) die Uebersetzung der akademischen Untersuchungen oder, wie der wahre lateinische Titel lautet, der *Academica*. Zahlreiche Noten erleichtern und fördern das Verständnifs dieser nicht so ganz leichten und selbst durch manche darin vorkommende Kunstausdrücke schwierigen Schrift, während eine dem Ganzen vorangeschickte Einleitung uns mit dem Charakter der Schrift, der Tendenz ihres Verfs. und den merkwürdigen Schicksalen derselben auf eine Weise bekannt macht, wodurch wir diese Uebersetzung als einen höchst zweckmäfsigen Führer insbesondere bei der Privatlectüre empfehlen zu können glauben. Im Texte folgte der Uebersetzer der neuesten Ausgabe von Orelli, die anerkannt vor allen andern Bearbeitungen dieser Schrift in kritischer Hinsicht den Vorzug verdient. Auch läfst er, wie Orelli, den Lucullus oder das zweite Buch der ersten Bearbeitung vorangehen und darauf das erste Buch der zweiten Bearbeitung nebst den Bruchstücken der verlorenen Theile des Ganzen folgen. Genaue Inhaltsübersichten erleichtern den Ueberblick und lassen den Zusammenhang der einzelnen Theile der Schrift mit Leichtigkeit erkennen. Von den Pflichten (durch Hrn. Rector G. G. Uebelen in Stuttgardt) erschien das erste Bändchen (No. XIX. oder No. 88.) mit dem ersten Buch dieser lesenswerthen Schrift, ebenfalls mit einer Einleitung versehen, die sich besonders über den Sohn des Cicero, an den ja der Vater die Schrift richtete, verbreitet, und diesen von den Flecken, die auf ihm lasten, gewissermafsen zu reinigen sucht, auch die Verhältnisse, unter denen Cicero schrieb und die Zeit, um welche er schrieb, auseinandersetzt. In Bezug auf letztere bemerken wir, dafs der Hr. Uebersetzer die Abfassung der Schrift in die kurze Frist vom October 44. a. Chr., wo sich Cicero von Rom auf sein Landgut begab, bis zum 9. Decbr., wo er von da wieder nach Rom zurückkehrte, verlegt, indem wahrscheinlich vor Ende November die ganze Schrift vollendet gewesen. Eine Hauptstelle für diese Behauptung ist der Brief Cicero's an Atticus, wenn er anders, wie der Hr. Uebersetzer mit Schütz annimmt, erst am 24. Oct. und nicht, wie man sonst annimmt, erst am 24. Juni geschrieben worden.

2) *Des Cajus Plinius Cäcilius Secundus Lobrede auf den Kaiser Trajan. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet von J. Hoffa, der Philosophie Dr. und Privatdocenten an der Universität zu Marburg. Marburg, Druck und Verlag von N. G. Elwert.* 1834. XX *und* 183 *S. in gr.* 8.

Auch diese Uebersetzung scheint aus ähnlicher Absicht hervorgegangen zu seyn, indem der Uebersetzer eine neue, der vorangeschrittenen Bildung der deutschen Sprache angemessene Uebersetzung der berühmten Rede des Plinius auf Trajan zu liefern gedachte und daher nicht ohne Grund bemerkt, dafs gelungene Leistungen der Art „vielleicht das sicherste Mittel seyn möchten, selbst die eifrigsten Gegner des Studiums der Alten zu besserer Einsicht zu bringen und sie zu überzeugen, dafs die Schriften der Alten billig die Pflege verdienen, welche man ihnen zu allen Zeiten angedeihen liefs.“ Bei den wiederholten, aber freilich nur von Ignoranz oder bösem Willen zeugenden Angriffen der neuern Zeit auf die klassischen Studien des Alterthums können wir nur wünschen, dafs diese Absicht des Hrn. Verfs. ihren Zweck bei recht Vielen nicht verfehlen möge; seine Uebersetzung eines der Meisterwerke römischer Beredsamkeit ist wenigstens von der Art, dafs man einen solchen Einfluſs wohl erwarten und hoffen darf, da sie ohne von dem Texte des Schriftstellers, d. h. von den einzelnen Worten, deren Zusammenstellung und Construction sich sehr zu entfernen, getreu das Original in einer reinen deutschen und fliefsenden Sprache wieder zu geben sucht. Ref. weifs nur zu gut, dafs bei Schriftstellern dieser schon späteren römischen Periode und speciell bei einem Plinius der Uebersetzer, wenn er nicht Ton und Farbe des Originals aufgeben will, mit ganz eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die mit in der rhetorischen Ausstattung, dem gekünstelten Wesen und jenem damals vorherrschenden Streben nach exquisiten und ungewöhnlichen Phrasen, pikanten Antithesen u. dergl. m. liegen. Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung, in der aber unter Anderm der Verf. S. XII. den Charakter des Plinius oder vielmehr einer Rede, recht treffend, nach unserer Ansicht, gezeichnet hat, und unter dem Texte stehen die wegen der vielfachen in der Rede vorkommenden geschichtlichen Angaben erforderlichen Erklärungen, die, ohne gerade auf eine neue gelehrte Behandlung des Autors Anspruch zu machen, den Lesern, für welche die Uebersetzung bestimmt ist, die zum richtigen Verständnifs nöthigen Angaben über historische, antiquarische und andere Gegenstände in reichem Mafse und mit den gehörigen Nachweisungen und Belegen unterstützt, darbieten, auch mehreres Kritische enthalten, da nämlich, wo der Hr. Verf. den Text der Gierig'schen Ausgabe, den er seiner Uebersetzung zu Grund legte, verlassen zu müssen glaubte.

3) *Euripides Werke, Urschrift, Uebersetzung in den Euripideischen Versmafsen und Anmerkungen von Dr. Johannes Minckwitz. Erster Theil. Die Phoinikerinnen. Leipzig* 1834. *Verlag von Leopold Voſs.* VIII *u.* 155 *S. in gr.* 8.

Wir können nicht bergen, dafs die Lektüre dieser Uebersetzung eines der vorzüglicheren Werke griechischer Poesie in uns einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen hat, weil der Verf., obwohl bemüht, so getreu als möglich die Worte des griechischen Dichters in deutschen Versen wiederzugeben, doch in diesem allerdings löblichen Streben nicht zu weit gegangen ist oder sich darin zu den Extremen hat fortreifsen lassen, in welchen wir so manche sonst schätzbare Versuche der Art in neuerer Zeit erblicken, wo uns die geschrobene und gekünstelte Ausdrucksweise, die gedrechselten Verse sammt den fremdartigen, unserer Sprache aufgedrungenen Wendungen und Constructionen bald zurückschrecken, wo die Steifheit der Sprache, die Härte des Ausdrucks nimmermehr anziehen oder dem des Originals unkundigen Leser einen richtigen und würdigen Begriff von diesen Producten der alten Kunst beibringen kann. Dieser Tadel kann unserm Ermessen nach vorliegende Uebersetzung nicht treffen, da in ihr nur höchst wenige Stellen vorkommen, an welchen man in dieser Beziehung Anstofs nehmen könnte, und das Ganze in einer fliessenden Sprache und in einem durchweg würdevollen, dem Charakter des alten Drama angemessenen Tone sich bewegt. Aus diesen Gründen können wir gern diese Uebersetzung in den Händen aller Derer sehen, die, ohne zu dem griechischen Original greifen zu können, doch einen richtigen Begriff von dem Charakter und der Würde des griechischen Drama gewinnen wollen. Mit welcher Mühe und Sorgfalt der Uebersetzer gearbeitet, zeigt sich bei der Gewandtheit des Ausdrucks vielleicht weniger auf den ersten Blick, als dies bei näherer Prüfung der Fall ist, und wir können daher dem Verf. nur gleiche Ausdauer bei fortgesetzten Bemühungen wünschen. Die Vergleichung mit dem Original erleichtert der der deutschen Uebersetzung gegenüberstehende Abdruck des griechischen Textes nach Dindorf. Mehrere Abweichungen davon sind nebst einigen andern kritischen Bemerkungen in den Noten unter dem Text aufgeführt. — Druck und Papier sind vorzüglich zu nennen.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf ein Programm aufmerksam zu machen, dessen Inhalt und Tendenz freilich von der Art ist, dafs es jeden Versuch einer solchen Uebertragung griechischer und römischer Poesien als mifslungen und verfehlt in sich darzustellen sucht:

Ueber die metrischen Uebersetzungen classischer Dichterwerke der Alten in die deutsche Sprache, mit Bestimmung des Begriffs von Gedicht und beiläufigen Bemerkungen über einzelne poetische Erzeugnisse. Einladungsschrift zu den feierlichen Prüfungen im Gymnasium zu Hersfeld von Dr. H. W. Kraushaar, Conrector des Gymnasiums u. s. w. Cassel. Druck und Verlag von Jerome Hotop. 1834. 32 S. *in 4to.*

Wir übergehen hier die ausführlichen, aber mehr einleitenden Bemerkungen, worin der Verf. zu bestimmen sucht, was Dichtung und dichterische Bshandlung eines Gegenstandes überhaupt, was ein Gedicht sey, ferner was der Zweck der Uebersetzung classischer Dichter des Alterthums, namentlich in Absicht auf die Bildung der Jugend; wir übergehen, was der Hr. Verf. weiter über den Unterschied der beiden alten Sprachen, als quantitirender, von der Deutschen, als einer accentuirenden hemerkt, und eilen zu dem End- und Hauptresultat der ganzen Untersuchung, welches wir mit den eignen Worten des Verfs. S. 24. anführen wollen: „Wenn man darauf ausgeht, die deutsche Sprache bei Uebersetzungen in die beibehaltenen Rhythmen der alten Künstler einzuzwängen, so thut man ihr entweder Gewalt an oder der dichterische Geist der Alten geht, zum Theil wenigstens, verloren.“ — Und S. 28: „Wollen wir demnach mit unsern metrischen Uebersetzungen die deutsche Sprache durch Gräcismen und Latinismen entstellen, oder sie schwerfällig im Rhythmus einhergehen lassen, oder wollen wir die schöne Kunst der Alten in einen von Verstandeszeichen zusammengeflickten Schleier hüllen, dafs man ihr holdes Angesicht nicht mehr sehe? Die prosaische Poesie, welche wir, bei dem Uebersetzen, durch Verstandesausdrücke gewinnen, ist die Leiche der verblichenen Dichtkunst, deren schöne Seele dann entflieht, und den Schatten eines Homer und Virgil ihre Entwürdigung klagt. Die deutsche Spraehe bewegt sich mit Gewandtheit stark und mächtig, wenn sie dem vaterländischen Genius dient, als Sclavin der Alten aber sinkt sie tief, denn sie verliert ihre Eigenthümlichkeit u. s. w.“ Wir glauben, dafs der Verf. hier zu weit gegangen ist und einen Mifsbrauch für die Sache selbst, die wie jede andere, ihre hestimmten Grenzen hat, die sie ohne Nachtheil nicht überschreiten kann und darf, angesehen hat. Dafs man in dem Streben, die classischen Dichter des Alterthums möglichst getreu in derselben Form, also auch in denselben Rhythmen, auf deutschen Boden zu verpflanzen, zu weit gegangen und dadurch wahre Zerrbilder von Uebersetzungen geliefert, wird Jeder zugestehen, der mit dieser Literatur einigermafsen hekannt ist: aber dafs wir demselben Strehen da, wo es sich in den gehörigen Grenzen gehalten hat, manche relativ wenigstens (denn jede Uebersetzung wird nur eine unvollkommne Nachbildung des Originals liefern können) nicht ganz mifslungene Uebersetzungen zu verdanken hahen, die dss, was unter diesen

Verhältnissen überhaupt zu leisten möglich ist, geleistet haben, dürfen wir doch zur Ehre unserer Nation und unserer einer so grofsen Bildsamkeit fähigen Sprache nicht in Abrede stellen.

Endlich gedenken wir noch einer inländischen Schrift, die zwar nach den Gesetzen unseres Instituts keiner Kritik unterliegen kann, aber in jeder Hinsicht auch einem gröfseren Publikum bekannt und von ihm beachtet zu werden verdient:

Des Pericles Standrede auf die gefallenen Athener, Thucyd. II, *cap.* 35–45. *übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von F. A. Nüfslin. Als Beilage zu dem Mannheimer Lyceumsprogramme von* 1834. 20 S. in 8.

Die Bemerkungen, welche der Uebersetzung vorangehen, geben den Standpunkt an, und bezeichnen den Charakter der Reden eines Pericles, die „auch in dem treuesten Abbilde keine Geistesmahnung für flache, durch fade Lektüre entnervte und verzärtelte oder durch Partheiung verzerrte, desto mehr für unbefangene, ernste und geistvolle Leser (sind).“ Nur für solche schrieb der Hr. Verf., und solche werden auch in der möglichst getreuen Nachbildung, die ihnen der Hr. Verf. anbietet, sich befriedigt finden. Die beigefügten Anmerkungen, aus einem gröfseren Commentar entlehnt, den uns hoffentlich der Hr. Verf. bei einer andern Gelegenheit mittheilen wird, geben das zum Verständnifs Nothwendige und verbinden damit insbesondere eine gerechte Würdigung der Verdienste des grofsen Pericles, als Staatsmann und Redner. — Von demselben Hrn. Verf. haben wir aufserdem anzuführen:

Erklärung der Homerischen Gesänge nach ihrem sittlichen Elemente für gebildete Leser. Der sechste Gesang der Odyssee als Probe. Von F. A. Nüfslin. Mannheim, Druckerei von F. Kaufmann's Wittwe, 1834. 39 *S.* 8.

In dieser Schrift ist der göttliche Sänger von einer Seite aufgefafst und dargestellt, die bisher nur wenig oder gar nicht beachtet worden war; „Ich möchte,“ sagt der Hr. Verf. in der Vorrede, „den gröfsesten und weisesten Dichter der Welt, ohne ihn zu modernisiren und die hohe Einfalt antiker Darstellung zu verwischen, unserer jetzigen Denkweise näher bringen und vorzüglich edeln, gebildeten Männern und Frauen, die ihn nicht in der Grundsprache nachlesen können, angenehm und verständlich machen. Eine anspruchslose Entwicklung seiner sittlichen Ansichten, wobei auch das Schöne, in sofern es dem Guten beigesellt ist, nicht übergangen werden durfte, schien um so sicherer zum Ziele zu führen, als man in unserer Zeit gar nicht gewohnt ist, den grofsen Sänger von dieser, wie mir scheint, der wichtigsten Seite zu betrachten.“ Dies ist die Tendenz dieser Schrift, die zugleich als eine Probe angesehen werden soll, deren Fort-

setzung gewifs mit uns Jeder gern wünscht, der diese Probe durchgelesen und dabei sich überzeugt hat, auf welche Weise der Hr. Verf., die Schwierigkeiten einer solchen Behandlungsweise nicht verkennend, seinen Gegenstand, mit steter Rücksicht auf jene Tendenz, richtig aufgefafst und behandelt hat.

Chr. Bähr.

L. A. Seneca's Tragödien, metrisch übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Eduard Sommer. Lief. 1—4. Der rasende Herkules, Thyestes, die Phönizierinnen, Hippolyt. Dresden, Grimmer'sche Buchhandl., 1834. kl. 8. 80, 68, 38 und 73 Seiten.

Schon wieder eine Uebersetzung des Tragikers Seneca? — Warum nicht, wenn der Uebersetzer das Ding auf neue und bessere Art angreift; wenn er sprachkundiger und überhaupt begabter ist als die Vorgänger; wenn er wenigstens ein bestimmtes Ziel fest in's Auge fafst und nicht, wie der Knabe bei Persius, auf's Gerathewohl bald Sperlingen, bald Krähen nachläuft. Ueber Dergleichen belehrt gewöhnlich eine Vorrede; hier ist keine. Nur auf dem Umschlage meldet die Buchhandlung, das Ganze werde in 10 Lieferungen, die Lieferung zu 5 Groschen, erscheinen, und im Oktober beendigt seyn. Die dritte Lieferung enthalte zugleich Seneca's Leben und eine Charakteristik seiner dramatischen Werke. Begierig griffen wir nach dieser dritten Lieferung; allein wir fanden nichts von dem Versprochenen, und der Umschlag des 4ten Heftes zeigt an, dafs es erst dem 5ten angehängt werden solle, welches 5te Heft aus besondern Gründen zuletzt erscheine. Das klingt ziemlich sonderbar. So sind wir also vor der Hand blos auf die Arbeit selbst hingewiesen; entweder weil der Uebersetzer keiner Einführung derselben bei dem Publikum zu bedürfen glaubt, oder weil er, um ein populäres Bild zu gebrauchen, fürchtet, sich in die Karten sehen zu lassen.

Zur Sache. Hr. S. ist nicht ohne Talent, nicht ohne Kenntnifs beider Sprachen, und kommt her von der Lesung unserer Tragiker. Ihren Geist, ihre Art suchte er in den alten Lehrer und Unterhalter des phantastischen Nero hineinzutragen. Daher die Verwandlung des Senars in den jetzt üblichen fünffüfsigen Jambus, der natürlich für den Senar zu eng ist, daher bald Zusammenziehungen, bald Erweiterungen der Gedanken nöthig macht, wie man sie mehr in prosaischen Paraphrasen als in metrischen Dolmetschungen erwartet. Hier zur Beurtheilung gleich der Anfang des rasenden Herkules:

> Soror Tonantis (hoc enim solum mihi
> Nomen relictum est), semper alienum Jovem
> Ac templa summi vidua deserui aetheris,
> Locumque, coelo pulsa, pellicibus dedi.
> Tellus colenda est: pellices coelum tenent.

Pathetische und, nach der Regel griechischer Trimeter, schön gedrechselte Verse, die uns Hr. S. so verdeutscht:

Da bin ich nun, des Donnergottes Schwester,
Denn dieser Name blieb allein mir übrig.
Verwittwet komm' ich, denn verlassen hab' ich
Den Zeus, der stets von mir entfremdet ist,
Verlassen des erhabnen Aethers Zinnen,
Und meinen Nebenbuhlerinnen habe
Verbannt ich aus dem Himmel Raum gegeben.
Ich muſs auf Erden wohnen, denn den Himmel
Besitzen meine Nebenbuhlerinnen.

Welche Weitschweifigkeit, welche Mattheit, wovon das Original fast keine Spur zeigt, des gemeinen Ausdrucks: da bin ich nun, nicht zu gedenken! Das ist der Fluch solcher Nachahmungen, deren Unnöthigkeit, wenigstens in unserer Sprache, der Vorgang bekannter Uebersetzer, welche genau und glücklich klassische Muster nachbildeten, hinlänglich darthut. Offenbar ist diese Art von Bearbeitung ein Rückschritt; wir verlieren dadurch unsern Vorzug vor den Nachbarvölkern, wegen dessen uns die Gibbon beneideten. *) Und doch sollten wir vielmehr, von der jugendlichen Bildsamkeit der Teutonide überzeugt, immer höher aufstreben, und selbst Göthe zu übertreffen suchen, dessen Hexameter ein geistvoller Mann neulich als Versmuster aufzustellen wagte, über deren Vollkommenheit man gar nicht hinausdenken dürfe.

Wie Hr. S. die grofsartige Form des Senars aufgab, so bildet er auch die Anapästen und die lyrischen Sylbenmafse taliter qualiter nach. So der Chor der Thebaner in demselben Stück, S. 11:

Im Westen der Welt flimmern nur matt noch
Wenige Sterne; es flieht mit der Nacht
Ihr irrendes Licht. Mit erneuetem Glanz
Treibt Phosphorus fort das schimmernde Heer.

Bei Seneca anapaesti dimetri. Im Deutschen können nur Vers 1, 3 und 4 dafür gelten, der 2te Vers ist ein dreifüfsiger überzähliger Daktylus. Man vergleiche die asklepiadeischen Verse S. 33, unter welche sich ein solcher verirrt:

Und den furchtbaren Hals der Schlange abhaut,

und die durch unrichtige Betonung (O wie neidisch bist dū, anstatt bīst dŭ, tapferen Männern, Glück), unrichtige Aussprache (Eurystheus viersylbig), und Verkürzung einer Länge wie stets (Ungeheuer bekämpft, und sich im Kampf stets übt) beleidigen. Seneca ist manchmal dunkel. Doch geschah seit Jahr und Tag Manches für ihn, wovon Hr. S. nichts zu wissen scheint, wenn er z. B. jene Verse zu Anfang des Thyestes:

Quis male deorum Tantalo visas domos
Ostendit iterum?

so giebt:

Welch eine Gottheit zeigt bösartig wieder
Dem Tantalus die Wohnung, wo er lebte? —

*) M. s. Matthison's Brief an Bonstetten vom 11. Okt. 1789.

Sonach können wir nicht umhin, die Herausgabe dieser Arbeiten für übereilt zu erklären, da sie offenbar hinter den Anforderungen der Zeit zu sehr zurückstehn. Bekannte neuere Sammlungen von Uebersetzungen der Klassiker reizten wahrscheinlich den Nacheifer sowohl des Dolmetschers als der Verlagshandlung; allein die im Ganzen ungleich gröfsere Vollendung jener Uebersetzungen hätte beide an das Horazische *nonum prematur in annum* erinnern sollen.

Wir bemerken noch, dafs die angehängten Anmerkungen (zusammen kaum 1 Bogen) unbedeutend sind. Dagegen lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

F. H. Bothe.

ALTERTHUMSKUNDE.

1) ***Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde. Ein Handbuch für Studierende und jeden Gebildeten. Von Chr. Th. Schuch, Professor [in Bischoffsheim]. Mit einem Vorwort von Friedrich Creuzer. Heidelberg, bei Ofswald, 1834. 1sten Bandes 1stes u. 2tes Heft. 160 S. in gr. 8.***

Unter den verschiedenen Versuchen, die man in neuerer Zeit gemacht hat, bei dem Unzureichenden der bisherigen Hülfsmittel, ein umfassendes, dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft wie einer Bestimmung entsprechendes Werk der den classischen Studien des Alterthums sich widmenden Jugend in die Hände zu geben, verdient das vorliegende Werk gewifs vor andern Beachtung und Aufmerksamkeit, wie sich dies aus einer nur allgemeinen Andeutung des Inhals und der Behandlungsweise bald ergeben wird, da eine umfassende Kritik desselben nach den Gesetzen des Instituts nicht verstattet ist. Der Hr. Verf. hat sich, soweit wir aus dem, was bis jetzt gedruckt vorliegt, entnehmen können, hauptsächlich die Aufgabe gestellt, gebildete Jünglinge in den obern Classen der Gymnasien oder auch solche, die sich die Alterthumsstudien nicht gerade zu ihrem Lebensberuf erwählt haben, aber doch dieselben liebgewinnen und daher auch später noch in Stunden der Mufse gern zu ihnen zurückkehren, mit dem Nothwendigsten bekannt zu machen, was zu einer richtigen und umfassenden Kunde des Alterthums in seinen verschiedenen Zweigen nöthig ist, und ihnen einen Ueberblick zu geben, der sowohl über das Ganze der Wissenschaft, als über einzelne Punkte ihnen die erforderliche Belehrung geben kann, ohne dafs sie nöthig haben, eigene Forschungen erst noch darüber anzustellen, wozu oft den Einen die dazu erforderliche Zeit und Geschick, den Andern die dazu nöthigen Hülfsmittel der Literatur fehlen, auch nur Wenigen eine gröfsere Bibliothek zugänglich seyn dürfte. Dann aber soll dieses Werk, das also die sichern Resultate der Forschung neuerer Zeit in den verschiedenen Theilen der Alterthumswissenschaft in einem klaren und faslichen Vortrag darzu-

legen bestimmt ist, insbesondere zu einem Handbuch sowohl für Schüler wie für Lehrer beim Unterrichte dienen, die Lernbegierde anregen und damit überhaupt Liebe und Eifer für die klassischen Studien des Alterthums erwecken. Es mufsten daher alle gelehrten Erörterungen und Beweisführungen wegfallen, es konnte und durfte nur das Bewährte und Sichere, und zwar in möglichster Kürze und Bestimmtheit vorgetragen werden, und der Verf. mufste hier allerdings auf den Ruhm Verzicht leisten, neue Entdeckungen gemacht oder neue Hypothesen und Systeme, mit denen uns Andere so reichlich beschenken, aufgestellt zu haben; diese konnten, zu der Erreichung des oben bemerkten Zweckes, wenig fruchten. Aus gleichen Rücksichten sind alle Citate und das, was man den gelehrten Apparat nennt, weggefallen, obwohl man bald dem Werke ansieht und bei näherer Prüfung sich davon noch besser überzeugen kann, dafs es aus den Quellen und mit Benutzung der besten Hülfsmittel ausgearbeitet ist, und dafs der Verf. gerade dadurch seinem Werke einen Werth und damit einen Vorzug vor andern ähnlichen Werken gegeben hat. Möchte dieses sein Bemühen überall erkannt und nach Verdienst gewürdigt werden!

Die erste Lieferung beschäftigt sich noch fast ausschliefslich mit der Geographie, von der allerdings hier ausgegangen werden mufste, da die Kunde von Land und Boden alles Andere bedingt. Ueber die mythische Geographie ist der Verf. (und wer wird es in einer solchen Schrift nicht angemessen finden?) ziemlich kurz, dann folgt die historische Geographie und nun im zweiten Kapitel eine Uebersicht der ältesten Erdkunde, an welche im dritten Kapitel sich die Uebersicht der den Alten bekannten Welt anschliefst. Mit dem vierten Kapitel treten wir dann in die specielle Geographie; dieses Kapitel ist der Beschreibung von Griechenland nebst seinen Inseln gewidmet, wobei ebensowohl die allgemeinen Punkte über Beschaffenheit des Landes und Bodens, als das Statistische und Topographische berücksichtigt werden, und namentlich bei den einzelnen Orts-Angaben die Beziehungen auf die neuere Geographie nirgends vermifst werden. Mit grösserer Ausführlichkeit, die indefs durch die Bestimmung des Werkes gerechtfertigt wird, und mit möglichster Genauigkeit, unter Benutzung der besten, uns bekannt gewordenen Hülfsmittel, hat der Verf. eine Beschreibung des alten Athens geliefert, und wenn wir in der folgenden Lieferung eine ähnliche von Rom erhalten, so hat das Publikum wohl alle Ursache damit zufrieden zu seyn.

Das, als wir diese Anzeige bereits niedergeschrieben hatten, uns zugekommene zweite Heft giebt im 5ten Kapitel eine Bevölkerungsgeschichte des alten Griechenlands, geographisch-historisch betrachtet (nach H. G. Plafs), mit einer Uebersicht der älteren Stämme und der herakliidisch-dorischen Züge, oder der Völkerwanderung, wie dies der Verf. nennt, und eine Geschichte der griechischen Colonien. Das sechste Capitel: »Geheiligte Einrichtungen, die hellenischen Staaten zu einem Ganzen zu verbinden

nd den Nationalsinn zu bezwecken" (also von der Proxenie, dem Amphiktyonenbunde u. s. w.) macht den Schluſs des ersten Buches. Das zweite enthält die attischen Staatsalterthümer, und verbreitet ich nach Anleitung und mit Benutzung der besten vorhandenen Hülfsmittel (von Reynier, Böckh u. A.) zuerst über den Boden, die Produkte und Maſse, die Bevölkerung und deren Lebensunterhalt, Gewerbswesen und Handel, Zinsfuſs, alles mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit; im dritten Buch (oder der zweiten Abtheilung der Staatsalterthümer) folgt die Regierung, zuerst das Königthum und dann der Freistaat, besonders nach der Solonischen Einrichtung.

Am Schlusse dieses können wir nicht umhin, aus dem Vorwort, womit Hr. Geh. Rath Crenzer dieses »mit Fleiſs und Liebe ausgearbeitete Buch" begleitet hat, noch Folgendes mitzutheilen: „Es mag unserm materiellen Zeitalter nicht oft genug gesagt werden können, daſs Philologie und Alterthumskunde es nicht blos mit Worten und Redensarten zu thun haben, daſs es sich hier um hochwichtige Sachen handelt, worunter viele sind, wovon noch der heutige Europäer zu seinen praktischen Zwecken Nutzen ziehen kann, daſs ja schon unsere technischen und wissenschaftlichen Kunstworte, welche groſsentheils griechisch sind, hinlänglich beweisen, wie die Griechen theils die Erfinder, theils die Verbesserer der Wissenschaften und Künste waren; — in letzteren zum Theil für uns noch heut zu Tage unerreichbar. — Denn daſs es ein Geistesleben giebt, welches von der geistigen Erbschaft zehren muſs, welche, allen Zeitaltern genügend, die Alten uns hinterlassen haben, ein Seelenstreben, das nicht durch Dampf in Bewegung zu setzen, und dessen Ziel ein anderes ist als Geld und Sinnengenuſs, — davon zu reden möchte anjetzo Vielen eine Thorheit dünken. Es möchte selbst vonnöthen seyn, die jungen Leute, die sich sonst so unbefangen an die groſsen Erscheinungen des Alterthums anschlossen und an ihnen sich begeisterten, nunmehr durch das realistisch-praktische Interesse für die alt-klassischen Studien zu gewinnen, da die für ihr zeitliches Glück besorgten Eltern und Vormünder ihnen täglich das Praktische und Einträgliche als das einzige, was Noth thue, vorhalten, und da die gleichgesinnten Sprachmeister — nicht die Philologen — ihnen ihr: „nur neuere Sprachen!« eben so eifrig vorsprechen — weil sie selber nicht wissen, daſs die meisten neueren Sprachen, zu den sogenannten Romanischen gehörend, ohne die Kenntniſs von Griechisch, und besonders von Latein nicht gründlich erlernt werden können.«

Worte, leider nur zu wahr, gesprochen in einer ihrer geistigen Verflachung immer mehr zueilenden Zeit! Möchte, das wünschen wir mit dem Vorredner, dieses Werk dazu beitragen, jene ungünstigen Verhältnisse und Umstände zum Bessereu zu wenden und Vorurtheile zu zerstreuen, deren Folgen am Ende allem wissenschaftlichen Leben Verderben drohen.

2) *Car. Fr. Chr. Wagneri, professoris Marburgensis, Opuscula Academica. Volumen primum. Marburgi* MDCCCXXXII, *sumtibus et typis librar. Academ. N. G. Elwertianae.* VI u. 234 *S. in gr.* 8.

Ein Veteran übergiebt in diesem Bande dem Publikum eine Sammlung seiner bei verschiedenen Fällen, meist als Gelegenheitsschriften erschienenen kleineren Aufsätze, wozu ihm ebensowohl die günstige Aufnahme dieser Schriften, und die öfteren Nachfragen nach denselben, als die Aufforderungen seiner Freunde bestimmten, durch diesen erneueten Abdruck diese Aufsätze auch einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen, da akademische Programme doch nur selten einer allgemeineren Verbreitung sich erfreuen. Der vorliegende Band enthält lauter Abhandlungen, welche auf das Gebiet der alten Grammatik in ihrer tiefern Auffassung und philosophischen Begründung sich beziehen, oftmals auch mit Rücksicht auf neuere Sprachen, namentlich auf das Englische, wie z. B. in der Art und Weise; wie sich der Gebrauch der Modi, der Tempora u. s. w. bestimmt hat; es gehören dahin zunächst No. III—VIII, welche die vier Commentationes De partium orationis indole atque natura, die Abhandlungen De temporibus verbi, inprimis Latini und De Conjunctivi modi apud Latinos natura usuque enthalten, ferner No. I. und II, wovon die eine Bemerkungen über die griechischen Accente, als Zusätze zu der vom Verf. 1807 zu Helmstädt über die Lehre vom Accent herausgegebenen ausführlichen Schrift, enthält, die andere De Articuli Graecae linguae origine nec non de ipsius usu apud Homerum handelt; dann folgt unter No. IX: »Odarum Klopstockii illius, quae *der Bach* inscripta est, interpretatio.« Unter No. X. finden sich kritische und sprachliche Bemerkungen zu griechischen und römischen Autoren oder über einzelne Gegenstände der griechischen und römischen Grammatik, meist aus den Lectionsverzeichnissen entlehnt, zu deren Abfassung der Verf. als Professor der Eloquenz verpflichtet war: zu Tibull. El. 11, 4, 53 sq.; zu Cic. pro Milon. 13, 31; zu Juvenal II, 149 ff. III, 10 ff. 239 ff. VI, 542 ff. VII, 43 ff., über den Gebrauch der Fragepartikeln *num, numquid*, über das Pronomen *Ipse* in Verbindung mit andern Pronominen, über den Unterschied zwischen *aliquis, quisquam, ullus, quidam*, über den Gebrauch von *et* in dem Sinne von *etiam*, über die Consecutio Temporum und über Homer. Il. I, 469 ff. — Der nächste Band ist für die Aufsätze und Schriften antiquarischen Inhalts bestimmt und wird uns demnach die Untersuchungen über mehrere Lokalitäten des alten Rom und dessen Umgebungen sowie mehrere literärhistorische Abhandlungen u. dergl. m. bringen.

Chr. Bähr.

N°. 73. HEIDELBERGER 1834

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *Erklärung des Briefs Pauli an die Epheser, von Conr. Stephan Matthiee, aufserord. Prof. d. Theol. an d. kön. Universität zu Greifswald. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Commentare. Greifswald b. Koch.* 1834. 187 *S. in* 8.

2. *Kommentar über den Brief Pauli an die Epheser, von Fr. Karl Meier, Privatdocenten d. Theol. an d. Univers. Jena. Berlin b. Reimer.* 1834. *VIII.* 231 *S. in* 8.

Die Vorrede der Matthiesischen Erklärung beginnt S. V. mit dem unerwarteten Eingeständnifs, dafs die »Aufklärung« im achtzehnten Jahrhundert doch »wahrlich eine Wohlthat gewesen sey, weil ihre durchbrechende Strahlen aus dem exegetischen Gebiet den dicken dogmatischen Nebel verscheuchten. Denn, sagt der Verf. selbst, nicht die Bibel wurde ausgelegt, sondern der besondere Glaubensinhalt des exegesirenden [an die Symbole und fast noch mehr an die Auctoritäten einiger dogmatischen Systematiker und der examinirenden Consistorien gebundenen] Subjects in biblische Worte hineingelegt oder vielmehr »hineingequält«. Die Exegese war in die kirchliche Rüstung fester dogmatischer Bestimmungen eingezwängt. Die Nothwendigkeit war da, dafs die Exegese zuförderst von diesen schweren dogmatischen Fesseln zu befreien war. — Soweit wird also doch einmal der (verwünschten) Aufklärung jener ältern Generationen ihr Recht gewährt!

Wie aber nun? So schätzbar diese richtige Anerkennung der Nothwendigkeit jener freimachenden exegetischen »Aufklärung« ist, so hat dennoch des Vfs. Exegese aus zweierlei Ursachen dadurch immer noch allzu wenig Verbesserung gewonnen.

Die Eine Ursache ist: Der Verf. trägt meist die nämlichen, wenn gleich nichtbiblischen, sondern blos patristischen und scholastischen Hypothesen (von satisfactio *vicaria*, von einer grundlos freien oder arbiträren Prädestination u. dgl.) in seine Bibelexegese hinein. Andern allmählich gesteigerten Concilienlehren aber, besonders dem Dogma von den drei Personen in der Gottheit, giebt er eine Deutung, welche weder kirchlich-orthodox, noch an sich

denkbarer ist und auch auf den biblischen Sinn, in welchem nach Matth. 26, 63. 64. Jesus selbst auf die Frage des jüdischdenkenden Cajaphas bejahend sich, den Messias, als Sohn des lebendigen Gottes erklärt hat, sich nicht beschränkt. Was kann es helfen, dafs der Verf., um sein Dogma, dessen allmähliche Entstehung die Aufhellung der Dogmengeschichte unverkennbar gemacht hat, phantasiereich auszuschmücken, zu einer nichtgeoffenbarten idealisirenden Hypothese überfliegt, wie wenn (S. 33.) in Dem, welcher doch vom Apostel Kol. 1, 15. Hebr. 1, 3. als ein Bild, εικων, des unsichtbaren Gottes bezeichnet ist, der unendliche (!) Inhalt oder Inbegriff des gesammten göttlichen Wesens (!) als Offenbarer enthalten seyn solle. Wie würde Der, in welchem das gesammte, das »unendliche« Wesen enthalten wäre, nur ein Bild davon, nur ein Abglanz dessen, was Gott an sich (als υποστασις) ist, genannt seyn können? Auch vom Menschen sagt die Schrift, dafs er, als gottähnlich zum Bild Gottes für diese Erdenwelt bestimmt wurde. Gen. 1, 26. 27. Daran, dafs in das beste Bild das gesammte, zumal unendliche, Wesen des Originals übergehe, denkt keine Menschensprache, wenn sie etwas als ein Bild charakterisirt; auch die biblische Sprache nicht. Würden die Offenbarer, wenn sie dies hätten sagen wollen, nicht die Gemeinschaft des Wesens (την της ουσιας κ. υποστασεως ενοτητα) auszudrücken wohl gewufst haben? Ein anderes ist, vom Wesen Gottes angefüllt seyn, ein anderes innig voll seyn und Andere erfüllen von andächtiger und anwendbarer Kenntnifs und thätiger Nachahmung der wesentlichen Vollkommenheiten Gottes, welche (wie Heiligkeit, wie väterliche Liebe und gerechtes Erbarmen gegen die Menschen aller Völker und Zeiten) für die menschliche Religiosität entschieden wichtig sind.

Die andere Ursache, weswegen die Exegese des Verfs. der fruchtbaren Folgen jener vom Systemzwang befreienden exegetischen Aufklärung, wie sie von Ernesti, Semler und Michaelis ausging, noch zu wenig genüfst, liegt darin, dafs Er sich S. VI. von der philologisch und historisch begründeten Auslegungsart, die Er die rationale nennt, eine durchaus unrichtige Vorstellung macht. Schade genug, dafs diese, als Schilderung eines akademischen Lehrers, wenigstens die Anfänger um so mehr irre machen könnte, da Er, vor dem Sieg triumphirend, die Sache durch Ironie abthun zu können sich die Mine giebt. Er meint oder will meine

machen, die rationale Bibelerklärung wolle nur aus unserm jetzigen Verstandesumfang ausmachen, was Propheten und Apostel gedacht und geglaubt haben könnten. Dazu bringe denn ein solcher Ausleger (S. VI. deutet ausdrücklich auf des Rec. unter dem Titel Handbuch neuerdings erschienenen Commentar) »kein christliches Gewissen mit, das heifst, keine christlich religiöse und theologische Gewifsheit, welche in dem inhaltsreichen Glauben wurzele«. Es ist Pflicht, diese geflissentliche Mifsdeutungen gegen den biblisch-christlichen Rationalismus bei jeder Veranlassung zu heben und bis zur Ueberzeugung zu berichtigen.

Einige wortreiche Schulen treiben ein sonderbares Spiel mit dem Berufen bald auf ein Gottesbewufstseyn, bald auf ein christliches Gewissen, Glaubensbewufstseyn u. dgl. Soll denn der Streit über die ideae connatae zurückkommen? Der Mensch wird geboren mit der Geisteskraft, bewufstwerden zu können! Aber es giebt keine einzige Notion, deren sich der Mensch nicht durch die Richtung seiner Kraft auf das Aussen oder Innen erst bewufst würde. Den blos menschlichen Ursprung all des Inhalts unsers Bewufstseyns zeigt die Allmählichkeit und Nichtvollkommenheit desselben nur allzu sehr. Jenes Bewufstwerdenkönnen ist eine unbeschriebene Tafel. Was der Geist, als Erkenntnifs-, Begriffs- und Ideenvermögen, darauf schreibt, dies ist sodann sein wirkliches Bewufstseyn davon. Sprechen wir klar und wahr, so haben alle nicht ganz stumpfe Menschen ein Gottesbewufstseyn, insofern sich jeder der von ihm erfafsten mehr oder weniger unvollkommnen Anerkennung der Gottheit bewufst ist, aber nicht so, wie wenn er Gottes unmittelbar (etwa so, wie der Bewufstseyende seines Seyns bewufst seyn mufs) bewufst wäre. Denn käme ein Gottesbewufstseyn entweder als unmittelbare Eingebung in Jeden, oder als ein in den Geist gelegter Urbegriff, so müfste er nicht so unrichtig seyn, wie er bei allen ist, die noch nicht die Ideen von Willensvollkommenheit, sondern etwa nur Macht, Causalität, Absolutheit, zu denken gewohnt sind. Ein anderes wäre ein direct aus Gott entstandenes, also gewifs richtiges, Bewufstseyn von Gott (conscientia a et de Deo), ein anderes ist das Bewufstseyn »unserer Gedanken« über Gott. Diese kann einer für ursprünglich halten, wenn er sich des Erwerbens nicht bewufst ist und überhaupt nicht sich deutlich macht, dafs Gedanken und Begriffe nicht etwas räumliches sind,

das da oder dort hineingelegt oder hingegeben werden könnte; sie sind etwas vielmehr, welches in sich selbst zum Bewufstseyn zu bringen, der Denkende nur durch Objecte und durch Erregung seiner Verstandeskraft veranlafst werden kann. Eben so hat denn Jeder auch so viel christliches Bewufstseyn, als er (wahre oder unrichtige) Begriffe und Ideen als christlich zu denken erst sich gewöhnt und dadurch allmählich in seinem Bewufstseyn festgehalten hat.

Gerade deswegen aber, damit nicht abermals und immerfort ein blos symbolischer, oder scholastischer, oder mystischer etc. Glaubensinhalt in das Bewufstseyn der Theologen hineingetragen und alsdann, als christlich und apostolisch, wieder daraus wie eine unfehlbare Gottesgabe mystisch hervorgeholt würde, haben endlich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da Friedrichs des Grofsen Erschaffung der preufsischen Monarchie so sehr des allseitigen Selbstdenkens bedurfte und des Königs Geist selbst sich davor in keinem Fach zu scheuen hatte, auch gründlichgelehrte durch das allgemeine Fragen nach Warum? ermuthigte Theologen es gewagt, dem selbst über Leibnitz noch dominirenden Auctoritätsglauben quaestionem status zu machen oder sein Besitzrecht nach Cyprians Regel: Consuetudo non est veritas, zu einer Beweisführung aufzufordern. Worin anderm aber bestand dann ihre exegetische Aufklärung, als in dem allerdings sehr ungewohnten und deswegen als nicht natürlich verschrieenen Bestreben, auch zur Sinnerklärung der Bibel die nämlichen allgemeingültigen Regeln anzuwenden, welche bei der Interpretation der Classiker unwidersprechlich das bessere Verstehen bewirkt haben. Nicht modernisiren will die rationale Exegese, wie etwa die Methode des Verfs. es thut. All ihr Bemühen ist, sich ganz in das Alterthümliche zurück zu versetzen. Auch bedarf sie nicht einer Voreingenommenheit. Um den Livius zu erklären, bedarf niemand zum Voraus eines Livianischen Gewissens, desto mehr aber — einer von vorgefafsten Meinungen freien Forschungs- und Wahrheitsliebe. Und eben diese ist denn auch die ächtreligiöse oder gewissenhafte Stimmung, mit welcher die Sinnerklärung der christlichen Religionsurkunden ernst, aber ohne Andächtelei und Verstandesscheue, zu unternehmen ist. Eine zum Voraus gefafste theologische Gewifsheit, wie sie der Verf. rühmt und anwendet, wäre nur wieder ein Rückfall in Fesseln, deren Entledigung der Verf. selbst der Aufklärung dankt.

Kein Inhalt soll irgend vorausgesetzt, er soll durch Kenntnifs der Sprache überhaupt und besonders der jenen Schriften eigenthümlichen Wortbedeutungen und Begriffsbildungen (von πνευμα, σαρξ, πιστις, δικαιοσυνη etc.) aus ihnen selbst erst bestimmter entdeckt und aufgefafst werden. Dazu kommt das Historische, dafs alles nach den Beziehungen auf Zeitumstände und Zeitbegriffe verstanden und dafs aus Vergleichung aller Stellen das harmonische Gedankenganze besonders der Apostel erfafst werden mufs, weil sie consequent und nicht im Widerspruch mit sich selbst aus ihren Prämissen gefolgert, daher weit rationeller gedacht und geglaubt haben, als Die, welche immer über die Schwäche der Vernunft klagend, doch soviele Lehrgeheimnisse besser als die Offenbarer offenbaren zu können sich bereden.

Diesen ist nach der classischen Methode der Exegese weder Uebernatürliches noch Natürliches aufzudringen, sondern blos, was ihre Worte sagen, als ihr Sinn und Gedanke aufzufassen. Jedoch bleibt unstreitig die Erklärungsregel, dafs erst alsdann Wunderbares oder Aufserordentliches anzunehmen ist, wenn mit Umsicht versucht ist, ob nicht ein dem Naturgang entweder des Geistes oder der Aeufserlichkeiten gemäfser Sinn von den Alten selbst gedacht war.

Mag diese Methode die rationale heifsen. Sie wird allerdings von der Rationalität vorgeschrieben, deren sich zu schämen hoffentlich wir alle keine Ursache haben. Wer aber nicht irrationell seyn will, mufs hierauf ferner die Fragen: Ob die Sinnerklärung richtig? und ob der Sinn wahr sey? sehr unterscheiden. Ist exegetisch der Sinn der Alten gefunden, so ist es alsdann eine eben so nothwendige unaushleibliche Aufgabe der Rationalität, streng abzuwägen, ob der entdeckte alterthümliche Sinn aus erweislichen oder in sich wahren Prämissen fliefse und strengrichtig gefolgert sey, oder ob mit Zuverlässigkeit zu zeigen sey, dafs dort Manches wie gewifs gewufst werde, wovon die Rationalität kein Wissen haben könnte. Gerade dieses aber, was über alle ratio hinausführte, müfsten dann nicht erst die — es seyen symbolisch gebundene oder in der Aufklärungsbefreiung speculirende — Ausleger mit kunstvoll unbiblischen hohen Phrasen offenbaren wollen. Die Alten selbst müfsten es desto bestimmter gesagt haben, weil es ohne sie nicht zu wissen wäre, und wer offenbart, auch am besten wissen mufs, wie und in welchen Sätzen er es offenbar zu machen habe.

Rec. glaubt theilnehmenden Lesern zu nützen, wenn er an mehreren Beispielen warnend zeigt, wie mancherlei der Verf., an Dessen Fortschreitenwollen wir übrigens nicht zweifeln, aus seinem christlichen Gewissen herausnahm, das besser nie in dasselbe hineingelegt hätte werden sollen.

Die Einleitung beginnt mit den zuversichtlichen Worten: »Die Aechtheit des sogenannten Epheserbriefes beruht auf den sichersten historischen Zeugnissen und ist vom zweiten Jahrhundert an in der Kirche unangefochten geblieben.« — Wie aber kann eine über die Traditionsvorurtheile sich erhebende Kritik von sicheren Zeugnissen für die Entstehung des Briefs reden, da Irenäus, Clemens Alex. und auch (Pseudo-) Ignatius *) ep. ad Ephes. §. 12. ausdrücklich den Brief für πρὸς ἐφεσίους geschrieben angeben, was er doch, wie auch Hr. M. zugiebt, nicht war? Wer da meint, ein Brief sey an eine Gemeinde geschrieben, an die er am wenigsten geschrieben seyn konnte (weil er an Nichtbekannte des Ap. gerichtet ist, die Ephesier aber dritthalb Jahre lang mit P. bekannt geworden waren) — wer also nicht historisch weifs, an wen der Brief war, vielmehr darüber blos annimmt, was die Urheber das Kanons (zwischen a. 70 und 130) unrichtig angenommen hatten, der ist auch nicht Zeuge vom Ursprung des Briefs, sondern nur davon, dafs der Canon ecclesiasticus ihn als einen Brief Pauli an die Ephesier vorzulesen eingeführt hatte. Zugleich ist zu bemerken, dafs von Denen, welche diese Adresse oder selbst die Entstehung von Paulus bezweifeln, nicht der Brief angefochten, sondern nur darauf hingewiesen wird, wie wenig die Urheber des kirchlichen Kanons in Betreff der Adresse das wahre Historische wufsten, wie also auf ihre Auctorität, dafs sie den Ursprung des Briefs richtig als Geschichte gewufst haben, nicht zu bauen ist. Hätten sie circa a. 100 noch eine geschichtliche Zeugenschaft über den Brief gehabt, so hätte ihnen diese das Eine Datum nicht unrichtig und das andere richtig gegeben. Offenbar aber nahmen sie den Brief mit dem unrichtigen εν Εφεσω

*) Ueber das Verhältnifs der weitläufigeren und der kleineren Recension dieser (episkopalisch) unterschobenen Briefe, macht in der Schrift Nro. 2. Dr. Meier S. 209. eine sehr richtige Note, dafs sie beide a. unächt b. beide interpolirt sind, doch aber c) die weitläufigere Recension die Grundlage und d. weniger durch spätere Zuthaten verändert ist.

auf guten Glauben. Aber auch dieser patristische Auctoritätsglaube mufs durch die Kritik, was zu einer Zeugschaft erforderlich wäre, seine Gränzen erhalten.

Zugleich ist die polemische Stellung zu berichtigen, dafs Die, welche an das Herkömmliche sich fest binden, von den Prüfungen immer wie von Anfechtungen reden. Ungeachtet der Brief nach dem Inhalt höchst wahrscheinlich von Paulus ist, so ist es doch nicht eine Anfechtung der Auctorität des Kirchenkanons, wenn man zeigt, dafs dieser, und was die KVV. aus ihm so annahmen, nicht auf historisch untersuchten Zeugnissen beruhte. Es ist nur die nothwendig streng-kritische Sorgfalt. Besser also wäre es auch gewifs, wenn dergleichen polemische Ausdrücke von »Anfechten« u. s. w. endlich aus unsern theologischen Untersuchungen verschwänden.

Auch Basilius ctra Eunom. in der von Dr. Hug (Einleit. 3te Ausg. S. 403.) am genauesten angeführten Stelle glaubt dem Canon eccl., dafs der Brief an die Ephesier gerichtet gewesen sey (τοις Εφσιοις επιστελλων), ungeachtet Er εν τοις παλαιοις των αντιγραφων blos τοις ἁγιοις, τοῖς οὖσι καὶ πιστοις εν Χρ. I. las. Wie viel Irrthümer entstehen aus der Voraussetzung: Die, welche — schwerlich vor a. 100 — einführten, was in den Kirchen als apostolisch vorzulesen sey, schöpften noch genau über das, was circa a. 40 — 60 aus Specialursachen als ein kleiner Aufsatz entstanden war, aus der Kenntnifs eigentlicher Zeugen oder Mitwisser. Da die Ephesier darin irrten, dafs sie den Sammlern des Kirchenkanons den Brief als einen an Ephesus gerichteten zukommen liefsen, so ist klar, dafs sie über die erste Geschichte des Briefs keine Kunde mehr hatten, die man kritisch Zeugnifs nennen dürfte.

S. 6. sagt zu unbestimmt: der Vaticanische Codex bestätige, dafs εν Εφεσω im Texte fehlte. Hug (Einleit. S. 407.) sagt so wie der Kritiker genau reden soll: Die Worte εν Εφεσω erscheinen nicht im Texte der berühmten Vatican. Schrift, sondern, obwohl von der ersten Hand, blos am Rande! Vgl. Hug, de antiquitate Cod. Vaticani. p. 26. — Dr. Meier hat dies bemerkt (S. 44), auch, dafs ebenfalls Codex 67. (Vindobonensis Lambecii 34.) εν Εφεσω ex emendatione weglasse. (Wie mag dort diese Emendation entstanden seyn?)

S. 14. »Ueber Zweck und Inhalt dieses Circularschreibens«. Gerade was die geschichtvergleichende Interpretation am

meisten aufklären und, um den zunächst beabsichtigten Sinn der einzelnen Stellen zu ergründen, anwenden muſs, daſs ist von Prof. M. ganz übersehen. Ueberall wird ins Allgemeine hin interpretirt. P. wolle »das Evang. in seiner unendlichen Erhabenheit und gnadenreichen Wirksamkeit schildern, und zu demselben sowohl sein eigenes Verhältniſs, als auch das seiner Leser recht anschaulich machen«. — — So ins Blaue, Unbestimmte hinaus, wie eine methodistische Conventikel-Homilie, schreibt P. seine Briefe nicht. Jüdischgesinnte wollten die für Paulinische Ceremonienfreiheit unterrichteten Nachfolger Jesu als des Messias darüber bedenklich machen, daſs auch Heiden, wenn sie sich dem Messiasreich anschlössen, doch das Vollständige von der Gottheit und der Gottesreligion (το πληρωμα της θεοτητος Kol. 2, 9. oder θεου Eph. 3, 19.) nicht hätten, wenn sie nicht auch den Νομος, wie ihn ebenderselbe Gott unter so feierlichen Engelwirkungen auf Sinai gegeben, mit all seinen Pünktlichkeiten folgsamst dazu nehmen wollten. Dagegen spricht nun, wie das ganze apostolische Leben des für eine allgemein mögliche Religion arbeitenden Heidenapostels, so besonders hier jeder Gedanke, jede Zeile des Briefs; darauf dringend, wie Jesus derjenige von Gottvater gegebene und nach Erfüllung seines Erdengeschäfts wegen Anerkennung des Geleisteten erhöhete Messias sey, durch welchen auch die Heidenchristen alles zur Religion genügende als πληρεις hätten, ohne mosaischer oder rabbinischer Zusätze zu bedürfen. Erst wenn auf diesem geschichtlichen Standpunkt streng-richtig und mit religiösem Forschungsgeist gelesen wird, erscheint das Ganze mit all seinen Beziehungen als motivirt und den Umständen trefflich angemessen. Zu dieser, freilich etwas mühsamen und eine geschichtforschende psychologische Spürkraft voraussetzenden »historischen« Interpretationsmethode müssen sich auch Die wieder bilden, welche nicht mehr unmittelbar nach Ernesti, Semler, Michaelis, Teller, und auch nach Storr und Griesbach, zu eben der zeitvergleichenden Exegese sich gebildet haben, die bei den Classikern durch Gesner, Heyne, Morus etc. festgestellt ist und immer classisch bleibt.

S. 24. zeigt sich dagegen nur allzusehr das theologisch-dogmatische Hineintragen, das Product eines zum Voraus unrichtig überfüllten theologischen Bewuſstseyns. Der Verf. meint, der natürlichsten genaueren Unterscheidung der Hauptbegriffe zuwider: »Durch das Vorhersehen Gottes und die davon abhängige un-

abänderliche Vorherbestimmung würde die Freiheit des Menschen aufgehoben, so dafs seine That selbstlos und knechtisch unterliegen müfste«. — Wie wahr ist es doch auch nach dieser Probe, dafs nur, wenn man das Rationalrichtige selbst sich klar macht, man alsdann auch einzusehen vermag, wie der Apostel von ewigem Vorherwissen und Vorherbestimmung in Gott stark reden konnte, ohne es so zu denken, dafs jene irrationale (Augustinisch-calvinische) Folgerungen daraus entstehen müfsten. Gerade dies, wie der Menschengeist sein Wollen gebrauchen oder mifsbrauchen werde, ist vorausgewufst. Das Vorauswissen in A. aber hat auf das Wollen des B. gar keinen Einfluſs, sondern umgekehrt: das Wollen des B. macht ganz den Inhalt des Vorauswissens in A., und von diesem Inhalt, der so, wie ihn der Menschengeist in sich hervorbringen werde, zuverlässig vorhergesehen, aber gar nicht gemacht oder bestimmt wird, sagt dann der Vorauswissende bestimmt, dafs Der, welcher ihn, in sich wollend, hervorbringt, dadurch der Verdammung hingegeben sey. Nur der irrational gedeutete Ausdruck: dafs Gott ihn zur Verdammung vorherbestimme, wirkt Mifsverständnifs. Der Wollende bestimmt sich selbst, zu seiner Zeit. Der Richtigwissende aber weifs, lang oder kurz, vorher, wie sich der Wollende in sich bestimmen werde. Daher erklärt der Richtigwissende bestimmt vorher: »Weil B. durch sich selbst so und so wollen wird, so hat er dadurch das Verdammliche (oder im andern Fall: das zur Beseligung Befähigende) gewollt und sich selber bestimmt, wozu also auch ich, der sein von mir ungestörtes Wollen richtigwissende A., ihn als bestimmt erkennen und erklären mufs. Und dies von Rechtswegen, aber ohne allen Einfluſs Meines Vorauswissens und Beurtheilung auf die Entstehung des Inhalts (Objects) meiner — praescientia und auf der Gewifsheit des praesciti beruhenden praedestinatio«. Man unterscheide: Gott bestimmt sein dem künftigen Factum angemessenes Urtheil voraus, aber das vom Menschen abhängige Factum, oder sein ganzer Gemüthszustand, ist dadurch nicht bestimmt, sondern nur so, wie er sich selbst bestimmen wird, vorausgesehen und zum Voraus bestimmt beurtheilt. Der Richter, wenn ein solcher vor der That schon die Acten richtig vor sich hätte, könnte sogleich das Urtheil vorherbestimmen. Der Wille Dessen, der die Willensthat dann erst später beginge, würde doch nicht als Knecht des vorher redigirten Urtheilspruchs handeln, sondern als eben so wollend, wie ihn die Acten vorläufig beschrieben.

Nihil fit, *quia* praescitur, sed praescitur, *quia* et quomodo fiet. Nur der Irrationalismus, welchem scharfe Unterscheidungen nicht palpabel genug, sondern allzu aufgeklärt sind, staunt und stutzt immer, indem er sich die Einwendung macht: Was bei Gott vorherbestimmt ist, kann der wollende Mensch nicht mehr anders machen. Wen er nicht zum Heil prädestinirte, kann nicht frei wollen zum Guten... Aber nur das Urtheil ist prädestinirt, dafs er nicht zum Heil gelange, so lange er beharrlich Unrecht will. Kurz, wer nicht rational denkt, kann auch nicht finden, dafs die Bibel viel rationaler ist, als manches Systema theologicum.

S. 25. Rüge verdient es, dafs (nach dem kläglichen neuevangelischen Aufklärungshafs) ausgesprochen wird: »es sey mindestens eine grofse Leichtfertigkeit, wenn man, wie Koppe, die *υἱοθεσια* als eine von den Juden her auf die Christen übergetragene Formel betrachte, ohne auf den Begriff des Sohnes Gottes und auf das Verhältnifs der Christen zu Ihm Rücksicht zu nehmen«. — Dafs das Bildliche in dem Ausdruck Gottessöhne von der althebräischen Nation (s. schon 2 Mos. 4, 22.) auf das geistig-christliche »Volk Gottes« übergetragene wurde, ist eben so gewifs, als der Verf. selbst S. 17. zugiebt, dafs das Prädicat *ἅγιοι* erst (Deut. 7, 6. 14, 2. Lev. 11, 44.) ein Israelitisches und particularistisches war. Dafs aber Koppe, oder die rationale Exegese überhaupt, dabei nicht auf das Verhältnifs der Christen zu Christus als dem einzigen Messias oder erstgebornen Gottessohn Rücksicht nehme, dies sollte kein biederer Lehrer der Theologie so der jüngeren Zuhörerschaft vorsagen. Nur lehrt freilich die Bibel nicht so, wie der Verf. S. 24. 25. über die Würde des Erstgebornen Gottes weder nicänisch- noch philosophisch-richtig dogmatisirt, dafs nur Christus der wirkliche Sohn Gottes sey, weil er allein das Wesen Gottes, seinen vollen Umfang und unendlichen Inhalt nach, als offenbares in sich begreife. Dieser erste Satz geht auf ein Idealisiren hinaus von einem offenbar gewordenen und einem nichtoffenbaren Gott, wovon die Bibel, welche alles vom Vater selbst ableitet und diesen dem Christen unmittelbar nahe bringt, nichts weifs! Eben so gewifs lehrt zweitens die Bibel nicht, dafs, weil der eingeborne Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen, »das Menschliche in dem Begriffe des Sohnes Gottes mit aufgehoben sey«. [Vielmehr ist das Menschliche in Dem, der sich so oft den Menschensohn nannte und immer wie Hebr. 2, 10 — 12. der Erste

ist unter den vielen Brüdern und Söhnen Gottes, gewifs das Nichtaufgehobene.] Auch ist nur weil der Mensch Jesus Gottes Lieblingssohn (υιος της αγαπης Kol. 1, 13.) ward, Er uns ein Beweis, was Menschen werden können. Wenn Er ein vom unendlichen Wesen Gottes durchdrungener Einziger wäre, so würden wir, die wir den Willen, aber nicht das Wesen Gottes in uns aufnehmen, nicht Ihn zum Vorbild haben, wie innig und bis zur äufsersten Aufopferung ein Menschengeist (Hebr. 9, 14.) seiner Idee vom Willen Gottes getreu und hingegeben seyn könne. Drittens deutet die Bibel nie an, dafs Menschen dadurch zur (Gottes-) Sohnschaft gelangen, wenn sie in das unendliche Wesen Christi als des einzigen eigentlichen Sohns Gottes wahrhaft und wirklich aufgenommen sey.

Diese 3 Sätze mag sich, wer über das Wesen Gottes und des erstgebornen Gottessohns mehr, als das N. T. offenbart, offenbaren zu können sich zutraut, als seinen eigenen Erklärungsversuch (Hypothese) über die Verwandtschaft und Einheit Jesu, als Christus, mit Gottvater zu idealisiren wagen. Mag es ihm möglich seyn, bei den Worten: dafs »Christus das Wesen Gottes seinem unendlichen Inhalt nach in sich begreife« etwas nicht sich Widersprechendes zu denken. Unserer Logik ist ein Insichbegreifen (oder Fassen) eines Unendlichen (also Incomprehensiblen) eine contradictio in adjecto. Aber es sey. Nur, wenn die Rationalität Jedem andern überläfst, ganz anders als Athanasius zu dogmatisiren und doch kirchlich-orthodox seyn zu wollen, so darf sie doch nicht durch Stillschweigen gleichsam zugeben, dafs Männern, wie Koppe (vor Dessen klarem durchdringendem Blick solche Phantasie-Ideen, wenn sie damals erschienen wären, nicht länger als ein Traumbild Stand hätten halten können!) »grofse Leichtfertigkeit« nachgeredet werde, weil er sich nicht einbildete, dafs die Christen dadurch Söhne Gottes würden, wenn sie »in Christi unendliches Wesen wahrhaft und wirklich aufgenommen würden«. Wie soll man in ein anderes Wesen, und sogar ein endliches in ein unendliches aufgenommen werden? So macht man Worte, klingende scholastische Kunstworte!, aber solche Worte geben nichts Denkbares, am allerwenigsten biblische Gedanken. Sie geben nicht Mysterien, wie das Urchristenthum sie gab, indem es, was bis dahin unbekannt war, entschleierte (Koloss. 1, 26.), sondern, statt der veralteten, nur neugestaltete dogmatische Mystificationen.

Und dies sollte ein Muster seyn, theologisch zu exegesiren? Die Schrift spricht von Adoption, von υἱοθεσια Ephes. 1, 5. Adoption geschieht nicht durch ein Uebergehen des Adoptirten in das Wesen eines Andern, und nach Ephes. 4, 13. gelangen die Christen immer mehr dahin durch eine steigende Kenntnifs, επιγνωσις, von dem Christus als dem Sohn des Gottes. Diese Ideologie aber will denkbar machen, dafs der Geist der Christen in das Wesen Christi aufgenommen werde und dafs eben dieses Wesen Christi das Unendliche Wesen Gottes nach seinem Umfang in sich fasse. — Eben so wird

S. 28. zu Ephes. 1, 7. nur aus dem vormaligen theologischen System, nicht aus den Worten des Apostels, Jesu Kreutzestod als eine satisfactio *vicaria* = als ein Gestorbenseyn anstatt der Menschheit erklärt und dem zum classischen Exegesiren so feingebildeten Koppe »Oberflächlichkeit« vorgerückt, insofern Er die Vorstellung, dafs Jesus als Sündopfer für Schuld und Strafe aller Sünder gestorben sey, nur als etwas aus den Begriffen der Heiden und Jüden von nothwendiger Gottversöhnung durch Blut enstandenes erklärte. Ueberall sieht man hier zugleich, wie schwer es noch dem Verf. wird, anders als nach eben so unhistorischen als irrationalen Voranssetzungen zu denken. Ihm ist es nicht genug, zu sagen, dafs durch Jesu Tod αφεσις αμαρτιων als ein Weglassen der Sünden (Aufgeben des Sündigens) und der Strafen entstehe. Auch die Schuld = die culpa und der reatus solle wegfallen. Man bedenkt nicht, dafs kein Gott facta infecta machen kann. Begnadigung kann die Strafe heben, aber nie machen, dafs der Sünder nicht culposus war.

Unbedenklich beruft sich ferner der Verf. auf Kol. 1, 20., Röm. 5, 9., wie wenn in diesen Stellen insbesondere das Blut des Opferthiers als versöhnendes Element betrachtet würde. Allein wer diese und andere Stellen des N. T. (ohne jene angewöhnte Systemsexegese) erwägt, findet, dafs allerdings die Losmachung (απολυτρωσις) auch der damaligen Heiden vom Sündigen oder unchristlichen Lebenswandel (Hebr. 9, 14. απο νεκρων ἔργων, 1 Ptr. 1, 18. εκ της ματαιας ἀναστροφῆς πατροπαραδοτου) und von der Furcht wegen der begangenen Sünden von dem αἱμα Ιησου Χρ. (= von der durch die jüdischen Volksobern betriebenen grausamen Ermordung des Messias) abgeleitet ist. Aber dafs sein Blut darin als Blut eines Sündopfers dargestellt werde,

wird niemand finden. Der an Jesus verübte Justizmord war das entscheidende Factum, nach welchem die Christuslehre nicht mehr, wie bis dahin (Math. 15, 24.) an die Judenschaft allein gerichtet, sondern (wiewohl nur allmählich, stufenweise und am meisten durch das unablässige Antijudaiciren des Apostels Paulus) thätlich anerkannt wurde, dafs auch die Nichtjuden durch Ueberzeugung und Treue gegen den Messias in jenem doppelten Sinn der Apolytrosis sündenfrei werden könnten, ohne jüdischen Satzungen und Machthabern sich untergehen zu müssen. Dahin wirkte allerdings das αἷμα Ιησου Χρ., aber nicht als Sündopfer in Beziehung auf Gott. Allerdings war Jesu blutiger Tod eine Aufopferung, aber nicht ein Sündabbüfsungsopfer. Nie wird Er einem Sündopfer, wohl aber 1 Kor. 5, 7. dem Paschalamm als Θυμα gleichgestellt. Allein dieses war (wie auch die christliche Theologie doch endlich allgemein erkennen lernen mufs) nicht ein Sündopfer, sondern ein Speiseopfer, wodurch die Losmachung aus Aegypten jährlich erneuert wurde, so dafs die Nation von aller Knechtschaft und deren Ursache, dem sündigen Leben, sich frei zu halten erinnert war.

Nur darin war sogar Koppe noch — zwar nicht oberflächlich, aber — durch die das Mosaische Opfergesetz nicht, wie es sich selbst viel besser giebt, sondern nur nach heidnischen Söhn- und Sündopferbegriffen interpretirende Systemstheologie befangen, weil Er den fast allgemeinen Irrthum theilte, wie wenn ein Opfern für eigentliche Sünden je ein Mosaisch-jüdischer, also ein auf jüdische Apostel übergegangener Begriff gewesen wäre. Aber nicht nur Paulus, sondern selbst Petrus und jeder jüdische Christ konnte die blutige Aufopferung Jesu nicht mit einem Sündopfer vergleichen, weil an den Begriff Sündopfer nur der Heide, nicht der Jude, gewöhnt war. Wer nur aus Uebersetzungen Dogmen schöpft, weifs freilich nicht, dafs das hebräische Wort *Chathaah* nicht blos Sünden, sondern weit genereller Verfehlungen aus Irrthum, Unwissenheit, Leichtsinn, bedeutet und doch nur für Verfehlungen dieser letztern Art (s. auch Hebr. 7, 9. αγνοηματα) Opfer von Mose verordnet waren. Allerdings sagen die Apostel oft und sehr richtig, dafs Jesus wegen der Sünden (aber nie, dafs er für die Sündenstrafen) litt und starb. Denn sein blutiger Tod entfernte Viele vom Sündigen selbst und beruhigte alle Reumüthige wegen des Erbarmens des Vaters zur Sündenvergebung.

Mose's Gesetzgebung war so vernunftgemäfs (= rational) und dadurch so gotteswürdig, dafs sie nicht für Sünden (Immoralität und Irreligiosität), nicht z. B. für Davids Ehebruch und Mord, Opfer befahl oder erlaubte, sondern nur für leidenschaftliche Uebereilungen, als Beweis von Reue und als abhaltendes Verlust, Opfer anordnete, wie die klaren Texte Lev. 4, 1. 13. 22. 27. 5, 2. 3. 14. 18. nebst dem Geist des prophetischen Alterthums, welchen auch Jesus nach Mattb. 9, 13. aus dem hebräischen Text des Hoseas (6, 6. ἔλεον θέλειν, οὐ θυσίαν) hervorhob, längst den christlichen Theologen hätten archäologisch gewifs machen sollen. Wenigstens müfste die beliebte Sündopferstheorie nur den heidnischgewesenen Kirchenvätern und deren Vertheidigern und Ausschmückern, den Scholastikern, so lange überlassen werden, bis nach Prüfung und Widerlegung dessen, was Rec. darüber in seiner Erklärung des Hebräerbriefs (1833.) S. 152—213. philologisch und historisch dargethan hat, auf's Neue behauptet werden könnte, dafs nach Mose und den Propheten, Jesus von Jüdischerzogenen als Söhnopfer für Sünden gedacht werden konnte. Der neue Evangelismus dreht wieder sich so ganz um die blutige Gottversöhnungstheorie, dafs sie jenes Abschneiden der vermeintlich jüdischen Wurzel dieses Systems nicht ignoriren darf, um etwa durch Stillschweigen das Unwiderlegliche in Vergessenheit zu bringen und den Gläubigen den Beweis aus den Augen zu rücken, dafs Opfer für eigentliche Sünden nur ein Vorurtheil des Heidenthums gewesen sind. Wir erwarten den Gegenbeweis!

Die oben unter No. 2. bezeichnete Schrift, der »Commentar von Dr. Meier« über ebendenselben Brief, welchen Prof. Matthies vor Beendigung seiner Arbeit nicht sah, beleuchtet und benutzt zwar auch weniger, als Rec. wünschen möchte, den speciell-historischen Punkt der beiden so sehr verwandten kleinasiatischen Briefe, nämlich den fast in jedem Vers berücksichtigten Hauptzweck, vermöge dessen der Apostel überall die jüdische Einmischung, wie wenn die Heidenchristen ohne nachgeholte Annahme der Satzungen Mose's und des Judenthum nicht die ganze, volle Gottesreligion hätten, durch ein vielseitiges Nachweisen der „Fülle“ oder wirksamsten Voll-

ständigkeit des Messias zurückweist. Dennoch hat Dr. Meier schon bei Eph. 1, 9. diesen Hauptgedanken sehr richtig in's Auge gefafst, dafs bei Paulus das bis dahin unerkannte, aber ihm besonders enthüllte μυστηριον (nicht die Christusreligion überhaupt, sondern vergl. Eph. 3, 3—9. Röm. 11, 25. 16, 25.) vornämlich die für jene Zeiten den Jüdischgebornen so räthselhafte faktische Entdeckung betraf, wie auch die Heiden, ohne eine Ergänzung aus dem Judenthum zu bedürfen, durch den für alles genügenden und vergeltenden Messias, Jesus, zu Gott als dem allgemeinen Haupt und Vater der gesammten Menschenfamilie auf eine hausväterliche Weise (durch οικονομια 1, 10. als eine allmählich die Kinder erziehende Hausvatersordnung) zurückgeführt würden. Dr. Meier ist im Klaren, dafs die nur durch Befreiung von historischen Gesetzen und Ceremonien mögliche Universalisirung der Christusreligion der lebendigst erfafste und verfolgte, über alles minutiöse Dogmatisiren und Speculiren hinaus wichtige Lebenszweck des Apostels war. Und so konnte Er wohl das Speciellste eher einer besondern Erklärung des Kolosserbriefs überlassen, wo, was die Jüdischgesinnten verlangten, 2, 8. 16. mehr specificirt und sogar auch die Fülle von Vorzügen des Messiasgeistes 1, 15—17. bis von der Zeit seiner Erzeugung aus Gott vor der Schöpfung der Menschenwelt abgeleitet wird, während im Ephesischen Brief vom Messias erst nur von der Zeit seiner Erhöhung nach der Auferstehung an, und von Ihm als von dem Haupt der Ekklesia, geredet wird.

Von dergleichen merkwürdigen Lehrunterschieden, wie im Ephesischen Brief vom Messiasgeiste noch viel weniger, als im Kolosserbrief, nämlich nur das von seinem Erdenleben abhängige gesagt, im Kolosserbrief aber, was der jüdische Messiasbegriff von seiner vorweltlichen Existenz und der vorausgesehenen Unentbehrlichkeit dieses Verbesserers für die Schöpfung der so sehr der Verbesserung bedürftigen Menschenwelt annahm, nun auch von dem Messias Jesus prädicirt und geltend gemacht wurde, nimmt Prof. Matthies gar keine Notiz. Denn Ihm ist nicht nur immer das Christenthum im Ganzen das einem unendlichen Endzwecke Gottes gemäfs entwickelte Mysterium, sondern Er trägt auch, kraft seiner theologischen Interpretation, dahinein, dafs (S. 32.) die Erfüllung der Zeiten 1, 10. sich darauf beziehe, wie das Vereinigtseyn der menschlichen Natur [oder vielmehr: Person?] mit der göttlichen [Natur? oder

vielmehr: Person des Logos als der zweiten Person im göttlichen Wesen?] sich geschichtlich verwirklicht zeigte. Damit verbindet dann dieses an neuen Hypothesen reiche, speculative Idealisiren das Paradoxon, dafs, weil die (individuelle) menschliche Natur Eines einzelnen Menschen mit der göttlichen vereint wurde, dadurch die absolute Versöhnung oder Einheit Gottes und des Menschen [das heifst doch: des gesammten Menschengeschlechts?] welthistorische Thatsache geworden sey. Hochtönende Worte, die aber doch nichts als eine Quaternio terminorum enthalten. Mit dem Wort Mensch wird täuschend gespielt. Wenn jener einzelne Mensch noch so sehr mit Gottes Wesen vereint war, so ist dadurch nicht der Mensch überhaupt in dieser Vereinung. Und wo deutet die Bibel darauf, und wie kann ein der Logik nicht ganz entrinnender Verstand den Sprung im Denken rechtfertigen, dafs, wenn die göttliche Natur sich mit der menschlichen eines menschlichen Individuums vereine, dadurch die menschliche Natur überhaupt, also das was in allen Menschen aller Zeiten das Menschliche ist, mit Gott in Einheit gekommen sey?

Dergleichen denkwidrige (um so tiefer mysteriöse?) Sprünge und Conjecturen der Phantasie finden sich in Hrn. Meier's Commentar durchaus nicht, ungeachtet Er offenbar mit religiösem Sinn (aber freilich nicht mit einem durch ganz neuerfundene Ideologien und Christologien angefüllten sogenannten christlichen Bewufstseyn) Schritt für Schritt der Erforschung und Entwicklung des Bibelsinns so nachgeht, wie derselbe durch Kenntnifs nicht des hebräisch-griechischen Dialekts allein, sondern auch der bei vielen Hauptworten eigenthümlichen (idiomatischen) Gesellschaftssprache des Urchristenthums für uns zu erreichen ist. Besonders anziehend ist die Klarheit dieser seiner Entwicklungen, welche ohne die bei Rückert gewöhnliche Weitschweifigkeit der Exposition, den Weg zeigt, auf welchem die von Ihm gewählte Erklärung zu finden war.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 74. HEIDELBERGER 1834.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Prof. *Matthies* und Dr. *Meier, über den Ephesischen Brief Pauli.*

(Beschluſs.)

Rec. verweilt gerne bei einer der wichtigsten Expositionen. Mit vorzüglicher Genauigkeit hat Dr. Meier aus Veranlassung von Eph. 1, 23. die verschiedenen Stellen, wo πληρωμα in einer wichtigen Beziehung vorkommt, auch zugleich aus dem Kolosserbrief 1, 15—20. und 2, 9. untersucht. Sehr treffend ist (S. 40.) die Unterscheidung, daſs Kol. 1, 15—20. der Messiasgeist in zweierlei Beziehungen εἰκὼν του θεου του ἀοράτου genannt sey, nämlich nach Vs 16. 17. als der vor der ganzen Menschenwelt von Gott erzeugte [ohne dessen Voraussetzung diese so leicht sündigende Geisterklasse nicht zu schaffen gewesen wäre] und dann noch Vs 18. als der aus den Todten (also als neueingekörperter Geist), wie eine erstgeborne Regierungsbehörde, αρχη πρωτοτοκος, hervorgegangene und Kirchenhaupt gewordene. [Bei der Wiederbelebung Jesu nämlich war noch keine Ekklesia. Er selbst, durch die Auferstehung gleichsam neugeboren, wurde eben dadurch, ehe sie ward, ihre αρχη, weil überhaupt Jesu Auferstehung erst die Apostel ermuthigte, als Ekklesia mit Andern zusammenzutreten und eigene Synagogen zu bilden. Apostg. 1, 14. 15.]

Daran schlieſst sich im Vs 19. (dessen ὁτι wohl mit Vs 18. zu verbinden ist) jenes: ἐν αυτῳ ευδοκησε (sc. ὁ θεος, welcher von Vs 13. her das Hauptsubject der Rede ist) πᾶν τὸ πλήρωμα κατοικησαι. Dr. M. macht hierzu S. 43. die einleuchtende Bemerkung, daſs (wenigstens in dieser Stelle) nicht die Ekklesia unter dem Pleroma gedacht seyn könne, weil es unrichtig und nichtpaulinisch seyn würde, zu sagen: die Gemeinde wohne in Gott und Christus, da sie vielmehr der von heiden bewohnte geistige Tempel genannt zu werden pflege. Vielmehr denkt nach S. 41. Dr. M. hier und Kol. 2, 9. »die Fülle göttlicher Vollkommenheit und Erhabenheit.«

Damit kann auch Rec. der Hauptsache nach übereinstimmen, wenn nur nach dem speciellen Zweck und Gedankengang des

Apostels in beiden Briefen bestimmter die Beziehung gedacht wird: dafs in Jesus als Messias »das von der Gottheit Vervollständigte« erschienen und offenbar geworden sey. Dieses Vollständige aber ist, nach Kol. 2, 5, dafs παντες οι θησαυροι της σοφιας και της γνωσεως εν Χριστῳ αποκρυφοι sind. Der Messias Jesus gewährt alles, was zur praktischen Weisheit und zur Tiefkenntnifs in der Religion nöthig ist. Auch die Heidenchristen also haben nichts aus dem Judenthum, weder Gesetz, noch Satzungen, noch priesterliche αρχας και εξουσιας Kol. 2, 15. gleichsam zur Vervollständigung der wahren Religion und Gottesverehrung anzunehmen. Nur von einem Pleroma oder Erfülltseyn »mit dem Wesen Gottes« kann Kol. 2, 10. nichts gedacht seyn, weil sogleich gesagt ist, dafs auch die Heidenchristen in Ihm vollgefüllte, πεπληρωμενοι, seyn sollten und diese (wenn man nicht den Mysticismus auf's Höchste treiben will) doch nicht mit dem Wesen der Gottheit angefüllt werden konnten. Ebenso wird ein πληρωμα θεου den Christen zur Aufgabe gemacht, Ephes. 4, 19, und zwar als Folge der Liebe zu dem (ohne Judenthum) vollständig genügenden Jesus Messias.

Auch das πληρωμα in der dritten Stelle, Ephes. 1, 23. denkt nun Dr. Meier ebenfalls am besten von Christus zu erklären, damit überall Ein Subject für diesen Ausdruck wäre (was aber doch schwerlich immer nöthig ist). Er übersetzt S. 48: »Indem Er (Gott) Ihn von den Todten auferweckt und Ihn zur geistigen Herrschaft im höhern Daseyn erhoben — und alles Ihm unterworfen [untergeordnet] und Ihn zum obersten Haupt der Gemeinde gesetzt hat, die sein Leib ist, — Ihn, die Fülle Dessen, der Alles in Allem erfüllet.« So wären die Worte: ητις εστι το σωμα αυτου nur eine flüchtig eingeschobene Parenthese. Ich bemerke dagegen für weitere Prüfung: *a*) dafs dieses doch eine unerwartete, störende, Unterbrechung wäre. *b*) Ferner ist zwar nicht zu bezweifeln, dafs Christus ein von Gott volles, gleichsam angefülltes (in passiver Bedeutung des Worts Pleroma) genannt seyn könnte. Auch Kol. 2, 9. finden wir den Sinn: Das ganze von der Gottheit Angefüllte (= der von religiöser Kenntnifs und geistiger Verehrung der Gottheit vollständig erfüllte Messiasgeist) wohne in dem Leibe Jesu, = sey leiblich gegenwärtig und Gott offenbarend geworden. Aber dafs πληρουμενου 1, 23. als Medium vorkäme und active Bedeutung hätte, ist, ungeachtet fast alle Erklärer ohne Beispiel und Beweis es als πληρουντος gelten lassen, gewifs nicht zuzugeben. Eben so wenig können wir dem Verf.

beistimmen, dafs (mein hochverehrter Lehrer) Storr, in der Diss. de voce πληρωμα die active Bedeutung der desinentia in μα, welche vom praeteritum *passivum* abstammen, erwiesen habe. Das angeführte ἰαμα, Heilmittel, stammt nicht vom praet. *pass.*, sondern vom *med.* ἰαομαι, medeor. κριμα aber, wenn wir es gleich activ durch Urtheil übersetzen, ist ein Geurtheiltes, *judicatum*; παρηγορημα ist nicht das Zureden, Trösten, sondern das Zugeredete, der Trost als etwas Gegebenes. Auch das Pleroma der Gnostiker bedeutet nicht die Fülle der Emanationen, sondern die von diesen angefüllte Region u. s. w. Deswegen ist wohl daran festzuhalten, dafs Pleroma irgend etwas Gefülltes, voll und vollständig Gemachtes bedeute. Es ist daher auch nicht Ergänzung, Vervollständigung, wie denn ohnehin nicht wohl gedacht werden kann, dafs der Leib die Ergänzung des Kopfs genannt sey, wenn gleich die theologische Exegese dies allzu oft so gesagt hat.

Rec. zweifelt nach diesem Allem nicht, dafs Ephes. 1, 25. die Gesammtgemeinde der Urchristen, welche aus dem πᾶν (aus Juden und Nichtjuden) als ein drittes Neues (καινη κτισις) bestehen sollte, das von Gott vollständig Gemachte, das mit Allem, was zur Religion gehört, durch Jesus Messias (ohne Judenzusätze) Angefüllte = πληρωμα, genannt sey. Weil dann, gerade nach des Apostels Hauptidee, dadurch Alles zu Gott, als dem κεφαλαιον (= capitale rerum omnium) zurückzubringen ist, so heifst Gott der πληρουμενος (κατα) παντα εν πασι και (καθ') ὑμας οντας νεκρους. Das Paradoxon ist: Das Ganze ist (zu dem, was man in der geistigen Gottandacht seyn soll) vollständig gemacht von dem Gott, der eben dadurch (wenn im Messiasreich Alles wieder zu Ihm zurückgeleitet wird vergl. 1 Kor. 15, 28. ινα ἡ ὁ θεος τα παντα εν πασι), Alles in Allem, ein gleichsam von Allen Angefüllter, auch besonders von Euch, den gewesenen Heiden.

Parallel ist sodann Ephes. 3, 19. das Antreiben des Apostels, dafs die Heidenchristen, von deren Vertrauen auf Jesus als Messias Er nach 1, 15. versichert worden war, den grofsen Gedanken: es ist durch Jesus eine allgemeine Religion, die Verehrung Gottes in Geistigkeit, möglich und begonnen! in seiner ganzen Ausdehnung denken und dabei wie die Liebe zum Messias noch mehr sey, als die Tiefkenntnifs, anerkennen lernen sollten, — damit sie (nichts Anderes mehr bedürfend) bis hinein in das ganze Angefülltseyn von Gott voll würden. Das *Deo*

plenum esse ist innigste Religiosität, aber nicht ein Versenktseyn in das Wesen oder in die wesentliche Vollkommenheit Gottes selbst.

Dieser Zustand des christlichen Gemüths heifst Ephes. 4, 13. christliche Volljährigkeit oder Mündigkeit. Jeder soll werden ein Mann, vollkommen für das Mafs der Volljährigkeit = des Alters, wo man von dem Messias ganz erfüllt ist. Die ἡλικια του πληρωματος του Χριστου braucht dann nichts mehr von der Pädagogie des jüdischen Nomos. Gal. 4, 1—3. Der Ausdruck το πληρωμα του χρονου Gal. 4, 4. aber, oder το πληρωμα των καιρων Ephes. 1, 10. bedeutet die vervollständigt gewordene, wie wir zu sagen pflegen, die reif gewordene Zeit = die Majorennität des Menschengeschlechts, so wie man oft die Menschengeschichte in die Zeitalter der infantia, pueritia, adolescentia und dann der aetas plena virilis u. s. w. eintheilt.

Als Rec. bemerke ich nur noch, dafs die Meierische Bearbeitung mit gleichem Fleifs und Umsicht durchgearbeitet ist und sich dadurch als Probe guter exegetischer Vorlesungen bewährt. Gut ist auch die Zugabe einer abgesonderten und also zusammenhängenden Textübersetzung, ungeachtet eine wörtliche Uebersetzung dieser beiden Briefe (ohne Einfügung erklärender Zwischensätze) wegen des Ineinanderlaufens der Perioden und der Vieldeutigkeit der Präpositionen und Partikeln nicht immer an sich deutlich und fliefsend werden kann. Die ausführlichen Erörterungen (Excurse) am Ende sind ebenfalls so fleifsig bearbeitet, dafs wir deren noch mehrere gewünscht hätten.

Beide Erklärungen neben einander gestellt, machen den Unterschied anschaulich, was man als hiblisch erhalte, wenn entweder der Ausleger die theils kirchlich theils blos theologisch gewordene Orthodoxie durch neuidealisirende Phantasiespiele modernisirt hineinträgt, weil er sie zu bald in sein »christliches Bewufstseyn« aufgenommen hat, — oder wenn der Textsinn einfach nach den Worten und allgemeinen Lehrsätzen (wiewohl ohne die speciellere Rücksicht auf die Zeitumstände und Zeitbegriffe) sprachrichtig und klar ausgelegt wird. Jene Methode führt in neue mystische Fesseln, diese zu dem ächten alterthümlichen Textsinn, den sie, je historischer sie (ohne die historischen Data zu fingieren) durchgeführt wird, desto vollständiger erschöpft.

17. Sept. 1834. Dr. *Paulus.*

Anselm Martin: Geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München mit medicinisch-administrativen Bemerkungen aus dem Gebiete der Nosokomialpflege. München, bei Georg Franz, 1834. X und 296 S. kl. 8.

Der Verf. liefert, wie er in der Vorrede zu obiger Schrift sagt, mit ihr den Pendant zu der im Julihefte 1834. dieser Jahrbücher angezeigten Beschreibung der Hospitäler Wiens u. s. w. in der Absicht, um die seit mehreren Jahren bestehende mifsliche Stimmung über die Münchner Hospitäler zu beseitigen. Abgesehen von dieser sehr verdienstlichen Absicht, verdankt dem Verf. das gröfsere Publikum (und wir wünschen, dafs dazu nicht allein Aerzte, sondern auch die betreffenden Administrativbeamten gehören möchten) einen interessanten, mit Mühe und Fleifs gesammelten Beitrag zur Hospitalkunde. Der historischen und literärischen Bearbeitung des gesammten Hospitalwesens, welche uns der Verf. als sein nächstes Werk verheifst, sehen wir mit Vergnügen und dem Wunsche entgegen, dafs er seiner Darstellung, statt poetischer Ausschmückungen, lieber eine gröfsere Bündigkeit angedeihen lassen möge.

Die im Titel erwähnten medicinisch-administrativen Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf Isolirung der Better in Krankensälen, auf Lufterneuerung und Heitzung mit erwärmter Luft, auf Waschen mit einer Waschmaschine; auf den Wärterdienst und Krankenwärter-Orden; auf Verpachtung oder eigene Administration der Kost, auf die ärztliche Direction der Hospitäler, sodann bei den Pfründneranstalten auf die Nothwendigkeit einer geregelten Beschäftigung und Lebensweise ihrer Bewohner, und sind sämmtlich geeignet, die Aufmerksamkeit aller Derer, welche mit Hospitälern zu thun haben, in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Es wird damit die Lücke einigermafsen ausgefüllt, die in der Bearbeitung des Nosokomialwesens so fühlbar ist und die zum Theil in der auf Universitäten meist gänzlich fehlenden Belehrung hierüber, zum Theil auch in der Verfassung vieler Hospitäler ihren Grund haben mag, welche für ihre Behörden kaum eine andere Bedeutung haben als die einer lästigen Rechnungs-Rubrik. Ref. wird im Folgenden aufser den Notizen, die er aus der Beschreibung des Münchner allgemeinen Krankenhauses heraushebt, besonders jene vom Verf. eingestreuten Bemerkungen anführen, der übrigen Kranken- und Versorgungsanstalten Münchens aber nur im Vorübergehen Erwähnung thun.

Im verflossenen Jahrhundert hatte München 6 Spitäler, die

zusammen etwa gegen 200 Kranke aufnehmen konnten. 1808 wurde die Errichtung eines allgemeinen Krankenhauses beschlossen und dasselbe unter der hauptsächlichen Mitwirkung der beiden Obermedicinalräthe Simon von Häberl und Franz Xaver von Häberl, von welchem Letztern die Plane herrühren, vollendet. Es trägt die Inschrift: *Aegrorum medelae et solamini benevolentia Maximiliani Josephi regis 1813*, ist für heilbare Kranke beiderlei Geschlechts bestimmt, in einfachem Style erbaut, liegt einige hundert Schritte vor der Stadt und bildet ein durch einen innern Queerbau in 2 Höfe getheiltes Viereck. Ueber dem Erdgeschofs hat es zwei Stockwerke, im Ganzen 54 Krankensäle, jeder 14 Fufs hoch, 38 lang und 24 breit mit 12 Betten, aufserdem 36 Zimmer für einzelne Kranke, sodann Kapelle, Apotheke und zwei grofse Küchen. In den Sälen waren je zwei Betten von Alkovenmäuerchen umgeben, die aber 1832 fast sämmtlich, unter öffentlicher Mifsbilligung ihres Gründers, des Dr. F. X. v. Häberl, angeblich zur Vertilgung der Wanzen entfernt wurden. Wie wünschenswerth die Isolirung der Kranken in gröfseren Sälen und wie gewichtig Häberls Autorität ist, so glaubt Ref., dafs portative Schirme jenen Alkoven doch vorzuziehen seyn möchten. — S. 30—41. unserer Schrift und ausführlich in Häberls Werk findet sich die Beschreibung der im Münchner Krankenhaus eingeführten Heizung und Lufterneuerung. Es wird bekanntlich die Luft der Krankenzimmer durch am Boden derselben angebrachte Kanalöffnungen in den Heitzplatz geführt. — Durch eine von dem berühmten Reichenbach eingerichtete Wasserleitung wird das Wasser auf dem Speicher in einem Reservoir gesammelt und von da in bleiernen Röhren nach allen Theilen des Hauses geführt. — Statt aller Dampf- und Schwitzkästen läfst man die schwefeligen Dämpfe, ohne Nachtheil für die Respiration, sich frei in einem eigenen Gemach entwickeln. — Der Wärterdienst war ursprünglich weltlichen Wärterinnen, wozu die aus dem Orden der Elisabethinerinnen übrig gebliebenen Nonnen verwendet wurden, übertragen. Nachdem diese ausgestorben waren, ging man lange, jedoch vergeblich, damit um, ein Wärter-Institut zu gründen. Endlich ward 1827 die Gründung eines Ordens nach der Regel der soeurs de St. Vincent Paul beschlossen. Derselbe trat aber erst 1832, nachdem zwei von Strafsburg berufene Schwestern als Oberin und als Novizenmeisterin angestellt worden waren, in Wirksamkeit. Diesem Orden wurden die seither für den Krankenwärterdienst aufgewendeten Summen zugetheilt und ihm aufser

der Krankenpflege die Besorgung der Küche, des Kellers, der Wäsche und der nöthigen Einkäufe übertragen. Es sind dermalen im Hospital 50 Nonnen und Novizinnen, 16 Mägde und 3 männliche Individuen für den Krankendienst vorhanden. Als Resultat der vom Verf. über diesen Gegenstand angestellten Untersuchungen und aus einer von ihm S. 85. mitgetheilten Aeufserung des Dr. S. v. Häberl, welche ihrer naturgetreuen Darstellung wegen gelesen zu werden verdient, geht hervor, dafs die Pflege der Kranken durch das weibliche Geschlecht den Vorzug habe, dafs die dazu bestimmten Individuen in eine unter bestimmte Regeln geordnete Communität, ohne dafs gerade geistliche Orden verlangt werden, vereint seyn und dafs ihnen ihre Obliegenheiten durch Unterricht mitgetheilt werden müssen. Ref. glaubt allerdings, dafs ein zur Krankenpflege gestifteter, auf religiöse Motive gegründeter Verein weiblicher Individuen, die durch Unterricht zu ihrem Dienst vorbereitet werden, für Hospitäler wesentliche Vortheile gewähren müsse, bemerkt aber gegen die Errichtung eigentlicher geistlicher Orden, dafs dieselben in unserer Zeit, in Deutschland und namentlich in dessen protestantischem Theile grofsen Schwierigkeiten begegnen würden und dafs sie nicht einmal wünschenswerth sind, indem sich aus dem Schoofs dieser mit geistlichen Behörden zusammenhängenden Orden leicht ein der ärztlichen Direction widerstrebender Geist entwickeln, jedenfalls die für Hospitäler so wichtige Einheit der Leitung gefährden könnte. Dafs für gewöhnliche Hospitäler weibliche Wärter sich am besten eignen und dafs die genannten Vereine auch nur für dieses Geschlecht passen, ist dem Ref. einleuchtend. Männliche Wärter möchten somit nur für die Männerabtheilung in Irrenhospitälern, hier aber aus mehreren Gründen nothwendig seyn. Eine für jeden Freund des Hospitalwesens willkommene Nachricht ist vom Verf. in der Note S. 92. erwähnt, dafs nämlich im Bamberger Krankenhaus vom Prof. Pfeiffer für künftige männliche und weibliche Krankenwärter aus den Städten Bamberg, Baireuth und Hof ein zweimonatlicher Unterricht ertheilt werde.

In das Münchner Krankenhaus werden unentgeltlich aufgenommen alle in München geborene, anerkannt arme Kranke, sodann die, welche auf gestiftete Betten angewiesen sind. Kranke aus andern Gemeinden werden zwar augenblicklich aufgenommen, aber für den Kranken 36 kr. im Tag verrechnet. Für die verschiedenen arbeitenden Klassen Münchens besteht ein Abonnement von 20, 18, 12, 10 und 6 kr. im Monat, was im J. 1822 gegen

25,000 fl. eintrug. Kranke aus höhern Ständen zahlen für ein Separatzimmer 1 fl. bis 1 fl. 12 kr. und Kost und Arzneien besonders. — Der Verwaltung steht in oberster Instanz ein aus dem Magistrat gebildeter Verwaltungsrath vor. — Das Dotationsvermögen beträgt über 1,100,000, die Schulden über drittehalb hundert tausend Gulden; der jährliche Aufwand im J. 1832. 105,000 fl. 358 Kranke bilden den durchschnittlichen täglichen Krankenstand. — Die Frage, ob die Kost verpachtet oder auf eigene Rechnung geliefert werden soll, beantwortet der Verf. dahin, dafs jenes für kleinere, dieses für gröfsere, über 150 Kranke fassende Hospitäler vorzuziehen sey. Die für die Selbstadministration vom Verf. angeführten Gründe liefsen sich noch vervollständigen. Jede Verpachtung tritt dem Zweck der Anstalten hemmend entgegen. Getränke sollen nach des Verfs. Meinung immer von der Anstalt angeschafft werden. — Die im Münchner Krankenhause eingeführte, S. 131. beschriebene Waschmaschine wird als vortheilhaft gerühmt. — Ursprünglich war die vollständige Direction des Hospitales einem Arzte, dem verdienstvollen F. X. v. Häberl, übertragen. Dies änderte sich nach und nach. Die klinischen Säle, die chirurgische Abtheilung wurden Professoren, die eigentliche Krankenpflege der Oberin des Ordens untergeordnet. [Die Bemerkung des Verfs., dafs ein Hospital unter der ungetrübten und unbeschränkten Direction durch den Arzt stehen müsse, ist nur zu wohl begründet und leider! so wenig berücksichtigt, dafs unter den gröfsern Hospitälern das Wiener Krankenhaus immer noch eine rühmliche Ausnahme bildet. Unter den Irrenanstalten war es die Siegburger, welche unter Jacobi das erste Beispiel einer vollständigen ärztlichen Direction gegeben hat.] — Gebäranstalt. Im h. Geistspital war schon 1589 eine eigene Gebärstube; 1782 ward sie zu einem eigenen Institut erhoben, das sich seither bald im allgemeinen Krankenhause, bald in einem eigenen Hause befand. Vom Jahr 1782—1825 kamen 8422 Geburten vor, worunter 4468 Knaben und 4061 Mädchen (107 Zwillingsgeburten). Es starben während dieser Zeit im Institute 79 Wöchnerinnen und 876 Kinder. Vom Jahr 1826—1833 kamen vor: in den 8 für die Universitäts-Klinik bestimmten Monaten 2443 Geburten, darunter 1251 Knaben und 1223 Mädchen (29 Zwillings- und 1 Drillingsgeburt), 5 Wöchnerinnen starben und 199 wurden in das allgemeine Krankenhaus gebracht. In den 4 für den Hebammenunterricht bestimmten Monaten kamen im gleichen Zeitraum vor: 1023 Geburten, darunter 530 Knaben und

504 Mädchen (11 Zwillingsgeburten); 6 Wöchnerinnen starben, 70 kamen ins allgemeine Krankenhaus. — Ein Kinder- oder Findelhaus erhielt 1780 seine eigentliche Einrichtung. Seit 1802 werden die Kinder auf das Land gegeben. Im Jahr 1832 wurden durch dieses Institut 269 Knaben und 256 Mädchen verpflegt. — Das Irrenspital in dem ehemaligen Hofkrankenhaus zu Giesing besteht seit 1803, bis wohin in München kein eigenes Institut für Geisteskranke bestand. Es sind in demselben 24 Gemächer für 40—50 Kranke, obwohl eigentlich nur für 25 Raum ist. Es besteht unter den Kranken keine Abtheilung, nicht einmal nach dem Geschlecht, was, wie der Verf. sehr irrthümlich meint, bei Unheilbaren zu übersehen wäre. 4 Wärter und eine Wärterin besorgen den Dienst. Die Kranken speisen gemeinschaftlich. Im Institut wohnt ein Verwalter; der Arzt wohnt in München, welches ½ Stunde davon entfernt ist. Die körperlich Erkrankten kommen ins allgemeine Krankenhaus. Die sämmtlichen Ausgaben betrugen im Jahr 1832. 13,284 fl. Verpflegt wurden 64 Irren, davon 10 entlassen; gestorben ist 1. [Statt eines Urtheiles über diese und die andern, dem Ref. aus eigener Anschauung bekannten Irrenanstalten im Königreich Baiern erwähnt er hier lieber der erfreulichen Aussicht, dafs in mehreren baierischen Kreisen die Errichtung neuer Irrenanstalten beschlossen, und also zu hoffen ist, dafs Baiern in diesem wichtigen Zweig des Gemeinwohles nicht ferner mehr so vielen andern und kleinern deutschen Staaten zurückstehen werde.] — Das Militärspital, 1777 vollendet, für etwa 200 Kranke. Im Jahr 1832 wurden in demselben 2759 Kranke behandelt, wovon 78 starben. Die Gesammtunterhaltung kostete in diesem Jahre 24,712 fl. — Schlagintweits Privatheilanstalt für Augenkranke erhält sich durch milde Beiträge. — Im Spital der Unheilbaren am Gasteig (früheren Leprosenhaus) können 82 Kranke untergebracht werden. — Es wohnt ein Kaplan, aber kein Arzt darin. — Das h. Geistspital zu St. Elisabeth datirt sich schon seit 1204 her und war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts für Pfründner, Findlinge, Schwangere und Gebärende und für Irren bestimmt. Seit 1823 ist ein neues Gebäude vor dem Sendlinger Thor aufgeführt mit 17 Pfründner-Sälen, einem jeden zu 8—16 Betten. Die Zahl der verpflegten Individuen kommt im Durchschnitt auf 224. Sämmtliche Ausgaben betrugen 1832. 39,760 fl. Der Verf. rügt die mangelnde Classification und Beschäftigung der Pfründner im Gegensatz zu denen in Wien. — Das Versorgungs- und

Siechenspital zu St. Joseph ward 1800 mit dem Elisabethen-Herzogs-Spital verbunden, für Pfründner und Siechen. Es wohnt ein eigener Arzt in der Anstalt. Im Jahr 1832 betrugen sämmtliche Ausgaben 25,145 fl. Verpflegt wurden 185 Pfründner. Hausordnung besteht keine. Das Vermögen des Instituts besteht nach Abzug der Schulden in siebentehalb hundert tausend Gulden! — Die Armen-Versorgungsanstalt am Gasteig. Hier besteht eine vollständige Hausordnung, die der Verf. mittheilt und den übrigen Münchner Pfründneranstalten als Muster vorhält. Der Verwalter derselben erhält einen Gehalt von 260 fl., freier Wohnung und Kost (eine Portion) und 3 Maafs Bier täglich. Im Jahr 1832 betrugen sämmtliche Ausgaben 14,866 fl. Die Anstalt besitzt 12 gröfsere Pfründnerzimmer und mehrere kleinere. Im Jahr 1821 schenkte der Banquier Schätzler zu Augsburg diesem Institute 3000 fl., was nicht nur an einer Tafel im dortigen „Schätzlerischen Pfründesaal,“ sondern auch in den Freudesälen der Reichen zur Nacheiferung mit tiefeindringenden Zügen zu lesen seyn sollte! — Die Versorgungszimmer der Armen-Beschäftigungsanstalt sind in einer besondern Abhandlung von Mathias Andres, Armeninstituts-Secretär beschrieben. — Das Lorenzonische Armenhaus, etwa für 40—60 Arme und Pfründner wird vom Verf. wegen seines freundlichen und reinlichen Aussehens gelobt. — Eine Beilage enthält die Ordensregeln des weiblichen Krankenordens, die sich auf die Pflichten des Dienstes, auf „heilige“ Armuth, einfache Kleidung, ein freundlich ernstes Benehmen, Bedienung der Armen, Gehorsam u. s. w. beziehen. Die Schwestern können austreten, aber dann nie wieder aufgenommen werden.

Roller.

Baustücke einer Vorschule der allgemeinen Krankheitslehre von F. A. Ritgen, Grofsh. Hess. Geh. Medicinalrath, ältestem Rathe bei dem Regierungs-Colleg zu Gieſsen, ord. Prof. der Wundarznei- und Geburtskunde, Vorsteher der Gebäranstalt, u. s. w. Erstes Zehend. Gieſsen 1832. *Universitäts-Buchdruckerei von G. F. Heyer, Vater* 116 *S.* 8.

Der Titel vorliegender Schrift bezeichnet ihren Hauptzweck, ihr Inhalt aber hat neben dem medicinischen ein bedeutendes philosophisches Interesse, ja man kann sagen, dafs sie mit einer

sehr beachtenswerthen Stimme kräftig und entschieden in die Mitte des Progresses der heutigen Philosophie eintritt, und besonders in sofern eine willkommene Erscheinung in der philosophischen Welt seyn mufs, als das Bedürfnifs, vom Allgemeinen ins Individuelle und von den Totalitäten in die Einzelnheiten überzugehen, immer empfindlicher in allen philosophischen Wissenschaften empfunden wird. Diesem Bedürfnifs im Bereich der Naturphilosophie zu entsprechen, ist die Tendenz des vom Verf. aufgestellten Systems. So lange die Philosophie sich nicht ans Einzelne anschliefst und vom Einzelnen ausgeht, sondern erst von speculativen Totalitäten zum Einzelnen übergeht, so lange steht ihr nothwendig jede rein-empirische Schule feindlich gegenüber, denn die Felder des Allgemeinen und Besondern bleiben so lange auseinandergerissen. Dies ist bis jetzt der Stand der Sachen gewesen. Von Seiten der empirischen Schulen kann dieser Fehler nicht verbessert werden; denn diese haben ihr abgestecktes Feld, und können sich der Speculation nicht nähern. Und so sehr nachtheilig es auch für die Empirie ist, die Früchte der speculativen Gedanken-Gymnastik der neuen philosophischen Periode bis jetzt fast ganz entbehren zu müssen, so ist sie doch offenbar aufser Stand, Gebrauch davon zu machen, so lange die naturphilosophische Speculation auf dem bisherigen Standpunkte verharrt. Wenn sich aber die Speculation der Empirie nähert und selbst vom Standpunkt der Einzelnheit ausgeht, dann wird Hoffnung, dafs der in der bisherigen Naturphilosophie enthaltene Ideenschwung sowohl der philosophischen, als empirischen Forschung auf eine bisher noch nicht bekannte vortheilhaftere Weise zu gut komme. Und zur Herbeiführung eines solchen besseren Zustandes ist der Versuch des Verfs. kein unbedeutender Schritt.

Der Verf. leugnet den Begriff der Natur als eines lebendigen Ganzen. Sie ist vielmehr ein geordnetes System von Einzelwesen, welche theils lebendige Selbste, theils Trümmer von solchen ausmachen, oder auch als Theile in höheren lebenden Individuen bestehen. Wegen der Annahme einer durch und durch Leben äufsernden und aus lauter Leben entstandenen Natur, deren Leben aber aus der Einzelnheit und nicht aus der Allheit stammt, ist diese Lehre eine Wiedererweckung der Leibnitzischen Monadologie zu nennen. Sie ist dies auch in sofern, als sie die ursprünglichen Selbste für geistige Personen hält, welche vermöge gewisser Urkräfte sich mit einer doppelten Phänomen-Sphäre umgeben, einer Sphäre des Stoffbildens, welches der Leib, und

einer Sphäre des Bildbildens, welches die Bilderwelt der Wahrnehmung, der Phantasie und des Verstandes ist.

Der Grundirrthum der bisherigen Naturphilosophie lag ohne Zweifel in dem Mifsgriff, die Natur als einen lebendigen Totalorganismus aufzufassen, ein aus einer falschen Metaphysik hervorgegangenes Hirngespinnst, welches die Begriffe einer besseren Philosophie und noch dazu allen Augenschein gegen sich hat. Denn wie kann man von einem lebendigen Totalorganismus sprechen in einem Universum, in welchem sämmtliche Gegenstände, von denen wir den Begriff des Lebens erlernen, die Oberfläche einer Kugel ausmachen, welche selbst in dem Schema ihres kleinen Planetensystems, worin sie schwimmt, als ein fast unsichtbarer Punkt verschwindet — in einem Universum, welches in seiner Totalität betrachtet keinen andern Anblick bietet, als den eines nächtlichen öden Raums, dessen grenzenlose Mathematik gleichsam neidisch war, der Physik und Physiologie des Lebens nur einen kleinen Platz in sich zu vergönnen? Welch ein Sprung der Gedanken durch metaphysische Vorurtheile gehörte dazu, dieser Urnacht, diesem unendlichen Nichts das Beiwort des organischen Lebens beizulegen! Auch fand dieser Gedanke schon seine treffende Widerlegung in seinem eigenen ausgebildetsten System bei Oken, wo die Principien des universellen Organismus, welche zuerst als Realitäten gesetzt werden, sich hinterher nicht als solche halten können, sondern zu bloſsen heuristischen Principien werden. Die Urtotalität des universellen Zero wird heuristisch gegen den organischen Globus des universellen Weltkörper- und Elementarsystems, und dieser wird heuristisch gegen den jetzigen Weltbestand, und der universelle Organismus sinkt also zu einem bloſsen regulativen Princip, einer bloſsen Methode herab. Daſs man aber diese Methode nicht allein entbehren könne, sondern durchaus verwerfen müsse, um auf festeren naturphilosophischen Boden zu kommen, zeigt die Theorie des Verfs. auf überzeugende Weise.

Er gründet seine Lehre von den metaphysischen Selbsten auf die dreifache Lebensthätigkeit, welche aus dem Centro aller lebenden Wesen sich gegen den umgebenden Stoff wendet, um einen Organismus aus demselben zu formen. Die Namen für diese drei groſsen Lebenserscheinungen sind: 1) Stoffbindung. Centripetale Wirkung. Bindungstrieb. 2) Stoffentfremdung. Centrifugale Wirkung. Strahlungstrieb. 3) Bestandsvereigenthümlichung. Antagonistische Wirkung. Spannungs-

trieb. Die stoffbindende Wirksamkeit hat zum Geräthe den Darmschlauch, die äufsere Haut, Lungen und Sinnesorgane. Weiterleitung durch Adern und Nerven. Die Nerven haben eine starke verdauende Kraft für magnetische und elektrische Potenzen, Licht, Wärme und alle flüchtige Substanzen. Diese verdauende Wirksamkeit der Nerven hat aber nicht das Mindeste mit deren Verrichtungen als Sinneswerkzeugen gemein. Dem Nährtriebe zeigen sich durch ihre Absonderungen dienstbar das Zellgewebe, die Dunst- und Schleimhäute und die Drüsen. Der Strahltrieb hat zum Geräth Nervenmark, Gehirn, Rückenmark und Ganglien. Der Spanntrieb hat zum Geräthe Bewegungsglieder kontraktiver und expansiver Art. Als kontraktive: Knochen, Knorpel, Flechsen und Muskeln. Als expansive: Leibeswärme und seröser Dunst, Blut und seröse Flüssigkeit, zellige und häutige Ausbreitungen, Zellgewebe, Dunsthäute, Schleimhäute, äufsere Haut, Blutgefäfse, Schlagadern, Blutadern, Wasseradern, Schwammkörper, Lungen.

Aus den drei genannten einfachen Trieben compliciren sich die drei zusammengesetzten Systeme, welche man Hauptlebensverbande oder Verbandtriebe nennen mufs: 1) Bildungssystem. Reproductionssystem sagt zu wenig und Vegetativsystem zu viel, weil in dem Bildungssystem auch neu producirt wird, und die Vegetabilien auch Bewegung äufsern. 2) Erkenntnifs- und Begehrungssystem. Sensibilität sagt zu wenig, da das System mehr als blofse Empfindungen vollbringt. 3) Bewegungssystem. Irritabilität sagt zu wenig hierfür und ist ein schiefer Begriff, da in diesem System die Verhältnisse der Festigkeit und Elasticität nicht weniger, als die der Reizbarkeit in Betracht kommen, und sich die falsche Theorie in den Ausdruck geschlichen hat, dafs alle Bewegungen als Folge von Zusammenziehungen gedacht werden.

Besonders erfolgreich wird die Theorie, wo sie als Lehre von den Sinnwahrnehmungen in die Psychologie eindringt, nach folgender Consequenz: Das Flüchtige höchster oder niederer Art strömt zufolge der Natur des Flüchtigen vom Leibe aus. Diese Ausströmungen gehen bald in die festeren Bestände, auf welche sie treffen, mit ihnen verschmelzend unter, werden bald von denselben zurückgestrahlt oder gehen durch dieselben unverändert hindurch. Diese Ausströmungen sind Scheine. Mehrere Scheine vereinigen sich zu einem Ganzen, einer Art Leib aus Scheinen oder Scheinleib, den man durch Bild bezeichnet. Der Theil

des Leibes, von welchem die Flüssigkeiten ausstrahlen, ist der Schein- oder Bildträger. In Bezug auf unser Selbst, welches als Bildträger die Bilder der Objekte trägt, heifsen diese Bilder Vorstellungen, die abgebildeten Gegenstände Objekte, das tragende Selbst das Subjekt, der ganze Proceſs die Wahrnehmung. Ein Abbild, welches ohne Theilnahme des Bildträgers bleibt, ist ein Spiegelbild, Wiederscheinbild, Wiederschein. Alle Leiber senden Flüchtigkeiten aus, sind also scheinerzeugend und ursprünglich scheinwerfend. Ein Theil sendet auch Flüchtigkeiten aus gegen den anderen, ein Theil des Leibes kann einen anderen Theil des Leibes wahrnehmen. Die Bildbildung innerhalb des Leibes kann in allen Punkten des Leibes geschehen. Nicht alle Punkte aber sind auf gleiche Weise befähigt, Urflüchtiges entwickeln und absondern zu können. Die äufseren Sinne sind die besonders hierzu organisirten Apparate. Die Wahrnehmung beschränkt sich auf das Sinnorgan, welches Abbildträger ist. Soll das gesammte Selbst Theilnahme am Bilde haben, so muſs im Mittelpunkte des ganzen Leibes die Abbildbildung vor sich gehen. Dieser kann nur der Mittelpunkt des gemeinsamen Bandes aller Körpertheile, d. h. der flüchtigen Stoffe seyn. Der Mittelpunkt des Höchstflüchtigen ist das Gehirn. Die Verbindung zwischen der Peripherie und dem Centrum bilden die Nerven mit ihren Nervenflüchtigen. Die Abbildbildung in der Peripherie bewirkt centripetale Strömungen, denen der Gehirnpunkt sein Nervenflüchtiges entgegen sendet. So wird jede peripherische Wahrnehmung zur centralen. Ohne eine Hineinsendung von Unwiegbarem in den äufseren Sinneneinfluſs kann durch letzteren allein nie eine Wahrnehmung zu Stande kommen. Mag immerhin das Lichtbild eines gehörig nahen Gegenstandes auf der Netzhaut des geöffneten Auges stehen, der in Gedanken Vertiefte sieht es nicht. So wie aber die Verwendung des Nervenwirksamen zu den innern Bildern aufhört, wird dieses wieder frei und senkt sich alsbald in die Lichtstrahlen des bis jetzt ungesehenen Gegenstandes, und die Wahrnehmung ist vollbracht. Die s. g. Aufmerksamkeit ist ein stärkeres Laden und Richten des Stroms der Imponderabeln zum Sinnesobjekt hin, und daher eine wahre Verstärkung der Einströmung des Unwiegbaren in den äufsern Sinneseinfluſs. Durch Anhäufung des Flüchtigen in Theile, die gewöhnlich dessen Träger nur in weit geringerem Grade zu seyn pflegen, können diese zur Vollkommenheit von Sinnorganen, die Sinnorgane aber selbst zu einer Erstaunen erregenden Schärfe gelangen.

Wir vermissen hierbei nur eine einzige, aber desto wichtigere Distinction, ohne welche ein Sprung entsteht. Nämlich das Bild fällt nicht in allen Fällen mit dem Scheinleib ganz in eins, sondern besteht in gewissen Fällen nur in einem abgeschnittenen Theil des Scheinleibs. Zwar beim Fühlen innerer Wärme und dem allgemeinen Gefühl des Ausgedehntseyns unseres Leibes und der Lage seiner einzelnen Glieder fällt der Scheinleib, welcher aus einem gewissen kubischen Inhalt höchst flüchtigen Stoffs besteht, mit dem Bilde ununterscheidbar in eins. Beim Sehen dagegen tritt die Trennung ein, dafs der kubische Inhalt des mit vielfach modificirten Lichtstrahlen erfüllten Scheinleibes im Bilde nur als unerfüllter Raum erscheint, und nur die hintere Randfläche des Scheinleibes als ein Bild oder Rundgemälde empfunden wird. Beim Hören endlich fallen der Scheinleib, welcher aus Schallstrahlen besteht, und das Bild, welches aus Tönen besteht, so sehr auseinander, dafs das Bild nichts vom Scheinleibe darstellt, als seine rhytmische Bewegung und die Modificationen der Höhe und Tiefe, welche die Gröfse der fortwährenden Schwingungen des Scheinleibes bezeichnen. Die Modificationen des Bildes sind also zwar immer im Scheinleib enthalten, nicht aber alle Modificationen des Scheinleibs im Bilde. Der Scheinleib enthält das Bild in sich, nicht aber umgekehrt. Hierdurch wird die Theorie mit einem von ihr übersehenen Problem beschwert, zu zeigen, woher es komme, dafs beim Gesichtssinn nicht der ganze Scheinleib, wie beim Vitalsinn, und beim Gehörsinn sogar nur dessen rhythmische Schwingung zum Bilde wird. Gelingt es ihr, dies Problem genügend zu lösen, so wird sie besonders in den Procefs des Sehens ein helles Licht werfen, indem sodann das ganze Labyrinth von Schwierigkeiten, in das man sich nur immer tiefer verwickelt, sobald man annimmt, dafs wir nicht den Gegenstand selbst, sondern das Bild auf der Retina sehen, mit einem Male wegschwindet. An die Stelle dieser barocken Lehre, deren unüberwindliche Schwierigkeiten (S. Schulze's Anthropologie. 3te Aufl. S. 99—102.) schon mehrmals Versuche zu einer entgegengesetzten Ansicht veranlafsten (z. B. Plagge physiologische Bemerkungen über das Sehen, in den Hecker'schen Annalen der gesammten Heilkunde. Bd. XVII. S. 404 ff.) träte dann eine mit dem gesunden Gefühl übereinstimmigere Theorie, durch welche noch dazu die Pythagoräische Lehre von einem Sehen durch Ausströmung warmen Aethers, die Heraklitische

von einem Wahrnehmen durch eine Ausströmung feuriger Anathymiasis und die Demokritische Theorie von fein materiellen uns umschwebenden Idolen oder Scheinleibern eine unerwartete Rechtfertigung erhielten.

Mifslicher steht es aber mit der Brücke, welche der Verf. schlägt von der Sinnwahrnehmung zu den Bildern der Phantasie: Wenn eine peripherische Sinnwahrnehmung zur centralen wird, so geschieht eine Kreuzung eines von den peripherischen Nerven kommenden Stroms von Nervenflüchtigem mit dem, welchen das Gehirn entgegensendet. Eine solche sich kreuzende Doppelströmung kann sich im Gehirn ereignen, ohne dafs ein Sinneseinfluss unmittelbar dazu Anlafs giebt. Eine Gruppe von Kreuzströmungen und somit von Abbildbildungen im Gehirne kann sich also vollständig wiedererneuern, wenn nur eine einzelne dieser Strömungen und somit Abbildbildungen durch eine Sinneswahrnehmung in Gang gebracht wird. So entstehen Einbildungsbilder, Einbildungen, Bilder der Einbildungskraft, Phantasiebilder. Aus der Vereinigung von Centralbildern zu einem Gesammtbilde entstehen Begriffe, Urtheile und Schlüsse.

Nach den ersten Voraussetzungen der Theorie kann dies unmöglich geschehen. Denn die Voraussetzung ist ja, dafs das Bild der Scheinleib selbst sey. Folglich kann durch tausend und tausend kreuzende Strömungen im Gehirn nichts anders wahrgenommen werden, als der Scheinleib oder das Bild des Gehirns. Der Verf. liefs sich durch die alte Chimäre materieller Ideen im Gehirn zu einem unbehutsamen Vorwärtsschreiten verlocken. Nach strenger Consequenz bleibt nur die Alternative, entweder den Bildern in der Seele für sich selbst eine dauernde Existenz zu geben, sobald sie einmal gebildet sind, so dafs sie nach dem Gesetz der Trägheit beharren und so das Gedächtnifs und die Phantasie ausmachen, oder der Seele die Fähigkeit zuzugestehen, die einmal früher gebildeten Scheinleiber auf Veranlassung durch ein einseitiges Ausströmen von Nervenflüchtigem in den Umkreis der Aufsenwelt zu reproduciren.

(Der Beschlufs folgt.)

Ritgen, Baustücke einer Vorschule zur allgemeinen Krankheitslehre.

(Beschlufs.)

Zur Ergänzung der hierin niedergelegten Weltansicht des Verfs. kann dessen 1832 erschienenes „Probefragment einer Physiologie des Menschen, enthaltend die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Frucht," dienen. Wir bekommen darin folgenden Ueberblick: Das Universum besteht aus einer unendlichen Anzahl von Selbsten, d. i. sich selbst bestimmenden und selbstentwickelnden geistigen Individuen, deren Daseyn sich uns als theils leibbildende, theils bildbildende Kraft offenbart. Die Selbste sind unvollkommne Ebenbilder von Einem vollkommnen und körperlosen Urindividuum, Gott, durch den sie geschaffen sind, jedoch blos *potentiâ* als schlummernde Keimexistenzen oder Kräfte. Aber die Materie, aus welcher sie sowohl ihre Leiber, als ihre Bilder bilden, finden sie als höchstflüchtigen Stoff *actu* erschaffen vor. Gott ist selig in der Anschauung seiner selbst, der Mensch mufs, um glücklich zu seyn, seine Seele nicht auf sich selbst, sondern auf Gott richten, in welchem allein Vollkommenheit und Wahrheit ist, weil er allein das vollkommene Selbst ist. Jedes unvollkommene Wesen hat eigentlich keine wahre Existenz, sondern erscheint nur einerseits als blofse Möglichkeit zur Existenz, als blofse Kraft, und andererseits als isolirte und nur von der Kraft erzwungene Wirklichkeit, als hohler Mechanismus eines Leibes. Die Kraft ist eigen, der Leib ist fremd und entlehnt. Durch die Kräfte der Anziehung, Abstrahlung und Individualisirung und deren vielfache Complexionen gewinnt das Leben seine drei organischen Systeme. Die lebendigen Wesen sind entweder Weltkörper oder Weltkörperbewohner. Die leblosen Wesen sind Trümmer oder Leichname von lebendigen. Solche Leichname, z. B. die Trümmer des an seiner Oberfläche verwitterten Planeten oder Uranohions, Felsen, Sandwüsten, Ackerland u. s. w. zeigen in ihrem chemischen Verhalten noch Reste physiologischer Lebensactionen. Der Mensch nimmt in der Natur einen doppelten Rang ein. Als sterbliches Naturwesen

steht er im Centrum der Natur und ist dies Centrum selbst. Als unsterbliches Selbst steht er über der Natur in einer höhern Ordnung von Geschöpfen. Die Lebensepochen seiner leiblichen Entwickelung sind an die planetarischen Zeiten geknüpft nach bestimmten Zahlen, unter denen die Zahl 5 die vornehmste ist. Aber die Lebensentwickelung des Selbstes, welches Leiber und Bilder nur an- und auszieht wie Kleider, um zu vollkommneren Zuständen fortzuschreiten, kennt keine Zahlen und keine Grenzen.

Beim Ueberblick dieser Perspective des Weltalls findet Ref. Dreierlei zu erinnern:

1) Warum betrachtet der Verf. die Bildbildung blos und allein als eine Species feinster Leibbildung? Er legt sich dadurch unnöthige Schwierigkeiten in den Weg. Denn für's Erste sind Bild und Scheinleib nicht identisch, sondern das Bild ist nur ein Theil des Scheinleibs. Für's Zweite kann durch die Kreuzungen des Urflüchtigen im Gehirn denkbarer Weise nichts zu Stande kommen, als ein verworrenes Bild dieses Leibestheils. Für's Dritte äufsern die Bilder der Phantasie und des Gedächtnisses, dazu die Begriffe des Verstandes eine Attractionskraft gegen einander ähnlich körperlichen Atomen, und hemmen einander mit einer Spannkraft ähnlich körperlichen Gewichten, sie verstärken einander dadurch, dafs sie mit einander contrastiren, und erlangen dadurch, dafs sich die Aufmerksamkeit auf sie heftet, eine schnell wachsende Stärke. Eine Psychologie, welche es sich zur Aufgabe macht, diese Gesetze auf ihren einfachsten Ausdruck zu bringen, und wo möglich einen exacten Calcul darauf zu gründen, wird sich durch den Zwang, die geistigen Einheiten oder Atome, mit denen sie rechnet, als blofse Accidenzen von Gehirnströmungen ansehen zu sollen, eben so sehr bei jedem Schritte gehemmt fühlen, wie eine Physik und Chemie, welche die körperlichen Einheiten oder Atome, mit denen sie rechnet, als einen blofsen visionären Schimmer irgend eines göttlichen Urprocesses (etwa nach der Theorie der indischen Upnekhats) ansehen wollte. Endlich bietet sich viertens bei der Ueberzeugung vom Selbst als einer immateriellen leib- und bildbildenden Monade, als der einfachste und natürlichste Gedanke dar, ihr lieber sogleich einen doppelten Bildungstrieb beizulegen, einen, wodurch sie sich aus dem umgebenden körperlichen Stoff ihren Leibesorganismus, und einen zweiten, wodurch sie sich aus dem sie umgebenden geistigen Stoff von mathematischen, logischen und sinnlichen Bil-

dern ihren Vorstellungsorganismus componirt. Dann tritt auch die Behauptung des Verfs., dafs mit dem Absterben des grobmateriellen Leibes die aus Urflüchtigem entstandene Bilderwelt nicht zugleich mit absterbe, nicht allein in ein klareres Licht, sondern bekommt eine an Evidenz grenzende Gewifsheit.

2) Es ist Vorsicht anzuempfehlen in Beziehung auf den Gebrauch des Begriffs Kraft. Dieser Begriff ist unschädlich und brauchbar so lange, als man im Auge behält, dafs er keine reelle Existenz, sondern blos die Beziehung eines Reellen auf ein anderes bezeichnet, z. B. Beziehung des Selbst auf die Materie. Ein Etwas, welches wirkt, nennen wir, in sofern es wirkt, eine Ursache oder Kraft. Im Begriff Kraft ist aber von dem Wesen dieses wirkenden Etwas durchaus nichts ausgesprochen. Z. B. es trete in meinem Vorstellungsorganismus die Vorstellung des Ausruhens der des Fortarbeitens hemmend entgegen, dafs mein Entschlufs zwischen beiden schwankt, so kommt es darauf an, welche Vorstellung, entweder durch ihr natürliches Gewicht oder durch künstliche Verstärkungen, indem ich die Aufmerksamkeit auf dieselbe hefte, das Uebergewicht bekommt, diese wird dann die Bewegungen meines Körpers als Kraft leiten. Die Vorstellungen verhalten sich also sowohl in Beziehung zu einander, als zu meinen körperlichen Bewegungen als Kräfte, und ich darf darauf den Satz gründen, dafs die Vorstellungen der Seele eben so viele Kräfte sind. Das Wesen der Vorstellungen aber habe ich damit nicht ausgesprochen. Dieses liegt nicht im Begriff Kraft, sondern im Begriff Vorstellung oder Bild. Wüfste ich von den Vorstellungen blos, dafs sie Kräfte sind, hätte ich blos Anschauung von ihnen als Kräften, so hätte ich nur eine Vorstellung von ihrer Wirksamkeit, und noch keinesweges von ihnen selbst. Sie selbst bleiben mir in dieser Erkenntnifs noch ganz unbekannt. Diese nominalistische Natur des Begriffs Kraft ist genauer nachgewiesen in Herbarts Psychologie, 2ter Th. S. 315 ff. Dieses ist nun auch anzuwenden auf das Wesen des Selbst, welches sich vermöge verschiedener Kräfte mit einer Körperwelt und Bilderwelt als Kleidern gleichsam umhüllt. Diese Kräfte sind also selbst nur Relationen des Selbstes zu einer doppelten Aufsenwelt, und gehören also noch mit zu seinen Kleidern, bezeichnen aber keineswegs sein Wesen. Um sein Wesen zu wissen, müfsten wir eine Anschauung dieses Wesens haben, welche aber in dieser Welt, wo wir nichts kennen, als Leiber, Bilder und Kräfte, nie zu Stande kommen kann. Wir schauen zwar unser Selbst in

seinen Wirkungen als vorhanden an, aber wir erkennen es darin blos als Kraft und nicht als das, was wir sind, wir haben keine Anschauung von unserm Wesen. Wir behalten also in Beziehung auf das Wesen unseres Selbst keine andere Erkenntnifs übrig, als die, welche uns in Beziehung zur Gottheit als dem Urselbst auch einzig übrig bleibt, nämlich, nach dem Ausdruck des Verfs., eine unendliche Sehnsucht, in welcher aber dennoch ein Abglanz göttlicher Seligkeit schimmert, ähnlich wie wir selbst in unserem Leibe sein Ebenbild darstellen.

3) Es ist nach dem Bisherigen unstatthaft, von einem Erkranken des Selbst zu sprechen. Doch beruht der Vorwurf, den man hierin dem Verf. machen kann, mehr auf einer blofsen Kakophonie des Ausdrucks. Was er im Grunde darunter versteht, nämlich ein gradweises Abnehmen der centralen Kraft des Selbstes, ist Thatsache und aufser Zweifel. Dieses Verlieren des Selbstes äufsert sich in den Seelenkrankheiten namentlich als Verlust der Willkühr, der freien Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung, als Verschwinden der moralischen Empfindungen gegen Eltern, Geschwister, Freunde, Vorgesetzte u. s. w. Da wir aber das Selbst als eine überirdische Wesenheit keinen Gradunterschieden unterworfen denken können, so darf seine Abnahme nicht als eine Verminderung, sondern nur als ein weiteres Hinausrücken aus der Sphäre unseres irdischen Lebens angesehen werden, seine Zunahme aber als ein tieferes Hineinrücken in dieselbe. Ein Zustand, worin das Selbst ganz aus der Sphäre unsers Lebens entschwunden wäre und wo also die Vielheit der untergeordneten Geistes- und Leibeskräfte, verlassen vom centralisirenden Princip, unter einander ihr verworrenes Spiel triebe, wäre der höchste Grad des Wahnsinns und der Krankheit zugleich. Wie erklärt aber der Verf. das Phänomen, dafs zuweilen in Krankheiten (welche doch auf einer Verminderung des Selbstes beruhen) das Selbst erst recht anfängt hervorzuglänzen, und dafs in hundert Fällen der Mensch erst dann anfängt sich als Geist zu fühlen, wenn seine körperlichen Kräfte gebrochen sind? Und umgekehrt, dafs Blödsinnige, deren Selbst fast auf 0 vermindert ist, demohnerachtet in bester Gesundheit ein langes Leben hinbringen? Nach seiner Ansicht vom Selbst als einer Kraft, welche einer Verminderung fähig ist, bleiben dies unauflösliche Räthsel, nicht aber wenn man sich das Unsterbliche unveränderlich denkt und es betrachtet gleich einem nur tiefer in unser Leben hinein oder weiter heraus rückenden Körper. Wir möchten dann jenes Phä

nomen ein Hinausrücken des Selbstes aus der Körperwelt in die Bilderwelt, dieses ein Hinausrücken des Selbstes aus der Bilderwelt in die Körperwelt nennen.

Abgerechnet diese Mängel enthält des Verfs. Theorie einen neuen Weg der Forschung, welcher namentlich auf Psychologie angewandt die wichtigsten Folgen haben dürfte. In dieser Theorie erscheint die Seele nicht mehr als jenes abstracte Wesen, um dessen Existenz man eben so verlegen seyn mufs, als um seinen Wohnsitz, nicht mehr als jenes sich selbst anschauende Ich, dessen Fabelhaftigkeit Herbart in seiner Psychologie so siegreich dargethan hat, ohne aber etwas Genügendes an seine Stelle zu setzen, sondern es wird ihr ein geräumiger Wohnsitz angewiesen in den vielfachen Scheinleibern, welche bei Tage unseren Leib als Perceptionen umstrahlen, bei Nacht aber denselben als Traumbilder umgaukeln. Wenn aber der Umstand, dafs Seele und Leib nur angesehen werden dürfen als verschiedene Organisationsweisen desselben Materials, die Psychologie durchaus in's Gebiet der empirischen Naturforschung verweist, so zieht er auch die Physiologie in's psychische Leben und in solche Regionen empor, wo man nicht fortschreiten kann, ohne auch auf das Ueberirdische zugleich seinen Blick zu heften.

Was ist folglich die Seele nach diesem System? Sie ist nicht das Selbst. So wenig der Körper in seiner Erscheinung das Selbst ist, eben so wenig auch die Seele in ihrer Erscheinung. Die Seele ist in inwendiger Selbstbeobachtung ein Organismus von Bildern; sie ist im Verhältnifs zur Körperwelt eine die leiblichen Kräfte beherrschende Kraft; sie nimmt drittens auch Antheil am Stoff, an jenem Höchstflüchtigen, welcher an Agilität und Feinheit das Licht übertrifft, und aus welchem ihre Wahrnehmungen geformt sind. Die Seele besteht also aus dem Stoffe der Stoffe, aus der Kraft der Kräfte, aus den Musterbildern der Bilderwelt. Folglich fallen alle Schranken weg, wodurch wir den Leib als einen von der Seele generisch verschiedenen denken könnten. Beide sind Stoff, beide sind Kraft, beide sind Bild, beide sind dies Alles, aber auf höchst verschiedene Weise. Die Grenzen der Physiologie und Psychologie flieſsen in einander. Was in der Physiologie das Ende ist, der Procefs des Bildbildens am Leibe, macht in der Physiologie den Anfang. Die Physiologie hat es besonders mit Kräften zu thun. Einen Grad unter ihr liegt die Welt der Stoffe in Physik und Chemie. Die Psychologie verkehrt im Organismus der Bilder oder Vor-

stellungen, und sieht sowohl die Welt der Kräfte, als die der Stoffe, zu ihren Füfsen liegen. Ihre Vorstellungen existiren aber äufserlich als Scheinleiber aus feinsten Stoffen, und wirken unter einander und nach aufsen als Kräfte, sind also **Bild, Stoff** und **Kraft in eins.**

Es wäre voreilig, diese vom Verf. nur erst in rohester Skizze hingeworfene Theorie als eine Wahrheit bejahen zu wollen. Aber sie ist sicher, wenn man sie als regulatives Princip zu künftigen Forschungen betrachtet und nach Umständen Verbesserungen mit ihr vornimmt, fähig, allen anderen bisherigen psychologischen Hypothesen durch ihre durchgreifende Energie, durch ihren grofsartigen Blick in den Gesammtbau des Lebens den Rang abzulaufen. Auch empfiehlt sie sich dadurch, dafs bei ihrer Annahme die Geschichte der Philosophie ein gesetzmäfsiges allmähliges Entdecken der wahren Natur der Seele darstellt, nach den Begriffen Stoff, Kraft und Bild. Denn sämmtliche Philosophen vor Sokrates waren darin einverstanden, dafs die Seele in einem höchst flüchtigen Stoff bestehe, welcher aus dem peripherischen Unendlichen eingesogen würde, und indem er aus den Sinnorganen gegen die Objekte anstrahle, die Wahrnehmungen oder Scheinleiber (εἴδωλα) hervorbringe. Von Sokrates bis auf heute hat die Theorie, die Seele als eine oder mehrere oder beliebig viele Kräfte zu denken, geherrscht. Aber die dritte Ansicht, welche die Seele aus einem Organismus von Ideen oder Vorstellungen bestehen läfst, und welche bei Plato, Cartesius, Locke, Berkeley, Hegel, Herbart, Beneke u. A. heftige, ja convulsivische Anstrengungen gemacht hat, sich emporzuarbeiten, hat darum noch nie in reiner abgeschlossener Gestalt sich Bahn brechen können, weil das Paradoxon einer Kraft ohne Stoff noch immer erträglicher und anhörenswerther erschien, als das Paradoxon eines Bildes ohne Träger. Bedenkt man aber gemäfs dem Vorigen, dafs die Bilder oder Ideen in jedem Augenblick auf Veranlassung sich selbst als Kräfte und selbst als Stoffe erweisen, so ist die Gefahr, sich durch jenen Platonischen Idealismus in's Unbestimmte zu verflüchtigen, so sehr verschwunden, dafs wir eben durch ihn der Seele sogar ihre langentbehrte Stofflichkeit wieder vindiciren, indem wir zugleich die hochbewunderte, aber so wenig mit Vortheil benutzte Platonische Ideologie ihrem Nebel entreifsen und zum Werkzeug empirischer Forschung und präcisen Calculs erheben.

C. Fortlage.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Uebersicht mehrerer Schriften, die Bildungsanstalten betreffend.

Seit der Uebersicht, welche wir in diesen Jahrbüchern. 1834. Bd. 58. gaben, sind uns weiter einige Schriften zugekommen, welche die Bildung der Jugend theils für den Gewerbsstand theils für den Gelehrtenstand betreffen. Die rührige Thätigkeit, welche hierin sowohl in Belehrungen als in Anordnungen erfreut, beschäftigt sich dermalen vorzugsweise mit jenen zwei Gegenständen, mit den Gewerbschulen und mit der Gelehrtenbildung. Für den ersteren liegt uns vorjetzt nur vor:

1) *Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Vereine, Bibliotheken, und andere Förderungsmittel des vaterländischen Gewerbfleifses und der Volksbildung im Allgemeinen. Den hohen Landesbehörden, den Vaterlands-Vertretern und Freunden, und den gewerbtreibenden Classen gewidmet von K. B. Preusker, Kön. Sächs. Rentamtmann, Ritter des K. S. Civil-Verdienst-Ordens u. s. w. Leipzig, bei Hartmann.* 1834. *kl.* 8. (X *u.* 206 *S.*)

2) *Nachricht von dem Bestehen und den Leistungen der Sonntags- und Gewerbschule, dem Gewerbverein und der Stadtbibliothek zu Grofsenhayn während des Jahrs* 1833. *Von dem Vorsteher der beiden ersteren und Comm. Mitgl. der letztgenannten Anstalt K. Preusker u. s. w. Grofsenhayn, bei Rothe.* 1834. 8. (32 *S.*)

Obgleich der von dem berühmten Brougham vorangesetzte Ausspruch für England gilt und für Deutschland nicht anwendbar ist, wenn er sagt, »dafs es noch ziemlich wichtige Städte gebe, welche keine für den Unterricht des Volks bestimmten Anstalten haben«: so haben wir doch nichts dagegen, wenn er auch für unsere Städte, namentlich auch die kleineren, den Wunsch ausdrücke, Gewerbsschulen einzurichten, wie es auch wohl der Verf. der vorliegenden Schrift gemeint hat. Da die Belehrungen des Verfs. ganz mit denjenigen übereinstimmen, welche wir in den neuesten Schriften über die Gewerbschulen finden, wie wir sie in unserer oben angeführten Uebersicht bemerkten, so gnügt hier die blofse Anzeige dieser Schrift. Doch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, dafs eben das Specielle und Lokale in derselben ihr ein besonderes Verdienst giebt, welches sich der Hr. Verf. nicht blos um die dortige Stadt erworben hat, sondern auch um

andere erwerben wird, die zur Nachfolge erweckt werden, denn sie finden in dieser Schrift eine praktische und populäre Anleitung. Die No. 2. beigegebene Nachricht u. s. w. dient zur Erläuterung, »wie solche Anstalten auch in wenig begünstigten Mittelstädten gedeihen können, wenn man nur Hand anlegt.«

Wir wenden uns zu Schriften, die von der Gelehrtenbildung, diesem jetzt so viel besprochenen Gegenstande, reden, und die uns in der letzteren Zeit zugekommen sind:

1) *Versuch über die zu den Studien erforderlichen Eigenschaften und die Mittel, dieselben am Knaben, Jüngling und Mann zu erkennen. Eine Abhandlung, welcher nach einer vom Kön. Preufs Ministr. der Geistl. Unterr. u. Medic. Angelegenheiten veranlafsten Prüfung der Preis zuerkannt worden ist, von Theod. Fritz, Prof. d. Theol. in Strafsburg.* Motto 1 Kor. 12, 4. *Hamburg, bei Fr. Perthes.* 1833. 8. (IV u. 240 S.)

2) *Das Wichtigste, welches ein Jüngling zu prüfen hat, ehe er die Universität bezieht. Deutschlands edlen Jünglingen und deren Eltern und Lehrern gewidmet von Dr. C. A. Rose, Subrect. am Kön. Gymn. in Soest.* Motto aus Abbt: „*Die unentbehrlichste Wissenschaft für Jeden ist, zeitig genug zu erfahren, wozu er tauglich sey, oder was er Beruf habe.*“ *Grimma, bei J. W. Gebhard.* 1834. 8. (XII und 106 S.)

3) *Rathgeber für wifsbegierige Jünglinge, oder Anleitung zum Studiren für Gymnasialschüler, für solche, die sich selbst unterrichten oder versäumte Schulstunden nachholen; auch für Eltern, welche die Studien ihrer Söhne leiten wollen. Von J. P. E. Greverus, Rect. u. Prof. des Grofsh. Gymnas. zu Oldenburg. Bremen, bei Kaiser.* 1834. 8. (VIII u. 231 S.)

4) *Abrifs der Methodologie des akademischen Studiums. Zunächst als Grundlage für seine Vorlesungen verfafst von Dr. J. Leutbecher. Erlangen, bei Palm und Enke.* 1834. 8. (XVI u. 158 S.)

5) *Studienplan für die Gymnasien des Grofsherzogthums Hessen.* 4. (12 S.)

6) *Entwurf einer Verordnung die Gelehrtenschulen im Grofsherzogthum Baden betreffend. Karlsruhe, bei Groos.* 1834. 8. (65 S.)

7) *Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler. Berlin, bei Duncker und Humblot. Fol.* (19 S.)

Das Bedürfnifs unserer Zeit verlangt immer dringender, dafs die Aemter, für welche akademische Studien nöthig sind, tüchtige Männer erhalten, dafs aber auch die Zahl der Studirenden mit der Zahl dieser Aemter im Verhältnifs stehe, dafs mithin nur

diejenigen den Studien sich widmen, welche durch ihre Fähigkeiten dazu berufen sind. Dieses ist eine Angelegenheit der Regierungen geworden. Wenn schon Platon in seiner Republik die Knaben für ihre künftigen Geschäfte beobachten und auswählen läfst, so ist das zwar nur eine Idee, wie sein ganzer Staatsorganismus, aber sie schliefst doch etwas Praktisches in sich, welches erst in der neueren Pädagogik zum Leben gekommen. Mit Recht suchen die Schul- und Studien-Verordnungen dahin zu wirken. Die Preisaufgabe, welcher wir die Schrift

No. 1. verdanken, hat also richtig unsere Zeit verstanden, und die gekrönte Lösung durch Hrn. Prof. Fritz, wird zur Erreichung des Zweckes viel beitragen. Der Verf. hat mehrere Schriften über diesen Gegenstand benutzt, und das mit Kritik. Sein Urtheil über des Spaniers *Huarte Examen de Ingenios* 1652, »dafs daraus nichts zu schöpfen sey, welches Jeder werde erkennen müssen, der das Buch auch nur oberflächlich gelesen,« ist jedoch zu hart. Rec., der es nicht blos oberflächlich, mit der Uebersetzung und den Anmerkungen unsers Lessings gelesen, hat es zwar dem jetzigen Zustand der Gelehrtenbildung durchaus nicht mehr angemessen, aber doch Manches darin gefunden, das tiefer führt, wie auch Hr. Prof. F. selbst (S. 109. Anm.) etwas beifällig bemerkt, ebenso richtig als er anderswo (S. 152. Anm.) richtig tadelt. Da er auch allgemeinere psychologische Schriften benutzt hat, so vermissen wir die nicht unbedeutende, als speciellere hierher gehörige: Ueber die sittlichen und vermischten Ursachen der Verschiedenheit der Geistes-kräfte unter den Menschen; von A. J. Dorsch, Prof. d. Philos. zu Mainz. 1788. Bei der Ueberzeugung, dafs zu einer Anweisung, wie sie die vorliegende Schrift geben soll, viel Menschenkenntnifs gehöre, spricht der Verf. mit Bescheidenheit nur von „seinen individuellen Ansichten.« Aber auch diese haben hier ihren Werth.

Im Ersten Theil betrachtet er die Medicin, Jurisprudenz, Theologie ihrem Hauptinhalt nach, und vorher wirft er einen Blick auf ihre Hülfswissenschaften. Der Encyklopädismus, welcher hier ausgeführt ist, bietet grade nichts Neues dar, und wir wenden uns sogleich zu dem Zweiten Theile, da doch in dem ersten überall auf den Geist jener Wissenschaften und auf das Gemüth der Studirenden hingewiesen ist. »Die Eigenschaften, die sich beim Knaben, Jünglinge oder Manne vereinigen müssen, damit sich derselbe mit Erfolg den Studien zu widmen vermöge, und die Mittel sie zu erkennen,« werden in diesem zweiten Theile angegeben.

So folgerichtig nun auch eins aus dem andern fliefst, wenn eine geübte Denkkraft in abstracto die Begriffe der objectiven Erfordernisse und subjectiven Bedingungen entwickelt, so mifslich bleibt doch immer die Anwendung, ja es zerrinnen da oft

alle die gewonnenen Maximen, oder sie verwandeln sich in pedantische Mifsgriffe. Denn das Leben individualisirt alles. So wie mit dem Lehrbuch der Mechanik in der Hand keine Maschine gebaut wird, so wird nicht mit Fichte's tiefer Speculation über das Wesen des Gelehrten u. s. w. der Gelehrte gemacht, nicht mit Nösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen der Theologe gebildet, nicht mit Niemeyers Grundsätzen der Erziehung das Kind erzogen — wenn nicht derjenige, welcher Hand anlegt, die Weihe des Geistes dazu erhalten hat, und in den tausend Fällen der Umstände und Personen das Rechte zu treffen weifs. Darum aber sind die Belehrungen aus solchen Büchern doch nöthig und zweckdienlich. Der Verf. hat dieses alles wohl erkannt, und weifs das, was er aus den eben angeführten Büchern benutzt, mit Geist anzuwenden, indessen sind doch auch seine Urtheile und Regeln wieder einer Anwendung unterworfen, die ebenfalls den Mann von Geist, von Unterscheidungsgabe und praktischem Blick erfordern. Wir wollen Einiges im Einzelnen betrachten, denn die Sache ist wichtig.

In den »allgemeinen Vorbemerkungen« zum 1sten Theil ist zuerst von den »physischen Eigenschaften« die Rede. Gestalt und Gesundheit des Körpers sollen gut seyn, Gesicht und Gehör nicht mangelhaft; das ist allerdings wünschenswerth, wie der Verf. deutlich vorlegt. Gleichwohl gesteht er so viele Ausnahmen von berühmten Männern zu, dafs man alsobald wegen der Regel bedenklich wird; und sie liefsen sich noch mit manchen berühmten Namen vermehren. So könnte Rec. einen sehr ausgezeichneten (unlängst verstorbenen) Professor der Jurisprudenz nennen, der im höchsten Grade schwerhörig war, und doch sowohl auf dem Katheder als im Umgang keinem nachstand. Selbst Kränklichkeit darf vom Studiren nicht abschrecken; auch dafür weifs Rec. Beleg. Eine „üppige Fülle der Gesundheit" kann wohl bei dem Jüngling bedenklich machen, aber nur, worauf auch der Verf. hindeutet, wenn sie zur sinnlichen Richtung ausschlägt. Was gegen das Studiren der Armen, wenn ihnen nicht ein ausgezeichnetes Talent den Freibrief dazu giebt, erinnert wird, ist ebenfalls in thesi richtig, aber in praxi giebt es noch manche Umstände zu erwägen; selbst dafs der arme Student sich manchmal durch viele Privatstunden ernähren mufs, ist nicht immer nachtheilig, welches Rec. ebenfalls belegen kann.

Hierauf werden 2) „die geistigen Erfordernisse beim Knaben, Jünglinge und Mann angegeben für den, der mit Erfolg die Vorbereitungsstudien übernehmen und betreiben will: dabei die Mittel, dieselben zu erkennen.« Es wird nichts verlangt, was nicht wesentlich zur Sache gehört, und die Kennzeichen werden ebenfalls mit treffendem Urtheil gezeigt. Dennoch bleibt auch hier die Anwendung mislich. Mit Recht verlangt der Verf. vor Allem »Sinn für das Geistige,« und wie er diesen bei dem Knaben, Jüngling und Mann

erschauen lehrt, wird nicht leicht täuschen. Es wäre nur noch dem Erzieher zu sagen, dafs er sich nicht durch ein besonderes Interesse des Knaben, z. B. an Erzählungen von Reiseabenteuern, an der reinen Mathematik u. s. w. oder durch Mangel an Interesse für diese oder manche andere Gegenstände verleiten lasse, seinem Zögling viel oder wenig Sinn für das Geistige beizulegen. Denn es kommt auf die Richtung des Geistes, auf den Gegenstand und vornämlich auf den Lehrer an. Eben so verhält es sich mit dem 2ten Erfordernifs, „dafs sich das höhere Erkenntnifsvermögen, Verstand und Vernunft in ausgezeichnetem Grade vorfinde.« Eigentlich ist das erst die Folge, wenn jene Anlage des Sinnes gut entwickelt wird, wie auch die Anm. des Verfs. besonders das angeführte Geständnifs aus Fr. H. Jacobi's Gespräch über Ideal und Real. bestätigt. Daher finden die übrigens treffend von dem Verf. angegebenen Kennzeichen erst bei einem guten Unterricht ihre richtige Anwendung. Das 3te Erfordernifs, »Sinn für Ordnung,« möchte sehr bedenklich seyn; denn die Erfahrung hat Beispiele genug von trefflichen Gelehrten, denen dieser Sinn fast ganz zu fehlen schien, und von so gar ordentlichen Knaben, aus denen doch nicht viel wurde. Es wird viertens ein »bedeutender Grad der Vernunft« verlangt, nicht mit Unrecht; und er kann sich wohl, nach den hier angegebenen Kennzeichen, eben bei dem Knaben verrathen, aber in der Regel wird er doch erst später erscheinen, und zwar ebenfalls hauptsächlich durch die Erziehung hervorgerufen und verstärkt. Das fünfte, „die Aufmerksamkeit,« würden wir als das erste und letzte und alles begleitende Erfordernifs, als die wahre Tugend, wie sie sich im Erkenntnifsvermögen äufsert, vorangestellt haben; auch hat sie schon bei dem Kinde ihre sicheren Kennzeichen, die dem Verf. nicht entgangen sind. Er verbindet mit derselben „die Beobachtungsgabe,« welche indefs nur für Specielles erfordert wird. — Sechstens, »Trieb des Wissens, unermüdeter Fleifs.« Auch hierbei hängt vieles von der Erziehung und dem Unterricht ab; und sehr zu beherzigen ist, um nicht falsch einen Knaben zu beurtheilen, was der Verf. sagt: »Alle in einem wohlüberlegten Schulplan aufgenommenen Gegenstände interessiren, mit einzelnen, seltenen Ausnahmen, bei gutem Vortrage den, in welchem jener Trieb sich zu regen begann.« Es bewährt sich überall, dafs eine gute Methode, und noch mehr wenn sie in dem Lehrer lebendig geworden ist, den Schüler innerlich zum Fleifs nöthigt. — Weiter wird verlangt: »Keine Abneigung gegen die Studien; kein allzunahes Ziel; nicht Alles auf einmal; mit Recht. Ebenso: »Lebhaftes moralisches Gefühl«; wobei sehr wahr bemerkt wird, »dafs ohne dieses Gefühl, das den Studirenden der Hauptsache nach vor den Fehlern (sich mit üppigen, erschlaffenden Bildern zu beschäftigen und von dem Hauptzwecke abzukommen) bewahren mufs, ihr Erfassen der Wissenschaft und erfolgreiches Betreiben der Studien völlig unmöglich werde.« Die Kennzei-

chen sind richtig angegeben. Das weiter geforderte »religiöse Gefühl« würde Rec. weniger in den Aeufserungen des Knaben bei der schönen Natur, als in seinem kindlich-frommen Betragen gegen Eltern und Lehrer, und manchen andern Aeufserungen finden. Dafs »Leichtsinn, Rohheit, Stolz« von dem Studirenden wegzuwünschen sey, ist wohl recht, aber —. Dafs ein »gutes, treues Gedächtnifs« wünschenswerth sey, und mit einer guten Urtheilskraft gar wohl bestehen könne, darin mufs nicht minder Jedermann beistimmen; über die Anzeichen dieser Anlage ist nur zu wenig gesagt. Ferner wird mit Recht verlangt: »Eigne Geistesthätigkeit; reiche Ideenassociation; schöpferische Phantasie; Schönheitsgefühl, Geschmack, keine überwiegende Neigung zur Kunst,« wobei wir jedoch Einiges einzuwenden hätten; doch hier nur die Hauptfrage: in wieferne das Zusammenseyn aller dieser Erfordernisse nöthig sey, oder ob nicht der Mangel des einen oder des andern, der in der Regel statt findet, durch dieses oder jenes vergütet werde?

Hierauf wendet sich der Verf. zu den besondern Erfordernissen für die Medicin, Jurisprudenz und Theologie. Wir finden sie wünschenswerth. Bei der Jurisprudenz wird auch ein »oratorisches« Talent verlangt, und die Zeichen angegeben, welche dasselbe bei den Knaben ankündigen. Bei der Theologie wird mit Recht vor Allem verlangt: »Gefühl für Religion und für Pflicht, Reinheit der Gesinnung, Wahrheitsliebe, dann aber auch Verstand, Fleifs, Gedächtnifs, Gefühl fürs Schickliche und oratorisches Talent.«

Gewifs Alles recht sehr zu wünschen, aber wie steht es mit der Anwendung? Da zeigt sich vorerst, dafs das, was für das Studiren überhaupt gefordert wird, zugleich auf das hinweisen müsse, was nur für dieses oder jenes Einzelne auch verlangt werde, damit man das Allgemeine von dem Besonderen für die praktische Beurtheilung unterscheide; das aber ist sehr schwierig. Ferner wäre für die Anwendung auf den vorkommenden Fall nothwendig, dafs die Erfordernisse, deren jedes für sich anerkannt wird, gegen einander abgewogen werden, weil sie doch nur in seltnen Fällen zusammen gefunden werden, damit man entscheide, welche am meisten zu berücksichtigen seyen. Endlich sind fast alle Kennzeichen noch ziemlich unsicher. Mit vieler Sorgfalt hat der Verf. in seinem Studium der Psychologie das benutzt, was die Lehrbücher für seinen Zweck angeben. Rec. bedauert hierbei, dafs er das nicht gekannt zu haben scheint, was seine Erziehungslehre ihm noch hätte angeben können, namentlich über die mehr oder minder sicheren Vorzeichen bei Kindern, und die Aeufserungen der Anlagen, so wie über das, was von der Natur dem Individuum mitgegeben ist, und was von der Bildung abhängt. So weit übrigens das Psychologisiren hierin forthelfen mag, so mufs es doch oft durch das Biographische

zurückgewiesen werden, denn Männer in allen Fächern machen alle die bisherigen Maximen der Art zu Schanden. Unsere Erkenntnifs ist hierin noch weit zurück, und sie hält mit der Entwicklung der Pädagogik gleichen Schritt. Da ergiebt sich denn alsbald, dafs nur bei der wahren Methode von einem wahrhaft pädagogischen Lehrer die Anlage, Fähigkeit, Richtung des Knaben richtig erkannt, und ihm hiernach sein Prognostikon gestellt werden kann. Es hat erst mit den jetzigen Fortschritten der Erziehungs- und Lehrkunst jene Erkenntnifs angefangen, einen sicheren Weg einzuschlagen, und da die Zeit so etwas fordert, so ist es erfreulich, dafs solche Männer, wie der Verf. der vorliegenden Preisschrift, solche Beiträge liefern.

Wir wenden uns zu No. 2, einer Schrift über denselben Gegenstand, nur mehr auf den Jüngling beschränkt, die also eine minder umfassende Aufgabe hat. Der Verf. lernte die obige Schrift erst kennen, als er nur noch einigen Gebrauch von derselben machen konnte, und übergab nun die seinige vor dem Abdruck dem Urtheil ihres Verlegers mit Zuziehung namhafter Gelehrten, welches dahin ausfiel, »dafs sie in mehr als einer Hinsicht sich gründlicher darstelle, weil in jener Schrift die zum Studium nöthigen Geisteskräfte nicht gehörig geordnet und auseinandergesetzt, während die einzelnen Theile der Wissenschaften zu weit behandelt wären; weil jenem Werke der ganze Abschnitt über das Studium und den Beruf des Philosophen fehle, da die Philosophie nur als Hülfswissenschaft betrachtet werde, wodurch keine unbedeutende Lücke entstehe; und weil endlich jene Schrift sich weniger für die Studirenden selbst, als für Eltern, deren Söhne studiren wollen, eigne.« Rec. mufs sich erlauben, vorerst Einiges zur Berichtigung dieses Urtheils zu sagen. Das letztere, der Zweck für Eltern, ist ein Verdienst der Schrift von Hrn. Prof. Fritz, ohne dafs hierdurch das Verdienst der Schrift des Hrn. Dr. Rose geschmälert wird, denn die Jünglinge zur Selbsterkenntnifs zu führen, ist viel werth. Dafs die erstere nicht den Beruf des Philosophen eigens berücksichtigt hat, können wir ebenfalls nicht tadeln, weil sie die Aufgabe hatte, von den Fächern zu reden, in welchen Männer öffentliche Anstellungen erhalten; wo nun der seltne Fall eintritt, dafs etwa ein Lehrer der Philosophie angestellt wird, da läfst sich derjenige noch immer auswählen, der sich als solcher während der Vorbereitungs- oder Fachstudien hervorgethan hat, welches auch ganz der Anlage zum Philosophen entspricht. Dann wäre es ja auch zu tadeln, und wohl noch mehr, dafs nicht die Bildung zum Philologen, Historiker, Mathematiker u. s. w. als eigner Fächer berücksichtigt, und dieses alles unter die Hülfswissenschaften gestellt sey. Das Argument,

dafs dort eine „nicht unbedeutende Lücke« entstanden, würde auf noch viel mehrere Lücken deuten, es würde also zu viel beweisen, in Hinsicht auf jene Schrift, in deren Aufgabe das nicht unmittelbar lag. Dagegen müssen wir den Tadel gegen eine nicht gehörig geordnete Abmessung der erforderlichen Geisteskräfte, und eine minder nöthige Ausführlichkeit über die einzelnen Theile der Wissenschaften gelten lassen, jedoch ohne den Vorzug, eine bessere Belehrung über den Gegenstand ertheilt zu haben, als alle die bisherigen, der ersteren Schrift damit abgesprochen zu sehen.

Der Verf. der vorliegenden hat sich seine Aufgabe, eine nicht unwichtige, selbst gewählt, und indem er glaubt, wie er in der Vorrede sagt, „dafs das gegenwärtige Werk in psychologischer und pädagogischer Hinsicht Alles enthalte, was dem Jünglinge, welcher studiren soll und will, und seinen Eltern oder Vormündern in Rücksicht der Beweggründe zur Wahl des gelehrten Standes, der zum Studiren nothwendigen Erfordernisse, der Studienwahl, der vor-akademischen Kenntnisse u. s. w. wissenswerth und nützlich ist; hofft er auch sagen zu dürfen, dafs er mit Ruhe und Unbefangenheit sowohl die physischen als geistigen Anlagen, welche zum Studiren erfordert werden, gewürdigt, und Alles einfach, klar und deutlich, doch zugleich mit Wärme, die vom Herzen kommt und zum Herzen geht, geschildert habe.« Dafs der Verf. diese Hoffnung mit Recht hege, darf ihm der Rec. seinerseits bezeugen, ob er aber ebenso Grund zu seinem Glauben habe, dafs sein Werk Alles in jener Hinsicht enthalte, verdient eine nähere Beleuchtung. Wir folgen hierbei dem Gang der Schrift.

„Einleitendes Vorwort an die den Studien sich widmenden Jünglinge und an die Eltern und Lehrer derselben.« Mit Wärme wird dem Jüngling an das Herz gelegt, sich zu fragen, ob er den Wohlthätern des Menschengeschlechts nachahmen wolle? Ganz recht; wird sich aber je einer mit Nein antworten? Welcher Jüngling wollte nicht ein „edler Jüngling“ seyn? Wir vermissen hier die Hinweisung auf das Gewissen zu einer tieferen Selbsterkenntnifs, auch gegen jenen geheimen Stolz. Erster Abschnitt. »Ueber die Beweggründe zum Studiren;« eine kurze und gute Mahnung. — 2ter Abschn. »Wer taugt zum Studium?« Nur mit Wenigem ganz allgemein beantwortet: »einzig und allein der fähige Kopf.« — 3ter Abschn. »Wer ist ein guter, wer ein mittelmäfsiger und wer ein schlechter Kopf?« Die Kennzeichen sind in psychologischer Zergliederung angegeben, aber ebenfalls zu allgemein, als dafs von dem Jüngling oder seinen Berathern eine unbefangene und sichere Anwendung zu erwarten wäre. Mit Recht wird ein »gutes Gedächtnifs« verlangt, und zwar ein nicht blos lebhaftes, auch ein nicht blos treues, sondern beides vereinigt, welches der Verf. das glückliche nennt,

nicht ganz dem bisherigen Sprachgebrauch gemäfs. Dieser nannte insbesondere dasjenige Gedächtnifs glücklich, welchem in dem rechten Augenblick das Rechte einfällt. Wir vermissen hier die Unterscheidung des Einprägens und Behaltens und des Erinnerns, welches letztere darum besonders zu beachten ist, weil es mehr mit der Freiheit, mit den übrigen Fähigkeiten, mit der ganzen Gesinnung zusammenhängt, und also grade hier zur Entscheidung dient. Auch schliefst dieses letztere mehr an die Phantasie an, welche der Verf. recht gut unter den Erfordernissen bemerkt, nur nicht bestimmt genug für die Entscheidung. Dasselbe müssen wir auch bei der Angabe »von der Beurtheilungskraft oder dem Judicium bemerken, nur auf 2—3 Seiten, alles viel zu kurz. Näher zum Ziele führt (S. 27.) die Zusammenstellung der Kennzeichen zur Classification der Köpfe in gute, mittelmäfsige, schlechte; indessen ist sie immer noch nicht hinreichend zu einem sicheren Urtheil über das Individuum. — Der 4te Abschn. fragt nun: »Wie kann der Jüngling seine Fähigkeiten prüfen und erfahren, ob sie gute, mittelmäfsige oder schlechte sind?« Die Antwort enthält Regeln, die wohl zum richtigen Urtheil führen können, aber mit manchen Ausnahmen, und nur in einer unbefangenen Selbstprüfung. Diese ist bei allem diesem Noth. sonst hält sich der mittelmäfsige, wohl auch der schlechte Kopf für einen der besten, und vielleicht grade der gute, bei einer nur allzugrofsen Gewissenhaftigkeit für unfähig. Es ist hier beides zu bedenken, die Vermessenheit des Eigenliebischen soll man niederschlagen, und die Bescheidenheit des Edlen soll man ermuthigen. — 5ter Abschn. »Soll dem mittelmäfsigen und schlechten Kopf das Studiren erlaubt oder untersagt seyn?« für den mittelmäfsigen beziehungsweise mit Ja beantwortet, worin wir beistimmen, besonders auch in der Bemerkung aus der Schrift von Aepinus *de ingeniorum tardiorum felicitate in docendo* (1709), dafs solche sich besser zu Lehrern der Jugend schickten, als feurige Genies, weil sie mehr Geduld hätten, tiefer eindrängen in dem, was sie zu lehren hätten, und nicht übersprängen, welches Hr. Dr. R. auf den Unterricht in den Elementen der Sprachen beschränkt. — 6ter Abschn. »Was hat ein Jüngling noch aufser seinen Fähigkeiten zu prüfen und zu beherzigen?« Antwort: Gesundheit, Vermögen, Willen der Eltern oder ihrer Vertreter. Ueber die beiden ersten Puncte finden wir hier fast dasselbe, wie in obiger Schrift, und es gelten hier also auch dieselben Entgegnungen; über den letzteren nur ein Paar Worte ganz im Allgemeinen. — 7ter Abschn. »Ueber die Wahl des Studiums;« nur zu allgemein.

Ueber die einzelnen Berufsarten, nämlich des Theologen, des Arztes, des Juristen, des Philosophen redet der Verf. in Briefen und in Gesprächsform, im Ganzen nur kurz, und da es kein neues Moment darbietet, das wir nicht in No. 1. schon betrachtet hätten, so übergehen wir diese Abschnitte. Gegen die

beiden Schriften können die Biographien vieler tüchtigen Männer im Gelehrtenstand sehr triftige Einwendungen machen. Die Angaben sind für ein entscheidendes Urtheil nicht viel sichrer, als wenn auch die Physiognomik (nach Lavater), und die sogenannte Phrenologie (nach Gall) wäre befragt worden. Sollen wir aber Gefahr laufen, einen Mann der Welt und sich selbst zu entziehen, wie es bei manchem der Fall würde gewesen seyn, wenn man ihn nach solchen unvollständigen Anzeichen würde beurtheilt haben? — und dafür einen weniger tüchtigen, oder gar unnützen hereinzuführen, wozu ebenfalls die unsicheren Vorzeichen verleiten könnten? Wir nennen sie mindestens unvollständig, indem die Hauptsache fehlt, nämlich die Beobachtung des Ganzen der Anlage und Richtung in allen dem Einzelnen, wie es nur dem möglich ist, der den Knaben und Jüngling erzieht, insbesondere aber bei einem guten, methodischen Unterricht, und wohl am meisten auf der Schule. Und es gehört noch mehr dazu. Dafs der Jüngling selbst aufgefordert werde, mit sich zu Rathe zu gehen, ist gut, ja nothwendig, aber an's Herz muß ihm dabei gelegt werden, dafs er Männer zu Rathe ziehen müsse, die das besser zu beurtheilen im Stande sind, als er vor der Hand noch selbst, und dafs er überhaupt nicht ohne gereinigte Selbsterkenntnifs seinen Lebensberuf verstehen werde. Das führt freilich tiefer. — Damit wollen wir jedoch jene Angabe von Kennzeichen nicht verwerfen, vielmehr sind sie, und vorzugsweise No. 1, ein Schritt näher, um zu einer richtigen Beurtheilung zu gelangen. Auch schon darin ist ihr Verdienst nicht gering, dafs sie die falschen Triebfedern zum Studiren zurückweisen.

Was No. 2. noch in den folgenden Abschnitten über die Vorbereitung auf dem Gymnasium und über die Reife für die Universität, auch über die Wahl derselben sagt, ist von wenigerem Belang. Der Abschnitt, welcher die Forderungen für das Beziehen der Universität im Preufsischen angieht, hat die neueste Verordnung über die Maturitäts-Prüfung noch nicht gekannt, welche wir unten anführen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 76. HEIDELBERGER 1834.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Uebersicht mehrerer Schriften, die Bildungsanstalten betreffend.

(Beschlufs.)

No. 3. vermeidet nicht nur jene Fehler, das zu scharfe Trennen der einzelnen Fähigkeiten, und das zu allgemeine Aburtheilen, sie führt auch den Jüngling zu einer bescheidnen und doch nicht entmuthigenden Berathung, die er mit sich und mit seinen Lehrern anzustellen hat, und sie giebt ihm zu seinen Gymnasialstudien die trefflichsten Rathschläge. Er hört da einen Schulmann, der diese Studien und ihre Schüler kennt. Wir finden, mit wenigen Ausnahmen, dafs er überall aus dem Leben, und einem Bildungsreichen Leben, für die Gymnasialbildung spricht.

Schon sein »Begriff des Wissens, der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit," mit welchem die Schrift beginnt, ist entfernt von der beliebten Ueberspannung und doch so recht anregend für ein philosophisches Streben nach Platons Sinne. Ihre Eintheilung und ihr Werth ist zwar nur kurz angegeben, aber wahrhaft praktisch, und das tiefer als gewöhnlich. „Die nahe Verwandtschaft der Tugend und des Wissens bei den Menschen geht daraus hervor, dafs es keine Tugend ohne Wissen geben kann, denn um Göttlichkeit im Wollen zu erlangen, müssen wir wissen, worin die Gottähnlichkeit bestehe, wir müssen, so weit dies Menschen möglich ist, Gott erkannt haben. Ohne diese Erkenntnifs würde unser Streben kein Ziel haben, also kein Streben seyn u. s. w. Von der andern Seite aber ist auch das Wissen schon Tugend. Die wissenschaftliche Bestrebung nämlich geht aus einem Acte des Wollens in Beziehung auf die Gottähnlichkeit im Wissen hervor u. s. w.« — fast möchten wir diese ganze Deduction sammt den Beispielen hierher setzen, weil diese innige Verbindung des Sittlichen mit dem Wissenschaftlichen noch so wenig beachtet wird. Er schliefst: »Die Wissenschaft hat also in sich schon hohen Werth, weil sie uns gottähnlich und gottselig macht." Versteht sich, wenn hierin nicht der göttliche Geist fehlt, der dem Dünkel wehrt, und in Liebe bildet.

Ueber „die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen" spricht der Verf. als Deutscher, d. h. wahr, gründlich, bescheiden, und dabei gerecht ihre Vorzüge erkennend, die er historisch nachweiset, ohne sie zu überschätzen, und so sagt er: »In der That giebt es einen erhebenden, edle Gefühle und Entschlüsse erweckenden Anblick, so sind es die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen unserer Zeit.« Er führt dieses mit Liebe etwas weiter aus, als es vielleicht hier nöthig war; von den an-

geführten literärischen Namen möchten wir indessen kaum einen oder den andern vermissen. Wenn er weiter sagt: »So läfst es sich nicht leugnen, dafs alle Zweige des Wissens, die dem Leben dienen, als Chemie, Physik, Technologie u. s. w. in England und Frankreich auf einer höhern Stufe stehen" — so möchten wir jedoch eben so viele Fragezeichen machen. — „Nothwendige Erfordernisse zum Studium.« Hier finden wir eine Prüfung des Talents, welche nicht die Erfahrungen übersieht, wornach „sich kaum vor eingetretenem Jünglingsalter mit voller Zuverlässigkeit über das Talent Jemandes urtheilen läfst. Knaben, die vorher durch Munterkeit des Geistes ausgezeichnet waren und grofse Hoffnungen erregten, zeigen sich nach diesem Zeitraume schläfrig, langsam, verdummt. Mancher hat dagegen als Knabe wenig Anlage verrathen und ist für dumm angesehen worden, der nachher als Stern erster Gröfse in der Wissenschaft glänzte. Swift z. B. erhielt die Würde eines *bachelor* nur *by special grace*, er studirte dann 7 Jahre täglich 8 Stunden, und wurde nachmals ein berühmter Mann« Doch man lese nur den ganzen Abschnitt, auch über den Einfluss des Willens und der Gesinnung, und den trefflichen Rath, der „beiden, reichen und armen Jünglingen" ertheilt wird. Zum Troste der armen sind die Beispiele von Düval und Heyne angeführt, und es liefsen sich noch manche hinzufügen. Auch sind die einseitigen Besorgnisse über Kränklichkeit schon durch einige berühmte Namen hinlänglich widerlegt, und der ganze Gesundheitszustand der deutschen Gelehrten im Verhältnifs zu andern Ständen (wie ihn noch unlängst ein nordamerikanischer Schriftsteller rühmte, und ihrem Fleifse bei mäfsiger Lebensweise zuschrieb) dient zur Bestätigung.

Wir übergehen die folgenden kurzen Abschnitte von »Bildung des Erkenntnifsvermögens, Thätigkeit des Willens beim Lernen, Interesse, Wifsbegier, Unterricht, Verhältnifs des Schülers zur Schule, seiner Pietät gegen sie und die Lehrer, Schulapparat," und bemerken nur im Allgemeinen, dafs das Wichtigste angegeben, Manches verhältnifsmäfsig in's Kleine, z. B. bis zur »Schreibmappe« ausgeführt ist, Manches dagegen noch einiger Erweiterung bedurft hätte. Bei der tiefeingehenden Vergleichung des Autodidakten mit dem Allodidakten sind auch die Vortheile, die jener voraus hat, in die Wagschale gelegt; nur vermissen wir den, dafs er in seiner völlig ungestörten Selbstthätigkeit auch reiner seine Ideen entwickelt, finden jedoch den Ausschlag ganz richtig zu Gunsten dessen, der auch von seinem Lehrer geleitet wird. — Hierauf redet der Verf. von »den einzelnen Schulfächern," und theilt sie in Sprachen, Wissenschaften und Künste. Auch dieser Schulmann spricht unbefangen für die Wichtigkeit der alten Sprachen im Gymnasialunterricht. Wenn er aber sagt, dafs man für denselben „besonders fremde Sprachen gewählt habe, um an fremden Formen um so besser und erfolgreicher das Denkvermögen zu üben," so will er diesen formalen Nutzen doch gewifs nicht obenan stellen; denn er erkennt auch den ma-

erialen an, der zugleich ein höherer formaler ist, dafs sie dem Geiste neues Geistige aufschliefsen. Er spricht kräftig für das Studium der Alten; „nein, Jünglinge,“ ruft dieser Rathgeber, lafst Euch das Geschrei seichter Realisten nicht irrren; *vos exemplaria Graeca nocturna versate manu atque diurna.*“ Insbeondere wird bei den alten Sprachen der Nutzen der Grammatik gezeigt. Das Erlernen der neueren Sprachen ist ebenfalls sehr weckmäfsig bemerkt. Die literärischen Hülfsmittel sind reichich angegeben, mit guter Berathung, besonders für die Vorbeeitung und Wiederholung. Auch die Lehrer finden manche reffliche Regeln für die methodische Behandlung der einzelnen ehrgegenstände. Der Abschnitt über die Mathematik ist von Hrn. Dr. Uhde; Rec. erinnert sich nicht, irgendwo über diesen Unterricht etwas so Gründliches und Umfassendes gefunden zu aben, insoferne der anschaulich einleitende Elementarunterricht orausgesetzt werden kann. Die heuristische Methode wird mit echt empfohlen; möchten sich nur die Lehrer recht darauf vertehen, sie in den höheren wie in den niederen Schulen einheinisch zu machen. Der Unterricht in der Physik ist von demelben Verf. in demselben Geist betrachtet. — Ueber »das Stulium der Philosophie auf Schulen« erklärt sich Hr. Gr. ganz kurz, lafs dazu eine gewisse männliche Reife des Geistes gehöre; — was haben wir Deutsche in den letzten funfzig Jahren nicht ür Zeit verloren, nicht für Kraft verpufft, um philosophische ysteme zu schaffen und sie wieder zu zerstören. — Unsere Juend, die sich so leicht durch äufseren Glanz und phantastische ühnheit blenden und bestechen läfst, soll überall vor solcher hilosophie (philosophischen Träumereien) bewahrt bleiben, soll ie nicht kennen, nicht einmal von dergleichen hören, damit sie, ur Selbstständigkeit gelangt, ohne vorgefafste Meinung prüfen u. s. w. könne. Da ich der Philosophie, als Wissenschaft, nun chlechterdings allen Werth für Schulen und für Schüler abpreche, so kann hier auch nicht von dem Studium derselben lie Rede seyn.« Und so meint es Rec. auch.

Ueber Lesen, Schreiben, Zeichnen, Musik, prosaische und oetische Compositionen, freie Studien, soweit es für Gymnaiasten dient, Rathschläge, worin man den erfahrnen Schulmann rkennt; auch in dem, was er über Zeiteintheilung, Tagebücher nd Lectüre sagt, sollten ihm die Schüler folgen. Mit Nachdruck pricht er gegen eine „besondere Vorbereitung« auf das Matuitäts-Examen.“ — »Unsere ganze Schuljugend,« klagt er, »arbeitet jetzt für die Examina, nicht für die Wissenschaft, arbeitet us Noth, nicht aus Begeisterung, und wohin wird das führen?« Ueber »die Vorbereitung auf die Universität, sittliche Bildung, Fehler der Gelehrten (Pedanterei, Eitelkeit u. s. w.), Selbsterkenntnifs, Religion, Umgang u. s. w., ebenfalls viel Gutes, kurz, gefafst. Der Weg zur Selbsterkenntnifs, mit dem γνῶθι σεαυτόν und mit einer schönen Stelle aus Cicero, wird dem Jüngling deutlich gezeigt, nur vermissen wir bei der Hinweisung des Verfs,

auf die Worte Christi: »seyd vollkommen u. s. w.« das Eine, was Noth ist, das, was die innerste Herzenskammer aufschliefst; es ist das, womit Christus jene Lehren beginnt. Erst hiermit ergänzen sich die warmen Ermahnungen des Hrn. Verfs. zur Gottähnlichkeit und zum Umgang mit Gott, zu welchem uns die Religion Jesu am sichersten den Weg bahnt.«

Weiterhin verbreiten sich die Rathschläge über Reisen, Gesundheit, Spiele, Kleidung u. s. w. bis ins Kleine, z. B. zum Gebrauch des kalten Wassers, das man grade in dieser allgemeinen Anweisung nicht erwarten wird. — Wir können nur wünschen, dafs die Jünglinge und ihre Führer diesem eben so einsichtigen als freundlichen Rathgeber folgen mögen, und zwar vertrauensvoller, als dem Buche: Knigge's Umgang mit Menschen, welches er noch zuletzt empfiehlt; — und übersehen dabei nicht den Gewinn, welchen auch die Schulmänner aus dieser Schrift ziehen können.

Von der Gelehrtenschule führt uns nun

No. 4. auf die Universität. Wir treten alsobald in ein Philosophiren über die Wissenschaft ein. Hr. Dr. Leutbecher sucht nämlich wissenschaftlich aus dem Wesen der Wissenschaft die Studirenden zu belehren. Er hat den würdigen Zweck, ihnen zu sagen, was und wie sie auf der Universität studiren sollen, und ihnen, bei der Warnung gegen das Irren und Schwanken, »eine die Wissenschaft als solche ehrende und im ganzen Leben nachhaltige Begeisterung, wo es möglich, einzuflöfsen.« »Sie sollen Priester der Wissenschaft werden, indem sie sich zu freien, vernünftigen und selbstthätigen Pflegern alles Wahren, Schönen und Guten« bilden; nicht aus niederen Zwecken, nicht mit Vorurtheilen. Wenn gleich Vieles auf unsern Hochschulen besser geworden, so bleibt doch immer noch Vieles zu thun übrig, damit sie ganz ihrer Idee entsprechen.«

Nach dieser Einleitung, welche mit einer reichen Literatur schliefst, folgt der Erste Theil der Methodol. des akad. Stud., der theoretische, der zuerst von dem Wesen der Wissenschaft, sodann von dem Wesen der Universität handelt. Wir wollen nur die Grundsätze bezeichnen, welche dieser Theil in seinen kurzen Paragraphen aufstellt, da es hier nicht der Zweck seyn kann, auf die Philosophie des Verfs. selbst einzugehen, welche er eine »pan-entheistische« nennt, »die alles Seyn und Daseyn einzig durch und in Gott« findet. Ob er gleich seine Lehren so hoch hinauf führt, so spricht er sie doch klar aus, und auch seine Vergleichungen mit Platon, Aristoteles und anderem Geschichtlichen der Philosophie, gewähren viel Interesse. Er sagt z. B. §. 72: „Im Reiche der organischen Welt ist das eine Wesen stets dem andern entgegengesetzt; aber nicht blos das ist, es ist auch stets das eine Wesen die unvollkommene

Vorandeutung des andern zunächst höhern und vollkommneren Wesens.“ In den folgenden §§. giebt er seine Begriffe von »Ideenvereinen und Wesenheitenvereinen oder — gesellungen« (Ideen Gottes). „Auch der Mensch ist eine solche Wesenheitengesellung in dem Wesen Gottes. — — Wie sich Gott nur in allen Verhältnissen seiner Wesenheiten u. s. w. offenbaren kann, so kann auch der Mensch nur in allen Verhältnissen seiner Idee sich wissen und offenbaren. — Das ganze Gebiet des menschlichen Wissens und Seyns und Seynsollens umfafst nichts anders als diese Verhältnisse, in denen er ist und wird.« Keineswegs aber versteigt sich der Verf. zu einem Wissen in Gott; »bevor der Mensch,“ erinnert er, »nicht selbst Gott wird, kann das menschliche Erkennen nie göttliches Erkennen werden, man mag sagen, was man will« Und da er stets Mensch bleibt, so bleibt auch der Umfang seines Erkennens beschränkt; »seine Begriffe haben ihre höchste Einheit in demjenigen Begriffe, den er als Erkenntnifs von dem absoluten Wesen in sich trägt oder findet.« Hiernach werden nun die Wissenschaften, jede als eine Idee deducirt. „Sie entsprechen immer gewissen in der Welt offenbaren Ideenvereinen — Systemen — Gottes;« — — sie vereinigen sich zu höheren Ganzen und zuletzt zum Organismus des Gedankens Gott; — — der Mensch kann nicht ablassen, das Ganze des Gedankens Gottes von seiner Wesensstufe aus stets abbildlich zu vernehmen; — — er mufs sich aber erst zu dieser Erkenntnifs Gottes selbst empor heben, und das kann er nur, wenn er sich selbst in der Offenbarung Gottes erkennt.« Indem nun der Verf. von der Nothwendigkeit und Beschaffenheit der Selbsterkenntnifs spricht, und viel Treffendes sagt, so auch das Wort von Jak. Böhm anführt, dafs sie »der Schlüssel zur Erkenntnifs Gottes in seiner Herrlichkeit« sey, vermissen wir auch bei ihm jenen tiefsten Punkt, den nur das Christenthum öffnet, und erinnern an das bekannte Wort des genialen Hamann, das der Philosoph Kant wiederholt: »nur die Höllenfahrt der Selbsterkenntnifs bahnt den Weg zur Vergötterung.« Ja, auch der Philosoph mufs diesen Weg betreten, den schon Pythagoras in seiner κάθαρσις andeutete, wenn er zur Erkenntnifs des Göttlichen und Gottes gelangen will.

Es werden drei Erkenntnifsarten angenommen, die rein philosophische (ideale), die rein empirische, d. i. der Offenbarung der Wesenheitgesellungen in der Vernunft und Natur, und die harmonische, welche beide vereint. Unser Geist soll „das Wesen allseitig, in Wohlordnung und Wohlmaafs, genau in sich abspiegeln — — sich gleichsam selbst zu einem Spiegel der Gottheit, des Wesenorganismus machen; ein Nachschaffen dieses Systems findet in jenen drei Erkenntnifsarten statt.« (Wir erinnern uns hierbei an Bacons Organon.) Hiernach bestimmen sich die Begriffe von dem Wesen der »Universität,“ von dem wissenschaftlich gebildeten Manne, von der allgemeinen Encyklopädie, welche die einzelnen Ideen (die Facultäten) in sich begreift, und zur

freien Wahl jedem vorlegt, je nachdem er sich zum Philosophen, Arzte, Oekonomen, Rechtsgelehrten auch Staatsmann, und Theologen berufen erkennt. Der Verf. redet unsern Universitäten das Wort, und geht nicht nur auf die Idee dieser Vereine, sondern auch auf die Geschichte derselben ein; er giebt in einem eignen Abschnitt das Verzeichnifs aller dieser Anstalten und die Jahre ihrer Stiftung an, mit »Fingerzeichen ihrer zeitgemäfsen Organisation.«

Der Zweite oder praktische Theil handelt vom akademischen Studium und Leben. »Unter Studiren im engsten Sinne versteht man das Streben nach der Vollendung dieser oder jener zum künftigen Berufe unentbehrlichen Wissenschaft, so wie es auf der Universität vorkommen soll u. s. w.; man soll sich bemühen zu wissen, um zu leben und zu handeln. — Ob Jemand Talent zur Wissenschaft in sich trage, das kann nicht eher entschieden seyn, als bis er es durch die That und den Erfolg seines Bestrebens bewiesen hat. Oft wird in der Gelehrtenschule ein Jüngling für dumm und zur Wissenschaft unbrauchbar erklärt, und zuletzt zeigt er sich doch als ein ausgezeichnetes Talent u. s. w. Oft wird ein geistreich gehaltner Knabe ein sehr beschränkter Kopf.« Rec. hat sich schon über das Mifsliche in dergleichen Urtheilen erklärt, aber auch über das ziemlich Sichere, das auf der Schule möglich ist, wenn die Lehrer es verstehen, und so mufs er dem Verf. beistimmen, wenn er sagt: „Diese Vorzeigen zu belauschen u. s. w. ist einerseits Pflicht der Erzieher und Lehrer, und andrerseits des Jünglings selbst.« Um so mehr ist zu wünschen, dafs seine, nicht etwa als gewagte Hypothesen hingestellten, Anweisungen hierzu in seinen Schriften von der Erziehungslehre und den Schulen benutzt würden.

Was nun der Verf. weiter über die Studien auf der Universität und über die Lebensweise des Studirenden sagt, verdient ebenfalls von diesen gelesen zu werden. Wir übergehen es hier, weil das Meiste schon in den obigen Schriften vorkommt, hier nur kürzer, in der Uebersicht, ohne dafs doch das Kleine übersehen wäre, und vieles z. B. über die Meditation treffend und lehrreich; was wir gegen das eine oder das andere zu erinnern hätten, betrifft nicht eben die Hauptsache. Diese hat der Verf. so behandelt, dafs sie in wissenschaftlicher Form das Ziel und den Weg dem Studirenden vorzeigt. In der reichen Literatur wird man wohl nur einiges vermissen, wie die eben auch oben vermifste Schrift von Dorsch, und unter den angeführten Schriften über die Universitäten grade eine der wichtigsten, *Conringii Antiquitt. Acad.* Warum sie hier fehlt, begreifen wir nicht, da der Verf. in diesem Zweige der Geschichte auch schon früher rühmlich bekannt geworden, und er aus dem Schatze seiner Belesenheit mit mancher schönen Stelle seine Lehren begleitet.

No. 5. Oeffentliche Studienplane sollten der pädagogischen iteratur um so weniger entgehen, weil sie die Grundsätze in as Leben einführen, und somit auf die Bestimmung derselben urückwirken. Deshalb fügen wir jenen für die Gymnasien des rofsherzogthums Hessen in diese Uebersicht ein. Er geht weder on einem „einseitig humanistischen« noch von einem „einseitig ealistischen Princip“ aus, sondern von »einer solchen allseitigen armonischen Entwicklung der Gesammtanlagen des Menschen, ei welcher nicht nur eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung, die dem erfolgreichen Studium eines besondern Faches othwendig vorausgeht, sondern auch die möglichst hohe Veredlung des Gefühls u. s. w. gewonnen wird.« Ref., den besonders iese letztere ausdrücklich erklärte sittliche Tendenz anspricht, würde doch wegen des so weit angegebenen Umfangs der wisenschaftlichen Vorbildung einige Bedenklichkeit haben. Es kommt arauf an, was unter der »allgemeinen“ und ihrem „nothwendien“ Vorausgehen verstanden wird. Und seine Bedenklichkeit chwindet nicht ganz bei der Uebersicht der vielen Lehrgegenstände, für welche die 30 Stunden dem Schüler in jeder Classe öchentlich gesetzt sind; mehr schwindet sie schon durch Verheilung der Lehrstunden, in welchen die alten Sprachen wie illig begünstigt sind; vielleicht würde sie völlig verschwinden, enn er das methodische Ineinandertügen kennete, das nie genau us den Lectionstabellen erkannt werden kann. Es kommt darauf n, wie und in welchem Verhältnifs das Interesse der Schüler urch die Lehrer für die Gegenstände gewonnen wird. Als Normaljahr der Aufnahme ist das vollendete zehnte gesetzt; das möchte für den Anfang in der lateinischen Sprache, welcher der ntersten (8ten) Classe vorgeschrieben ist, doch um etwa 2 Jahre u weit vorgerückt seyn. Die Vorschriften für die Lehrart und ür die Berücksichtigung der Individualitäten und ihrer Talente ürfen wohl auf allgemeinen Beifall der Pädagogen rechnen; auch st es sehr zu billigen, dafs noch Manches weiteren Modificationen berlassen, und dafs nicht nach der bisher beliebten Weise der rganischen Entwicklung vorgegriffen wird.

No. 6. Diesen wichtigen Grundsatz befolgt der Entwurf iner Verordnung, die Gelehrtenschulen im Grofsherzogthum Baden betreffend, vorzüglich und schon dadurch, dafs er dem Publikum übergeben ist, um Urtheile darüber orerst zu vernehmen. Darum erlauben wir uns diese einheimische Schrift hier einzureihen. Sie beabsichtigt eine »gleichförmige Vorbereitung der zu akademischen Studien übergehenden ünglinge,« in diesen Landesanstalten, deren „allgemeiner Zweck ie religiöse, sittliche und intellectuelle Bildung in dem Umfange t, dafs sie ihre Zöglinge zum wissenschaftlichen Berufe und zuächst zu akademischen Studien gründlich vorbereiten.« Hiermit t ihre Bestimmung scharf von andern Schulen unterschieden,

und so wird sie auch in dem Lehrplane festgehalten. Auch hier begegnet uns sogleich die Vielheit der Lehrgegenstände, die den Blick ängstlich macht, aber die Unterrichtszeit erheitert ihn alsbald wieder. Sie ist auf 10 Jahre bestimmt, und die Schüler dürfen nicht vor zurückgelegtem 8ten und nicht nach zurückgelegtem 10ten Jahre in die unterste Classe eintreten, welches sich pädagogisch bewährt, so dafs die Ausnahmen wohl nur im seltensten Falle gelten mögen, wie auch die §§. 28. 29. die rechte Hinweisung geben. Auch wird nach §. 30. eine Vorschule gestattet; Ref. würde es für ersprieſslich halten, wenn in derselben auch die Elemente der lateinischen Sprache gelehrt, und zum Eintritt in die unterste Gymnasialclasse das fertige latein. Lesen und die Einübung der regelmäfsigen Declinationen und Conjugationen vorsusgesetzt würde. Die Promotionen aus einer Classe in die andere haben eine Zeit des kürzeren und längeren Verweilens zur Norm, wie sie in der Natur der Sache liegt, und ebenfalls nur seltene Ausnahmen für seltene Fähigkeiten gestattet. (§. 46.) Ebenso zeigt sich die Zahl der Lehrstunden den Classen gemäfs, für jede der beiden untersten 28 St., für die beiden mittleren 30 St., für die beiden obersten 29—30 St., wozu 2 im Hebräischen kommen. Ref. möchte für die oberste Classe noch einige Stunden weniger wünschen, weil die Jünglinge dieser Stufe billig mehr freie Zeit für ihre Privatarbeiten haben sollten, und würde deshalb von den 5 wöchentlichen Lehrstunden für angewandte Mathematik und Physik getrost 2—3 abschneiden, weil er überzeugt ist, dafs diese Wissenschaften nur so weit für die Gelehrtenschulen gehören, dafs man irgend besondere Aufforderung dazu finde, sie durch ein Collegium auf der Universität, übrigens aber im Leben zu erlernen, worin der Mann, der doch einen gebildeteren Geist aus diesen Anstalten mitbringt, gelegenheitlich oder vielmehr leicht weiter kommt, als der aus der höheren Bürgerschule. Bei der Geschichte ist dieser Grundsatz beobachtet, nur so viele Lehrstunden zu verwenden, als nöthig sind, um dieses Studium weiterhin gut fortzusetzen. Im Ganzen wird sich der Schulmann der so wohl abgewogenen Zeitvertheilung für die vielen Gegenstände erfreuen; für die beiden classischen Sprachen sind in den mittleren und oberen Classen wöchentlich 12—13 St., für die Mathematik 4 St. bestimmt. Für die Religion möchte Ref. mehr als 2 Stunden wöchentlich wünschen, aber es ist hier wohl auch auf den Katechumenen-Unterricht gerechnet; auf jeden Fall würde für die oberste Classe doch mehr als die Eine Stunde zum „cursorischen Lesen des N. T. in der Ursprache“ nöthig seyn. Dafs dieses dem Religionsunterricht zum Grunde gelegt wird, mufs segensreicher wirken, als jene in solchen Schulen bisher gewöhnliche, in Reflexion und Geschichte sich gefallende, sogenannte Religionslehre. Ueberhaupt ist es kein geringer Vorzug, wodurch sich dieser Entwurf auszeichnet, dafs er auf die Religion auch für die Gelehrtenbildung als auf den belebenden Geist hinweiset. — Der Unterricht

in der Philosophie soll nur in der 6ten, d. i. der obersten Classe der Lyceen ertheilt werden. Er erstreckt sich blos auf die Psychologie und Logik, verbunden mit einer Einleitung in die Philosophie in zweckmäfsiger Kürze. Jeder dieser Wissenschaften ist ein Jahr bestimmt, 2 Stunden wöchentlich. Ref. würde Eine für hinlänglich halten, und die andre dem cursorischen Lesen des N. T. zulegen. »Das weitere Studium der Philosophie ist der Universität vorbehalten.« Das wird mehr Segen für philosophische Bildung bringen, als alles das Philosophie-Treiben in den Jünglingsstudien, das sich auf manchen Lectionsplanen hinzudrängt. Erst lernen, dann philosopbiren!

Was der Entwurf für die Behandlung der verschiedenen Lehrgegenstände angiebt, beweiset nicht minder den pädagogischen Geist, und da den Lehrern gestattet ist, ihre Bemerkungen von Zeit zu Zeit mitzutheilen, so zweifelt Ref. nicht, dafs sich manche gedeihliche Combination mehrerer Lehrgegenstände, z. B. der Geographie und Geschichte entwickeln werde, so wie z. B. schon im Entwurf die Verbindung der Alterthumskunde mit der Erklärung der Autoren angegeben ist. In die speciellere Ausführung können wir übrigens hier nicht eingehen, sonst liefse sich wohl hier und da eine kleine Abänderung, z. B. im Gange des Geschichtsunterrichts vorschlagen.

Die Lehrbücher sollen nicht ohne Gutachten der Directionen und eine gewisse Freistellung der Wahl bestimmt werden (§. 17.); wie viel besser ist das, als ein Anfertigen und Anbefehlen neuer, wo man unter den vorhandenen treffliche wählen kann! — Jährlich findet das öffentliche Hauptexamen im Herbst, eine Zwischenprüfung aber (bei verschlossenen Thüren) zu Ostern statt. Ref. vermifst noch die Revisionen, die etwa vierteljährig eintreten können, und das Schulleben ungemein erfrischen. Den Forderungen der Zeit entspricht besonders die Anordnung eigner Abiturienten-Prüfungen, welche in Gegenwart von Commissarien der Oberstudienbehörde vorzunehmen sind. (§. 35. 40. vgl. 47.) Gewifs wird die moralische Reife dabei nicht übersehen werden, so dafs in der Regel kein Jüngling unter 18 Jahren die Universität besuchen möge. — Der Abschn. VI. enthält unter dem Titel: »Reglementarische Bestimmungen, die Lehrer, Lehrconferenzen, Directoren und Ephoren betreffend« (§. 52—57.), eine Anordnung, welche die gedeihlichste, und wir dürfen wohl sagen, auch die fröhlichste Entwicklung dieses Schulorganismus verheifst, denn es sind organische Gesetze im wahren Sinne dieses sonst so oft usurpirten Wortes. Die Anforderungen an die Lehrer sind eben so ernst, als das Zutrauen zu ihnen freundlich ist; beides gerecht. Und weise ist eine Gesetzgebung, welche aus den einfachen, in der Sache begründeten Rechten eine allmählige Gestaltung hervorruft, ohne etwas alsogleich zum Gesetze zu machen, das vielleicht stört oder hemmt, und dann zurückgenommen werden mufs.

So kurzgefafst in dieser Schrift die Paragraphen sind, so wird das pädagogische Publicum doch die ganze Einrichtung klar erkennen, und sich des Fortschritts in dieser wichtigen Bildungssache erfreuen, der unter so manchen vorzüglichen Lehrern und Directoren an den Gelehrtenschulen dieses Staates viel Gutes verheifst.

No. 7. Die neueste Verordnung für die Maturitäts-Prüfungen in den Königl. Preufs. Staaten mufs in die Reihe dieser Schulschriften um so mehr von uns gesetzt werden, da sie diese wichtige Angelegenheit, von welcher auch mehrere der oben angezeigten Schriften reden, so behandelt, wie es nur die Bildungsstufe unserer Zeit wünschen läfst. Sie mildert die Strenge des früheren Gesetzes, ohne darum minder strenge Forderungen zu machen, denn sie macht keine unnütze, keine überspannte, keine pedantische, sondern grade die, welche das Wesen des akademischen Studiums, die Tüchtigkeit für den Beruf und die Kraft des Studirenden mit vollem Rechte macht. Auch ist das Verfahren der Prüfungen, zuerst einer schriftlichen, hierauf einer mündlichen so, dafs der Examinande nicht dem Zufall des Augenblicks, nicht seiner oder der Examinatoren Stimmung Preis gegeben wird, sondern dafs man ihn durch die zweckmäfsig gewählten Gegenstände nicht nur in seinem gegenwärtigen Wissen, das er während der Prüfungsstunden darlegt, sondern auch in seinen Fähigkeiten und in dem Ganzen seiner Bildung möglichst kennen lernt. Wir verweisen daher auf diese Verordnung, da wir doch das Einzelne hier nicht weiter anführen können; keinem Schulmanne, der für die Bildung des Gelehrtenstandes thätig ist, darf sie unbekannt bleiben. Sie verschliefst demjenigen Schüler, dem es in manchen Gegenständen an den geforderten Kenntnissen fehlt, der sich aber in irgend einem einzelnen besonders auszeichnet, den Zutritt zu den höheren Studien nicht; sie gestattet überhaupt solche Ausnahmen, wodurch auch diejenigen, die in einem aufserordentlichen Bildungsgang das Ziel erreichen, und, wie die Biographien lehren, nicht selten vor Vielen erreichen, dem Gelehrtenstande nicht versagt werden; man sehe §. 28. über »das Zeugnifs der Reife,« unter lit. B. C. D.

Dafs in dem Zeugnifs die sogenannten Noten n. 1, 2, 3. — — wegfallen, wird jeder billigen, der Erfahrungen über diesen Gebrauch gesammelt hat, und es weit zweckmäfsiger finden, was §. 31. Anm. 3. verordnet ist: »Die von dem Abiturienten in den einzelnen Fächern erlangten Kenntnisse sind nicht durch einzelne Wörter, wie vorzüglich, sehr gut u. s. w. zu bezeichnen, sondern die Ergebnisse der schriftlichen und mündlichen Prüfung sind nach Anleitung des Prüfungs-Protokolls vollständig und in der Art aufzuführen, dafs sich daraus deutlich ersehen läfst, ob und in wie weit der Abiturient in jedem einzelnen Gegenstande den gesetzlichen Anforderungen genügt, oder mehr als das Ge-

orderte geleistet hat.« — Wir brechen hierbei ab mit der gestärkten Hoffnung, dafs auch in diesem Puncte immer bestimmter las, was sicher zum Ziele der Bildung leitet, hervorgehen wird.

Es ergiebt sich aus allem diesem, wenn wir dabei die Verbindung mit der neuesten Entwicklung der Pädagogik und Methodik überhaupt in Betracht ziehen, dafs der Andrang der Studierenden, der Forderungen, und der Lehrgegenstände bereits zu gröfseren Fortschritten in dem Schulwesen schon geführt hat und noch führen wird. Nämlich:

1) Die Maturitätsprüfungen werden zweckmäfsiger angeordnet.

2) Der Encyklopädismus für die Gelehrtenschulen wird zwar durch die Realien erweitert, aber das classische Studium, mit seinen alten Sprachen, behauptet sich doch siegreich gegen die nicht schwachen Angriffe.

3) Die Nothwendigkeit der Lehrkunst wird sich immer einleuchtender zeigen, so dafs schon jetzt kein Lehrer an die Gelehrtenschule, wenn anders die Schulbehörde weislich verfährt, blos auf seine philologischen und wissenschaftlichen Kenntnisse hin darf angestellt werden, und dafs sein Lehrtalent und sein Studium der Methodik eben so wohl die Prüfung bestehen mufs, weil ohne diese Erfordernisse, so viel er auch sonst wissen mag, ihm wenigstens die Hälfte der Tüchtigkeit zu einem guten Schulmanne fehlt. Noch wird das zu wenig anerkannt, aber es wird sich gewifs bald allgemein geltend machen.

Diese Puncte dürfen nicht mehr unbeachtet bleiben, denn die Zeit alles des Hergebrachten, das sich nicht als in der Idee begründet erweiset, ist vorüber.

Ref. fügt die Anzeige noch folgender Schriften hinzu, welche mit unserm Hauptgegenstand in Verbindung stehen. Eine Beilage zum Programm des Wertheimer Gymnasiums von 1834 enthält

Erinnerungen an Dr. Aug. Herm. Niemeyer, vormaligen Kanzler der Universität zu Halle, als Pädagogen. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Pädagogik und der gelehrten Schulen, von Hofrath Dr. J. G. E. Föhlisch, Director des Gymn. zu Wertheim. Das. bei Holl. 8. (94 *S. Mit einem Facsimile von Niem. Handschrift.*)

Schon die Pietät des Verfs., eines der ausgezeichnetsten Schulmänner im Grofsherzogthum Baden, gegen seinen und der deutschen Schul- und Erziehungsmänner hochverehrten Lehrer erfreut uns bei dem Anblick dieser Schrift, und indem sie sich mit anziehender Wärme ausspricht, belehrt sie zugleich nicht nur über manches Geschichtliche, sondern auch über manches Pädagogische der Gelehrtenschulen. Die Verdienste Niemeyers und seines Werkes: »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts,« welches

jetzt nach seinem Tode in der 9ten Auflage erscheint, behauptet ihren Ruhm, und es ist des Pädagogen würdig, diesen Ruhm behaupten zu helfen, wovon die vorliegende Schrift ein Beispiel giebt. Hr. Dr. F. zeigt sehr richtig aus der Zeit, in welcher der verewigte Niemeyer sich heraufbildete, auch »die Organisation dieses seines pädagogischen Hauptwerkes, welche hin und wieder Gegner gefunden,« und sagt dabei: »sie ging aus den psychologischen Ansichten jener Zeit hervor, welche den Geist in die Elemente gewisser Hauptkräfte zerlegte, und diese wieder in zahlreichen Verzweigungen darstellte, zu deren Entwicklung und Ausbildung dann naturgemäfse Mittel und Methoden aufgesucht wurden, wobei Wiederholungen im Besondern unvermeidlich blieben. Aber wenn der wissenschaftliche Rahmen der Folgezeit mifsfallen sollte, wird darum auch das lebenvolle, naturtreue und schöne Gemälde der Menschenbildung, was er umschliefst, verworfen werden?« u. s. w. — So fand Ref. in jenen Grundsätzen eine Sammlung von den Lehren, welche bis dahin in der Pädagogik gewonnen worden, mit einer umfassenden Umsicht und besonnenen Auswahl für das praktische Leben dargelegt, und, wie er sich schon vor länger als 30 Jahren darüber öffentlich erklärte, gleichsam als Wörterbuch zum Nachschlagen von ungemein nützlichem Gebrauch.

Wir lesen in den vorliegenden biographischen Nachrichten Manches, welches auch den selbstständigen Mann der Erziehung charakterisirt, z. B. wie Rousseau's Emile auf den angehenden Lehrer gewirkt. Sehr interessant sind so manche Notizen für die specielle Geschichte der Halle'schen grofsen Bildungsanstalten und einiger andrer, weshalb auch Ref. Einiges aus dieser Schrift für seine Geschichte der Erziehung nachtragen möchte. Dabei enthält sie manche Gedanken auch in Beziehung auf einige oben besprochene Gegenstände, welche den bewährten Schulmann bezeichnen, dessen vorjähriges Programm früher in unsern Jahrbb. (1834. No. 13. p. 200 ff.) als der zeitgemäfsen Berathung dienend angezeigt worden.

So eben ist uns eine Schrift zugekommen, aus welcher wir den letzten Abschnitt, der unsern Hauptgegenstand betrifft, in die Reihe der oben angezeigten Schriften stellen.

Die Erwartungen der Deutschen von dem Bunde ihrer Fürsten. Von A. W. Rehberg, Kön. Hannöv. Geh. Cabinetsr., Commandeur des Guelphenord. und ord. Mitgl. der Kön. Soc. der Wissensch. zu Göttingen. Jena, bei Bran. 1834. 8. (85 S.)

Der hochverdiente Aelteste der pädagogischen Literatur — denn das ist er wohl in dem mehrfachen Sinne — der zugleich als politischer Schriftsteller seit den 90ger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine gewichtige Stimme ist, verdient gewifs die

llgemeine Aufmerksamkeit, wenn er über jene Sache spricht. Was er in früher Zeit gesprochen, gefiel freilich nicht dem Zeitgeiste, allein es hat sich bewährt, namentlich haben sich seine damals geäufserten Erinnerungen gegen die neuere Erziehungskunst bewährt. Ref. hat nicht über den politischen Inhalt seiner vorliegenden Schrift zu reden, aber er führt aus den letzten Blättern (von S. 61. an), welche die Jugendbildung betreffen, das an, was hierher gehört. Vorerst erinnert der ehrwürdige Verf., dafs es immer nur »die Gesinnung des Volks« ist, was den Gesetzen Kraft verleihet; und dafs eben darum, nach dem Nationalcharakter der Deutschen, die Universitäten »in der Geschichte unserer Civilisation von einer weit gröfseren Bedeutung sind, als in irgend einem andern Volke.« Dann spricht er ein kräftiges Wort gegen die Spaltung der Wissenschaften in besondere Anstalten. »Die eigentliche Bestimmung der Universitäten ist, Conservatoren alles dessen zu seyn, was in den Wissenschaften an Einsicht und geprüfter Kenntnifs erworben worden. Der Geist der Corporation leistet den Stürmen, welche die intellectuelle Welt so gut als die politische erschüttern, Widerstand u. s. w. — Die grofsen Fortschritte in der Anwendung aller wissenschaftlichen Kenntnisse müssen die Aufmerksamkeit derer, welche für die materiellen Interessen des Volks zu sorgen haben, auch nach jener Seite lenken. Der Generaldirector der Studien — — mag sich mit den Professoren berathen, darf ihnen aber nicht vorschreiben. — — Allenthalben Befehle und Zwang von Oben; Prüfungen vor dem Eintritt in das Universitätsleben« (wie könnten sie aber in den dermaligen Verhältnissen entrathen werden?) »Vorschriften über eine Unzahl von Vorlesungen« (die sich allerdings als sehr unzweckmäfsig erwiesen haben) u. s. w.! »Der Staat bedarf einer Thätigkeit, die aus innerer Quelle entspringt, und die wird nicht auf jenem Wege erzeugt.« — — Doch man mufs diese Urtheile im Zusammenhange lesen, sonst würden wir noch mehrere hierher setzen, besonders: über die zu besorgenden Uebel, wenn sich die Universitäten in der Nähe der Höfe und Regierung befinden; — über die Nothwendigkeit, die Jugend sorgfältig der Politik zu entziehen; — über die Unbilligkeit, wenn man die strengen Formen der bürgerlichen Obrigkeit auf die Jugend in den Jahren und Umständen, wo sie den neuen Versuchungen ausgesetzt sind, anwenden wollte, ohne ihr die Wohlthat der väterlichen Gewalt angedeihen zu lassen — über die Mafsregeln gegen die geheimen Verbindungen, u. s. w. — So tritt diese gehaltreiche Schrift des Staatsmannes auch in die Reihe derjenigen pädagogischen Literatur, welche unsere höheren Bildungsanstalten betrifft.

Schliefslich darf Ref. dieser Uebersicht auch die Anzeige seines Buches anschliefsen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben und zum Theil selbst verfafst von F. H. C. Schwarz u. s. w. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Leipzig, bei G. J. Göschen. 8 *Erster Band.* 1833. (XII *und* 377 *S.*) *Zweiter Band.* 1834. (VI *u.* 327 *S.*)

Seit einigen Jahren hatte sich dem Verf. Manches ergeben, das ihm zur Ergänzung seines Werkes über Erziehung und über die Schulen nothwendig schien, und zwar wie in der Pädagogik, so auch in der Methodik und in der Geschichte der Erziehung. Er glaubte dem Publicum, welches mit Beifall seine Erziehungslehre aufgenommen hat, und dieser selbst, die nicht für heute und morgen geschrieben, sondern aus der Ueberzeugung für das Beste der künftigen Generation geflossen ist, die Mittheilung jener Nachträge schuldig zu seyn. Die geschichtlichen im 1sten Bande (S. 143 — 179.) enthalten theils Rechtfertigungen, theils Berichtigungen und Erweiterungen (letztere besonders über die Erziehung unter den Gothen zu Zeiten Theodorichs, und über Geert Groote. Die pädagogischen (im engeren Sinne) sind: 1) Die Weihe eines Pädagogen (in Erzählungen aus dessen Leben und Vergleichungen mit dem Gärtner, Arzt und Musiker); 2) die Nicht-Weihe des Pädagogen, mit Entgegnungen; 3) das Christenthum, der höchste Standpunct für die Erziehung und für ihre Geschichte; 4) warum ist manchmal eine Erziehung von christlichen Eltern so unwirksam? 5) Nachträge, hauptsächlich mit Beziehung auf G. H. v. Schuberts Geschichte der Seele; 6) Epilog, Gespräch des Verfs. mit einem Gegner. Als Beiträge von Freunden stehen in diesem 1sten Bande: 1) Drei Schulreden, von Dr. Vömel, Dir. des Gymn. zu Frankfurt a. M.: *a*) »über Ph. Melanchthons Einfluſs auf das Schulwesen;« *b*) »Johannes Sturm;« *c*) »die Leidenschaften sind mit den Wissenschaften unverträglich — Flacius Leben;« 2) über die neuen Methoden, fremde Sprachen zu lehren, welche Hamilton und Jacotot angegeben, von Dr. Krüger zu Hamburg; 3) über den Gang des Menschen von einem Kenner der Gymnastik.

Der zweite Band enthält als geschichtliche Nachträge zur pädagogischen Literatur: 1) aus dem 16ten und 17ten Jahrh. (seit Hans Sachs): Ringwald, Moscherosch (Sittewald) und P. Poiret; 2) aus dem letzten Drittheil des 18ten Jahrh. (seit Rousseau): Rehberg, Feder, Salzmann, Kant, zur besseren Würdigung ihrer Bedeutung für die Pädagogik; 3) zur neuesten Geschichte, die religiöse Erziehung und das Studium der Alten betreffend, wobei die damalige hemmende Einwirkung der Berliner Allgem. deutsch. Bibl. gezeigt wird. Durch diese Nachträge glaubt der Verf. den Faden in der Geschichte der deutschen Pädagogik nunmehr in seinem stetigen Zusammenhange sichtbar vorgezeigt zu haben. — Aufserdem befinden sich in diesem Bande von dem Herausgeber eine Rede über »unsere Nationalbildung« (zu Anfang des J. 1834 und damals besonders gedruckt in 4.), worin er auf die Vorzüge derselben, besonders

durch unsere Universitäten und Gelehrtenschulen, wie auch auf die nöthigen Verbesserungen, dabei auch des kirchlichen Unterrichts der Jugend, aufmerksam gemacht hat; und sodann 3 Reden »zum Frieden der Schule,« welche *a*) Friedensvorschläge, *b*) das Bild von 2 Musterschulen (einer höheren Bürgerschule und einer Gelehrtenschule, um die Anwendung der besseren Methodik im Leben zu zeigen), *c*) Segenswünsche zum Schlusse des J. 1834 enthalten; ferner eine Beantwortung der Frage: „Dürfen wir auf ein Besserwerden durch die Erziehung sicher hoffen?“ (Ja.) Als schätzbare Beiträge von ausgezeichneten Schulmännern enthält dieser 2te Bd. 3 Schulreden von Hrn. Gymnasialdir. Dr. Vömel zu Frankfurt a. M.: *a*) „über das Verhältnifs der Gymnasialbildung zur christlichen; *b*) die Freuden unsers Standes; *c*) die rechte Art des Studirens, gezeigt an Ruhnkens Leben;“ und von Hrn. Direct. Dr. Moser zu Ulm eine Rede über „die Erziehung durch den Unterricht.“

Schwarz.

SCHULSCHRIFTEN.

1) *Deutsche Grammatik, wissenschaftlich bearbeitet von B. F. Glückselig, Lehrer der deutschen Sprache an der kaiserl. königl. Prager Musterhauptschule und der damit vereinigten höheren Bildungsanstalt für Lehrer und Erzieher. Prag, bei Gottlieb Haase Söhne.* 1832. XVI *und* 168 *S. gr.* 8.

2) *Kleine Regellehre der deutschen Sprache, nach dessen gröfserer deutschen Grammatik praktisch bearbeitet von B. F. Glückselig, u. s. w. Prag, Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne.* 1833. X *und* 202 *S. kl.* 8.

3) *Hülfsbuch für den Unterricht in der deutschen Aussprache und Rechtschreibung; auch als Stoff zu Vorschriften, nützlichen Verstandes- und Stil-Uebungen zu gebrauchen Von Dr J. C. A. Heyse. Ein Anhang zu den Sprachlehren des Verfassers. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 1833. XI *und* 84 *S. gr.* 8.

Denkende und geübte Lehrer haben dreierlei grammatische Methoden aufgestellt, und diese mit gutem Erfolg nicht nur in ihren Schulen angewendet, sondern auch in zahlreichen Lehrbüchern niedergelegt. Die erste Methode ist die ältere und gewöhnliche, welche von den Elementen der Sprache anhebend, zu der Bildung der verschiedenen Sprachformen fortschreitet, und, nach abgehandelter Wortfügung, mit einer zweckmäfsigen Satzlehre schliefst. Die zweite Methode nimmt den umgekehrten Weg, indem sie vom Satze und seiner Zergliederung ausgeht. Die dritte Methode scheidet das Wort und die Wortform von dem Satze und seinen Verhältnissen, lehrt aber auch gleichzeitig die Bedeutung jener im Zusammenhange des Satzes. Diese Methode suchte nun der Verf. von No. 1. und 2. (Vorr. S. XI.) in den beiden Schriften in der Art durchzuführen, dafs er bei einem jeden Redetheil, neben dem zur Formenlehre gehörigen, zugleich die syntaktische Bedeutung desselben dargestellt hat.

Nach dieser einleitenden Bemerkung gehen wir über zu No. 1. Die Einleitung (S. 1—13.) macht im Allgemeinen mit den nöthigsten Vorbegriffen bekannt, und weist zugleich der Grammatik die Stelle an, welche ihr unter den übrigen Wissenschaften zukommt. Die zunächst folgenden Abschnitte des ersten Theils — Etymologie — (S. 13—34.) enthalten einen vorläufigen Umrifs der wichtigsten Gegenstände der Grammatik. Darauf geht der Verf. (S. 34—131.) zur Behandlung der einzelnen Redetheile über. Im zweiten Theile — Syntax — (S. 31—168.) behandelt der Verf. die Satzlehre in einfacher, für Schüler faſslicher Darstellung. Die Wortfügung wird von S. 26—28. unter dem Abschnitte der Etymologie erläutert. Schicklicher hätte dieser Gegenstand seine Stelle im zweiten Theile gefunden.

Nach dieser allgemeinen Darlegung des Ganzen sey es dem Ref. noch gestattet, einige Bemerkungen beizufügen. S. 20. ist als Fortsetzungszeichen das Lateinische *etc* angegeben. Dieſs gehört nicht in eine deutsche Grammatik. S. 69. heifst es: „Mich hat Niemand Bekannter erblickt.“ So kann man sich eben so wenig ausdrücken, als wenn man sagen wollte: „Niemand Freund“; denn Bekannnter steht hier als Substantiv. S 87. wird gelehrt: sämmtliche abgeleitete Zeitwörter setzen den Zuwachs ge vornen an, als geantwortet, und in der Anmerkung: statt gemis(ſs)deutet, gemis(ſs)griffen, hat der Sprachgebrauch die Form: mis(ſs)gedeutet, mis(ſs)gegriffen eingeführt. Dieſs ist zu allgemein gefaſst. Es muſste heifsen: die mit mifs zusammengesetzten Zeitwörter sind von zweierlei Art: entweder ruht der Ton auf der Partikel, oder er ruht auf dem Zeitworte selbst. Im ersten Falle, welches der gewöhnlichste ist, kommt es wieder darauf an, ob sie activ oder neutral sind. Sind sie activ, so bekommen sie im Participium die Vorsilbe ge und im Infinitiv das Wörtchen zu vor sich, also gemifsbilliget, zu mifshilligen; eben so mifshrauchen, mifsdeuten, mifsgönnen. Sind sie neutral, so treten die Silben ge und zu in die Mitte des Wortes, also mifsgeglückt, mifszuglücken; eben so mifsgreifen, mifstönen, mifsarten. (Vergl. Adelungs kl. Wörterbuch S. 262 ff. und Heinsius deutsche Sprachlehre, eilfte Ausg., S. 83.) S. 177. wird in einem besondern Abschnitte als Anhang von Ausfüllungswörtchen gesprochen, und als solche: da, denn, doch, eben, nicht, wol angeführt. Diese Wörter, welche theils Adverbien, theils Conjunctionen sind, wären schicklicher unter dieselben eingereiht, und dort erklärt worden. S. 118. unterscheidet der Verf. zwischen wol (z. B. wohl dreifsig Menschen sind dagewesen) und dem Beiworte wohl, so viel als gut. Dieser Unterschied in der Schreibart läfst sich aber nicht gehörig rechtfertigen. Die Partikel wohl wird überall mit h geschrieben, da das Wort im Hochdeutschen gedehnt lautet. Nur in Wollust, wollüstig und Wollüstling hat sich die geschärfte Provinzial-Aussprache auch im Hochdeutschen eingeschlichen, daher man diese Wörter auch gemeiniglich ohne Dehnungszeichen zu schreiben pflegt.

(Der Beschluſs folgt.)

Schulschriften.

(Beschluſs.)

No. 2. verdankt (Vorrede S. IV.) seine Entstehung zunächst
m vielfach ausgesprochenen Wunsche, die Sprachregeln der
öfseren deutschen Grammatik des Verfassers, so wie sie dort
ne tiefere philosophische Begründung fanden, hier in einer wo
öglich ganz elementarischen Form wiederzugeben. Was nun
s Verhältnifs dieser beiden Schriften zu einander anlangt, so
in No. 2. sehr viel und wohl der vierte Theil des Ganzen als
gehörig weggefallen; ein eben so bedeutender Theil aber auch
eder hinzugekommen, der theils die weitere Ausführung schwie-
ger grammatischer Sätze, theils eine reichhaltige Masse ge-
ihlter Beispiele und Uebungsaufgaben enthält. Durch diese
bungsaufgaben wird dann auch vorzüglich die auf dem Titel
nhaft gemachte „praktische" Bearbeitung gerechtfertigt. Diese
bungen sind sehr zweckmäfsig; denn wenn der Schüler die
rschiedenen Redetheile recht erkennen soll, so müssen ihm
se wo möglich ihrem ganzen Umfange nach vorgeführt, und
in der Anschauung ihrer mannigfaltigen Form gründlich und
ederholt geübt werden.

Im Allgemeinen fügen wir noch in Beziehung auf beide
riften bei, dafs der Verf. mit sorgfältiger, aber zugleich kri-
cher Benutzung der Werke von J. Grimm, Schmitthenner,
cker und Herling, viele einzelne Lehren der Grammatik auf
e lichtvollere Weise, als es bisher geschehen, dargestellt, an-
e ganz oder theilweise berichtigt, und besonders die Lehre
n den verschiedenen Arten der Sätze klar und anschaulich be-
ndelt hat. Mit Recht glauben wir daher auf diese Lehrbücher
merksam machen und sie empfehlen zu dürfen.

Eine Orthographie und Metrik hat der Verf. nicht bei-
geben, weil er glaubte, dafs mehrere vortreffliche Anleitungen
· Orthographie und Verslehre bereits in den Händen der Lehrer
l Schüler seyen. Um so mehr sehen wir uns dadurch veran-
t, das folgende Schriftchen mit dieser Anzeige zu verbinden.

No. 3. Dieses Hülfsbuch soll den Unterricht in der Aus-
ache und Rechtschreibung unterstützen, und dem Lehrer
h zu grammatischen und Stil-Uebungen mannigfachen Stoff
die Hand geben. — Die Beispiele sind gut gewählt, und
kann dieses Schriftchen zugleich eben sowohl zur prakti-
en Uebung und Befestigung der deutschen Rechtschreibung,
wie auch als Lesebuch zur Beförderung einer richtigen Aus-
ache gebraucht werden. Ja der Verfasser benutzte, nach

S. VIII., die gleich und ähnlich lautenden Wörter, nach gehöriger Erklärung, bei seinen Schülern zur ersten Bildung des Stils, und zugleich zur Weckung und Schärfung der Seelenkräfte. Mag dies auch Manchem beim ersten Anblicke nur eine Spielerei scheinen, so ist es doch in der That ein sehr nützliches Spiel, welches die trefflichste Uebung des Nachdenkens, der Einbildungs- und Urtheilskraft, des Vergleichungsvermögens, des Witzes und Scharfsinnes nicht weniger, als Deutlichkeit der Begriffe, Erweiterung der Kenntnisse überhaupt, und besonders in der Sprache gewährt.

Druck und Papier dieser drei Bücher sind gut.

Hautz.

MEDICIN.

Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akademische Vorlesungen von Dr. Ludwig Choulant, Professor der praktischen Heilkunde und Director der therapeutischen Klinik an der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bei L. Voss. 1834. 8. XXXX *und* 798 *S*

Trotz der vielen Handbücher über specielle Pathologie und Therapie können doch nur wenige als Grundlage zu akademischen Vorlesungen gut benutzt werden. Hierzu wird ein Grundriss verlangt, der mit Kürze und Bündigkeit eine gewisse Vollständigkeit in der Darstellung verbindet, der den Studirenden einen Ueberblick über das grofse Heer der Krankheiten bietet, und als Mittel dient, sich die Hauptcharaktere der einzelnen Species genau einzuprägen. Die meisten Handbücher sind für diesen Zweck zu ausgedehnt und wenig gerundet, und enthalten doch andererseits nicht die nöthigen Thatsachen, um in einzelnen Fällen für die Praxis gehörigen Aufschluss zu bieten. Sie halten eine zwecklose Mitte zwischen den Compendien über Pathologie und den klinischen Handbüchern, und entsprechen sonach keinem Bedürfniss gehörig.

Das vorliegende Lehrbuch wurde deshalb auch bei seinem ersten Erscheinen (1831) mit vielem Beifall aufgenommen, und hat diesen bisher um so mehr erhalten, als es in formeller und materieller Hinsicht den Forderungen, die man an ein solches Werk machen darf, so entspricht, wie es von dem Produkte eines geistreichen, durch umfassende Studien und historische Forschungen gebildeten und erfahrenen Arztes und Lehrers nur erwartet werden kann.

Solche Werke sind in der Literatur häufig weniger geschätzt, als sie es verdienen, und mit Recht bemerkt der Verf., dass wenigen Formen der Schriftstellerei wohl der Vorwurf der Compi-

ation mit mehr Ungerechtigkeit gemacht werde, als dem kurz gefafsten Lehrbuche. Choulant wird nun auch wohl nie Gefahr laufen, durch seinen Grundrifs sich den Vorwurf des Compilators zuzuziehen, obgleich er durch Beachtung der wichtigeren Erfahrungen und Ansichten anderer Aerzte der Einseitigkeit, blos seine individuelle Grundsätze zu geben, entgangen ist.

Der Verf. ging bei Bearbeitung seines Werks von dem Standpunkte der rationellen Empirie aus und legte darin auf Theorien keinen zu grofsen Werth. Dies zeigt das Ganze und dies spricht er selbst an mehreren Orten aus. So sagt er unter andern S. IX. der Vorrede: »Wenn der Verf. hier (bei der nächsten Ursache) oft mehr zurückhaltend war, als Manchem, namentlich manchem jüngern Arzte recht scheinen dürfte, so wird er dagegen von denen nicht darüber getadelt werden, die lange Zeit am Krankenbette gewesen sind und hier die Hohlheit vieler Worte der ärztlichen Kunstsprache kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen haben, dafs die Lehre von den innern Vorgängen bei Krankheiten die allerschwächste Seite der ärztlichen Wissenschaft noch immer sey und wohl für immer bleiben werde. Denn hinter der Mannichfaltigkeit der äufseren Erscheinungen birgt das organische Leben eine für den Menschengeist unergründliche Tiefe.« Hier wird gewifs jeder nüchterne Praktiker diesen Ausspruch unterschreiben, um denen das Grübeln nach einem innern Grunde der Krankheiten als Hauptsache zu überlassen, welchen zur ruhigen Beobachtung der Natur Geduld und Ausdauer abgeht.

Diese Andeutung des Geistes vorliegender Schrift mag hier genügen, da Ref. in den Inhalt derselben nicht näher eingehen kann, ohne die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten. Noch ist zu bemerken, dafs die zweite Ausgabe einige zweck- und zeitgemäfse Zusätze und Verbesserungen erhalten hat, wiewohl bedeutende Veränderungen in Darstellung und Anordnung nicht vorgenommen wurden.

Möchte es dem Verf. doch gefallen, fortan Kräfte und Zeit zur Erleichterung der Lehrer und Lernenden auf solche Weise zu verwenden; er wird sich den Dank der Studirenden und der Lehrer des Fachs erwerben.

Dr. *J. W. Arnold.*

---

e lithogenesi praesertim urinaria. Commentatio medica auctore Eduardo Arnoldo Martin, med., chir., art. obst. Doctore. Jenae, apud Fridericum Frommann. 1833. 8. VI *et* 121 *S.* (Preis 54 kr.)

Eine vortreffliche, mit ungewöhnlichem Fleifse bearbeitete Abhandlung!

Dieselbe besteht aus 2 Theilen. Der erste enthält die neuern Theorieen der Steinbildung; der zweite handelt von der Steinerzeugung selbst.

Erster Theil. Nachdem der Hr. Verf. die Literatur mitgetheilt, betrachtet er zuerst diejenigen Theorieen, welche die organischen Kräfte nicht annehmen, nämlich *a*) die mechanischen und *b*) die chemischen Theorieen; dann diejenigen, welche sich auf die organischen Kräfte stützen.

Zweiter Theil. Dieser zerfällt in 2 Unterabtheilungen: 1) Ueber Steinbildung im Allgemeinen und 2) über Harnsteinbildung.

1) Die Steinbildung im Allgemeinen: Begriff, Produkte, Organe, Ursachen und Natur der Steinbildung.

2) Die Harnsteinbildung: Produkte, Organe, prädisponirende und occasionelle Ursachen, Natur der Harnsteinbildung.

Mit grofser Umsicht werden die verschiedenen Theorieen über Steinerzeugung kritisch beleuchtet.

Die aussondernden Drüsen und die Schleimhäute und zwar nicht blos diejenigen Schleimhäute, welche mit aussondernden Drüsen in unmittelbarer Verbindung stehen, sondern auch die des ganzen Darmkanals (vom Munde bis zum After), der Nase und der daran liegenden Höhlen, der Bronchien, der Venen, der Vagina, des Uterus, der Samenbläschen, wie auch die Schleimdrüsen, als die Pinealdrüse, die Tonsillen, die Prostata werden als Organe bezeichnet, in welchen die Steinbildung vor sich geht. — Hier hat der Hr. Verf. die Beobachtungen Andrer mit aufsergewöhnlichem Fleifse benutzt, und seine Aussprüche reichlich mit Citaten belegt.

In Bezug auf die Natur der Steinerzeugung genügt die Lehre der drei Potenzen (der mechanischen, chemischen und dynamischen) dem Hrn. Verf. zur Erklärung der Lithogenesis nicht; sondern er neigt sich auf die Seite derjenigen, welche die organische Lebenskraft als innere Ursache der Steinerzeugung annehmen, und er glaubt, dafs man vorzugsweise auf diejenigen Bedingungen (abnorme Materie und anomaler Bildungstrieb) Rücksicht nehmen müsse, welche Pseudoprodukte überhaupt veranlassen.

Die Produkte der Harnsteinbildung werden nach ihrer Form und Struktur und ihren chemischen Bestandtheilen betrachtet. Die Organe, in welchen sich Steine bilden (Nieren, Harnleiter, Harnblase, Vorsteherdrüse, Harnröhre, Vorhaut, anomale, Urin enthaltende, Höhlen des Zellgewebes), die ätiologischen Verhältnisse und die Bedingung und Natur der Harnsteine — *a*) nach dem Ursprunge, *b*) nach dem Wachsthume und *c*) den Recidiven, — werden einer nähern Untersuchung unterworfen.

In den Nieren bilden sich harnsaure, sauerkleesaure, xanthinische und cystinische Steine; in der Schleimhaut solche, welche aus phosphorsaurer Kalkerde oder aus phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia und aus einem brennbaren Stoffe oder aus kohlensaurer Kalkerde bestehen.

Die Recidiven der Steinkrankheit hält der Hr. Verf. für vorzugsweise bedingt durch die Verschiedenheit der Ursachen: den

der anomale Bildungstrieb erschöpft sich gewöhnlich durch die Produktion selbst, wogegen die abnorme Materie stets wieder zu neuen Aussonderungen aufregen wird. — Nach ihm soll der Eingriff, den die Lithotomie auf die Blase macht, eine solche Reaction hervorbringen, dafs sie zur Bildung neuer Steine unfähig werde.

Ist ein steinkranker Knabe einmal durch die Operation von dem Krankheitsprodukte befreiet, so soll sich bei ihm ein solches nie mehr bilden. (?)

Dieses Schriftchen zeichnet sich durch eine scharfsinnige Kritik, eine grofse Reichhaltigkeit, einen guten Stil, scharfen Druck und schönes Papier aus, und verdient von allen wissenschaftlich gebildeten Aerzten gelesen zu werden. In den überaus zahlreichen Noten findet man Alles citirt, was von Wichtigkeit in Bezug auf die fragliche Krankheit geleistet worden ist.

Der Hr. Verf. hat dasselbe seinem Vater, dem berühmten Juristen Martin, gewidmet.

Mainz. Dr. *F. L. Feist.*

RÖMISCHE LITERATUR.

Sacra Natalicia Augustiss. ac Potentiss. regis Würtembergiae, Guilielmi — a Gymnasio Stuttgartiano pie celebranda indicit Gustavus Schwab, ph. Dr. litt. hum et antiqq. Prof. — „Praemissa est disputatio de Livio et Timagene, historiarum scriptoribus, aemulis." Stuttgartiae. MDCCCXXXIV. 28 *S. in* 4.

Der Verf., der uns bisher mit Gaben anderer Art erfreut hatte, liefert in diesem Programm einen recht schätzbaren Beitrag zur Literärgeschichte, insbesondere zur Charakteristik des Livius, weshalb wir, zumal bei der geringeren Verbreitung, die solchen Gelegenheitsschriften zu Theil wird, hier darauf aufmerksam machen wollen, indem wir die leitenden Ideen des Hrn. Verfs. und die Resultate seiner Untersuchung in der Kürze vorlegen und mit einigen weiteren Bemerkungen begleiten.

Der Gegenstand des Programms ist nämlich die berühmte Episode des Livius im neunten Buch, wo der Geschichtschreiber nach dem Lobe des Papirius Cursor plötzlich auf Alexander den Grofsen überspringt, und in eine Vergleichung der Macedonier mit den Römern sich einläfst, die ihn zur Beantwortung der Frage führt, ob wohl Alexander und seine Macedonier, im Conflict mit den Römern, letztere besiegt haben würden. Es mufs dies um so auffallender an dieser Stelle erscheinen, als es sonst nicht des Livius Art ist, von dem Faden der Geschichte abzugehen und in solche, dem Gange der Erzählung fremdartige, Untersuchungen sich einzulassen, obwohl es auch wiederum bei näherer Betrachtung nicht lange verborgen bleiben kann, dafs diese Episode ganz das Ansehen eines jener rhetorischen Uebungsstücke

oder jener Panegyriken hat, wie sie um diese Zeit aufkamen und in der nächst folgenden Zeit immer mehr verbreitet worden sind. Um so mehr hat man Ursache, nach den besonderen Gründen und Veranlassungen zu fragen, die den römischen Geschichtschreiber zu einer solchen Abschweifung bewogen, deren Absicht doch unverkennbar dahin gerichtet war, zu zeigen, dafs der von den Griechen so sehr gefeierte, die Welt bezwingende Alexander und seine Macedonier in dem Streit mit Rom gewifs unterlegen und der Sieg auf Seiten der Römer geblieben wäre. Daher schon St. Croix im Examen des historr. p. 479. die Episode und die darin enthaltene Vergleichung übel angebracht fand, blos in der Absicht, den Römern zu schmeicheln; wobei wir zugleich auf ein älteres, über denselben Gegenstand abgefafstes Programm verweisen: »Eckhardt Prolusio de compar. Alexandri cum imperatt. Rom. a Livio IX, 17. facta. Isenaci 1760. 4.

Folgen wir nun unserm Verf. und sehen, wie er den Gegenstand aufgefafst und die Lösung der Frage versucht hat. Er macht zuerst aufmerksam auf die Verhältnisse des Geschichtschreibers zu dem Oberhaupte des Staats, dem ruhm- und ehrsüchtigen Augustus, der in seiner eigenen Stellung an einen Erheben und Lobpreisen eines Welteroberers, wie Alexander, schon um der nahe liegenden Vergleichung willen kein sonderliches Gefallen haben konnte; er erklärt daraus die schielenden Seitenblicke, die Livius stets auf Alexander wirft, der bald mehr bald minder hervortretende Tadel, der bald dessen Person, bald dessen Thaten trifft, und aus der Rücksicht, die Livius dem Augustus gegenüber, nehmen mochte, sich erklärt, auch schon einigermafsen, setzen wir hinzu, aus der bei Livius so sehr, selbst bis zur Partheilichkeit hervortretenden Vorliebe für das alte Rom, und die Verachtung des Griechenthums, die er mit so manchen ächten Römern theilt, sich erklären läfst. Doch dabei, bei diesen mehr allgemeinen Rücksichten, bleibt unser Verf. nicht stehen, er sucht, und mit Recht, noch eine speciellere Veranlassung und findet diese angedeutet in einer Stelle des achtzehnten Kapitels, wo Livius auf die Gegner seiner Ansicht mit den Worten hinweist: „quod *levissimi ex Graecis*, qui Parthorum quoque contra nomen Romanum gloriae favent, *dictitare* solent.“ Da nun die ganze Weise, wie Livius auftritt und seinen Tadel, seine Bemerkungen einkleidet, von der Art ist, dafs sie wohl einen bestimmten Gegner, gegen welchen der römische Geschichtschreiber seine Pfeile richtet, voraussetzen läfst, so glaubt der Hr. Verf. diesen Gegner in der Person des Timagenes entdeckt zu haben, eines gelehrten Griechen, der anfangs zu Rom an dem Hofe und in der Umgebung des Kaisers lebte, dann aber wegen seiner unziemlichen Sprache und der öfteren Anzüglichkeiten, die er sich gegen August und dessen Familie erlaubte, von Hofe gewiesen, in der Umgebung des Asinius Pollio, dieses gebildeten aber gegen Livius feindselig gestimmten Staatsmannes, seine Tage zubrachte und hier wahrscheinlich in dem Werke, in dem er die Geschichte

Alexanders und seiner Nachfolger beschrieben, als auch bei andern Veranlassungen, schriftlich wie mündlich, den gerechten Unwillen des Kaisers selbst wie auch des Livius durch das stete Lob, das er dem Alexander und den Parthern, diesen Erbfeinden des römischen Namens, ertheilte, und das vielleicht auch mit schielenden Seitenblicken auf August und mit Tadel gegen dessen Person verbunden war, erregt hatte, so dafs wir dann auch die sichtbare Heftigkeit erklären können, mit welcher der römische Geschichtschreiber in dieser ganzen Untersuchung auftritt. Dafs der Verf. nicht unterläfst, über die Person dieses Timagenes und über seine Schriften, die erforderlichen literärischen Belege und Notizen mitzutheilen, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung, so wie er dann auch manche andere mit der Beantwortung der Frage in Verbindung stehende Punkte in den Noten berührt hat, die wir hier nicht alle namhaft machen können, wo wir blos das Hauptresultat der Untersuchung angeben können. Dieses aber gewinnt auch in unsern Augen grofse Wahrscheinlichkeit, obwohl wir kaum glauben können, dafs Timagenes der einzige war, gegen den des Livius Pfeile gerichtet waren, sondern dafs das ganze Thema überhaupt zu denen gehörte, die damals, so zu sagen, an der Tagesordnung waren, mit den Verhältnissen der Zeit und dem Interesse der herrschenden Dynastie in Berührung standen und darum vielfach in den Schulen der Rhetoren und Sophisten, wie auch aufserhalb derselben, von Griechen wie von Römern behandelt wurden (wir erinnern Beispielsweise nur an Plutarch; s. unsere Bemerkk. zu den Schriften: »Ueber das Glück der Römer« und »Ueber das Glück Alexanders des Grofsen« im achten Bändchen der Uebersetzung der Moralia S. 986 und 1016.), und wenn auch die Mehrzahl derer, die diesem Gegenstand ihre Behandlung und ihre Kräfte zuwendeten, denselben im Sinne der Zeit, d. h. des Hofs behandelten und lösten, so mochte gerade die geringere Zahl derer, die eine Lösung der Frage in entgegengesetztem Sinne unternahmen, die Aufmerksamkeit und auch den gröfseren Unwillen eines Livius erregen und ihm so eine natürliche Veranlassung darbieten, diesen Gegenstand in seinem Werke zu berühren und in einer ausführlicheren Untersuchung abzuschliefsen, um dadurch andere Urtheile für immer zu beseitigen oder ihnen zuvorzukommen. — Möchten wir dem Verf. noch öfters auch auf diesem Felde begegnen!

Examinis in Gymnasio Hanoviensi Solemnia — celebranda — indicit Dr. Augustus Ferdinandus Soldan. Praemissae sunt quaestiones criticae in Ciceronis Orationem pro rege Dejotaro. Hanoviae, ex officina typographica orphanotrophei. MDCCCXXXIV. 27 *S. in* 4

Der Hr. Verf., der bereits in einem früher erschienenen Programm (s. Jahrbb. 1833. p. 1126.) eine Reihe von Bemerkungen

zu Cicero's Rede Pro Dejotaro lieferte, mit der Absicht, demnächst eine neue und vollständige Bearbeitung dieser Rede zu liefern, übergiebt in diesem Programm eine weitere Fortsetzung seiner Bemerkungen, da die Ausführung jenes Unternehmens dadurch verzögert wurde, dafs der Verf. noch nicht die gewünschten Collationen erhalten hatte, ohne welche seine Ausgabe nicht die beabsichtigte Vollständigkeit gewinnen würde. So sollte freilich ein Jeder denken, der eine kritisch-berichtigte Ausgabe eines Autors jetzt zu liefern gedenkt, besonders eines schon vielfach in gedruckten Texten vorliegenden Autors, wie Cicero! Die in dieser Schrift enthaltenen Bemerkungen sind zwar zunächst kritischer Art, aber sie enthalten auch manche grammatische und sprachliche Bemerkung, wodurch manche Stellen ein neues Licht gewinnen, wie wir dies auch in Ansehung anderer Stellen bei dem früheren Programm zu bemerken Gelegenheit hatten. So wird I. §. 2. *solebamus* vertheidigt, und ab impietate et scelere (wo *ab* vor scelere sonst wiederholt wurde), desgleichen §. 3. *accuset* (nicht accus*aret*, dabei eine Erörterung über die Consecutio temporum), und P. III. §. 5. non *tam* in bellis neque in proeliis etc. Cap. V. §. 12. spricht sich der Verf. entschieden für die Lesart: „*Quanto* ille superiores vicerat gloria, *tanto* tu etc.," und §. 14. vertheidigt er *omnibus* (mit Weglassung von *civibus*), so wie bald darauf *judices* (statt judicas), und dann weiter: „*Quonam* ille *modo* cum regno, cum domo, *cum conjuge cum carissimo* filio etc.« Auch wird Cap. V. p. 17. *ibi*, an dem man wegen des bald darauf kommenden *in eo ipso loco* Anstofs nahm, gut vertheidigt. In §. 17. schreibt der Verf.: „*At* id fieri potuit: *primo* occultius in *potione*, in *cibo*; *deinde etiam impunius fit*, *quod cum est factum*, negari potest; und Cap. VII. §. 21. in einer eben so vielfach angefochtenen Stelle: »Ita non modo *nequam* et improbus, *sed etiam* fatuus et amans es« mit einer ausführlicheren Erörterung über den Gebrauch von *non modo — sed etiam*; und gleich darauf wird die Lesart de absente *se vindicare* (Al. indicare) vertheidigt. Die Behandlung der Stelle des 9ten Capitels: »Aut, qui dicto obedientes — quam necatos,« wo einige Codd. ein *fuisse* hinzusetzen, andere und zwar die Mehrzahl es wegläfst, giebt dem Verf. Gelegenheit zu einer ausführlichen Erörterung über den Gebrauch von *esse* in solchen Fällen bei Cicero. Wir schliefsen unsere Anzeige mit dem Wunsche, auch das Erscheinen der gröfseren Ausgabe dieser Rede unsern Lesern bald anzeigen zu können.

Chr. Bähr.

CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

Am 22sten November feierte die Universität auf übliche Weise in der akademischen Aula den Geburtstag ihres glorreichen Restaurators, des höchstseligen Grofsherzogs KARL FRIEDRICH; womit zugleich die Vertheilung der jährlichen akademischen Preise verbunden war. Die bei dieser Gelegenheit von dem zeitigen Prorector, Geh. Hofrath Dr. Chelius gehaltene und bereits im Druck erschienene Rede handelt: *De alienationibus voluntatis, quatenus ad medicinam forensem spectant.*

Die im verflossenen Jahre in Folge der von den Landständen verwilligten Summen beschlossenen Erweiterungen verschiedener akademischen Anstalten sind in diesem Jahre sämmtlich ausgeführt worden. Vor allem ist hier die nun vollendete Anlage des botanischen Gartens, in Verbindung mit dem landwirthschaftlichen Garten, und dem Aufbau der dazu erforderlichen Gebäude zu nennen, wodurch zugleich der Stadt von ihrer Westseite eine neue Zierde zu Theil geworden ist. Dabei geruhte Ihre Königliche Hoheit, der Grofsherzog LEOPOLD, der Anstalt eine bedeutende Anzahl fremder und seltner Pflanzen als Geschenk zu überlassen. Das anatomische Museum hat durch den Ankauf der Tiedemann'schen Sammlung eine höchst wesentliche Erweiterung erhalten. In dem Bibliotheksgebäude ist der bisher noch nicht eingerichtete dritte Stock nun ausgebaut und dadurch für gehörigen Raum zur Aufstellung neuer Bücher gesorgt worden. Die Bibliothek hatte sich bedeutender Geschenke zu erfreuen, worunter die von der hiesigen Naturhistorischen Gesellschaft ihr überlassenen Bücher und die vollständige Sammlung der von der englischen Record-Commission bekannt gemachten Schriften in vier und siebenzig Bänden insbesondere anzuführen sind.

Von ihrem Lehrerpersonale verlor die Facultät durch Tod den ordentlichen Professor der Mathematik, Geh. Hofr. v. Langsdorf und den Privatdocenten Dr. v. Heiligenstein. Einem auswärtigen Ruf folgte Niemand. Als Privatdocenten habilitirten sich in der Theologischen Facultät der Licentiat Friedrich Philipp Keerl; seine Dissertation handelt: *De loco Epistolae Pauli ad Galatas cap.* VI, *V.* 1—10; in der Juristischen die Doctt. jur. Philipp Bertram und Robert Sachsse; die Dis-

sertation des Ersten handelt: *De rebus singulari titulo relictis in quartam Falcidiam imputandis*, die des Letztern: *Juris publici veterum Germanorum Specimen. Inest observatio de territoriis civitatum eorumque partibus, ex regimine quod vocatur Gauverfassung;* in der Philosophischen Facultät Dr. Philipp Jolly. Seine Dissertation handelt: *De Euleri meritis de functionibus circularibus. Praecedit historia functionum circularium usque ad Eulerum continuata.* — Das Directorium des zoologischen Kabinets erhielt Professor Dr. Bronn.

Die Theologische Facultät hatte folgende Preisfrage zur Beantwortung aufgegeben:

»*ut Anselmi Archiepiscopi Cantuariensis responsum ad quaestionem: cur Deus homo? sub examen vocaretur.*«

Die hierauf eingereichte Abhandlung hatte das Motto:

»*Magnum opus et arduum, sed Deus adjutor noster est.*«

Das Urtheil der Facultät darüber lautete:

»Auctorem ea usurpantem, quantum qualemque laborem subiturus esset, sensisse, ex ipsa dissertatione, uti id etiam patet, non postulare Ordinem Theologorum, nisi quod juvenis quisque, modo doctrina solidiori imbutus sit, absolvere queat.

»In prolegomenis auctor sagaciter ex aetatis, qua vixit Anselmus, indole virique vita et ratione eum inter et doctrinam veterum Theologorum et Philosophorum intercedente, auguratus est, quî fieri potuerit, ut, cur Deus hominis naturam assumsisset, quaereret.

»In commentationis ipsius, quae est bipartita, parte altera, materiam ex libello, qui inscribitur: *cur Deus homo?* — intellectu difficili, scite promptam, colloquii formâ, qua ornari videbatur, parum utili abstersa, tam curate disposuit, ut, cum singularum Anselmi cogitationum et sententiarum ordo et nexus nusquam neglectus est, et res fere omnes, per appendicem notis, quousque iis opus erat, subjunctis, erudite illustrantur, facillimo negotio circumspici possit et intelligi.

»Altera dissertationis pars argumenta complectitur, quibus auctor, singuli cujusque dogmatis et commenti, in libello obvii, non solum mentione facta, sed natura etiam et conditione investigata, sententias Anselmi de incarnatione Dei, rationesque, quas cur instituta sit, profert, ex parte comprobat et amplificat, plu-

mam vero partem, adjutus scripturae sacrae, nec non rerum in clesia gestarum et literarum eximia cognitione, ipsiusque sui genii virtute et alacritate, fortiter impugnat, repudiat et abjicit.

»At ipse sibi munus explorandi verum, quod doctrina de eo homine contineatur, injunxit; qua quidem in re, etiamsi ustra operam ei navare visus sit, voluntas sane laudanda est.

»Problemati certe, quod Ordo Theologorum a commilitonibus natissimis solvi voluerat, commentatione sua apte, sagaciter, udite et quod ad sermonem attinet, eleganter conscripta, se irem exhibuit, et nos quidem omnes eo, quod praestitit, sperare cit, fore, ut si via, quam ingressus est, pergat, graviora in triae ecclesiaeque et literarum usum moliatur.

»Dignus ergo censeri debet, qui praemio ornetur.«

Bei Eröffnung des Zettels fand sich der Name:

DANIEL SEISEN,
aus Heidelberg.

Die Juristenfacultät hatte folgende Frage aufgestellt:

»*Quaenam sunt principia juris Romani, cum in condenda ultima voluntate vi vel metu testator aut dolo circumductus est?*«

Zwei Beantwortungen waren der Facultät zugekommen, die e mit dem Motto:

»*Vos exemplaria graeca nocturna versate manu versate diurna.*«

andere mit dem Motto:

»*Ut desint vires tamen est laudanda voluntas.*«

Die Facultät fällte über dieselben folgendes Urtheil:

»Prioris commentationis auctor nonnulla quidem ingenii atque lustriae specimina praebet, sed multa, quae ad propositam quaenem pertinent, ita neglecta sunt, ut sane argumentum propoim auctor magis delibasse, quam pertractasse videatur.

»Melius egit auctor alterius dissertationis, quae insignita est bolo: »*Vos exemplaria graeca etc.*« — Quamquam enim plura ue sunt, quae Jurisconsultorum Ordo in hac scriptione requirat, semper in decidendis quaestionibus ita auctor egit, ut ejus icia ordini probari possint: tamen argumentum uberrime ac gentissime tractavit, materiam apte disposuit, in explicandis bus et refutandis adversariorum argumentis ingenii acumen e solertiam probavit.

»Quae cum ita sint, auctorem hujus dissertationis praemio ndum esse censuit Ordo Jurisconsultorum.«

Bei Eröffnung des Zettels der zuletzt genannten und de Preises für würdig erkannten Abhandlung ergab sich der Name des Verfassers:

ELIAS MARCUS ELLER,
aus Mannheim.

Die von der Medicinischen Facultät gestellte Frage wurde nicht beantwortet.

Die Philosophische Facultät hatte zwei Fragen gegeben; die eine davon lautete:

„*Exhibeatur descriptio et historia urbis Thebarum, exponatur de situ urbis ejusque fatis monstreturque simul, qualis fuerit Thebanorum res publica.*«

Eine Beantwortung war eingegangen, versehen mit dem Motto:

»*Est quoddam prodire tenus, si non datur ultra.*«

über welche die Facultät folgendes Urtheil fällte:

»Auctor commentationis id potissimum egit, ut ea, quae i primariis Graeciae scriptoribus, historicis praesertim atque geographis, de Thebarum urbe tradita inveniret, colligeret atque i diversa capita, prouti argumenti ratio postulabat, digereret. Cum vero nihil praeterea quidquam fecerit neque usquequaque sermone puro, id quod in philologo maxime requiritur, usus sit, philosopborum Ordo praemium huic dissertationi decernere non potuit; auctorem tamen, nomen dare si velit, ob laudabilem industriam hac in re positam publica laudatione ornandum censuit.«

Als Verfasser nannte sich Ludwig Seligmann aus Rheinbaiern.

Die andere historische Frage lautete:

»*Conscribatur accurata historia vitae domesticae et rerum privatarum comitum et electorum palatinorum a* LUDOVICO *quinto ad* CAROLUM *filii* CAROLI LUDOVICI (1508—1685) *et id quidem ita, ut tam reipublicae administratio in palatinatu inferiori, tum totius vitae civilis et temporum illorum ratio illustretur.*«

„Spittler, Rommel, Weisse docebunt modum rationemque hujus historiae tractandae; materiam suppeditabunt praecipue Hubertus Thomas Leodiensis in vita Friderici et C. F. de Moser (patriot. Archiv) quique ibi passim indicantur auctores.«

Eine, in deutscher Sprache abgefafste Beantwortung, verhen mit dem Motto:

»*Historia testis est temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis.*«

ar der Facultät zugekommen, aber von derselben keineswegs s des Preises würdig erkannt worden.

Für das nächste Jahr sind folgende Aufgaben gestellt worden:

I. Von der Theologischen Facultät:

„*Exponatur historia Catecheseos in ecclesia christiana, ita ut inde a prima ecclesiae aetate usque ad recentissimam demonstretur, quid in re catechetica doctores ecclesiae peccaverint, quid profecerint, et quid nunc quidem ad juventutem in religione vere christiana imbuendam agere debeant.*“

II. Von der Juristenfacultät:

»*Exponatur de concursu delictorum tum secundum praecepta juris generalis tum secundum jus commune criminale.*«

III. Von der Medicinischen Facultät:

„*Tunicae s. d. humoris aquei anatomico-physiologica et pathologica descriptio.*“

IV. Von der Philosophischen Facultät:

Erstens: »*Cum quaestiones de virtutibus, de rectificatione et cubatura linearum curvarum ad eas pertineant, quae in tota mathesi maximi sunt momenti, ut quibus vel calculus differentialis plurima debeat cumque* Eulerr *merita hac quoque in re prae caeteris emineant, Ordo philosophorum postulat, ut Illius viri merita de hac doctrina exponantur et quaecunque Ille in theoria de curvis lineis praestiterit, e diversis Illius scriptis, quatenus non ad maximi et minimi doctrinam spectant, colligantur atque in brevem conspectum rediganturs.*«

Zweitens: »*Quaeratur, quatenus conveniat ex causis, quae ad salutem publicam spectant, singulos cives in tractandis sylvis certis legibus circumscribere atque magistratuum curae submittere; simulque ratio habeatur legum, quae recentissimis temporibus in diversis terris hac de re latae sunt. — Huic quaestioni operam daturis vernaculi sermonis venia conceditur.*«

Se. Königl. Hoheit der Grofsherzog haben allergnädigst geruht, dem Geh. Rath und Professor Dr. Nägele das Commandeurkreuz des Zähringer Löwenordens zu verleihen. *)

Geh. Rath Tiedemann wurde zum Mitgliede der Academie in Bologna und der Societas Linneana in Stockholm ernannt.

Die Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde (zu Stettin) hat den Professor und Oberbibliothekar Dr. Bähr zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt.

Von der Juristenfacultät wurden zu Doctoren promovirt: Am 25. Januar Herr Karl Christ. Robert Degener aus Braunschweig; an demselben Tage Herr Ignaz Eduard Elissen und Herr Georg Stellwag, beide aus Frankfurt; am 18. Febr. Herr Arnold Möhl aus Mannheim; am 16. März Herr Friedr. Adolph Scharff, und am 17. dess. Mon. Herr Julius Aug. Scharff, beide aus Frankfurt; am 20. dess. Mon. Herr G. v. Ketelhodt aus Rudolstadt; am 23. dess. Mon. Herr Wilhelm v. Krane aus Homburg v. d. Höhe und Herr Karl Talk aus Frankfurt; am 2. Mai Herr Flor. Theod. Lauter aus Heidelberg und Herr C. Ad. Röfsler aus Usingen; am 10. Juni Herr Martin Mittermaier aus Landshut; am 11. desselben Monats Herr Karl Eduard Zachariä aus Heidelberg; am 16. dess. Mon. Herr Friedr. Heker aus Eichtersheim; am 8. Juli Herr Georg Ludw. Grünewald aus Frankfurt; am 25. Aug. Herr K. R. Sachsse aus Leipzig; am 28. Okt. Herr Ernst Ludw. Lutz aus Neuburg und am 20. Decbr. Herr Ludw. Schulz aus Frankenthal.

Von der Medicinischen Facultät wurden zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt: Am 26. März Herr Georg Gottfried Clausius aus Frankfurt; am 14. April Herr Wilh. Heinr. Neville aus Esher; am 17. dess. Mon. Herr H. G. Stierling und am 23. Herr Herrmann Prösch, beide aus Hamburg; am 24. dess. Mon. Herr Jonathan Green aus England und Herr Johann Janouli aus Macedonien; am 20. Mai Herr Heinr. Nebel aus Heidelberg; am 11. Juni Herr Sigism. Hirsch aus Heidelberg; am 23. dess. Mon. Herr G. M. Ritt aus Hamburg; am 11. Aug. Herr William Scott aus Selkirkshire und Herr John Thomson aus Stirlingshire; am 25. dess. Mon. Herr Ludw. Würth aus Luxemburg; am 8. Septbr. Herr Walter Tobin aus Neris in Indien und Herr Emil Thibaut aus Heidelberg; am 6. Novbr. Herr Adolph Schultze aus Hamburg; am 12. Decbr. Herr P. Hörle aus Frankfurt und am 20. dess. Mon. Herr Gustav Strähl aus Zofingen im Canton Aargau.

Die philosophische Doctorwürde erhielten: Am 13. Jan. Herr Jakob Andr. Busse aus Hamburg; am 26. März Herr Sautelet aus Köln; am 23. Juni Herr Philipp Jolly aus Mannheim; am 8 Aug. Herr Barry aus Hempshire und am 25. dess. Mon. Herr Rehfufs aus Heidelberg.

---

*) Die früheren Ordensverleihungen an Schwarz, Creuzer und Rau sind bereits im Intelligenzblatt No. 1. erwähnt worden.

Verhandlungen der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde.

Am 4. Januar 1834 las Geh. Rath Tiedemann über die Aeusserungen der Seelenthätigkeit bei belebten organischen Wesen überhaupt, und den Thieren insbesondere, mit einer kritischen Prüfung der hierüber geäufserten Meinungen.

Am 18. Jan. las Geh. Hofrath Chelius über zwei Fälle von im operirter Zellgewebe-Steine und deren Bestandtheile.

Demnächst trug Geh. Rath Nägele einen Fall von chronisch gewordener *Inversio uteri* vor.

Am 1. Februar theilte Prof. Geiger die Resultate seiner weiteren Versuche über Rhabarbarin mit; desgleichen über die chemische und botanische Vergleichung der Wurzeln der Rhabarber, der *Rumex patientia* und sonstiger *Rumex*-Arten, sowie über die Auffindung eines eigenthümlichen, dem Rhabarbarin ähnlichen Stoffes, des *Rumicin*.

Am 15. Febr. las Geh. Rath v. Leonhard über unmittelbare und mittelbare Bildungsweise von Gneisen, Glimmerschiefern und andern plutonischen Felsmassen.

Am 1. März las Hofrath Puchelt eine Abhandlung über echten und unächten Croup.

Am 31. Mai theilte Geh. Rath v. Leonhard einige Nachrichten über die ältesten Einrichtungen der Universität Heidelberg mit.

Am 14. Juni handelte Geh. Hofrath Muncke über die Uebereinstimmung der theoretisch bestimmten Schallgeschwindigkeit mit der durch Erfahrung gefundenen.

Am 28. Juni hielt Geh. Hofr. Chelius einen Vortrag über Harnsteine aufserhalb der Harnwege.

Am 11. Juli las Geh. Rath Nägele über Blutgeschwülste der äufseren weiblichen Geschlechtstheile.

Am 26. Juli zeigte Geh. Hofr. Gmelin Stücke des Sintersteins vor, welchen er selbst aus dem Kanale einer Quelle zu Ems genommen hatte, und fügte die Resultate der chemischen Analyse hinzu.

Am 16. August hielt Geh. Rath Tiedemann eine Vorlesung über die Nahrungsmittel der Thiere und speciell der Menschen.

Am 29. Aug., dem höchst erfreulichen Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit des Grofsherzogs, war öffentliche Versammlung. Der zeitige Director, Geh. Rath v. Leonhard, eröffnete dieselbe mit einer Andeutung der feierlichen Veranlassung dieser Sitzung, und mit den besten Wünschen für das Wohlseyn des erhabenen Regentenhauses. Hiernächst gab Derselbe eine Uebersicht der Gesellschaft im verflossenen Jahre, durch Aufzählung der verhandelten wissenschaftlichen Gegenstände, Angabe der neu

aufgenommenen und der durch den Tod verlorenen Mitglieder. – Demnächst las der zeitige Prorector magn., Geh. Hofrath Chelius, über einen von ihm beobachteten Fall eines Bluters, mit Hinzufügung einer Nachricht über den Verlauf und die allmälige Abnahme dieses Leidens, nebst einer Angabe über die Geneigtheit der übrigen Mitglieder dieser Familie zu dieser Krankheit. – Geh. Rath Tiedemann hielt einen Vortrag über die Ausdünstung durch die Lungen und die Resultate der von ihm selbst angestellten Versuche, aus denen sich ergiebt, dafs die in die Venen eingespritzten Stoffe sehr bald in der Ausdünstung aus den Lungen zum Vorschein kommen. — Geh. Rath Nägele hielt einen Vortrag über Exostosen im weiblichen Becken, und zeigte das durch Knochenauswuchs verengte Becken, wegen dessen vor Kurzem der Kaiserschnitt von Dr. M. Kibbin zu Belfast in Irland vorgenommen worden ist. — Geh. Rath v. Leonhard zeigte einen haarförmigen Anflug von Kohlenstoff auf einer mit Graphit verkoakten Kohle vom Ueberrhein.

Am 30. Aug. theilte Geh. Rath Nägele weitere Beobachtungen und Bemerkungen mit, als Nachtrag zu seiner am 24. Nov. 1832 vorgelesenen Abhandlung: über eine besondere Gattung fehlerhaft gebildeter weiblichen Becken, bestehend in Verengung in schräger Richtung, Verknöcherung einer Hüftkreuzbeinfuge, einseitiger mangelhaften Ausbildung des Kreuzbeins u. s. w.

Am 15. Novbr. las Hofrath Puchelt über das Verhältnifs der Herzgeräusche zum Pulse.

Am 29. Novbr. hielt Geh Rath v. Leonhard eine Vorlesung über die eigenthümlich gestaltete Oberfläche von Obsidian-Kugeln aus Persien, so wie über die in Lava-Stücken von den Cyklopen-Inseln vorkommenden Mineralien, welche das Resultat wiederholter Schmelz-Processe seyn dürften.

Am 20. Decbr. hielt Geh. Rath Tiedemann einen Vortrag über die Bestandtheile der geistigen Getränke und deren physiologische Wirkungen.

Es fand zugleich observanzmäfsig die Wahl des Directors statt, welche auf den zeitigen Prorector, Geh. Hofr. Chelius fiel.

Druckfehler im Novemberheft.

S. 1102. Z. 11. statt Lehrsätzen lies Lehnsätzen. — S. 1103. Z. 1. st. immer wahren l. unwahren. — S. 1104. Z. 26. st. reicher l. einher. — S. 1105. Z. 18. st. der nothwendige l. den nothwendigen. Z. 23. 24. st. von Anderh l. vor Andern. — S. 1108. Z. 2. st. Scheine l. Schema. — S. 1109. Z. 12. v. u. st. bewährt l. gerächt. — S. 1111. Z. 8. v. u. st. der Welt l. die Welt. — S. 1112. Z. 24. st. unrichtig l. aufrichtig.

INHALT

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

(Die vorausstehenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes, die deutschen, die Seitenzahl.)

		Seite
Acta societatis medicae Havniensis. Vol. VII. Von Heyfelder.	XI.	1136
Agricola, die Interessen der deutschen Fürsten bei dem Wiener Congresse. Von Zachariä.	III.	279
Alberti, Alterthümer in der Umgegend von Rottweil. Von Wilhelmi.	V.	516
Anakreons Lieder übers. von Jordan. Von Bähr. — — » » » Möbius. Von Dems.	IV.	413
Annali del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica. 1829—1833. Von Creuzer.	III.	231
Andeutungen über den Entwurf eines Rheinischen Provinzialgesetzbuches. Von einem Rheinländer. Von Zachariä.	II.	184
Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte, redigirt von A. L. J. Michelsen und J. Asmussen. 1r Band. Von Schlosser.	IV.	339
Aristophanis Nubes ed. Boissonade. Von Bothe.	VII.	727
Arndt, Belgien und was daran hangt. Von Schlosser.	V.	489
Memoires de Mademoiselle Avrillon. 2 Vol. Von Demselben.	I.	15

Seite

Bachmann, über Hegels System u. s. w. Von Fortlage. - - - - - - - - - - VI. 612
Bartels, Pathologie und Therapie der Cholera. Von Heyfelder. - - - - - - - - - IX. 933
Baumgartner, die Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe. Von Muncke. - - V. 512
Beaujour, de l'expédition d'Annibal en Italie. Von Bähr. - - - - - - - - - - X. 1016
Bérard, souvenirs historiques sur la révolution de 1830. Von Schlosser. - - - - - - VI. 533
Berck, Dr. Th., über das Bremische Güterrecht der Ehegatten. Von Mittermaier - - - - IV. 328
Berghaus, Deutschlands Höhen. 1r Bd. 2te Ausg. Von Muncke. - - - - - - - - - IX. 929
Bernhardi, Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Geologie. Von Leonhard. - - - - X. 1010
Berndt, klinische Mittheilungen. 1stes Heft. Von Heyfelder. - - - - - - - - XI. 1131
Bischoff, Dr. Ch. H. E., Handbuch der Arzneimittellehre. Bd. 1—3. Von Amelung. - - - IX. 845
Bluff, die Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland. Von Heyfelder. - - - VIII. 769
Boëthii carmina graece per Planudem ed. Weber. Von Bähr. - - - - - - - - - IV. 402
Bonaparte, L., observations sur l'histoire de Napoléon par Norvins. Von Schlosser. - - III. 304
Boetticher, de vita, scriptis ac stylo C. Taciti. Von Bähr. - - - - - - - - - - VIII. 830
Böttcher, Proben alttestamentlicher Schrifterklärung. Von Hitzig. - - - - - - - - X. 968
Braubach, das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates u. s. w. Von Schwarz. - - - - IX. 925
v. Braunschweig, Geschichte des allgem. polit. Lebens der Völker im Alterthume. Von Schlosser. — — Umrisse einer allgem. Geschichte der Völker. Von Demselben. - - - - - - I. 84
Bretschneider, Dr. K. G., die Grundlage des (neu-) evangelischen Pietismus. Von Dr. Paulus. - V. 417
Brettner, Leitfaden für den Unterricht in der Physik. Von Muncke. - - - - - - - - IX. 929
Brewster, Newton's Leben, übersetzt von Goldberg. Von Demselben. - - - - V. 515. und VII. 639
Brunner, Ausflug über Constantinopel nach Taurien im Sommer 1831. Von Schlosser. - - - II. 142

Seite

Buff, Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre. Von Muncke. - - - - - - V. 502

Bulletino degli Annali del l'Institnto di Corrispondenza Archeologica. 1829—32. Von Creuzer. - - III. 231

Bulla reformationis Pauli, papae, tertii, ad historiam concilii Tridentini pertinens, concepta, non vulgata, ed. Clausen. Von Dr. Paulus. - - - II. 128

Burg, A., Lehrbuch der höhern Mathematik. Bd. 1—3. Von Müller. - - - - - - - - - IX. 902

Caesaris, C. J., commentationum de bello Gallic. interpretatio Graeca ed. Baumstark. Von Bähr. VIII. 824

Camoens, die Lusiaden. Verdeutscht von Donner. Von Bothe. - - - - - - - - - VIII. 827

Carus, Dr. C. G., Vorlesungen über Psychologie. Von Umbreit. - - - - - - - - - - V. 475

Casper, J. L., die Behandlung der asiatischen Cholera durch Anwendung der Kälte. Von Heyfelder - III. 294

de Castilho, Cartas de Echo e Narciso, und — — Amor e Melancolia. Von Bothe - VIII. 827

Catulli carmina ed. Döring. Von Demselben. X. 1009

Cholera, die, in Breslau, beschrieben von den Oberärzten u. s. w. Von Heyfelder. - - - IX. 939

— die asiatische, in Magdeburg. Von Demselben. V. 494

Choulant, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Von Arnold. - - XII. 1218

Ciceronis epistolae selectae ed. Pflanz. Von Bähr. I. 91

— oratio pro A. Licinio Archia ed. Stuerenberg. Von Demselben. - - - - - I. 88

— de provinciis consularibus oratio ed. Orelli. Von Demselben. - - - - - - - I. 89

— orationes selectae ed. Möbius. Von Dems. I. 90

— Laelius ed. Klotz. Von Dems. - - I. 90

Clefs, de coloniis Judaeorum etc. Spec. I. Von Dems. V. 526

Cousinéry, M. E. M., Voyage dans la Macédoine. 2 Tom. Von Dems. - - - - - - - I. 68

Dodwell, views and descriptions of Cyclopian or Pelasgic remains. Von Bähr. - - - - V. 525

Desmarest, Temoignages historiqnes, ou quinze ans de haute police sous Napoléon. Von Schlosser. III. 306

Dirksen, die Lehre von den Köpfen. Von Schmid. VIII. 770

Dohna, Chr. de, mémoires originaux sur le regne et la cour de Frédéric I. roi de Prusse. Von Schlosser. - - - - - - - - - II. 131

Seite

Drechsel, Graf v., Vorträge über die Revision des baier. Gemeinde-Edicts vom 27. Mai 1818. Von Zachariä. - - - - - - - - - VI. 598

Dugas-Monthel, observations sur l'Iliade et l'Odyssée d'Homère. Von Bothe. - - - - - - VII. 729

Eichhorn, Rechtsgutachten über die Verhältnisse der St. Petri-Domgemeinde u. s. w. Von Zachariä. VII. 723

Ekendahl, D. G. von, Geschichte des Schwedischen Volkes und Reichs. 1ster Band. Von Schlosser. I. 28

Encyclopédie des gens du monde. Tome I. 2. II. 1. Von Bähr. - - - - - - - - - I. 111

— — — — Tome II. 2. III. Von Dems. - X. 1028

Entwurf einer Verordnung die Gelehrtenschulen im Grofsherzogthum Baden betreffend. Von Schwarz. XII. 1192

Epoques, quatre, de la vie de la duchesse de Berry. Von Schlosser. - - - - - - - - V. 491

v. Erlach, die Volkslieder der Deutschen. Von Bähr. X. 1026

Euripidis Medea ed. Boissonade. Von Bothe. VII. 727

Euripides Werke, übersetzt von Minkwitz. 1r Bd. Von Bähr. - - - - - - - - - XI. 1144

Eyth, die Sage von Odysseus nach Homer. Von Bothe. VII. 725

Falbe, recherches sur l'emplacement de Carthage. Von Bähr. - - - - - - - - - V. 523

Feuerbach, A. von, der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen. Von Creuzer. - - - - - - - - - III. 241

Fichte, J. H., über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. Bd. I. II. 1. Von Weifse. XI. 1093

Flathe, Geschichte Macedoniens, und
— Geschichte des Kampfs zwischen dem alten und neuen Verfassungsprincip der Staaten der neuesten Zeit. Von Schlosser. - - - - - I. 85

Flores illustr. poetarum Romanorum veterum, coll. per Mirandolam edit. a Billerbecko. Von Bähr. VIII. 820

Föhlisch, Erinnerungen an A. H. Niemeyer. Von Schwarz. - - - - - - - - - XII. 1211

— über Nachprüfungen und Ausbildungsmittel der Jünglinge u. s. w. Von Bähr. - - - - - II. 200

Friedemann, Ciceronische Chrestomathie. Von Dems. I. 93

— — Beitr. z. Vermittl. widerstr. Ansichten üb. Verfassung d. Gymnasien. 1s. 2s Heft. Von Dems. II. 198

Fritz, über die zu den Studien erforderlichen Eigenschaften. Von Schwarz. - - III. 316 und XII. 1192

		Seite
roriep, R., Symptome der asiatischen Cholera, abgebildet und beschrieben. Von Heyfelder. -	III.	294
uncke, die ursprüngliche Vaccine u. s. w. Von Demselben. - - - - - - - - -	IX.	940
auſs, intensitas vis magneticae terrestris etc. Von Muncke. - - - - - - - - - -	V.	500
ehler's physikalisches Wörterbuch. VII. Bd. 1ste 2te Abth. Von Demselben. - - - - - -	IX.	932
ejier, E. G., Geschichte Schwedens, aus der schwedischen Handschrift des Verfassers von Swen P. Leffler. 1ster Band. Von Schlosser. - -	I.	28
eist, disquisitiones Homericae. Von Bähr. -	IV.	403
eschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern u. s. w. übersetzt von Neumann. Von Schlosser.	V.	491
Glücks Pandekten-Commentar, Fortsetzung von Mühlenbruch. Von Roſshirt. - - - -	VIII.	808
lückselig, deutsche Grammatik, und essen Regellehre d. deutschen Sprache. Von Hautz.	XII.	1215
ötz, die Arithmetik, Algebra und Gröſsenlehre, Geometrie und Trigonometrie u. s. w. Von Müller	VI.	601
rebe, Regeln für die wichtigsten arithmetischen Operationen. Von Demselben. - - - - -	VI.	606
reverus, Rathgeber für wiſsbegierige Jünglinge. Von Schwarz. - - - - - - - - - -	XII.	1192
ronovii notae in Terentium ed. Frotscher. Von Bähr. - - - - - - - - - - -	I.	99
rotefend, Geschichte des Lyceums von Hannover. Von Demselben. - - - - - - - -	II.	200
rüneisen, über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Von Walz. - - - - -	VIII.	774
runert, J. A., Lehrbuch der Mathematik. 4 Thle. Von Müller. - - - - - - - - -	III.	231
rysar, Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. I. 1. Von Schlosser. - - - - - - -	I.	83
aenel, Gust., Dissensiones Dominorum. Von Thibaut. - - - - - - - - - -	VI.	529
agenbach, Vorlesungen über Geschichte der Reformation. Von Dr. Paulus. - - - - - -	X.	1025
agnauer, über pädagogische Begründung des Landschulwesens. Von Schwarz. - - - - - -	IX.	926
arlefs, H., quaestiunculae criticae in Plutarchum et Platonem. Von Bähr. - - - - - -	VI.	545

		Seite
Härlin, die Homöopathie im Lichte des gesunden Menschenverstandes. Von Heyfelder.	XI.	1131
Harms, Cl., Pastoraltheologie. 3tes Buch. Von Schwarz.	IX.	833
Hartung, die Cholera-Epidemie in Aachen. Von Heyfelder.	IX.	940
Hehl, Hand- und Lehrbuch der reinen Mathematik. 1ster Band. Von Müller.	VI.	610
Heinecke, Chr., Homer und Lykurg. Von Bähr.	XI.	1125
Hecker, der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert; — die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter; und — der englische Schweifs. Von Heyfelder.	X.	1035
Helwing, Geschichte des Preufsischen Staats. I. 1. Von Schlosser.	I.	85
— — I, 2, 2. Von Demselben.	V.	488
Herrmann, de morbis, qui Algerii occurrunt. Von Heyfelder.	VIII.	831
Herodoti historiarum libr. IX. ed. Negris. Von Bähr.	IV.	404
Hefs, variae lectiones etc. in Taciti Germaniam. Commentatio III. Von Demselben.	VIII.	819
Heyse, Hülfsbuch zum Unterricht in der deutschen Aussprache und Rechtschreibung. Von Hautz.	XII.	1215
Hibbert, history of the extinct volcanos of the basin of Neuwied. Von Leonhard.	VIII.	737
Hille, Beobachtungen über die Cholera. Von Heyfelder.	V.	494
Hinton, the history and topography of the united States. Vol. I. II. Von Schlosser.	II,	191
Hobein, Schutzschriften. Von Zachariä.	VII.	721
Hochstetter, Mag. Ch. F., Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntnifs. Von Lewald.	XI.	1077
v. Hoff, Höhenmessungen in Thüringen. Von Muncke.	V.	505
Hoffmann, die Wirkungen der Cholera im Preufs. Staate. Von Heyfelder.	V.	494
Hoffmann, Beweis des ausgebildeten musikalischen Taktes der alten Griechen. Von Muncke.	IX.	928
Homeri carmina ed. Bothe. Vol. I—III. Von Bähr.	IV.	394
Homers Werke übers. von Schaumann. Von Dems.	IV.	407
Hope, Dr. J., von den Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse. Aus dem Engl. von F. W. Becker. Von Puchelt.	I.	54
Horatius Werke übers. von Günther. Von Bähr.	IV.	408

Seite

v. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 5ter Jahrgang. Von Schlosser. - II. 194
Hortense, la reine, en Italie, en France et en Angleterre etc. Von Demselben. - - - - - III. 299
v. Humboldt's Reisen. Auszug von Macgillivray. Von Muncke. - - - - - - - - - V. 506

Jäck, Beschreibung der Bibliothek zu Bamberg. 2 Bde. Von Bähr. - - - - - - - II. 203
— viele Alphabete und Schriftzüge vom 8ten bis 16ten Jahrhundert. 1stes Heft. Von Bähr. - - II. 206
Jahre, zehn, aus meinem Schullehen. Von Schwarz. IX. 926
James, France in the lives of her great men. Vol. I. Von Schlosser. - - - - - - - - - III. 306
Jandera, Beiträge zur gründlichen Behandlung einiger Lehren der Arithmetik. Von Müller. - - VI. 602

Ideler, meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Von Muncke. - - - - - - V. 507
— über den Ursprung der Feuerkugeln. Von Dems. V. 508
— Untersuchungen über den Hagel u. s. w. Von Dems. V. 509
Ilgen, Zeitschrift für historische Theologie. I—III. 1. Von Schlosser. - - - - - - - - - I. 87
— — — — — III. 2. Von Demselben. - V. 490
Die Irrenanstalt Sachsenberg. Von Roller. - - VI. 595

Kaufmann, Dr. Pet., Propädeutik zur Kameralistik und Politik. Von Rau. - - - - - - - V. 446
Kayserlingk, H. v., Glaubensbekenntnifs eines Philosophen u. s. w. Von Dr. Paulus. - - - VIII. 799
e Kerkhore, considerations sur la nature et le traîtement du cholera-morbus. Von Heyfelder. - V. 494
Klaproth, aperçu des entreprises des Mongols en Georgie et en Armenie etc. Von Bähr. - - I. 112
Löcher, körperliche Geometrie. Von Müller. - VI. 607
opp, über die Aussprache des Lateinischen. Von Bothe. - - - - - - - - - VIII. 826
örte, Dr. W., Lehen und Studien F. A. Wolfs. Von Demselben. - - - - - - - - II. 151
ramer, die Homöopathie eine Irrlehre. Von Feist. X. 1029
— über die Heilung der Schwerhörigkeit. Von Heyfelder. - - - - - - - - IX. 942
raushaar, über die metrischen Uebersetzungen classischer Dichterwerke der Alten. Von Bähr. - XI. 1145

Seite

Kretzschmar, Ideen zu einer Theorie der Musik. Von Muncke. - - - - - - - - IX. 928

v. Kroyher, Behandlung des Scharlachfiebers. Von Feist. - - - - - - - - - - X. 1033

Krüger-Hansen, die Homöopathie und Allopathie. Von Demselben. - - - - - - - VIII. 761

Lamartine, Harmonien, übersetzt von Schirlitz. Von G. Schwab. - - - - - - - VI. 582

Langenschwarz, M., die Arithmetik der Sprache. Von Fortlage. - - - - - - - - XI. 1130

Lauber, Versnch einer wissenschaftlichen Darstellnng der Mathematik. I. Bd. Von Müller. - - VI. 611

Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis. Von Bähr. IV. 401

Lemontey, histoire de la régence et de la minorité de Lonis XV. Vol. I. Von Schlosser. - - X. 945

— — — — Vol. II. Von Demselben. - XI. 1066

Lenoir, A, Antiquités Mexicaines. Relation des trois expeditions du Capit. Dnpaix pour la récherche des antiquités du pays, notamment celles de Mitla et de Palenque etc. Von Bähr. - - - - III. 273

Lettre á l'Académie royale des sciences de Lisbonne sur le texte des Lusiades. Von Bothe. - - VIII. 897

Lettres de Napoléon à Joséphine. 2 Vol. Von Schlosser. I. 15

Letronne, Grundrifs der alten und neuen Geographie, übersetzt von Baumstark. Von Bähr. - - VII. 732

Leutbecher, Abrifs der Methodologie des akademischen Studiums. Von Schwarz. - - - XII. 1192

Lieber, F., on Girards College. Von Muncke. IV. 367

Lichtenhahn, Dr. H., über das Verfahren gegen die Stadt Basel. Von Zacharia. - - - - - I. 61

Lindemann, Mängel des Gelehrtenschulwesens in Sachsen. Von Demselben. - - - - III. 307

Lippert, Annalen des Kirchenrechts. 4tes Heft. Von Zachariä. - - - - - - - - - I. 107

Löhmann, Tafeln zur Verwandlung des Maafses und Gewichtes u. s. w. V. Bds. 1. Abth. Von Muncke. V. 530

— Handbuch für juridische und staatswirthschaftliche Rechnungen. Von Demselben. - - - V. 514

Löhn, biblisches Sachwörterbuch. Von Dr. Paulus. VII. 731

Londonderry, M. de, Histoire de la guerre de 1813—14. Von Schlosser. - - - - - II. 194

Löw, Dr. C. F. von, über akademische Lehr- und Lernweise. Von Zachariä. - - - - - VI. 593

Seite

Lorenz, disquisitio de civitate veter. Tarentinorum. Von Bähr. - - - - - - - - - VII. 735

Ludowieg, Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie. Von Müller. - - - - - VI. 604

Lübker, de participiis graecis latinisque comment. Von Bähr. - - - - - - - - - - III. 208

Machiavelli's sämmtliche Werke, übersetzt von Ziegler. 4ter Band. Von Zachariä. - - XI. 1137

Mair, Würdigung der Verdienste Desaguliers, Gravesande's und Mussenbroek's. Von Muncke. - - V. 515

Makeldey, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. 10te Aufl. Von Rofshirt. - - - - - VIII. 801

Marbach, populäres physikalisches Lexikon. I. 1. Von Muncke. - - - - - - - - - V. 500

Martin, Dr. Anselm, die Kranken- und Versorgungsanstalten zu Wien, Baden u. s. w. Von Roller VII. 712

— — Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München. Von Demselben. - - XII. 1173

Martin, E. A., de lithogenesi praesertim urinaria. Von Feist. - - - - - - - - - XII. 1219

Matter, über den Einfluss der Sitten auf die Gesetze u. s. w. Von Schlosser. - - - - - - II. 196

Matthiä, vermischte Schriften. Von Bähr. - - III. 319

Matthies, Erklärung des Briefs Pauli an die Epheser, und Meier, Commentar über den Brief Pauli an die Epheser. Von Dr. Paulus. - - - - - XII. 1153

Memorie del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica, Fasc. I. II. Von Creuzer. - - - - III. 231

Menck, synchronistisches Handbuch der neuesten Zeitgeschichte. 2ter Theil. Von Schlosser. - - II. 196

Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau. Von Demselben. - - - - - V. 458

Mensing, die gemeine Rechenkunst u. s. w. Von Müller. - - - - - - - - - VI. 605

Monumenti inediti del l'Instituto di Corrispondenza Archeologica. Von Creuzer. - - - - - III. 231

Moser, symbolarum criticarum ad Ciceronem Specimen III. Von Bähr. - - - - - - - - I. 92

Mühlenbruch, doctrina pandectarum. Edit. III. Von Rofshirt. - - - - - - - - - VIII. 801

Mülleri, ad Ciceronis orationem pro Sestio curae secundae. Von Moser. - - - - - - VIII. 795

		Seite
Müller, de usu atque natura infinitivi historici apud Latinos. Von Bähr.	VIII.	822
Murhard, Dr. K., Theorie und Politik des Handels. 1ster und 2ter Band. Von Rau.	I.	33
Naebe, compendium historiae ecclesiasticae. Von Schlosser.	I.	87
Nagel, antiquitates Cholericae. Von Heyfelder.	IX.	933
Naville, l'éducation publique considerée dans ses rapports avec le developpement des facultés etc. Von Schwarz.	I.	106
Nebenius, C. F., über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen und mit besonderer Rücksicht auf die polytechnische Schule zu Karlsruhe. Von Muncke.	II.	166
— — — — Von Schwarz.	IX.	922
Neubig, Grundrifs d. reinen Mathematik. Von Müller.	VI.	600
Niemann, Dr. J. Fr., Anleitung zur Visitation der Apotheken. Von Heyfelder.	IX.	871
Nitzsch, erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee. II. Bd. Von Bähr.	IV.	396
Nüfslin, des Pericles Standrede auf die gefallenen Athener. (Thucyd. II, 35—45.) und — Erklärung der Homerischen Gesänge. (Probe) Von Bähr.	XI.	1146
Ohlert, die höhere Bürgerschule. Von Schwarz.	I.	103
Oehmann, Bildung des Perfectum und Supinum in der latein. Sprache. 2te Ausgabe. Von Bähr.	VIII.	823
Orelli, scholiasta Juvenalis e cod. Sangal. emend. Von Demselben.	VIII.	821
Ovidii, P. N. Heroides et Sabini epistolae ed. Loers. Tom. II. Von Demselben.	I.	98
Panizza, B., sopra il Sistema linfatico dei Rettili Ricerche zootomiche. Von Tiedemann.	IV.	321
Pansch, de Aristot. ethicis Nicomacheis. Von Bähr.	IV.	405
Parthey, Siciliae antiquae tabula emendata. Von Demselben.	VII.	734
Persii, A. F., satirarum liber ed. Duebner. Von Demselben.	I.	101
Petersen, Dr. C. F., Handbuch der griechischen Literaturgeschichte. Von Demselben.	IX.	908
Petrick, der Geist unserer Zeit und das Christenthum. Von Dr. Paulus.	X.	97

		Seite
fort, Henschels Wassersäulen-Gebläse. Von Muncke.	V.	513
ierer, encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften und Künste. 2oster Band. Von Rau. -	III.	317
lauti comoediae ed. Richter. Von Bähr. -	I.	100
linius Secundus Lobrede auf den Kaiser Trajan, übersetzt von Hoffa. Von Demselben. - -	XI.	1143
lutarchi vita Themistoclis. Recens. C. Sintenis; — vitae Aemilii Pauli et Timoleontis. Recognovit J. C. Held; — vitae decem Oratorum. Recogn. Westermann; — Moralia. Index Graecitatis. Emend. Wyttenbach. Von Bähr.	VI.	645
ölitz, staatswissenschaftliche Vorlesungen. 3ter Bd. Von Zachariä. - - - - - - - - -	VI.	599
- die europäischen Verfassungen seit dem Jahr 1799 bis auf die neueste Zeit. 1—3ter Bd. Von Dems.	II.	179
reusker, Andeutungen über Sonntags- und Gewerbsschulen, und essen Nachrichten üb. die Leistungen der Sonntags- und Gewerbsschule zu Grofsenhayn. Von Schwarz.	XII.	1191
rosaiker, Griechische und Römische, in Uebersetz. herausgeg. von Tafel, Osiander und Schwab. Von Bähr. - - - - - - IV. 409 und	XI.	1139
rotokoll von der Conferenz der Directoren der 8 Gymnasien der Provinz Westphalen. Von Schwarz. -	I.	104
utsche, commentationum Homericarum Specimen I. Von Bähr. - - - - - - - - -	IV.	403
Radius, J., de influentia morbo anni 1833. Von Heyfelder. - - - - - - - - -	I.	59
ambach, thesaurus eroticus linguae Latinae. Von Bähr. - - - - - - - - - -	I.	102
amshorn, Dr. L., Synonymik der latein. Sprache. Thl. 1—2. Von Moser. - - - - - -	IX.	872
au, Lehrbuch der politischen Oekonomie. 1ster Bd. Von Rau. - - - - - - - - -	I.	110
Raumer, Codex diplomaticus Brandenburgensis. Von Schlosser. - - - - - - - -	I.	85
Raden, Entwurf eines Gesetzes über Verfassung u. Verwaltung von Landgemeinden. Von Zacharia.	VI.	598
eden bei der Einführung der drei neuerwählten Professoren des akadem. Gymnasiums in Hamburg. Von Dr. Paulus. - - - - - - - -	VI.	573

		Seite
Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler. Von Schwarz. - -	XII.	1192
Rehberg, die Erwartungen der Deutschen von dem Bunde ihrer Fürsten. Von Demselben. - -	XII.	1212
Reinardus Vulpes. Edit. Mone; Reineke Vos. Von Hoffmann v. Fallersleben; Reinhart Fuchs. Von J. Grimm; Le Roman du Renart. Edit. Méon. Von Gervinus.	VII.	665
Resultate des Maschinenwesens. A. d. Engl. übersetzt (Lübeck) und dasselbe übersetzt von Riecken. Von Rau. - - - - - - - - - -	IV.	413
Rettig, Dr. H. Chr. M., quaestiunculae Philippenses. Von Dr. Paulus. - - - - - - -	I.	1
Reuter, Lehrbuch der besondern Zahlenlehre. Von Müller. - - - - - - - - - -	VI.	609
Ringseis, über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten. Von Dr. Paulus. -	IV.	390
Ritgen, Baustücke einer Vorschule der allgemeinen Krankheitslehre. Von Fortlage. - - -	XII.	1178
Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche u. s. w. Von Dr. Paulus. -	II.	113
Robert, lettre sur le choléra morbus etc. Von Heyfelder. - - - - - - - - -	X.	1035
— vues nouvelles sur la vaccine. Von Demselben.	XI.	1135
Rose, das Wichtigste, welches ein Jüngling zu prüfen hat u. s. w. Von Schwarz. - - - - -	XII.	1192
Rosseg, Anfangsgründe der Algebra. Von Müller.	VI.	605
Roulez, mémoire sur les campagnes de César. Von Bähr. - - - - - - - - -	I.	97
— sur une inscription Latine, trouvé à l'hospice du St. Bernard. Von Demselben. - - - - -	I.	98
Rudorff, das Recht der Vormundschaft. 3 Bände. Von Rofshirt. - - - - - - - -	VIII.	808
Rüder, genealogisch-geschichtlich-statistisches Jahrbuch für 1835. Von Zachariä. - - -	XI.	1138
v. Rumohr, C. Fr., Novellen. Von Schwab. -	IX.	895
de la Sagra, R., Tablas necrologicas de cholera morbus etc. Von Heyfelder. - - - - -	V.	494
Schauberg, Dr. J., über die Stiftung einer Hochschule zu Zürich. Von Zachariä. - - -	I.	61
Scheibler, der physikalische und musikalische Tonmesser. Von Muncke. - - - - -	V.	503

		Seite
Scheidler, Grundrifs der Hodegetik, oder Methodik des akademischen Studiums. Von Dr. Paulus. -	IV.	387
— Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform der Universitäten. Von Demselben. - - - -	IV.	388
Schinz, W. H., die christliche Gemeinde zu Philippi. Von Demselben. - - - - - - - - -	I.	1
Schneider, quaestionum de Serv. Sulp. Rufo Spec. I. II. Von Bähr. - - - - - - - -	VIII.	815
Schorn, Geschichte Griechenlands. Von Schlosser.	I.	82
Schouw, Europa, physisch-geographische Schilderung. Von Muncke. - - - - - - - -	V.	504
Schuch, Encyklopädie der klassischen Alterhumskunde. I. Bd. 1. u. 2. Heft. Von Bähr. - -	XI.	1149
Schultz, C. L., Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Von Schlosser.	IV.	348
Schuppius, Handbuch der neuern Geschichte. Von Demselben. - - - - - - - - -	V.	487
Schwab, de Livio et Timagene. Von Bähr. -	XII.	1221
Schwabe, J. F. H., Predigten und Reden aus Veranlassung des Confessions-Vereinigungsfestes zu Darmstadt u. s. w. Von Dr. Paulus. - - - -	III.	285
- die Verwahr- oder Kleinkinderschule. Von Schwarz.	IX.	918
Schwarz, Darstellungen aus dem Gebiet der Pädagogik. 2 Bde. Von Demselben. - - -	XII.	1214
Schweppe, das Römische Privatrecht in seiner heutigen Anwendung. 4te Ausg. Von Rofshirt.	VIII.	801
Scriptores rerum mythicarum Latini tres etc Ed. G. H. Bode. Von Bähr. - - - - - - - -	IX.	885
Seneca's Tragödien, übers. von Sommer. Lief. 1—4. Von Bothe. - - - - - - - - -	XI.	1147
Seldan, Quaestt. in Cic. Pro Rege Dejotaro. Von Bähr. - - - - - - - - - - -	XII.	1223
Spilker, Geschichte der Grafen von Everstein. Von Schlosser. - - - - - - - -	I.	86
Senzel, G. A. H., Geschichte des Preufsischen Staats. 1ster Theil. Von Demselben. - - - - -	I.	23
Sickel, specimen sententiarum Ali Chaliphae. Von Dr. Paulus. - - - - - - - - -	VII.	624
Sieglitz, Bericht vom Jahr 1833 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft. Von Bähr. - -	V.	521
Sierlin, Hülfstafeln und Beiträge zur Hygrometrie. Von Muncke. - - - - - - - - -	IX.	931
Sintzing, Beiträge zur Nosologie, Pathologie und Physiologie der Cholera. Von Heyfelder. -	IX.	933

Seite

Strabons Erdbeschreibung, übers. von Groskurd. Von Bähr. - - - - - - - - - IV. 408
Strahl, über Krämpfe und Unterleibsbeschwerden. Von Heyfelder. - - - - - - - - XI. 1130
— über das Scharlachfieber u. s. w. Von Dems. XI. 1131
Studienplan für die Gymnasien des Grofsherzogthums Hessen. Von Schwarz. - - - - - - XII. 1191
Stuhr, die 3 letzten Feldzüge gegen Napoleon. 2r Bd. Von Schlosser. - - - - - - - - - II. 197
Suidae Lexicon rec. Gaisford. Von Creuzer. VII. 625

Tacitus, C. C., de vita et moribus C. J. Agricolae ed. Roth. Von Bähr. - - - - - - - I. 93
— opera ed. Ruperti. Vol. I. Von Bähr. - VIII. 817
Tappehorn, die vollkommene Association. Von Zachariä. - - - - - - - - - - VII. 707
Tegner's Schulreden. Von Bähr. - - - VII. 733
Terentii, P., Andria ed. Ritter. Von Demselben. I. 99
Thibaut, System des Pandektenrechts. 8te Aufl. Von Rofshirt. - - - - - - - - - - VIII. 801
Thiersch, F., sur l'état actuel de la Gréce. II Vol. Von Schlosser. - - - - - - - III. 200
Tobisch, Elemente der Combinationslehre, und — Elemente der Analysis. Von Müller. - VI. 608
Thury, H. de, geolog. und physikal. Betrachtungen über das Entstehen der Springquellen. Von Muncke. V. 511
Tigerström, das Römische Dotalrecht. 2 Bände. Von Rofshirt. - - - - - - - - VIII. 801

Ueber Fideicommmisse. Von Zachariä. - - VII. 721
Ueber die Homöopathik, von Rupertus dem Zweiten. Von Feist. - - - - - - - - - X. 1031
Ueber d. Schweizerischen Bundesverein. Von Zachariä. I. 110
Uebersicht der Strafrechtspflege im Grofsherzogthum Baden während des Jahrs 1832. Von Zachariä. II. 181
Historisch-statistischer Umrifs der österreichischen Monarchie. Von v. Malchus. - - - - - XI. 1091
Unger, die Geometrie des Euklid u. s. w. Von Müller. VI. 606
— Uebungen aus der angewandten Mathematik. Von Demselben. - - - - - - - VI. 603

Vehse, Tafeln der Geschichte. Von Schlosser. V. 488
Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel vor der eidgenössischee Theilungscommission. 1stes Heft. Von Zachariä. - - III. 283

		Seite
Verhandlungen der medic.-physikal. Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera. 2 Bde. Von Heyfelder.	IX.	936
Vogel, Nachricht über die Organisation des Bürger-Schulwesens in Leipzig. Von Schwarz. - -	IX.	920
Vossii commentarius nonae eclog. Virgil. ed. Petersen, und — commentarii Virgiliani ed. Reinhardt. Von Bähr. - - - - - - - - -	I.	101
Wagner, Lehrbuch der griechischen Sprache. 1r Thl. Von Schwarz. - - - - - - - - -	III.	308
Wagneri opuscula academica. Vol. I. Von Bähr.	XI.	1152
Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Von Demselben. - - - - - -	X.	965
Weber, K. F., Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft. 1ster Band. Von Demselben.	I.	45
Wegelin, Geschichte der Grafschaft Toggenburg. I. Bd. Von Schlosser. - - - - - - - - -	I.	86
Weick, Annalen für Geschichte und Politik. 1834. Von Zachariä. - - - - - - - - -	I.	108
v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 4te Aufl. Von Rofshirt. - - -	VIII.	801
Wernicke, allgemeine Andeutungen bei Lesung Homers. Von Bähr. - - - - - - - -	IV.	399
Wessenberg, J. H. v., die Kraft des Christenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels. Von Paulus.	II.	127
Westermann, Dr. A., Geschichte der griechischen Beredsamkeit. Von C. Walz. - - - - -	IV.	360
Westreenen de Tielland, rapport sur l'invention de l'imprimerie stéréotype. Von Bähr. - -	II.	207
Wetzlar, de vita Luciani etc. Von Demselben.	VII.	730
Wiggert, de Corn. Nepotis Alcibiade quaestiones. Von Demselben. - - - - - - - -	I.	95
Wihl, de gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus. Von Dr. Paulus. - - - - - -	VIII.	785
Wild, Versuche und Beobachtungen im Gebiete der Physik. Von Muncke. - - - - - -	IV.	930
Wilhelmi, dritter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinzheimer Gesellschaft u. s. w. Von Bähr. -	V.	519
Winer, biblisches Realwörterbuch. 1ster Bd. Von Dr. Paulus. - - - - - - - - -	VII.	731
Witting, populäre Darstellung der Naturkunde. 2r Thl. Von Muncke. - - - - - - - - -	V.	502
Wohlfarth, über Wesen und Bestimmung der Universitäten. Von Dr. Paulus. - - - - -	III.	385

Seite

Wurm, Chr. Fr., die Englische Kirche von 1689 bis 1702. Von Demselben. - - - - - - VI. 580

Wutzer, Bericht über die medicinisch-chirurgische Klinik in Münster. Von Heyfelder. - - XI. 1134

Wyttenbach, neue Beiträge zur Epigraphik. Von Bähr - - - - - - - - - - - I. 103

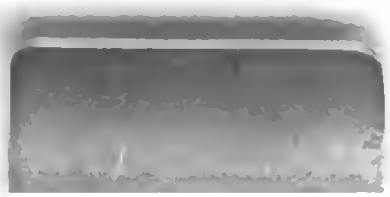
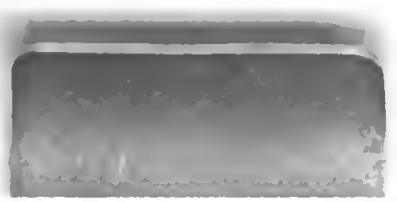
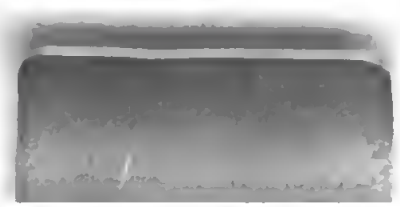
Zachariä, Rechtsgutachten über die Ansprüche August's von Este auf die Rechte eines Prinzen von Hannover. Von v. Malchus. - - - - - X. 995

Zeitschrift, Steyermärkische. 1834. Von Schlosser. II. 195

Zell, K., Ferienschriften. Dritte Sammlung. Von Bähr. II. 186

Zeller, die epidemische Cholera in Wien. Von Heyfelder. - - - - - - - - - - V. 494

Zimmer, J. G., das Gebet des Herrn. Von Schwarz. IX. 844

Zinkeisen, Geschichte Griechenlands. Von Schlosser. - - - - - - - - - - - I. 83

Zirkler, das staatsrechtliche Verhältniss der deutschen constitutionellen Staaten zum deutschen Bunde. Von Zachariä. - - - - - - - - - - I. 109